4° Pr. 15 (38,1

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

<36618624760013 S

<36618624760013

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Achtunddreissigster Jahrgang.

1844.

Januar.

113 BG.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem Morgenblatt bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das **Morgenblatt** kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Uebersetzungen oder Bruchstücke mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das **Morgenblatt** eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn diese dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das Literaturblatt

stellt sich die Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der socialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Das Kunstblatt.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des **Kunstblatts** als regelmäßiger Beilage des **Morgenblatts** veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jezt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das **Kunstblatt** bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend und beurtheilend seyn; in denen lezterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesezt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

staat

Digitized by Google

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannigfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erscheinende Bücher und Kunstwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneter Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem **Kunstblatt** ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „**Morgenblatts,**" mit Einschluß des „**Literaturblatts**" und „**Kunstblatts,**" kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „**Literaturblatts**" und „**Kunstblatts,**" ohne das „**Morgenblatt**" . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „**Literaturblatt**" . . . . . 6 fl.
das „**Kunstblatt**" . . . . . 5 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Hauptpostamt in Stuttgart, das „**Morgenblatt**" in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Zum neuen Jahr. 1.
Nachts. Von E. Reinhold. 4.
Tod der Romantik. Von W. E. Schmitt. 8. 9.
Wer ein Vogel wär'! Von E. Reinhold. 12.
Aus dem Schauspiel: „Friedrich der Alte oder der Hohenstaufen Aufgang." Von L. Bauer. 16. 17. 18. 19. — 21. 22. 23. 24.

Räthsel.

Die Zeit. 2. — Die Münze. 16. — Der Pinsel. 24.

Erzählungen.

Der Balsam von Mecca. Von A. v. Sternberg. 1—14.
Geschichten aus den Bergen. Von J. F. Lentner. 20. 21. 22. 23. — 25. 26. 27.

Naturwissenschaftliches.

Neuestes aus dem Gebiete der Naturwissenschaft. 15—20.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Die dramatische Poesie der Chinesen. 2. 3. 4. 5. 6. 7. — 10. 11. 12. 13. 14. 15.
Ueber die Vernachläßigung des Studiums der Antike in der modernen Kunst. Von A. v. Sternberg. 24—26.
Aus Edinburg. 27.

Korrespondenz.

Wien. 1. 2. 3. — Dresden. 3. 4. — Lyon. 4. 5. 6. — 17. 18. 19. 20. — Paris. 7. 8. — 22. 23. — Von der Wertach. 8. 9. 10. 11. 12. 13. — München. 12. 13. 14. 15. — Berlin. 15. 16. 17. — Zürich. 19. 20. 21. 22. — Frankfurt a. M. 23. 24. 25. — London. 25. 26. 27.

Literatur-Blatt.

Nro. 1.

Grimms deutsche Mythologie.

Nro. 2.

Grimms deutsche Mythologie. (Fortsetzung.)

Nro. 3.

Grimms deutsche Mythologie. (Schluß.)

Nro. 4.

Epische Dichtkunst. Die redenden Thiere. Ein episches Gedicht von Casti. Aus dem Italienischen übersezt von J. E. A. Stiegler.

Nro. 5.

Werke über Rußland. 1) Rußland im Jahr 1839. Aus dem Französischen des Marquis von Custine von Dr. A. Diezmann.

Nro. 6.

Formenlehre. Die Formen der Natur. Für Mathematiker, Künstler, Naturforscher. — Werke über Rußland. 1) Rußland im Jahr 1839 ꝛc. (Schluß.) — Novellen. 1) Mein Orient. Von C. O. Sternau. — 2) Neue Novellen und Erzählungen von Georg Loy. — 3) Semida der Selbstdenker. Eine Künstlernovelle.

Nro. 7.

Biographie. Biographischer und juristischer Nachlaß von Dr. K. S. Zachariä von Lingenthal, Geheimenrath, Rechts-

Digitized by Google

lehrer ꝛc. zu Heidelberg. Herausgegeben von dessen Sohne. — Ueber Strafanstalten. Andeutungen zu einer zweckmäßigen Einrichtung und Beaufsichtigung der Strafanstalten und Kriminalgefängnisse in Deutschland. Von Theodor Heinze.

Nro. 8.

Kunstgeschichte. 1) Kunstwerke und Künstler in Deutschland. Von Dr. G. F. Waagen, Direktor der Gemäldegalerie des k. Museums in Berlin. Erster Theil. Kunstwerke und Künstler im Erzgebirge und in Franken.

Nro. 9.

Kunstgeschichte. 1) Kunstwerke und Künstler in Deutschland ꝛc. (Schluß.) — 2) Das architektonische Rom und die capitolinischen Museen. Von E. Norder. — 3) Die Marcellusschlacht bei Clastidium. Mosaikgemälde in der Casa di Göthe zu Pompeji. Ein archäologischer Versuch von Dr. H. Schreiber. — 4) Die Attribute der Heiligen, alphabetisch geordnet. Ein Schlüssel zur Erkennung der Heiligen nach deren Attributen in Rücksicht auf Kunst, Geschichte und Kultus. Nebst einem Anhange über die Kleidung der katholischen Geistlichen und einem Register. — Biographie. Meine Gefangenschaft zu St. Petersburg in den Jahren 1794 — 1796. Nachgelassenes Werk von Julian Ursin Niemcewicz. Deutsch von Dr. L. Eichler.

Nro. 10.

Politische Schrift. Das Volk und die Parteien. Nebst einem Anhang über die freie Presse. — Kinderschrift. Merkwürdige Abenteuer des Conrad Haselbaum. Nach Desnoyers von L. Fürstedler, mit 102 Holzschnitten von P. Lauteros. — Sprichwörter. Die Weisheit auf der Gasse oder Sinn und Geist deutscher Sprichwörter. Herausgegeben von J. M. Sailer.

Nro. 11.

Pädagogik. Geschichte der Pädagogik vom Wiederaufblühen der klassischen Studien bis auf unsere Zeit. Von Karl v. Raumer. — Geschichte. Leben Gustav II. Adolfs, Königs von Schweden. Aus dem Schwedischen des And. Fryxell von T. Homberg. — Aesthetik. Ueber die wirklichen und scheinbaren Folgen der bildlichen Darstellung überhaupt und der Metapher insbesondere. Eine philosophische Abhandlung von Joh. Göthe.

Kunst-Blatt.

Nro. 1.

Das Denkmal Friedrichs des Großen in Berlin. — Neue Kunstleistungen in München. — Denkmäler. — Bauwerke.

Nro. 2.

Ein Blick auf die Kunstrichtung der alten und neuen Zeit, mit Beziehung auf das neueste Gemälde von Peter v. Cornelius: „Christus erscheint in der Vorhölle, um den Geistern, die im Gefängnisse dem Erlöser entgegen harrten, zu predigen." — Medaillenkunde. Denkmünze auf das Jubiläum des Professors Pfaff in Kiel. — Bauwerke.

Nro. 3.

Ein Blick auf die Kunstrichtung der alten und neuen Zeit, mit Beziehung auf das neueste Gemälde von Peter v. Cornelius. (Fortsetzung.) — Bauwerke. — Kölner Dombau. — Malerei.

Nro. 4.

Ein Blick auf die Kunstrichtung der alten und neuen Zeit, mit Beziehung auf das neueste Gemälde von Peter v. Cornelius. (Fortsetzung.) — Lithographie. Jakob und Rahel. Gemalt von Fr. Müller, lithographirt von Georg Koch. — Malerei. — Plastik.

Nro. 5.

Ein Blick auf die Kunstrichtung der alten und neuen Zeit, mit Beziehung auf das neueste Gemälde von Peter v. Cornelius. (Schluß.) — Nachrichten aus Cassel. — Plastik. — Medaillenkunde. — Statistik. — Alterthümer und Ausgrabungen.

Nro. 6.

Neues aus Kopenhagen. — Geschichte der italienischen Kunst. Les Peintures de Giotto de l'Eglise de l'Incoronata à Naples, publiées et expliquées pour la première fois par Stanislas Aloé. — Alterthümer und Ausgrabungen. — Lithographie. — Neue Bilderwerke. — Literatur. — Nekrolog.

Nro. 7.

Mythologie und Archäologie. 1) Apollons Ankunft in Delphi. Von P. W. Forchhammer. Einladungsschrift zu einem am Geburtstage Winckelmanns d. 9. December 1840 in der akademischen Aula zu Kiel von Dr. Otto Jahn zu haltenden Vortrag. 2) Phrixos der Herold. Zweites Programm zum Berliner Winckelmannsfest von Ed. Gerhard. 3) Etymologisch-symbolisch-mythologisches Realwörterbuch, zum Handgebrauche für Bibelforscher, Archäologen und bildende Künstler u. s. w. Von F. Nork. 4) Antike Marmorwerke, zum erstenmal bekannt gemacht von Emil Braun. — Kupferstich. Der Zinsgroschen. Gemalt von Titian, gestochen von Friedrich Knolle. — Nekrolog. — Persönliches.

Nro. 8.

Mythologie und Archäologie. 1) Apollons Ankunft in Delphi. Von P. W. Forchhammer. 2) Phrixos der Herold. Von Ed. Gerhard. 3) Etymologisch-symbolisch-mythologisches Realwörterbuch, zum Handgebrauche für Bibelforscher, Archäologen und bildende Künstler u. s. w. Von F. Nork. 4) Antike Marmorwerke, zum erstenmal bekannt gemacht von Emil Braun. — Das xylographische Institut der Herren Braun und Schneider in München. — Winckelmannsfeier.

Nro. 9.

Mittheilungen aus London. — Künstlerfeste. — Akademien und Vereine. — Museen und Sammlungen.

Digitized by Google

№ 1.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 1. Januar 1844.

BIBLIOTECA REGIA

Wo das Eiſen wächst in der Berge Schacht,
Da entſpringen der Erde Gebieter.

Schiller.

Verdammt Metall,
Gemeine Metze du der Menſchen, die
Die Völker ihört!

Shakespeare.

Zum neuen Jahr.

Vergönnet, heute aus Knittelreimen
Unſer Neujahrsgedicht zu leimen,
Wenn wir auch nicht die Sprache als Wachs
Können kneten und formen wie Hans Sachs,
Nicht wie er ſo ſchalkhaft und zierlich
Können fabeln und reden figürlich,
Aus grünen Ranken der Allegorien
Der Weisheit duft'ge Blume erziehen,
Und mit gutem Witz und ſaftigem Scherz
Dummen und Klugen greifen an's Herz.

Als neugeboren war das Jahr,
Da kamen zu ſeiner Wiege dar
Geſtalten zwei, ſich um die Gunſt
Des Kindes zu bewerben mit Kunſt.
Die eine Geſtalt war ſchwarz und grimmig,
Gar ungefüg, rauh und grobſtimmig,
Ihr Athem wie Räderwerk ertönte,
Der Boden von ihrem Tritt erdröhnte.
Gepanzert war ſie hinten und vorn;
Zwar trug ſie nicht ritterliche Sporn,
Doch an Armen und Beinen eiſerne Schienen;
Unſichtbar waren Aug' und Mienen,
Behelmt der Kopf, mit eiſerner Larve;
Am Gürtel hing das Schwert, das ſcharfe.
Doch trug ſie kein angelegt Gewaffen,
Das Alles war ihr anerſchaffen;
Aus Einem Stücke ganz und gar,
Aus Eiſen, Perſon und Rüſtung war.

Die Geſtalt hin zu der Wiege trat,
Das Kind mit rauher Stimme bat,
Darin kein menſchlich Gemüth zu ſpüren,
Daß drob begann das Herz zu frieren:
„Gib mir jezt ganz der Welt Gewalt!
Ich leih' ihr Dauer, Mark und Halt!
Mit meiner Eiſenfauſt — wie Thon
Brech' ich aller luſtigen Götzen Thron, —
Die vergänglichen welken und ſterben —
Stolz ſchreit' ich über krachende Scherben.
Aufſteigend aus Tiefen unergründlich
Verjüng' und ſtärk' ich mich allſtündlich;
Unter Glas und Dunſt, Schaum, Luft und Schein
Rag' ich beſtändig und feſt allein;
Paarend mit großer Kunſt die Stärke,
Schaff' ich die ewigen Wunderwerke;
Das Naturgeſetz höhnend, bau' ich Schiffe,
Denen nicht ſchaden Fäulniß und Riffe,
Die, ganz von Eiſen, ſtatt von Holz,
Leicht hintanzen, der Ströme Stolz.

Digitized by Google

Meine Straßen ſpann' ich, aus ehernem Guß,
Eben, pfeilgerad über den Fluß,
Laſſ' über die Kluft ſie, wie Schlangen, ſpringen,
Maulwurfgleich durch die Berge dringen.
Ich gieße Geſchütze, aus deren Schlund
Ein Schuß bohrt das ſchwerſte Schiff in Grund,
Die, wie die Peſt, mit Einem Schnauben,
Tauſend Müttern die Söhne rauben.
Den Menſchlein, pochend auf ihren Verſtand,
Reiß' ich die Arbeit aus träger Hand,
Daß ſie daſtehn, ſtaunend, was meine Kraft
Mit Rieſenarmen im Fluge ſchafft.
Ich zieh' aus der dräuenden Wetter Sitz,
Aus der Wolkenburg den tödtlichen Blitz,
Wie ein Zauberer mit dem Pelikan
Auszieht der Schlange den giftigen Zahn.
Heilen auch kann ich, nicht nur tödten,
Das wäſſ'rige Blut vermag ich zu röthen.
Ich will, wenn mir das Reich verlieh'n,
Aus den Menſchen ein ehern Geſchlecht erzieh'n,
Will ihr zuckendes Herz in Eiſen verwandeln,
Daß wie Kadmus Drachenſaatmänner ſie handeln!"

Da trat die andre Geſtalt hervor,
Mit tönender Stimme das Kind beſchwor,
Wie ein Glöcklein von Silber und Gold,
Doch war ſie nicht der Seele Herold;
Sie klang wie herzloſer Schönheit Ton,
Die im Hochmuth treuer Lieb' ſpricht Hohn.
Sie war zu ſchaun wie das Licht der Sonnen,
Trug ein Kleid aus purem Gold geſponnen,
Ihr Geſicht von goldnem Schleier verſteckt,
Mit Ringen alle Finger bedeckt,
Und war vom Kopfe bis zum Fuß
Auch Alles an ihr aus Einem Guß.
Alſo ſprach ſie zum Kind in der Wiege,
Mit einer Stimme, gewohnt der Siege:

„Mein ſey die Herrſchaft, wie bisher!
Nicht acht' auf des Cyklopen Begehr!
Zum Knecht will ich den ruß'gen Geſellen,
Doch ſoll er mir nie gleich ſich ſtellen.
Wo ich tret' auf in ſtrahlendem Schein —
Wer bleibt bei ihm? wer achtet ſein?
Und iſt er kräftig, zäh und flink,
So iſt er's nur auf meinen Wink.

Mich ehret man, wie fürſtliche Gäſte,
Mir baut man prächtige Paläſte,
Um mich her drängt ſich ein Geſind,
Worunter ſich mancher Krösus find't;
Selbſt meine hochmüthigſten Vaſallen —
Nie drob'n ſie von mir abzufallen,
Demüthig mit ſtets größrer Begier
Lecken den Staub ſie vom Fuße mir.

Der Weltbeherrſcher Macht und Ehr'
Ueb' und genieß' ich ſchon lange her;
Geſetze geb' ich, die allwärts gelten,
Deren Verletzung gefährlich und ſelten;
Des Brennus Schwert ſelbſt fürcht' ich nicht,
Daß es mir ſtöre das Gleichgewicht,
Worin ich der Welt den Frieden erhalte,
Daß nirgends der Geiſt des Unheils walte;
Ich feſſle die Schwerter in die Scheide,
Ich mache ſtumpf die gezückte Schneide,
Ich faſſe gewaltig mitten im Lauf
Die ſchon geſchleuderte Kugel auf;
Ich mache zerberſten des Aufruhrs Drachen,
Werf' ich ihm die goldnen Kugeln in Rachen.
Oben ſitz' ich in der Könige Rath,
Ich ſtelle das Horoſkop dem Staat;
In meiner Ziffern Hieroglyphen
Sind verhüllt der Staatsweisheit tiefſte Tiefen;
Ich bewege des Telegraphen Hand,
Jage Tauben als Boten von Land zu Land;
Ich adle den Krämer zum Freiherrn,
Ich ſchaffe das Kreuz und den Ordensſtern;
Ich wecke den Geiſt, beflügle den Witz,
Mach' die Tänzerin wirbeln auf der Zehenſpitz',
Locke Quellen aus Felſen mit meinem Stabe,
Und wecke die Kunſt ſelbſt aus dem Grabe.
Mein bleich Geſpenſt noch, das Papier,
Das nur den Namen entlehnt von mir,
Das von Hand zu Hand gar ängſtlich flattert,
Wenn ich lieg' in ſichern Truhen vergattert,
Von mir zum Stellvertreter erleſen,
Treibt gewaltig ſein ſpukhaft Weſen,
Und wenn es ein Wörtchen nur nimmt krumm,
Wirft's Häuſer und Kabinette um.

Horchend ſtets auf der Mächtigen Wort,
Schreit' ich auch mit dem Zeitgeiſt fort;
Freiheit und Gleichheit! große Idee,
Die ich auf meine Art verſteh'.
Frei nenn ich den, der Geld hat genug,
Die Welt zu durchzieh'n in bequemem Flug;
Ich bin der große Pred'ger der Duldung,
Kein Verbrechen rüg' ich, als Ueberſchuldung;
Nicht acht' ich der Völker Unterſcheidung,
Gleich gilt mir Taufe oder Beſchneidung;
Mehr als Demokraten und als der Deſpot
Setz' ich praktiſch durch der Gleichheit Gebot,

Digitized by Google

Wenn ich im bunteſten Gemiſch
Zu meiner Cour, am grünen Tiſch,
Verſammle den Lump und den Libertiner,
Den Edelmann und den Ladendiener,
Wenn ſtrahlende Frau'n ſich durch Männer drängen,
Mit zitternden Händen die Bank zu ſprengen,
Und ich im opfervollen Tempel
Zeichne alle Geſichter mit Einem Stempel.

Ich auch zahle der Macht und Größe Steuer:
Bekämpfen muß ich zwei Ungeheuer;
Die Welt, drin ich herrſche, muß ich ſäubern
Von den Bettlern und von den Räubern,
Von Pauperismus und Communiſten,
Die ſich gar gefährlich einniſten,
Und wie Harpyien mit wüſtem Lärmen
Geſtank und Unflath überall ſchwärmen.
Ihrer mich zu entled'gen bequem,
Das iſt meiner Weisheit groß Problem,
So daß es kein groß Opfer mich koſte,
Und doch das Feuer nicht weiter gloſte;
Sie fortzuſchicken wäre nicht ſchlimm
Nach Siberien, Syrien und in die Krimm,
Nach Warrekauri und Conſtantine,
Daß der Kannibal' und der Beduine
Auffrißt, was Froſt und Hitz' und Peſt
Von den Elenden noch übrig läßt,
Europa aber blüht und gedeiht,
Von der Blutſauger Greuel befreit."

Das Kind hat keine Antwort gegeben,
Doch wird es den Beiden nicht widerſtreben,
Es wird ſie laſſen ſchalten und walten,
Wenn ein Herz nicht faſſen beſſ're Gewalten,
Mit den Ungethümen den Kampf zu wagen,
Die metallenen Feſſeln zu zerſchlagen;
Wenn gegen die irdiſchen Dämonen,
Die kein Erbarmen kennen und Schonen,
Die des Herzens Puls, der Begeiſtrung Flammen
Drücken mit kalter Fauſt zuſammen,
Des Himmels Genien ſtreiten nicht,
Die Erzeugten von Aether und Licht!
Die ungreifbar, unſichtbar, für Nichts geachtet
Von der Welt, die der Wahn umnachtet,
Stärker doch ſind als Eiſen und Stahl,
Heller glänzen als des Goldes Strahl,
Die, entfliehend, das Leben mit ſich nehmen,
Und zurück nur laſſen entſeelte Schemen,
Welche, wie Raubgethier unter Trümmern,
In götterloſer Dämm'rung verkümmern,
Und, vermählt mit den härtſten, gleißendſten Erden,
Eins wieder ganz mit dem Staube werden.

Der Balſam von Mecca.

Ein Mährchen von A. v. Sternberg.

Wenige Stunden vor Einbruch der Nacht kam ich in Prag an. Es war einer jener langweiligen regnigten Sonntage, die am Schluſſe von ſechs hellen und freundlichen Wochentagen ſtehen, wie die Reue eines Leichtſinnigen nach einem halben Dutzend luſtiger und verderblicher Thorheiten. Ich ſtieg im Gaſthof zur goldnen Kugel ab. Mein Gepäck ward hineingeſchafft und mir ein Zimmer zur ebenen Erde angewieſen. Der Raum war hoch und gewölbt und nichts weniger als anheimelnd: Eine alte, düſtere Tapete deckte Wände, die maſſenhaft und ſchwer ein hohes, thurmartiges, mit Giebeln und Erkern reichlich verſehenes Oberhaus zu tragen hatten, und der Fußboden war von Stein, mit einem Teppich belegt, der jedoch nicht ausreichte und in den Ecken des Gemachs Sprünge und Vertiefungen im Steingefüge ſehen ließ, als wären überall Fallthüren und geheime Kellereingänge angebracht. Eine Stunde brachte ich zu, meine Phantaſie ſpazieren zu führen und ſie mir von den alten Geſchlechtern berichten zu laſſen, die hier gehaust; dann aber zog mein brauſender Theekeſſel mich in eine noch ziemlich wohnliche Ecke der Halle, und ich ließ mich auf einem alterthümlichen Sopha nieder, der, was Bequemlichkeit betrifft, mit dem Lager der frommen Einſiedler in der Thebais kühnlich einen Wettſtreit hätte eingehen können.

Ich hatte bisher nicht bemerkt, daß ich nicht einſam war. Dicht neben mir, nur durch eine vermorſchte Thür, die ein kleines Schiebfenſter hatte, geſondert, führte eine luſtige Geſellſchaft ein trinkendes, ſingendes und ſchwatzendes Leben, das ſich bis tief in die Nacht hinein verlängern zu wollen ſchien. Die Stimmen klangen jugendlich, und ich konnte der Verſuchung nicht widerſtehen, leiſe das Schiebfenſter zu öffnen und mir meine Nachbarn zu betrachten. Es waren Studenten. Die große, weitläuftige Wirthsſtube ſchien ihnen ganz allein eingeräumt; nur wenige ſchattenhafte Geſtalten ſaßen jenſeits des ungeheuern runden Tiſches und verſchwanden nach und nach, je deutlicher durch die Stille die Glockenſchläge von der nahen Kirche herüber das Kommen der eigentlichen nächtlichen Stunden verkündeten. Als der lezte Mitgaſt fort war, wurden friſche Flaſchen aufgeſezt und die jungen Ritter der Tafelrunde gingen jezt in die ächte Gemüthlichkeit über. Ich ſchob leiſe den Tiſch mit meinem Theeapparat näher an die Thüre, öffnete das Schiebfenſter, und indem ich meinem aufgeſtützten Arme ein paar Reiſekiſſen unterſchob, lehnte ich mich vor, ſah durch das Fenſterchen, ſchlürfte meinen Thee und hörte ganz behaglich zu, was jene ſchwatzten.

Digitized by Google

Das Gespräch war über die Schätze und Annehmlichkeiten des Lebens hingerollt. Dieser Gegenstand wurde gänzlich ohne Philosophie behandelt; man gestand sich einstimmig, daß es weit vorzüglicher sey und einem Manne anständiger, ein schönes Reitpferd zu besitzen, eine hübsche Geliebte sein zu nennen, in einem Wagen herumzufahren, so unbequem, wie die Mode es nur irgend fordern konnte, als lange Sommernächte hindurch über einem hebräischen Buchstaben zu grübeln. Diesen Betrachtungen hatte eine dickleibige Flasche ihren Untergang zu danken, die ein Hunderttausendtheilchen irgend eines köstlichen Weinjahrs in ihrem Innern geborgen hatte.

Plötzlich rief eine Stimme lauter wie alle andern: „Wißt ihr, was ich denke?" — Eine Stille erfolgte und der Sprecher fuhr fort: „Ich will's euch sagen. Alles, was ihr da vorgebracht habt, ist doch nichts, beim Licht besehen. Ein Vergnügen, eine Seligkeit bleibt uns doch immer verschlossen. Der Reichste wie der Aermste, der Klügste wie der Dümmste kann sie nicht erlangen, und ich fürchte sehr, meine Brüder, gerade dieses verbotene Glück, das wir auf keine Weise kosten können, ist das herrlichste. Ich sage nichts weiter als — ich wünschte zaubern zu können." — „Also dieß wäre das Glück?" riefen einige Stimmen. — „Nein!" fuhr der Sprecher fort; „ich sage nur, ich wünschte zaubern zu können, um jenes uns versagte Glück mir, euch, allen Männern zu verschaffen."

Man rückte näher zusammen. „Was kann es seyn?" murmelten die mir zunächst Sitzenden. „Weder der Reichste noch der Aermste kann's erlangen, weder der Klügste noch der Dümmste? In diesem Kreis ist ja alles menschlich Erlangbare eingeschlossen. Du wirst doch nicht ein Engel werden wollen?" — „Etwas dem Aehnliches," entgegnete der junge Redner, indem er stolz und lachend das Haupt zurückbeugte. „Mit Einem Worte: ich möchte ein Weib werden."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, December.

Postverhältnisse. — Eisenbahnen.

In unsern Postverhältnissen sind bedeutende Veränderungen im Werk und zum Theil schon in's Leben getreten. Namentlich ist eine Erleichterung des Postverkehrs mit Preußen in nahe Aussicht gestellt. Alles, was in dieser Hinsicht mit den Wünschen des Publikums Uebereinstimmendes geschieht, wird mit aufrichtigem Dank entgegengenommen, und wäre es zur Zeit auch nur erst bedingte Erleichterung. Wird man nur einmal günstiger Anfänge gewahr, und lüftet sich die bisherige, fast hermetische Sperre des Staaten- und Völkerverkehrs nur einigermaßen, so schlägt, nach einem wohlthätigen Gesetze der menschlichen Natur, alsbald die Hoffnung ihre Wurzeln. Sehen wir doch schon den gehobenen Frankaturzwang für eine bedeutende Concession an; wie wohl wird uns erst werden, wenn auch noch die Verheißung einer bedeutenden Herabsetzung des Portos in Erfüllung gegangen seyn wird! — Durch die nunmehr in's Werk gerichtete Beförderung der Briefe auf der Nordeisenbahn in die betreffenden Gegenden ist denn auch nach dieser Richtung hin eine so bedeutende Beschleunigung des Postverkehrs erzielt, daß Briefe binnen drei Stunden bereits in Mähren cirkuliren. Der wohlthätige Erfolg dieser Einrichtung wird in dem Maße empfunden werden, als die genannte Bahn an Ausdehnung gewinnt. Hiezu sind aber nunmehr alle Aussichten vorhanden, indem von Prag aus bereits mit dem Bau der Verbindungslinie begonnen, und von der kürzlich hier zusammengetretenen Generalversammlung die Fortsetzung der zehn Meilen langen Bahnstrecke von Leipnik in Mähren bis Oderberg an der preußischen Grenze beschlossen worden ist. Diese Bahnlinie wird nach dem Anschluß an die preußisch-schlesische Bahn äußerst wichtig werden. Durch die Fortführung der Ferdinands-Nordbahn einerseits gegen Böhmen, andererseits gegen Preußen, also — berücksichtigt man zugleich das Prag-Dresdener Bahnprojekt — in zwiefacher Ausästung gegen den deutschen Norden hin, erfüllt die genannte Bahn, als solche, ihre eigentliche Bestimmung. Uebrigens wäre die Fortsetzung der Nordbahn Prag zu mittelst einer in das südliche Böhmen einmündenden Linie Vielen genehmer und wohl auch zur Belebung dieses Landestheils von nachhaltigen Folgen gewesen. — In ungewisser Zukunft scheint hingegen die gleichfalls schon projektirte ungarische Bahn zu schweben, nicht einmal die kurze Flügelbahn bis Preßburg will zu Stande kommen; man konnte sich bis jezt nicht einigen. Namentlich ist dieß hinsichtlich der Verhandlungen mit der sogenannten Eisenbahngesellschaft des linken Donauufers der Fall, und doch wäre eine Bahn bis Pesth und Debrezin ein so großes Bedürfniß Ungarns. Unter den gegenwärtigen, so stürmischen Verhältnissen ist freilich kaum an eine Erledigung dieser dringenden Angelegenheit zu denken. Man spricht von Anträgen, die der Direktion der Ferdinands-Nordbahn hinsichtlich der Wien-Preßburger Bahn gemacht worden seyn sollen, und die vielleicht zu einem Resultate führen könnten, wenn die Regierung mit einer Concession zu Hülfe kommt. — Es werden Stimmen laut, welche von bedeutenden Terrainschwierigkeiten und übermäßigen Kosten des Eisenbahnbaus zwischen Triest und Wien, sogar jenes zwischen hier und Prag wissen wollen. Offiziell ist hierüber bis jezt allerdings nichts kund geworden, gleichwohl ist es Thatsache, daß die Herren Miramont und d'Arcet, in Verbindung mit andern Kapitalisten, eine Concession zur Errichtung einer Schnellfrachtanstalt zur Communication zwischen Triest, Wien und Prag erhalten haben, welche Concession sich auch auf andere Straßenzüge ausdehnen soll. Dieß scheint allerdings ein bedenkliches Zeichen, beweist indessen noch immer nichts, zumal der Ablauf der Concessionsfrist mit der Eröffnung der großen Centralbahnlinie zusammenfällt, erstere somit nur eine bedingte Dauer haben kann.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 2.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 2. Januar 1844.

So wenig ein Menſch ſeinen Genius, d. i. ſeine angeborne Stammart und Complexion zu ändern vermag, ſo wenig konnte dieß nordöſtliche Mongolenvolk ſeine Naturbildung verläugnen. Und wie die Magnetnadel in Sina nicht die europäiſche Abweichung hat, ſo konnten aus dieſem Menſchenſtamm in dieſer Region auch niemals Griechen und Römer werden, deßhalb wurden aber doch Menſchen im vollſten Sinne des Worts daraus.

Herder.

Die dramatiſche Poeſie der Chineſen.

I.

Die Bildung der zahlreichen Völker auf Erden iſt doppelter Art: es muß entweder jeder Einzelne ſeine ganze Eigenthümlichkeit aufgeben und der Alles durchdringenden beſondern Geſittung ſich unbedingt unterwerfen, oder dieſe geſtattet dem Individuum noch hinlänglichen Spielraum zur Entwicklung einer eigenen, von der allgemeinen Geſittung des Volks und des Jahrhunderts abweichenden Fühl- und Denkweiſe. Während hier eine dem Auge und dem Herzen wohlthuende, der Gottheit gefällige Mannigfaltigkeit geiſtiger Formen in reicher Fülle freudig emporblüht, finden wir dort eine magere, traurige und langweilige Einförmigkeit in allen Verhältniſſen des bürgerlichen Lebens, in allen Formen des Staats, in allen Erzeugniſſen des menſchlichen Geiſtes. Völker dieſer Art werden bald ſtumpfen Sinnes und ſtumpfen Gemüthes; ſie verbringen die Zeit, ohne daß etwas geſchieht; ſie werden nicht, ſie ſind; ſie ſind heute, was ſie geſtern und ehegeſtern, was ſie vor Jahrhunderten waren. Der friſche Lebenshauch iſt ihnen ausgeblaſen, nur das leere Spiegelbild längſt verſchollener Zeiten iſt zurückgeblieben. Dieſes unglückſelige Loos, ſo erzählen uns die unkundigen Schriftſteller des Weſtens, habe in ſeinem vollen Umfange, im Großen wie im Kleinen, alle öſtlichen Völker getroffen, doch am meiſten die zahlreichen, weitverbreiteten Bewohner des Mittelreiches. Dieß ſey der Grund, fügen ſie hinzu, warum wir Zöglinge der beweglichen, vielgewandten Griechen uns ſo ſchwer mit dem Volke der Chineſen und ſeinen geiſtigen Erzeugniſſen ausſöhnen oder gar befreunden könnten.

Wer zum erſtenmal in die Ferne ſchaut, dem könnte es leichtlich dünken, daß Berg und Thal ſich gleichen, daß eine einzige graue Ebene ſich hinziehe, wo in lieblicher Mannigfaltigkeit Wälder und Wieſen, Felder und Baumgärten die Erde wie ein reichgeſtickter Teppich ſchmücken. In gleicher Weiſe ergeht es nicht ſelten denjenigen, welche auf fremde, weitentfernte Völker ſchauen, um ihr Kulturleben zu beobachten. Das ungeübte Auge unterſcheidet bloß einige allgemeine äußerliche Umriſſe, bei denen der Blick unverrückt verweilt, und ſo nicht ſelten das mannigfache, innerhalb dieſes Rahmens eingeſchloſſene vielbewegte Leben überſieht. Spricht doch noch Hegel von einer einzigen orientaliſchen Kultur, von einem einzigen orientaliſchen Reiche, zu einer Zeit, wo durch die Eroberungen der Ruſſen und Engländer, durch Handelsexpeditionen und wiſſenſchaftliche Reiſen, wo in Folge der mannigfachſten Forſchungen europäiſcher Gelehrten, wie der Befreundung der öſtlichen Völker mit

der weſtlichen Kultur ein neues, an innerer Kraft wie an Ausdehnung gleich großes Licht über alle die verſchiedenen Völker und Stämme des Morgenlandes verbreitet wurde. Welche Gemeinſchaft findet wohl ſtatt zwiſchen dem Parſismus und Muhamedanismus; zwiſchen dem Sinto, der Geiſterlehre Japans und der wunderlichen Miſchung heidniſcher und chriſtlicher Gebräuche der Tſcherkeſſen? Läßt ſich eine Verwandtſchaft nachweiſen zwiſchen der Religion des Jao und der Lehre der Brahmanen? Welche Aehnlichkeit vermöchte man wohl aufzufinden zwiſchen dem indiſchen Kaſtenweſen, der durchgehenden bürgerlichen und politiſchen Gleichheit des Mittelreiches und der Theokratie des Dalai Lama? Aber auch die Bildung der einzelnen orientaliſchen Völker iſt keineswegs ſo eng umgrenzt, wie ſie den Unkundigen oder Halbwiſſenden erſcheint.

Die Kultur der Maſſen erſcheint uns im Morgenlande, wie dieß in Europa, während der Jahrhunderte des Mittelalters und zum Theil heutigen Tags noch der Fall iſt, als ein in ſich geſchloſſenes, in allen ſeinen Theilen harmonirendes Ganze. An den Maſſen wird man allenthalben und zu allen Zeiten nur die Reſultate wahrnehmen, welche Natur, bürgerliche Einrichtungen, erbliche Gewohnheiten, das Klima und die geſellſchaftlichen Verhältniſſe überhaupt unter den Menſchen hervorbringen. Aber neben dieſem abgerundeten Ganzen finden wir bei den Einzelnen, in Aſien wie in Europa, die größte Mannigfaltigkeit, ein buntes geiſtiges Leben nach allen Richtungen. In Indien wie in China begegnen wir den widerſprechendſten Anſichten über Religion und Staat, und die verſchiedenſten Glaubensgenoſſen und Sekten lebten und leben in dieſen Ländern, wenn auch nicht immer, doch größtentheils ruhig und friedlich neben einander. Eben ſo mannigfaltig ſind natürlicherweiſe die Geiſteserzeugniſſe dieſer Völker. Die Philoſophie blühte in Indien wie in China in nicht minder zahlreichen, nach ihrem innern Weſen verſchiedenen Schulen, als in Griechenland. Welch weite Kluft ſcheidet die orthodoxe Mimanſa von der atheiſtiſchen Nyaja, dann die Paſtoraltheologie des Kong tſe von der tranſcendentalen Theoſophie des Lao tſe! Selbſt die verſchiedenen Zweige eines und deſſelben Religionsſyſtems, wie die des Buddhaismus, gingen, gleich wie Katholicismus und Proteſtantismus, in entgegengeſezten Richtungen weit auseinander; ſo die ſpinoziſtiſchen Swabhawikas und die deiſtiſchen Aiſwarikas. Wie zahlreich und in divergirende Radien ausgehend ſind die Sekten des Wiſchnaiwas, und welch verſchiedenen Anſichten begegnen wir bei den Auslegern der Sinnbilder urweltlicher Weisheit, der Kua des Fo hi, welche das Fundament bilden des tiefſinnigen Buches der Wandelungen! Es finden ſich überdieß alle Zweige der Literatur, welche die Griechen ſchufen und welche in dem Kulturgange der modernen Völker entſtanden, wenn auch weniger ausgebildet und etwas anders geſtaltet, bei den Hindu und den Chineſen. Nur das Epos, wenn man die romantiſch bearbeitete Geſchichte der drei Reiche und andere Werke ähnlicher Art nicht als ein ſolches betrachten will, iſt dem heimathlichen Boden des Jao und Schun fremd geblieben. Dieſe Geſchichte der drei Reiche, wovon Thoms Davis und Julien einzelne Bruchſtücke auch dem europäiſchen Leſer zugänglich gemacht haben, gleicht aber in der That mehr einem Epos als den Werken, welche man gemeinhin Romane nennt. Aber wie viele, nach Form und Inhalt verſchiedene Werke umfaßt nicht auch das Eine Wort Roman!

Wenn nun aber, was wir in ſeinem vollen Umfange zugeſtehen, die öſtlichen Völker weit hinter dem größern, der freiern geiſtigen Entwicklung huldigenden Theile der europäiſchen Menſchheit zurückſtehen, ſo haben doch andererſeits die Literaturen des Orients Manches vor denen des Abendlandes voraus. Im Morgenlande gibt es bloß eine allgemeine oder Volksliteratur. Die Maſſe der künſtlichen und wiſſenſchaftlichen Erzeugniſſe der öſtlichen Schriftſteller repräſentirt nicht, wie dieß häufig im Weſten der Fall iſt, ein bloß perſönliches Thun und Treiben, ein beſonderes Dichten und Trachten, ſondern ſie iſt der Ausdruck des allgemeinen Gefühls, des Denkens und Glaubens ihres Volkes. Produktionen wie die verhängnißvolle Gabel und ähnliche Erzeugniſſe dieſer Art wird man ſchwerlich bei irgend einem Volke des Morgenlandes finden. Die Schauſpiele des Morgenlandes geben demnach, da wo ſich deren erhalten haben, wie in Indien und China, in den Reichen jenſeits des Ganges, in Siam und in der alten Literatur Javas, wo ſie jedoch großentheils bloß aus Ueberſetzungen oder Bearbeitungen indiſcher Dramen beſtehen, das treueſte Bild der öſtlichen Bildungsweiſen. Schon aus dieſem Grunde allein wäre die bis jezt ſo wenig bekannte dramatiſche Poeſie der Chineſen, wenn auch ihr innerer Gehalt, was keineswegs der Fall iſt, auf ſehr niedriger Stufe ſtände, vom höchſten Intereſſe, von der größten Wichtigkeit. In ihrem Thun und Laſſen charakteriſiren ſich die Einzelnen wie die ganzen Maſſen; das wahre Schauſpiel iſt aber das Bild dieſes Treibens; es gibt uns die getreueſte Spiegelung des Lebens, des Denkens und Fühlens der Völker.

(Fortſezung folgt.)

Der Balſam von Mecca.

(Fortſezung.)

Der ganze Kreis brach in ein ſchallendes Gelächter aus. „Ein Weib! ein Weib will er werden! O freilich,

auf dieſes Wunder von einem Wunſche waren wir nicht vorbereitet!“ — So riefen die Jünglinge und lachten laut, die vollen Gläſer ſchwingend.

„Hört mich an, ehe ihr mich verurtheilt,“ nahm der Sprecher das Wort. „Genuß iſt unſere Loſung! das haben wir eben kund gethan. Wir wollen das friſche, ſchöne, volle Leben genießen; war's nicht ſo? Nun fragt ſich's, welches der beiden Geſchlechter genießt beſſer, voller, kräftiger, ſchöner?“ — „Wir Männer ohne Zweifel,“ riefen Alle. — „Das iſt durch nichts entſchieden!“ entgegnete der Sprecher. „Die Frauen können ganz daſſelbe ſagen. Es iſt zum Beiſpiel nicht zu leugnen, daß wir eine leiblich angenehme Empfindung haben, wenn wir eine ſchöne Frau betrachten; aber können dieſe ſchönen Frauen nicht eine tauſendmal, was ſag' ich, eine millionenmal angenehmere Empfindung haben, wenn ſie uns betrachten?“

Man ſenkte lächelnd die Köpfe, man murmelte ein dumpfes: hm! hm! und eine Stimme ſagte: „Das könnte wohl ſeyn.“ Sogleich fielen Alle lachend über dieſen Einen her, rufend: „Das ſagt Cyrill! das hat der eitle Cyrill geſagt! Seht, wie er roth wird! Er möchte gern ein Mädchen ſeyn, um ſich nach Herzensluſt bewundern zu laſſen!“

Der Verſpottete wandte ſich ſchnell zum Sprecher, indem er rief: „Dein Wunſch iſt bald erfüllt, Urban. Stecke dich in Frauenkleider, laß dir den Bart abnehmen, ſeze ein Häubchen auf; ſo haſt du, was du willſt. Aber bei alle dem glaube ich, daß du ein erbärmliches Weibchen abgeben würdeſt.“ — „Du haſt mich ſehr ſchlecht begriffen,“ entgegnete Urban, „wenn du meinſt, daß nur ein gewöhnlicher Maskenſcherz meinem Sinn vorſchwebt. Nein, ich will durch und durch, bis in die Fingerſpitzen hinein Weib ſeyn; ich will empfinden wie ein Weib, ich will denken, fühlen — kurz, Alles thun und treiben, wie's ein Weib thut.“ — „Curios!“ riefen einige Stimmen. — „Wir kennen,“ fuhr der Sprecher fort, „immer nur eine Seite der Menſchheit, nur die, zu der wir ſelbſt gehören; das iſt ein einſeitiges Wiſſen, und dabei kann unmöglich etwas Rechtes herauskommen. Wir müſſen die andere Seite auch kennen lernen. Wie kann ich über die Gedanken und Empfindungen einer Frau aburtheilen, da ich ſelbſt nie eine geweſen? Freilich, das Geſchlecht macht uns Geſtändniſſe, wir erfahren aus dieſen ſo ziemlich genau, daß daſſelbe bei ihnen Luſt und Schmerz heißt, was wir ſo nennen, und dennoch, welch unendlich weiter Unterſchied kann zwiſchen ihren und unſern Empfindungen ſeyn! Die Männer in ihren Zweifeln über das eigentliche Weſen der Frauen ſind ja ſo weit gegangen, daß ſie in ihnen gänzlich von ſich verſchiedene Geſchöpfe erblicken wollten. Mehr als eine Kirchenverſammlung beſchäftigte ſich mit dieſem Thema, und das Concilium zu Mons ging ſo weit, zu debattiren, ob Frauen auch Menſchen ſeyen. Das Alles hätte nicht vorkommen können, wenn wir Männer nicht von jeher in den Frauen eine uns fremde, beſondere Natur geahnt hätten. Ich faſſe meine Sätze kurz zuſammen und behaupte demnach: nur der Menſch kann ſich einer gründlichen Kenntniß menſchlicher Dinge rühmen, deſſen Leben achtzig Jahre dauert und der vierzig davon Mann und vierzig Frau geweſen iſt.“

Die nächſten Nachbarn des Sprechers bemerkten, gegen dieſen Satz laſſe ſich viel einwenden, und der eitle Cyrill rief, er wolle dann die erſten vierzig Jahre als Weib zu exiſtiren ſich ausbitten, indem ſehr wenige weibliche Erfahrungen von der angenehmen Art übrig bleiben möchten, wenn das Frauenthum erſt mit dem vierzigſten Jahre anfangen ſollte. Man gab ihm hierin Recht. — Plötzlich riefen Alle: „Ja, wir möchten Weiber ſeyn, wenn auch nur auf eine Stunde.“ — Der Sprecher ſah ſie verächtlich an. „Ihr möchtet!“ rief er; „ich glaub's; ſo weit bin ich ſchon längſt geweſen, und ich hätte nicht das Wort ergriffen, um vor euch zu predigen, wenn ich nicht ſagen könnte: ich möchte und — ich kann auch.“ — „Er ſchwazt Unſinn!“ riefen Einige, und Andere, ſich vordrängend, fragten: „Wie, Urban, haſt du einen Zauberer gefunden? iſt dir eine Here begegnet? haſt du mit einem Dämon Freundſchaft geſchloſſen?“ — „Still, Freunde! laßt erſt die Glocke ausſchlagen; ihr hört, ſie ſchlägt eben zwölf Uhr!“

Es ward ſtille und man hörte die zwölf Glockenſchläge langſam austönen. Keine Hand rührte ſich, die Gläſer ruhten, die Kerzen brannten dunkel, jeder der jungen Schwärmer ſah ernſthaft vor ſich hin. Als die Glocke ausgetönt hatte, hob ſich ſtill erſt ein Glas, dann folgten zwei, dann drei, und endlich ſprach und trank wieder der ganze Kreis. Es wurde von Zauberern, Zauberkünſten, magiſchen Mitteln und Hexereien geſprochen.

„Es iſt in meiner Familie,“ hob ein ſchalkhafter, blonder Jüngling an, „ein ſeltſamer Fall erlebt worden. Meine Urgroßmutter iſt von einem erzürnten Magier — ach, ich darf kaum ſagen in was verwandelt worden.“ — „So ſprich doch, Stephan! in was verwandelte der Magier deine Urgroßmutter?“ — „In ein Meerſchweinchen.“ — „Blieb ſie lange in dieſem Zuſtand?“ — „Man ſagt dreißig Jahre. Doch behielt ſie ihre Sprache und ſezte ein Teſtament auf, legte ſich hin, ſegnete uns Alle und ſtarb.“ — „Mein Urgroßvater,“ nahm ein anderer Student das Wort, „wurde in einen holländiſchen Käſe verwandelt und meine Großmutter, dieſes nicht wiſſend und ſehr genäſchig nach Käſe, ſchnitt ſich im Geheim ein Stück davon ab, das ſie mit großem Appetit verzehrte. Als der Urgroßvater bald wieder zu ſeiner gewöhnlichen Geſtalt kam, fand ſich's, daß ihm ein

großes Stück aus der rechten Wange fehlte." — „Ihr übertreibt spöttisch," rief Cyrill; „auf diese Weise kommen wir nicht zum Ziel. Es ist die Frage, ob es überhaupt magische Mittel gibt, durch deren Hülfe wir unsere Gestalt, ja sogar unser ganzes Wesen verändern können. Gebt Acht, Urban hat ein Buch hervorgebracht, in morschem rothem Einband; wir wollen hören, was er uns daraus vorzutragen haben wird."

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, December.

(Fortsezung.)

Dampfschifffahrt. — Galvanoplastik. — Theater.

Dem schon lang gefühlten Bedürfnisse einer bequemern Beförderung der Passagiere zu dem so entlegenen Landungsplatze der Dampfschiffe im Hauptarme der Donau bei Nußdorf — eine Entfernung von einer guten Stunde — ist endlich durch ein eigenes, ausschließlich zum Transportdienste bestimmtes, im kleineren Donauarme nächst der Stadt vor Anker liegendes Dampfsahrzeug abgeholfen. Es ist auf Rechnung der österreichischen Dampfschifffahrtsgesellschaft von Gäche in Nantes gebaut und in Ulm zusammengesezt. Seine Länge beträgt 151½, die Breite 11½ W. F.; es taucht mit ungefähr 200 Passagieren sammt deren Gepäck nur 18 Zoll tief, wird von zwei Maschinen von je 25 Pferdekraft getrieben und besizt kupferne inexplosible Kessel. Uebrigens ist es ganz von Eisen gebaut und gewährt den Reisenden für die kurze Strecke, die es mit denselben zurückzulegen hat, die erforderlichen Bequemlichkeiten. Es hat seine Probefahrt in Ulm bestanden und legte die Reise von Linz nach Wien in 4½ Stunden zurück. — Ich erinnere mich, schon einmal mit den Bemühungen der Herren Thayer und Dr. Wankle um Galvanoplastik und Galvanographie gesprochen und mitgetheilt zu haben, daß dieselben ein eigenes galvanoplastisches Laboratorium zu errichten gedenken, um daselbst ihre Arbeiten im Großen zu betreiben. Dieser Plan ist nun seit längerer Zeit glücklich realisirt; davon zeugt die kürzlich im Lokale des Wiener Kunstvereins veranstaltete Ausstellung ihrer galvanoplastischen und galvanographischen Arbeiten. Die Aussteller brachten hier nebst einem galvanoplastischen Apparate alle Arten ihrer Erzeugnisse, glatte Platten zu Kupferstichen jeder Art, Platten zum Pressen und Guillochiren, vervielfältigte Copien von gestochenen Originalplatten, Proben des von Prof. Kobell in München erfundenen, hier aber bereits verbesserten galvanographischen Verfahrens, und galvanisch vergoldete und versilberte Gefäße zur Anschauung. Besonders gelungene Leistungen lieferten die Unternehmer in Vervielfältigung von gestochenen Kupferplatten. Wir sahen hier Originale von Jos. Stöber, Rahl, Axmann u. A. mit erstaunlicher Reinheit und Treue wiedergegeben, und haben uns augenscheinlich überzeugt, daß die von den Copien gewonnenen Abzüge die von den Originalplatten gewonnenen nicht selten an Kraft des Ausdrucks übertreffen. Dieß wird begreiflich, wenn man erwägt, welche Masse immer wieder frischer Abzüge von mehreren, mit dem Originale bis in's innerste Wesen identischen Copien gewonnen werden kann. So wurden von Jos. Stöber nach J. D. de Heem gestochenen „Blumenaltar" sechzehn, von K. Rahls „Madonna mit dem Kinde" (nach Correggio) zwölf galvanographische Druckplatten abgenommen und mit denselben eine Auflage von 18.000 Abdrücken bewerkstelligt. Natürlich steht mit dieser Vervielfältigung auch der Preis des Druckexemplars im Verhältnisse. Welche Aussicht auf Popularisirung der Kunst! Auch im Fache der Galvanographie wurde Schönes geleistet. Besondere Aufmerksamkeit erregte ein kleines Bildchen von der Hand des Erzherzogs Stephan: „der Kampf zweier Hengste." Zahlreich und vollkommen befriedigend waren die Muster galvanoplastischer Vergoldung und Versilberung.

Die Wintersaison hat ihren gewöhnlichen Verlauf, mit der einzigen Ausnahme etwa, daß wir bis jezt mit weit weniger Concerten geplagt worden sind, als heute vor einem Jahr. Indessen, was noch nicht ist, kann noch kommen, ist nur erst das neue Jahr erschienen und die Schleuße des Faschings aufgezogen. Ueber mehrere in Aussicht gestellte größere Concerte gedenke ich später etwas zu sagen. Wenden wir uns für den Augenblick zu der ewig stehenden Rubrik, „Theater." Was sehen wir da? Leider noch immer den alten Sauerteig, oder vielmehr den alten überstopften Augiasstall, der vergebens seines säubernden Herkules harrt. Dieß ist freilich nicht allein hier, sondern überall der Fall; nur fällt es uns schwerer auf's Herz, da das Leidwesen mitunter von fünf Bühnen auf einmal kommt, indessen es sich anderwärts nur auf Eine beschränkt. Am Ende läuft dieß aber auf Eins hinaus. Das Hofburgtheater brachte in jüngster Zeit eine Neuigkeit: „die unsichtbare Beschüzerin," nach Alexander Dumas von Heinrich Börnstein. Warum denn in Wien: „unsichtbare Beschüzerin," und nicht wie anderswo: „das Fräulein von St. Cyr?" Warum ein anderer Name für eine und dieselbe Sache? Sonderbarer Weise hält sich dieses durch und durch aus „getriebener Arbeit" bestehende Stück auf dem Repertoire, da man ihm doch, nach dem Erfolge des ersten Abends, kaum eine vierundzwanzigstündige Lebensfrist geweissagt hätte. Hat sich das Publikum geirrt, oder ist die Kritik noch immer vom Irrthum befangen? Häufiger denn je werden jezt ältere Stücke neu in Scene gesezt, im Fache des ältern Lustspiels, wie des romantischen Schauspiels. Wir wollen nicht undankbar seyn und die Pietät gegen das gute Alte, oder was es sonst seyn mag, anerkennen. Schröder, Jünger, Iffland, Kotzebue sind werthe alte Bekannte; auch das „Käthchen von Heilbronn" sey uns willkommen, so sonderbar es sich auch in unserer materialistischen Zeit ausnehmen mag.

(Schluß folgt.)

Französische Räthsel,

aus dem 17ten und 18ten Jahrhundert.

26.

Ich bin, bin nicht mehr, war und werde seyn.
Willst du mich halten, bin ich todt für immer;
Ich sterbe täglich, und doch sterb' ich nimmer.
Mein Schlund schluckt Länder selbst und Völker ein.

J. G. M.

Beilage: Kunstblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 3.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 3. Januar 1844.

This must crave
(An if this be at all) a most strange story.
Shakespeare.

Der Balſam von Mecca.

(Fortſetzung.)

Die Aufmerkſamkeit der Tafelrunde war jezt auf Urban gerichtet, der ſchweigend und mit ſtarrem Blicke da ſaß, einen mäßigen Folioband, wie es mir ſchien, mit vergildten Pergamentblättern gefüllt, vor ſich haltend. Er erhob ſeine Stimme feierlich, und indem er ſich im Kreiſe umſah, rief er: „Habt ihr jemals ſchon gehört von einem wunderſamen Elixir, welches man den „Balſam von Mecca“ nennt? — „Noch nie,“ lautete die Antwort. — „So erfahrt, daß es einen ſolchen Wundertrank gibt, der Männer in Frauen, und umgekehrt Frauen in Männer verwandeln kann, und daß dieſer Wundertrank „Balſam von Mecca“ heißt, aus keinem andern Grunde, als weil Mohammet, der Prophet, ſich zum erſtenmal deſſelben bedient haben ſoll. Als er die Reiſe mit dem Engel Gabriel durch die ſieben Himmel machte, gab ihm, als ſie zur Erde zurückgekehrt waren, der Engel ein Fläſchchen, gefüllt mit einer dunkelrothen Flüſſigkeit, lehrte ihn die Bereitung und nannte ihm die Eigenſchaften derſelben. Der Prophet empfing dankbar dieſe Gabe; es leuchtete ihm ein, da er erſchienen war, um das Glück der Menſchheit zu gründen, ſo ſey es nöthig, in doppelter Natur, als Weib wie als Mann das ſterbliche Geſchlecht zu erforſchen, ſeine Gebrechen, theils angeboren, theil angelernt, in allen ihren mannigfachen Beziehungen zu ergründen, um ſo allgewaltig deſſen Erretter und Förderer zu werden. In der Einſamkeit eines heiligen Hains bei Medina lebte er ſechs Jahre als das Weib eines niedern Tagelöhners, dem er ſieben Töchter gebar. Als er aus dem Stande des Weibes genugſam Belehrung geſchöpft, verwandelte er ſich wieder in einen Mann und Krieger. Als ſeine Heereszüge ſpäter ihn in jenen ſtillen Hain zurückführten, nahm er die ſechs Mägdlein, die er ſelbſt geboren und die unterdeſſen zu ſtattlichen Jungfrauen herangeblüht waren, unter die Zahl ſeiner Gemahlinnen auf. Alles dieß ließ Allah in ſeiner unerforſchlichen Weisheit zu, in der Abſicht, damit ſein Prophet jegliches irdiſche Band und Verhältniß kennen lerne. Dieſen Erfahrungen Mohammets verdankt der Bekenner des Islam jene klugen Geſetze, die den Frauen dem Mann gegenüber eine ſo untergeordnete Stellung anweiſen; denn der Prophet, der ſelbſt Weib geweſen war, wußte ohne Zweifel, welch ein Dämon der Herrſchſucht und der wilden Laune im Herzen eines Weibes eingekerkert iſt, der ſich nur bändigen läßt durch Einſamkeit und ſchwere Mutterpflichten.“

„Das iſt ſeltſam!“ riefen die Freunde. „Wo haſt du das Alles her?“ — „Aus dieſem Buche, wo noch viel

mehr ſteht," entgegnete Urban. — „Und wie kamſt du in den Beſitz des Buches?" fragte Cyrill. — „Das iſt's, was ich euch jezt erzählen will und was das Wunderbarſte iſt, das ich in meinem Leben erfahren habe und je erfahren werde. Rückt näher zuſammen."

Auch ich rückte näher an das Schiebfenſter, durch welches ich das jugendliche, ſchöne, belebte Geſicht des Sprechenden genau betrachten konnte. Er warf die dunkeln Locken, die ſeine Stirn beſchatteten, zurück, leerte ſein Glas, und die langen ſchmalen Hände kreuzweis auf den myſtiſchen Pergamentband gelegt, hob er an.

„Es ſind jezt gerade drei Wochen, als ich eines Abends ſpät, vom Hradſchin herabkommend, in die kleine Gaſſe einlenkte, die zum Platze des heiligen Nepomuk hinführt. Ich eilte ſehr, denn ein Freund erwartete mich auf der Moldaubrücke und es dunkelte ſchon ſtark. Wie ich ſo, mit meinen Büchern unter'm Arm, mehr hinfliege als gehe, fühl' ich mich von Jemanden am Rockſchoß gehalten. Unwillig mich umwendend, ſehe ich nur halb deutlich eine kleine, zuſammengekrümmte Geſtalt, die ſich im Schatten der Häuſer und unter den Dächern der Kaufläden dahinſchiebt und immerdar heiſer und mit verworrenem Ruf meinen Namen nennt. Ich trete auf dieſes Weſen zu und frage barſch: „Was beliebt?" Der arme Kleine erſchrack ſo heftig, daß wenig fehlte, er wäre in den Drachenkopf einer nahen Dachrinne geſchlüpft. „Nichts für ungut, gnädiger Herr!" rief er; „ich wollte nur fragen, ob Ihr nichts zu ſchachern habt. In meinem Hauſe, das nicht weit entfernt von hier iſt, hab' ich mancherlei alten und neuen Kram. Vielleicht gefällt Euch etwas darunter und wir machen einen Handel."

Ich fragte ihn, wie er mich kenne, und er erwiderte, er habe mich neulich bei Gelegenheit einer Prozeſſion geſehen; mein Weſen und meine Geſtalt ſeyen ihm aufgefallen, er habe nach meinem Namen gefragt und ihn erfahren. Während er dieſe Worte vorbrachte, ſah er mich von der Seite mit eigenthümlich zwinkernden und hin und her ſpielenden Augen an. Seine Hände ruhten in der Taſche und es ſchien, als klimpere er mit allerlei Sachen, mit Münzen oder Ringen. Seine Kleidung war die jener dürftigen Armenier, die unſere Meſſen beziehen und ſich ſtreng abgeſondert von allen übrigen Confeſſionen halten, und die das gemeine Volk, ich weiß nicht aus welchem Grunde, Hexenkünſtler nennt. Es iſt wahr, daß die ganze Sippſchaft etwas Unheimliches hat; man ſieht ſie nie froh oder munter unter ſich, ſie ſchleichen faſt alle auf ähnliche Weiſe wie mein Kleiner in unſern Straßen umher. Nur muß ich geſtehen, daß das Exemplar, welches mir jezt unter die Hände kam, ſicherlich das kleinſte, dürftigſte und zerriſſenſte von allen war."

„Mein Freund," ſagte ich, indem ich mich von ihm loszumachen ſuchte; „ich kann von deinem Kram nichts brauchen und habe noch dazu nicht Zeit, mich mit dir abzugeben, denn es erwartet mich Jemand." — „Dieſer Jemand," erwiderte er raſch, „wartet nicht mehr auf Euch. Er iſt ſchon ſeines Weges gegangen, und Ihr werdet nicht zehn Schritte thun, ſo begegnet Ihr ihm, im Begriff mit ſechs Genoſſen in ein Weinhaus zu gehen."

(Fortſezung folgt.)

Die dramatiſche Poeſie der Chineſen.

(Fortſezung.)

Der Bildungsgang der naturgemäß von innen heraus ſich entwickelnden Völker iſt kein willkührlicher, er beginnt und ſchreitet fort nach den der Menſchheit inwohnenden, ihr angebornen Geſetzen. Wir finden demnach in den Kulturepochen und Geſchichten der öſtlichen und weſtlichen Völker eine, den Unkundigen überraſchende und daher nicht ſelten zu wunderlichen Vorausſetzungen verleitende Gleichmäßigkeit. Muthmaßte man doch ſogar, daß die Fabel des ſinnreichen Kreiſes, des Schauſpiels, aus dem wir im Folgenden Proben mittheilen werden, den Chineſen von Weſten gekommen ſeyn müſſe, weil ſie eine entfernte Aehnlichkeit mit Salomons Urtheil darbietet! Warum ſollte aber einem menſchlich geſinnten Richter in China die grenzenloſe Liebe einer gefühlvollen Mutter zu ihrem Kinde unbekannt geblieben ſeyn? warum ſollte er den ſinnreichen Kreis nicht aus ſeinem eigenen Herzen, ſondern einer weſtlichen Sage entnommen haben?

Gleichwie in dem ſpätgebildeten Griechenlande, drückten auch die urweltlichen Völker Hindoſtans und der Blume der Mitte ihre Gefühle und Anſichten anfänglich in Liedern aus — die einzige Literatur und Wiſſenſchaft der der Barbarei ſich eben entwindenden und zur menſchlichen Bildung emporſtrebenden Völker. Dieſe Lieder, geiſtlichen und weltlichen Inhalts, lebten urſprünglich bloß in dem Munde des Volkes fort, ſie wurden erſt von ſpätern Geſchlechtern aufgezeichnet und zu einem Ganzen geordnet. Auf dieſe Weiſe entſtand der Rigweda, der Ramayana und Mahabharata bei den Brahmanen, ſo wie der Schi und Schuking, das heißt das Lieder- und Annalenbuch bei den Chineſen. Dieſes leztere, obgleich in ungemeſſener Rede, zeigt doch in ſeiner würdevoll gedrungenen, maleriſchen Weiſe eine Art Rhythmus und Parallelismus, wodurch die Reden und Lehren der Fürſten

und ihrer Diener, aus welchen das Annalenbuch großentheils beſteht, gleich den Weiſſagungen des Jeſaias, der poetiſchen Form ziemlich nahe gebracht werden.

Ein Band umſchlingt die mannigfachen Künſte und Wiſſenſchaften; ſie ſind ja einer einzigen Quelle, dem menſchlichen Geiſte und Gemüthe entſprungen. Je weiter der Menſch und die Zeiten vorwärts ſchreiten, in deſto mehr Claſſen, Gattungen und Arten zerfällt das Menſchliche; je weiter man aber zurückgeht in die Geſchichte vergangener Jahrhunderte, deſto mehr zeigt ſich Einheit und innige Verknüpfung unter einander. So erſcheinen namentlich in den Urzeiten des menſchlichen Geſchlechts bei allen Völkern Tanz, Geſang und Dichtkunſt im unzertrennlichen Reigen. Wer das Lied dichtete, erfann die Weiſe, nach welcher es geſungen werden ſollte, und gab zugleich die Bewegungen an, welche mit Wort und Ton harmonirten. Die weiſen Oberhäupter des Volks ververwandten gleiche Sorgfalt auf dieſe drei die Menſchlichkeit befördernden Künſte, ſie ſchienen ihnen von gleicher Wichtigkeit. Es ſollte Jegliches ſich zum Ganzen ordnen und die einzelnen Theile mit der Geſammtheit harmoniren: Staat, Religion, Wiſſenſchaft und Kunſt. So bei den Spartanern, ſo bei den Chineſen.

„Die Lieder," heißt es in der Literaturgeſchichte der Dynaſtie Suy, „haben den Zweck, das Gemüth der Menſchen auf den rechten Weg zu führen und zu erleuchten. Geſänge ſtellen die Geſinnung der Menſchen dar; man ſagt deßhalb mit Recht: was in der Seele lebt, iſt Geſinnung, und dieſe in Worte gekleidet, heißt Lied oder Gedicht. In den früheſten Zeiten war die Menſchheit immerdar Einer Geſinnung, ihr Gemüth ward niemals vom Gemeinen bewegt. Dieß geſtaltete ſich freilich anders in den folgenden Jahrhunderten. An den Höfen der großen und kleinen Fürſten wurden deßhalb Beamte aufgeſtellt, deren Geſchäft es war, das Gute vom Böſen zu ſichten. Man pries in Liedern das Herrliche, und ſchilderte das Schlechte in allen ſeinen böſen Folgen, ein Schreckbild für die Nachkommen. Man hatte aber ſchon längſt Lieder geſungen, als einſichtsvolle Männer erſt darauf verfielen, ſie nach den Geſetzen der Tonkunſt zu ordnen und enge mit ihr zu verbinden." — Geſang und Muſik ſtanden während des ganzen Laufs der chineſiſchen Geſchichte in der innigſten Verbindung. In dem Annalenbuche ſpricht der alte Kaiſer Schun zu einem gewiſſen Kuey folgende Worte: „Kuey, ich befehle Euch, über die Tonkunſt zu wachen. Lehret der Vornehmen Söhne; ſie ſeyen redlich, aber mild, ſanft, aber feſt, ſtreng ohne Grauſamkeit, einſichtsvoll ohne Hochmuth. In Liedern verkündet Eure Gedanken, in Geſänge kleidet Eure Worte, nach den Sangweiſen und Geſetzen der Tonkunſt, damit die Muſik harmoniſch klinge. So lange die acht Tonweiſen übereinſtimmen und ihre Norm gegenſeitig nicht überſchreiten, herrſcht Harmonie zwiſchen Menſchen und Geiſtern."

Die Spartaner und ihre Muſik ſind längſt verſchwunden, aber heutigen Tags noch iſt in China die Muſik ein Gegenſtand der größten Aufmerkſamkeit von Seiten des Staats. Es exiſtirt am kaiſerlichen Hofe zu Peking eine eigene Muſikbehörde, welche dem Miniſterium des Kultus untergeordnet iſt und in manchen Beziehungen mit den Hofkapellen der europäiſchen Fürſten verglichen werden kann. Dieſes Collegium beſteht jezt aus zwei Direktoren der heiligen Muſik, aus einem Vicedirektor, zwei Aſſiſtenten, fünf Componiſten, zwanzig Muſikmeiſtern, zwei Meiſterſängern und ihren beiden Aſſeſſoren, dann aus einer Menge untergeordneter Muſikanten, welche in gewiſſe Banden eingetheilt ſind. Dieſes Kollegium hat darüber zu wachen, daß die für die religiöſen und öffentlichen Feierlichkeiten vorgeſchriebenen Weiſen richtig eingehalten und tadellos ausgeführt werden; denn es gibt keinen öffentlichen Aufzug, keine freudige oder traurige Begebenheit, welche nicht mit Muſik verbunden oder richtiger von ihr geleitet würde. Die Muſikanten und Sänger haben ihre beſtimmte Ordnung, in welcher ſie ſich bei den verſchiedenen feſtlichen Gelegenheiten aufſtellen und an einander reihen. Die Trommeln und Pfeifen ſtellen ſich zur Linken, gen Weſten gewendet, die Flöten, Orgeln und Guitarren zur Rechten, gen Süden. Jede Veränderung der Bewegungen bei den Ceremonien wird, wie bei unſern Melodramen, vermittelſt der Muſik angedeutet oder beſtimmt. Wenn z. B. die Geſandten fremder Staaten, oder, um uns nach dem chineſiſchen Staatsrechte auszudrücken, wenn die Abgeordneten tributpflichtiger Reiche am Hofe zu Peking erſcheinen und ſeiner kaiſerlichen Majeſtät aufwarten, ſo ſtimmen die Muſikbanden die Weiſe an: „O glorreiche Unterwerfung aller Völker" — eine Melodie, welche das Geſandtſchaftsperſonal des Lord Macartney nicht beſonders erfreut haben mochte.

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, December.

Illuſtration. — Muſik.

Die Kritik hat ſich neuerlich wiederholt gegen die ſogenannten Illuſtrationen von Werken aus dem Gebiete der ſchönen Redekunſt ausgeſprochen. Die Mißbilligung iſt auch gewiß in ihrem vollen Rechte, ſobald ganz bedeutungsloſe Erſcheinungen zum Gegenſtand ſolcher Hervorhebung gemacht werden, und noch weit mehr, wenn leztere durch Künſtler geſchieht, die entweder der Dichtung oder der Kunſt, welche

ſie erläutern ſoll, kein Genüge leiſten. Dagegen kann geiſtvoll erfundenen und ausgeführten Illuſtrationen ausgezeichneter Dichterwerke der Beifall aller Freunde des Schönen und Sinnreichen kaum entgehen. Ja, für anmuthige dichteriſche Schöpfungen, die nicht gerade vom erſten Range ſind, erweiſt ſich die Illuſtration als ein beſonderes Reizmittel, ſobald ſie mit Talent und Geſchmack unternommen und mit Leichtigkeit ausgeführt wird. Als ein ſolches muſterhaftes Beiſpiel läßt ſich ein kleines, ſo eben erſt erſchienenes Werkchen betrachten, das in ſeiner Art einzig daſteht; es iſt „die Ammenuhr," ein der Gedichtſammlung: des Knaben Wunderhorn, herausgegeben von Arnim und Brentano, entnommenes, höchſt charakteriſtiſches Gedicht, „mit Holzſchnitten nach Zeichnungen von Dresdener Künſtlern." Was Namen von Zeichnern, wie Bendemann, Hübner, Rietſchel, Louis Richter, Peſchel ꝛc., die, dem Vernehmen nach, die Zeichner geweſen ſind, verheißen, das gewähren die mit Sinn und Takt gefertigten Holzſchnitte in reichem Maaße. Ernſt und Humor reichen einander, wie der Vers es eben erheiſcht, einträchtig die Hand, und das Ganze iſt um ſo reizvoller und einladender, da ihm auch die köſtlichſte ſonſtige äußere Ausſtattung geworden iſt.

Unſere Stadt und Umgegend laſſen ſich vielleicht vor manchen andern mit Recht muſikaliſch nennen. Wohin die ſchönen Sommertage uns in's Freie locken, da quellen auch aus den grünen Baumgruppen und Blüthenwölbungen ſüße Melodien, bald bloß von Inſtrumentaltönen getragen, bald durch Menſchenſtimmen beſeelt, hervor. Die uns beſuchenden Ausländer ſind dabei nicht ſelten überraſcht, der wahren Kunſt an Orten zu begegnen, wo ſie ſonſt nicht geſucht wird. Außer den vielbeſuchten öffentlichen Sommerconzerten auf der vormals Brühlſchen Terraſſe, im großen Garten, dem Linkeſchen Bade ꝛc. liefert noch eine bedeutende Zahl von Gärten den Beweis dafür. Dagegen werden während der ſchönen Jahreszeit die ſtädtiſchen glänzenden Conzertſäle nur ſparſam in Anſpruch genommen; aber mit Anfang des Winters füllen ſie ſich wieder deſto reichlicher, und im laufenden Jahre iſt dieß vielleicht mehr als jemals der Fall. Die feinſten und geſchmackvollſten Conzerte vielfacher Art jagen einander, und die Anſchlagzettel prangen mit ausgezeichneten und berühmten muſikaliſchen Namen aus der Ferne wie aus der Heimath. Auch die Oper hat für das hieſige Publikum einen Reiz mehr dadurch erhalten, daß jetzt auf unſerer Bühne viele Opern, die früher nur in italieniſcher Sprache aufgeführt wurden, in deutſcher Bearbeitung erſcheinen, wie es im vorigen Monate mit Roſſinis Othello der Fall war.

(Schluß folgt.)

Wien, December.

(Schluß.)

Theater.

Das Gerücht will von vielen Vorbereitungen zu einer Reihe von Neuigkeiten wiſſen. Darunter werden Gutzkows „Zopf und Schwert," Laube's „Bernſteinhexe," das Preisluſtſpiel: „ein Handbillet Friedrichs II." vom verſtorbenen W. Vogl, „des Sohnes Heimkehr" von der Prinzeſſin Amalie von Sachſen, „Anna Lowell" von M. v. Löwenthal, vor allem aber ein neues Trauerſpiel Halms, „Sampiero" genannt. Letzterem ſehen wir ungeduldig entgegen, um Halms ſelbſt willen. Sie wiſſen, wie der Dichter der „Griſeldis" und des „Sohnes der Wildniß" in jüngſter Zeit angegriffen, wie die Autorſchaft dem trefflichen, leider zu früh verſtorbenen Enk zugeſchrieben wurde. Halm hat hierauf mit keiner Silbe geantwortet, vielmehr ruhig ſeine Vertheidigung Andern überlaſſen. Obgleich nun dieſe von ehrenwerthen Sachwaltern auf überzeugende Weiſe geführt worden, muß es doch ſeinen Sieg vervollſtändigen, wenn er mit einer ſchlagenden Thatſache auftritt, und dieß kann keine andere ſeyn, als ein neues Produkt ſeines dramatiſchen Talents. Wir denken nicht anders, als die im Nachlaſſe Enks vorgefundenen dramatiſchen Arbeiten Halms ſeyen früher von Letzterem dem Freunde und Lehrer mitgetheilt worden, um hier der erſten Feile unterworfen zu werden, und ſeyen zufälligerweiſe in den Händen des geiſtvollen Cenſors zurückgeblieben; eine andere Deutung ſcheint uns unwürdiger Verdacht. — Im Kärnthnerthortheater hat Troullet mit einer zum Theil neu geworbenen Geſellſchaft ſeinen Cyclus franzöſiſcher Vorſtellungen eröffnet. Comédie Vaudevilles in Hülle und Fülle, als ob wir nicht ſchon mehr als genug an den Ueberſetzungen hätten. Indeſſen läßt es ſich ein gewiſſer, das Erotiſche als Leckerbiſſen genießender Theil des Publikums eifrig angelegen ſeyn, das franzöſiſche Theater zu beſuchen. Oper und Ballet ſpielen, wenn auch nicht gerade eine ſekundäre, doch auch keine vorherrſchende Rolle. Donizettis „Tochter des Regiments" erfreut ſich häufiger Wiederholungen. „Lucretia Borgia" wird nun auch deutſch gegeben. „Don Sebaſtiano," das jüngſte Kind des fruchtbarſten aller jetzt lebenden Componiſten, wird hoffentlich auch bei uns auf die Bühne kommen; aber auch andern dramatiſch-muſikaliſchen Neuigkeiten von Nikolai, Proch und Reyer ſieht man ſchon ſeit Langem entgegen. Erſterer hat eine italieniſche, die beiden Letztern deutſche Opern geſchrieben. Ein neues Ballet von dem erfindungsreichen Balletmeiſter Hus: „Prometheus," gefällt ſeiner glänzenden Ausſtattung wegen; der mythologiſche Stoff gibt auch reichliche Gelegenheit dazu. — Auf dem Theater an der Wien hat das Vaudeville tiefe Wurzeln geſchlagen. Die neueſte Erſcheinung dieſer Bühne heißt: „Ein Abend, eine Nacht und ein Morgen in Paris," ein Vaudeville mit der glänzendſten Ausſtattung vom bekannten Lokaldichter Fried. Kaiſer nach dem Franzöſiſchen. Die Brünning und Theaterdirektor Karl ſpielen die Hauptrollen, und da können die guten Wiener unmöglich widerſtehen. — Auf dem Leopoldſtädter Theater produciren ſich bei ſtarkem Zulauf die ruſſiſchen Pantomimiſten Gebrüder Lehmann. Außerordentliche equilibriſtiſche Gewandtheit und geſchickte Escamotage kann ihnen nicht abgeſprochen werden. Eine neue Lokalpoſſe von Neſtroy fiel gänzlich durch, und leider muß man ſagen, verdienterweiſe. Neſtroys Muſe iſt tief in den Schlamm der Gemeinheit verſunken; es iſt die höchſte Zeit, daß er ſie zu retten ſucht, ehe ſie darin erſtickt. „Nur Ruhe!" nannte ſich die Poſſe; nomen et omen. — Ein glänzendes Spektakelſtück: „der Todtentanz," romantiſch komiſches Zaubermährchen, nach der ſlawiſchen Volksſage, „die Willis," von Told, dem Verfaſſer des „Zauberſchleiers," macht auf dem Joſephſtädter Theater großes Glück. Es kam, den „Zauberſchleier" nach drittehalbhundertmaliger Aufführung abzulöſen, und ſcheint unter demſelben glücklichen Sterne geboren, wie dieſer. — Fanny Elsler, zum Beſuche hier anweſend, hat auf dem Joſephſtädter Theater zwei Abende hinter einander die Cachucha, die Cracovienne u. ſ. w. zu wohlthätigen Zwecken getanzt und „begeiſterten Enthuſiasmus" erregt. Dürft' ich mich denn etwa anders ausdrücken?

Beilage: Literaturblatt Nr. 2.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 4.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 4. Januar 1844.

Je vois avec plaisir que sur notre hémisphère
L'art de la poésie à l'homme est nécessaire.
Dis-moi si ce grand art dont nous sommes épris,
Est aussi difficile à Pekin qu'à Paris.

Voltaire.

Die dramatiſche Poeſie der Chineſen.

(Fortſetzung.)

Auch in Indien fand eine innige Verbindung ſtatt zwiſchen der Tanzkunſt und dem Drama. Die Tänze des Chors waren nicht minder wichtig als ſeine Geſänge, und der Verfaſſer des Stücks mußte zugleich das Ballet anordnen. * Die Spuren der urweltlichen Vereinigung dieſer drei jetzt gewöhnlich einzeln auftretenden Künſte zeigen ſich noch häufig in den dramatiſchen Werken der verſchiedenſten Völker, und ſo namentlich auch bei den Chineſen. Europäer können übrigens ſo wenig an der chineſiſchen Muſik Geſchmack finden, wie die Chineſen an der europäiſchen. Als die Väter des Jeſuitenordens einſtens an dem Hofe des Kaiſers Kang hi, auf Befehl ihres Gebieters, ein Conzert aufführten, machten die ungewohnten Töne der weſtlichen Muſik ſolch einen unwiderſtehlichen Eindruck auf die ganze hohe Verſammlung, daß ſie, ſo unſchicklich dieß auch nach chineſiſcher Sitte iſt, zu einem ſchallenden Gelächter hingeriſſen wurde. „Während meiner wiederholten Reiſen längs der chineſiſchen Küſten," ſchreibt Gutzlaff, „war ich häufig bei Hochzeiten, Begräbniſſen und militäriſchen Schauſpielen gegenwärtig, konnte aber niemals aus der hier aufgeführten Muſik eine geregelte Melodie herausfinden." Die Chineſen haben eigenthümliche muſikaliſche Noten, und ſolcher Notenbücher finden ſich einige in meiner chineſiſchen Bücherſammlung zu München; doch iſt ihr Gebrauch nicht allgemein im Lande bekannt. Eine Muſikbande beſteht gewöhnlich aus einer Gong, aus großen und kleinen Trommeln, Cymbalen, Pfeifen, verſchiedenen Flöten und Trompeten der Art, wie ſie unſere Kinder haben, dann aus Hörnern, aus einem Inſtrumente mit mehreren Pfeifen, unſern kleinen Orgeln vergleichbar, einer Guitarre mit einer oder zwei Saiten, aus Glocken, die an Stäben hängen, und noch mehreren andern Inſtrumenten. Bei den theatraliſchen Darſtellungen wird die Gong, wie ich dieß ſelbſt hörte, häufig ſo ſtark geſchlagen, daß ſie alle andern Inſtrumente übertönt und man, im buchſtäblichen Sinne des Wortes, ſein eigenes Wort nicht mehr hören kann.

Das älteſte chineſiſche Drama beſtand in einem mimiſchen Tanze mit Begleitung von Worten, welche in einer beſtimmten Weiſe recitirt oder geſungen wurden. Es ward durch dieſe ſtumme Poeſie, wie Simonides den Tanz nennt, eine Handlung dargeſtellt, zu welcher die Worte und die Muſik die Erklärung lieferten, nach welchen dann umgekehrt der Tanz ſich wiederum richten

* Wilson on the dramatic System of the Hindus. Calcutta 1837. S. 2.

mußte. Feierliche Darſtellungen und Aufzüge dieſer Art gibt es noch bei vielen Gelegenheiten, namentlich bei religiöſen Feſtlichkeiten, wie man dieß häufig in Kanton ſieht. Dieſe Darſtellungen ſind ihrem Weſen nach innig verwandt mit den Myſterien, wie ſie während des Mittelalters in vielen Gegenden Europas Sitte waren und heutigen Tages noch im bayeriſchen Gebirge zu gewiſſen Zeiten aufgeführt werden. Aus dieſen Myſterien iſt bekanntlich bei mehreren Völkern des Weſtens die dramatiſche Poeſie hervorgegangen. Das chineſiſche Drama ſcheint ſich aber im Gegentheil, gleichwie das griechiſche, ganz unabhängig von den Tempelgeſängen — der Charakter Schi ſelbſt, welcher Lied bedeutet, iſt aus Wort und Tempel zuſammengeſezt — und den religiöſen oder feſtlichen Aufzügen entwickelt zu haben.

Obgleich die chineſiſchen Staatsphiloſophen der Dichtkunſt ſehr ergeben ſind und das Verſemachen ſelbſt zu einem allgemeinen Prüfungsgegenſtand erhoben haben, ſo ſind ſie doch, gleichwie die Kirchenväter aller Jahrhunderte und Jean Jacques, den öffentlichen Schauſpielen ſehr entgegen. Sie erheben, wie wir ſpäter ſehen werden, allerlei Einwendungen gegen das Schauſpiel. Es werde dadurch, ſagen ſie unter anderm, Zeit und Geld verſchwendet, der Maſſe werden ſchlechte Beiſpiele vorgeführt und dadurch böſe Gelüſte erzeugt. Dieſe Staatsphiloſophen ſchreiben aber die Geſchichte des Reichs und ſeiner Literatur; ſie beachten bloß das, was ihnen wichtig dünkt, was mit dem Kaiſer und der Regierung des Reichs zuſammenhängt. Man ſucht deßhalb in den Annalen, worin der Literaturgeſchichte beſondere Abſchnitte gewidmet ſind, wie in den bändereichen Encyklopädien des Matuanlin und Kanghi, vergebens nach einer Geſchichte des Theaters.

Die Chineſen erfreuten ſich höchſt wahrſcheinlich ſchon in den glücklichen Zeiten der Dynaſtien Tſcheou und Han, eilf Jahrhunderte vor unſerer Zeitrechnung, dramatiſcher Vorſtellungen; denn Geſchichten erzählen und darſtellen wird, wenn ein Volk eine gewiſſe Stufe der Kultur erreicht, zum Bedürfniß. Aber von dieſen Darſtellungen, wenn ſie wirklich in regelmäßigen Schauſpielen beſtanden, iſt uns keine Kunde geworden. Die wenigen Angaben, welchen man in den einheimiſchen Werken über das Drama des Mittelreiches begegnet, reichen nicht über die Zeiten der Dynaſtie der Sui (581—618 n. Ch.) hinauf. Unter dieſer Dynaſtie, heißt es in der Vorrede zu den hundert Dramen der Juen, begannen die Melodramen (Hi kio), und nach einigen Angaben wird ſelbſt die Erfindung und Anordnung derſelben dem Gründer dieſer Dynaſtie, Wen ti (581—601) zugeſchrieben. Man nannte ſie damals gewöhnlich „die Vergnügungen friedlicher Straßen.“ Unter den großen Tang (618—904) hießen die dramatiſchen Erzeugniſſe „Vergnügungen des Blumenwaldes,“ „außerordentliche, wundervolle Schauſpiele,“ oder auch die „Muſik des Birnengartens,“ und heutigen Tags noch werden in dichteriſchen Darſtellungen die Schauſpieler „Söhne und Zöglinge des Birnengartens“ genannt. Der Kaiſer Hiuen tſong (702—756), der ein großer Kenner und Freund verſchiedener Künſte,* namentlich der Muſik war, errichtete eine muſikaliſche Akademie, worin dreihundert Zöglinge beiderlei Geſchlechts Unterricht erhielten. Man verſammelte ſich gewöhnlich in einem Birnengarten, wo der Kaiſer ſelbſt Unterricht ertheilte. Es ſcheint hiedurch eine ganze Umänderung im muſikaliſchen Syſteme der Chineſen bewirkt worden zu ſeyn.

(Fortſetzung folgt.)

* Er hielt beſonders viel auf die Kunſtreiterei. In ſeinem Hofſtalle zu Si ngan fu befanden ſich zu dieſem Zwecke viele abgerichtete Pferde und Elephanten.

Der Balſam von Mecca.

(Fortſetzung.)

„Ich lachte, denn ich wußte, daß mein Freund keine Weinhäuſer beſuchte, und noch gewiſſer wußte ich, daß er, ohne mich geſprochen zu haben, den Platz auf der Brücke nicht verlaſſen würde. Doch was geſchah? Kaum hatte ich mich vom Alten losgemacht und war um die Ecke gebogen, ſo kam mir Laurenz entgegen, richtig im Gefolge von ſechs Zechbrüdern, die ihn beredet hatten, das Feſt der Erinnerung, ich weiß nicht welches glücklichen Jugendſtreichs zu begehen. Er machte flüchtig ſeine Entſchuldigung, daß er mich nicht habe erwarten können, und verſchwand alsbald mit ſeinem Gefolge im dunkeln Eingang der Schenke. — Dieſer Vorfall macht mich ſtaunen; ich ſtehe mitten in der Straße und grüble. Der erſte Entſchluß, den ich faſſe, iſt, dem Armenier nachzugehen. Mit wenigen Schritten bin ich wieder am Platz, wo ich ihn verlaſſen; er iſt nicht mehr da; ich renne die Straße hinab und ſehe ihn endlich zu meiner großen Freude beim Dämmerlicht des Mondviertels auf der Steineinfaſſung eines alten waſſerloſen Brunnens ſitzen. Wie er mich ſah, ſezte er, als wenn er gar nicht wäre unterbrochen worden, ſein früheres Geſpräch fort und bot mir von Neuem an, ob ich nicht etwas zu handeln habe. Jezt ging ich auf ſeinen Vorſchlag ein. „Laß mich ſehen, welche Schätze deine Wohnung birgt,“ ſagte ich.

Sogleich ſtand er auf, faßte mich bei der Hand, und wir gingen einem öden Platze zu, wo Steinhaufen lagen und die Bauleute Reſte eines alten Gemäuers hatten

ſtehen laſſen. Mein Führer brachte mich vor den Eingang eines Kellers, öffnete deſſen Thür und forderte mich auf, die wenigen Stufen, die ſich beim Licht einer nahen Laterne zeigten, hinunter zu ſteigen. Ich that's, und wir befanden uns in einem unterirdiſchen, aber keineswegs ganz unbehaglichen Raume. Kleine Schränke aus ſchwärzlichem Holze mit künſtlicher Schnitzarbeit ſtanden, fünf an der Zahl, an den Wänden vertheilt. Der Alte, nachdem er eine Lampe angezündet, zog einen Schlüſſelbund hervor und ſchloß nach einander alle fünf Schränke auf. Ich ſah hier, ſauber auf ſchmalen Streifen Scharlachtuch ausgebreitet, allerlei altes Geſchmeide von jezt ganz unbekannten Formen: kleine Becher mit Edelſteinen beſezt, wunderſam gearbeitete Schalen von eigenthümlich ſchimmerndem Metall, das ich euch nicht zu nennen weiß. Der Alte nahm die Kleinode zierlich zwiſchen ſeine langen, dürren, verſchrumpften und behaarten Finger, ließ ihre Ecken und Flächen am Lichte ſpielen und ſtellte ſie dann wieder, ſchmunzelnd und einige Worte murmelnd, an ihren Platz. Auf dieſe Weiſe hatten wir alle fünf Schränke durchgemuſtert; der Alte ſezte die Lampe hin, nahm Platz am Tiſch, und nachdem er mir ebenfalls einen Stuhl angeboten, hob er ſeine alte Frage an: ob ich nichts zu handeln hätte. Faſt unwillig antwortete ich ihm: „Und was ſoll ich Euch anbieten? Meint Ihr, daß wir Studenten Reichthümer beſitzen? Ich wenigſtens habe weder goldene Ketten noch Ringe, die ſich mit dieſen hier irgend an Werth meſſen könnten." — „Man handelt auch nicht immer um Pretioſen," ſagte der Alte. „Ihr ſeyd ein kräftiger junger Mann; wie, wenn ich Euern Schutz bei einem gefährlichen Unternehmen, dem ich entgegen gehe, in Anſpruch nähme?" — „Das iſt etwas anderes," rief ich lebhaft. „In was für Fährlichkeiten ſeyd Ihr denn verwickelt?"

Der Alte drückte die Augen halb zu, blickte mich mit einem ſcharfen ſtechenden Strahl an und ſagte, indem er ſeinen dünnen grauen Bart ſtrich: „Ihr ſeyd ſehr jung, dennoch leſe ich in Eurem Innern, daß die wunderbaren Kräfte in Euch einen wirkſamen Diener haben. Ich will Euch in ein Geheimniß einweihen, das, wenn Ihr's klug bewahrt und Euch ſeiner mit der Mäßigung bedient, die den Geiſtern angenehm iſt, Euch reich und glücklich machen kann."

Ich antwortete hierauf nicht, ſondern ſah den Alten an, der alſo fortfuhr: „Wollt Ihr mir behülflich ſeyn, einen Schatz zu heben?" — „Ich bin kein Schatzgraber," entgegnete ich ausweichend, denn ich wußte immer noch nicht, worauf der Alte eigentlich zielte. — „Der Schatz wird nicht ausgegraben," rief er, „obgleich er tief unter der Erde befindlich. Er beſteht in einer kleinen kryſtallenen Phiole, die ein wunderſames Arcanum enthält und von Jemanden, der vor hundert Jahren hieher nach Prag geflüchtet kam, in einem der unterſten Grabgewölbe der heiligen Kreuzkirche verborgen wurde. Dort iſt der Wundertrank noch und dort ſollſt du ihn mir holen helfen; der Weg dazu iſt mir bekannt. Das Werk ſelbſt muß in nächſter Mitternacht beginnen, denn dieß iſt Zeit und Stunde, die dazu paſſen."

(Fortſetzung folgt.)

Nachts.

Des Tags verworrner Schall
Verſchwimmt in Nebelfeuchten;
Der Tag der Nachtigall
Blüht auf in ſanftem Leuchten.

Nun freu dich, armer Geiſt!
Dir ſelber darfſt du leben
Und, was du heimlich weißt,
In holde Sprüche weben.

Der Wechſel hält gebannt
Die Nacht in ſtillen Gründen.
Nun glüht der Diamant
Und die Gedanken zünden.

C. Reinhold.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Lyon, Oktober.

Die Harangue.

Eine witzige franzöſiſche Zeitſchrift ſagte vor einiger Zeit bei Gelegenheit der unpaſſenden Anrede des Maires von Mans an den Herzog von Nemours: „Wir Franzoſen ſind doch eine große und geiſtreiche Nation, wir ſind — was auch die andern Völker dagegen ſagen mögen — der Mittel- und Höhenpunkt antiker und moderner Civiliſation; denn wir haben Großes erfunden, der Menſchheit überliefert und der Nachwelt vermacht, damit ſie uns nach Verdienſt würdige. Man ſpreche doch nicht von den ſogenannten weltgeſchichtlichen Erfindungen anderer Nationen, denen wir nichts entgegen zu ſetzen hätten. Denn was ſind Buchdruckerei, Schiffahrt, Kupferſtecherkunſt, Oelmalerei, Kompaß, Fernrohr, Uhren, Schießpulver, Dampfmaſchinen, Eiſenbahnen u. ſ. w. gegen unſere Erfindungen? Von ſolchen Lappalien haben wir freilich nichts erfunden, wir haben ſie höchſtens von den Andern angenommen, aber ihnen weit Größeres dagegen gegeben. Wer kennen denn die praktiſchen Allongeperrücken und Haarbeutel, die Reifröcke, die Poliſſons, die Duelmots, die ſich zu den Sternen erhebenden Friſuren, die falſchen Waden und Zähne,

die Haarfärbung, die Schminkpflästerchen, die hohen Schuhabsätze. Wer hat rothe und weiße Schminke zu solcher Vollkommenheit gebracht? Rom und Byzanz haben allerdings darin etwas geleistet, aber wie wenig gegen Paris! Von da gingen alle die herrlichen Erfindungen aus, um zu scheinen, was man nicht ist. Von Paris aus verbreiten sich der St. Simonismus, der Fourrierismus, das Phalanstère, der Socialismus und Communismus beglückend über die Erde. Hierher gehört auch das Luftschiff, ein treffliches Symbol unseres Nationalcharakters, das adlerkühn der Sonne zustrebt, dabei nur manchmal aus Versehen verbrennt und aus der Höhe herunter auf die Nase fällt. Die schönste, die herrlichste Erfindung Frankreichs nimmt aber einen weit höhern, unbegrenzteren und sicherern Flug, als das freilich noch etwas in der Kindheit befangene Luftschiff. Wir meinen die Harangue, die ihren Namen vom Häring hat, weil sie sich, wie dieser Fisch, zu gewissen Zeiten in Milliarden über das Land ergießt, die Harangue, die offizielle An- und Schmuckrede, mit der sich die Behörden und andere untergeordnete Personen an gekrönte Häupter oder ihre Familienglieder wenden, um ihnen in feingedrechselten Formen und Phrasen, mit zu Schaum geschlagenem Enthusiasmus und huldigenden Versicherungen eine Menge Dinge zu sagen, von denen sie selbst in der Regel gar nichts, oder nur den zehnten Theil glauben, denken und fühlen. Kein anderes Volk kann sich rühmen, es in der Harangue so weit gebracht zu haben wie wir. Der große Lamartine, der Herkules-Musagetes von Macon, hat vor Kurzem sogar Pseudo- oder Postiche-Haranguen erfunden, die einen ungeheuern Effekt machen, d. h. Anreden an hohe Häupter, die er hätte halten können, oder die er vielleicht gehalten haben würde, wenn er zum Sprechen gekommen wäre. Man sieht, die Erfindung ist auf dem nächsten und sichersten Weg, dem Luftschiff gleich in's Unendliche zu dringen; denn was läßt sich nicht Alles durch dergleichen conjunktive und optative Modifikationen, Unterstellungen und Annahmen erreichen! Was läßt sich nicht Alles mit Wenn's und Ob's aufbauen!"

(Fortsetzung folgt.)

Dresden, December.

(Schluß.)

Theater. — Zauberkunst. — Eisenbahnen.

Die so oft schon von der Kritik allzu rasch mit Nein beantwortete Frage, ob es rathsam sey, den in einer Novelle dargebotenen Stoff der dramatischen Behandlung zu unterwerfen, ist in den letzten Wochen zweimal auf hiesiger Bühne abermals in Betrachtung gezogen worden. Es geschah bei Gelegenheit zweier, zum erstenmale hier gegebenen Stücke, eines nach Tiecks „Dichterleben" unter dem Titel: Shakespeare, von Braun von Braunthal gedichteten Schauspiels, und eines andern, „Mutter und Sohn," welches Charlotte Birch-Pfeiffer einem Romane der schwedischen Schriftstellerin Frederike Bremer entlehnt hat. Ohne den mannigfachen Werth schöner Gedanken, interessanter Charaktere und Situationen in dem ersten dieser zwei Dramen zu verkennen, fühlte sich doch das Publikum von dem, besonders im Einzelnen verdienstlichen Werke nicht recht angesprochen. Man wünschte Mehreres darin nicht bloß erzählt zu hören, sondern als Handlung dem Ohr und Auge vorgeführt, hauptsächlich aber den Charakter Shakespeares mehr herausgehoben zu sehen. Die mit der Aufschrift „Dresden" der hiesigen Abendzeitung neuerlich hinzugefügte wöchentliche Beilage hat sich ziemlich ausführlich darüber ausgesprochen. Auch wer mit mancher Aeußerung darin schwerlich einverstanden ist, wird doch der Würdigung des Ganzen unstreitig Gerechtigkeit widerfahren lassen. Das Drama der Birch-Pfeiffer hatte dagegen einen sehr günstigen Erfolg. Es ist hier weder Ort noch Zeit, das Verhältniß beider Schauspiele zu einander zu ermitteln. Ohne allen Zweifel aber schwebte dem Verfasser des erstern bei seiner Arbeit ein weit höherer, ein eigentlicher Kunstzweck vor, während Madame Birch-Pfeiffer zunächst nur auf theatralische Wirkung hinarbeitete. Um so weniger aber darf man ihr das gebührende Lob dafür verweigern, da es der deutschen Bühne gerade an neuen Effektstücken besonders Noth thut (?) und auch das sentimentale Element, das in ihrem Drama vorwaltet, keineswegs verachtet werden darf, wo es mit Verstand behandelt wird. — Nachdem die Verfasserin schon früher als Schauspielerin in einigen Gastrollen auf hiesigem Theater mit ungenügendem Erfolg aufgetreten war, erwarb ihr die Rolle der Generalin in diesem ihrem neuen Schauspiele allgemeine Anerkennung auch als Darstellerin.

Unter vielen andern Sehenswürdigkeiten erhielt das „Zaubertheater" einer Frau Professorin Bernhard starken Besuch. Erschienen auch viele ihrer Zauberstücke nicht zum erstenmale hier, so gab es deren doch auch, die wirkliche Kenner solcher Dinge noch nicht gesehen zu haben versicherten und von denen sie sehr überrascht waren. Ob das Prädikat „Professorin" eigenes Produkt, oder auf ein akademisches Ehrendiplom gegründet ist, bleibt zweifelhaft. Wenn auch vielleicht manche Akademie in ihrer Praxis mitunter der Taschenspielerei und ähnlichen Künsten den Zutritt verstatten sollte, so dürfte doch bis jetzt noch auf keiner ein Lehrstuhl derselben vorhanden seyn. Dem sey übrigens wie ihm wolle, der zahlreiche Zuspruch, den Madame Bernhard fand, ist die beste Gewährleistung für ihre Professorwürde. Er hat ihr aber auch ein kleines unschuldiges Dementi zugezogen. Sie hatte im Tagblatte dem Publikum ausdrücklich die Warnung zugeflüstert, wenn sie sage: die letzte Vorstellung, solle man ja nicht glauben, daß sie dann, wie es gewöhnlich von andern Künstlern geschehe, noch weitere Vorstellungen geben werde, da sie das, was sie sage, auch zu halten pflege; dennoch machte sie wenige Tage später in demselben Blatte bekannt, daß sie sich, um den schmeichelhaften allseitigen Aufforderungen zu genügen, genöthigt sehe, dießmal von ihrem festen Entschluß, in Dresden nicht mehr zaubern zu wollen, abzugehen.

Die Eisenbahnangelegenheiten laufen jetzt im öffentlichen Interesse der Politik den Rang ab. Nicht selten vergißt man die zwei an sich höchst wichtigen Ereignisse in Griechenland und Spanien, nebst dem vielleicht allenthalben mehr als je thätigen Kampfe des Lichts mit der Finsternis überhaupt, über der Aussicht, das über die ganze Welt auszuspannende Eisenbahnnetz nächstens fertig, und dabei die atmosphärische oder elektromagnetische Methode die zu viel Feuerungsmaterial aufzehrende Dampfkraft entbehrlich machen zu sehen. Den neuesten thatsächlichen Beweis von dieser allgemeinen Theilnahme gibt die hier erfolgte Aktienzeichnung zur sächsisch-schlesischen Eisenbahn, durch welche, wie alle Zeitungen bereits berichtet, die für dieselbe in Anspruch genommene Summe auf kaum glaubliche Weise überboten wurde.

Beilage: Kunstblatt Nr. 2.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 5.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 5. Januar 1844.

So dringen ſie, des Muthes feig Ermatten
Durch kecken Schein verbergend, weiter vor,
Und kommen bis dahin, wo ſie mit Grauen
Den Zauberort ganz nahe vor ſich ſchauen.

Taſſo.

Der Balſam von Mecca.

(Fortſetzung.)

„Ich hörte immer aufmerkſamer zu und der Alte ſchloß ſeine Rede, indem er mit erhobener Stimme rief: „Willſt du dieß thun, Urban?“ Schon hatte ich eine Bejahung auf der Lippe, als er noch hinzufügte: „Doch darf ich dir nicht verhehlen, daß Gefahren dabei ſind. Der frühere Beſitzer der Phiole wußte wohl, daß er ſeinen Schatz an einem Ort barg, wohin die Neugier und Habſucht der Menſchen nicht ſo leicht dringen würde, denn es gehört ein ungewöhnlicher Muth dazu, jene Wohnungen des Schreckens zu betreten. Du weißt, daß die Kirche früher ein alter heidniſcher Tempel war; die Gebeine der erſten Chriſten und Märtyrer werden dort noch fortwährend vom Spiel teufliſcher Phantome beunruhigt und es gibt da nächtliche grauſige Scenen, die zu bannen die Prieſter in alter und neuerer Zeit vergebens verſucht haben. Das Reich der Nacht will auch ſein Recht haben. Ein ſchwacher kranker Mann, wie du mich ſiehſt, würde ich thöricht handeln, wenn ich allein jene Wanderung anträte, an deiner Seite jedoch hoffe ich das Abenteuer zu beſtehen, und wenn es glücklich beſtanden, dann wähle dir unter den Koſtbarkeiten, die du hier geſchaut haſt, die beſten und reichſten, ſie ſollen dein ſeyn.“

„Nun?“ riefen die Zuhörer lebhaft. „Was thateſt du? welche Entſcheidung gabſt du?“ — „Vor allen Dingen begehrte ich zu wiſſen, was es mit der Phiole und ihrem Inhalt für eine Bewandtniß habe. Darauf gab der Alte mir dieſes Buch, in welchem er mir fleißig zu leſen empfahl bis zur nächſten Abendſtunde, wo wir uns wieder ſehen ſollten. Ja, meine Freunde, das Abenteuer hatte für mich einen zu großen Reiz, als daß ich es hätte von mir weiſen ſollen; ich nahm den Vorſchlag an. Den ganzen darauf folgenden Tag ſchloß ich mich ein und lag grübelnd über dieſen Blättern. Sie enthalten die Geſchichte des Balſams von Mecca, wie ich euch ſchon erzählt; auch konnte man daraus erſehen, auf welchen Wegen das myſteriöſe Elixir hieher nach Prag und in die Katakomben der Kreuzkirche gekommen war. Vor allen lockte die Geſchichte des jungen mauriſchen Ritters Abdul Zaïb, der durch den Gebrauch des Balſams einem ſo unſeligen Geſchicke unterlag, Thränen des Mitgefühls aus meinen Augen. Die Geſchichte iſt hier in ihrem ganzen Verlauf ausführlich beſchrieben.“

„Theile ſie uns mit,“ bat Cyrill. — „Jezt nicht!“ riefen mehrere Stimmen dagegen. „Laßt ihn zuerſt erzählen, ob er wirklich die unterirdiſche Reiſe antrat.“ — „Ich trat ſie an,“ erwiderte Urban. „Der Alte und ich

hatten unſern Bündel geſchnürt und ſtanden um eilf Uhr, denn eine ganze Stunde rechneten wir gleich auf das Herumkriechen in den alten Gängen, vor einem Pförtchen an der äußern Ringmauer der Kirche. Eine Blendlaterne führten wir zwar bei uns, doch wagten wir nicht, ſie jezt ſchon anzuzünden, aus Furcht, den wenigen Vorübergehenden in der engen Gaſſe möchte unſer Beginnen verdächtig erſcheinen. Erſt als das Pförtchen geöffnet war und wir hindurchgeſchlüpft, zündeten wir jenſeits das Licht an. Die Ecke des alten Kirchhofs war mit faſt mannshohem, verworrenem Geſtrüpp bewachſen; hie und da ſtieß unſer Fuß an das verroſtete Bruchſtück eines eiſernen Kreuzes, das am Boden lag, auch ſahen wir Gethier mannigfacher Art im Dunkeln auf feuchtem Boden dahinſchlüpfen. Ein noch viel engeres Pförtchen öffnete ſich uns und ließ uns in einen Steindarm ſchlüpfen, der in feuchter, glitzernder Kälte abwärts leitete, auf Stufen, die kaum Stufen zu nennen waren, ſo zerbröckelt und überwachſen ſtellten ſie ſich den tappenden Füßen dar. Wir hatten unſere Laternen auf der Bruſt befeſtigt, um die Hände frei zu haben und mit dieſen an den Mauern taſtend uns weiter zu fördern."

„Der lange gewundene Gang wollte kein Ende nehmen, er ſchien in den Mittelpunkt der Erde hinabzuführen. Die Luft wurde dumpf und beſchwerte das Athmen; der Pfad wurde immer enger und gefährlicher und das Ende der Reiſe machten wir auf dem Rücken rutſchend und unſern Bündel nachſchleifend. Jezt war eine kleine Kammer erreicht, und ein kühler Luftſtrom drang von oben ein. Mein Führer ſagte mir, wir befinden uns auf dem Boden eines ehemaligen Brunnens, welcher bis hinauf in die Sakriſtei der Kirche reiche. Wir krochen nun durch eine kleine Oeffnung, die gewaltſam durchgebrochen ſchien, und gelangten einige Fuß höher in einen gewölbten Gang, an dem rechts und links Eingänge zu grottenartigen Räumen ſich zeigten. Sie waren gefüllt mit menſchlichen Gebeinen, die hier vor Jahrhunderten über einander gehäuft worden waren."

„Wir traten in die größte mittelſte Halle und befanden uns nun gerade unter der Kirche. Der Graus, die wüſte, phantaſtiſche Zerſtörung, die hier herrſchte, überſtieg alles, was die Einbildungskraft, wenn ſie ſich Gebilde des Schreckens erſinnt, ausdenken mag. Denkt euch eine unterirdiſche Kirche, deren koloſſale Gewölbe bis in die höchſten Spizbogen hinauf mit einem Chaos wild übereinander geſtürzter Reſte menſchlicher Leichen gefüllt ſind. Die Gerippe lagen über- und untereinander in Stellungen, als wären ſie in einem vergeblichen Kampf, den Himmel zu erſtürmen, wieder zurückſtürzend in die wildeſten, verwirrteſten Gruppen zuſammengeſunken. Manche dieſer entſezlichen Gebilde ſah man, ihren Särgen halb entfallen, ſich gleichſam an die Bretter klammern, um nicht aus ſchwindelnder Höhe niederzuſtürzen; andere lagen, in Grabgewänder gehüllt, wie erſtickt unter der Maſſe, die ſich auf ihrer Bruſt gehäuft; wieder andere hingen drohend an irgend einem ſteinernen Schnörkel der Decke angeſpießt und ließen ihre zerfezten Gewänder wie Fahnen in der dunkeln Höhe flattern. In dieſem Reiche der Verwirrung und des Entſetzens herrſchte lautloſe Stille; die grinſenden Larven zeigten nur das tonloſe Lachen ihrer entfleiſchten Antlize."

„Wir hatten uns mit Mühe das weite Schiff der unterirdiſchen Kirche entlang durchgearbeitet, das Licht unſerer kleinen Laternen bald auf dieſen, bald auf jenen Punkt der grauſenvollen Umgebung richtend; jezt ſtanden wir in der Nähe des Hochaltars, eines einfachen Steinwürfels, auf welchem ein morſches koloſſales Holzkreuz in drohender Stellung mehr hing als ſtand. Wir wollten eben eine kleine Chorthüre hinter dem Altar öffnen, als ein gellender Windſtoß durch die Hallen der Kirche pfiff. Im ſelben Augenblicke hörten wir die große Kirchenuhr über uns die Mitternachtsſtunde verkündigen. Der Alte drängte vorwärts, aber mit aller Gewalt unſerer vereinten Kräfte konnten wir die Thüre nicht öffnen; es ſchien, wir waren dazu beſtimmt, Zeugen des fürchterlichen Spukes zu ſeyn, der jezt in der Kirche beginnen ſollte."

(Fortſetzung folgt.)

Die dramatiſche Poeſie der Chineſen.

(Fortſetzung.)

Die Tang hatten bekanntlich viele Verbindungen mit Indien und den verſchiedenen Völkern Mittelaſiens, mit den Tibetanern, Uiguren und den bis an die Grenze des öſtlichen Turkeſtan herrſchenden Arabern, wodurch man unter andern auch die Muſik dieſer Völker kennen lernte und nachahmte. Es erſchienen ſelbſt ganze Muſikbanden aus fremden Ländern am Hofe, welche daſelbſt allerlei Stücke aufführten, an welchen der Kaiſer großen Geſchmack fand. Die Weiſen hatten nach den Gegenden, aus welchen ſie ſtammten oder wo ſie in größerer Vollkommenheit ausgeführt wurden, beſondere Namen. So ſagte man: die Weiſen von Leang tſcheou, I tſcheou und Kan tſcheou. Der Kaiſer befahl den chineſiſchen Muſikanten, die unter einem eigenen Großmeiſter des Geſanges ſtanden, ſich nach dieſer fremden Muſik zu bilden, und ſo geſchah es, daß die Muſik der Barbaren Eingang fand im Mittelreiche, wo ſie ſich bis auf den heutigen Tag behauptet. In dem Birnengarten wurden nun dieſe Stücke eingeübt und geſpielt; es ward deßhalb nach und nach im Lande Sitte, die Sänger, Schauſpieler und Muſikanten

„Söhne oder Zöglinge des Birnengartens“ zu nennen. Unter den Song hießen die Schauspiele ebenfalls Melodramen, unter den Kin das „Eigenthümliche der Hallen“ oder „allerlei Darstellungen,“ und dieser Name ist den Schauspielen unter den folgenden Dynastien der Mongolen, der Ming und Mandschu geblieben. Man gab ihnen aber noch allerlei andere bildliche Benennungen, wie „Freuden des dauerhaften Friedens“ und dergleichen. Jezt werden sie gewöhnlich ganz einfach Spiele oder Darstellungen genannt.

Die Schauspieler, welche bald Spielfreunde oder Spieljöhne, bald auch bloß Spielleute genannt werden (eine Schauspielertruppe heißt Hi pan oder Pan hi), führen, wie in den alten Atellanen und in der heutigen italienischen Commedia dell' Arte, welche daraus hervorgangen, je nach dem Charakter, den sie vorstellen, und nach dem Range, den dieser im Drama einnimmt, besondere Namen. So sagt man ja auch bei uns: er spielt den Helden, den grämlichen Alten; sie macht die ersten Liebhaberinnen oder die Kammerzofen; er ist der erste Sänger, der erste Komiker u. s. w. Diese Charakternamen änderten sich vielmals im Laufe der Jahrhunderte. In den Stücken, welche das „Eigenthümliche der Hallen“ genannt wurden, unterschied man ehemals fünf Hauptrollen: den Kommandanten, seinen Adjutanten, den Einführer des Schauspiels, die zweite Person* und die Rolle des Waisen — Rollen, die wiederum in mehrere Unterabtheilungen zerfielen. Man nannte sie gewöhnlich die „bemalten Spielleute aus Tsuan.“ Es erschienen nämlich am Hofe des Kaisers Hoei tsong (1101—1126) von der großen Song-Dynastie, welcher sich neben den magischen Künsten allerlei andern Vergnügungen und Lustbarkeiten ergeben hatte, Abgeordnete des Volkes Tsuan, welches an den südlichen Kreisen des Mittellandes, zwischen Indien und Tibet lebte und öfters Gesandte an den Hof schickte. Diese Leute hatten prächtige und reiche Kleider an, sie trugen Sandalen an den Füßen und auf dem Kopfe einen Turban; ihr Gesicht war geschminkt. Ihre Bewegungen und Gewohnheiten erschienen dem chinesischen Volke höchst sonderbar und lächerlich. Der Kaiser befahl nun den Hofschauspielern, die Art und Weise und die Trachten dieser Leute nachzuahmen. Aus diesem Grunde wurden die Schauspieler bemalte Leute aus Tsuan genannt. — Die Namen berühmter Schauspieler werden übrigens im äußersten Osten nicht minder der Nachwelt überliefert, als bei den Völkern des Westens; so heißt es in der Vorrede zu den hundert Dramen der Mongolendynastie, daß drei Leute, Wei, Wu und Lieou geheißen, sehr ausgezeichnete Schauspieler gewesen seyen, und daß seit den Zeiten dieser Dynastie bis auf den heutigen Tag sie von den Schauspielern als Musterbilder betrachtet werden.

In den jetzigen Dramen, so wie in denen zur Zeit der Mongolendynastie gibt es mancherlei technische Benennungen der Schauspieler und Schauspielerinnen, die sich bald auf ihre Rolle, bald auf den Charakter beziehen, den sie darstellen. Es wird aber ein und dieselbe technische Bezeichnung in verschiedenem Sinne gebraucht; so bezeichnet der Name Wai tan gewöhnlich eine liederliche Person, doch ist dieß nicht immer der Fall. Die männlichen Schauspieler heißen Tsching mo, Fu mo, Tschong mo, erste, zweite und dritte Rolle. Siao mo ist ein Jüngling, Wai eine hochgestellte ehrwürdige Person, Pei lao ein alter Vater, und Pang lao ein schlechter Mensch, ein Räuber. Die weiblichen Personen heißen beinahe durchgängig Tan, ein Wort, welches ursprünglich mit einem Charakter geschrieben wurde, der ein wollüstiges Thier bezeichnete; aber der jezt durchgängig dafür angenommene Charakter bedeutet Sonnenaufgang, glanz- und prachtvoll. Diese weiblichen Personen werden nach ihrer mindern oder größern Wichtigkeit im Drama und nach dem Charakter, den sie repräsentiren, unterschieden; wie Tsching tan, die erste Schauspielerin, Lao tan, die Alte, Siao tan und Tan orl, die Junge, Tscha tan, die Liederliche, Wai tan, das Freudenmädchen, und Po orl, die Wittwe. Außer diesen gibt es noch andere Bezeichnungen, welche entweder veraltet sind oder nur bei besondern Gelegenheiten gebraucht werden, namentlich solche, welche auf liederliche Frauenzimmer und auf spaßhafte, lustige Personen sich beziehen. Bloß mit diesen technischen Benennungen werden die verschiedenen Personen in den gedruckten Dramen bezeichnet; den Eigen- und Zunamen, so wie ihre Herkunft erzählen sie bei ihrem ersten Erscheinen auf der Bühne, nicht selten auch mehrmals nach einander, wenn sie in den verschiedenen Auftritten mit verschiedenen Personen in's Gespräch kommen.

Die Chinesen unterscheiden so wenig wie die Hindu zwischen Trauerspiel, Lustspiel und Schauspiel; sie theilen ihre Dramen ein nach den Personen und den Stoffen, die darin aufgeführt und behandelt werden. Dabei versteht sich aber doch, daß die chinesischen Dramen nach ihrem Inhalt bald unter den Begriff des Trauerspiels, bald unter den des Lustspiels fallen. Diejenigen, welche bis jezt in Europa bekannt geworden sind, müssen wir meist zur erstern Gattung zählen. Wir wollen aber hier die Fabel eines Dramas mittheilen, welches wir wohl mit Recht ein Schauspiel nennen könnten.

(Fortsetzung folgt.)

* Dieß ist wohl die Bedeutung von Mo ni.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Oktober.

(Fortsetzung.)

Der Herzog von Nemours.

Der arme Herzog von Nemours ist wirklich zu bedauern. in Mans wurde er von einem groben Maire mit ganz Unpassendem harangnirt, hier in Lyon, wo er einen ganzen Monat mit seiner Gemahlin zubrachte, mußte er die von allen Civil-, Militär-, Municipal-, Kirchen-, Handels- und Industriebehörden, von der Akademie, den Professoren und Schulregenten zu haltenden Anreden durchsehen — sie mußten vorher schriftlich eingereicht werden — dann sie wirklich anhören und beantworten. Es ist dieß für beide Theile etwas sehr Peinigendes und Ermüdendes, was man aber bei Leibe nicht merken lassen darf; im Gegentheil, es muß immer von Freude, Entzücken, angenehmer Ueberraschung u. s. w. die Rede seyn.

Louis Philipp mag aus vielen Gründen nicht unternehmen, was andere Könige mit großem Nutzen gethan haben und noch thun. Er findet es nicht genehm, selbst im Lande herumzureisen, sich überall von dessen Bedürfnissen, von der wahren Stimmung und den Wünschen der Einwohner, von der Persönlichkeit der Beamten, von der Meinung über sie u. s. w. zu unterrichten. Da er nicht selbst reisen will, so schickt er seine Söhne und ihre Frauen, um dem Hause Freunde zu erhalten oder neue zu gewinnen. Darin hat er, meine ich, Unrecht; denn keiner seiner Söhne, selbst der verstorbene Herzog von Orleans nicht, hat durch eminenten Geist, durch sichern Blick, reiche Erfahrung und großes Beobachtungstalent etwas so Gewinnendes, eine so viel Zutrauen gebietende Persönlichkeit wie Ludwig Philipp. Wollte er einfach mit dem Minister des Innern, nur mit wenigen Wagen, ohne Ceremonien, ohne kostspielige Feten, ohne obligate Haranguen reisen, manchmal in Departements und Provinzen, wo man ihn gar nicht erwartet; wollte er die Behörden im Verein mit andern achtungswerthen Einwohnern verschiedenen Standes ohne Formalitäten und Umstände bei sich versammeln und sich mit ihnen auf die rechte Weise besprechen; wollte er den Zutritt zu sich erleichtern und dem Volk den rechten Bürgerkönig zeigen, von dem früher so viel die Rede war, so würde er eine Menge Dinge in seinem Lande und bei seinem Volke sehen, von denen er sich jezt nichts träumen läßt, er würde gar manchem Uebel abhelfen, gar manches Gute in's Leben rufen können. Man antwortet: „dieß geht in dem konstitutionellen Frankreich nicht, es würde der Centralisation — diesem für Frankreichs politischen und administrativen Zustand unentbehrlichen Lebensprinzip — großen Eintrag thun, es wäre für Ludwig Philipps Leib und Leben Gefahr; ausserdem müssen wir bei unsern Königsreisen durchaus Ceremonien, Repräsentation, Feten, Flitter und Haranguen haben." Ich meine, dieß ist ein Irrthum; die Zeit der Attentate auf Ludwig Philipps Leben ist wohl vorüber, und mit der Constitutionalität und Centralisation hat es nicht viel auf sich. Der König versuche nur einmal eine einfache, wenig kostspielige Reise; er sehe, höre und prüfe an Ort und Stelle, lasse alle Stände zu, er sey gegen alle väterlich und freundlich, helfe dann den entdeckten Uebelständen oder Lücken nach seiner Rücksprache mit den Ministern schnell ab, so daß die Leute sehen, wozu solche Reisen nützen. Bald werden sie den Beifall der ganzen Nation für sich haben, und man wird dagegen die formellen, ceremoniösen Prinzenreisen als das erkennen, was sie sind, als eine kostspielige und doch fast ganz unnütze Lokomotion. Diese war jedoch gerade bei dem Herzog von Nemours nicht so ganz unnütz und unzweckmäßig, da er über kurz oder lang an der Spize von Frankreichs Regierung stehen wird.

Der Prinz kam mit seiner deutschen Gemahlin am 22sten September hier an und wurde von dem Volk ziemlich lau empfangen, wie dieß bei ersten Bekanntschaften gewöhnlich so ist. Ueberdieß herrschte hier, wie in ganz Frankreich, ein Vorurtheil gegen ihn. Da er nicht die zuvorkommende Liebenswürdigkeit, Gesprächigkeit und Zutulichkeit seines verstorbenen Bruders, des Herzogs von Orleans, hat, so legt man ihm sein ernstes, besonnenes, ich möchte sagen königliches Wesen für Stolz aus, zumal auch in seinen Gesichtszügen etwas Gehaltenes liegt, das einem Manne recht gut anstehe, wenn er auch kein Prinz ist. Als man jedoch sah, daß sich der Herzog überall als ein würdiger Charakter zeigte, als man gewahr wurde, daß es ihm ernstlich darum zu thun war, Lyon, seinen wahren Zustand, seine Wünsche und Bedürfnisse recht kennen zu lernen, daß er deßhalb mit allen Ständen in's Gespräch ging, und dabei nicht nur Interesse für jedes Geschäft, für jeden Industriezweig, sondern auch gute Sachkunde an den Tag legte, da gewann die Volksstimmung immer mehr an Wärme. Er ging in die Seiden- und Shawlfabriken und sah dem interessanten Schaffen der Jacquardschen Webstühle zu, von da in Färbereien und in die vorzüglichsten Magazine, unterhielt sich mit Herren, Werkmeistern und Arbeitern, erkundigte sich vielfach um das Gewerb. Alle Aeußerungen des Herzogs waren, wie sein ganzer Charakter, ruhig, verständig und gemessen; durchaus nichts Gleißendes und Bestechendes, aber viel Zutrauen Erregendes. Ich hätte in ihm eher einen guten deutschen Fürsten, als einen französischen Prinzen gesucht. Mit jedem Tag stieg das Interesse der Massen für die erlauchten Gäste, und immer dichter und freundlicher wurden die Volksgruppen, durch die sie gingen oder fuhren. Durch wohlwollendes Benehmen haben sie sich besonders die sonst so abgewendeten Arbeiterklassen gewonnen. Ausnehmend gefiel die Herzogin, weil zu ihrer frischen Schönheit und Jugend die deutsche Herzlichkeit hinzukam. Man fand, daß alle bisher von ihr erschienenen Porträts ihr nicht gleichen; auf diesen Bildern hat sie zwar regelmäßige, aber etwas plumpe Züge. Es mangelt das Geistreiche und Bewegliche, wie die etwas schwermüthige Milde des Originals. Man erzählt sich von ihr eine Menge Aeußerungen und Züge, die von ihrer Güte und Zartheit zeugen. — Die legitimistischen Journale haben sich über die Reise des Herzogs und seinen Aufenthalt in Lyon lustig gemacht, mit spizigen Bemerkungen über den Geist der Herzogin, den Niemand gesehen habe. Darin haben sie sehr Unrecht. Freilich sind die Legitimisten sehr verwöhnt durch die elegante Majestät Ludwigs XVIII., durch das scharfe, geistreiche Urtheil Karls X., durch den seltenen Geist, die poetische Weise und die vornehme Haltung der Herzoge von Angoulême und von Berry, durch die hinreißende Grazie und die zum Sprichwort gewordene Leutseligkeit der Herzogin von Angoulême, durch die Schönheit, zarte Weiblichkeit und Tugend der Herzogin von Berry, die edle Haltung, die geistreichen und passenden Antworten des Herzogs von Bordeaux. Eine hiesige Dichterin nannte die Herzogin von Nemours: rose du nord, ange au divin sourire, au celeste regard u. s. w.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 3.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 6.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 6. Januar 1844.

— Jetzt erſtaun' ich über alle Maaßen
Daß ich ſo kuriöſe Bräuche hier
Vorfinde, ſo kuriöſe Frauu und Herrn.
Erzählt' ich in Europa dieſe Sachen,
Sie würden mir unter die Naſe lachen.

Schiller.
Turandot.

Die dramatiſche Poeſie der Chineſen.

(Fortſetzung.)

Der Sohn der Wittwe.

Eine Dame von Stand, die einen einzigen Sohn hat, verfällt nach dem Tode ihres Mannes in die größte Dürftigkeit. Sie berathet ſich mit dieſem Sohne, um Mittel ausfindig zu machen, wie ſie ihr Leben friſten könnten, und findet am Ende, daß nichts übrig bleibt, als ihr Brod zu betteln. Während ſie nun bettelnd auf den Straßen einhergehen, begegnet ihnen die Tochter eines höhern Beamten, die in Folge eines Zwiſtes mit ihrem Vater aus dem elterlichen Hauſe entflohen iſt. Das Fräulein fragt ſie, durch welche unglücklichen Umſtände ſie gezwungen worden, auf dieſe elende Weiſe ihren Lebensunterhalt zu ſuchen. Sie erſieht aus ihren Antworten, daß es Leute von Stande ſind, und nimmt die Mutter in ihre Dienſte.

Nachdem ſo für den Unterhalt der Mutter geſorgt iſt, verläßt der Sohn den Ort ſeiner Geburt, ſtreicht im Lande umher und kommt zufällig in eine Theeſchenke. Hier findet er eine Alte und ihre Tochter, welche, nachdem ſie erfahren, wer er iſt, ihn als Bedienten in ihrem Hauſe aufnehmen. Gleich darauf kommt ein junger ausſchweifender Beamte in dieſelbe Theeſchenke, verliebt ſich in das Mädchen und macht der Mutter den Antrag, ihre Tochter als Erzieherin bei ſich aufnehmen zu wollen. Da die Mutter einwilligt, die Tochter aber dieſem Antrage entgegen iſt, ſo ruft der Beamte einige Diener herbei, um ſie mit Gewalt von dannen zu bringen, ein Vorhaben, dem ſich aber der junge Mann, der ſo eben als Bedienter angenommen worden, aus Leibeskräften widerſetzt. Der Beamte fordert ihn vor Gericht und der junge Mann wird, nachdem er die Baſtonade erhalten, vom Gerichtshofe verurtheilt, einige Zeit lang öffentlich in den Straßen das Querholz zu tragen.

Der laſterhafte Beamte findet aber dieſe Strafe nicht hinreichend; er ſelbſt will noch überdieß ſeinen unwürdigen Gegner züchtigen. Seine Bedienten werden mit Stöcken verſehen, und er ſtellt ſich an ihre Spitze, um den verhaßten Bedienten, der es gewagt, einem Beamten ſich zu widerſetzen, durchzuprügeln. Sie finden endlich den Jüngling in Begleitung ſeiner jungen Gebieterin, die ihm die Nahrung reicht, da er des Querholzes wegen nicht im Stande iſt, ſich ſeiner Hände zu bedienen. Die Bedienten fallen nun über ihn her und prügeln ihn durch. Der Unglückliche wehrt ſich, ſo gut er kann, mit ſeinem Querholze. Er ſtößt dieſes endlich dem Beamten ſo gewaltſam an den Kopf, daß dieſer hinſtürzt und augenblicklich den Geiſt aufgibt.

Dieß wird angezeigt. Der Polizeikommissär des Stadtviertels erscheint und nimmt den Bedienten sammt seiner Gebieterin gefangen. Beide werden vor den Bezirksbeamten gebracht, der, nachdem er den ganzen Hergang erfahren, sowohl den Bedienten als seine Gebieterin alsbald wiederum auf freien Fuß sezt. Aber dieser Bezirksbeamte verliebt sich in das Mädchen und behält sie gewaltsam bei sich, eine Handlung, welche seiner Frau sehr mißfällig ist. Diese benüzt einen Ausgang ihres Mannes und entläßt das Mädchen aus dem Gemache, wo ihr Gemahl sie eingeschlossen hatte.

Der Kreisbeamte erfährt den Tod seines Untergebenen, des jüngern Beamten. Es wird ihm zugleich berichtet, daß das Mädchen Schuld daran sey. Der Bezirksbeamte, so lautet sein Befehl, solle die Verbrecherin ausliefern, damit sie alsbald vor Gericht gestellt werde. Dieser geräth nun, da er das Mädchen nicht mehr in seiner Behausung findet, in die größte Verlegenheit und befiehlt seinen Bedienten, nach allen Seiten hin auf Kundschaft auszugehen, um die Entflohene wieder einzufangen. „Die Dame ist schon seit längerer Zeit aus Ihrem Hause," antworten die Bedienten, „und dann kennen wir sie gar nicht von Angesicht; wie wäre es unter diesen Umständen möglich, sie herbeizuschaffen?" — „So ergreift das erste beste Frauenzimmer, das ihr auf der Straße findet," schreit der Bezirksbeamte im Zorn, „und führt sie vor meinen Vorgesezten."

Die Bedienten laufen einige Zeit herum und finden endlich in einem Tempel jenes Mädchen, welches heimlich aus ihrer Familie entflohen war und jene arme Wittwe in ihren Dienst genommen hatte. Diese wird nun von den Bedienten aufgegriffen und dem Kreisbeamten als die Schuldige vorgeführt. Der Kreisbeamte befiehlt, daß sie alsbald enthauptet werde. Um Mitternacht wird sie auf den Richtplaz geführt, wo das Urtheil vollzogen werden soll. Siehe, da erscheint der Sohn der Alten, der unterdessen seine Strafe ausgestanden hat; er erkennt augenblicklich die Herrin seiner Mutter, stürzt über die Henkersknechte her, entreißt blizschnell einem von ihnen das Schwert, schlägt sie damit sämmtlich in die Flucht und geht mit dem Mädchen auf und davon. Sie werden aber Beide nochmals eingefangen und wieder vor den Beamten des Kreises gebracht. Der Bediente erklärt nun, es walte hier ein Mißverständniß ob: diese Dame sey keineswegs diejenige, welche in dem Hause des Bezirksbeamten eingesperrt gewesen. Die Sache wird alsbald untersucht und der Aussage des Bedienten gemäß gefunden. Nun wird der Bezirksbeamte vom höhern Gericht zur Enthauptung verurtheilt.

(Fortsezung folgt.)

Der Balsam von Mecca.

(Fortsezung.)

Ein dumpfes Rauschen, Regen und Bewegen wurde hörbar; die zahllosen, hoch gehäuften Gebeine rührten sich und stellten sich aufrecht, und bald war die Kirche von einer ungeheuern Masse Volks erfüllt. Den Gestalten waren die Gepräge der verschiedensten Jahrhunderte aufgedrückt; wir konnten aber nur schüchtern auf ihre stummen Gesichter sehen, ihren starren, offenen Blicken zu begegnen, hätte uns den Tod gebracht. Hinter die losen Steine des Altars gedrückt, lauschten wir den nächtlichen Vorgängen. Ein Choral erklang und die Messe nahm ihren Anfang. Ein ganzes Heer von Priestern drang aus einer kleinen Pforte der Sakristei und hielt, mit wehenden Gewändern und blauschimmernden Fackeln in den entfleischten Händen, den Umgang. Freunde, nie wird aus meinem Ohr jener Klang verschwinden, jener einförmige Klageton, den die Todten anstimmten. Es lag alles herzzerreißende Weh der Erde, der dumpfe Schmerz gänzlicher Hoffnungslosigkeit in diesem Miserere, und dennoch wehte ein Geist im Gesange, der von keinem Irdischen mehr wußte; diesen Geist kann ich euch aber nicht beschreiben; könnt' ich's, das Roth eurer Wangen würde auf ewig von seiner Stelle weichen, die Wärme euer Herz verlassen und Frost des Grabes eure Zähne an einander schlagen. Laßt mich schweigen. — Die Todten kamen endlich wieder zur Ruhe; wie ein Schneegestöber in dunkler Novembernacht, so flogen die leichten Schatten durcheinander und stürzten, indem sie sich wieder in Gerippe verdichteten, in ihre alte Verwirrung zusammen. Die Lichter auf dem Altar flossen in langen blauen Bandstreifen nach allen Richtungen hin und zerfielen in Millionen bläulicher zitternder Funken, die noch lange über die Leichenhaufen dahin schwirrten."

„Ich mußte den Alten in die Höhe zerren, so gelähmt vom Schrecken war er. Wir öffneten jezt die Thüre mit leichter Mühe und betraten einen langen Gang, an dessen Ende drei Nischen sich zeigten. In jeder war ein geheimer Eingang sorgsam und kunstvoll eingefügt; wir wählten den mittelsten und standen nun in einem Vorgemache, das Spuren ehemaligen Bewohntseyns trug. Ein Stück Teppich lag auf dem Boden, eine Bank stand an der Wand, darauf ein irdenes Gefäß. Wir waren am Ziel unserer Wanderung; hier war es, wo der weise Aldoramon die lezten Jahre seiner Verbannung und seines Lebens zugebracht, hier war es, wo er einen Theil seiner Schäze und namentlich jenen wunderkräftigen Balsam, den wir suchten, aufbewahrt. Wir waren eben im Begriff

und der Thüre, die in das Allerheiligſte führte, zu nähern, als wir einen Lichtſtrahl aus dem Innern hervordringen ſahen. Der Armenier ſchrack zuſammen. „Wer kann dort weilen?“ flüſterte er mir zu. „Niemand in ganz Prag, außer mir, kennt dieſen geheimen Zufluchtsort tief unter der Erde. Wer kann in der Klauſe des Magiers eingeſchloſſen ſeyn?“

„Ich vermochte natürlich auf dieſe Fragen nichts zu erwidern; ich konnte in dieſem bedenklichen Augenblicke nichts thun, als dem Alten Muth einſprechen, denn er war nicht übel Willens, unverrichteter Sache wieder umzukehren, ſo hatte ihn das unvermuthete und unerklärliche Daſeyn eines Bewohners jener Zelle in Schrecken geſetzt. Wir näherten uns endlich der Thüre und thaten drei Schläge an dieſelbe, die dumpf wiederhallten und worauf wir eine Stimme vernahmen, die uns aufforderte, hereinzutreten. Wir öffneten die Thüre und erblickten —“

In dieſem Moment wurde jedoch auch die Thür der Gaſtſtube aufgeriſſen und ein Haufen Studenten ſtürzte lärmend herein. Die Zuhörer um die runde Tafel ſtarrten die Eintretenden an, als wären ſie Geſpenſter; dieſe ließen ſich jedoch durch dieſen ungewöhnlichen Empfang nicht irre machen. Sie berichteten lärmend, daß in der Nähe eine Schlägerei vorgefallen, die blutig geendet. Sie forderten die Genoſſen auf, eilig zum Schutz der Verwundeten und zur Schlichtung der Händel unter den Beiſtänden der Kämpfer hinzueilen. Die ganze Tafelrunde brach auf, Fragen und Antworten flogen wild durcheinander, Hüte, Stöcke und Ueberröcke wurden zuſammen geſucht und in wenigen Minuten war die Halle leer. Nur ſo viel hörte und ſah ich noch, daß Urban den Freunden zurief, ſich morgen Nacht wieder hier zu verſammeln, wenn ſie begierig wären, das Ende ſeiner Erzählung anzuhören, und daß er das rothe Zauberbuch in einer Spalte der Holzvertäfelung beim Fenſtervorhang verbarg.

Die tiefe Stille, die jezt eintrat und das alte, hohe Gebäude vom Giebel bis zum Keller in das Schweigen der Nacht hüllte, machte auf meine aufgeregten Lebensgeiſter — denn ich will nicht läugnen, daß das, was ich gehört und geſchaut, mich erſchüttert hatte — einen wohlthuenden Eindruck. Zuvörderſt ſank ich von der anſtrengenden lauſchenden Stellung am Schiebfenſter zurück, und indem ich mich, ſo gut es gehen wollte, auf meine harten Polſter hinſtreckte, verſank ich in Träumereien über den Armenier und über deſſen geheimnißvolle Unternehmung.

Die Nacht war bedeutend vorgerückt, doch der Morgen noch fern. Trotz der Ermüdung der Reiſe verfolgten mich die Phantaſiegebilde, und meine Verſuche einzuſchlafen blieben ohne Erfolg. Unwillig ſtand ich auf, ging herum und ſtand bald hier bald dort ſtille, um mir die unheimlichen Winkel meiner Zelle zu beſehen. Alle Augenblicke dachte ich, der Armenier müſſe erſcheinen und auch mich in den Kreis ſeiner Zauber ziehen. Ich betrachtete die Stellen der Wand, die mir heimliche Eingänge zu verſchließen ſchienen; ich leuchtete mit dem ſilbernen Armleuchter an die ſchlecht eingefugten Steine des Fußbodens und rüttelte an den Thüren eines alten deckenhohen Kleiderſchranks — Alles umſonſt; es blieb ſtill und ruhig um mich her. Ich öffnete ein Fenſter; der Regen ſtrömte noch immer von den Dächern herab, die Nacht war finſter wie ein Grab. Was ſollte ich thun? womit die Länge der nächtlichen Stunden kürzen? wie die Unbehaglichkeit dieſes träumeriſchen, erregten Zuſtandes beſiegen? Da fiel mir das rothe Buch ein, das Urban zurückgelaſſen, und ſofort machte ich Anſtalten, mich in Beſitz deſſelben zu ſetzen. Ich fand, was ich ſuchte, und nahm am Tiſch Platz, breitete die zerdrückten und gerollten Blätter ſorgfältig auseinander und ging an die Lectüre des Manuſcripts. Die erſten Seiten enthielten, was ich durch Urban ſchon vernommen, dann folgte die Geſchichte des mauriſchen Ritters Abdul Zarb, und dieſe iſt's, die ich den Leſern hier wieder mittheilen will.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Lyon, December.

(Schluß.)

Beſuch des Herzogs von Nemours.

Bei ihrem Beſuch der Seidenwaarenausſtellung im Palais de St. Pierre ſchien die Herzogin von Nemours angenehm überraſcht vom Anblick der vielen geſchmackvollen und reichen Seidenſtoffe, die da auf ſehr günſtige Weiſe im rechten Licht ausgelegt waren. Faſt hätte ſie der ſie haranguirende Präſident der Handelskammer durch eine ſchwülſtige Schmeichelei eingeſchüchtert, wäre ihr befangener Blick nicht auf die ihr zum Geſchenk beſtimmten Seidenzeuge, Shawls und Bänder gefallen, die bekanntlich verſöhnend auf alle weiblichen Gemüther wirken, ſelbſt auf fürſtliche. Es war aber auch wirklich der Mühe werth. Da lagen fünfundzwanzig herrliche Gazes, Spitzen-, Seiden- und Sammtkleider vor ihr, alle von ſeltener Schönheit durch Reichthum, Mannigfaltigkeit und Geſchmack in den Zeichnungen und Farben, von Gold und Silber durchwoben, licht und dunkelglühend, ein Anblick, der ſelbſt uns Männern den Mund wäſſern machte und an die Wunder des Orients erinnerte.

Dabei fiel mir wieder eine Frage schwer auf's Herz. Deutschland steht unbestreitbar, selbst nach der Meinung vieler unterrichteter Franzosen, in der ernsten, würdigen, geistigen Kunst höher als Frankreich; woher kommt es nun, daß in der Dekoration — und zu dieser gehören die Zeichnungen für Seidengewebe — bei uns noch so wenig geschieht, daß sich so wenig Künstler bei uns damit beschäftigen? Die besten Zeichner für die Lyoner Fabriken sind gar keine Künstler von Bedeutung im höhern Sinne des Worts; denn außer ihren vegetabilischen Formen und glücklichen Effekten in Gold, Silber und Farben, vermögen sie nichts zu leisten, was in zeichnender Kunst hoch steht. Und doch sind ihre Compositionen voll Anmuth, ja ich möchte sagen, sie streifen an die Poesie, die uns aus guten Arabesken anspricht. Warum erfinden wir Deutschen überhaupt neben dem Großen und Würdigen nicht auch Zierliches, Nettes, Mannigfaltiges? Warum äffen wir seit Jahrhunderten Alles nach, oft recht schlecht und läppisch, was uns Frankreich in Moden, Stoffen und Kleidern, in Gesellschaftsformen, in Gesellschaftssprache, Militärnomenclatur, Comödie u. s. w. vorgaukelt? Wir ahmen es nach, weil wir noch zu bequem sind, um uns in untergeordneten Dingen Mühe zu geben und darin selbst etwas zu erfinden, da sie der Nachbar schon fix und fertig auf dem Laden hat und um ein Billiges liefert. Man hat in dieser Uuart oft eine nationale Entwürdigung gesehen; dieß ist es aber keineswegs, thut man doch in England, Nordamerika, Spanien und anderswo dasselbe; es ist nur Folge unseres leidigen Gehenlassens und unserer Fahrlässigkeit. Daß wir aber auch alle jene zierlichen Kleinigkeiten recht gut selbst erfinden und liefern können, wenn wir wollen, dieß hat sich im deutschen Mittelalter gezeigt, wo unsere Vorältern nicht daran dachten, den viel rohern und unsittlichern Gesellschaftszustand, die unausgebildete, arme Sprache, die lächerlichen Trachten, den erbärmlichen Ritterroman und das grobe Lustspiel seiner Bascche vom Nachbar anzunehmen oder nachzuahmen, da sie Alles schöner, frischer, wahrer und gesunder bei sich erfanden. Ich will nur unsere Nationaltracht aus dem fünfzehnten Jahrhundert anführen. Gab es damals eine schönere und würdigere in Spanien, Italien, Frankreich oder England? und gibt es jezt eine ärmlichere, lächerlichere und unschönere als die, welche von Paris aus über ganz Europa und Amerika verbreitet ist? Und doch können wir uns noch nicht von dieser schlechten Modenteufelnummerei losmachen. Dieß war nicht immer so. Erst seit dem westphälischen Frieden, der so viel Unglück über Deutschland gebracht hat, gab man sich bei uns nicht mehr die Mühe, in jenen Dingen zu erfinden und selbstständig zu bleiben. Die andern großen Nationen Europas haben es nach und nach eben so gemacht; ja bei uns ging man gar so weit, von Frankreich Manches anzunehmen, was man als entschieden schlecht anerkannte und nicht geduldet hätte, wäre es in Deutschland selbst erfunden worden. Man möchte dieß einen Zug übertriebener germanischer Gastlichkeit nennen. Wie es nun wohl noch lange dauern dürfte, bis wir uns von all den bösen Folgen des westphälischen Friedens losmachen und heilen, so mag auch noch manches Jahr darüber hingehen, bis wir unter thätiger Mitwirkung unserer Künstler, Akademien, Zeichen- und Malerschulen in Deutschland Seidenstoffe verfertigen, die den besten Lyoner an Schönheit, Mannigfaltigkeit und Geschmack gleichkommen.

Zwischen den fünf- und zwanzig Freudkleidern für die Herzogin hingen malerisch geordnet fünf Kaschemirshawls von Lyon und noch manche andere Herrlichkeiten, namentlich zwei gewebene Zeichnungen nach der Madonna della Sedia von Raphael und dem Christus von Rubens, Arbeiten, die mit Recht Bewunderung erregten und vielleicht der Anfang einer neuen Richtung der Lyoner Seidenweberei sind, der Anfang zu seidenen Arrastapeten und Gobelins. Die Herzogin war über das schöne Geschenk sehr erfreut. Die Handelskammer hat übrigens damit eine gute Spekulation gemacht, die schon jezt über Erwarten gelungen ist und im Lauf dieses Winters noch reiche Früchte tragen dürfte. Es kamen alsbald von Paris viele Bestellungen für gleiche oder ähnliche Stoffe. — Aber nicht blos Kleider, Shawls und dergleichen wurden der Herzogin verehrt, sondern auch ein schönes Album mit Originalzeichnungen unserer vorzüglichsten Künstler, theils Darstellungen mancher Scenen aus den Tagen ihres Aufenthalts in Lyon und im Lager, theils Landschaften, Beduten, Blumen, Früchte und dergleichen. Neben Flandrin und Jacquard wirkten dazu mit der Direktor Bonnefond, Dubuisson, Ducaux, Laurasse, Leymarie, Desjardin, Genod, St. Jean u. A., im Ganzen dreißig Künstler.

In Beziehung auf jene seltenen Shawls fiel in Paris etwas Komisches vor. Man sah einige Wochen nach der Abreise der Herzogin im pauvre diable, einem magasin de nouveautés in der Straße Montesquieu, einen herrlichen Shawl ausgehängt mit der Ueberschrift: Châle donné par la ville de Lyon à Madame la Duchesse de Nemours. Wie? einer der schönen Shawls, die von der Chambre du Commerce in Lyon der Herzogin überreicht worden? den hätte die Herzogin verkaufen können? Unmöglich! Aber wie kam er hierher? So fragte Jedermann. Da that man endlich, womit man billig hätte anfangen sollen, man ging in den Laden, um sich näher zu erkundigen. Da hieß es denn: Ce n'est pas tout-à-fait le même châle qui a appartenu à la princesse, mais un châle sortant de la même fabrique et du même métier, où ce dernier avoit été confectionné. Wieder eine artige Pariser Charlatanerie.

Durch die Anwesenheit der Herrschaften, durch die ihnen gegebenen Bälle, Theater und andere Feste, durch das Lager und seine Manöver wurden aus den benachbarten Ländern und den umliegenden Departements an hunderttausend Fremde in die Stadt und ihre nächsten Umgebungen gezogen. Vom 22. bis 30. Sept. gab es Stunden und Tage, wo in der Stadt selbst in den Gasthäusern ersten, zweiten und dritten Rangs Alles so voll war, daß kein Kind mehr hätte unterkommen können, und wo große Vorräthe von Lebensmitteln verschwanden, als wenn Myriaden Heuschrecken darauf gefallen wären. In den Hôtels saßen oft die Leute auf den Treppen und warteten, bis die früher Gekommenen gegessen hatten, um dann schnell ihre Plätze einzunehmen. Hie und da zahlte man zehn Franken nur für die nächste Anwartschaft eines Platzes. Es entstanden vor und in den Küchen die drolligsten Scenen. Die Stadt hat in diesen Wochen mehrere Millionen eingenommen, hat also bei weitem mehr gewonnen, als sie für ihre hohen Gäste an Festen und Geschenken ausgegeben. Außerdem haben der Herzog und die Herzogin leztere durch bedeutende Gaben an die wohlthätigen Anstalten erwidert.

Der Herzog von Nemours, der bei seiner Ankunft in Lyon so kalt empfangen wurde, und der sich nach acht Tagen seines Aufenthalts von der herzlichen Anhänglichkeit der Einwohner an ihn und seine Gemahlin überzeugen konnte, möge seinem Vater sagen, daß in der Provinz noch viel mehr gerader und unverdorbener Sinn herrscht, daß sie die guten Eigenschaften in der königlichen Familie weit mehr anerkennt als Paris, dieser blasirte, undankbare, aufgeschwollene Centralriese.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 7.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 8. Januar 1844.

— Ipsa
Vir nollet fieri; nam quantula nostra voluptas!
Juvenal.

Der Balſam von Mecca.

(Fortſetzung.)

Geſchichte Abdul Zaïds.

In den Gärten der Alhambra, in jenen herrlichen Hainen, die der Prophet gebenedeit hat, daß der Himmel die lieblichſten Segnungen und die Fülle ſeiner Schöne auf ſie niederträufle und ſie zum ſichtbaren Abbild der Gefilde des Paradieſes mache, ward zur Zeit, als die mauriſchen Fürſten noch in vollem Glanze daſelbſt herrſchten, ein Feſt gefeiert, das die Vermählung Abdul Zaïb's mit der ſchönen Leïla, einer Fürſtin aus dem Geſchlecht der Abencerragen, verherrlichen ſollte. Nirgends ſah man wunderſamern Glanz und üppigere Pracht. Die glänzenden Hallen des alten mauriſchen Palaſtes dufteten von Blumen und ſchwammen in einem Meer von Lichtern. Im Innern der Gemächer plätſcherten die kunſtreichen Brunnen und durchdrangen die warme Sommernacht mit Kühlung. Den Tag hatten Turniere und Spiele aller Art gefüllt, den Abend und die Nacht nahmen Geſang, Tanz und Saitenſpiel ein. Unter dem dunkeln Laub der Myrthenbüſche, umduftet von Orangen und Mandelblüthen, knüpften und löſten ſich die Reigen der Nymphen, die beim Schall der Harfen und im Flimmerſchein des Mondes Tänze aufführten. An einſamen Quellen ſangen geſchmückte Schäferinnen, in Schleier von Goldbrokat gehüllt, entzückende Liebeslieder und zogen mit dem ſüßen Schall ihrer wetteifernden Stimmen die jungen Paladine an, die im Dunkel der Boskete, in Träume der Sehnſucht gefangen, umherirrten. Von den Balkonen herab flogen, ein wunderſamer Regen der Sommernacht, kleine Blumenſpenden, zu bedeutſamen Zeichen verknüpft, und wurden von den Rittern aufgefangen und geküßt. Spiel, Sommerglut und Liebesflamme war Alles, und über dieſem reizenden Gemälde ſchwebte der dunkle Himmel Andaluſiens, dieſes Gewölbe voll Duft, Klarheit und unbeſchreiblicher Wonne.

Abwärts von den Laubgängen des Gartens, in einem Kioſk, der mit den reichſten Teppichen geſchmückt war und die koſtbarſten Ruheſitze darbot, befanden ſich Abdul Zaïd und die ſchöne Leïla, allein, in Tändeleien der Liebe und den Zweikampf ſüßeſter Zärtlichkeit verſtrickt. Die offene Thür des kleinen Tempels ließ die Mondſcheibe hindurchblicken, die den ſchweren Stoff, aus dem der äußere zurückgeſchlagene Vorhang beſtand, verſilberte. Stille herrſchte rings umher, denn ein goldenes Gitter umgab in einiger Entfernung den Pavillon, ihn vor unberufenem Zudrang ſchützend. So ſaßen die Liebenden in Einſamkeit und Nacht, und nur von fern tönte das Rauſchen des Feſtes in ihr Ohr, den Frieden um ſie her nur noch entzückender geſtaltend.

Abdul brach zuerſt das Stillſchweigen, und einen Kranz von Granatblüthen in's ſchwarze glänzende Lockenhaar der Geliebten drückend, rief er: „Wie ſchön biſt du, Leïla, wie glücklich macht mich deine Liebe! Erinnerſt du dich, wie wir uns zum erſtenmal erblickten? Du wandelteſt mit deinen Jungfrauen am Ufer des Fluſſes, an den ich herabkam, erſchöpft von der Jagd und nach einem friſchen Trunke dürſtend. Wie lieblich gingſt du dahin, eine zauberiſche Blume unter Blumen wandelnd! Der Strom gab dein Bild wieder und tauſend ſüße Reize tanzten auf den flüchtigen Wellen. Deine Jungfrauen ſangen das Lied Soleimas, jenes königliche Loblied der Schönheit, das in die Herzen der Söhne der Erde niederzittert wie die ſprühenden Sonnenfunken in den Schooß der Blumen. Ich ſtand hinter den Gebüſchen und ſah dich vorbeiwandeln; du verlorſt dich auf der nahen Wieſe und der Geſang verſtummte. Nie werde ich dieſes Tages vergeſſen."

„Und meinſt du," hob Leïla an, indem ſie lächelnd ihr bekränztes Haupt zurücklehnte und mit Augen voll Liebe den Jüngling anſah, „meinſt du, ich hätte dich nicht bemerkt? ich hätte nicht die Blicke nach dir gewendet und deine Spur verfolgt? Der junge ritterliche Jäger im fürſtlichen Schmucke, aus der grünen Nacht des Waldes hervortretend, meinſt du, er wäre für mich nicht ein Gegenſtand forſchender Beachtung geweſen? Abdul, auch mir ſchlug das Herz höher; auch ich gedenke jenes Tages mit Wonne." — „Laß mir," rief Abdul, „das Vorrecht, dich zuerſt geliebt zu haben."

Leïla ſchüttelte das Haupt, indem ſie in anmuthigem Scherze rief: „Nein, Abdul, dieſes Vorrecht laſſe ich dir eben ſo wenig, als den Stolz, ſtärker, inniger zu lieben als ich." — „Willſt du auch behaupten, daß ich weniger glücklich bin im Gefühl der Liebe, wie du?" — „Das behaupte ich: ein Mann kann nie ſo empfinden wie ein Weib, das Gefühl der Zärtlichkeit und Hingebung iſt bei ihm ein Kind, beim Weib ein Rieſe." — „Thörin, ſoll ich dich an die Geſänge unſerer Liebesdichter mahnen, an die Glut, die ſie athmen?" — „Und ſoll ich dich daran mahnen, daß noch kein Mann in das Herz eines Weibes ſchaute? Wer dichtete jene Geſänge? Ein Mann; er malte die Glut mit Farben, ſo wie er ſie bei der Hand hatte. Für euch Männer genügt das Gemälde, aber laß ein Weib kommen, gewaffnet mit der Kraft himmliſcher Begeiſterung, und ſie wird die Flammen des Abendroths zu fahlen Schatten machen, indem ſie die Raſereien und Entzückungen der Liebe ſchildert."

„Wahrlich, Leïla, es gibt einige unter euch, die ſo empfinden können, ich gebe es zu." — „Einige nur, Abdul? Wir Alle empfinden ſo, nur mit wenigen Ausnahmen. Es iſt das Geſetz des Lebens, das anders in unſere Bruſt geſchrieben, als in die eure. Allah machte unſere Seelen, indem er ihnen die Schwere nahm, die euch zu Beherrſchern der Erde und der widerſpenſtigen Elemente ſtempelt, empfänglicher und feuriger. Er ließ durch unſer loſeres und feineres Gewebe ein durchdringenderes Feuer brennen, deſſen ſpielende Flammen uns rettungslos verzehren, wenn günſtige Geſchicke ſich nicht kühlend dazwiſchen werfen. All unſer Sein wird von der Berührung der Liebe entzündet, es iſt kein Nerv, keine Fiber, die nicht empfindet, und wie der Saft des Baumes die geringſte Wurzelfaſer durchzieht, wie er das Blatt hoch am bewegten Gipfel tränkt, ſo iſt unſer, von der Kraft der Liebe durchſchüttertes Weſen in allen ſeinen Theilen von Schmerz und Wolluſt durchdrungen."

„Und meinſt du, ſchöne Rednerin," rief der Jüngling, entzückt im Anſchauen der belebten Züge ſeiner Freundin, „daß es uns anders gehe? Dein Bild mit dem Baume paßt völlig auf uns." — „Nein, nein!" rief Leïla, „du verſtehſt mich nicht; du wirſt mich nie verſtehen. Gib dich überwunden, das iſt das Klügſte, was du — und alle Männer thun können. Ihr ſeyd doch immer im Vortheil; denn empfindet ihr nicht ſo wie wir die Luſt der Liebe, ſo faßt euch auch nicht der Schmerz, ſo wie er uns faßt."

Der Jüngling umfaßte das Mädchen raſch und heftig, und indem er ihren Lippen einen langen heißen Kuß aufdrückte, rief er: „Wie, die Süßigkeit dieſes Kuſſes ſollte von mir nicht eben ſo, nicht noch viel ſtärker empfunden werden als von dir! Nein, ich rufe den Mond zum Zeugen, daß das Recht auf meiner Seite iſt." — „Rufſt du den Mond zum Zeugen," hob Leïla lächelnd an, „ſo zeugt für mich die Roſe. Sieh hier, aus dieſer goldenen Schaale nehme ich dein und mein Bild: die weiße Roſe mit der leiſen, flüchtigen Glut iſt der Mann, die in Purpurflammen glühende iſt das Weib." — „O meine Geliebte," rief er, „wie ſehr betrübſt du mich! Iſt's wahr, was du ſprichſt, wie ungerecht vertheilte dann Allah ſeine Gaben! Warum euch ſo viel und uns ſo wenig?"

(Fortſetzung folgt.)

Die dramatiſche Poeſie der Chineſen.

(Fortſetzung.)

Der Kreisbeamte nimmt ſeinerſeits den jungen Mann in ſeine Dienſte auf und verliebt ſich in die Gebieterin deſſelben. Da er keine erſte Frau hat, ſo läßt er ihr durch eine vertraute Dienerin wiederholt Heirathsanträge machen. „Sie möge und könne nicht heirathen,"

lautet einmal wie allemal die Antwort. „Nun so prügle man sie derb durch!“ schreit endlich der verliebte Beamte in Wuth. Dieser Befehl wird so pünktlich vollzogen, daß das Mädchen für todt auf dem Platze liegen bleibt.

Der Kreisbeamte wendet sich nun zu dem jungen Manne und sagt: „Hebe den Leichnam deiner ehemaligen Gebieterin auf, trage ihn hin zum Flusse und wirf ihn in's Wasser.“ Dieser nimmt die Leiche auf seine Schulter, trägt sie unter Weinen und Klagen über den Verlust seiner Wohlthäterin an das Gestade, bedeckt sie mit einem Theil seines Gewandes und geht fort, einen Sarg zu kaufen, um seiner Herrin die lezte Ehre zu erweisen. Während seiner Abwesenheit erwacht sie aus ihrem Todesschlummer und wird von Fischern, die, ihrem Gewerbe nachgehend, zufällig hieher kommen, geraubt. Die Fischer verkaufen sie alsbald der Königin der Tataren als Sklavin. Diese Königin war damals im Kriege mit den Bewohnern des Mittelreiches und hatte den Befehl ergehen lassen, alle Frauen, deren man habhaft werden könnte, zu fahen und in ihr Lager zu bringen; sie sollten zu Kriegerinnen herangebildet und unter die bewaffneten tatarischen Frauen gesteckt werden. Auf diese Weise waren bereits die Mutter des Bedienten und die junge Dame, deren er sich so kräftig angenommen hatte, in die Länder jenseits der Wüste Gobi übergesiedelt worden.

Als der Bediente mit dem Sarge zu dem Gestade zurückkehrt und die Leiche seiner Gebieterin nicht mehr findet, geräth er in die äußerste Verzweiflung. Von Rachegedanken gegen den Kreisbeamten, den Urheber alles dieses Unheils, erfüllt, kehrt er heim, trifft ihn allein im Gemache und ermordet ihn auf der Stelle. Er entflieht dann aus dieser unglückseligen Gegend und läßt sich unter den chinesischen Truppen, welche gegen die Tataren ziehen, anwerben. Hier verübt der junge Mann Wunder der Tapferkeit und schwingt sich schnell zum Führer über Tausend empor. Als er einstens mit seinen Getreuen gegen eine Truppe bewaffneter Tatarenweiber vordringt, erkennt er unter ihnen zu seinem Schrecken seine Mutter, seine erste und seine zweite Gebieterin. Das kindliche Gefühl und die Liebe zu seinen ehemaligen Gebieterinnen besiegen seine Vaterlandsliebe und er läßt sich bei der ersten Gelegenheit von den Tataren gefangen nehmen.

Der gefangene chinesische Offizier wird der Königin der Tataren vorgestellt, und er erklärt ihr offen die Ursache, warum er sich freiwillig ergeben habe. Nun treten auch die Frauen hervor und bitten die Königin, sie des Kampfes gegen ihr Vaterland zu entheben, indem sie ja jeden Augenblick in Gefahr wären, einen Sohn, einen Verwandten oder Freund zu tödten, oder von einem solchen getödtet zu werden. Die Königin, tief ergriffen vom Berichte des jungen Manns und gerührt von den Vorstellungen der Frauen, schenkt ihnen sämmtlich die Freiheit. Sie läßt alsbald dem chinesischen Staate einen sehr vortheilhaften Frieden antragen, der augenblicklich angenommen wird. Sie selbst zieht sich in ein Kloster zurück, mit einer geheimen Neigung in ihrem Herzen für den edeln, tapfern jungen Mann. Dieser führt nun die drei Frauen nach China zurück, wo er alsbald den Beamten, welchem seine Tochter entlaufen war, aufsucht, um sie wieder in seine Arme zurückzuführen. Dieser, hoch erfreut seine Tochter wieder zu sehen, gibt sie ihm sogleich zur ersten Frau. Nachdem dieß geschehen, heirathet der junge Ehemann auch noch die andere Dame als seine zweite Frau.

Der Kaiser, dem berichtet wird, welche Verdienste sich der ehemalige Bediente und Offizier um das Reich erworben, wie nämlich allein durch seine Vermittlung der Friede mit den Tataren wieder hergestellt worden, erhebt ihn zu großen Ehrenstellen. Nun erscheint der ehemals verlassene Sohn der armen Wittwe (in der lezten Scene des lezten Aktes) in der prachtvollen Amtstracht eines hohen Staatsbeamten, umgeben von seiner Mutter und seinen zwei Frauen, ebenfalls in kostbare Gewänder gekleidet, und empfängt die Glückwünsche seiner Freunde, Bekannten und Untergebenen.

Diese Fabel gibt schon so ziemlich einen Begriff vom Geist des chinesischen Dramas. Im folgenden Abschnitt sagen wir Einiges über die Oekonomie desselben und geben die Notizen, welche zum Verständniß der weiter mitzutheilenden Proben nöthig sind.

(Schluß des ersten Abschnitts.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Nachtwächter. — Wachhäuser. — Spekulation. — C. Delavigne.

In Folge der vielen Gaunereien, die sich beständig wiederholen, ist die Rede davon, das Institut der anderswo, besonders in England üblichen Watchmen oder Nachtwächter auch hier einzuführen, da man sieht, daß die Patrouillen der Linientruppen, der Nationale und der Munizipalgarde zur öffentlichen Sicherheit nicht hinreichen. Jede Straße soll einen Nachtwächter erhalten; sie würden auf Signale zusammentreffen und einander zur Verhaftung der Störer der öffentlichen Ruhe Beistand leisten. Einigen Nutzen würden sie allerdings haben, besonders zur Verhütung der nächtlichen Angriffe auf die Vorübergehenden und der Einbrüche in die Kaufläden, vorausgesezt, daß der Wächter beständig die Straße auf und ab wandelt. In London leisten die Watchmen den vielen Trunkenbolden den Dienst, daß sie dieselben gegen ein Trinkgeld auf den rechten Weg geleiten, und Spaßvögel behaupten, dazu seyen sie eigentlich da. In dieser Hinsicht

würden sie in Paris nicht viel zu thun bekommen. In Frankreich, und besonders in Paris, ist der Pöbel allerdings der Trunkenheit sehr ergeben; wenn er aber von den Barrièren betrunken wieder in die Stadt taumelt, so ist sein Beutel meistens leer und er kann das Geleite eines Nachtwächters nicht bezahlen. Die Bemittelten aber betrinken sich in Frankreich nicht. — Eine andere neue Sicherheitsmaßregel ist, daß man die Wachstuben, welche in den verschiedenen Stadtrevieren vertheilt sind, mit Gittern versieht, einige sogar gewissermaßen verschanzt, um sie gegen einen Angriff mit bewaffneter Hand sicher zu stellen. Der unerwartete Aufstand im Jahr 1839, wobei Barbès mit einigen hundert Aufrührern am hellen Tage mehrere solcher Wachstuben angriff und eroberte, hat die Regierung vorsichtig gemacht. Man begreift freilich kaum, wie solch ein verwegener Streich auch nur einige Stunden lang gelingen konnte; da es aber nicht unmöglich ist, daß noch einmal ein Barbès aufsteht, und da das Unternehmen dieses Tollkühnen mehr als fünfzig Menschen das Leben gekostet hat, so thut die Regierung nicht übel, wenn sie der Wiederholung ähnlicher Auftritte vorbaut. Daß der Gedanke an solche verwegene Angriffe noch nicht ganz aufgegeben ist, ersah man so eben aus dem Criminalprozesse einer republikanischen Bande, welcher es wohl an Kraft, aber nicht am Willen fehlte, noch weiter zu gehen als Barbès, und wo möglich nicht allein die Regierung, sondern die ganze Staatsverfassung über den Haufen zu werfen. Freilich waren die Verschworenen nur unbedeutende Leute, und es ist nicht abzusehen, wie ihre Pläne hätten gelingen können; aber in keinem Lande besitzen die Parteien so viel Tollkühnheit und beweisen so großen Muth als in Frankreich; sie würden Verwirrung genug angerichtet haben, wenn es ihrerseits zum Ausbruch gekommen wäre. Zum Glück sind dergleichen Prozesse jetzt selten in Paris; hier wie überall herrscht Friede und Ruhe; man sucht durch Gewerbsfleiß und besonders durch Spekulationen sich zu bereichern; die weite Welt steht dem offen, dem es daheim zu enge wird, und der französischen und auswärtigen Abenteurer gibt es mehr als sonst. Die Spekulationen sind auch die einzige lächerliche Seite, welche ein Vaudevilledichter in seiner Revue de l'an 1845, wie deren jährlich am Ende Dezembers auf den kleinen Bühnen gegeben werden, dem sich schließenden Jahre abgewinnen konnte. Sonst gab es immer einige Modethorheiten, welche im Laufe des Jahres die Aufmerksamkeit des Publikums stark in Anspruch genommen hatten, und über welche sich die Vaudevilledichter am Schlusse Dezembers lustig machen konnten. Das Publikum wird aber allmählig äußerst vernünftig, und nur die ungeheure Concurrenz in der Industrie, die zu den sonderbarsten Ankündigungen, Verheißungen und Spekulationen Anlaß gibt, bringt drollige Erscheinungen hervor, wie man sie auf den vielen Anschlagzetteln und auf der letzten Seite der gelesensten Journale beisammen findet. Da tritt vor Allen der „illustrirende" Buchhandel auf, der von den Liedern der Bänkelsänger bis zur Bibel Alles mit Bildern ausstattet und den Text zur Zugabe, die Illustrationen zur Hauptsache macht. Hinter diesen Spekulanten, welche zwar dem Publikum ungeheure Summen aus der Tasche locken, aber auch eine Menge von Zeichnern und Kupferstechern beschäftigen, kommen die Musikalienhändler, welche den Leuten, die sich auf ihre musikalischen Zeitungen etwa für 20—30 Francs abonniren wollen, ein Geschenk im Werthe von 200 Francs versprechen und eine Menge sogenannter musikalischer Albums in Umlauf setzen. Ferner allerlei Leute, welche sich anheischig machen, die Menschheit von kleinen Plagen jeder Art zu befreien, und ihre Ankündigungen also betiteln: keine Wanzen, keine grauen Haare, keine Seekrankheit u. s. w. mehr. Dazwischen erscheinen die Erfinder neuer Lampen und die deutschen Verkäufer von herrschaftlichen Schlössern, von denen Niemand weiß, wo sie liegen, und die den Luftschlössern gleichen wie ein Ei dem andern; ferner die Inhaber von Pariser Magazinen, in denen die kostbarsten Waaren in ungeheuern Massen aufgestapelt sind und spottwohlfeil verkauft werden. Obgleich das Publikum durch alle diese Ankündigungen, sogar durch die Lampen, hundertmal hinter's Licht geführt worden ist und am Ende des Jahrs über seine eigene Leichtgläubigkeit lacht, wenn man sie ihm auf der Bühne vor Augen stellt, so läßt es sich doch gleich in den ersten Monaten des neuen Jahrs wieder aufführen, wenn nur die Ankündigung ein wenig anders abgefaßt ist und die Verheißungen noch weiter gehen als früher.

Die Theaterwelt und fast die ganze Nation trauert über den Tod Cas. Delavignes, und dieß beweist, daß das Publikum, so zerstreut es ist und so oft es sich durch Vorurtheile leiten läßt, doch das Talent, wenn es mit einem würdigen Charakter gepaart ist, zu schätzen weiß. Wenigen Schriftstellern ist so viel Ehre widerfahren, wie dem so eben verstorbenen Dichter, aber wenige sind auch so durchaus ehrenhaft gewesen, und alle Parteien vereinigen sich dießmal und stimmen in ihrem Lobe überein. Daß er sich während der Restauration, als er noch sehr jung war, durch seine sogenannten Messéniennes, in welchen sich der Schmerz der französischen Nation über den Verfall ihrer Macht in schönen Versen aussprach, einen außerordentlichen Ruf erwarb, ist bekannt. Nicht minder berühmt wurde er bald durch seine dramatischen Versuche, in welchen er sich eine neue Bahn zu brechen wußte, ohne auf die Abwege zu gerathen, auf denen sich damals andere französische Dichter in ihrer Neuerungssucht verirrten. Eine so reine Sprache wie die des jungen Dichters war eine auffallende Erscheinung, und die Anlage seiner Trauer- und Lustspiele war es nicht minder. Diese Jugendzeit war die glücklichste seines Lebens. Die Restauration rechnete ihn zu den Liberalen und ließ ihn stehen, aber die Nation ehrte und pries ihn; der damalige Herzog von Orleans zog ihn in seine Gesellschaft; der große Beifall, den seine Dichtungen und seine Theaterstücke fanden, verschaffte ihm ein reichliches Auskommen, und die Académie française nahm ihn in ihren Schoos auf. In der Folge lernte er zu Arenenberg die junge Gesellschafterin der vormaligen Königin von Holland, die Dlle. Courtin, kennen und heirathete sie; sie hatte als Lehrerin im großen weiblichen Institute der Ehrenlegion, welchem die berühmte Madam Campan vorstand, gewirkt und war durch ihre Bildung eine würdige Lebensgefährtin des Dichters. Sie hatte vom Leuchtenbergschen Hause eine sehr bedeutende Ausstattung erhalten, und von nun an konnte Cas. Delavigne ganz den Musen leben. Er war so klug, sich von der Politik fern zu halten; die Julirevolution eröffnete ihm eine glänzende Laufbahn, er zog es aber vor, theils auf seinem Landgute, theils unter literarischen Freunden in Paris zu leben, ohne Ehre und Beförderung zu suchen. Er litt längst an dem Brustübel, das seinen frühen Tod herbeigeführt hat.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 4.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 8.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 9. Januar 1844.

Her death was doubtful;
Yet here she is allow'd her virgin crants,
Her maiden strewments, and the bringing home
Of bell and burial.

Shakespeare.

Tod der Romantik.

Hielt ein wunderbares Traumbild jüngſt im Schlummer mich gefangen:
Zu dem fernen Walde war ich mit dem Abendroth gegangen,
Fröhlich ließ ich Luft und Zweige neckend durch das Haar mir ſtreifen,
Und der Vögel muntre Chöre luſtig um das Haupt mir pfeifen.

Durch Geſtrüpp und Dickicht ſchritt ich, tück'ſcher Dornen Riß nicht achtend,
Immer weiter, immer weiter, den gebahnten Pfad verachtend,
Um mich ſchwirrt' und ſummt' und rauſcht' es, fremde Blumen glühten düſter,
Aus den Büſchen, aus den Bäumen drang ein mährchenhaft Geflüſter.

Längſt ſchon war die Nacht, die dunkle, auf den Wald herabgeſunken,
Aber träumend zog ich weiter, wie geheimen Zaubers trunken;
Wunderbare Töne hört' ich ſüß verlockend mich umklingen,
Hört' aus dunkler Fern' es klagend wie ein Lied herüberdringen.

Und mit einemmal erglänzt' es, blendend, ſtrahlend, in den Zweigen,
Aus dem nahen Tannengrunde ſah ich tauſend Lichter ſteigen,
Dann, inmitten ihres Glanzes, eine gothiſche Kapelle,
Weit geöffnet die Portale und erleuchtet feſtlich helle.

Die bemalten Scheiben glühten wunderprächtig mir entgegen,
Wie ein Meer von farb'gen Flammen wogt' es ob den dunklen Wegen,
In den Büſchen ward's lebendig: wie Geſang und dumpfe Tritte
Hört' ich's ſchallen, und geblendet hemmt' ich ſtaunend meine Schritte.

Mit geſenktem Haupte nahten tief verhüllete Geſtalten,
Die in langem Trauerzuge ernſt an mir vorüber wallten;
Bei dem Schein der Fackeln ſah ich hoch aus ihrer Mitte ragen
Eine ſchwarzumflorte Bahre, die zum Kirchlein ward getragen.

Stumm in dumpfem Grauen war ich bebend und mit leiſen Tritten,
Willenlos, dem Zuge folgend, an das offne Grab geſchritten;
Sah, wie feierlich ein Prieſter nahte von dem Hochaltare
In den Kreis der Männer tretend, zu enthüllen nun die Bahre.

Auf den reichgeschmückten Kissen ruhte, silberlichtumflossen,
Eine bleiche hehre Jungfrau, wie in Schlummer hingegossen;
Ihr zur Seite eine Leier, doch zerrissen und zerschmettert,
In den Locken Lorbeerkränze, doch verwittert und entblättert;

Himmelsfrieden in den Zügen; auf des Busens Heiligthume
Lag in einem Dornenkranze eine welke blaue Blume;
Zu den Füßen Pergamente, drauf in halbverloschnen Zeichen
Bunte Zaubermährchen standen aus der Vorzeit Sagenreichen.

Von des Gürtels reicher Kette hing ein Silberhorn hernieder,
Drinnen süße Töne schliefen, alte Weisen, alte Lieder;
Kreuz und Heil'genbild erglänzten in den Händen, fromm gefaltet,
Die ein Zauberring umstrahlte, mystisch wundersam gestaltet.

Schweigend winkte nun der Priester — alle Fackeln sanken nieder,
Durch die Hallen bebten schaurig hohle, dumpfe Grabeslieder;
Schwarzumflorte Knaben nahten, Trauerfahnen düster schwingend,
Und gesenkten Hauptes harrend stumm das offne Grab umringend.

Da erglänzt' es plötzlich rosig, tausend bunte Strahlen drangen
Von des Kirchleins Fenstern nieder, die erbebten und erklangen.
Welch ein Anblick! durch die Scheiben sah ich Flammenbilder ziehen
Und befreundete Gestalten in dem Flammenmeere glühen.

Hier Albertus Magnus, drohend mit dem goldnen Zauberstabe,
Ihm zur Seit' Merlin der Wilde, klagend an der Mutter Grabe;
Parcival, die Tafelrunde, Sigfried und der grimme Hagen,
Roland und die Helden alle, die bei Ronceval erschlagen.

(Schluß folgt.)

Der Balsam von Mecca.

(Fortsetzung.)

„Weil ihr Männer," entgegnete Leïla, „außer der Liebeslust noch so viele andere Lust habt, die Lust der Jagd, die Lust des Krieges, die Lust des Herrschens. Wir Frauen aber, in den stillen Gemächern großgezogen und eingeschlossen, wir haben und bewahren keine andere Lust, als die Lust der Liebe. Alles Süße und Schöne, was wir treiben, sind nur die Stäbe, an denen die jungen Ranken der Liebe schützend angebunden werden. Ist die Liebe groß und stark, so brechen wir die dünnen Stäbe entzwei. Zitherspiel und die Kunst der Blumenmalerei sind nur solche Gärtnerstäbe, Mährchenerzählung und Mährchendeutung sind ebenfalls nur solche Stäbe. Eine großgezogene und starkgewordene Liebe zertrümmert den schwachen Leib der Zither und wirft das Becken mit den bunten Farben um; für sie gibt's hinfort keine andere Musik als den Wohllaut der Stimme des Geliebten, für sie keine weitern Farbenspiele als den Liebesglanz seiner Blicke, ihr zugewendet, als das feurige Braunroth seiner Wangen, von Glut durchspielt, wenn Küsse der Liebe wie zündende Sonnenflocken drauf hinsprühen. Für sie gibt's hinfort kein anderes Mährchen, als das, welches die goldenen Ranken seiner Dichtung um die Gruppe des Freundes und der Freundin wölbt. Sie dichtet selbst an diesem Mährchen und nur mit dem Tode reißen die Fäden des goldenen Gespinnstes entzwei. Sieh, Geliebter, so ist ein Frauenleben Inhalt und Zweck der Liebe zugleich. Urtheile nun selbst, ob eine solche Lust nicht doppelt Lust ist, ob solcher Schmerz nicht doppelt Schmerz."

Abdul Zaïb saß düster und in Träumen versenkt neben der Geliebten. Sein schönes Haupt war in die Schatten des Gedankens getaucht, wie der Mond in eine Wolke. Er fuhr jezt, da Leïla schwieg, heftig in die Höhe, schloß die Liebreizende in die Arme und rief: „Laß uns genießen, Jeden sein Theil, und laß uns nicht mit den Göttern rechten, warum sie's so und nicht anders gemacht." — „So sey's!" rief Leïla. „Horch, die Nachtigall singt, die Granatblüthe duftet, der Geist Gottes wandelt durch die Nacht. Umarme mich, Geliebter, laß uns vereint ihm danken, der die Erde so schön, der das Menschenherz so zärtlich geschaffen."

So endigte sich Abdul Zaïbs und Leïlas Liebesstreit. Aber im Herzen des Jünglings brannte das Feuer fort. Er mochte den Gedanken nicht ertragen, daß das Weib stärker liebe und größern Genuß empfinde als der Mann. Als er den blühenden Garten verließ und die einsamen Straßen mit seiner Dienerschaar durchritt, quälte ihn

fort und fort der Liebesſtreit, und er mochte es nicht dulden, daß Leila Recht behielt. So eiferſüchtig iſt das Herz, wenn es ſich um ſeine urſprünglichen Kräfte und das Maaß ſeiner Fähigkeiten handelt; der Stolz des Mannes kam noch dazu. Mehr als einmal hielt er im Reiten an und murmelte für ſich: „Ich liebe ſtärker!“ dann trieb er ſein Roß heftig an, indem er wild in die Nacht rief: „Aber wie will ich's beweiſen! Könnt' ich ein Weib werden, ich wollte bald des Streites Ziel und Endſchaft vor mir ſehen! Doch Thorheit iſt's, ſolches auch nur zu begehren! Was bedarf es auch deſſen? bin ich nicht Mann? iſt mein Muth, meine Thatkraft nicht erprobt? hat mich irgend ein Feind je beſiegt? und ich ſollte einem Weibe mehr Stärke zugeſtehen? ich ſollte von einem Weibe mich beſiegt bekennen? Nein, beim Propheten, ich liebe mit mehr Stärke und mit mehr Genuß als Leila! Sie hat Unrecht, ich habe Recht!“

Als er dieſe Worte mit großer Freudigkeit geſprochen, wurde er einer Geſtalt anſichtig, die beim beginnenden Morgenlichte im Schatten eines Porticus wandelte. Abdul erkannte den berühmten arabiſchen Arzt und Zeichendeuter Mehmet-al-Zobir. Sogleich ſtieg er vom Pferde, befahl ſeinem Gefolge, voran zu reiten, und näherte ſich mit ehrerbietigen Grüßen dem Magier. Nach einigen einleitenden Worten fand er den Muth, ſein Anliegen vorzutragen, das in nichts Geringerem beſtand, als im Verlangen, durch Zauberkräfte in ein Weib verwandelt zu werden. Der Magier ſchalt ihn Anfangs als einen, der da wünſchte, was dem Propheten mißfällig wäre; als jedoch der Jüngling mit ſeinen Bitten nicht nachließ und reiche Schätze bot, willigte Zobir in das Begehren und beſtimmte eine Stunde, wo Abdul ihn in ſeinem Schloſſe im Gebirge aufſuchen ſollte. Die Zeit dieſer Zuſammenkunft ward auf den nächſten Mondwechſel feſtgeſetzt, und bis dieſe Friſt abgelaufen war, konnte der junge Ritter kaum ſeine Ungeduld mäßigen. Er hütete ſich wohl, Leila ein Wort von ſeinem Vorhaben zu ſagen, auch zog er keinen ſeiner vielen Freunde und Genoſſen in's Vertrauen; zum Theil fürchtete er deren Leichtſinn, der veranlaſſen könnte, daß die Sache ruchbar und als verpöntes Zauberwerk ſcharfem Tadel bloßgeſtellt würde, theils wollte er die Erfahrungen, die er als Weib zu machen gedachte, in aller Sicherheit und von Niemanden beobachtet, durchkoſten.

Endlich war die Mondſcheibe wieder gefüllt und der junge Abenteurer machte ſich auf den Weg in's Gebirge. Es war nichts Leichtes, in den wilden Schluchten der unwegſamen Sierra das Ziel im Auge zu behalten und auf keinen Irrweg zu gerathen. Der Magier hatte ſich den einſamſten und wildeſten Fleck des Gebirges ausgeſucht, um ſein Schloß dort hinzubauen. In dieſem Schloſſe, das mit königlicher Pracht eingerichtet war, bewirthete er von Zeit zu Zeit ſeine vertrauteſten Freunde und Gönner, unter denen die Vornehmſten des Reichs ſich befanden, mit den ausgeſuchteſten und, wie man erzählte, üppigſten Genüſſen. Abdul hatte bis jezt nicht zu dieſen Auserwählten gehört und war dem mächtigen Magier fremd geblieben, obgleich er viel von ihm gehört, und darunter manches Seltſame. Die Betrachtungen des Jünglings, indem er ſein gutes Roß die gefährlichen Pfade hinab und hinauf lenkte, waren der fernen Geliebten gewidmet. Ihr Bild umſchwebte ihn, er ſah ſie lächelnd und zärtlich vor ſich, wie ſie an jenem ſchönen Brautabend in ihrem fürſtlichen Schmuck ſich mit den Schwüren der Liebe an ihn ſchmiegte.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Von der Wertach, im November 1843.

Franz Liszt.

Vor zwanzig Jahren war Liszt in Augsburg; ſeitdem führte ihn ſein Weg nicht mehr in unſere Nähe. Doch wenn er auch an andern Orten nicht dafür geſorgt hätte, ſein Andenken ſtets zu erneuen oder lebendig zu erhalten, hier würde man ihn nicht vergeſſen haben, den zwölfjährigen Wunderknaben, der ein paar Wochen mit ſeinem Vater in den drei Mohren wohnte und durch ſeine damals ſchon faſt unbegreifliche Fertigkeit im Clavierſpielen und mehr noch im Notenleſen (denn er ſpielte die ſchwierigſten Compoſitionen im richtigen Tempo ohne Anſtoß vom Blatt) alle Welt in Verwunderung ſezte, und die, welche ihm näher traten, namentlich die Mitglieder des Eichthalſchen Hauſes, manche Unart des muthwilligen Knaben gern ertragen und ſchnell vergeſſen ließ. — Wie es ihm in den zwei Decennien, die er fern von uns verlebte, ergangen iſt, das wollen wir nach ein paar Bemerkungen über ſeine Herkunft und erſte Jugend in kurzen Zügen darzuſtellen verſuchen.

Franz Liszt ward am 22ſten Oktober 1811 in Raiding (bei Oedenburg in Ungarn) geboren. Sein Vater war bei der Domänenverwaltung des Fürſten Eſterhazy angeſtellt und hatte dadurch Gelegenheit, ſeine natürliche Anlage zur Muſik in der fürſtlichen Kapelle und beſonders im vertrauten Umgang mit Haydn und Hummel in ungewöhnlichem Grade auszubilden, ſo daß ihm öfters der Gedanke kam, ſein ſtilles Amt mit dem unruhigen Künſtlerleben zu vertauſchen. Er gab indeß dieſen Gedanken immer wieder auf, bis er ſich von dem ganz außerordentlichen Talent ſeines Sohnes Franz überzeugt hatte, welcher — trotz den häufigen Störungen ſeiner Entwickelung durch nervöſe Krankheiten — ſchon im neunten Jahre ſeines Lebens das h-dur-Concert von Hummel mit auffallender Geläufigkeit und Sicherheit in Oedenburg öffentlich vortrug. Als in Folge dieſes in jeder Hinſicht überraſchenden Auftretens dem Vater durch Subſcription eine Penſion von 600 Gulden geſichert war, brachte dieſer ſeinen Knaben nach Wien, wo Czerny und Salieri ſich bald der

raschen Fortschritte ihres Schülers freuten. Bald ward in allen Cirkeln von dem Wunderknaben gesprochen, und doch fanden Alle ihre Erwartungen weit übertroffen, als er gegen Ende d. J. 1822 in Gegenwart des greisen Beethoven, den er mit einer Art von Andacht verehrte, sein erstes Conzert in Wien gab. Für ihn selbst aber waren die Uebungen im Partiturlesen bei Salieri der größte Gewinn dieses Aufenthalts in Wien. Im folgenden Sommer brachte sein Vater ihn nach Paris, und auf dem Wege dahin verweilte er, wie oben erwähnt, ein paar Wochen in Augsburg. Im folgenden Jahre ging er mit seinem Vater zu Cherubini, um durch diesen die Aufnahme in's Pariser Conservatorium zu erlangen, und beide waren sehr niedergeschlagen, als dieser Plan an den unabänderlichen Bestimmungen des Reglements scheiterte. Aber der Mensch denkt und Gott lenkt. Liszt's ganz eigenthümliches Genie wäre vielleicht im Zwang der strengen Schule verkümmert; er sollte sich selber neue Bahnen ebnen im Zauberreich der Töne. Schon im nächsten Jahre wußten die Berichterstatter der ersten Journale (Etoile, Drapeau blanc etc.) keine Worte zu finden, um die allgemeine, nie erhörte Bewunderung auszudrücken, die das musikalische Publikum der Hauptstadt Frankreichs den unbegreiflichen Leistungen des dreizehnjährigen Knaben zollte; und nachdem er 1825 auch in England ähnliche Triumphe gefeiert hatte, ward wiederum in Paris eine von ihm componirte und von Paer in der Instrumentirung revidirte Oper, Don Sancho, aufgeführt und mit stürmischem Applaus begrüßt.

(Fortsetzung folgt.)

Paris, Januar.

(Schluß.)

C. Delavigne.

Der leidende Zustand Cas. Delavignes mag Schuld daran seyn, daß die spätern Erzeugnisse seines Talents den frühern nicht gleichkamen; er bewegt sich zwar in seinen lezten Theaterstücken mit mehr Freiheit als früher, da man in Frankreich noch allzu sklavisch an den sogenannten klassischen Regeln hing, sie haben aber doch nicht das Originelle, Lebendige und Frische seiner ersten Versuche. Schwerlich würde er auch, wenn er länger gelebt hätte, etwas geliefert haben, das seinen Jugendarbeiten gleichgekommen wäre. In der lezten Zeit hatte er noch ein Schauspiel, Melusine, gedichtet; er war aber gewohnt, ein Gedicht nicht eher niederzuschreiben, als bis es in seinem Kopfe völlig fertig war, und so ist dieses Schauspiel gar nicht aufgeschrieben worden; wahrscheinlich war es ein schwaches Produkt, und es würde seinen Ruhm eher geschmälert als gefördert haben. Cas. Delavigne war ein edler Dichter und benuzte nicht, wie manche andere, sein Talent und seinen Ruhm, um ehrgeizige Zwecke zu verfolgen; die Poesie war ihm Alles. Dabei lebte er in Eintracht mit allen Schriftstellern und ließ sich nie in die kleinen Zwistigkeiten ein, welche so oft die Gelehrtenrepublik stören. Er war überhaupt von sehr sanftem Charakter, und nur einmal gerieth er in dichterischen Zorn, als die Schauspieler des Théâtre français ihm mit der Darstellung eines seiner Stücke Schwierigkeiten machten. Dieß veranlaßte sein Lustspiel „die Comödianten," welches freilich keine Satire war, aber doch die Anmaßung der Schauspieler, die Werke eines Dichters zu richten, zurechtweisen sollte. Es scheint jedoch nicht, daß sich das Théâtre français dadurch sehr beleidigt gefühlt hat; denn es hat fortwährend seine Stücke aufgeführt, und ich glaube, es hätte sogar seine Comödianten gegeben, wenn es ihm darum zu thun gewesen wäre. Cas. Delavignes Trauer- und Lustspiele haben sich, mit Ausnahme seiner Prinzessin Aurelia, welche gleich Anfangs durchfiel, bis jezt auf dem Repertoire erhalten und werden nicht so bald vernachlässigt werden. Prosaisches hat er sehr wenig geschrieben und an keiner der vielen periodischen Schriften, an welchen die meisten notabeln Schriftsteller arbeiten und wodurch sie Zeit und Talent zersplittern, Antheil genommen. Er ließ sich nie von der Poesie abbringen, er zog sich in die Einsamkeit zurück, wenn er den Plan zu einem neuen dramatischen Gedichte entworfen hatte, arbeitete gehend und stehend daran, bis er nichts mehr zu bessern fand, kam dann wieder nach Paris, sagte es dem Theatercomité vor, und wenn dieses es gut hieß, was fast immer der Fall war, so schrieb er es auf; es wurde dann bald einstudirt und gegeben, worauf der Dichter sich wieder entfernte, um etwas Neues vorzunehmen. Seinen Bruder, Germain Delavigne, welcher auch Dichter ist, aber nur Vaudevilles und Operntexte geschrieben hat, liebte er innig, und dieser soll zuweilen, besonders in der lezten Zeit, seinem Gedächtniß zu Hülfe gekommen seyn und ihm Stellen aus noch nicht geschriebenen, aber oft hergesagten Gedichten wieder in Erinnerung gebracht haben. Germain Delavigne, dem seine Geistesprodukte nicht so viel eintragen, wie seinem Bruder, hat ein gutes Amt nicht verschmäht; er ist Directeur des menus plaisirs, das heißt der Anordner der Hoffeste und Custos alles dazu Gehörigen; eine Stelle, welche früher immer von einem Kammerherrn bekleidet wurde und lange Zeit in der Lafertéschen Familie fast erblich war. Es gibt aber keine Kammerherrn mehr in Frankreich; auch fühlt man diesen Mangel nicht sonderlich. Da das Amt weder Genie erfordert, noch viel zu thun macht, so hat Germain Delavigne Muße genug, um Vaudevilles und Operntexte zu dichten. Der Text der Halevyschen Oper König Karl VI. ist das Lezte, was die Gebrüder Delavigne gemeinschaftlich gedichtet haben. Diese Oper hat zwar Beifall erhalten, aber bei weitem nicht so viel als Halevys Jüdin. — Zweimal ist Cas. Delavigne aufgefordert worden, seine Poesie der Politik zu widmen, das erstemal nach der Julirevolution; er dichtete hier schnell ein Lied, das Auber in Musik sezte, und welches denselben Dienst leisten sollte, den die berühmte Marseillaise während der ersten Revolution geleistet. Auch wurde es bald populär, aber weder Dichter noch Tonseyer hatten die Marseillaise erreichen können, und da man die Regierung im Verdacht hatte, daß sie durch Cas. Delavignes und Aubers Parisienne die Marseillaise verdrängen und gleichsam ein königliches Lied auf das republikanische pfropfen wolle, so hielt man sich aus Oppositionsgeist an die Marseillaise, verlangte nur diese in Theatern und bei andern öffentlichen Versammlungen, und ließ die Parisienne ruhen. Ein Jahr darauf wurde der Dichter von den Polen aufgefordert, ein patriotisches Lied für sie zu dichten. Er schrieb die Varsovienne; ob sie ein Volkslied geworden ist, zweifle ich; hier ist sie kaum bekannt geworden.

Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 3.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 9.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 10. Januar 1844.

Ihn ſchreckt kein wildes Thier, kein Ungeheuer,
Bei deſſen Anblick Graun den Kühnſten faßt,
Erdbeben nicht, noch Blitz, noch Sturmgebrülle,
Und was die Welt ſchreckbarer noch erfülle.

Taſſo.

Der Balſam von Mecca.

(Fortſetzung.)

Abdul näherte ſich jezt der Grenze des Gebiets Zobirs. Bis jezt war ſein nächtlicher Ritt ohne Abenteuer hingegangen; aber kaum hatte er das Gitterthor durchritten, das, zwei Felsblöcke mit einander verbindend, den Eingang in's Reich des Magiers bildete, als er ſich ſchon nicht mehr allein ſah. Zwei Ritter erſchienen, die Schlucht heranſprengend, und mit artigem Gruße ſich ihm neigend, fragten ſie, welches Reiſeziel er habe. Abdul nannte das Schloß des Arztes, und die Beiden boten ſich auf eine Strecke Wegs zu Führern an. Sie ritten neben ihm, der Eine zur Rechten, der Andere zur Linken. Es waren ſchweigende, dunkle Geſtalten, im Panzer und mit hohen Federbüſchen. Abdul redete ſie an, erhielt jedoch keine Antwort; aber wie entſezte er ſich, als jene ein wunderbares Spiel begannen. Sie warfen Ball, und zwar mit ihren eigenen Köpfen, die ſie einander über Abdul hinüber zuwarfen. Unſer Ritter ſpornte ſein Roß, um den unheimlichen Begleitern zu entgehen, doch dieſe, obgleich kopflos, blieben hart an ſeiner Seite. Bald war ihnen der Kopf nicht genug, ſie rißen ſich einen Arm, ein Bein aus und warfen ſie einander zu. Ueber Abduls Haupt herüber flogen die abgeriſſenen Glieder, und ein kreiſchendes, wildes Spottgelächter tönte aus den Schluchten hervor. Die ungeheuern Stämme des alten Forſtes beugte ein nächtlicher Sturmwind, der in den tiefſten Tönen heulte, zwiſchendurch klang es wie das Rauſchen von Gewäſſern. Abdul ſezte über eine Kluft hinüber und befand ſich jezt, von ſeinen Begleitern glücklich geſchieden, auf einer öden Felſenplatte, die der Mond beleuchtete. Aber welcher Gefahr ſah er ſich hier ausgeſezt! Der Boden war rings abſchüſſig und die Abhänge liefen ſteil, nur von wenigem Strauchwerk bedeckt, in eine bodenloſe Tiefe hinab. Vom Pferde ſteigend und mühſam einen Uebergang ſuchend, taſtete der Verirrte umher, fühlte ſeine Hände von Dornen gerizt, ſeine Füße und Kniee von ſpizigem Geſtein verwundet.

Endlich gelang es ihm, eine ſchmale Felſenbrücke zu entdecken, über die er das Pferd vorſichtig hinüber lenkte. Bald war der gebahnte Pfad wieder gewonnen und er ſpornte ſein Thier mit Eifer vorwärts, denn er fürchtete, die bezeichnete Stunde zu verſäumen und durch eine verſpätete Ankunft den Zorn des Magiers zu reizen. Da hörte er hinter ſich ein Schnarchen und Brauſen; er blickte herum und ſah mit Entſetzen ein ſchwarzes Ungethüm in Geſtalt eines Bären, das ſich mit der rauhen Pfote an der Croupe des Pferdes feſthielt. Auf einen derben Hieb rückwärts verſchwand das Phantom; doch im

ſelben Augenblick ſah der Reiſende eine ungeheure Spinne, ſchwarz, behaart und von der Größe eines kleinen Fiſcherkahns, die Felswand herablaufen und auf ihn zuſtürzen. Das Roß bäumte ſich und drohte den Reiter in die nahe Tiefe hinabzuſchleudern. Da erſchien ein koloſſaler Leuchtkäfer, der mit ſeinem Licht die ganze Gegend in grüne Glut tauchte; er fing mit der Spinne einen Kampf auf Leben und Tod an, beſiegte ſie und führte ſie durch die Lüfte davon.

Unterdeſſen war der Mond hinter eine ſo finſtere Wolke getreten, daß jede Spur des Weges verſchwand und ſo neue Verlegenheit und Gefahr herbeigeführt wurde. Die drohenden Felsmaſſen ragten in die Luft, wie die Häupter aus der Erde hervorwachſender Rieſen, und indem ſie ſich immer enger zuſammenzuziehen ſchienen, machten ſie die Thalſchlucht noch grauſenvoller und das Durchkommen noch zweifelhafter. Der Sturm wüthete fort und beim Rauſchen der Gewäſſer neben, unter ihm und in der Höhe hielt der Reiter ſtill, ſich im Sattel erhebend, um wo möglich in dieſem Graus irgend ein leitendes Wahrzeichen zu erſpähen. Da ſprang aus einer Höhle zur Seite eine feurige Kugel hervor, die, vor dem Wanderer herrollend, ihm den Weg zeigte. Er folgte dieſem ſeltſamen Führer, ſo lange es dieſem gefiel, ſein Amt zu verrichten, deſſen er jedoch bald müde zu werden ſchien. Die Kugel machte einige Sätze und rollte ſeitwärts in die Tiefe hinab, ſo daß Abdul von Neuem rathlos daſtand. Der Mond kam noch immer nicht wieder hervor, die Finſterniß blieb undurchdringlich und nur mit äußerſter Vorſicht bogen Pferd und Reiter um eine ſcharfe Felſenkante, die naſſen niederhängenden Zweige abwehrend. Aber welche Freude! ein herrliches Schloß mit einer Unzahl erleuchteter Fenſter ſchimmerte dem Ermüdeten entgegen, der ſich kaum noch im Sattel zu erhalten vermochte. Neuer Muth beſeelte ihn und in ſchnellem Lauf ging es den gaſtlichen Thoren zu.

Schon glaubte er beim Glanze von zwei Flammenbecken, die das Portal einſchloſſen, die Dienerſchaft ihm entgegen eilen zu ſehen; ſchon meinte er mit entzücktem Ohr in den erleuchteten Sälen die Muſik des Feſtes zu hören, als plötzlich das Schloß vor ſeinen Augen wankte und den Einſturz drohte. Mit einem dumpfen, donnerähnlichen Gepolter verſank der ſtolze Bau jählings in die Tiefe und ein dunkler Waldſee lag vor dem entſetzten Ritter, der ſchaudernd in die ſchwarzen Wellen hinab ſah, auf denen des Mondes Silberfunken tanzten. Lautloſe Stille lag auf dem Gebirge, nachdem dieſes entſetzliche Wunder ſich zugetragen. Abdul war ſeiner Sinne nicht mächtig, er wußte nicht, ob er dieß Ereigniß dem früheren Spuk beizählen ſolle, oder ob ein Erdbeben in Wahrheit den Palaſt des Magiers vor ſeinen Augen verſchlungen habe. Lange blickte er ſtarr in den geheimnißvollen See, endlich raffte er ſich auf und lenkte ſeitwärts, wo ein breiter und, wie es ſchien, gebahnter Weg abwärts lenkte. Denſelben verfolgend, fand der Abenteurer endlich das Ziel ſeiner Wanderung. Ein Waldſchloß zeigte ſich, und dieſes war kein Blendwerk. Beim Nahen des Gaſtes wurde die Brücke niedergelaſſen und Abdul ritt in einen engen Hof, ſich ſegnend, daß er endlich dem furchtbaren Gebirge entronnen, und mit Freudigkeit die Zügel ſeines Roſſes einem Diener hinwerfend, der mit einer Fackel erſchien, um ihn in das Innere des Kaſtells zu leiten.

Der weiſe Mehmet-al-Zobir ſaß in ſeinem Laboratorium, umgeben von magiſchen Inſtrumenten, Himmels- und Erdkugeln und unter aufgeſchlagenen Büchern, in tiefe Studien verſenkt, als ihm die Ankunft des Ritters gemeldet wurde. Er ließ ihn vor ſich, begrüßte ihn auf eine ernſte, Ehrfurcht gebietende Weiſe, und Beide betraten einen kleinen runden Saal mit hoher, gewölbter Kuppel. In dieſem Raume, der nur von einer einzigen Ampel erleuchtet wurde, ſtanden zwölf Bilder in Niſchen an den Wänden, alle zwölf verhüllt mit Schleiern, die bis auf den Boden reichten. In der Mitte des Saals befand ſich ein runder Tiſch und an dieſem nahmen der Magier und ſein Gaſt Platz.

„Junger Mann,“ hob Mehmet-al-Zobir an, „ich habe deinen Muth geprüft; von mir geſendet, verfolgten dich die mancherlei Schreckbilder. Nicht viele deines Standes und Alters hätten die Prüfung beſtanden: die Meiſten wären bald, nachdem ſie meine Grenze überſchritten, wieder umgekehrt, die weitere Verfolgung ihrer Plane aufgebend. Allein bedenke, jetzt, da du am Ziele ſtehſt, daß Muth allein den Mann nicht adelt, daß vor allen Weisheit und Mäßigung ihn zieren. Du willſt mit meiner Hülfe die Geſetze der Natur aufheben und dich auf einen Platz ſchwingen, wohin du nicht gehörſt. Weißt du nicht, thörichter Knabe, daß wir nur zu unſerem Schaden die Schranken durchbrechen, die höhere Geiſter als wir um unſer Daſeyn gelegt? Du hoffſt auf Glück, und Unglück wird dir keimen.“

„Weiſer Mann,“ entgegnete Abdul beſcheiden, „erwarte nicht, meinen Entſchluß zu brechen; er wurzelt zu feſt in meinem Sinn, der, wenn er ſich einmal etwas durchzuführen feſtgeſetzt, nimmermehr davon abläßt. Sage mir nur das Einzige: muß ich fortan immer in Form und Weſen eine Frau verbleiben, oder iſt's mir vergönnt, zu meinem urſprünglichen Geſchlecht zurückzukehren?“ — „Es iſt dir vergönnt,“ erwiderte der Magier; „doch wie jede Abweichung vom Gange der Natur, ſo beſtraft ſich auch dieſe, und zehn Jahre verlierſt du an deinem Leben, wenn du jene Verwandlung wieder rückgängig machſt.“

(Fortſetzung folgt.)

Tod der Romantik.

(Schluß.)

Dorten Triſtan und Iſolde, Frauenlob und Oſterdingen —
Hier Ginevra, wie die Arme Lanzelots ſie kühn umfingen,
Thenerdank und der Tannhäuſer, Fauſt im wallenden Talare,
Kaiſer Karl, in Gram verſunken, knieend an Faſtrada's Bahre.

All die Mährchen, all die Sagen, die gewalt'gen Heldenlieder
Sah ich in den farb'gen Scheiben flammend mir erſtanden wieder.
Vor dem trunknen Blick erglänzten zauberiſche Traumgebilde
Und auf's Neu umfing mich wieder ſel'ger Jugend Glanzgefilde!

Da verſtummten die Geſänge; in der Erde ſtille Räume
Ward hinabgeſenkt die Leiche, mit ihr ſchwanden meine Träume —
Denn ſo wie der reichverzierte Stein die kühle Gruft geſchloſſen,
War die bunte Pracht der Scheinen jäh zerſtoben und zerfloſſen.

Durch die Hallen fuhr ein Luftzug; ſcharf und ſchneidend hört' ich's ſauſen,
Mächtig ſtürmte eine Windsbraut durch's Portal mit wildem Brauſen.
Gluth und Glanz und Licht erloſchen, Kerzenſchein und Fackelflammen,
Alles ſank in tiefes Dunkel, ſank in Nacht und Rauch zuſammen.

Die Geſtalten flogen klagend, ſchnell in's wogende Gedränge
Miſcht' ich zagend mich, doch folgt' ich nicht dem Zug der wirren Menge —
An dem Pfeiler mir zur Seite knieten jene Trauerknaben,
Und ich frug gedämpften Tones, wen die Männer dort begraben?

„Frage nicht," ſo ſcholl es wieder, „trägſt du ſelber doch ihr Zeichen,
Fandeſt die erſehnte Heimath ja in ihren weiten Reichen!
Biſt ein Jünger ja der Sänger, die als Königin zum Throne
Sie geleitet und geſchmückt ſie mit der goldnen Herrſcherkrone!

Ach der Thron iſt nun gebrochen und die Krone liegt zerſchmettert,
Ihres Ruhmes Lorbeerkränze hat der Sturm der Zeit entblättert!
Einem fremden Scepter beugen treulos jezt ſich die Vaſallen,
Und nur wir ſind treu geblieben, wir allein von allen, allen!

Fremdling, die Romantik war es! — aber, horch! die Stunde ſchlagen
Hör' ich, die Gefährten mahnen, und im Oſten will es tagen. —
Lebewohl! wir müſſen ſcheiden, fliehen in des Waldes Dunkel
Vor dem Strahl des jungen Lichtes und der Morgenſonn' Geſunkel!"

Alſo ſprach er, und enteilen hört' ich ſie mit ſchnellem Schritte,
Schaurig in den dunkeln Gängen dröhnten wieder ihre Tritte.
Hingeriſſen und erſchüttert in des Herzens tiefſtem Grunde
Auf dem Grabe niederſinkend, ſchwur ich laut mit bleichem Munde:

„Wenn auch Alle dich verlaſſen, die dir einſt zu Füßen lagen,
Meinem Herzen bleibſt du heilig, nimmer werd' ich dir entſagen!
All die Blumen, die ſo reichlich mir geſchenkt dein Zaubergarten,
Will auf deine Gruft ich pflanzen, dein gedenkend ihrer warten!"

Alſo träumt' ich in der Mainacht, bis der Morgenſonne Strahlen
Mir das räthſelhafte Traumbild neidiſch aus der Seele ſtahlen.
Doch den Schwur, den ich geleiſtet träumend, will ich wachend halten,
Mit den Neuen ſtreitend denken, liebend fühlen mit den Alten.

Bielefeld. W. E. Schmitt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Von der Wertach, im November 1845.

(Fortſetzung.)

Franz Liſzt.

Merkwürdig iſt es, wie in jener Zeit des Knaben Gemüth neben der Muſik faſt ausſchließlich von religiöſen Gefühlen und von kindlicher Luſt am Wohlthun erfüllt war. Aber der ohnehin ſchwächliche Körper begann der übermäßigen

Anstrengung und Seelenspannung zu erliegen. Der besorgte Vater brachte ihn in die Seebäder von Boulogne, und der Sohn genas; aber der Vater selbst erkrankte, und nach wenigen Tagen sah sich Franz Liszt dieser liebevollen Stütze für immer beraubt. Anfangs durch das Gefühl der Verlassenheit in der brausenden Welt gedrückt und gebeugt, raffte er sich doch bald zusammen, bat seine Mutter, zu ihm nach Paris zu kommen, und widmete wie früher alle seine Zeit dem Dienst der Tonkunst und der Religion, bis in Folge einer heftigen Leidenschaft für ein junges Mädchen, dem äußere Verhältnisse nicht erlaubten, ihm die Hand zu geben, eine religiöse Schwärmerei sein ganzes Gemüth so sehr erfüllte, daß er den Entschluß faßte, sich zum Priester auszubilden. Und von Stunde an lebte er in trüber Stimmung so gänzlich abgesondert von aller Welt, daß bald in den Journalen mit innigstem Bedauern sein allzufrüher Tod beklagt ward. * Und wer weiß, ob dieses melancholische Hinbrüten des exaltirten Jünglings nicht wirklich bald die Ursache seines Todes geworden wäre, wenn nicht plötzlich ein leuchtender Stern die Welt der Töne durchstrahlt und auch den jungen Schwärmer aus seinen Träumen geweckt und der lebendigen Welt wieder zugeführt hätte? Paganini kam nach Paris. Wer die dämonische Gewalt dieses Künstlers selbst empfunden hat, der wird begreifen, wie diese Erscheinung auf ein Gemüth wie das des jungen Liszt wirken mußte. Er war wie elektrisirt, und ohne daß er in nähere Berührung mit dem düstern Italiener kam, genügten dessen Alles überragende Leistungen, ihn der Kunst, für die er geboren, plötzlich und ganz wieder zu gewinnen. Damals, sagt man, habe er den Entschluß gefaßt, auch ein Paganini zu werden; wenn dieß wirklich der Fall war, so hat sich wenigstens später dieser Vorsatz wesentlich modificirt. Hören wir, wie er selbst kurz nach dem Tode dieses größten aller Geiger über ihn urtheilte:

„Paganini ist gestorben. Mit ihm ist ein in der Sphäre der Kunst einziges Phänomen verschwunden. Der schattenlose Glanz seines Rufes, die Königswürde, die schon bei Lebzeiten ihm allein von der öffentlichen Meinung zuerkannt wurde, der unermeßliche Abstand zwischen ihm und Allen, die ihm als ihrem Vorbilde nachstrebten, das sind Erscheinungen, die in solcher Art gewiß nie zuvor im Leben eines Künstlers vorkamen. Aber dieser Künstler, der in Triumphzügen erhoben und vergöttert ward, dieses Talent, dem das Volk so freigebig spendete, was es oft den größten Männern versagt, Reichthum und Ruhm, dieser Mann, der ringsum Alles zu entzücken verstand, ging durch die Menge hin, ohne sich um sie zu bekümmern; Niemand kannte die innern Regungen seines Herzens, er hatte mit den andern Menschen durchaus keine Gemeinschaft des Denkens oder Empfindens; fremd schien er aller Sympathie, fremd aller Zuneigung, ja selbst dem eigenen Genie; denn das Genie ist die Macht, der menschlichen Seele die Gottheit zu enthüllen, und Paganini kannte keinen andern Gott, als seine düstere, grämliche Persönlichkeit. Mit Schmerz spreche ich dieß harte Urtheil aus; aber wenn man, nicht geblendet durch isolirte Handlungen, das Leben dieses Mannes (als Mensch und Künstler) im Ganzen überblickt, so wird man gestehen müssen, daß es nur auf engherzigen Egoismus gebaut war. Und dennoch — Friede seinem Andenken! Er war groß, und alles Große trägt seine Absolution in sich."

„Eine andere Frage ist's: ob der Platz, den Paganini einnahm, bald wieder besetzt werden wird? ob die wesentlichen und zufälligen Ursachen, welche das hervorbrachten, was ich seine Souveränität nennen möchte, der Art sind, daß sie sich wiederholen können? ob überhaupt ein Künstlerkönig noch möglich ist? Ich stehe nicht an zu behaupten, daß eine Erscheinung wie Paganini sich nicht wiederholen kann. Ein Künstler, der heute versuchen wollte, die Geister zu bewältigen, indem er sich absichtlich, gleich Paganini, in ein ihm selbstbewußtes Dunkel hüllte und sein Leben mit einem Kreis von Erz umzöge, würde Keinen mehr überraschen; und wenn er ein Talent ohne Gleichen wäre, die Erinnerung an Paganini würde ihn stets der Charlatanerie und des Plagiats zeihen. Auch verlangt das Publikum heutzutage ganz andere Dinge, und nur auf gerade entgegengesetztem Wege mag es dem Künstler noch möglich seyn, einen gleichen Ruhm zu erringen. Die Kunst nicht als ein Mittel betrachten zur Erreichung selbstischer Genüsse und eitler Ehren, sondern als eine sympathische Macht, welche die Menschen einander näher bringt und einigt, sein Leben zu der hohen Würde erheben, auf welcher das Talent als Ideal erscheint, den Künstlern begreiflich machen, was sie seyn können und seyn sollten, die Meinung beherrschen durch den siegenden Einfluß eines edeln Lebens, die Begeisterung für das Schöne, welche der Liebe zum Guten so nahe steht, in den Gemüthern wecken und nähren, — das ist die Aufgabe, die der Künstler sich stellen muß, wenn er sich stark genug fühlt, die Erbschaft Paganinis zu erstreben."

„Die Lösung dieser Aufgabe ist schwierig, aber nicht unmöglich. In unsern Tagen darf Jeder, der seine Kunst dem Dienst einer Ueberzeugung oder einer Gesinnung weiht, auf Verständniß und Theilnahme zählen. Ohne die Wichtigkeit des Künstlers in den socialen Umwandlungen zu überschätzen, ohne in pomphaften Phrasen (wie es vielleicht zu viel schon geschah) seinen Beruf, sein Apostolat zu proclamiren, laßt uns glauben, daß auch ihm in den Beschlüssen der Vorsehung sein Platz angewiesen, daß auch er bestimmt ist, mitzuwirken an einem dauernden Werke sittlicher Vervollkommnung. Möge denn in Zukunft der Künstler aus ganzer Seele verzichten auf die egoistische eitle Rolle, wovon Paganini, wie wir glauben, das letzte strahlende Beispiel war; möge er sein Ziel nicht in sich, sondern außer sich setzen; möge ihm die Virtuosität als Mittel, nicht als Zweck erscheinen, und möge er stets eingedenk seyn, daß — gleich dem Adel, ja mehr noch ohne Zweifel — das Genie verpflichtet. — Fr. Liszt."

(Fortsetzung folgt.)

* In der Eitelkeit las man damals u. a. die folgenden fast prophetischen Worte: „Der junge Liszt hatte nur Bewunderer; sein Alter war ein Schild, der alle Schläge abwehrte. „Es ist ein Kind," sagte man nach jedem neuen Erfolge, und der Neid beschwichtigte sich. Aber wäre er groß geworden, hätte der göttliche Funke, der ihn beseelte, sich entwickelt, dann würde man seine Fehler hervorgesucht, seine Vorzüge geläugnet, ja vielleicht gar sein Leben verleumdet haben; er hätte dann die Launen des Schicksals, die Ungerechtigkeiten der Macht kennen gelernt. Auch er wäre den rohen Angriffen niedriger, gehässiger Leidenschaften nicht entgangen; während er jetzt, eingehüllt in sein Leichentuch, wieder in den Schlaf des Kindes zurückgesunken ist, vielleicht mit dem einzigen Wunsche im Herzen, seinen Traum von gestern fortzuträumen." — Wir können der Mit- und Nachwelt nur Glück wünschen, daß es ihm so gut nicht werden sollte. Und ihm selbst? Konnte er auch dem allgemeinen Schicksal alles Ausgezeichneten auf Erden nicht entgehen, so ward ihm dafür, wie Wenigen, die hohe Freude zu Theil, von den Besten und Bedeutendsten, mit denen er in nähere Berührung kam, verstanden und geliebt zu werden.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 1.

Mittwoch, 10. Januar 1844.

Deutsches Heldenbuch von Dr. Karl Simrock.

[1] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Das Amelungenlied.

Von

Dr. Karl Simrock.

Erster Theil:

Wieland der Schmied. Wittich Wielands Sohn. Ecken Ausfahrt.

(Des Heldenbuches vierter Band.)

gr. 8. Velinpapier brochirt. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Das Heldenbuch soll unsere gesammte nationale Heldendichtung umfassen. Ueber die beiden ersten Bände, welche die Nibelungen und die Gudrun, „ihre wunderbare Nebensonne" enthalten, haben wir in frühern Anzeigen das Nöthige bemerkt. Der dritte Band wird unter dem Titel des kleinen Heldenbuchs die besten derjenigen kleinen Dichtungen unseres heimischen Sagenkreises begreifen, die man zu verschiedenen Zeiten in ein Heldenbuch zu vereinigen versucht hat, als Rosengarten, hörnerner Siegfried, Alphart, Otnit und Wolfdietrich, wozu hier noch Walther und Hildegunde kommt. Näheres darüber nach dem Erscheinen desselben. Der hier vorliegende vierte Band ist zugleich der erste des Amelungenliedes, welches cyclische, dem Herausgeber eigenthümliche Werk, den ganzen reichen Inhalt der deutschen Heldensage behandelt, welcher in den bessern alten Gedichten, die in den drei ersten Bänden gesammelt erscheinen, noch durchaus nicht erschöpft ist. Viele echte Lieder der Siegfrieds-, und die meisten der Dietrichssage sind uns nämlich verloren oder nur in späten zum Theil sehr rohen Ueberarbeitungen erhalten, aus welchen wir unsere Heldensage nicht einmal vollständig kennen lernen würden, wenn uns in der Wilkinasaga nicht eine prosaische Auflösung vieler echten Lieder erhalten wäre. Wenn wir die uns überlieferten Reste, die mit der Edda beginnen, vergleichen und daraus den Zusammenhang der deutschen Heldenpoesie zu überschauen versuchen, so müssen wir über den riesenmäßigen Bau, der hier angelegt war, erstaunen und bedauern, daß nur ein so kleiner Theil desselben ausgeführt worden ist. Er sondert sich uns in drei gewaltige Massen, die wir als Gudrun-, Siegfrieds- und Dietrichssage unterscheiden können. Die Gudrunsage, welche sich von den beiden andern Bestandtheilen entfernt gehalten und nur mit der Dietrichssage in eine lose Verbindung gesetzt hat, ist in dem Gedichte von Gudrun vollständig ausgeführt. Von der Siegfriedssage läßt sich das durchaus nicht behaupten: in den Nibelungen ist sie nur sehr unvollständig enthalten, da Siegfrieds Ahnen, Geburt, Aufenthalt bei Mime, Drachenkampf, Brunhildens Erweckung, Verlobung mit ihr und Bruch dieses Verlöbnisses durch den Zaubertrank darin vergessen sind. Am unvollständigsten ist die Dietrichssage ausgeführt und doch bildet gerade sie den stärksten und reichsten Ast unserer Heldendichtung. Mit ihr hat es daher das Amelungenlied, welches die gesammte deutsche Heldendichtung, so weit sie in den Nibelungen und der Gudrun nicht enthalten ist, in einem einzigen großen Gedichte darstellen soll, zunächst zu schaffen, jedoch mit episodischer Einflechtung derjenigen Theile der Siegfriedssage, welche in den Nibelungen nicht enthalten sind. Es zerfällt in mehrere kleinere, für sich selbstständige Gedichte, welche doch in ihrer Verbindung Ein Ganzes bilden. Der vorliegende erste Theil enthält:

Wieland der Schmied. Wittich Wielands Sohn. Ecken Ausfahrt.

Der zweite, der fünfte des Heldenbuchs, wird enthalten;

Dietleib. Sibichs Verrath. Dietrichs Aufenthalt bei Etzel. Ravennaschlacht. Heimkehr.

Der Verfasser hat seinen Beruf, der letzte deutsche Homeride zu seyn, durch die erste Auflage des „Wieland der Schmied," welcher nur ein Theil und Vorläufer des Amelungenliedes war, außer Zweifel gesetzt, und die Erwartungen von dem großen Ganzen, welchem er seit mehr als einem Decennium seine Kräfte widmet, stehen hoch und werden hoffentlich durch diesen ersten Band noch höher gespannt werden.

Stuttgart und Tübingen, Jan. 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[10] Bei mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen, jedoch nur auf vorherige Bestellung zu beziehen, die rühmlichst bekannte:

Jugend-Bibliothek von Gustav Nieritz.

Jahrgang	1840	(3 Bändchen, Preis 1 Thlr.)
—	1841	(6 Bändchen, Preis 2 Thlr.)
—	1842	(6 Bändchen, Preis 2 Thlr.)
—	1843	(6 Bändchen, Preis 2 Thlr.)

Das erste Bändchen des Jahrgangs 1844 erschien vor Weihnachten 1843. Die Subscribenten erhalten als Subscriptions-Prämie ein Weihnachtsbuch mit Stahlstichen, gratis.

Der Jahrgang 1843 enthält folgende 6 vortreffliche Erzählungen: 1) Fedor und Luise, oder: die Sünde der Thierquälerei. 2) Der Cantor von Seeberg, oder: Pelzmütze und Gesangbuch. 3) Die Gefangenen im Kaukasus. 4) Die Belagerung von Freiberg. 5) Der

reiche arme Mann. 6) Der Kinder-Kreuzzug; und 7) für die Subscribenten: das Weihnachtsbuch, mit Erzählungen des Herausgebers und 6 schönen Stahlstichen.

Diese Jugend-Bibliothek, welche regelmäßig fortgesetzt wird, (alle 2 Monat erscheint ein Bändchen), bringt die neuesten Erzählungen des als Jugend-Schriftsteller hochgefeierten **Nieritz**. Es wird gebeten, die Bestellung darauf zeitig zu machen, da die bestellten Exemplare erst von Berlin verschrieben werden müssen.

M. Simion in Berlin.

---

[9] **Literarische Anzeige.**

Mit dem 1. Januar 1844 beginnt ein neues Abonnement auf die

Illustrirte Zeitung.

Wöchentliche Nachrichten

über alle

Zustände, Ereignisse und Persönlichkeiten der Gegenwart.

Jeden Sonnabend eine Nummer von 16 Folioseiten.

Mit 25 in den Text gedruckten Abbildungen

aus der

Tagesgeschichte, dem öffentlichen und gesellschaftlichen Leben, Wissenschaft, Kunst, Musik, Theater und Moden.

Vierteljährl. Pränumerationspreis für 13 Nummern mit 350 Abbildungen 1⅔ Thlr. = 2½ fl. C.-Mze. = 3 fl. rhein.

Bestellungen werden in allen Buch- und Kunsthandlungen, so wie in allen Postämtern und Zeitungs-Expeditionen angenommen, und erhalten Subscribentensammler auf 10 Exemplare das 11te frei.

Expedition der illustrirten Zeitung in Leipzig.

---

[8] Im Verlage des Unterzeichneten erscheint:

Die Grenzboten.

Eine deutsche Revue

für

Politik, Literatur und öffentliches Leben

redigirt von

J. Kuranda.

Dritter Jahrgang. Wöchentlich ein Heft von 2 bis 3 Bogen gr. 8. Nebst einer Gratis-Beigabe unter dem Titel **Novellen-Bibliothek**, von dem alle 14 Tage gleichfalls ein Heft von 2 bis 3 Bogen erscheint.

Für die nächsten Hefte der Grenzboten sind folgende größere Artikel vorbereitet: Deutsche Vor- und Rückschritte im Jahre 1843. — Der Adel als Lesepublikum. — Die deutsche Literatur in Böhmen. — Das Berliner Hofschauspiel und das Burgtheater. — Zur Charakteristik Chateaubriands. — Bilder aus dem deutschen Universitätenleben: Berlin, Jena, Leipzig, Wien, Prag, Heidelberg u. s. w. (von verschiedenen Verfassern). — Englische Dichter der Neuzeit. — Die Wiener Salons. — Politische Broschürenliteratur im Jahre 1844. — Charakteristiken deutscher Bühnendichter: 1) Grillparzer, 2) Raupach, 3) Halm, 4) Gutzkow, 5) Laube u. s. w. (von verschiedenen Verfassern). — Böhmen und Belgien. — Die Hegelianer und ihr Verhältniß zur Politik. — Zwölf Novellisten in Berlin u. s. w.

Monatliche Uebersichten über Politik und Literatur; Correspondenzen aus Paris, Berlin, Wien, Leipzig, München, Dresden, Köln, Brüssel, Stuttgart u. s. w.

Der Preis der Grenzboten ist **10** Thlr. pr. Jahr. Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern. Die Postämter liefern die Grenzboten ohne Postaufschlag.

Die 1ste und 2te Lieferung der Revue und die 1ste Lieferung der Novellen-Bibliothek liegen in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zur Ansicht vor.

F. L. Herbig in Leipzig.

Reisen und Länderbeschreibungen.

25ste Lieferung.

Auch unter dem besondern Titel:

Reisen auf den griechischen Inseln

des aegaeischen Meeres.

Von

Dr. Ludwig Ross,

ehemaligem Ober-Conservator der Alterthümer, ordentl. Professor der Archäologie an der K. Otto's-Universität ꝛc.

Zweiter Band.

Mit einem Kupfer, einer Karte und mehreren Holzschnitten. gr. 8. Velinp. broch. Preis 2 fl. 30 kr. od. 1 Thlr. 12 gGr.

Inhalt: Andros. — Syros. — Mykonos. — Amorgos. — Astypalâa. — Nisyros. — Knidos. — Kos. — Kalymnos. — Telendos. — Leros. — Patmos. — Samos. — Ikaros. — Delos. — Rhenâa. — Gyaros. — Belbina.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[648] So eben ist neu erschienen:

Oberschlesische Zustände in freien Rasirspiegel-Scenen. Von Dr. F. Weidemann (Königl. Preuß. OLG. Just.-Com.), 1843. broch. 1 Rthlr.

Leipzig bei Drobisch.

Repertorium bibliographicum,

in quo libri omnes ab arte typographica inventa usque ad annum MD

typis expressi ordine alphabetico vel simpliciter enumerantur vel adcuratius recensentur.

Opera

Ludovici Hain.

2 Bände gr. 8. in vier Abtheilungen.

Preis auf Schreibpapier 40 fl. oder 22 Rthlr. 16 gGr. Druckpapier 35 fl. 12 kr. oder 20 Rthlr.

Dieses Werk dürfte besonders in dem gegenwärtigen Zeitpunkt, der so reich an Forschungen über den Ursprung und Fortgang der Buchdruckerkunst ist, ebenso willkommen seyn, als es einem längst gefühlten dringenden Bedürfniß auf eine durchaus befriedigende Weise abhilft. So herrlich und einzig in seiner Art Panzer's unsterbliches Werk über die Drucke des 15ten Jahrhunderts dasteht, so sind doch seitdem so viele ihm unbekannt gebliebene Druckschriften an das Licht gezogen, andere genauer und gründlicher beschrieben worden, daß eine möglichst vollständige Aufzählung derselben, mit besonnener Benützung der in reichem Maaß vorliegenden

Hülfsmittel, ein schon oft ausgesprochener Wunsch der zahlreichen Freunde der Literatur und Bücherkunde war. Dieser Wunsch ist in dem Hain'schen Repertorium auf eine so vollkommene Art erfüllt worden, wie sie nur deutschem, von den günstigsten äußern Umständen unterstütztem Fleiße möglich werden konnte. Der Zugang zu der an alten Druckwerken so ungemein reichen Münchner Bibliothek, die Benützung der wichtigsten, in neuerer Zeit im In- und Auslande erschienenen Kataloge, wie z. B. des Spencer'schen, und anderer literarischer Schriften, die Mittheilungen vieler gelehrten Freunde setzten den Verfasser in den Stand, an unzähligen Stellen die Panzer'schen Angaben zu berichtigen und zu vervollständigen und so ein Werk zu liefern, welches in seiner Gattung Epoche machen und die Bücherkunde, in weit höherm Grad als alle früher erschienenen fördern wird. Wir dürfen daher dieses Repertorium mit vollem Recht als ein jedem Büchersreund und Bibliothekar unentbehrliches Hülfsmittel empfehlen, das man selbst bei dem Besitze der Panzer'schen Annalen nothwendig haben muß, indem es nicht nur eine mit der größten Umsicht und Sorgfalt bearbeitete Ergänzung zu den von Panzer aufgestellten Artikeln darbietet, sondern außer ungemein vielen bei diesen fehlenden Drucken alle in deutscher Sprache erschienenen umfaßt, welche von dem Plane der Panzer'schen Annalen gänzlich ausgeschlossen waren.

Stuttgart und Tübingen, Jan. 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[7] So eben ist erschienen:

Commentar über die französische Civil-Prozeß-Ordnung

von

J. Heinrich Schl.

Appellations-Gerichts-Rath zu Köln.

3ter Band. Subscriptionspreis 1¾ Rthlr.

Der 4te Band, womit dieses Werk geschlossen ist, wird im Sommer 1844 erscheinen, und sodann der höhere Ladenpreis eintreten.

Coblenz, im Nov. 1843.

Jac. Hölscher.

Versuch
einer
vollständigen Thierseelenkunde.
Von
P. Scheitlin,
Professor.

2 Thle. gr. 8. Velinp. Preis 7 fl. od. 4 Rthlr. 6 gGr.

Inhalt: 1) Bestimmung der Begriffe: Seele, Thiere, Thierseele und Thierseelenkunde. 2) Denkbarer Ursprung einer Thierseelenkunde des ersten Zeitalters. 3) Thierseelenlehre der Hebräer und Christen nach ihren Religionsurkunden. 4) Die religiöse Thierseelenkunde der Indier, Perser und Egyptier. 5) Die Griechen und Römer. 6) Das alte Europa. 7) Der Talmud und der Koran. 8) Uebergang in die eigentliche Thierpsychologie durch die Dichter. 9) Ansichten der Philosophen und Naturkenner unter den Griechen und Römern, von Thales an bis in's Mittelalter. 10) Das Mittelalter bis auf Leibniz. 11) Leibniz und seine Nachfolger oder die neueste Zeit. 12) Andeutungen aus der Geschichte der Behandlung der Thiere oder der praktischen Thierpsychologie. 13) Die Mittel zum glücklichen Studium der Thierpsychologie. 14) Blick in die Thierwelt oder von der Erdpsyche. 15) Von der Psyche der Thiere im Besondern. 16) Psychologisches Thiersystem. 17) Charakteristiken unserer vorzüglichsten Hausfäugethiere. 18) Das Allgemeine aus dem Besondern, oder von den psychischen Thätigkeiten der Thiere überhaupt. 19) Vom tellurischen oder vom Schein- und vom wahren Menschen. 20) Von den Verhältnissen des Thieres.

Wir hoffen mit diesem Werke jedem denkenden Menschen, besonders aber dem Freunde der Thiere, einen wahren Dienst erwiesen zu sehen. Der Herr Verfasser beabsichtigt durch die Mittheilung seiner Ansichten nicht den Menschen zu erniedrigen, jedoch das Thier höher zu stellen und den Menschen näher zu bringen, die zu groß gewordene, widernaturgeschichtliche, unwahre Kluft zwischen Thier und Mensch kleiner zu machen und Achtung und Liebe zu den niedrigern Wesen zu lehren und geschichtlich zu begründen, welche der allweise Schöpfer neben uns in das Welt-All gestellt hat.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Lehrbuch
des
Justinianisch-römischen Rechts.
Zum Gebrauche bei
Institutionen-Vorlesungen.
Von
Dr. Joh. Jakob Lang,
Professor des Rechts in Tübingen.

Zweite Ausgabe.

gr. 8. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 9 Gr.

Inhalt:

Allgemeine Einleitung. Vom römischen Recht und seiner wissenschaftlichen Behandlung. — I. **Uebersicht der Quellen des römischen Rechts.** Rechtserkenntnißquellen bis auf Justinian. Leges. Senatusconsulte. Jus honorarium. Kaiserliche Constitutionen. Auctoritas prudentum. Jus non scriptum. Das römische Recht in germanischen Redactionen. Justinianische Redaction. Schicksale des Justinianischen Rechts. Corpus juris civilis. — II. **Allgemeine Lehren.** Allgemeine Rechtsansichten der Römer. Von den Personen. Von den Sachen. Von den Handlungen. Raum und Zeitverhältnisse. Von einigen processualischen Handlungen. — III. **Sachenrecht.** Eigenthum. Dingliche Rechte an einer fremden Sache. Servituten. Emphyteusis und Superficies. Pfandrecht. — IV. **Obligationenrecht.** Allgemeine Grundsätze. Natur. Subject. Entstehung. Ende der Obligation. Einzelne Obligationen. Obligationen aus Verträgen. Obligationen aus widerrechtlichen Handlungen. Oblig. ex variis causarum figuris. — V. **Familienrecht.** Geschlechtliche Verbindung zwischen Mann und Frau. Väterliche Gewalt. Herrengewalt. Vormundschaft. — VI. **Erbrecht.** Allgemeine Grundsätze. Berufung zur Nachfolge in das Vermögen eines Verstorbenen. Durch letzten Willen. Ohne letzten Willen. Gegen einen letzten Willen. Erwerb deferirter Verlassenschaften, Verlust deferirter Verlassenschaften.

Der Verfasser hat die Gelegenheit, welche ihm die Bearbeitung dieser zweiten Ausgabe darbot, möglichst benützt, sein Werk in jeder Richtung zu vervollkommnen, und die unverkennbaren Fortschritte, welche die römische Rechtswissenschaft seit dem ersten Erscheinen des Buchs gemacht hat, boten ihm zur Berichtigung und Verbesserung Veranlassung genug. Insofern können wir das Werk, obgleich seine nächste Bestimmung, dem Lehrer als Leitfaden bei Institutionen-Vorlesungen zu dienen, dieselbe geblieben ist, auch allen Jenen empfehlen, welchen es darum zu thun ist, eine präcise Darstellung des römischen Rechtssystems auf seiner jetzigen wissenschaftlichen Stufe zu besitzen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Mozin's grosses Wörterbuch.

Zweite Lieferung der deutsch-französischen Abtheilung.

[2] So eben haben wir an die verehrlichen Sortimentshandlungen versandt, die zweite Hälfte der sechsten Lieferung von

Mozin's

vollständigem Wörterbuch

der deutschen und französischen Sprache,

nach den neuesten und besten Werken

über Sprache, Künste und Wissenschaften;

enthaltend die Erklärung aller Wörter, die Aussprache der schwierigeren, eine Auswahl erläuternder Beispiele zur Verständlichkeit ihrer verschiedenen Bedeutungen, die hauptsächlichsten sinnverwandten Wörter, Sprüchwörter und sprüchwörtlichen Redensarten beider Sprachen, die Ausdrücke des französischen Gesetzbuchs, die Münzen, Gewichte und Maaße der verschiedenen Staaten, ein Verzeichniß der gebräuchlichsten Eigennamen von Personen, Ländern, Flüssen ꝛc.

Mit Beiträgen von

Guizot, Biber, Hölder, Courtin und mehreren andern Mitarbeitern.

Auf's Neue durchgesehen und vermehrt

von

Dr. A. Peschier,

Professor an der Universität Tübingen.

4 Bände. In 8 Lieferungen von ungefähr 30 Bogen. Subscriptionspreis 14 fl. od. 8 Rthlr. 8 Gr.

Jede Lieferung 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 1 Gr.

Beobachtung — Endlich.

Es gereicht uns zum Vergnügen, den verehrlichen Subscribenten dieses Wörterbuchs die Nachricht geben zu können, daß neugetroffene Maßregeln uns in den Stand setzen, die weiteren Lieferungen in so kurzen Zwischenräumen folgen zu lassen, daß wir uns der Hoffnung hingeben dürfen, dieses treffliche Werk bis zum Schlusse des laufenden Jahres zu vollenden.

Stuttgart und Tübingen, Jan. 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[30] Im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart erscheint und kann durch alle Buchhandlungen und löblichen Postämter bezogen werden:

Das Zollvereinsblatt, 1844.

Ein Centralblatt für alle Interessen des Handels und der Schifffahrt, der Industrie und des Ackerbaues, der Handelspolitik und der National-Unternehmungen Deutschlands und insbesondere des deutschen Zollvereins, so wie überhaupt für die Discussion aller die National-Oekonomie und die materiellen Interessen Deutschlands betreffenden Fragen.

Herausgegeben von **Dr. Fr. List.**

Zweiter Jahrgang.

Preis des Jahrgangs 6 fl. 48 kr. oder 4 Rthlr.

Bei der bedeutenden Auflage hat die Verlagshandlung beschlossen diesem Journal einen Anzeiger beizugeben. — Einrückungsgebühr 6 kr. oder 1⅓ gGr. pr. Zeile.

---

[12] Im Verlage von **Friedrich Vieweg und Sohn** in Braunschweig ist so eben erschienen:

Randzeichnungen vom Advokaten Detmold in Hannover.

8. fein Velinpapier. geheftet. 16 gGr.

№ 10.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 11. Januar 1844.

The best in this kind are but shadows, and the worst are no worse, if imagination amend them.

Shakespeare.

Die dramatiſche Poeſie der Chineſen.

Zweiter Artikel.

Die Oekonomie des chineſiſchen Schauſpiels erinnert auffallend an die Verfaſſung unſerer und überhaupt der abendländiſchen Bühne, wie ſie in ihrer Kindheit war. — Ueber die Zahl der Akte und die Zeit, innerhalb welcher die Handlung vorgehen ſoll, finden ſich nirgends Beſtimmungen oder Grenzen. Der erſte Akt ſpielt häufig, bevor der Menſch geboren iſt, welcher im vierten oder im fünften Akt als Jüngling oder Mann handelnd auftritt. Häufig beginnen die Dramen mit einem Vorſpiele, Sie tſe oder Pforte genannt, auf welches dann das Stück ſelbſt in mehr oder weniger Aufzügen folgt. Eine Unterabtheilung der Aufzüge in Scenen kennen die Chineſen nicht; es wird in den Dramen bloß ganz einfach bemerkt: „Dieſe Perſon tritt auf, jene tritt ab.“ Selbſt die Trennung der Handlung in verſchiedene Akte ſcheint bloß ſtatt zu finden, damit die Schauſpieler, welche gewöhnlich mehrere Rollen im ſelben Stücke ſpielen, in der Zwiſchenzeit ſich ausruhen und umkleiden können. Man kennt nämlich in China keine Dekorationen, und die Bühne bleibt immer unverändert. Erhält ein General vom Kaiſer Befehl, ſich an die Spitze der Truppen zu ſtellen und die Rebellen zu Boden zu ſchlagen, ſo nimmt er einen Stock zwiſchen die Beine, hält in der andern Hand eine Peitſche, mit welcher er wüthend um ſich ſchlägt, reitet unter gräulichem Lärm der Gong, Trommeln und Trompeten einigemal um die Bühne herum und verkündet dann den Zuſchauern, welche dieſe Darſtellung ganz natürlich und ergötzlich finden, daß er jetzt an Ort und Stelle angekommen ſey und, wie der Kaiſer befohlen, die Aufrührer zu Paaren treiben werde.

Die Schauſpiele werden gewöhnlich in Hallen, hie und da auch in Tempeln aufgeführt, welche von drei Seiten offen ſind. Geht ein Schauſpieler ab, ſo zieht er ſich hinter den Vorhang zurück, der im Hintergrunde der Halle aufgeſpannt iſt. Stehende Theater, die vom Staate unterhalten werden, kennt man in China nicht. Wo die Schauſpieler, meiſt acht bis neun Perſonen, welche Sklaven des Direktors ſind, keine öffentliche Halle oder einen Saal vorfinden, da errichten ſie eine Bühne aus dem Stegreif. Es werden Bambusſtöcke aufgepflanzt und über dieſe Planken gelegt und mit Baumwollenzeug umhangen. Iſt überdieß im Hintergrunde ein Vorhang aufgeſpannt, ſo iſt das Theater fertig und das Spiel beginnt. Das Publikum ſteht auf dem Pflaſter vor der Bühne oder ſieht von den Dächern, aus Läden und Fenſtern dem Schauſpiele zu. Eintrittsgeld wird nirgends bezahlt, noch geht einer der Bande, wie bei uns auf den Jahrmärkten, mit einem Teller herum. Die Schauſpieler

sind immer im Voraus durch eine Subscription der Häuserbesitzer in der Nachbarschaft der Theaterhalle gedeckt.

Ich wohnte selbst in den Straßen der Vorstädte Kantons der Aufführung mehrerer Dramen bei und wurde niemals zu einem Beitrage aufgefordert. Natürlich konnte ich nur einzelne Worte des prosaischen Dialogs erfassen, und die recitirten Verse und gesungenen Arien blieben mir vollkommen unverständlich. Doch schien es mir einmal, als ob ich von einem Spaßmacher, wenn nicht leiblich auf der Bühne dargestellt, doch wenigstens zum Gegenstande eines Impromptu gemacht würde. Ein abenteuerlich gekleideter Kerl, mit einer großen Pfauenfeder auf dem Kopfe, brach nämlich plötzlich in seinem Recitativ ab, sprach einige Worte in Prosa und deutete dann auf mich, worauf sämmtliche Zuschauer in ein schallendes Gelächter ausbrachen und wie aus Einem Munde die Worte schrieen: „Ko ti tsai fan kuei," — „dieß ist der fremde Teufel" — ein Schimpfwort, womit bekanntlich die Fremden aller Nationen in Kanton belegt werden.

Es werden in China, wie bei den Alten, nur bei Tage Schauspiele aufgeführt, und dieß, wie es scheint, zu jeder Zeit im Jahre, namentlich aber an Tagen, welche besondern Gottheiten geheiligt sind. Diese Schauspiele beziehen sich dann auf das Leben und die Thaten der vergötterten Personen; denn die meisten der ursprünglich in China einheimischen Gottheiten sind Menschen gewesen, welche durch hervorragende Tugend und ausgezeichnete Thaten in die Reihe übernatürlicher Wesen sich emporgeschwungen haben. So ist der sieben- und zwanzigste Tag des neunten Monats dem großen Feuergotte geheiligt, und ihm zu Ehren werden dann auf allen Straßen Schauspiele aufgeführt. Alles Volk verläßt die Arbeit und ergötzt sich an den Sprüngen und Gesängen der Söhne des Birnengartens. Die Lust an diesen Spielen ist unter allen Volksclassen verbreitet, und der vermögende Kaufmann, wie der hochgestellte Beamte läßt zur eigenen Freude oder zur Erheiterung seiner Gäste am Ende des Mahls eine Schauspielerbande kommen, um eines oder das andere Stück aufzuführen.

Auch bei Hofe ist das Schauspiel an der Tagesordnung, namentlich bei feierlichen Gelegenheiten, wie am neuen Jahre, wenn man den Geburtstag des Kaisers und der Kaiserin Mutter feiert, wenn die Gesandten oder Tributträger auswärtiger Staaten zur Mahlzeit geladen werden.

Die beiden muhammedanischen Reisenden, welche im neunten Jahrhundert unserer Zeitrechnung China besuchten, erwähnen nichts von Schauspielen. Auch ist zu verwundern, daß Marco Polo in seiner vortrefflichen Beschreibung Chinas, und namentlich des Hofes des Chubilai Chakan, die dramatischen Darstellungen ganz übersieht, da doch gerade zur Zeit der Mongolen, wie wir von anderer Seite und durch die Sammlung der hundert Schauspiele der Juen wissen, die Schauspielkunst in höchster Blüthe stand. Vielleicht trat diese aber doch erst nach der Zeit des edeln Venetianers ein, der bald nach der blutigen Eroberung und den Verheerungen der Tataren im Lande verweilte. Der dritte Nachfolger des Chubilai, der Kaiser Schin tsong (1311—1320), der Mongolen-Dynastie, war ein solcher Freund des Schauspiels, daß er, abenteuerlich genug, einen gewissen Tsao zao tschu wegen seines vortrefflichen Spiels zum Präsidenten des Sittentribunals erheben wollte. Es wurden ihm aber von seinen weisen Räthen deßhalb Vorstellungen gemacht, und der Kaiser war verständig genug, vom wunderlichen Vorhaben abzustehen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Balsam von Mecca.

(Fortsetzung.)

Abdul schwieg; er bedachte sein gegenwärtiges Lebensalter und berechnete die Jahre, die ihm nach gemachtem Versuch übrig bleiben möchten. Die Unbesonnenheit der Jugend und der Ungestüm seines Charakters trugen den Sieg davon: es dünkte ihm viel wichtiger, den Streit mit seiner Gemahlin zu entscheiden, als zehn kostbare Lebensjahre sich zu bewahren. Der Magier, nachdem er noch einige Ueberredungsversuche erschöpft hatte, schloß das Gespräch, indem er dem jungen Mann drei Tage Bedenkzeit gab. Diese Frist verging dem Ungeduldigen sehr langsam. Er trieb sich im Garten des Waldschlosses, er trieb sich im Gebirge umher, müßig und voll Verdruß. Endlich erschien die dritte Nacht und der Mohr des Arztes beschied ihn wiederum in den runden Saal. Derselbe war verändert, die Statuen aufgedeckt und durch sieben hohe Armleuchter eine große Hellung verbreitet. Die zwölf Standbilder waren von großer Schönheit; sie stellten sechs männliche und sechs weibliche Genien vor mit Gewändern und Flügeln von Gold. Der Magier selbst erschien in einem weißen faltigen Talar mit einem goldenen Gürtel um den Leib. Ohne ein Wort zu sprechen, nahm er den Jüngling an der Hand und führte ihn an die Stelle der Mauer, die dem Eingang gegenüber lag. Auf einen Wink des Gebieters dieser Räume that sich die Wand auf und es erschien eine hell erleuchtete Nische und darin ein Ruhebett, auf dem eine weibliche Gestalt von der blendendsten Schönheit, wie es schien, in tiefem Schlafe hingegossen lag. Zu

den Füßen des Bettes lag ein kleiner Dolch mit einem Griff von Edelſteinen. Der Magier nahm die tödtliche Waffe, prüfte ihre Spitze, reichte ſie dem Jüngling und befahl ihm, die Bruſt der ſchlafenden Schönen damit zu durchbohren. Abdul entſetzte ſich und trat unwillig einen Schritt zurück; des Magiers Blick lag in funkelndem Grimm, mit dem Ausdruck einer vernichtenden Wuth auf ihm. „Jetzt iſt nicht Zeit zu zögern!“ rief er in befehlendem Tone. „Thue, was ich dir heiße, oder wir Beide ſind verloren. Die Geiſter, die uns unſichtbar umgeben, ſcherzen nicht.“

Abdul ergriff den Dolch und ſtieß ihn mit abgewandtem Antlitz der Schlummernden in den Buſen; ein dumpfer Klagelaut und ein Blutſtrahl folgten. Mehmet-al-Zobir fing das Blut in einer kryſtallenen Schaale auf, ſtampfte auf den Boden, die Niſche ſchloß ſich wieder und er ſtellte die gefüllte Schaale auf den Tiſch. Die That, die er vollbracht, erfüllte den Jüngling mit ſolchem Entſetzen, daß er nahe daran war, mit dem Dolche, den er noch in der Hand hielt, den Magier hinterrücks zu durchbohren; nur mit Mühe hielt er an ſich, die Erſchöpfung nach einem ſo wilden Aufruhr ſeiner Kräfte warf ihn auf eine Ruhebank, und hier blieb er liegen, während das Zauberwerk vollendet wurde. Dieſes geſchah, indem das Blut in der Schaale in wunderſamer Weiſe zu glühen begann, feurige Tropfen aufflogen, ſich in einer gewiſſen Höhe über der Schaale in einen Kreis ſchloßen und endlich ſieben blutrothe Ringe bildeten, die ziſchend und ſprühend unaufhörlich in der Luft ſich drehten und endlich die Höhe der Kuppel erreichten, wo ſie in einen ungeheuern Karfunkel zuſammenſchmolzen. Dieſer glühende Stein brannte in der Mitte der Kuppel und warf ein blutrothes Licht über den ganzen Raum, indem die übrigen Lichter in kleine bläuliche Flammen ſich zuſammengezogen und endlich verlöſchten. Der Magier winkte und zwei Diener brachten ein Ruhebett herein, es in die Mitte des Thurmgemachs ſtellend, gerade unter dem Karfunkel; darauf mußte Abdul Platz nehmen. Mit den Tropfen, die in der Schaale übrig geblieben, benetzte Mehmet-al-Zobir die Herzgrube und die Schläfen des Jünglings; dann verließ er ihn, indem er ihm gebot, vor Beginn des Tages ſein Lager nicht zu verlaſſen.

In der Einſamkeit, in der jetzt der Abenteurer zurückblieb, fand er Muße, das Wunderbare ſeiner Lage zu bedenken. Er lag träumend auf den Polſtern und ſuchte ſeine Gedanken von dem Zauberſchloß hinwegzuführen; allein das Bild, das bis jetzt ſo mächtige Anziehungskraft auf ſeine Phantaſie geübt, hatte ſeine Macht verloren. Leilas Reize lockten ihn nicht mehr; er ſah theilnahmlos und kalt auf die geliebten Züge. Dagegen tauchte in ſeinem Innern das Bild Solimans, eines ſeiner Freunde und Waffengenoſſen, in den lebhafteſten Farben auf. Er dachte über die Schönheit Solimans nach, er vergegenwärtigte ſich deſſen Tapferkeit und Muth; er ſtreckte die Arme aus und — Soliman lag an ſeinem Buſen. In dieſem Augenblicke verließen die weiblichen Genien ihre Marmorſockel und begannen einen Kampf mit den gegenüberſtehenden männlichen. Auf das zierlichſte und anmuthigſte wurde dieſer Streit geführt; es ſchienen mehr Gruppen ſchöner Tänzer und Tänzerinnen, als Kämpfende. Doch die Bewegung wurde heftiger, die Geſtalten flogen gegen einander, und hoch über Abduls Lager kam es zu einem leidenſchaftlichen Handgemenge. Die goldenen Flügel rauſchten, als wenn Adler ſich in der Höhe des Gebirgs bekriegten, die Gewänder flogen, zuletzt war Alles in einen verworrenen Knäul geballt, der in der Kuppel herumtoste, von dem blutrothen Lichte des Karfunkelſteins übergoſſen. Abdul ſah bang lauſchend hinauf. Jetzt ſtürzte ein Genius mit zerbrochenen Flügeln nieder, jetzt wieder einer, bald ein dritter, ein vierter; der Boden war mit den zuckenden Geſtalten bedeckt, und endlich ſchwebte nur Einer oben, und dieſer, der Sieger, war ein weiblicher Genius. Er flog herab und drückte ſeinen Siegerkranz in Abduls Locken. Dieſer verſank in Bewußtloſigkeit und erwachte nicht eher, als bis der Tag ihn weckte. Er ſtand auf, nicht mehr ein Mann, ſondern ein Weib. Das erſte, wonach er verlangte, war ein Spiegel, um ſein Haar zu ordnen und es mit Perlen und Geſchmeide zu durchflechten; dann legte er die weiblichen Gewänder an, die unſichtbare Hände ihm boten. Auf dem Gürtel ſtand der Name „Zaide“ eingewirkt. Mein Name! rief Abdul, ich bin Zaide! Er blickte um ſich; die Zauberwerke der Nacht waren verſchwunden, das Gemach ſtellte ſich ſo dar, wie er es bei ſeinem Eintritt vor einigen Tagen zuerſt geſchaut.

Als der verwandelte Abdul ſich vom Magier beurlaubte, überreichte ihm dieſer zwei purpurfarbene Aepfel: „Wenn du von ihnen koſteſt, ſo wird deine frühere Geſtalt ſich wieder herſtellen. Nimm und ſey glücklich!“

Zaide kam nach Granada zurück, und ihr Verlangen, Leila zu ſehen, war ſo groß, daß ſie es noch am Tage ihrer Ankunft befriedigte. Leila empfing ſie gütig, und beide Frauen wurden bald Freundinnen. Leila theilte Zaiden ihren Kummer über Abduls Entfernung mit. „Ich fürchte,“ rief die junge Frau mit Thränen, „ſein Muth hat ihn in Gefahren geſtürzt, die ſein theures Leben bedrohten, vielleicht ſchon vernichteten. Noch grauſamer iſt mir der Gedanke, ein wildes Thier könnte ſein Blut vergoſſen haben. Freunde wollen von ſeinem Zug in's Gebirge gehört haben. O Himmel! ſein Tod wäre auch der meinige!“

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Von der Wertach, im November 1843.

(Fortſetzung.)

Frau Liszt.

Wie aufrichtig dieſes merkwürdige Urtheil gemeint war, wie die darin ausgeſprochene Anſicht vom Zwecke der Kunſt überhaupt aus dem innerſten Weſen des genialen Künſtlers hervorging, das hat er durch ſein ferneres Leben unwiderleglich und oft in überraſchender Art bewieſen. Durch Paganini, wie geſagt, aus ſeiner träumeriſchen Schwärmerei aufgerüttelt, warf er ſich mit erneuter Kraft ſeiner ſchönen Muſe in die Arme, und mit ſo reiner Liebe, daß trotz aller Unerfahrenheit der Jugend ſeine Seele von dem moraliſchen Verderbniß der franzöſiſchen Hauptſtadt unberührt blieb. Die oben erwähnte Neigung erfüllte noch ſein Herz, als er durch Alfred de Muſſet die Bekanntſchaft von George Sand machte, in der er bald das urſprünglich Friſche einer ungewöhnlich begabten und durch keine Art von ſocialer Bildung oder Verbildung verkümmerten Seele erkannte und bewunderte. Auch trat er bald darauf in nähere Beziehung zu den ausgezeichnetſten Geiſtern, die damals den Kreis der Intelligenz in Paris belebten, wie de la Mennais, Victor Hugo, Sainte Beuve, Ballanche, Senancourt und Lamartine; unter den Muſikern aber waren es beſonders Berliez und Chopin, mit denen ein freundſchaftlicheres Verhältniß ihn verband, und dieſes beruhte auf der gemeinſamen Anſicht, daß ihre Kunſt, wie eine unerſchöpfliche Poeſie zunächſt zu den Sinnen ſprechend, doch eigentlich die Seele entflammen ſolle zu großen Gedanken und göttlicher Begeiſterung. Mit Recht konnte einer ſeiner Freunde zu ihm ſagen: „Sie haben einen Geiſt, den nichts befriedigt, und einen Charakter, dem Alles genügt.“ — Von Ruhe und Beſonnenheit konnte freilich unter ſolchen Verhältniſſen wenig die Rede ſeyn, weder in ſeinem Leben, noch in ſeinen muſikaliſchen Produktionen, die damals durch ein Uebermaß der gewagteſten Sprünge und Blitze des Genies ſich auszeichneten. Und was bei ihm in Wahrheit nur ein übergroßer, noch nicht geregelter Reichthum natürlicher Begabung war, erſchien den meiſten ihm nicht näher Stehenden als Affektation oder Anmaßung, ward von Manchen ſogar als Charlataniſmus aufgefaßt und ſtreng getadelt, während nicht allein ſeine Schüler, ſondern auch ſo manche Bedrängte und Bedürftige, deren ſtiller Wohlthäter er war, ihn mit reinſter Liebe und Bewunderung verehrten.

Ueber ſeinen ſpätern Aufenthalt in der franzöſiſchen Schweiz, wo er mit Sismondi, Decandolle, Diodati, dem Major Adolph Pictet u. A. in engerer Verbindung lebte, hat der letztgenannte in ſeiner „Voyage à Chamouny,“ wie auch George Sand in den „lettres d'un Voyageur“ manches Intereſſante veröffentlicht. Als 1836 Thalberg nach Paris kam und in der Meinung des großen Publikums Liszt zu überbieten oder gar zu verdrängen drohte, eilte auch dieſer dahin zurück und ſicherte ſich die Dauer des früher errungenen Rufes durch einige Conzerte, und vielleicht mehr noch durch eine Reihe muſikaliſcher Unterhaltungen in den Salons des Herrn Erard, wo er nur Beethovenſche Compoſitionen vortrug. *

Im Juni 1837 ging Liszt nach Italien, und während unter dem reinen Himmel des Südens ſein bis dahin wenig gepflegter Körper ſichtlich an Kraft und Elaſticität gewann, erhob und bildete ſich gleichzeitig ſein für alles Schöne ſtets empfänglicher Geiſt an dem Studium der herrlichen Dichtungen Byrons, die er überall mit ſich führte, und der wundervollen Kunſtwerke aller Art in Mailand, Florenz, Genua, Piſa, Rom und Venedig. Und auch das muſikaliſche Element ſeiner Seele ſollte hier noch bereichert werden, indem er bei näherer perſönlicher Bekanntſchaft mit Roſſini den melodiſchen Schatz dieſes echt italieniſchen Genies, und damit überhaupt die ſinnliche Seite ſeines Kunſtzweigs in ihrer Schönheit näher kennen und würdigen lernte. Als er aber in Venedig eines Morgens in der Allgemeinen Zeitung die Trauerbotſchaft las von der furchtbaren Ueberſchwemmung Peſths, da rief er: „Ich muß meinen Landsleuten zu Hülfe eilen!“ und keine Bitten vermochten ihn zurückzuhalten. Er fuhr auf der Stelle nach Wien und gab dort am 21. April 1838 ſein erſtes Conzert für die Verunglückten in Peſth.

(Fortſetzung folgt.)

---

* Es drängt uns zu fragen: weßhalb hört man in neuerer Zeit und namentlich in Deutſchland ſo ſelten Beethovenſche Sachen von Liszt vortragen? Uebt in ſeiner Künſtlerſeele das bekannte Sprichwort von den Perlen ſolche Macht? Das größere Publikum — wir wiſſen es wohl und haben es noch vor Kurzem in München erfahren — kann Beethovens Meiſterwerke und überhaupt ernſte und großartig künſtleriſch durchgeführte Muſikſätze unmöglich verſtehen, alſo auch nicht in Wahrheit genießen und würdigen. Wenn aber bei der Wahl der Conzertnummern der Geſchmack des größern Publikums dreimal zur Richtſchnur dient, darf dann die Minorität der muſikaliſch Gebildeten nicht wenigſtens einmal auf Berückſichtigung Anſpruch machen? Wenn wir dieſe Frage auf das Beſtimmteſte bejahen, ſo iſt ein gewis verzeihlicher Egoismus nicht das alleinige Motiv dafür. Unſer aufrichtiges inniges Intereſſe an dem Künſtler ſelbſt diktirt uns dieſelbe Antwort; wobei nicht zu überſehen iſt, daß von dieſer Minorität allein das für die Dauer gültige und beachtenswerthe Urtheil ausgehen kann. — Was übrigens die Rivalität zwiſchen Liszt und Thalberg betrifft, welche damals zu der Uebereinkunft zwiſchen beiden geführt haben ſoll, nie mehr gleichzeitig an demſelben Orte öffentlich zu ſpielen, ſo möchten wir glauben, daß ſie jetzt für die Meinungen des urtheilenden Publikums von größerem Gewicht iſt, als für die Künſtler ſelbſt, die ſehr wohl neben einander beſtehen können. Auf die Frage, welcher von beiden den Vorzug verdienen möge, antwortete damals ſchon in Paris eine geiſtreiche Dame: Thalberg est le premier, mais Lizst est le seul. Wir wüßten kaum jemals ein treffenderes Urtheil gehört zu haben, und die Künſtler mögen beide wohl damit zufrieden ſeyn. Thalberg repräſentirt die vollendetſte Ausbildung des Talents; er ſpielt die Compoſitionen aller Meiſter in jeder Hinſicht ſo gut, daß ſie unmöglich beſſer geſpielt werden können, d. h. gerade ſo, wie ſie nach dem Urtheil der Kenner geſpielt werden ſollen, und daher auch in dieſer Vollendung immer gleich, einmal wie das anderemal. Liszt dagegen erfaßt jede fremde Compoſition mit dem eigenen und eigenthümlichen Genie; was er auch vortragen möge, es iſt jedesmal ſein eigenes Werk, das ſeine Kunſtfertigkeit ſo wiedergibt, wie es zur Zeit gerade in ſeinem Innern lebt, gleich dem wahren Dichter, der die Gebilde der Außenwelt erſt in ihrer ganzen objektiven Wahrheit und Schönheit in ſich aufnimmt und ſie dann, gleichſam mit ſeiner Individualität verſchmolzen, als ſein geiſtiges Eigenthum poetiſch reproduzirt. Thalberg wird ſeine Zuhörer jedesmal und immer in gleicher Weiſe entzücken und zur Bewunderung hinreißen; Liszt wird ſein Publikum heute vielleicht nur in ungemeſſenes Erſtaunen ſetzen, morgen aber durch daſſelbe Muſikſtück zur höchſten Begeiſterung erheben. Wenn nun in der eigentlichen Virtuoſität (das Wort im höchſten Sinne genommen) keiner von beiden dem andern nachſteht, ſo könnte Liszt wohl wie Thalberg ſpielen, aber nimmermehr kann Thalberg wie Liszt ſpielen.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 4.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 11.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 12. Januar 1844.

He, that himself will sliver and disbranch
From his material sap, perforce must wither,
And come to deadly use.

Shakespeare.

Der Balſam von Mecca.

(Fortſetzung.)

„Alſo du liebſt ihn ſo zärtlich?“ fragte Zaïde. — „Ja,“ entgegnete Leïla, „denn ich halte ihn für den mindeſt Schlimmen unter den Männern. Da du ein Weib biſt, wirſt du mich verſtehen.“ — „Vollkommen,“ rief Zaïde. „Ich zürne dem Geſchick, das uns Frauen zu dem entwürdigenden Loos beſtimmt, einem Geſchlechte untertban zu ſeyn, deſſen niedrige Natur uns empört, deſſen Fähigkeiten und Kräfte tief unter den unſrigen ſtehen.“

„Zaïde!“ rief Leïla drohend, „wiſſe, daß ich dieſe Sprache bei keiner meiner Freundinnen dulde. Ich weiß, daß der größere Theil der Frauen ſo denkt, daß ſie ſich für die Herrſchaft der Männer dadurch zu rächen ſuchen, daß ſie dieſelben heuchleriſch in's Angeſicht lieben und hinter dem Rücken treulos verlaſſen und tückiſch verläumden. Wenn du dieß die Natur eines Weibes nennſt, ſo kennſt du nur die ſchlimme Seite unſeres Geſchlechts; die beſſere iſt Demuth und Unterwürfigkeit; dieſe ſcheint dir unbekannt.“ — „Sagteſt du nicht eben,“ rief Zaïde, „Abdul erſchiene dir als der mindeſt Schlimme unter den Männern?“ — „Ich ſagte es,“ erwiderte Leïla ſanft, „doch nicht in dem Sinne, wie du es meinſt. Ich beklage die Männer, ich ſchelte ſie gering und nenne ſie ſchlimm, weil ſie des Maaßes von Liebe und Hingebung nicht fähig ſind, die unſer Buſen faßt. Sie ſind mehr oder minder Undankbare, allein ſie tragen deſſen nicht Schuld: ihre Natur bringt es mit ſich, Allah ſchuf ſie aus gröberem Stoff.“ — „Iſt dieß nicht Stolz, Leïla?“ — „Nein, denn wir bezahlen den Vorzug des feinern Stoffes oft mit dem Tod. Aber wenn man ſo empfindet, wie du, dann freilich lebt man lange und nichts ſtört den Frieden und den Genuß des Lebens.“

Abdul empfand den Stachel dieſes Vorwurfs. Er war unter der zarten Hülle des Weibes immer noch der rohe und eigenſüchtige Mann geblieben. Das Zaubermittel hatte nur gedient, ihn zu verwandeln, nicht zu veredeln. Von dieſem Augenblicke an haßte er Leïla, denn ſie hatte ihn jezt doppelt überwunden, erſt als Mann, nun als Weib. Jezt blieb ihm nur noch der Zweifel zu löſen, ob das Weib oder der Mann in der Liebe ſtärker empfinde. Zaïde liebte Soliman, aber ſie liebte ihn, wie Zaïde lieben konnte, nicht wie Leïla liebte. Ein wildes, entſetzenvolles Feuer, das Alles zu verſchlingen drohte, füllte ihren Buſen, und dabei peinigten ſie die Flammen nie ſchlummernder Eiferſucht. Allerdings, wenn ſich Zaïde ihres frühern Zuſtands erinnerte, wenn ſie an die Liebe Zaïds dachte, ſo war jene Leidenſchaft ein

farbloſes Schattenbild gegen den Tumult aller Kräfte und Gefühle, deſſen Macht ſie jezt fühlte, aber — glücklich war ſie nicht. Sie lernte alle Pein der Frauenliebe kennen. Zwang und Feſſel hielten ſie zurück; wo dem Mann eine raſche That, ein ſchnelle Ueberzeugung und Hülfe herbeiführender Gewaltſchritt erlaubt war, da mußte ſie dulden und entſagen. Der Groll, der Neid, die Eiferſucht zehrten an ihrem Leben und pflückten die Roſen der Schönheit von ihren Wangen. Eines Tages glaubte ſie Soliman in einem ſträflichen Einverſtändniß mit Leila zu überraſchen; in raſender Eiferſucht ſtürzte ſie auf die einſt ſo heiß Geliebte und durchbohrte ſie mit dem Dolche, indem ſie rief: „Das alſo, Schlange, war deine erhabene Liebe, das deine vorwurfsfreie Zärtlichkeit! Nimm deinen Lohn dahin!“ Nach dieſer gräßlichen That ſtürzte ſie hinaus in die Nacht und floh in die Einöde, ſich und ihr Elend daſelbſt zu verbergen.

Müde dieſes qualvollen Zuſtandes, müde des Tageslichts, das immer nur erſchien, ihre beſchimpfenden Niederlagen wie ihre nicht minder ſchimpflichen Siege zu beleuchten, griff ſie nach den Zauberäpfeln und — Abdul trat von Neuem in's Leben. Aber es war der kecke, friſche, muthvolle Abdul nicht mehr. Die Verheerungen der Leidenſchaft gingen auf ſeine neue Geſtalt über und das Gewicht von zehn zugewachſenen Jahren drückte ihn vollends nieder. Er erwachte aus dem magiſchen Schlummer mit ergrautem Haar und gefurchtem Antlitz, ſeinen Freunden nicht mehr, kaum noch ſich ſelber kenntlich. Und welches Leben ſtand dem Armen bevor! Statt des Glücks zärtlicher Liebe fand er nichts als ein Grab, Leila's Grab, worin ſein beſſeres Selbſt, ſeine Jugend, ſeine Herzenswonne ſchlummerten. Auf dem Steine dieſes Grabes fand man ihn eines Morgens leblos zuſammengeſunken. Er hatte ſich ſelbſt den Tod gegeben.

Der weiſe Abas-Joſaim, ein Schriftgelehrter, der im Dienſte der Tugend und Wahrheit koſtbare Früchte für die Nachwelt ſammelte und ſie in ſiebzig Bänden, von denen jeder eine Vorrede an den Leſer, zwölf Anrufungen des heiligen Propheten und ſiebzig Sinnſprüche enthält, niederlegte, hat die Geſchichte Abdul Zaibs und Leila's aufgezeichnet, ſo wie wir ſie hier wiedergegeben. Der weiſe Abas-Joſaim fügt folgende Betrachtung bei: Die Tugend liegt beiden Geſchlechtern ob, und Mäßigung ziert beide; ein edles Weib iſt aber köſtlicher und viel mehr werth des Lobes als ein edler Mann; denn weil ihr gegeben iſt, feuriger und durchdringender die Macht der Liebe zu fühlen, ſo iſt edle Mäßigung bei ihr höher zu achten als beim Manne. Solche Nutzanwendung zieht Abas-Joſaim, dem Gott gnädig ſeyn möge, aus obiger Geſchichte.

(Fortſezung folgt.)

Die dramatiſche Poeſie der Chineſen.

(Fortſezung.)

In den Tagebüchern der europäiſchen Geſandten, der Miſſionäre und Kaufleute, welche China beſuchten, werden mehrere Gaukelkünſte und Schauſpiele beſchrieben, welche ihnen zu Ehren, oder wenigſtens in ihrer Gegenwart aufgeführt wurden. „Unter den Dingen in Sina, deren man ſich billig verwundern mag,“ ſchreibt der ehrliche Neuhof, * „gehört auch dieſes, daß ein jedweder Gaſthof oder Wirthshaus ſeine eigenen und beſondern Komödianten hat; gleichwie in unſerem Lande jeder Krug auf dem Dorfe, zur Zeit der Kirchmeſſe, ſeinen eigenen Spielmann zu haben pfleget. Dieſe Komödianten ſpielen unter der Mahlzeit, die Gäſte fröhlich zu machen, allerhand luſtige, kurzweilige und poſſierliche Spiele und ſind alleſammt, beide Manns- und Weibsperſonen, mit mancherlei prächtigen Kleidern und Allem, was mehr dazu gehöret, überflüſſig verſehen und ausgeſchmückt. Sie haben ſich allewege auf etliche der gemeinen, bekannten Spiele gefaßt gemacht, daß ſie eines davon, auf der Gäſte Begehren, von Stund an ſpielen können. Auch zeigen ſie den Gäſten ein Buch, darinnen alle ihre Spiele in chineſiſcher Sprache geſchrieben, um eines daraus, welches ſie gerne ſehen wollen, ſelbſt zu wählen. Es werden aber dieſe Spiele faſt ganz mit Singen ausgeſprochen und kaum das Geringſte auf gemeine und gewöhnliche Manier zu reden vorgebracht. Für eine ſolche Mahlzeit, das Eſſen, Trinken und Spielen zuſammengerechnet, gaben wir nicht mehr denn zwei Maas, iſt nach unſerer Münze etwa ein halber Reichsthaler, davon der Spielertheil nicht gar groß fallen konnte; daher wir uns ſehr verwunderten, woher dieſe Leute die Unkoſten, welche ſie auf ſtattliche Kleider und andere nothwendige Sachen wenden, nehmen, da ihnen das Spielen ſo ſchlecht bezahlet wird.“

In derſelben Weiſe ſprechen ſich auch die andern Geſandten, Kaufleute und Miſſionäre aus, welche China und den Hof zu Peking beſuchten, Jobrand Jdes, Bell, Le Comte, Lord Macartney, van Braam, Daguignes und die Begleiter der lezten verunglückten engliſchen Geſandtſchaft des Lord Amherſt. Die in Gegenwart der fremden Geſandten aufgeführten Stücke enthielten gewöhnlich allerlei Anſpielungen auf die Erhabenheit und Macht des Himmelsſohnes.

Das Theater hat vermöge ſeiner Natur die Aufgabe, ein getreues Bild des wirklichen Lebens darzuſtellen; es beſtrebt ſich, alle geiſtlichen und weltlichen Schranken,

* Die Geſandtſchaft der Oſtindiſchen Geſellſchaft in den Vereinigten Niederländern. Amſterdam, 1669. S. 156.

nicht ſelten ſogar die ſittlichen zu durchbrechen, um der Zeiten Weſen und Form vor Augen zu ſtellen. Wir ſehen deßhalb bei allen civiliſirten Völkern das Theater durchgängig mit den geiſtlichen und weltlichen Behörden im Kampfe. Die Dichter und Schauſpieler, welche natürlich fürchteten, in dieſem ungleichen Streite zu unterliegen, riefen Moral und Wiſſenſchaft zu Hülfe und behaupteten, das Theater ſey eine Schule der Tugend und Weisheit. „Hier auf unſern Bühnen, ſagten ſie, ſieht man, wie die wackern, nach Recht und Pflicht handelnden Menſchen, wenn auch Unglück ſie trifft, am Ende doch ſiegreich aus dem Kampfe mit dem Laſter hervorgehen; hier ſchaut man, wie ſich die Böſen vergebens wenden und drehen, wie Lug und Trug nimmer der Rache der Gottheit entrinnen.“ Es ließen aber allenthalben auf Erden die weiter Sehenden in Kirche und Staat ſich durch dieſe kluge Wendung der Vertheidiger des Schauſpiels nicht täuſchen. Sie wiſſen, daß der wahre Dichter ſeine Schöpfungen nicht nach der Moral des gewöhnlichen Lebens mißt, daß er an ſeine Erfindungen nicht den Maßſtab des Geſchehenen legt; er wirkt und ſchafft im Gegentheil, wie die Mutter Natur ſelbſt, ohne ſich um die Folgen zu kümmern. Wäre dem aber nicht ſo, wäre das Theater, nach Iffländiſcher Weiſe, ein Muſterbild häuslicher Moral — wer wohl auf Erden beſucht denn ſeiner moraliſchen Beſſerung wegen das Schauſpiel? Wie ſchwer iſt es doch, die Leute zu bewegen, umſonſt einer geiſtlichen Ermahnung beizuwohnen, und ſie ſollten für eine dialogiſirte Predigt ihr Geld hergeben? Die Maſſe, die in's Theater geht, will unterhalten ſeyn, und ſie verlangt überdieß, daß es ihr nicht viel Kopfbrechens mache; man will anſtaunen und Wunderdinge oder allerlei Ergötzlichkeiten ſehen, um ſie zu Hauſe Andern mitzutheilen. Die Worte Moral, Beſſerung, Lernen würden das ganze Vergnügen zerſtören. Wer bedürfte denn wohl noch der moraliſchen Beſſerung? Iſt denn nicht jeder beſſer, weiß denn nicht jeder mehr als ſein Nachbar und Freund?

Auch in Indien und China ward es deßhalb von den Vertheidigern des Schauſpiels ſo vergebens wie in Europa verſucht, die Staats- und Kirchenpolizei, ſo wie die praktiſchen Philoſophen zu beſchwichtigen. Die Dichter jener Völker ſagten: die Maſſe des Volkes, welche nicht leſen könne, erfahre doch im Theater Vieles aus der Geſchichte der Vorfahren, was ihr ſonſt unbekannt geblieben wäre; manche Lehren des Sittenſpiegels, viele religiöſe Gebräuche werden den Menſchen erſt klar durch die vor ihren Augen dargeſtellten Begebenheiten; ſie werden wohl vom Böſen ablaſſen, nachdem ſie die Folgen ſo deutlich geſehen, und ſich dem Guten zuwenden. — Weder in China noch in Indien beachtete man dieſe Vertheidigung und unterſagte das Schauſpiel geradezu, da wo man nämlich glaubte die Schauluſt des Volkes bändigen zu können. So ward es den Jüngern Buddhas ausdrücklich verboten, Geſänge, Pantomimen und Schauſpiele ſelbſt aufzuführen, oder ihnen auch nur beizuwohnen. Zur Warnung fügten die Lehrer hinzu, daß einſt ſelbſt ein unſterblicher Heiliger in's Verderben gerathen, als er den ſüßen, einſchmeichelnden Stimmen ſingender Mädchen gelauſcht. Die chineſiſchen Moraliſten wollen ebenfalls, daß man alle dramatiſchen Darſtellungen ſtreng verbiete, oder daß man wenigſtens, da die Schauluſt des Volkes nicht zu überwinden ſey, nicht dulde, daß Frauen und Mädchen dem Schauſpiele beiwohnen.

Ein gleiches Verdammungsurtheil trifft die Erzähler der Mährchen und Geſchichten alter Zeiten, welche in China, wie bei uns im Weſten, auf öffentlichen Plätzen ſich hören laſſen. Es werden dabei gewöhnlich bildliche Darſtellungen vorgezeigt, um die Phantaſie des Zuhörers zu beflügeln. Und doch iſt in der That das chineſiſche Theater, und doch ſind die zahlreichen Novellen des Mittelreichs großentheils eine Schule der Tugend und ein Schreckbild des Laſters. Wir haben bis jezt noch kein chineſiſches Drama kennen gelernt, wo nicht am Ende die Unſchuld und Ehrenhaftigkeit den Sieg davon getragen hätte, wo nicht die ſchlechten Beamten durch den Scharfſinn der höhern Behörden oder durch die Allwiſſenheit des Kaiſers entdeckt und gezüchtigt worden wären. Auch zeigen ſich die dramatiſchen Dichter des Mittelreichs ſchon dadurch als Freunde der Tugend und Kenner des menſchlichen Herzens, daß ſie nur der Unſchuld und Hochherzigkeit die Singrollen zutheilen. Die gemeinen, laſterhaften Menſchen ſprechen gewöhnliche Proſa, während treffliche, hochherzige Menſchen ihr Gefühl zu den erhabenſten poetiſchen Ergüſſen hinreißt. Laſterhafte recitiren wohl hie und da einige Verſe, ihre Sprache ſteigert ſich aber nie zur hohen Lyrik; nur von der Tugend werden die vielen ſchwungreichen Arien der chineſiſchen Schauſpiele vorgetragen. Deſſen ungeachtet konnten die dramatiſchen Dichter und Schauſpieler den Haß der Behörden und Philoſophen gegen ihr Gewerbe nicht beſiegen, und der Schauſpielerſtand gehört auch in China zu den verachtetſten Claſſen der Geſellſchaft. Oeffentliche Weibsbilder und Schauſpielerinnen werden gewöhnlich in Eine Claſſe geſezt und der Umgang mit denſelben iſt den Staatsbeamten unterſagt. Wenn ein Beamter in Civil- oder Militärdienſt eine Muſikantin oder Komödiantin heirathet, ſey es als Frau erſten oder zweiten Ranges, ſo erhält er fünfzig Streiche, die Heirath wird für nichtig erklärt und das Frauenzimmer von Staats wegen den Eltern zurück geſchickt; ſie darf aber ihr ehemaliges Gewerbe nicht mehr treiben.

(Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Von der Wertach, im November 1845.

(Fortsetzung.)

Franz Liszt.

Der beispiellose Enthusiasmus, den Liszt von jetzt an überall für sich zu wecken wußte, wo er lange genug weilte, um als Künstler, als Genie und als Mensch in seiner ganzen Größe, Eigenthümlichkeit und Liebenswürdigkeit erkannt zu werden, ist allen Lesern öffentlicher Blätter bekannt, und vielleicht mehr noch die sich selbst vergessende Großmuth, womit er fortfuhr, bei so vielen bedeutenden Unternehmungen und Ereignissen der Zeit seine mächtige Zauberhand zur Hülfe darzureichen. Von seiner stillen Wohlthätigkeit würden wir, um diese edeln Regung seines Herzens nicht auf ihrer schönsten Seite in's Licht zu treten, ganz schweigen, wenn wir uns nicht gedrungen fühlten, bei dieser Gelegenheit den von Vielen getheilten Wunsch auszusprechen, daß der für sein eigenes Wohl allzu sorglose Künstler sich möge bewegen lassen, durch Erübrigung eines hinlänglichen Kapitals für die dauernde, von seiner Eventualität abhängige Sicherung seiner Existenz und einer seinem Geist und Herzen entsprechenden Wirksamkeit zu sorgen. Zu den bekannten Beispielen seiner erfolgreichen Mitwirkung zur Erreichung größerer Zwecke haben wir aber aus unsern Tagen noch Einiges hinzuzufügen.

Liszt kam in der Mitte Oktobers nach München, und gab hier und in Augsburg binnen drei Wochen sieben Conzerte, wovon drei für mildthätige Zwecke, und zwar die letzten drei, obgleich die Erfahrung längst dargethan hat, daß an jedem neuen Orte seine ersten Conzerte immer die wenigst besuchten sind. Augsburg war leider von bösen Krankheiten heimgesucht, wodurch so viele Familien in Sorge oder Trauer an's Haus gefesselt wurden, daß die Conzerte unmöglich sehr besucht seyn konnten. In München war es anders. Der Odeonsaal war schon beim ersten Auftreten am 18ten Oktober gut besetzt und am 21sten beim zweiten Conzert ganz gefüllt. Nun aber folgte am 25sten Oktober das dritte Conzert zum Besten der Blindenanstalt im Theater, und das ganze Haus war besetzt. Als die Bitte um Einräumung des königl. Hoftheaters dem König Ludwig vorgelegt ward, erließ Se. Majestät sofort das folgende eigenhändige Schreiben:

„An die Hoftheater-Intendanz. Liszt gleich zu benachrichtigen, daß ich mit großem Wohlgefallen sein ihm ehrendes Anerbieten annehme — für nächsten Mittwoch den 25sten dieses. — Den Reinertrag zur Gründung eines Freiplatzes in der Beschäftigungsanstalt des Blindeninstituts bestimmen, welcher der Liszt'sche Freiplatz heißen soll. Würde der Reinertrag so beträchtlich seyn, daß noch ein anderer Freiplatz gegründet werden könnte, so soll er's in der Anstalt für Krüppelbaste, und gleichfalls der Liszt'sche heißen. — Dem Könige steht die Vergebung des Freiplatzes, so wie der Freiplätze zu.

München den 22. Oktober 1845. Ludwig."

Dieses Schreiben wurde an Liszt's Geburtstag erlassen, mit welchem er sein dreiundsdreißigstes Lebensjahr antrat, und an demselben Tage brachte die Allgemeine Zeitung einen Artikel über ihn, worin es, nach kurzer, aber würdiger Anerkennung seiner Großmuth und Wohlthätigkeit, heißt: „Wir glauben dieß vorzugsweise hervorheben zu müssen, da es einem Organ des öffentlichen politischen Lebens ziemt, solche Verdienste — so selten in unserer Zeit, und die in diesem Maße an den Namen keines Künstlers der Gegenwart sich knüpfen — nie und nirgends in Vergessenheit kommen zu lassen ꝛc." — Solche Anerkennungen waren wohl geeignet, die frohe Stimmung noch zu erhöhen, in der er, auch abgesehen davon, den Tag in München verlebte, und zwar in einem gewiß seltenen Kreise ausgezeichneter Menschen (wir nennen nur: Frau v. Arnim (Bettina) mit ihren drei liebenswürdigen Töchtern, die HH. v. Görres, Graf Poggi, Geh. Rath Ringseis ꝛc.), die als des Gefeierten Gäste bei ernsten und heitern Toasten und Tischreden bis weit nach Mitternacht zusammen blieben. Ueberhaupt aber war der Aufenthalt in München — auch abgesehen von den schönen Erfolgen seiner musikalischen Leistungen — für Liszt ein genußreicher und ehrenvoller, und wie allgemein auch der ausgezeichnete Mensch in ihm erkannt ward, sprach sich namentlich bei einem Festmahl unverkennbar aus, das am 28sten Oktober ihm zu Ehren von der Gesellschaft der Zwanglosen veranstaltet ward. Den folgenden Tag hatte Liszt zu seiner Abreise bestimmt; da las er — wieder in der Allgemeinen Zeitung — die Nachricht von dem Unglück der armen Deutschen in Griechenland, deren ganze Existenz ein Opfer der Revolution vom 15ten September geworden war. „Nur hundert! — rief er — denen kann man helfen!" Und augenblicklich ließ er S. M. den König um abermalige Einräumung des Hoftheaters zu diesem Zwecke bitten. Obgleich, wie zu erwarten, das Anliegen sofort gewährt wurde, war es doch zu spät, um für den Abend des 28sten schon die nöthigen Vorkehrungen zu treffen. Doch einen Gedanken der Art pflegt Liszt nicht ohne Noth aufzugeben; er beschloß sogleich, ein paar Tage länger zu bleiben, und ward am 30sten Oktober durch den Anblick des dicht gefüllten Hauses nicht nur in seinem Herzen belohnt, sondern auch in seiner Künstlerseele angeregt, so daß er wo möglich seine frühern Leistungen noch überbot. Und trotz der außerordentlichen Menschenmenge war es, so oft Liszt sich an den Flügel setzte, im ganzen Hause so still, daß man seinen eigenen Athem zu hören glaubte, was ohne Zweifel als ein größeres Lob für den Künstler (und auch für das Publikum selbst) gelten mag, als der stürmische Beifall, der am Schluß einer jeden Conzertnummer, und besonders der letzten, kein Ende nehmen wollte. Dieß war aber auch in der That eine gar wunderbare Leistung, wie sie eben nur Liszt hervorzubringen vermag. Es war nämlich auf dem Conzertzettel an Jeden, der sich dazu berufen fühle, die Aufforderung ergangen, eine zum Thema für freie Phantasien geeignete Melodie schriftlich an der Kasse abzugeben. Als nun Liszt zur Lösung dieser letzten Aufgabe hervortrat, lag ein ganzer Stoß zum Theil gar zierlicher Zettel auf dem Flügel. Wie sollte er da allein die Wahl treffen? Er begann sofort eine ungezwungene Unterhaltung mit dem Publikum, nannte jedes vorgeschlagene Thema, spielte bei den weniger bekannten die Melodie auf dem Piano, und bat durch Beifall oder Stillschweigen zu erkennen zu geben, welche man am liebsten hören würde. Dabei gab es manchen Scherz, aber allzu häufigen Beifall, und so wählte denn der Künstler unter den am meisten applaudirten Nummern am Ende vier: den Vogelfänger aus der Zauberflöte, den Jägerchor aus Euryanthe, einen Satz aus Lachners Ballet und die Introduktion zur Norma. Wie er aber diese vier Melodien einleitete, durchführte und ineinander zu verschmelzen wußte, davon kann Keiner sich eine Vorstellung machen, der nicht Aehnliches schon von ihm selbst gehört hat.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 12.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 13. Januar 1844.

Il en est de ces pièces de vers comme de nos ariettes d'opéra et de nos couplets de vaudeville. Il faut même que l'analogie soit bien complète, car un jeune Chinois, à qui j'avais demandé un échantillon du chant de son pays, ne put jamais me dire si la pièce qu'il avait chantée était une romance d'amour, une chanson de table ou un air patriotique. — La langue poétique des Chinois est véritablement intraduisible, on pourrait peut-être ajouter qu'elle est souvent inintelligible.

Abel-Rémusat.

Die dramatiſche Poeſie der Chineſen.

(Fortſetzung.)

Das Epos iſt bei allen Nationen der Erde die Mutter der dramatiſchen Poeſie. Der Rhapſode recitirte bei feſtlichen Gelegenheiten, bei luſtigen Gelagen den kurzen Verlauf einer bald freudig, bald ſchmerzlich ergreifenden Begebenheit, bis endlich den müden Hörern die einfache Erzählung nicht mehr genügte und ſie die Perſonen, von denen das Lied ihnen verkündete, wie ſie litten und lebten, vor ſich ſehen wollten. Mannigfache Umgeſtaltungen hatte das Lied durchzumachen, ehe es ſeinen ganzen Charakter der Erzählung und Beſchreibung verändern und in ein Anderes, in die lebendig dargeſtellte Handlung, in das Drama ſich verwandeln konnte. Immerdar, auch nachdem nicht bloß ein Protagoniſtes, ſondern mehrere handelnde Perſonen auf die Bühne gebracht waren, zeigte die dramatiſche Poeſie der Alten in dem Chorgeſange noch deutliche Spuren ihres Urſprungs, des Liedes. Nur die dramatiſche Poeſie der Neuern hat ſich ganz ihrer Quelle entfremdet. Hat ſich das moderne Drama theilweiſe aus den kirchlichen Myſterien entwickelt, ſo möge man bedenken, daß dieſe ſelbſt wiederum bloß die dargeſtellten Kirchenlieder und Legenden waren.

Die Chineſen aber haben in der dramatiſchen Poeſie, wie allenthalben im Leben, in der Wiſſenſchaft und Kunſt, das dem Urſprünglichen näher ſtehende Verhältniß treu bewahrt. Dieſe Eigenthümlichkeit des chineſiſchen Volkes, das Feſthalten an dem Hergebrachten verleiht eben dieſer Nation ihren unvergleichlichen Werth für die Bildungsgeſchichte der Menſchheit. Man erkennt an ihr heutigen Tags noch manche urſprüngliche Zuſtände, die ſich ſonſt nirgends auf Erden mehr erhalten haben. So iſt auch das Lied noch vorherrſchend in der dramatiſchen Poeſie des Mittelreiches, und der proſaiſche Theil derſelben dient, wie in unſern Opern, bloß zum leichtern Verſtändniß der Geſänge. Die Perſonen erzählen in einer klaren, leichtverſtändlichen Proſa, wer ſie ſind, geben Kunde von ihrem Streben, von ihren Wünſchen und Gefühlen und gehen dann im Fluß der Rede unvermerkt in eine höhere Stimmung über. Mit dieſer erhebt ſich dann auch die Sprache, und die ruhig einherfließende Erzählung, oder der Dialog verwandelt ſich unter Inſtrumentalbegleitung in erhabene, an Anſpielungen überreiche Arien und Lieder. Bei dieſen Liedern wird, wie bei unſern Operngeſängen, nicht ſelten mehr auf das Muſikaliſche der Worte und Sätze, als auf den Sinn geſehen. „Wenn auch die Worte der Geſänge," heißt es demgemäß in der Vorrede zu der dramatiſchen Sammlung aus den Zeiten der Juen, „nicht paſſen mögen, ſo hat dieß doch,

wenn man ſich nicht gegen die Tongeſetze vergeht, nichts zu ſagen. Man beachte zuvor das Muſikaliſche und dann erſt den Charakter der handelnden Perſonen."

Die poetiſchen Erzeugniſſe bilden immer, ſowohl der Form als des Inhalts wegen, den ſchwierigſten Theil aller Literaturen. Wie dornenvoll nun gar die chineſiſche Poeſie für den abendländiſchen Forſcher ſeyn muß, läßt ſich leicht ermeſſen. Die größten Sinologen Europas, ſelbſt die Miſſionäre, welche den größten Theil ihres fleißigen Lebens in China zubrachten, zogen ſich mit ehrfurchtsvoller Scheu vor den Dichtwerken, vor den Verſen und Arien der Dramen des Mittelreiches zurück. Selbſt Pater Prémare, der tüchtigſte Kenner der chineſiſchen Sprache unter den vielkundigen Jeſuiten, der 37 Jahre in China verlebte (er ſtarb 1735), wagte ſich nicht an die Singſtücke des einzigen Dramas, das er überſezte. Prémare war es, der zuerſt in Europa die intereſſante Thatſache bekannt machte, daß es überhaupt ein chineſiſches Drama gibt. Das Stück, welches er überſezte und welches Duhalde in ſeiner Beſchreibung des chineſiſchen Reiches abdrucken ließ, heißt im Chineſiſchen „die große Rache der Waiſe des Hauſes Tſchao." Der gelehrte Miſſionär übertrug aber bloß den proſaiſchen Dialog, die Arien hatte er ſämmtlich übergangen. „Dieſe Geſänge," ſagt er zu ſeiner Entſchuldigung, „ſind ſehr ſchwer zu verſtehen, zumal für Europäer. Sie enthalten eine Menge Anſpielungen auf Gegenſtände und Vorfälle, die uns unbekannt ſind, und eine Fülle figürlicher Redensarten, deren Sinn wir kaum zu ergründen vermögen."

Rémuſat, dem es ſicherlich weder an Kenntniß der Sprache noch an Scharfſinn und umfaſſender Gelehrſamkeit fehlte, zweifelte noch daran, ob chineſiſche Gedichte überhaupt einen Sinn hätten. Auch Davis, der ſich bei ſeinem vieljährigen Aufenthalte in Kanton und Macao der Hülfe eingeborener Lehrer erfreute, ging mit einer Art Grauen am poetiſchen Theil der chineſiſchen Dramen vorüber. In den zwei Dramen, die er uns mitgetheilt: „Der Greis, welcher einen Sohn erhält," und „der Kummer im Hauſe Han," hat er nur wenige Verſe aufgenommen und ſich faſt durchgängig an den verhältnißmäßig leichten proſaiſchen Dialog gehalten. Welchen Fleiß und Scharfſinn, welche umfaſſende Kenntniß der ganzen Fühl- und Denkweiſe der Söhne Jao's und Schun's brauchte es nun vollends, ſollte ein europäiſcher Sinolog, der ſich höchſtens hie und da bei einigen unkundigen Zöglingen europäiſcher Miſſionsanſtalten Raths erholen konnte, die ihm aber nach ſeiner eigenen Ausſage niemals den Sinn einer poetiſchen Stelle zu enträthſeln vermochten, zum Verſtändniſſe der Dichtwerke des Mittelreiches durchdringen! Stanislaus Julien, Profeſſor der chineſiſchen Sprache zu Paris, hat dieſe ſchwierige Aufgabe über ſich genommen und ſie nicht bloß für ſich ſelbſt glücklich gelöst, ſondern auch ſeine Schüler und Freunde in das Verſtändniß der Dichtwerke des Mittelreiches eingeweiht, wovon einer jezt ſchon treffliche Proben abgelegt hat. *

(Fortſeyung folgt.)

* Théâtre chinois. Par Bazin. Paris 1838.

Der Balſam von Mecca.

(Fortſeyung.)

Ich ſchlug die Blätter der Handſchrift zuſammen, ein wenig verſtimmt durch die pedantiſche Schlußſloskel des edlen Abas-Joſaim, der, wie alle Geſchichtſchreiber, eine Liebhaberei für Sentenzen an den Tag legte. — Die Lichter waren herabgebrannt; als ich ſie puzte und dabei den Blick zufällig auf die Thüre richtete, die zum großen Wirthsſaal führte, ſah ich ein bleiches Geſicht mit ſtarren Augen durch das Schiebfenſter hereinblicken. Ich erſchrack und glaubte zu träumen; die Gebilde der phantaſtiſchen Geſchichte, ſchien es, wollten in's Leben treten. Noch einmal ſah ich hin; das Geſicht war ein wirkliches, und zwar erkannte ich jezt den Studenten Urban, der unverwandt hineinblickend, das Buch, mich, die ganze Stube betrachtete und zweifelhaft ſchien, was er aus dem, was er ſah, machen ſollte. Ich rief ihm zu und bat ihn hereinzutreten, und er folgte der Einladung ungeſäumt. Verwundert, ſein Manuſcript in meinen Händen zu finden, geſtand er, daß er gekommen ſey, es mit nach Hauſe zu nehmen, weil er gefürchtet, die Wirthsleute könnten es im Verſteck finden.

„Nicht die Wirthsleute," rief ich, „ſondern ich war der gefährliche Feind der Sicherheit Ihres Manuſcripts." Nach dieſen Worten bekannte ich ihm zugleich, daß ich unſichtbarer Genoſſe der Verſammlung geweſen, und daß ich ſeinem Berichte über die Unternehmung unter der Kreuzkirche Wort für Wort gefolgt ſey. „Dann werden Sie," rief er, „begierig ſeyn, den Ausgang des Abenteuers zu vernehmen?" — „Allerdings bin ich es," entgegnete ich, „und Sie verbinden mich ſehr, junger Mann, wenn Sie mich auf's Genaueſte in Kenntniß ſetzen, wie Sie in's unterirdiſche Gemach gedrungen und wen Sie als Bewohner deſſelben gefunden."

„Vor allen Dingen," rief der lebhafte Jüngling, indem er ſich dicht vor mich hinſtellte und mit triumphirender Miene Etwas, ſorgſam in feines Papier geſchlagen, aus dem Buſen zog, „ſehen Sie hier, mein Herr, jenes wunderſame Elixir, das den Namen Balſam von Mecca führt und das uns Beide, wenn wir uns deſſelben bedienen wollen, in die zierlichſten, hübſcheſten Weiber von ganz Prag verwandeln wird." — „Das bezweifle ich," ſagte ich; „wenigſtens was mich betrifft,

glaube ich ſchwerlich, daß das Elixir die Kraft haben würde, aus einem mißvergnügten, hypochondriſchen Reiſenden ein anmuthiges, verführeriſches weibliches Weſen zu machen. Dieß wäre für ein Wunder etwas zu wunderbar." — „Wir wollen über ernſte Dinge nicht ſcherzen," ſagte der Student mit einer wichtigen Miene. „Seitdem ich mit dem Geiſterreiche auf eine ſo auffallende Weiſe Bekanntſchaft gemacht habe, und vor allen Dingen, ſeit ich dieß Fläſchchen in Händen halte, bin ich äußerſt ſcheu und vorſichtig geworden mit Worten und Werken."

Ich nahm die Flaſche, beſah die darin enthaltene Tinktur, die roth von Farbe und von öligter Beſchaffenheit war, und ſie ihrem Beſitzer wieder zurückgebend, ſagte ich lächelnd: „Ich wünſche Glück. Wann wollen Sie in's feindliche Lager deſertiren, das heißt, wann wollen Sie aufhören ein Mann und ein Student zu ſeyn?" — Die Geſichtszüge des Jünglings verzogen ſich bei dieſer Frage zu einem ſo lebhaften Ausdruck von Furcht und Verlegenheit, daß ich ihn verwundert anſah, nicht wiſſend, wie ich dieſe plötzliche Niedergeſchlagenheit mit ſeinem eben bewieſenen frohen Muth reimen ſollte. Er ließ mich nicht lange über ſeinen Gemüthszuſtand in Ungewißheit. „Ach, mein Herr," ſagte er mit knabenhafter, von Rührung zitternder Stimme, „da berühren Sie gerade eine ſehr ſchmerzliche Stelle. Ich werde ſchwerlich je die Wirkung des Balſams erproben, den ich mit ſo großer Mühe und Gefahr mir gewonnen, denn —"

Er ſtockte, und ich fragte lebhaft: „Nun, was weiter?" — „Denn — ich habe ein Mädchen, das ich liebe, ein ganz allerliebſtes, reizendes Geſchöpf, ein Mädchen — nun, was ſoll ich ſagen! — ein Mädchen, wie es nur einmal aus Gottes Schöpferhänden hervorgeht." — „Urban," ſagte ich, indem ich den hübſchen Knaben anſah, „das Gleiche behauptet jeder Liebhaber." — „Aber nicht mit gleichem Rechte wie ich," erwiderte er raſch. Er ſtockte von Neuem, er hielt das Manuſcript in der Hand, und indem er die vergelbten Blätter rollte und Ohren in ſie einbog, war es, als wolle er das koſtbare Geiſtesprodukt des weiſen Abas-Joſaim einer jammervollen Vernichtung entgegenführen. Endlich warf er das Heft hin und rief: „Wenn ich ſelbſt ein Weib werde, ſo iſt ja Joſaika nicht mehr Joſaika für mich!" — „Sie haben Recht," rief ich. „Das Unglück Abdul-Zaïds muß Sie warnen."

„O nicht das!" erwiderte er raſch. „Mir iſt wenig daran gelegen, zu wiſſen, ob ich heftiger liebe oder Joſaika; weiß ich doch, daß wir jedes auf ſeine Weiſe bis über die Ohren verliebt ſind, und daß uns kein häßlicherer Streich geſpielt werden könnte, als wenn aus Beiden zwei Joſaika's würden, ſo wie es nicht minder toll wäre, wenn zwei Urbane entſtünden." — „So würde ich an Ihrer Stelle," ſagte ich ruhig, „den Balſam ungekoſtet laſſen." — „Beim heiligen Nepomuk!" rief der Jüngling, „ein weiſerer Rath iſt noch nie gehört worden. Ja, ich laſſe den Balſam ſtehen, ich laſſe ihn ruhig ſtehen; er mag meinethalben Wunderbalſam bleiben, ſo lange er will. — Aber," ſezte er hinzu und legte den Finger langſam an die Stirne, „ich hatte mir dieſes Verwandeln ſchon ſo wunderbar, ſo über alle Vorſtellung hinaus ſeltſam und ergötzlich gedacht. Eines Tags, dachte ich, liegſt du da und ſchlummerſt ſachte ein, mit deinen alten Begriffen, Meinungen und Gedanken, die alle noch Sporn und Stiefel tragen und die Reitpeitſche ſchwingen. Plötzlich geht's wie ein goldener Schein hinter deinem Rücken auf; es iſt, als käme die Sonne um Mitternacht zurück, als beſänne ſich der ſtarre Winter und würde noch einmal Sommer und Frühling; es keimte, es triebe etwas in meinem Herzen, ich wüßte es nicht zu nennen, und Niemand wüßte es zu nennen, denn es iſt noch nicht da geweſen, ſo lange die Erde ſteht, und nun ginge die Schönheit wie eine Blume in mir auf."

(Fortſeyung folgt.)

Wer ein Vogel wär'!

Wer ein Vogel wär'!
Wer doch das Fliegen erfände!
Aber es iſt nicht ſchwer,
Die Seele durchbricht die Wände;
Ueber Land und Meer
Reicht Liebe ſich die Hände.

Was ihr ſtill aufſteigt
Beim Wandeln himmliſcher Sterne,
Was der Traum ihr zeigt,
Was die Engel erlauſchen ſo gerne,
Was ſie ſich ſelber verſchweigt —
Weiß Alles der Freund in der Ferne.

C. Reinhold.

Korreſpondenz-Nachrichten.

München, December.

Muſik.

Die Saiſon der Conzerte iſt vorüber; die Weihnachtstage haben Waffenſtillſtand geboten, und wir haben jezt Muße, den Engelschören des heiligen Abends zu lauſchen. Nun liegt zwar München 1500 Fuß über der Meeresfläche, und — ſollte man denken — dem Himmel immerhin nahe genug, um ein paar Akkorde ſeiner Muſik vernehmen zu können. Aber wir genießen von dieſer Wolkennähe nur die naſſen, kalten Stürme, wie ſie ſonſt in jeder andern Schneeregion hauſen. Von der Harmonie der Sphären vernehmen wir nichts. Wozu auch? Wir bewegen uns ja ohnedieß in einer Atmoſphäre, welche durch den endloſen Strom weltlicher und geiſtlicher Muſik, wie er aus Theater und Kirche, aus Odeon und Bierkneipe hervorquillt, in beſtändiger Vibration gehalten wird. — Anerkennung im vollen Maße

verdienten die durch die Mitglieder der Hofkapelle veranſtalteten fünf Conzerte im Saale des Odeons, ſchon um der unverkennbaren Abſicht willen, dem Publikum einen Geſchmack an claſſiſcher Muſik beizubringen. Es fehlte auch nicht an lautem Beifalle. Ob aber dieſe Erſtaſe, in welcher ſich der größere Theil der Zuhörer gefiel, nicht zur Gattung der Seelenaffekte gehört, wie jene des Potsdamer und Frankfurter Publikums bei Anhörung altgriechiſcher und Shakespeareſcher Tragödien? Ich halte dafür, daß unſere Ohren durch Luxusartikel und Pariſer Modewaaren in gleichem Grade verwöhnt ſind, wie unſere Augen. In der Eleganz unſerer Kaufläden und Schaubuden, im Comfort unſerer Zimmer und Boudoirs, im Glanze unſerer Equipagen ꝛc. hat ſich die angewandte Aeſthetik unſerer Tage verkörpert. Mit der Muſik iſt es nicht viel anders. Wir erlebten einen kleinen, aber ſchlagenden Beweis hiefür in den letzten Tagen. Mehrere unſerer Gelehrten und Profeſſoren veranſtalteten eine Reihenfolge populär wiſſenſchaftlicher Vorleſungen im Saale des Muſeums. An einem ſolchen Abende las nun Dr. Schafhäutl, Profeſſor der Geologie an hieſiger Univerſität, eine geiſtreiche Abhandlung über antike Muſik und ihren Uebergang zur modernen. Wir wollen nicht auf eine Analyſe des Vortrags eingehen, welcher durch Stoff und Behandlung gleiches Intereſſe erregte. Nur einen Punkt möchte ich gern hervorheben, da er als Beleg der oben aufgeſtellten Behauptung dient. Je wärmer der Doktor — ein wackerer Prieſter Euterpes — der claſſiſchen Muſik das Wort redete, je eifriger er ſein Anathema über den zweideutigen Geſchmack unſerer Zeit ausſprach, deſto größern Anklang fanden die durch ihn veranſtalteten Epöre aus den Werken moderner Tonſetzer, während die Proben alter, erhabener Muſik mit ziemlicher Gemüthsruhe hingenommen wurden. — Neben der erwähnten hat eine Vorleſung des Prof. Metzger über Architektur und ihre Entwickelungsſtufen, über die drei Lebensſtadien der Baukunſt, welche ſich in Pyramide, Säule und Gewölbe manifeſtirten, ſehr angeſprochen. Der durch Wort und Schrift rühmlich bekannte Meiſter prophezeite uns eine neue Blüthe der Kunſt, welche aus dem Gährungsprozeſſe der Gegenwart ſich losringen werde. Wir legen in edler Reſignation dieſe Hoffnungen als ein Vermächtniß unſerer Tage in die Hände unſerer Nachkommen, da alle Zeichen dahin deuten, daß dieſe gährende Gegenwart uns überleben wird, und der jetzigen Generation das Glück verſagt bleibt, vom ausgegohrenen Weine zu nippen.

Ueber unſere Bühne gingen im Verlaufe dieſes Monats drei Neuigkeiten. „Zaide," eine Oper, von dem Hofmuſikintendanten Freiherrn v. Poißl gedichtet und componirt, und von der Hoftheaterintendanz mit möglichſtem Aufwand ausgeſtattet, ſprach zu uns in bekannten Klängen. Wir müſſen uns mit Andern über die productive Thätigkeit eines ſo hoch betagten Mannes wundern. Der Schwank von J. v. Plötz: „der verwunſchene Prinz," iſt reich an draſtiſch komiſchen Situationen. Aber faſt bin ich der Meinung Platens, daß wir eines Ariſtophanes nicht würdig ſeyen. — Aubers Oper: „des Teufels Antheil," wurde nach langer Zögerung zum erſtenmale gegeben. Einer weitern neuen Erſcheinung ſehen wir mit der Hieherkunft unſeres genialen Landsmanns, des Frankfurter Kapellmeiſters Aloys Schmitt entgegen, welcher, wie das Gerücht geht, die Aufführung eines ſeiner Tonwerke dahier ſelbſt leiten wird. — Das Drama ſchläft den Schlaf des Dornenröschens. Wenn es hie und da aufwacht, iſt es nur, um ein Bischen zu gähnen und ſich auf eine andere Seite zu legen.

(Fortſetzung folgt.)

Von der Wertach, im November 1845.

(Fortſetzung.)

Franz Liszt.

Was aber auf die Münchener einen ganz beſondern Eindruck machte, war der Umſtand, daß der König, deſſen hohe Kunſtliebe ſich ſonſt eben nicht auf die Conzertmuſik ausdehnt, in jedem der Conzerte Franz Liszt's ſeinem Spiel vom Anfang bis zum Ende mit der größten Aufmerkſamkeit zuhörte, auch jedesmal den lebhafteſten Beifall zu erkennen gab, im Odeonſaale ſogar während der Pauſe zum Flügel hinging und den großen Künſtler ſehr huldreich anredete. Das Reſultat dieſes letzten Münchener Conzerts muß, da in Wahrheit ſchon um 10 Uhr Morgens kein einziges Billet mehr zu haben war, für die unglücklichen Deutſchen in Griechenland ſehr erſprießlich geweſen ſeyn. Zwar iſt bis jetzt offiziell nichts darüber bekannt gemacht worden (vermuthlich will man den Erfolg der zu demſelben Zwecke angeordneten allgemeinen Sammlung abwarten); als aber Liszt am andern Morgen zufällig erfuhr, daß die Einnahme 1931 Gulden betragen habe, ſagte er halblaut zu ſeinem Sekretär: „Schicken Sie 19 Gulden hin, um die Summe voll zu machen."

Der Tag der Abreiſe war einmal verſchoben, und ſo ließ ſich Liszt gern bereden, noch einer Einladung zu folgen und den Abend des letzten Oktobers auf ganz eigenthümliche Weiſe in der Künſtlerwelt zu verleben, die gegenwärtig wohl nirgends in größerer Zahl und Bedeutung repräſentirt iſt als in München. Unter den erſten Künſtlern unſerer Zeit waren es beſonders Schwanthaler, Kaulbach und Rottmann, mit welchen Liszt in nähere und dauernde Beziehung trat, weil auch ſie die wahre hohe Künſtlerſeele in ihm erkannten, die für alles Schöne und Erhabene ſich begeiſtert. Das unmittelbare Reſultat der häufigen Beſuche in ihren Ateliers war die Entſtehung zweier herrlichen Porträts. Liszt's intereſſanter Kopf ward lebensgroß im Profil von Kaulbach gezeichnet und von Schwanthaler in Basrelief modellirt. Als aber verlautete, daß Liszt die Abſicht habe, ſich am Rhein anzukaufen und für ſeinen künftigen Sommeraufenthalt ſich eine Burg zu erbauen, wie es Schwanthaler an der Iſar gethan, da gaben Kaulbach und Rottmann ſich und ihm aus freiem Antrieb das Verſprechen, ihm die Wände dieſer Burg mit Frescobildern zu ſchmücken.

Um aber zum Abſchied von München dem genialen Kunſtgenoſſen noch einen äußern Beweis der allgemeinen Anerkennung und Theilnahme zu geben, veranſtaltete man eine außerordentliche Verſammlung der Künſtler und Kunſtfreunde im ſogenannten „Stubenvoll," und die Stuben waren voll, als Abends acht Uhr der Gaſt durch Hrn. v. Gärtner eingeführt ward in dieſe alten Künſtlerhallen von ſo eigenthümlicher Art, wie man ſie außerhalb München vergeblich ſuchen möchte. Ein ſeltſamer Ausdruck malte ſich auf Liszt's lebhaftem Geſichte, als er eintrat in den von Menſchen, Bierkrügen und Tabakspfeifen dicht gefüllten, niedrigen Raum. Die erſte Stube (der Salon) iſt bei etwa dreißig Fuß im Quadrat kaum acht Fuß hoch. Die mit geſchnitztem Holzwerk von den Künſtlern ſelbſt bekleideten Wände, wie auch die Pfeiler, welche die Decke tragen, ſind ringsum gar ſchön verziert mit Statuetten ausgezeichneter Künſtler und mit den Wappen aller Länder, aus welchen die Jünger der Kunſt in Bayerns Hauptſtadt ſich vereinigten, und in einer abgeſonderten Niſche ſteht oben auf einem Schenkbrette eine ganze Reihe ſchöner alterthümlicher Trinkhörner und Bierkrüge, von welchen der größte, ein Geſchenk des Königs, den Namen Ludwig führt.

(Schluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 13.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 15. Januar 1844.

— Optes votumque feras miserabile tecum.
Juvenal.

Der Balſam von Mecca.

(Fortſetzung.)

„Die holde Schwäche," fuhr Urban fort, „das Erbarmen, das ſüße Mitleid, das Lächeln, die kleine Bosheit, das Zankfieber, der allerliebſte Rechthabergeiſt, die mandelſüße Bosheit und all das Getändel und Gewirre, wie es in dem rothen Herzkäſtchen eines Mädchenbuſens liegt, glitzert und durcheinander duftet und ſpielt, käme nun als Beſitzthum zu mir und ich erwachte und wäre Joſeika's Geſpielin, trüge ein Mieder wie ſie, rollte rabenſchwarze Locken wie ſie und ginge mit trippelnden Schrittchen Sonntags zur Kirche wie ſie! O wie wunderſam! Könnte da nicht die Begierde den gläſernen Verſchluß dieſer Phiole ſprengen? Aber nein! Joſeika iſt dann nicht mehr Joſeika, wenn ich nicht mehr Urban bin. Es bleibt dabei, der Balſam wird nicht gebraucht."

„Aber noch immer weiß ich nicht," nahm ich wieder das Wort, „wen ihr im Kabinet fandet. War es vielleicht der Magier Mehmet-al-Zobir in eigener Perſon? Hatte er Jahrhunderte hindurch, eines ächten Magiers würdig, im unterirdiſchen Laboratorium zugebracht und trat euch nun entgegen im weißen faltigen Talar, mit dem goldenen Gürtel, wie wir ihn den jungen Abdul entlaſſend zuletzt geſehen haben?" — „Nicht ganz, verehrter Herr," erwiderte Urban. „Mehmet-al-Zobir ſelbſt ſahen wir nicht, wohl aber einen ſeiner Schüler, den weltbekannten Adepten, den ſogenannten Grafen St. Germain. Aus den Stürmen der franzöſiſchen Revolution hatte er ſich nach Prag gerettet, die magiſchen Wundermittel ſeines großen Meiſters mit ſich führend. Wie wir ihn trafen, war gerade ſeine Zeit um, und er bereitete ſich, in jenen hundertjährigen Schlaf zu ſinken, der ihn neu kräftigen und verjüngen ſollte. Eine günſtige Conſtellation wollte, daß wir erhielten, was wir wünſchten. Der Graf ſelbſt tröpfelte vom geheimnißvollen Balſam ein ziemliches Quantum in eine Flaſche, die der Armenier in Empfang nahm, und von welchem Reichthum er mir nur dieſes Wenige abgab, zum Dank für meine Mühe. Wir verließen die unterirdiſche Kirche wieder, ohne weiter einen Spuk zu erleben. Herzlich froh waren wir, als wir den Sternenhimmel wieder über uns erblickten."

Dieſer Bericht machte eine ungemeine Wirkung auf mich. Ich erkundigte mich auf's Genaueſte nach dem Ausſehen und dem ganzen Weſen des räthſelhaften Grafen, der mich immer, wo ich auch von ihm gehört, lebhaft angezogen hatte. Mein Erzähler befriedigte meine Neugierde, ſo gut er konnte. Er ſagte mir, der Graf ſey in der Hofkleidung Ludwigs XVI. erſchienen, friſirt und gepudert, als käme er eben aus dem Salon, aber ſeine

Kleidung habe einen widrigen Moderduft verbreitet und ſeine Züge ſeyen geſpenſtiſch verzerrt geweſen. Die Unterredung habe nur wenige Sekunden gedauert und hinter den Forteilenden ſey die Thüre der Klauſe mit einem dumpfen, donnerähnlichen Schall zugefallen.

„Aber nun," fuhr der Student lebhaft fort, „nun müſſen Sie mir auch die Freude machen, ſich mein Mädchen anzuſehen. Sie wohnt hier dicht nebenbei, und da ſie mich erwartet, wird ſie wachen. Wir wollen ſie belauſchen. Ich führe Sie die Hintertreppe dieſes Hauſes hinauf, wir ſteigen auf den Boden, kriechen durch etwas, was einer Dachluke ähnlich ſieht, und ſind bald vor Joſeika's Manſardenſtübchen. Nicht wahr, mein Herr, dieſe Reiſe, da Sie ſo gern reiſen, wird Ihnen gerade erwünſcht kommen?"

Ich mußte wohl oder übel einwilligen, und wir traten unſere Wanderung an. Wir gelangten mit ziemlicher Beſchwerde auf den Abſatz des Daches und von hier aus in die Nähe einer Dachwohnung, in deren erhelltes Fenſter wir mit Bequemlichkeit ſchauen konnten. Mein Begleiter, ſich ſelbſt den günſtigſten Standpunkt raubend, hatte nichts Eifrigeres zu thun, als mir den bequemſten Einblick zu verſchaffen, wobei er nicht verfehlte, mit liebenswürdiger Wärme und Leidenſchaftlichkeit den Cicerone zu ſpielen, indem er mich wiederholt verſicherte, alles, was ſich mir in dieſem geheiligten Raume zeigte, ſey im höchſten Grade meiner Beachtung werth. Wirklich fand ich ein reizendes Gemälde, wohl würdig, dem Pinſel eines guten Künſtlers zum Vorwurf zu dienen.

Das Zimmer war klein, aber reinlich und mit zierlicher Nettigkeit aufgeputzt, ungefähr wie man Gretchens Zimmer ſich denkt, bevor Fauſt und ſein unheimlicher Begleiter es durch ihre Gegenwart entweihten. Aber Joſeika war kein Gretchen, ſondern eine ächt böhmiſche Schönheit. Schwarzes Haar floß um ihren Scheitel und dunkel blitzende Augen leuchteten hinter langen Wimpern hervor. Ihr ſchlanker Wuchs war vollkommen geeignet, jede Leidenſchaft auszudrücken. Sie ſtand eben vor dem Spiegel und ſezte einen Männerhut auf ihre dunkeln Locken, zugleich band ſie ein ſchwarzes Halstuch um den Nacken, nachdem ſie zuvor den geſtickten Frauenkragen von den runden Schultern abgeworfen hatte; eine Freundin war ihr bei dieſer Toilette behülflich. Wir hörten beide Mädchen lachend ausrufen: „O wenn wir doch Männer wären! wie hübſch wäre das! Ich würde mich auf's Roß ſchwingen," rief Joſeika, „und ich würde mit dem Säbel in die Feinde hauen!" ſezte die Geſpielin hinzu." — „Da haben wir's!" murmelte Urban; „auch ſie ſind mit ihrem Geſchlecht nicht zufrieden, auch ſie wollen in das unſrige hinüber deſertiren! Das iſt doch toll! Welche Urſache haben dieſe hübſchen Geſchöpfe, mit ihrem Geſchlechte unzufrieden zu ſeyn? Wenn man ſo niedlich iſt und ſo ganz an ſeiner Stelle, ſo ſollte man doch wohl zufrieden ſeyn."

(Schluß folgt.)

Die dramatiſche Poeſie der Chineſen.

(Fortſezung.)

Der Kohlenzirkel, welcher im Jahr 1832 erſchien, iſt das erſte vollſtändig überſezte chineſiſche Drama, und in dieſem Betracht ein wahrhaft Epoche machendes Werk. Und doch, wie viel ließ dieſe Ueberſezung für den gelehrten Ueberſezer ſelbſt noch zu wünſchen übrig! Wir wollen hier ganz davon abſehen, daß alle Verſe und Geſangſtücke in ſchlichter Proſa wiedergegeben und viele Sätze umſchrieben ſind, und nur erwähnen, daß in den Anmerkungen zu dieſer Ueberſezung nicht weniger als ſechs-und-dreißig bis vierzig Stellen mit lobenswerther Offenheit als unrichtig übertragen angegeben und verbeſſert ſind. Ja es wird überdieß geradezu erklärt, daß es bei einigen Sätzen, da ſowohl die einheimiſchen als die europäiſchen Wörterbücher nicht ausreichten, unmöglich war, zu einem ſichern Verſtändniſſe durchzudringen. Ich halte es deßhalb für meine Pflicht, ganz offen zu erklären, daß ich bei der deutſchen Ueberſezung des Sinnreichen Kreiſes, ein Titel, der mir paſſender geſchienen als der Kohlen- oder Kreidezirkel,* nicht bloß im Allgemeinen dem franzöſiſchen Ueberſezer ſehr viel verdanke, ſondern daß ich ohne ſeine großentheils wörtliche Ueberſezung der Geſangſtücke dieſe häufig gar nicht verſtanden hätte. Ja ſelbſt das Original, welches in meiner ſonſt ſo umfaſſenden chineſiſchen Bücherſammlung ſich nicht findet, wäre mir ohne den unter Juliens Leitung zu Paris auf lithographiſche Weiſe beſorgten Abdruck gar nicht zugänglich geweſen. Ich habe mich nun bemüht, um dem deutſchen Leſer zum erſtenmal ein getreues Bild eines chineſiſchen Dramas vor Augen zu führen, die Verſe und Geſangſtücke in gemeſſener Sprache wiederzugeben. Freilich war es unmöglich, das Versmaaß des Originals allenthalben zu beobachten; man hat aber alle willkührlichen Zuſätze oder Abkürzungen, ſo weit dieß dem geringen poetiſchen Talente des Ueberſezers möglich war, vermieden.

Doch bevor wir die Fabel des „ſinnreichen Kreiſes" und einige Scenen deſſelben mittheilen, geben wir zum

---

* Vergl. die Note zum vierten Auftritt des vierten Aufzugs, den wir mittheilen werden.

Verſtändniß derſelben nothwendige Erläuterungen über einige Punkte der chineſiſchen Kultur, denen auch an ſich einiges Intereſſe zukommen mag.

Will in China Jemand eine Klage anbringen, ſo erſcheint er an der Thüre des Gerichtsſaales, wo ſeit undenklichen Zeiten ein Becken oder eine Trommel aufgehängt iſt, die er mit einem Klöpfel berührt. Er erhebt dann die Stimme und ruft: „Ungerechtigkeit! Ungerechtigkeit!“ Der Beamte, von einer Anzahl Gerichtsdiener und Schreiber umgeben, ſizt in ſeiner Amtskleidung hinter einem Tiſche, auf welchem ſich allerlei Schreibmaterialien befinden. Er läßt den Parteien befehlen, einzutreten, und es bringt dann jeder ſeine Anklage und Vertheidigung perſönlich vor, die alsbald zu Protokoll genommen werden. Advokaten kennt man nicht im Reiche der Mitte. Der Richter hört aufmerkſam zu und blickt unter allen Umſtänden ſtreng und gebieteriſch umher. Wird das Geſchrei der Kläger oder Angeklagten zu laut, ſo ſchlägt er mit einem Bambus auf den Tiſch und es erfolgt alsbald das tiefſte Stillſchweigen. Der Kläger, der Beklagte und die Zeugen müſſen ſämmtlich, wenn ſie mit dem Richter ſprechen, niederknieen; nur bei ganz hohen Beamten und ihren Verwandten ſcheint eine Ausnahme ſtatt zu finden. Um Furcht einzuflößen, ſind in der Gerichtsſtube Stöcke, Geigen und verſchiedene Torturinſtrumente aufgeſtellt. Ein Aſſeſſor ſchreibt die Ausſagen der Parteien wie der Zeugen nieder. Der Richter fällt alsbald nach dem Schluſſe des Verhörs das Urtheil, womit dann bei gewöhnlichen, unbedeutenden Gerichtshändeln Alles zu Ende iſt. Wichtigere Streitſachen und Verbrechen müſſen aber in mehreren Inſtanzen behandelt und entſchieden werden; ja es kann jeder, wenn der Richter nicht mit außerordentlichen Vollmachten verſehen iſt, ſelbſt an die Perſon des Kaiſers appelliren.

Es iſt durchaus kein hiſtoriſcher Grund vorhanden, anzunehmen, wie häufig geſchieht, das chineſiſche Volk habe urſprünglich aus hundert Familien oder Stämmen beſtanden. Zu den Zeiten der großen Song-Dynaſtie hat ein Schullehrer alle ihm bekannten Familiennamen ſeiner Landsleute, unter dem Titel: Pe kia ſing, d. h. die Familiennamen des Volkes, zuſammengetragen und dieſes Büchlein von ſeiner Schuljugend auswendig lernen laſſen. Dieſes Büchlein fand ſo großen Beifall, daß es bald von mehreren Lehrern und in der Folge im ganzen Reiche als Schulbuch angenommen wurde. Nun heißt aber Pe kia ſing, wörtlich überſezt, die hundert Familiennamen. Mehrere Miſſionäre und Sinologen wähnten deßhalb, es gebe in der That im chineſiſchen Reiche bloß hundert ſolcher Namen. Sie ſtellten nun, ohne durch irgend eine Angabe eines chineſiſchen Schriftſtellers dazu berechtigt zu ſeyn, die Vermuthung auf, das chineſiſche Volk habe urſprünglich bloß aus hundert Familien beſtanden. Das erwähnte Büchlein enthält aber nicht hundert, ſondern vierhundert acht-und-dreißig einfache und zwei-und-dreißig zuſammengeſezte Familiennamen, ohne daß überdieß der Verfaſſer irgendwo verſichert, er habe hier alle Familiennamen aufgeführt. Es gibt von dieſem Büchlein verſchiedene Ausgaben mit Anmerkungen, worin Grund und Zeit der Entſtehung dieſer Namen angegeben werden, woraus man alſo deutlich erſieht, daß ſie erſt im Laufe der Jahrhunderte ſich gebildet haben. Sie ſind nämlich, wie die Zunamen des herrſchenden Adels im europäiſchen Mittelalter, theils aus den Namen der Länder und Städte, welche der Gründer der Familie in Beſiz hatte — wie dieß bei den meiſten Namen der Dynaſtien der Fall iſt — theils aus zufälligen Begegniſſen und den Eigenſchaften einzelner Perſonen hervorgegangen.

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Von der Wertach, im November 1843.

(Schluß.)

Franz Liszt.

Aus dieſem „Salon“ ſteigt man ein paar Stufen hinan und gelangt nun durch enge Thüren in mehrere kleine Stuben mit weißen Kalkwänden, deren Decken nicht höher wie die der erſten liegen, ſo daß unter den durchlaufenden Balken auch ein kleiner Mann nicht aufrecht ſtehen kann. Man glaubt in einer Reihe von Schiffskajüten zu ſeyn. Alle dieſe Räume ſind ganz mit hölzernen Bänken und ſchmalen Tiſchen beſezt, ſo daß zur Noth wohl ein paar hundert Menſchen Raum finden, und ſo viele waren auch gewiß an jenem Abend darin verſammelt. Aber was für Menſchen! Es war wohl kein Einziger darunter, der nicht durch Talent oder Geiſt vor der gewöhnlichen Menge der gebildeten Welt ſich ausgezeichnet hätte, und bei weitem die Mehrzahl beſtand aus wirklichen Künſtlern. Als Liszt ſeinen Platz eingenommen hatte, ſah er ſich umgeben von den erſten Meiſtern und andern bedeutenden und hochſtehenden Männern (wie Adam, Ainmüller, Daxenberger, Dietz, Eydorf, Förſter, Gärtner, Görres, Heß, Kaulbach, Kunz, Monten, Morgenſtern, Neureuther, Poggi, Ringseis, Rottmann, Schaller, Schnorr, Steinsheim, Simonſen, Taxis, Thierſch, Wagen, Zimmermann ꝛc.). * Noch hatte er ſich von ſeinem Staunen über das Ungewohnte und ihm vielleicht Unbehagliche der ganzen Einrichtung nicht erholt, als einer der Künſtler ſich den „Ludwig“ reichen ließ, dieſen großen Krug mit gutem Bier füllte und ihn dann dem Gaſt zum Willkomm kredenzte. Alsbald ertönte der Salon von lautem Hoch, und als es verhallte, erhob ſich derſelbe Ruf in der nächſten Stube, dann in den folgenden, wie ein immer ſchwächer werdendes Echo, und zulezt auf der Straße; denn der Raum konnte die Theilnehmenden nicht faſſen. Darauf folgte ein trefflich ausgeführter

* Man wolle es dem Schreiber, als einem Fremden, zu Gute halten, wenn dieſe Aufzählung vielleicht nicht genau richtig iſt; ſie genügt jedenfalls, den Charakter der Geſellſchaft zu bezeichnen.

Chorgesang, und nach diesem ein Quartett von vier schönen Männerstimmen, so rein und ausdrucksvoll vorgetragen, daß Liszt offenbar überrascht und erfreut war. Später ward gegessen, was die anstoßende Küche lieferte, dann wieder getrunken und geraucht, und dabei wechselten stets hübsche und passende Gesänge mit geistreichen Trinksprüchen und Reden. Einer der Redner erzählte, wie er am gestrigen Abend, in Folge der (oben näher bezeichneten) Phantasie sich selbst vergessend, im Theater sitzen geblieben wäre, bis Alles still und dunkel war; dann habe er seltsame leise Töne vernommen, die aus dem Biberschen Instrument kamen, worauf Liszt gespielt hatte. Der hübsch gereimte Monolog schloß mit dem Wunsch, daß der Erbauer ihn nun wieder zerschlagen möge, damit derselbe nach solchem Entzücken durch keines Sterblichen Hand entweiht werde. Sehr schön sprachen auch Thiersch, Guido Görres und Liszt selbst über Zweck und Bedeutung der Kunst in allen ihren Zweigen ꝛc. Und gewiß war's Jedem noch zu früh, als die Mitternachtsstunde zur Trennung mahnte. Jetzt vernahm man aus der Ferne einen schwachen Gesang, begleitet von dem taktmäßigen Stampfen eines geregelten Marsches; mit jeder Sekunde wuchs der dröhnende Laut, und aus den Kasäten kamen, Zwei und Zwei neben einander, die Künstler anmarschirt, jeder eine brennende Kerze in der Hand. Alle ohne Ausnahme schlossen sich dem Zuge an, der nach vollendetem Rundgang durch alle Gemächer hinauszog auf die Straße und dem Gast das Geleit gab bis an seine Wohnung; hier ward Spalier gemacht, dem Durchgehenden herzlich Lebewohl gesagt, und als er oben in seinem Zimmer war, noch ein schönes Ständchen gebracht. — Wenn Liszt noch einen solchen Abend verleben will, so wird er wieder nach München kommen müssen, und die Münchener werden sagen: je eher je lieber!

München, December.

(Fortsetzung.)

Malerei. — Gesangvereine.

Wir haben keine Boulevards wie die Pariser, keine Bastei wie die Wiener; aber wir haben ein kleines Surrogat dafür in den Arkaden unseres Hofgartens. Hier ist es uns gegönnt, jeden Sonntag Mittags die Löwen und Löwinnen des Tages zu bewundern. Der kleine Spaziergang endigt mit einem Blick in den Kunstverein, welcher in diesen Stunden den doppelten Zweck hat, zu sehen und sich sehen zu lassen. Die letzten Ausstellungen fielen ziemlich mager aus, und die angekauften Bilder, unter welchen einige ganz vorzügliche sind, haben wenigstens insofern das Interesse verloren, als wir bereits zu lange Gelegenheit hatten sie zu bewundern. — Zwei Genrestücke, im Privatbesitze S. M. des Königs, nahmen unsere Aufmerksamkeit in den jüngsten Tagen am meisten in Anspruch. Der Niederländer Lays führt uns eine Dorfscene vor; das zweite Bildchen, vom Franzosen Poitevin, zeigt eine niederländische Schenke, worin Teniers von dem Wirthe, dem er das Schild für seine Kneipe malt, mit einem Trunke bedient wird. Beide, namentlich das letztere, haben eine unvergleichlich schöne Farbe, wie wir sie in den Werken der hiesigen Künstler selten finden. Unsere orthodoxe Schule, obgleich sie den widersprechenden Lichteffekt des einen und die Fehler in der Zeichnung des andern Bildes nicht mit Unrecht tadelt, kann doch nicht umhin, ihren Werth anzuerkennen. Man hält bei uns die Färbung für eine zu materielle Seite der Kunst und fürchtet sich gewissermaßen, die Composition durch dieselbe zu verdunkeln. Diese Furcht, die Materie möchte den Geist absorbiren, sieht man zuweilen selbst den Schöpfungen unserer größern Künstler an. Dadurch werden aber die hohen Vorzüge einer richtigen Zeichnung, einer geistreichen Auffassung des Vorwurfs, welche sich unsere Schule seit der Leitung eines Cornelius, Heß, Schnorr, Zimmermann u. A. in so hohem Grade zu eigen machte, namentlich im Auslande und bei den Ausstellungen verdunkelt, wo niederländische und französische Bilder concurriren. Wenn in nichts Anderem, so können gewiß in diesem Punkte die Gemälde eines de Biefve und Gallait, welche auf ihrer Wanderung auch unsere Stadt berührten, unsern Kunstjüngern zum Vorbilde dienen.

Einen schmerzlichen Verlust erlitten wir durch den Tod unseres ausgezeichneten Schlachtenmalers Monten. Geboren 1799 zu Düsseldorf, hatte er kaum das vierundvierzigste Jahr erreicht. Den Mangel an klarer, durchsichtiger Färbung, welcher auch seinen Bildern zur Last gelegt wird, haben seine schönen, poetischen Gedanken, die richtigen, edeln Formen und die Harmonie in seinen Gemälden im vollen Maße ersetzt. Wir erinnern nur an jenes schöne Bild, den „Abschied von Polen," welches, wie wenige der neuern Zeit, die ungetheilte Bewunderung erregte. Monten war des Lorbeers würdig, welchen ihm die Münchener Künstler auf sein allzu frühes Grab legten.

Eine freudige Erscheinung ist das Wiederaufleben von Gesangvereinen in unsern Mauern. Seit der hiesige Liederkranz vor beinahe einem Jahrzehent sich aufgelöst hat, schien es, als ob dieses Lebenselement des Deutschthums hier versiegt wäre. Während man von Gesangfesten in den kleinsten Provinzialstädten las, welche unter der freudigsten, uneigennützigsten Theilnahme der Einwohner aller Klassen gefeiert wurden und nicht unbedeutende Opfer veranlaßten, konnten wir es hier, trotz der zu Gebote stehenden Mittel, zu keinem Männerchore bringen. Endlich hat die lang unterdrückte Sangeslust ihrer Fesseln sich entledigt, und blüht nun um so frischer und kräftiger auf, da ihr Winterschlaf so lange gedauert. Ein anspruchsloser Kreis von Künstlern, in deren Mitte ohnehin die Poesie ihre Wohnstätte aufgeschlagen, hat das Verdienst, nach mehrjährigem Interregnum den ersten Sangverein gegründet zu haben. In seinem Wahlspruch:

Kein' Kurzweil so edel sey',
Als Kunst, Sang und Poesey,

hat derselbe seine Gesinnung zu erkennen gegeben. — Ein größerer Sangverein, „die Münchener Liedertafel," besteht seit zwei Jahren unter der Leitung des tüchtigen Componisteurs Kunz, dessen originelle Schöpfungen die musikalische Welt ohnehin kennt. Gleich vortrefflich in der Wahl der vorgetragenen Lieder, wie in deren Ausführung, hat dieser Verein, dessen Productionen in dem schönen Locale des Praters veranstaltet werden, stets ein zahlreiches, gewähltes Auditorium. — Auch die jüngern Bürger und Bürgerssöhne der Stadt haben eine „Bürgersängerzunft" gestiftet, welche durch ein frohes Lied am Abend dem Philistertum des Tages die Wage zu halten strebt. Das ist nun gewiß sehr erquicklich. Wenn Meister Uhland, welcher uns zu einer Zeit heimsuchte, da unser Gesangselement noch im Schlummer lag, wenn er, welcher dahier mit keinem seiner Lieder begrüßt wurde, die man aller Orten sang, nur nicht in München, je wieder durch unsere Mauern zieht, dann soll er vernehmen, wie wir seinem freudigen Zurufe Gehör geben:

„Singe, wem Gesang gegeben!"

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 6.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 14.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 16. Januar 1844.

Chez une nation formaliste et cérémonieuse, le nom commun à tous les individus d'une même famille, le surnom ou nom d'honneur, qui sert à les distinguer les uns des autres, le nom de lait, qu'on reçoit dans son enfance de ses parens, et qu'on ne rappelle jamais qu'en parlant de soi même et par humilite, constituent autant de dénominations particulières, que la politesse ne permet pas d'employer indifféremment et dont les applications varient selon les circonstances.

Abel-Rémusat.

Die dramatiſche Poeſie der Chineſen.

(Fortſetzung.)

Alle Perſonen deſſelben Familiennamens werden nun aber, ſo will es die Sitte oder der Aberglaube dieſes öſtlichen Reichs, als Verwandte betrachtet, und ſo viele Generationen auch eine Familie exiſtirt und ſo ausgebreitet ſie ſeyn mag, ſo dürfen doch Leute deſſelben Familiennamens nicht zuſammen heirathen.

Neben dem Familiennamen bekommt aber jeder Chineſe noch mehrere andere Namen. Einen Monat nach der Geburt des Kindes werden die Verwandten und Freunde des Hauſes zu einem Mahle geladen. Das Kind wird, nachdem ihm der Kopf glatt geſchoren, reinlich gekleidet und gewöhnlich von der Mutter in die Geſellſchaft gebracht. Bekennt ſich die Familie zum Buddhismus, was jezt bei der Mehrzahl des chineſiſchen Volks der Fall iſt, ſo kniet die Mutter vor der Gottheit Kuan-ſin oder dem Bodhiſatwa Awalokiteswara nieder und verrichtet ein Gebet, während der Vater laut den Eigennamen des Kindes ausruft, worauf dann die Gäſte ſich zum Mahle niederſetzen. Dieſer Name heißt Ming. Das Zeichen oder der Charakter, womit Ming geſchrieben wird, iſt aus Mund und Abend zuſammengeſezt, weil man, wie die einheimiſchen Lexikographen es erklären, um eine Perſon des Abends zu erkennen, ſie rufen müſſe. Jemand bei ſeinem Ming zu nennen, iſt aber gegen die Regeln der Höflichkeit; es gebrauchen ihn nur Eltern und Lehrer oder ſehr vertraute Freunde. Aus Beſcheidenheit pflegt man ſich ſelbſt wohl bei ſeinem Eigennamen zu nennen.

In mehreren Provinzen des Reichs iſt es Sitte, daß der Knabe, wenn er zum erſtenmal die Schule beſucht, von ſeinem Lehrer einen Schulnamen erhält. Allgemein ſcheint dieß aber nicht der Fall zu ſeyn; denn es findet ſich hierüber im Sittenſpiegel keine Verordnung. Hat ein Jüngling das zwanzigſte Jahr vollendet, ſo wird wieder ein Feſt angeordnet und dabei demſelben die männliche Kappe aufgeſezt. Der junge Mann erhält bei dieſer Gelegenheit eine Ehrenbenennung, die mit dem Worte Tſe bezeichnet wird. Einer Jungfrau werden, wenn ſie ſich verheirathet, die Haare aufgeflochten und, je nachdem die Familie mehr oder weniger vermögend iſt, mit Nadeln von Holz, von edlem oder unedlem Metalle zuſammengeſteckt, wobei ihr dann ebenfalls eine Ehrenbenennung ertheilt wird. Beide Geſchlechter werden von nun an, wie es im Sittenſpiegel heißt, als vollkommen erwachſene Perſonen betrachtet und im Geſpräche bloß mit der leztern Benennung bezeichnet, welche nicht ſelten aus einem doch gewöhnlicher aus zwei Wörtern beſteht und eine ehrenvolle, rühmliche Bedeutung hat.

Im gemeinen Leben gibt man den Leuten Titel, die unſerem Wohlgeboren, Würden, Esquire u. ſ. w. entſprechen. Kein Kaufherr, kein Gewerbsmann ſezt, ſo will es die Sitte des Landes, ſeinen Namen auf das Schild; ſondern er nimmt zu dieſem Behufe, gleichwie die Ritter im europäiſchen Mittelalter bei den Turnieren und unſere Wirthe, ein willkührliches Zeichen an und wird dann auch nach dieſem Zeichen benannt, wie der Herr vom goldenen Löwen, vom rothen Fuchſen. In meiner chineſiſchen Bücherſammlung findet ſich eine handſchriftliche Liſte der Ehrenbenennungen auf den Schilden der Apotheken, Speiſe- und Theehäuſer, Strumpfwirker, Lichterzieher, Schneider, Schuſter, Paſtetenbäcker, Särgemacher und der vielen andern Gewerbe und Geſchäfte der Kreisſtadt Kanton.

Unter der Dynaſtie Schang ward es Sitte, den Verſtorbenen noch beſondere Titel zu geben. Es wäre, nach der Anſicht der Bewohner des Mittelreichs, gegen alle Ehrerbietung, die Verſtorbenen bei den Namen oder Ehrenbenennungen, welche ſie bei Lebzeiten führten, anzurufen. Man hüter ſich deßhalb, ihre Namen auszuſprechen, und legt ihnen allerlei Titel bei, unter welchen ſie verehrt werden. Dieſe Titel ſelbſt werden nun, da ſie an die Stelle der verſchwiegenen Namen treten, Hoei, d. h. Verborgene, genannt. Unter der Dynaſtie Tſchrou ward dieſe Sitte, wie man aus dem Sittenſpiegel dieſer berühmten Herrſcherfamilie erſieht, zum Geſetze erhoben. Die verſtorbenen Kaiſer erhalten überdieß, neben dem Hoei, noch andere Titel, unter welchen ſie auf den Tafeln in den ihnen geweihten Tempeln, wie in den Reichsannalen aufgeführt ſind. Seit dem Jahr 163 vor unſerer Zeitrechnung bekamen auch die Regierungsjahre der verſchiedenen Herrſcher eigene Ehrenbenennungen, unter welchen die Vorfälle dann in den Reichsannalen aufgezeichnet ſind. In den erſten Zeiten der Monarchie wurden die Herrſcher in den Geſchichtsbüchern und Chroniken, ſo z. B. in dem Bambusbuche, bei ihren eigenen Namen genannt und die Ereigniſſe nach den Regierungsjahren aufgeführt. Man ſagte, in dem erſten, zweiten Jahre des Jao, des Schun und dergleichen. Später wurden ſie bei den Ehrentiteln genannt, welche ſie nach ihrem Tode erhalten hatten. Jezt heißt es in den Geſchichtswerken der Nation, dieſe oder jene Begebenheit ereignete ſich in dem erſten, zweiten, ſechsten Jahre dieſer oder jener Regierungsperiode, glückliche Kriege, tiefer Frieden, Schutz des Himmels, Licht der Vernunft genannt. Dieſe Titel der Regierungsperioden, Hong wu, Kang hi, Kien long, Tao kuang, werden dann in Europa fälſchlich für die Namen der Kaiſer genommen.

Der Chineſe darf nur eine Hauptfrau oder Frau erſten Ranges heirathen, die, ohne ſich vergangen zu haben, weder ihren Rang verlieren noch von dem Manne fortgeſchickt werden kann. Sie kann aber wegen vielerlei und zwar ſehr geringfügiger Urſachen ihres Ranges verluſtig erklärt werden; denn auch Schwatzhaftigkeit wird in dem Geſetzbuche unter den Gründen der Rangentſetzung aufgezählt. Dieſe Hauptfrau wird gewöhnlich ſehr früh von den Eltern des Bräutigams oder von den ältern Gliedern der Familie für die jüngern Verwandten ausgeſucht. Ohne eine genügende, allgemein bekannte Urſache nicht zu heirathen, gilt für eine Schande. Die Männer heirathen gewöhnlich vor dem zwanzigſten, und die Mädchen werden jezt nicht ſelten nach der Vollendung des vierzehnten Jahres ihrem im Voraus beſtimmten Gemahl übergeben. Keine männlichen Erben zu erhalten, gilt für das ärgſte Unglück; deßhalb eilt man ſo ſehr mit Heirathen. Der Bräutigam ſieht erſt dann ſeine Braut, wenn alle Vorbereitungen zur künftigen Verbindung getroffen ſind. Die Verwandten des jungen Mannes achten ſorgſam darauf, daß die Familie der Braut in allen Beziehungen der des Bräutigams ebenbürtig ſey. Jede Verheimlichung irgend eines Gebrechens oder Verbrechens der Familie und der jungen Frau wird, im Verhältniß zum Grade deſſelben, nach den beſtehenden Geſetzen von den öffentlichen Richtern ſtreng beſtraft. Die Braut erhält keine Mitgift; die Eltern oder Verwandten geben ihr bloß einige prächtige Kleider und einen Kopfſchmuck, was zuſammen mit großem Pomp in das Haus des Bräutigams geſendet wird.

Es iſt jedem Ehemann durch das Geſetz und die allgemeine Sitte geſtattet, neben der Frau erſten Ranges noch ſo viele Frauen zweiten Ranges zu heirathen, als ihm beliebt oder er zu ernähren vermag. Ich unterhielt mich in Kanton häufig mit einem Mäller, deſſen erdfarbenes Geſicht und ſtieres, gläſernes Auge den ſtarken Opiumraucher erkennen ließen. Er erzählte mir, er habe ſechs Frauen, finde aber jezt zu ſeinem Leidweſen, daß die europäiſche Sitte beſſer ſey als die des Mittelreichs; er wünſchte gar ſehr nur eine einzige zu haben. Dieſe Frauen zweiten Ranges wählt ſich der Mann in reifern Jahren nach Gutdünken, ohne auf ihre Familie oder ſonſtige Verhältniſſe zu ſehen. Zur Schließung einer ſolchen Heirath bedarf es weniger oder gar keiner Feierlichkeiten; es iſt die Einwilligung der beiden Parteien allein hinreichend. Iſt dieſe erfolgt, ſo werden die Ehen als vollkommen gültig betrachtet und jede Uebertretung der in Betreff der Ehen erſten Ranges vorgeſchriebenen Geſetze wird auch bei denen zweiten Ranges von den Gerichten beſtraft, wenn auch in geringerem Grade. Alle ſolche Frauen zweiter Stufe haben unter ſich gleichen Rang und ſind der Hauptfrau untergeordnet. Es ſoll dieß, nach dem Willen des Geſetzgebers, ein Verhältniß ſeyn, gleichwie das der jüngern Schweſtern zu der ältern.

So auch in Indien. Wasantasena, im indischen Drama Mrichkati, wird von der Frau des Brahmanen Tscharudatta als Schwester aufgenommen. Doch wähne man nicht, daß Eifersucht dem Herzen der Bewohnerinnen des Orients fremd sey; man sieht das Gegentheil in den Dramen, wo das Unheil der Vielweiberei in grellen Zügen geschildert wird. Auch versicherte mir die treffliche Mistreß Morrison in Macao, daß in den chinesischen Familien häufig aus Eifersucht Vergiftungen vorfallen. Die eifersüchtigen Frauen vergiften entweder ihren Mann, wie dieß in dem „sinnreichen Kreis" geschieht, oder ihre Nebenbuhlerinnen. Wenn die Hauptfrau fünfzig Jahre alt ist und keine Kinder hat, so kann der Vater den ältesten Sohn einer der Frauen zweiten Ranges als Erben einsetzen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Balsam von Mecca.

(Schluß.)

„Sie sehen," nahm ich das Wort, „der Kitzel, das Geschlecht zu usurpiren, das nicht das unsrige ist, liegt tief in der menschlichen Natur. Er ist so alt wie das Menschengeschlecht selbst und wird nur mit ihm aussterben. Selbst die Philosophen haben hierüber Untersuchungen angestellt und Plato meint, manche Frauen müßten in einer frühern Existenz junge Männer gewesen seyn, weil sie es nicht lassen könnten, tolle und seltsame Streiche zu begehen, die ihrem Geschlecht völlig unnatürlich seyen. Ein anderer Philosoph sagt von den Männern: Wie kämen wohl Einige unter uns zu gewissen Liebhabereien, zu einem Hange zu weichlichen und kleinlichen Genüssen, zu einem unbegreiflichen Mangel an Muth und Thatkraft, wenn ihnen nicht die unbewußte Erinnerung an eine Existenz anklebte, die sie früher als Weiber verbracht?" — „Das alles ist sehr schön und läßt sich hören," erwiderte Urban zerstreut, indem er fortwährend in das Mansardenstübchen blickte; „aber — ich muß wahrhaftig zu meinem Mädchen hinein, um sie von den albernen Gedanken abzubringen, ein Mann werden zu wollen. Leben Sie wohl, mein Herr; philosophiren Sie nur immer zu; wenn ich wieder herauskomme, finde ich Sie wohl noch hier auf dem Dache."

Er kroch in's Fenster und ich glitt vorsichtig die Dachfläche hinab: Der Morgen war angebrochen und empfindliche Kühle verbreitete sich. Ich kam glücklich in meine Stube zurück, suchte den Schlaf, und dießmal ließ er sich auch finden.

Nach einigen Monaten sah ich unvermuthet Urban wieder. — „Mein Herr," rief er, indem er mich geheimnißvoll bei Seite zog, „ich habe Grund zu vermuthen, daß mit jenem verwünschten Elixir dennoch ein Unglück geschehen ist, ein jammervolles, recht heimtückisches, hinterlistiges Unglück. Hören Sie! meine Joseika ist wie verwandelt, ebenso die meisten Mädchen der Umgegend. Und mit der Teufelei ist es so zugegangen. Plauderhaft, wie ich leider bin, hatte ich etwas vom Balsam und dessen Kräften ausgeschwazt; Joseika gelobte mir, das Geheimniß zu bewahren, aber welches Weib bewahrt wohl ein Geheimniß, und nun gar ein solches! Sie theilte es ihren Freundinnen mit; die Weiber fielen Allem nach über das Fläschchen her und —"

„Und sind sämmtlich in junge Bursche verwandelt?" rief ich. — „Ach nein," erwiderte Urban, „wenn das wäre, so wären sie doch etwas; da aber Alle vom Balsam naschen wollten und nur wenig da war, so erhielt Jede nur ein paar Tropfen, und so sind sie nicht recht Weiber und auch nicht recht Männer, widrige, unleidliche Mittelgeschöpfe geworden, die lächerlich sind, statt liebenswerth. Die Armen gehen nun umher, rauchen Cigarren, kleiden sich halb wie Männer, Einige haben auch stattliche Bärtchen auf der Oberlippe, und, was das Schlimmste ist, sie wollen uns nicht mehr gehorchen, wollen unsere Geschäfte und Aemter an sich reißen, wollen die Ersten und Herrschenden spielen, und dabei fehlt's doch überall, an Kraft, an Muth, an Einsicht; kurz sie sind unausstehlich, und wenn es so bleibt, wird man kein Weib mehr lieben mögen, weil sie nicht mehr ist, was sie seyn soll. Der verwünschte Balsam! hätte ich nie von ihm gehört! Es fehlt wenig, so fallen alle Männer und Jünglinge über mich her, als über den Urheber ihres Mißgeschicks."

Ich fand den armen Urban in der That beklagenswerth. „Sind Sie aber Ihrer Sache auch gewiß?" fragte ich; „vielleicht ist Alles nur Einbildung." — Er zuckte die Achseln, und statt der Antwort zeigte er auf einen Trupp junger Weiber, welche die Straße herauf kamen, Cigarren im Mund, Männerhüte auf dem Kopf und Reitpeitschen in der Hand. Sie zogen an uns vorüber, warfen uns höhnende Blicke zu und verschwanden im Eingange einer Tabagie, aus der ein wilder, tumultuarischer Freiheitsgesang hervortönte. — „O der verwünschte Balsam von Mecca!" riefen jezt Urban und ich zusammen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

München, December.

(Schluß.)

Leutners „Ritter und Bauer.“ — Chriſtabend.

Erlauben Sie nun, nachdem von Malerei und Geſang die Rede geweſen, daß ich auch eines literariſchen Werkes erwähne, welches wir einem unſerer Stadtkinder zu verdanken haben, J. F. Leutner nämlich, der ſich auch in Ihren Blättern manchmal als Mitarbeiter gezeigt und den Leſer in der That ſchon mit mancher hübſchen Geſchichte erfreut hat. Leutner hat voriges Jahr das Tiroler Bauernſpiel erſcheinen laſſen, und wenn ihn nicht ſein eigenes Gefühl ſchon dahin trieb, ſo konnten es ihm die vielen anerkennenden Stimmen ſagen, daß ſeinem Talente vor Allem volksthümliche Zuſtände und die große Natur des ſüddeutſchen Alpenlandes entgegenkommen. Es iſt daher eine lobenswerthe Beſchränkung, die den begabten Erzähler innerhalb des heimiſchen Kreiſes, innerhalb der Berge hält, die er wandernd ſo oft durchmeſſen hat und deren Leben ihm ſo klar aufgegangen iſt. Bei der Wahl der zweiten größern Aufgabe, die er ſich vorgeſetzt, fiel er nun abermals auf einen Stoff, der ihm durch dieſe ſeine Richtung höchlich empfohlen war, nämlich auf eine Geſchichte aus den Zeiten, als Herzog Welf von Altorf, der im Jahr 1147 auf der Burg zu Peitzegau im Lechrain ſeinen Hof hielt, die Kreuzfahrt nach Paläſtina unternahm. Es geht aus Allem hervor, daß dem Verfaſſer in dieſem ſeinem Romane, den er „Ritter und Bauer“ benannte, eine dichteriſche Verherrlichung des Lechrains, jener Gegend, die vom Fuße des Alpengebirges zwiſchen dem Lechſtrom und der Amper herabfällt bis zu den Flächen bei Augsburg, im Sinne gelegen, und man wird ihn um ſo mehr berechtigt halten, dieß gewollt zu haben, als er ſelbſt in dieſen Gegenden, die noch voll ſind von allerlei Angedenken an die ſtolzen Welfen, einen guten Theil ſeiner Jugend zugebracht und ſie, wie nicht leicht ein Anderer, kennen gelernt hat. Er führt uns vor Allem auf die prächtige Burg zu Peitzegau, von der freilich kein Stein mehr auf dem andern ſteht, nach der Veſte zu Dornau, von welcher wenigſtens noch ein alterthümliches Kirchlein übergeblieben, auf das Schloß zu Schwangau, wo damals Hiltebold, der minniglichſte Sänger, lebte, in die ſtillen Mauern des Kloſters zu Steingaden und in die Wälder am Fuße des Peißenberges, wo eine Bauernfamilie zu Hauſe iſt, deren Angehörigen der Poet gewiſſermaßen den einen Theil der Hauptrollen ſeiner Erzählung zugetheilt hat, während der Andere, wie der Titel ſchon vermuthen läßt, den ritterlichen Herrn im Lechrain angefallen iſt. Auch auf das ſtille Eiland im Chiemſee werden wir geleitet und in die Abtei zu Frauenwörth, und dann in die Burg Rotund, die im obern Vintſchgau liegt, und auch dieß ſind Lokalitäten, die dem Verfaſſer in längerem Umgange ihre Heimlichkeiten erſchloſſen haben. Von den Geſtalten, die der Dichter, dieſe ſeine Burgen, ſeine Felder und Wälder zu bevölkern, theils ſelbſt geſchaffen, theils der Geſchichte entnommen und ihr nachconſtruirt hat, ſo wie auch von der Schürzung und Löſung des Fabelknotens wollen wir hier der Kürze wegen nichts erwähnen, ſondern den Leſer auf das Buch ſelbſt verwieſen haben. Doch ſcheint es am Platze hervorzuheben, daß der Erzähler, was nicht bei Allen, die uns bisher Rittergeſchichten erzählten, der Fall geweſen ſeyn dürfte, ſeinem Roman ein mehr als oberflächliches Studium der Geſchichtsquellen jener Zeit, insbeſondere auch des Minnegeſangs unterlegt hat. So ſehr uns übrigens der Gedanke, die Vorzeit des bayriſchen Lechrains mit poetiſchen Geſtalten zu beleben, zuſagt, und ſo ſehr wir mit dem Gang der Fabel zufrieden ſind, ſo können wir doch die Behandlung der Sprache theilweiſe nicht ganz nach unſerem Geſchmacke finden. Es thut ſich beſonders in der erſten Hälfte des aus drei Büchern beſtehenden Werkes ein Streben nach Schönmalerei kund, das eben, weil es ſeinen Zweck zu bitzig verfolgt, oft ganz über dieſen hinausſchießt. Manches Bild, manche Schilderung mag da dem Verfaſſer recht ſchön und klar vor Augen geweſen ſeyn, aber durch die Bemühung, immer mit vollſaftigem Pinſel zu malen, immer ſo viele Farben, als nur Platz haben, neben und über einander aufzuſtreichen, iſt er ſich ſelbſt wieder im Lichte geſtanden. Es fehlt daher in jener erſten Hälfte durchaus nicht an manchem Bombaſt, an mancher unnützen Phraſe, manchem ſüßen Wortklingel, das den Leſer unmündig aufhält und die Lectüre ſo zu ſagen klebrig macht; aber der gute, geſunde Kern des Ganzen verdient es, daß man ſich durch dieſe nicht immer recht lesbaren Partien keineswegs abhalten laſſe, in der Geſchichte weiter vorzudringen, und wer dann über jenen Terminus hinaus iſt, der gewahrt mit Vergnügen, daß der Verfaſſer nunmehr auch in der Darſtellung ſich zu einer einfachern, gefälligern Weiſe hindurchgearbeitet und einen Ton gefunden hat, der dem Stoff angepaßt iſt und den Leſer eben ſo ſehr anzieht, als ihn der frühere abgeſtoßen. Und aus dieſem Grunde glauben wir denn auch, daß der Totaleindruck des Romans nur ein günſtiger ſeyn kann.

Während der drei Tage, welche dem Chriſtabende vorausgehen, herrſcht hier immer ein reges Leben und Treiben auf der ſogenannten „Chriſtkindlsdult“ auf dem Maxplatze. Die Buden, jeden Abend glänzend beleuchtet, entfalten ihre Schätze, ein Kinderparadies, an welchem manches junge Herz ſehnſüchtig und klopfend vorübergeht. Weihnachten iſt wohl das ſchönſte Feſt der Chriſtenheit, und wir Münchener dürfen uns über die Art und Weiſe, wie es jetzt gefeiert wird, um ſo mehr freuen, als hiedurch ein alter Brauch verdrängt wurde, welcher eben nicht ſehr erfreulicher Natur war. Noch iſt es nicht lange her, ſo konnte man die Familien zählen, bei welchen der heilige Chriſt Einkehr hielt. Beim größern Theil der Einwohner, namentlich unter der Bürgerklaſſe, war es der heilige Nikolaus, welcher an dieſem Abende oder am folgenden Morgen Heimſuchung hielt, — in der That eine Heimſuchung für die armen Kinder. Auch das Chriſtkind, welches ſeine Gaben ſtillgeheim und unſichtbar auf den mit weißen Linnen bedeckten Tiſch legt, bringt wohl die und da für den lebhaften Jungen eine Ruthe mit, die jedoch, mit güldenen Kaſtanien und bunten Papierſtreifen geſchmückt, unter dem dunkelgrünen Tannengezweige juſt nicht mit gar grämlichem Geſichte hervorlugt. Aber der heilige Nikolo, wie er genannt wurde, kam in leibhaftiger Geſtalt, unter Geraſſel und Kettengeklirr, mit einer häßlichen Larve, drohte und polterte, und manches Mädchen, welches vom böſen Gewiſſen etwas gerückt wurde, erkrankte in der bloßen Erwartung dieſer unfreundlichen Erſcheinung. Dieſes Ueberbleibſel aus der Daumſchraubenzeit iſt nun doch einmal aus der langen Reihe unſerer Gebräuche und Mißbräuche verſchwunden.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 15.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 17. Januar 1844.

Rerum natura sacra sua non simul tradit. Illa arcana non promiscue nec omnibus potenti reducta et in interiore sacrario clausa sunt. Ex quibus aliud hæc ætas, aliud quæ post nos subibit, dispiciet.

Seneca.

Neueres aus dem Gebiete der Naturwiſſenſchaft.

Jede neue Thatſache, jede neue Beobachtung, welche verſpricht, auf noch wenig verſtandene Naturerſcheinungen einiges Licht zu werfen und namentlich unſere Einſicht in den Zuſammenhang allgemeiner terreſtriſcher Phänomene zu erweitern, nimmt das Intereſſe auf's Lebhafteſte in Anſpruch und ſpornt die Naturforſcher zu neuen Unterſuchungen an. — Kein unſerem Wohnplatze angehöriges Schauſpiel iſt aber ſo großartig, keines wirkt gewaltiger auf Aug und Ohr, und keines zieht daher auch die allgemeine Aufmerkſamkeit in höherem Grade auf ſich, als das Gewitter. Und doch gehört dieſe Erſcheinung noch zu den größten Räthſeln der Natur, die wahre Urſache derſelben iſt noch ſo gut wie gänzlich verborgen und alle Bemühungen der ſcharfſinnigſten Naturforſcher, das Geheimniß zu enthüllen, haben noch wenig Erfolg gehabt.

Seit Franklin und andere kühne Forſcher Blitze aus den Wolken gezogen, wiſſen wir allerdings mit Gewißheit, daß das Gewitter eine elektriſche Erſcheinung in großem Maßſtabe iſt. Aber wie die Wolken elektriſirt werden, auf welche Weiſe in der Atmoſphäre die Erregung der Elektricität ſtattfindet, wie alſo ein Gewitter zu Stande kommt, das wiſſen wir noch nicht, wie viel auch über dieſen Gegenſtand in phyſikaliſchen Lehr- und Wörterbüchern geſagt ſeyn mag und welcher Scharfſinn auch zum Behufe der Löſung des Problems aufgewendet worden iſt.

Ein Hauptgrund, weßhalb uns das fragliche Phänomen bisher ſo unverſtändlich geblieben iſt und auch noch lange bleiben dürfte, liegt in der tiefen Unwiſſenheit, in welcher wir uns noch hinſichtlich der Natur derjenigen Thätigkeit befinden, die man eben mit dem Worte „Elektricität" bezeichnet. — Die Anſicht, nach welcher in allen Körpern eine oder zwei gewichtloſe Flüſſigkeiten ſtecken, ungefähr ſo, wie Waſſer in einem naſſen Schwamm, die Vorſtellung, daß die elektriſchen Erſcheinungen in den Materien auftreten, wenn die in denſelben eingeſchloſſenen Fluida durch chemiſche oder mechaniſche Operation ſo zu ſagen herausgepreßt werden, hier ſich anhäufen, dort ſich vermindern; die Anſicht ferner, nach welcher die freigemachten elektriſchen Flüſſigkeiten durch gewiſſe Körper hindurchgehen, wie etwa Waſſer durch Röhren ſtrömt, iſt zwar noch ſehr verbreitet, wird noch von mehr als einem Katheder herab gelehrt und in den meiſten phyſikaliſchen Lehrbüchern umſtändlich auseinandergeſetzt; es entſpricht aber dieſe grobe Hypotheſe keineswegs mehr dem jetzigen Stande der Wiſſenſchaft. Sie hat aufgehört,

zur Erklärung elektrischer Erscheinungen zu taugen und wird von Vielen in der That nur noch der Bequemlichkeit halber gebraucht.

Da wir elektrische Thätigkeiten nie unabhängig von der Materie wahrnehmen, da mit andern Worten die elektrischen Phänomene immer nur an gewichtigen Körpern auftreten und in dieser Beziehung wesentlich von den optischen und auch von den Farbenerscheinungen sich unterscheiden, welche bekanntlich auch in materieleeren Räumen Platz greifen können, wovon uns die Verbreitung der Wärme- und Lichtstrahlen durch den Himmelsraum das auffallendste Beispiel liefert, so muß schon diese einzige Thatsache uns vermuthen lassen, daß das, was man Elektricität nennt, ein eigenthümlicher Zustand der Materie und eben so wenig ein gewichtloser Stoff von besonderer Art ist, als z. B. der Schall.

Um dieß im Vorbeigehen hervorzuheben, sind die Bedingungen, unter welchen akustische Erscheinungen stattfinden, im Allgemeinen wenigstens die gleichen, welche zur Erregung der elektrischen Phänomene zusammenwirken müssen. Jene wie diese sind nämlich da unmöglich, wo sich kein gewichtiger Körper vorfindet. Der innige Zusammenhang, welcher zwischen den akustischen Erscheinungen und der Materie besteht, ist längst erkannt worden und es ist daher auch nie einem Physiker eingefallen, diese Phänomene durch die Annahme einer eigenthümlichen gewichtlosen Substanz erklären zu wollen. — Seit Jahrtausenden weiß und sagt die gelehrte wie die profane Welt, daß der Schall von einem gewissen Bewegungszustande der Körper herrührt, und die Leute gelangten zu dieser Einsicht durch die Wahrnehmung der ganz einfachen Thatsache, daß Schall und Körper unzertrennlich sind. Da es nun, wie schon bemerkt, sich mit den elektrischen Erscheinungen nicht anders verhält und ihr Auftreten durchaus an das Vorhandenseyn von einem Etwas geknüpft ist, das der Schwere gehorcht oder Materialität besitzt, so wird die Vermuthung, daß die Elektricität kein Ding an sich, sondern nur ein Zustand der Materie sey, keine gewagte genannt werden können. Zu einer gleichen Ansicht über die Natur der Elektricität führen auch die von Faraday erhaltenen Resultate, nach welchen das genannte Agens keineswegs, wie z. B. die Schwere, in die Ferne wirkt, sondern die elektrischen Thätigkeiten immer nur zwischen materiellen Theilchen stattfinden, welche in unmittelbarer Berührung mit einander stehen. — Noch gibt es andere Thatsachen, die eben so stark gegen die alte Hypothese, als zu Gunsten der Richtigkeit der eben erwähnten Ansicht sprechen; es ist aber hier der Ort nicht, in eine nähere Erörterung derselben einzugehen.

Man sieht leicht ein, daß die neue Art, die elektrischen Erscheinungen zu betrachten, nicht verfehlen kann, auf die künftigen Forschungen der Physiker in diesem Gebiete bedeutenden Einfluß zu üben und somit auch zu einer Aufhellung des immer noch so dunkeln Phänomens des Gewitters zu führen. Zunächst ist es natürlich für die Wissenschaft von der größten Wichtigkeit, die Umstände und Bedingungen auf's Genaueste kennen zu lernen, unter welchen in den Materien der elektrische Zustand hervorgerufen wird. Man kann nicht umhin, anzuerkennen, daß in dieser Beziehung von den Physikern schon Bedeutendes geleistet worden ist, daß auf diesem Gebiete der Naturforschung namentlich in den neuesten Zeiten Entdeckungen von der größten Wichtigkeit und der außerordentlichsten Art gemacht worden sind. Auch ist es den Physikern gelungen, aus mannigfaltigen Versuchen und Beobachtungen den allgemeinen Erfahrungssatz abzuleiten, daß eine elektrische Erregung der Körper dann stattfindet, wenn im Zusammenhangszustande derselben eine Veränderung bewerkstelligt wird. — Die Erregung der Elektricität durch Reiben, durch Druck, durch Spaltung oder mechanische Zertheilung, durch Erwärmung, durch Chemismus u. s. w. läßt sich in der That ziemlich leicht darauf zurückführen, daß damit immer die kleinsten Theile der Körper in andere Verhältnisse gebracht worden sind.

(Fortsetzung folgt.)

Die dramatische Poesie der Chinesen.

(Fortsetzung.)

Stirbt der Familienvater, ohne seinen lezten Willen zu erklären, so ist, wenn die Hauptfrau kein Kind hat, der einzige Sohn einer Frau zweiten Ranges der rechtmäßige Erbe. Welche Ansprüche die Wittwen, namentlich die kinderlosen haben, und auf welche Weise das Gesetz für sie gesorgt hat, ist nicht klar. Es heißt blos an einer Stelle des Gesetzbuches, kinderlose Weiber bleiben nach dem Tode ihrer Männer in dem Besitze des Vermögens; sie sollen sich aber alsbald mit den nächsten Verwandten oder Erben des Mannes verständigen.

Die Beamtenhierarchie des Mittelreichs, welche im Laufe der Zeit vielfache Veränderungen erfahren hat, enthält jezt und schon seit langer Zeit neun Ordnungen, von denen jede wiederum zwei Rangstufen umfaßt, also im Ganzen achtzehn Classen, nach welchen die zahlreichen öffentlichen Civil- und Militärdiener des chinesischen Reichs (in China selbst Kuan, in Europa gemeinhin mit dem indischen Worte Mantri, welches Rath oder

Rathsherr bedeutet, Mandarine genannt) abgeſtuft ſind. Aber man bemerke, daß nicht alle Staatsbeamten in dieſen achtzehn Rangclaſſen eingereiht ſind. Es gibt deren eine große Anzahl außer dem Status, welche in der techniſchen Sprache der chineſiſchen Adminiſtration „die noch nicht Eingetragenen“ heißen.

Alle Beamten, ihre Frauen erſten Ranges, ihre Eltern und Großeltern, ob ſie beim Leben oder geſtorben ſind, führen, ſelbſt wenn nur im gewöhnlichen Leben von ihnen die Rede iſt, eigene, vom Staate ihnen verliehene Titulaturen. Die Aemter bilden zwar die Grundlage, auf welcher die verſchiedenen Rangſtufen aufgebaut ſind; aber das Amt ſelbſt hängt keineswegs nothwendig mit dem Range des damit bekleideten Beamten zuſammen. Iſt der Kaiſer mit einem ſeiner Diener zufrieden, ſo erhöht er ihn im Range; im Gegentheil wird er erniedrigt, ohne daß darum im Dienſtverhältniſſe deſſelben irgend eine Aenderung vorgeht. Man vergleiche nur den Anfang des vierten Aufzugs im „ſinnreichen Kreiſe,“ wo Pao tſching erzählt, wie er von Seiner Majeſtät geehrt und erhöht wurde; ſein Amt iſt deſſen ungeachtet daſſelbe geblieben.

Auch kann der Titel und Rang eines Beamten, wie in den meiſten europäiſchen Staaten der Adel, für Geld erkauft werden. Solche titulirte Perſonen bleiben aber, bis ſie durch eine öffentliche Prüfung Proben ihrer Talente und Kenntniſſe abgelegt haben, von allen wirklichen Staatsſtellen ausgeſchloſſen. Es iſt durchaus ungegründet, was mehrere engliſche Kaufleute zu Kanton in ihrer Bittſchrift an das engliſche Parlament vom 24. December 1830 behaupten, daß jeder Beamte des Mittelreichs ſeine Stelle kaufen müſſe. Es ward hier aus Abſicht oder Unkunde das wirkliche Amt mit dem Range oder dem Titel, den man für's Geld haben kann, verwechſelt. Deſſen ungeachtet iſt nicht zu leugnen, daß zu allen Zeiten und noch heutigen Tags viele unkundige und ſchlechte Richter und Beamte, wie uns im „ſinnreichen Kreiſe“ Su ſchun geſchildert wird, im Mittelreiche gefunden werden.

Sicherlich gibt es aber auch eine Menge ausgezeichneter Staatsmänner, welche, wie Pao tſching in unſerem Drama, und Lin, der kaiſerliche Bevollmächtigte zu Kanton im Jahr 1839, der unerbittliche Vernichter des Opiums, bloß das Wohl des Reichs und des Volks im Auge haben. Ueber dieſen allen ragt der Kaiſer hervor, als das Muſterbild jeglicher Vortrefflichkeit. Bei ihm findet jede Tugend ihre Belohnung und jede Ungerechtigkeit ihre Strafe. Er iſt es, den die Romanſchreiber und dramatiſchen Dichter des Mittelreichs ſo häufig wie eine göttliche Erſcheinung einführen, damit er die Wirren und Unebenheiten des Lebens nach eigenem Gutdünken, nach eigener Machtvollkommenheit ausgleiche. Bei dem Allen iſt es durchaus ungegründet zu behaupten, wie dieß gemeinhin geſchieht, die chineſiſche Staatsform ſey eine rein deſpotiſche, und der Himmelsſohn ein nach Willkühr und Laune herrſchender Monarch. Dem iſt keineswegs ſo. Wir Europäer, Zöglinge der Griechen, irren nicht ſelten gröblich in der Beurtheilung orientaliſcher Zuſtände, indem wir Alles nach unſern Begriffen und Anſichten abmeſſen und in unſern eingelernten Kategorienkreis zu zwängen ſuchen.

China iſt ſo weit von der deſpotiſchen Regierungsweiſe entfernt, daß wir ſeine Staatsform im Gegentheil eine väterliche Herrſchaft nennen möchten. Dem Prinzipe nach herrſcht zwiſchen Volk und Gebieter durchaus daſſelbe Verhältniß, wie zwiſchen Vater und Sohn. Die Pietät iſt das Fundament, worauf das ganze Staats- und bürgerliche Leben der Völker des chineſiſchen Kulturſyſtems auferbaut wurde, und das auch in den höchſten, wie in den niedrigſten Verhältniſſen des bürgerlichen Lebens durchſchimmert. Als der Sohn des Himmels hat der Herrſcher den Auftrag, die Gebote ſeines Vaters da oben hienieden auf Erden zu vollziehen; dem Volk ward aber die Pflicht, dieſem Sohne des Himmels zu gehorchen, wie erwachſene Kinder ihrem Vater. Schon aus dieſem Prinzip folgt, daß der Herrſcher kein nach Laune und Willkühr gebietender Deſpot iſt. Er ward ja nicht ſeiner ſelbſt wegen herabgeſandt vom Vater, ſondern vielmehr der Menſchheit hingeſezt als Muſterbild der Sitte, als Thorwart der Gerechtigkeit. Der Monarch China's iſt demnach ein durch Sitte und Geſetz ſehr beſchränkter Monarch. Es iſt ſeine Pflicht, das Volk in Tugend und Gerechtigkeit zu erziehen und zu regieren, zu ernähren und zu beſchützen. Er bedenke, daß die Beſchlüſſe des Himmels, wie in allen Dingen, ſo auch in der Ertheilung der Herrſchaft nicht unwiderruflich ſind, daß ſie es nur dann werden, wenn er die Befehle des erhabenen Gebieters vollzieht, wenn er nämlich als Fürſt wandelt auf dem Wege der Tugend und Gerechtigkeit, wie ihm geboten. Dieſe Grundſätze der Staatsweisheit werden in einer, unter der Autorität des berühmteſten Kaiſers der jezt in China regierenden Mandſchu-Dynaſtie erſchienenen Encyklopädie ausdrücklich vorgetragen. „Der Herrſcher,“ heißt es, „ward des Reiches wegen eingeſezt, das Reich iſt aber nicht des Herrſchers wegen vorhanden. Das Volk kann ſeiner wohl entbehren, er aber nicht des Volkes. Das Waſſer bleibt immer Waſſer, wenn auch kein Fiſch ſich in ihm bewegt; der Fiſch ſtirbt aber ohne Waſſer. Der Fürſt iſt das Schiff, die Maſſe des Volks iſt das Waſſer. Das Schiff kann glücklich durch das Waſſer ſegeln und kann auch leichtlich von den ſtürmenden Wogen verſchlungen werden.“ Wer hätte wohl ſolche volksthümliche Anſichten von China her erwartet?

Diese Andeutungen mögen genügen zum Verständniß der Scenen, welche wir nächstens mitzutheilen gedenken.

(Schluß des zweiten Artikels.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, December.

Die Studenten. — Rellstabs Sickingen.

Studenten sind Studenten, aber die von heut sind weder die Philisterfresser des vorigen Jahrhunderts, noch die löwenmähnigen deutschen Puristen von vor zwanzig Jahren. Daß sie, ob in der Wissenschaft, in der Erkenntniß oder der Sitte, fortgeschritten, scheint aber gerade ihrem Muthwillen einen bedenklichen Anstrich gegeben zu haben. Ihr separater Lesevereln, der ihnen zuerst erlaubt worden, wurde ihnen nachher verboten, weil sie Gefährliches lesen und nachreden könnten. Vor dem Nachreden ist man jezt mehr besorgt als vor dem Vorreden. Sie versammelten sich nun in Bierstuben, die Jedermann offen stehen, und sangen und lachten. Sie lachten über Mancherlei, worüber man nicht lachen soll. Ich würde eine Prämie dafür aussezen, wenn junge Leute jezt lachen und lustig sind. Sie sollen Mancherlei geredet haben, was sich nicht schickt. Das thun auch wohl ältere Leute. Es mag gekräult haben, zumal da Spott und Ironie mit unterlief; aber es ist eine alte traurige Wahrheit, daß junge Leute, wenn sie merken, daß Aeltere sich ängstigen, ihrem Muthwillen erst recht Zaum und Zügel schießen lassen. Deßgleichen ist eine Wahrheit, daß, wenn man nicht darauf Acht gibt, der ungehemmte Muthwille sich bald verflüchtigt. Thatsache ist, daß die Polizei einige Abende hindurch die Versammlungen der Studenten beobachtete und mehrere der Theilnehmer verhaftet und in Droschken in das Gefängniß gebracht hat, daß aber dabei weder eine Widersezlichkeit noch Worte vorfielen, die man nach irgend einem Gesezbuch als Vergehen stempeln kann. So konnte natürlich von keinem Justizverfahren die Rede seyn. Wie einige der Studenten disciplinarisch bestraft worden sind, lasen Sie in den Zeitungen. Einige Nichtstudenten, die nicht in Berlin zu Hause sind, wurden aus der Stadt gewiesen. Wie das große Publikum die Sache ansieht, bedarf wohl keiner Erwähnung. In den Zeitungen wurde offiziell bekannt gemacht, daß man nicht die Zusammenkünfte der Studenten unter sich gemißbilligt, sondern nur ihr Zusammenhalten mit einigen Nichtstudenten, welche ihre mit den gegenwärtigen Verhältnissen unzufriedene Stimmung auch auf die studirende Jugend überzutragen beflissen wären. — Was aber aus der ganzen Geschichte werden soll? Vorläufig ist daraus ein Studentenconzert und Ball geworden, und kein Fackelzug. Jenes und jener wurden von mehreren Studenten den Professoren gegeben aus nicht bekannten Ursachen, dieser ward Boeckh nicht gebracht aus den bekannten Ursachen. Mit einigen Geigenstrichen, mit einigen Walzern war alle Disharmonie ausgeglichen. — Ein trauriger Vorfall berührt auch die Studentenwelt. Ein junger Studirender kam Nachts aus einem Bierhause, das die Polizei noch nicht geschlossen hatte. Es muß dort mehr getrunken worden seyn, als gesredet. Er blieb mehrere Tage, aller Nachforschungen ungeachtet, verschwunden, bis seine unglücklichen Eltern die Gewißheit erhielten, daß er, von der Brücke über einen Spreearm gestürzt, im Wasser sein Ende gefunden.

Von Rellstab wurde ein fünfaktiges Trauerspiel: „Franz von Sickingen," gegeben. Es hatte nur eben den Erfolg, welchen man succès d'estime nennt, und konnte füglich keinen andern haben, da es zu sehr die Jugendarbeit eines Schriftstellers verräth, der sich seitdem als Kritiker und als Schriftsteller in körnigeren Produktionen bewährt hat. Irre ich nicht, so existirte es schon vor mehr als 15 Jahren, wo Herr v. Holtei es einst in seinen dramatischen Vorlesungen vortrug. Schriftsteller, die schon einen Namen sich erworben, sollten vorsichtig mit den Palingenesien ihrer Jugendarbeiten zu Werke gehen. Indessen hat sich das Stück bei der zweiten Darstellung durch einige Abkürzungen von Klippen befreit, an welchen es das erstemal beinahe gescheitert wäre. Es ist immer interessant, große Momente aus der vaterländischen Geschichte auf der Bühne dargestellt zu sehen, wenn auch die Dichtung nichts hinzugethan hat. Nur darf sie die Wahrheit nicht entstellen. Das ist bei dem Rellstabschen Sickingen nicht der Fall; es ist ein Tableau wirklicher Vorfälle, die an und für sich so bedeutend sind und so große Fragen in sich schließen, daß sie in der schlichtesten Darstellung immer anregen müssen. Ein großer Fehler des Stückes bleibt aber auch so die zu bürgerlich gemüthliche Auffassung des Hauptcharakters. Sickingen war ein anderer Mann als Götz von Berlichingen, ein Ritter, der vom Sporn bis zum Helmkamm der großen Geschichte angehört. Diese, wie sich von selbst versteht, hat der Verfasser freilich auch vorgeführt, aber Sickingen und seine Familie viel zu sehr in ihrer Häuslichkeit dargestellt. Ein deutscher Ritter, der 20.000 und mehr Soldaten unter seinem Befehl hatte, der Fürsten mit Krieg überzog, mit Kaisern und Königen Verträge schloß, ein deutscher Freier, in dessen Hand einst das Schicksal des Gesammtvaterlandes lag, als er die zwischen Franz I. und Karl V. schwankenden Wahlfürsten in Frankfurt zwang, der Stimme des Vaterlandes Gehör zu geben, ein so geschickter Diplomat, der die verwickeltsten Unterhandlungen pflog, ja ein Edelmann von solchem Ansehen, daß es gar keine Unmöglichkeit gewesen wäre, und einzelne seiner Freunde daran dachten, auf sein eigenes Haupt die deutsche Kaiserkrone zu sezen, ein solcher Mann durfte von der Dichtung nicht so dargestellt werden, daß das mit der Geschichte weniger vertraute Publikum ihn nur für einen gemüthlichen Raubritter halten konnte. Sickingen war der Mann einer neuen Zeit, die er aber nur halb begriff und deßhalb unterging. Das ist eine ungeheure, tragische Aufgabe, die aber die volle Kraft eines gewiegten Dramatikers erfordert und durch eine Jünglingsbehandlung nicht gelöst wird, der man das Vorbild des Goetheschen Götz anmerkt, welcher, trotz allem Freiheitsgefühl, doch nur eine ehrbare Figur aus der vergangenen Zeit war. Der Verfasser hat sich selbst dadurch geschadet, daß er Sickingens ganzen Lebenslauf dramatisirte, von der Wormser Fehde an, welche mit unnützem Beiwerk die beiden ersten Akte ganz füllt. Die Aufgabe des zu Entwickelnden war noch übergroß, wenn er ihn in seiner vollen Macht und Herrlichkeit als Kaisermacher im ersten Akt dargestellt hätte. Auch die theatralische Ausstattung war, trotz der neuen Dekoration des Heidelberger Schlosses, nicht der Würde des Gegenstandes angemessen.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 2.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 2.

Mittwoch, 17. Januar 1844.

[5] In Unterzeichnetem wird demnächst erscheinen:

Wörterbuch der Mnemotechnik,

von

Carl Otto Reventlow,

Candidaten der Philologie.

Schrift, Format und Papier wie des Verfassers „Lehrbuch der Mnemotechnik."

Nach der vom Verfasser in seinem Lehrbuch der Mnemotechnik aufgestellten Theorie, werden die bis in die neueste Zeit fortgepflanzten materialen Ansichten der scholastischen Philosophen von der Natur des Gedächtnisses und dessen Funktionen gänzlich verworfen, und das Gedächtniss nicht als besonderes Geistesvermögen, sondern als eine blosse Form des Denkens betrachtet. — Der vergleichende Verstand, der Scharfsinn, der Witz u. s. w. sind die Hebel, die hier beim Behalten in Contribution gesetzt werden. An der Stelle der todten, mechanischen, auf bloss äusserer Anschauung beruhenden Gedächtnissoperationen, tritt das lebendige, allein durch die Reflexion vermittelte Auffassen, so dass die Gedächtnissübungen in Denkübungen verwandelt werden. — Dass das Princip dieser Theorie in seiner Anwendung zu Resultaten zu führen vermag, welche, mit denen verglichen, die auf gewöhnlichem Wege erzielt werden, unglaublich scheinen, dafür hat der Verfasser bereits die unwiderleglichsten Beweise geliefert. — Das gegenwärtige Wörterbuch aber wird die Uebertragbarkeit und die schnelle praktische Anwendung des Verfahrens dergestalt fördern, dass selbst die übertriebensten Erwartungen werden übertroffen werden. — Denn durch Hülfe dieses Wörterbuchs wird man z. B. im Stande seyn, wenn die Substitutionen gesucht sind, in Zeit von einem Tage sich Tausend chronologische Daten anzueignen. Und statt dass ein solches Studium die Kraft und Energie des Geistes schwäche, trägt es vielmehr dazu bei die Volubilität aller Geistesvermögen auf eine auffallende Weise zu steigern. (Cfr. Preussische Staatszeitung 11. Nov. 1843.)

Das Wörterbuch enthält ungefähr 120,000 numerische Substitutionen.

Stuttgart und Tübingen, Jan. 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Vierteljahrs-Schrift 1844. 1stes Heft.

[40] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Das 1ste Heft der deutschen

Vierteljahrs-Schrift

für 1844.

Januar — März.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften 12 fl. oder 7 Rthlr. 8 gGr.

Inhalt:

Die Vertheidigung von Süddeutschland gegen die Franzosen, mit Zuziehung der Eisenbahnen unter Berücksichtigung der verschiedenen Spurweite. (Eine strategische Skizze.) — Die Formen der Vertretung in den evangelischen Landeskirchen Deutschlands mit dem Wider und Für. — Aus den Briefen eines nachgebornen Prinzen. Zweite Abtheilung. — Vom Civilstaatsdienste. Betrachtungen über einige Verhältnisse desselben nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Gesetzgebung und der Doctrin. — Bruder- und Schwesterhäuser. — Die Argumentation Hannovers gegen die Theilnahme am Zollverein. — Einführung der Schwurgerichte in Schleswig und Holstein. — Deutschlands nordwestliches Gränzgebiet, insonders das Großherzogthum Luxemburg und das Herzogthum Limburg. — Stehen und Gehen. — Der projectirte Canal von Suez. — Kunst und Tracht. — Kurze Notizen.

Stuttgart und Tübingen, Jan. 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[630]

Verkauf von einzelnen Schriften
aus
J. G. von Herder's sämmtlichen Werken

in Octav auf Druckpapier. Preis eines jeden Bandes 48 kr. oder 12 gGr.

Von J. G. von Herder's sämmtlichen Werken in Octav besitzen wir noch Vorrath von einzelnen Schriften aus den 3 Abtheilungen: **Religion und Theologie, Literatur und Kunst** und **Philosophie und Geschichte**, welche die vielen Verehrer des Verfassers, zu einem äußerst billigen Preis von 48 kr. rhein. oder 12 gGr. per Band, durch alle Sortiments-Buchhandlungen beziehen können.

Diese Schriften sind folgende: Aelteste Urkunde des Menschengeschlechts. 2 Bände. — Drei Abhandlungen: I. Salomon's hohes Lied. II. Ueber den Inhalt, die Art und den Zweck dieses Buchs in der Bibel. III. Von Uebersetzungen desselben, insonderheit Einer in alten Minneliedern. — Zwei Abhandlungen: I. Erläuterungen zum neuen Testament aus einer neueröffneten morgenländischen Quelle. II. Briefe zweener Brüder Jesu in unserm Kanon. — Briefe über das Studium der Theologie. 2 Thle. — Christliche Schriften. 2 Bände. — Dramatische Stücke und Dichtungen. — Abhandlungen und Briefe über schöne Literatur und Kunst. — Stimmen der Völker in Liedern. — Blumenlese aus morgenländischen Dichtern. — Schriften zur griechischen Literatur. — Zwei Abhandlungen: I. Zur römischen Literatur. II. Antiquarische Aufsätze. — Früchte aus den sogenannten goldenen Zeiten des 18ten Jahrhunderts. — Nachlese zur schönen Literatur und Kunst. — Terpsichore. — Postscenien zur Geschichte der Menschheit. — Seele und Gott. — Adrastea, Begebenheiten und Charaktere des 18ten Jahrhunderts und Briefe zur Beförderung der Humanität. 3 Bde. — Sophron, gesammelte Schulreden. — Nachlese historischer Schriften. — Kalligone. — Erinnerungen aus dem Leben Joh. Gottfr. von Herders. 2 Thle.

Außerdem sind noch zu haben:

J. G. von Herder's sämmtliche Werke in Taschen-Format. 60 Bändchen. Preis 24 fl. oder 14 Rthlr.

Ebendieselbe einzeln:

I. Religion und Theologie. 18 Bdchn. Preis 7 fl. 12 kr. oder 4 Rthlr. 6 gGr.
II. Literatur und Kunst. 20 Bdchn. Preis 8 fl. oder 4 Rthlr. 18 gGr.
III. Philosophie und Geschichte. 22 Bdchn. Preis 8 fl. 48 kr. oder 5 Rthlr. 6 gGr.

Einzelne Bändchen aus diesen Abtheilungen werden für 24 kr. oder 6 gGr. abgegeben.

J. G. von Herder. Ausgewählte Werke. Ausgabe in Einem Bande mit dem Bildniß des Verfassers in Stahl gestochen und einem Facsimile seiner Handschrift, in vier Lieferungen à 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Die bereits erschienenen zwei ersten Lieferungen sind in allen Buchhandlungen zu haben.

— — **Der Cid.** Nach spanischen Romanzen. Neue veränderte Ausgabe. 16°. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 6 gGr.

— — — — Illustrirte Ausgabe mit 70 Holzschnitten, nach Zeichnungen von E. Neureuther. 2te Auflage. Preis 6 fl. 24 kr. oder 4 Rthlr.

— — **Gedichte.** Herausgegeben von J. G. Müller. Neue Ausgabe. 8. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 gGr.

— — **christliche Reden und Homilien.** Herausgegeben von J. G. Müller. 3 Theile. 16°. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 12 gGr.

— — **Sophron.** Gesammelte Schulreden. Herausgegeben von J. G. Müller. 16°. Preis 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr.

M. Caroline von Herder, Erinnerungen aus dem Leben J. G. von Herders. Herausgegeben von J. G. Müller. 3 Theile. 16°. Preis 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr. 4 gGr.

Stuttgart und Tübingen, Dec. 1843.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Dr. G. L. Hartigs
Forstliches und forstnaturwissenschaftliches
Conversations-Lexicon

in zweiter revidirter Auflage, mit dem Bildniß des Verfassers.

gr. 8. broch. Preis 8 fl. 45 kr. oder 5 Rthlr.

Dieses forstliche und forstnaturwissenschaftliche Conversations-Lexicon ist dazu bestimmt, den Forstleuten, Waldbesitzern und allen Geschäftsmännern, die mit dem Forstwesen in einige Berührung kommen, und die sich viele Forstbücher nicht anschaffen können oder wollen, oder die keine Zeit haben, sie zu lesen, eine Schrift in die Hand zu geben, worin sie über jeden Gegenstand des Forstwesens und der dazu gehörigen Naturwissenschaften genügende Belehrung finden können. Zum bequemen Nachschlagen ist die alphabetische Ordnung gewählt, und das Inhaltsverzeichniß unter verschiedene Hauptrubriken gebracht worden, wodurch das Aufsuchen und Nachschlagen noch

mehr erleichtert ist. — Um aber die Hauptrubriken oder die Hauptabtheilungen nicht zu sehr zu vervielfältigen, sind nur folgende gemacht worden:

1) Atmosphärologie. 2) Bodenkunde. 3) Botanik. 4) Chemie und Physik. 5) Entomologie. 6) Besondere Naturgeschichte der Holzpflanzen. 7) Holzzucht und Waldbau. 8) Forstschutz und Forstpolizei. 9) Forstbenutzung und Forsttechnologie. 10) Forsttaration und Betriebseinrichtung. 11) Forstdirection, und 12) Insgemein.

Je nachdem ein Gegenstand von mehr oder weniger Wichtigkeit ist, ist er weitläufiger oder kürzer abgehandelt. Doch wird man auch bei den kurz abgefertigten Artikeln die nöthigste Belehrung finden. Wo aber eine Sache, wegen der engen Grenzen dieses Buches, nicht vollständig genug abgehandelt werden konnte, da haben wir Schriften angezeigt, in welchen man genügende Belehrung finden kann. Nur dadurch ist es gelungen, dem Buche einen mäßigen Umfang zu geben, und dessen Ankauf für Jeden nach Möglichkeit zu erleichtern. — Von der Reichhaltigkeit dieses Lexicons wird man überzeugt werden, wenn man sich die Mühe geben will, das Inhaltsverzeichniß zu lesen. Dadurch wird man auch auf manche Gegenstände aufmerksam werden, die man sonst in diesem Buche vielleicht nicht gesucht haben würde.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[5] So eben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Anweisung zur Berechnung und Anfertigung

der Bau-Anschläge.

Enthaltend die Berechnung des Arbeitslohns und der Materialen bei den in der Baukunst vorkommenden Arbeiten:

1. Der Maurer. Mit 8 Taf. 2 fl. 15 kr.
2. Der Steinmetzer, Bildhauer, Stucateur, Bronceur, Vergolder. Mit 12 Taf. 2 fl. 15 kr.
3. Der Zimmermann. Mit 13 Taf. 2 fl. 24 kr.
4. Der Tischler, Schlosser, Schmied, Nagelschmied, Drahtflechter, Glaser, Anstreicher, Lackirer, Tapezirer. Mit 2 Taf. 1 fl. 12 kr.
5. Der Geld- und Glockengießer, Spritz- und Feuerlöschgeräthemacher, Böttcher. Mit 5 Taf. 1 fl. 12 kr.
6. Der Töpfer, Lehmer, Stocker und Decker flacher Dächer in Lehm. Mit 1 Taf. 36 kr.
7. Der Brunnenmacher, Dammsetzer, Drechsler, Seiler. Mit 2 Taf. 54 kr.
8. Der Klempner, Kupferschmied, Schieferdecker, Stroh- und Rohrdecker, Spließ-, Schindel- und Spohndecker. Mit 2 Taf. 1 fl. 3 kr.

Für Architekten, Baubeamte, Bauhandwerker, Hausbesitzer ꝛc. Mit Bezug auf die Werke von Triest, Gilly, Sachs, Wolfram ꝛc.

Vom königl. Reg.-Bauinspector Sachs.

Complet mit einem Atlas von 45 Fig.-Taf. in Folio. 10 fl. 48 kr.

Berlin, Schlesinger'sche Buch- u. Musikhandlung.

---

[11] In meinem Verlage ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Beiträge zur Verhütung der Thierquälerei. Herausgegeben von dem Verein gegen Thierquälerei in Berlin. (Ein unterhaltendes Lesebuch für die Jugend.) Geh. Preis 5 Sgr.

Die Kegelschnitte, für den Gebrauch in Gymnasien und Realschulen bearbeitet von Dr. K. H. Schellbach, Professor am Friedrich-Wilhelms-Gymnasio in Berlin. Mit 7 Figurentafeln. Geh. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Geschichte der Deutschen und Niederländischen Malerei. Vorlesungen ꝛc. von Dr. H. G. Hotho, Professor an der Universität in Berlin. 2r Band. geh. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Vorstudien für Leben und Kunst, von H. G. Hotho; dessen Verlag ich von der Cotta'schen Buchhandlung übernommen habe. Geh. (bisher: 1 Thlr. 22½ Sgr.) Herabgesetzter Preis 26⅔ Sgr.

Die Kunst der deutschen Prosa. Von Th. Mundt. 2te umgearbeitete Aufl. Geh. Preis 1 Thlr. 20 Sgr.

Der Graf Lucanor, herausgegeben von Jos. Freih. von Eichendorff. Neue Ausgabe, mit Zeichnungen von Th. Hosemann. (49 Erzählungen mit 5 Zeichnungen.) Geh. Preis 22½ Sgr.

Gedichte, von Jos. Freih. v. Eichendorff. 2te vermehrte und veränderte Aufl. Geh. Preis 2 Thlr.

(Für Eichendorff's Werke, 4 Bde., besteht noch bis zur Ostermesse der Subscriptionspreis: 4 Thlr. 20 Sgr.)

Die Söhne Eduard's, oder: das fünfte Gebot.
Naomi und Christian, oder: der arme Geiger.
Glück auf!
Fedor und Luise, oder: die Sünde der Thierquälerei.
Der Cantor von Seeberg, oder: Pelzmütze und Gesangbuch.
Die Gefangenen im Kaukasus.
Die Reise nach Afrika.
Die Negersklaven u. der Deutsche. 2te Auflage.

Jugend-Erzählungen, besonders abgedruckt aus der Jugend-Bibliothek von G. Nieritz. Preis jedes Bändchens: 10 Sgr.

M. Simion in Berlin.

Esprit de la conversation française

ou recueil

de plus de deux mille gallicismes à l'usage des étrangers qui veulent se perfectionner dans l'étude du français,

avec la traduction anglaise et allemande en regard

par

A. Peschier,

Professeur de littérature française et anglaise à l'université de Tubingue, membre de l'institut historique de France etc.

Première livraison. Preis 36 kr. oder 9 gGr.
Deuxième livraison. Preis 1 fl. oder 16 gGr.

Unter so vielen Schriften, welche dazu bestimmt sind, die Kenntniss der französischen Sprache zu erleichtern und mit deren feinen Wendungen bekannt zu machen, gibt es sehr wenige, die ihren Titel rechtfertigen und die Erwartung des Publikums befriedigen. Die meisten werden von Fremden herausgegeben, welche sich, nach einem kurzen Aufenthalt in Frankreich, einbilden, sie seyen mit der franz. Sprache vollkommen vertraut worden, aber die entweder ihre Eigenthümlichkeiten oder ihre Feinheiten nicht einmal vermuthen. Diese wichtige Arbeit hat Prof. Peschier übernommen, welcher schon durch seine **Histoire de la littérature allemande** als Sprachforscher und Schriftsteller allgemeine Anerkennung nicht nur in Frankreich, sondern auch in England und unter uns fand, und welcher folglich die Gallicismen am besten für sich zu gebrauchen und mitzutheilen versteht. Indem er die steifen und grammatischen Phrasen sowohl, als die trivialen Aus-

Digitized by Google

drücke sehr sorgfältig vermeidet, bietet er uns zugleich eine Menge von feinen, eleganten und witzigen Redensarten, welche die französische Sprache zur allgemeinen Conversationssprache erhoben hat. Die deutsche und englische Uebersetzung, wodurch er die französischen Idiotismen eben so treu als geistreich wiedergegeben, machen diese neue Sammlung zu einer der interessantesten für Franzosen, Engländer und Deutsche. Das Vorwort, worin der Verfasser sich als eleganten Schriftsteller gezeigt hat, empfehlen wir jedem, welcher die französische Sprache gründlich studiren will.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[6] Bei mir ist erschienen und durch alle gute Buchhandlungen zu beziehen:

Reise durch das Innere von Nordamerika,

von

Maximilian,

Prinzen von Wied.

2 Bände mit 48 Kupfern und 33 Vignetten in 5 verschiedenen Ausgaben zu 63⅓ Rthlr. — 80 Rthlr. — 95 Rthlr. — 113⅓ Rthlr. — 300 Rthlr.

Diese Subscriptionspreise erlöschen zu Ostern 1844, wo alsdann die höhern Ladenpreise eintreten. Die im Laufe dieses und des vorigen Jahres erschienenen günstigen Beurtheilungen, so wie die dem Herrn Verfasser von den berühmtesten Gelehrten, wovon ich nur A. v. Humboldt zu nennen brauche, darüber eingegangenen schmeichelhaften Zuschriften bezeugen hinreichend den hohen Werth dieses ausgezeichneten Werkes, wobei auch die artistische Zugabe der Art ist, wie sie bei in Deutschland erschienenen Büchern noch nicht gesehen worden.

Coblenz, im Nov. 1843.

Jac. Hölscher.

Geschichte

der

brittischen

Baumwollen-Manufaktur,

und

Betrachtungen über ihren gegenwärtigen Zustand.

Nach dem Englischen

des

Edward Baine d. j.

frei bearbeitet

von

Dr. Christoph Bernoulli,

Professor der industriellen Wissenschaften zu Basel.

Mit 12 englischen Stahlstichen.

gr. 8. broch. Preis 5 fl. oder 3 Rthlr.

Inhalt: Einleitung. Erster Abschnitt: Ursprung und Verbreitung der Baumwollen-Manufaktur. Zweiter Abschnitt: Von der Baumwollen-Fabrikation in Indien. Dritter Abschnitt: Frühere Geschichte der englischen Manufaktur. Vierter Abschnitt: Erste Schritte zur Maschinenspinnerei. Fünfter Abschnitt: Gründung der mechanischen Spinnerei durch Arkwright. Sechster Abschnitt: Weitere Fortschritte der Maschinenspinnerei. Siebenter Abschnitt: Einführung der Dampfmaschinen und der mechanischen Webstühle. Achter Abschnitt: Bleicherei und Kattundruck. Neunter Abschnitt: Die Baumwolle. Zehnter Abschnitt: Commercielle Verhältnisse. Eilfter Abschnitt: Dermaliger Belang der brittischen Baumwollen-Manufaktur. Zwölfter Abschnitt: Zustand und Lage der arbeitenden Klassen. Dreizehnter Abschnitt: Aussichten.

Sutttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[13] **Vortheilhaftes Anerbieten.**

(Im Preise herabgesetzte Romane.)

Eine Sammlung werthvoller Romane von **22** Bänden, zum Ladenpreise von **21** Thaler, sind zum herabgesetzten Preise von

5 Thaler 12 Gr. netto

in allen Buchhandlungen (Berlin bei Mittler, Prag bei Calve, Wien in der Gerold'schen Buchhandlung) auf Bestellung zu haben. — Es ist dieß ein so mäßiger Preis, daß die gangbareren Romane, als 1) von Alvensleben die Sünde — 2) Auguste Walcher — 3) Familie von Hamburg — 4) Hermann und Dorothea, welche in keiner Leihbibliothek fehlen sollten, noch nicht zum Ladenpreise damit berichtigt sind. — Außer diesen 7 Bänden werden noch 14 Bände gute Romane für obigen Preis geliefert.

Quedlinburg, Jan. 1844.

Ernst'sche Buchhandlung.

Moden und Trachten.

Fragmente zur Geschichte des Costüms

von

H. Hauff.

8. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gGr.

Die Hauptgedanken, durch welche diese Fragmente zusammen gehalten werden, sind, einmal, die Entwicklungen der europäischen Tracht in ihrer historischen Bedeutung und ihrem Zusammenhang mit dem Geist der verschiedenen Zeitalter aufzufassen, sodann, in den Bewegungen der Tracht das Naturgesetzliche, der Laune sich beständig Entziehende nachzuweisen, und so die Begriffe Mode und Tracht streng auseinander zu halten. Nach diesen Ideen werden die Haupttypen, in welche die allgemeine Tracht seit dem Alterthum zerfällt, mit einander verglichen; einzelne Stücke der Bekleidung werden durch verschiedene Perioden verfolgt; es wird nachgewiesen, wie der jetzige Habitus in dem früherer Jahrhunderte wurzelt, und durch zahlreiche Beispiele gezeigt, was die Mode vermag, und was sie, der Tracht gegenüber, nicht vermag. Es sind Beiträge zur Philosophie des Costüms, skizzenhaft in einer Form gehalten, welche dem Leser, der sich nur unterhalten will, die Belehrung nicht aufdringt. In einem Kapitel vergleicht der Verfasser die heutige Männerwelt, in ihrem allgemeinen äußern Charakter, mit der des vorigen Jahrhunderts; in einem andern theilt er nach naturwissenschaftlicher Methode das Geschlecht der Eleganten in Arten und Spielarten; in einem dritten knüpft er Gedanken über weibliche Erziehung an die Betrachtung des antiken Costüms. — Das Inhaltsverzeichniß ist folgendes: 1) Vor und nach der Revolution. 2) Die männliche Tracht. 3) Physiognomie der männlichen Welt sonst und jetzt. — Eleganz. 4) Zoologisches Fragment. 5) Volkstracht und Modetracht. 6) Weibliche Eleganz. 7) Der deutsche Pariser. 8) Typen der Trachten. 9) Antike Tracht und weibliche historische Bildung. 10) Verfeinerung. 11) Der Hut. 12) Der männliche Haarputz.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 16.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 18. Januar 1844.

— Harry,
I stay too long by thee, I weary thee. —
Stay but a little, for my cloud of dignity
Is held from falling with so weak a wind,
That I will quickly drop; my day is dim.
Shakespeare.
Henry IV.

Aus dem Schauſpiel:

Friedrich der Alte oder der Hohenſtaufen Aufgang.

Von Ludwig Bauer.

Erſten Aufzugs zweite Scene.

Gemach in der Burg zu Nürnberg. Kaiſer Heinrichs IV. Tochter Agnes und deren Freundin Wulfhild ſind da mit beſchäftigt, für die Kinder eines abgebrannten Ortes Kleider zu machen. Der Kaiſer, durch ſein Eintreten ihr Geſpräch unterbrechend und ärgerlich über den Lärm in einem Seitengebäude der Burg, hat, um Ruhe zu gebieten, den Grafen Hartwig abgeſendet, der bei ſeiner Zurückkunft meldet, die über'm Spiel in Händel gerathenen Herrn aus Bayern, Herzog Welfs Bruder Otto und Graf Abendsberg, haben erſt dann, und zwar plötzlich, ſich verſöhnt, als der mit Beringer und Dietbold von der Jagd zurückgekehrte Sohn des Kaiſers, der römiſche König Heinrich, in ihr Zimmer getreten ſey. Während des Kaiſers Verſtimmung hiedurch noch vermehrt wird, kommt der römiſche König herein.

König Heinrich.
Euch guten Abend, Vater!

Kaiſer.
Schönen Dank!
Zum guten Morgen hat es nicht gereicht —
Früh ausgeflogen, nach der neuen Sitte —

König Heinrich.
So fleißig, Schweſterchen?

Kaiſer.
Nichts vorgefallen?

König Heinrich.
Und Wulfhild auch mit Kinderzeug beſchäftigt?

Kaiſer.
Nichts vorgefallen?

König Heinrich.
Eines Bären Fährte
Gewahrten wir; doch wußt' er ſich zu flüchten.

Kaiſer.
Nichts vorgefallen? frag' ich.

König Heinrich.
Ach, ihr denkt
An Ottos Rauferei: der Graf hat ihm
Den Rücken heiß gemacht.

Kaiſer.
Wie? und kein Wort
Von deiner Kunſt, die Tollen zu entwaffnen?

König Heinrich.
Das that ich nicht: ſie hatten keine Waffen.

Kaiſer.
Spitzfindigkeit! ſie zu beſchwichtigen.

König Heinrich.

Gottlob, wir ſind ſo tief noch nicht geſunken,
Daß in des röm'ſchen Königs Gegenwart
Lehnsträger ungeſcheut zu frevеln wagten.

Kaiſer.

Abſonderlich, wenn dieſer röm'ſche König
In ſolcher würdigen Umgebung auftritt.
Dietbold vorerſt — ein allerliebſter Fant:
Man ſah wohl öfter ſchon in ſeiner Stube
Auf's Crucifix geſtürzt den Würfelbecher;
Graf Beringer von Sulzbach — dieſes Drillings-
Geſchöpf: Mann, Roß und Falke; denn ich kann
In der Verbindung nur den Mann mir denken.
Gib Acht, wenn's mit ihm auf die Neige geht
Und ihn der Pfaffe beichten heißt, ſo wird er
Zerſtreut ein Jagdlied trillern oder pfeifen.
Drei Stunden thut er nicht im Himmel gut,
Wofern nicht dort auch Haſen ſind und Hunde.
Was treibſt du nur mit ihnen?

König Heinrich.

Nun, wozu
Ich dieſe Menſchen brauche, taugen ſie,
Und handelt ſich's von ernſten Dingen, ſteht
Mir Adalbert, mein Kanzler, zu Gebot.

Kaiſer.

Der iſt der Rechte — in den beſten Jahren,
Und wie ein Greis mit Falten ſchon gezeichnet.
Langweilen mich die Andern, ei, ſo macht
Mir ſeine Stirne deſto mehr zu ſchaffen.
'ne böſe Uhr, die immerdar drei Viertel
Auf Unheil zeigt. Wovon doch war die Rede,
Als geſtern Abends, ohne anzuklopfen,
Ich ihn und dich geſtört?

König Heinrich.

Erlaubt mir, daß ich
Auf dieſe hier und ſo geſtellte Frage
Die Antwort ſchuldig bleibe. Beſter Vater,
Ich bin kein Kind mehr!

Kaiſer.

Was? du ſollſt es, ja,
Mein Kind, das ſollſt du ſeyn! Begriffen?

König Heinrich.

Nein,
Ich find' es nachgerade ſchwer zu tragen.
Denn thu' ich arglos, was die Jugend liebt,
Will reiten, jagen — heiß' ich Müßiggänger,
Ein Schalksnarr und des Reichs gekrönter Tagdieb;
Regt aber ſich ein andrer, beſſrer Trieb,
Der ſtärkere, Gottlob! in meiner Bruſt,
Und nehm' ich mich des Amtes an, wozu
Ihr ſelbſt vor Jahresfriſt mich weihen ließet,
So werden Vorwitz, Herrſchbegier zum Schlagwort,
Und Heinrich kann nicht warten, bis ihr ſterbt.

Kaiſer.

Sey guten Muths! den Vater wirſt du los,
Auch ohne daß er ſtirbt. In wenig Monden
Vermach' ich dir den ganzen Plunder — Speer,
Reichsapfel, Hauptſchmuck, Herrſcherſtab und Mantel —
Und ſollſt mein Antlitz ſchwerlich mehr erblicken.
(Agnes läßt die Arbeit ſinken.)

(Fortſetzung folgt.)

Neueres aus dem Gebiete der Naturwiſſenſchaft.

(Fortſetzung.)

Eine ſehr bedeutende Veränderung in der Zuſammenhangsweiſe der Theilchen einer Materie findet nun aber ſtatt, wenn dieſelbe entweder aus dem feſten Zuſtand in den flüſſigen, oder von dieſem in den luftförmigen übergeführt wird, oder wenn die umgekehrten Fälle eintreten. Man ſollte daher auch vermuthen, daß z. B. beim Schmelzen des Eiſes, bei der Verdunſtung des Waſſers, bei der Umwandlung des Dampfes in flüſſiges Waſſer, auch beim Gefrieren des leztern Elektricität entbunden würde. Da das Waſſer die verbreitetſte Materie auf der Oberfläche der Erde iſt und daſſelbe im größten Maßſtabe fortwährend ſeine Zuſtände wechſelt, hier verdunſtet, dort aus Dampf zur Flüſſigkeit verdichtet wird, hier zu Eis erſtarrt und dort aus dieſem Zuſtande in den flüſſigen tritt, ſo möchte man geneigt ſeyn, die Urſache der in unſerer Atmoſphäre ſtattfindenden elektriſchen Erſcheinungen und namentlich die des Gewitters in dieſen unaufhörlich eintretenden Verwandlungen der Zuſtände des Waſſers zu ſuchen. — Bis jezt iſt es aber meines Wiſſens noch keinem Phyſiker gelungen, weder beim Schmelzen, noch beim Sieden, noch beim Frieren des reinen Waſſers, noch auch bei der Verdichtung ſeines Dampfes die geringſte Spur von Elektricität wahrzunehmen.

Ein franzöſiſcher Phyſiker (Pouillet) hat allerdings ſchon vor Jahren die äußerſt intereſſante Beobachtung gemacht, daß ſalzhaltiges Waſſer bei ſeiner Verdampfung Elektricität entwickelt, und zwar in der Weiſe, daß der ſich bildende Dampf poſitiv und das rückſtändige Waſſer

nebſt dem Gefäße negativ elektriſch iſt. Man hat daher aus dieſer Thatſache auch den Schluß gezogen, daß durch die ununterbrochen ſtattfindende Verdampfung des Waſſers an der Erdoberfläche, der Meere, Seen, Flüſſe fortwährend Elektricität entbunden und durch den Waſſerdampf in die Atmoſphäre geführt werde. Die Erfahrung lehrt nun auch in der That, daß durchſchnittlich die Luft in einem poſitiv elektriſchen Zuſtande ſich befindet und der Grad derſelben zu verſchiedenen Zeiten verſchieden iſt. — Wenn nun Thatſachen der Art es kaum mehr bezweifeln laſſen, daß der elektriſche Zuſtand der Atmoſphäre in einem Zuſammenhange ſteht mit der an der Oberfläche der Erde vor ſich gehenden Waſſerverdampfung, ſo iſt doch noch keineswegs entſchieden, daß die Luft alle ihre Elektricität, oder den größern Theil derſelben, aus dieſer Quelle erhält, daß gar keine elektriſchen Erſcheinungen in der Atmoſphäre ſtattfänden, wenn kein Waſſer verdampfte oder dieſe Flüſſigkeit auf unſerem Planeten gar nicht vorhanden wäre.

Es iſt eine Jedermann bekannte Sache, daß im Sommer klares und heißes Wetter manchmal wochenlang andauert, ohne daß merkliche elektriſche Entladungen in der Atmoſphäre ſtattfinden, ohne daß ein Gewitter entſteht. Auf einmal ſieht man aber da und dort eine Wolke ſich bilden, dieſe ſchnell einen großen Umfang gewinnen und zu einer furchtbaren Gewittermaſſe anwachſen. Nun zucken gewaltige Blitze von einem Punkte des Horizonts zum andern und bald ſteht, wie die gewöhnliche Sprache dieß ſo ausdrucksvoll bezeichnet, der ganze Himmel in Feuer. — Woher kommt ſo plötzlich dieſer furchtbare elektriſche Aufruhr in der Atmoſphäre? Auf welche Weiſe häuft ſich in ſo kurzer Zeit eine ſo erſtaunliche Menge Elektricität in den Wolken an? Welche Urſache hat das großartige Naturſchauſpiel hervorgerufen? Sollte es wohl die eben beſprochene Verdampfung ſeyn? Es iſt uns nicht möglich, dieſem Vorgang ſo plötzliche und außerordentliche Erſcheinungen beizumeſſen, und wir können nicht umhin, ein ſtarkes Mißverhältniß zwiſchen der erwähnten Urſache und der Größe der ihr zugeſchriebenen Wirkungen wahrzunehmen.

Als ein der größten Beachtung würdiger Umſtand erſcheint uns die Plötzlichkeit der Wolkenbildung, welche immer bei der Entſtehung eines Gewittes eintritt oder eigentlich dieſe bedingt. Wolkenbildung aber iſt nichts anderes, als ein Uebergehen des dampfförmigen Waſſers in flüſſiges. Würde nun bei der Umwandlung des Dampfes in Waſſer Electricität entbunden, ſo müßte auch die Menge derſelben in einem geraden Verhältniſſe ſtehen zu der Menge des verdichteten Dampfes; es müßten alſo bei der plötzlichen Bildung einer großen Wolkenmaſſe auch raſch bedeutende electriſche Wirkungen veranlaßt werden.

Es hat wohl noch Niemand ein Gewitter beobachtet, ohne bemerkt zu haben, daß nach einem Blitzſchlage der Regen reichlicher fällt als zuvor. Dieſe Thatſache ſcheint nun ebenfalls zu Gunſten der Annahme zu ſprechen, daß während der Verdichtung des Waſſerdampfes Electricität erzeugt werde. Es ſieht freilich ſo aus, als ſey der Blitz die Urſache der Vermehrung des Regens, da jener früher als die Verſtärkung des leztern wahrgenommen wird. Wenn man aber bedenkt, wie unendlich ſchnell die Bewegung des Lichtes iſt im Vergleich zu der eines fallenden Regentropfens, ſo begreift ſich leicht, daß wir nothwendig den Blitz früher als die Vermehrung des Regens bemerken müſſen, ſelbſt wenn die Verdichtung des Waſſerdampfes, d. h. der Waſſerniederſchlag, der Zeit nach dem Blitze vorangeht und ſomit jener die Urſache von dieſem ſeyn kann. Der Ort, wo der Dampf in der Gewitterwolke ſich niederſchlägt, wo alſo der vermuthete Sitz der Electricitätserregung ſich befindet, iſt immer Hunderte oder gar Tauſende von Fußen über uns, und es braucht deßhalb auch der dort ſich bildende Regen eine merkliche Zeit, um auf die Oberfläche der Erde zu gelangen.

Noch gibt es eine andere großartige Naturerſcheinung, welche der Anſicht günſtig ſcheint, nach welcher durch die Umwandlung dampfförmigen Waſſers in flüſſiges Electricität erzeugt wird. Bekanntlich erheben ſich von Zeit zu Zeit aus den Schlünden noch thätiger Vulkane Rauchſäulen, die bisweilen eine rieſenhafte Höhe erreichen und deren Hauptbeſtandtheil Waſſerdampf iſt. So außerordentlich groß iſt nun manchmal die Menge des aus dem Innern ſolcher Berge aufſteigenden Dampfes, daß aus demſelben die heftigſten Platzregen entſtehen. Dabei werden aber die Dunſtmaſſen von den mächtigſten Blitzen durchzuckt und hört man in jenen den furchtbarſten Donner rollen. Wie nun durch plötzlichen Waſſerniederſchlag in der Atmoſphäre Gewitterwolken gebildet werden, ſo blizt und donnert es an den Gipfeln der feuerſpeienden Berge, wenn daſelbſt der vulkaniſche Waſſerdampf raſch ſich abkühlt und in Form von Regen niederſtürzt.

Wie wahrſcheinlich nun auch die aufgezählten Thatſachen es machen, daß die erwähnte Metamorphoſe des Waſſers es iſt, wodurch die Natur das Gewitter und die ſonſtigen elektriſchen Erſcheinungen in der Atmoſphäre hervorruft, ſo konnten doch, wie bereits angeführt worden, die Phyſiker bis jezt weder bei der Verdichtung des Dampfes noch bei irgend einer Veränderung des Zuſammenhangszuſtandes des reinen Waſſers das Auftreten von Elektricität wahrnehmen. Zu Anfang Oktobers 1840 führte aber der Zufall zur Entdeckung einer Thatſache, die zu den ſchönſten und intereſſanteſten gehört, welche in der neuern Zeit auf dieſem Gebiete gemacht

worden sind, zu einer Entdeckung, welche das Räthsel des Gewitters und der Luftelektricität auf einmal zu lösen schien.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, December.

(Fortsetzung.)

Das Opernhaus. — Das Obercensurgericht. — Der Graf von Nassau.

Der feuchte und warme Winter ist den Baumeistern und Maurern sehr günstig. Seit langen Jahren weiß man nicht, daß die Bauarbeiten so spät fortgesetzt worden sind. Namentlich wird mit unermüdlicher Thätigkeit am Aufbau des Opernhauses fortgefahren. Man scherzt darüber, daß schon alle Plätze zur Eröffnungsfeier bestellt und belegt worden. Eine Bekanntmachung der Generalintendantur setzt das Publikum aber wirklich von einem unglaublichen Factum in Kenntniß, daß nämlich in der That bereits Bestellungen auf Billets zum 15. Oktober 1844 eingegangen sind! Manche rügen die Eile, mit welcher an dem Opernhause fortgebaut wird, namentlich daß man, nach so oft wiederholten schmerzlichen Erfahrungen, nicht zu dem Entschluß komme, den Dachstuhl eines solchen Hauses statt von Holz von Eisen zu machen. Auf den Mehraufwand könne es hier doch unmöglich ankommen, wo die Erhaltung eines so theuern Gebäudes und die Sicherheit von Tausenden von Menschen dadurch bewirkt werde. — Die Differenz zwischen — wem? und dem Generalintendanten von Küstner ist ausgeglichen. Der letztere hat seine gerechten Ansprüche dargethan und bleibt nunmehr. Besser wird es nicht werden, schlechter aber auch nicht.

Einige Urtheile des Obercensurgerichts sind wieder abgedruckt worden; sie lauten zu Gunsten der Klagesteller. Ueberall sind diese Erkenntnisse nur in Bezug auf Prinzipfragen von Wichtigkeit, und es ist eigentlich Unrecht, wenn Schriftsteller und Buchhändler dieses Collegium mit allen möglichen Klagen über einzelne Fälle überschwemmen, welche demselben nur Arbeit machen, ohne im Ganzen Abhülfe zu gewähren. Als eine wichtige Entscheidung in einer Prinzipfrage ist der Bescheid in Sachen des Professors Gubitz, als Redakteur der Zeitschrift: der Gesellschafter, gegen seinen Censor zu erachten, in welchem ausgesprochen wird, daß keine Zeitschrift um deßhalb, weil ihr die Erlaubniß, über politische Gegenstände zu sprechen nicht ausdrücklich ertheilt worden, dazu unberechtigt sey. Dieser Entscheid ist praktisch von großen Folgen, insofern nichtpolitische Journale überhaupt noch ein Gegenstand der Aufmerksamkeit und Beachtung sind. Auch Dr. Wöniger hat mehrere günstige Erkenntnisse in Bezug auf seine Zeitschrift: der Staat, erhalten.

Berlin sah neulich ein düsteres Schauspiel. Am Abende eines jener trostlosen Regentage, die unsern Winter bilden, ohne Sturm, Frost und eigentlichen Regen, mit ewigem warmen Dampf und Nebelgerieſel, wurde die Leiche des Grafen von Nassau bei Fackelschein von ihrem Katafalk abgeholt, um in das Dampfschiff gebracht zu werden, welches den entseelten Körper in die alte Familiengruft zu Delft bringen soll. Die Schicksale und das Leben und der Ausgang dieses Fürsten sind wohl geeignet, ernsten Betrachtungen Raum zu geben. Worüber nicht alles! Ueber die Hinfälligkeit alles irdischen Glückes, wie über die Erschütterungen und Unterwühlungen, denen der stolze Geist des Menschen unterworfen ist. Das ehrenfeste Motto: je maintiendrai! welchen Auslegungen ist es nicht auch unterworfen! Er war ein fester, standhafter Mann, in seiner Sphäre ein Held, so fest und sicher in seinem Thun und Denken wie andere Helden, welche auf blutigen Schlachtfeldern ihren Ruhm sich erworben. Und doch, welchen innern Feinden erliegt oft auch der größte Held, der alle äußere Feinde zu überwinden wußte, den Feinden, welchen nur ein fester religiöser Sinn, eine geläuterte moralische Kraft widersteht! Der größte Ruhm in der Zeit, ein wie anderer wird er oft vor dem Richterstuhl der Geschichte! Wilhelm von Nassaus Schicksale, Denken, Handeln und Ende sind gewiß merkwürdig, stünde er auch nur als ein Individuum da; um so viel mehr aber, wenn man bedenkt, daß er der Nachkomme eines der edelsten, ritterlichsten Heldengeschlechter Deutschlands ist, der Oranien, die mehr als einmal die Welt vor der Verfinsterung und dem despotischsten Absolutismus retteten. Viele der großartigen Charakterzüge dieses Geschlechts mag man auch in ihm wieder entdecken, nicht allein in der zähen, eisernen Festigkeit, mit der er jede Nuance seines Willens gegen Freund und Feind festhielt, sondern auch in dem Gleichmuth gegen Angriffe. Man hat nie davon gehört, daß er persönlich gegen die vollkommene Preßfreiheit in seinem Lande einschritt. Dieser Sinn scheint ihm eingeboren gewesen zu seyn. Seine Erscheinung war eine der humansten; sie war hier in Berlin dieselbe wie im Haag und zu Amsterdam. Auch hier hat er für einzelne Leidende Vieles gethan, die ihren Wohlthäter schmerzlich vermissen werden. — Einem Gerüchte nach, welches immer mehr an Consistenz gewinnt, dürfte die Tochter des Grafen von Nassau, die Prinzessin Albrecht von Preußen, Berlin nicht wieder zu ihrem Aufenthalt wählen, sondern in der reizenden Villa am Comer See, welche sie erkaufte, ihr Domicil aufschlagen. Die dortige Luft soll von den wohlthätigsten Folgen für ihre leidende Gesundheit seyn. Es wäre sehr zu bedauern, wenn diese Veränderung den Ausbau des prachtvollen goldischen Schlosses in Camenz hinderte, der seit Jahren nur langsam fortrückt, aber jenen reizenden Gegenden in Schlesien eine seltene architektonische Zierde verspricht und den sehr armen Bewohnern eine Hülfsquelle bei der dort immer wachsenden Nahrungslosigkeit gewährte.

(Schluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 2:

Die Zeit.

Französische Räthsel,

aus dem 17ten und 18ten Jahrhundert.

27.

Geschlagen werd ich, um zur Welt zu kommen,
Doch dienen diese Schläge mir zum Frommen;
Mein Schicksal wäre nicht verhaßt, ich wette,
Bei keiner einzigen Kokette;
Denn die mich lieben, schätzen wohl mich sehr,
Je älter ich doch werde, desto mehr.

J. G. M.

Beilage: Kunstblatt Nr. 6.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 17.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 19. Januar 1844.

Ein Fall iſt oft tauſende werth und ſchließt ſie alle in ſich, und vor Allem muß einer das zu faſſen und zu ehren im Stande ſeyn, was wir Urphänomene genannt haben.

Goethe.

Neueres aus dem Gebiete der Naturwiſſenſchaft.

(Fortſetzung.)

Zu Segbill, einem Orte etwa ſechs engliſche Meilen von Newcaſtle, löste ſich um jene Zeit der Kitt los, durch welchen die Sicherheitsklappe eines Dampfkeſſels luftdicht mit dieſem verbunden war. Natürlich ſtrömte aus der ſo entſtandenen Oeffnung der Dampf mit großer Gewalt aus, und als nun der mit der Beſorgung der Maſchine beauftragte Mann die eine Hand zufälligerweiſe in den austretenden Dampf hielt, während er die andere Hand der Sicherheitsklappe näherte, war er nicht wenig überraſcht, zwiſchen dem Ventil und der demſelben genäherten Hand einen Funken ausbrechen zu ſehen und in ſeinen Armen einen Schlag zu empfinden. Dieſelben Wirkungen wiederholten ſich, ſo oft der Mann die eine ſeiner Hände in den ausſtrömenden Dampf brachte und mit der andern Hand irgend einen Punkt des Dampfkeſſels zu berühren ſuchte. Auch fand der Maſchiniſt bald, daß andere Perſonen ebenfalls einen Schlag erhielten, wenn dieſelben irgendwo mit dem Dampfkeſſel oder auch deſſen Gemäuer ſich in Berührung ſezten und er ſelbſt die eine Hand in den Dampf hielt, während er die andere Hand einer der Perſonen näherte.

Glücklicherweiſe erregte unter den Arbeitern von Segbill die eben beſchriebene Beobachtung ein ſolches Aufſehen, daß ſie Gegenſtand des allgemeinen Geſprächs wurde und eben dadurch in kurzer Zeit zur Kenntniß eines in Newcaſtle lebenden wiſſenſchaftlich gebildeten Mannes, Namens Armſtrong, gelangte.

Die Wichtigkeit der zufällig gemachten Wahrnehmung ſofort begreifend, ſäumte er nicht, ſich unverweilt nach Segbill zu begeben, und überzeugte ſich an Ort und Stelle durch eigene Verſuche von der Richtigkeit der Angaben. Armſtrong beeilte ſich, den erſten Elektriker unſerer Zeit auf das Genaueſte von den erhaltenen Ergebniſſen zu unterrichten, und Faraday, das größte Intereſſe an dieſem wiſſenſchaftlichen Fund nehmend, gab Armſtrong geeignete Anweiſungen zur Anſtellung weiterer Verſuche.

Eines der erſten und einfachſten Experimente, welches der Phyſiker von Newcaſtle ausführte, beſtand darin, daß er eine meſſingene Platte mit einem Drahte, der in eine Metallkugel endigte, in ausſtrömenden Dampf brachte und die Kugel einem Punkt des Dampfkeſſels näherte, während die Vorrichtung mit einer iſolirenden Handhabe gehalten wurde. Betrug die Entfernung der Metallkugel vom Dampfkeſſel einen Viertelzoll, ſo ſprangen

zwiſchen beiden Körpern während einer Minute 60—70 Funken über, und brachte man die Kugel dem Keſſel bis auf etwa zwei Linien nahe, ſo wurde die Funkenbildung ſo raſch, daß ſie einen ſtetigen Lichtſtrom bildete. Die größte Länge der Funken, die man unter den erwähnten Umſtänden erhalten konnte, betrug einen Zoll. Die Elaſticität des Dampfes, welcher bei dieſen erſten Verſuchen in Anwendung gebracht wurde, war ungefähr zwei Atmoſphären gleich, und Armſtrong bemerkte gleich anfänglich, daß mit der Vermehrung oder Verminderung der Spannung des ausſtrömenden Dampfes auch die Stärke der elektriſchen Erſcheinungen ſich ſteigere oder ſchwäche. — Ebenſo mittelte Armſtrong aus, daß der ausſtrömende Dampf die poſitive Elektricität zeigte, während der iſolirte Dampfkeſſel in negativ elektriſchem Zuſtande ſich befand.

Das Bekanntwerden dieſer Thatſachen erregte in der geſammten phyſikaliſchen Welt das Intereſſe, das dieſelben verdienten, und veranlaßte die mannigfaltigſten Verſuche, wie auch die verſchiedenſten Vermuthungen über die Urſache der von Armſtrong beobachteten Phänomene. Zwei Jahre lang wurde hin und her experimentirt, um das vorliegende Räthſel zu löſen. Die einen Phyſiker wollten gefunden haben, daß die Urſache der fraglichen Erſcheinungen in der Ausdehnung des Dampfes, die andern, daß ſie in der Verdichtung deſſelben liege; wieder andere verſicherten, die Quelle der Dampfelektricität ſey in der Beſchaffenheit des Waſſers, in der Losſtrennung dieſer Materie von Salzen u. ſ. w. zu ſuchen. Armſtrong ſelbſt ſtellte in neueſter Zeit die Vermuthung auf, die Reibung von Waſſertheilchen gegen die Oberfläche der Ausſtrömungsröhre des Dampfes dürfte einen weſentlichen Antheil an der in Rede ſtehenden elektriſchen Erregung haben.

Es war dem Scharfſinne Faradays vorbehalten, das Geheimniß der Dampfelektricität zu enthüllen und derſelbe hat in der That dieſe Aufgabe mit einer Meiſterſchaft und ſinnigen Geſchicklichkeit gelöst, die ihn zum erſten elektriſchen Experimentator erheben würden, hätte er ſich dieſe Auszeichnung nicht ſchon längſt durch die Ausführung einer Reihe der ſchönſten und eigenthümlichſten Verſuche erworben.

Es kann nicht im Plane dieſer Darſtellung liegen, hier eine genaue Beſchreibung der Mittel und der Methode zu geben, welche der brittiſche Naturforſcher anwendete, um die Rolle zu ermitteln, welche der Dampf bei der Elektricitätserregung ſpielt. — So viel will ich indeſſen bemerken, daß Faraday, wie bei allen ſeinen frühern Unterſuchungen, ſo auch hier den einfachſten Weg zur Erreichung ſeines Zieles einſchlug und eben dadurch wieder den Meiſter beurkundete. Ein kleiner Keſſel, etwa dreißig Maas Waſſer faſſend, diente zur Erzeugung des Dampfes, eine 4½ Fuß lange Röhre zum Ausſtrömen deſſelben. An das freie Ende dieſer Röhre ließen ſich allerlei Hülfsapparate, eine hohle Metallkugel, metallene und andere Röhren und dergleichen anſetzen; auch war die Einrichtung getroffen, daß der Dampfkeſſel vollkommen iſolirt werden konnte. — Die Spannung des Dampfes, deſſen ſich Faraday in der Regel bei ſeinen Verſuchen bediente, übertraf den Druck der Atmoſphäre nur etwa um zwei Fünftel. Da der ausſtrömende Dampf immer eine Elektricität zeigt, entgegengeſetzt derjenigen, welche der Dampfkeſſel ſelbſt beſitzt, ſo kann man aus dem elektriſchen Zuſtand des leztern mit Sicherheit auf die elektriſche Beſchaffenheit des Dampfes ſchließen. Und weil es am bequemſten iſt, bei den Verſuchen ſich der Elektricität des Dampfkeſſels zu bedienen, ſo ſtellte auch Faraday ſeine Experimente in der Regel mit der Elektricität des Metallgefäßes an, in welchem der Dampf erzeugt wurde.

Als Hauptergebniß der Verſuche des brittiſchen Naturforſchers hat ſich nun herausgeſtellt, daß das Ausſtrömen des Dampfes, welche Spannung dieſer auch haben mag, an und für ſich ſelbſt auch nicht die ſchwächſte Spur von Elektricität zu erregen im Stande iſt, daß aber ſofort elektriſche Erſcheinungen eintreten, wenn der ausſtrömende Dampf auf ſeinem Wege flüſſiges Waſſer antrifft, das er mit ſich fortreißen und gegen einen feſten Körper ſchleudern kann. — Unter dieſen Umſtänden wird der Waſſer führende Dampf poſitiv, der Dampfkeſſel aber negativ elektriſch und dieſe elektriſchen Gegenſätze treten um ſo ſtärker auf, je größer die Maſſe des von dem Dampf fortgeriſſenen und gegen einen feſten Körper geworfenen Waſſers iſt. Daß unter ſonſt gleichen Umſtänden durch ſtärker geſpannten Dampf mehr Waſſertheilchen fortgeriſſen werden als durch minder elaſtiſchen, verſteht ſich von ſelbſt, und daher begreift ſich auch ſehr leicht die ſchon von Armſtrong gemachte Beobachtung, daß die erhaltenen elektriſchen Wirkungen mit der Elaſticität des Dampfes ſich ſteigern.

(Fortſetzung folgt.)

Aus dem Schauſpiel:

Friedrich der Alte oder der Hohenſtaufen Aufgang.

(Fortſetzung.)

König Heinrich.

Wozu der Scherz?

Kaiſer.

Wer ſagt dir, daß ich ſcherze?
Beim heiligen Gregor — zwar dieſer Name

Empört mein graues Haar — bei ihnen also,
An die kein menſchliches Gezänke rührt,
Beim Schöpfer und Erlöſer ſey's geſchworen:
Das Kreuz wird mein Panier, als frommer Pilgrim
Gewappnet fahr' ich nach Jeruſalem!

Agnes.

Ihr wolltet —

König Heinrich.

Wann doch lern' ich Euch verſtehen?

Kaiſer.

Daran wird mancher kluge Kopf ſich ſtoßen,
Wenn nun zum Eckſtein der verworfne Stein,
Zum Mann des Segens der Verfluchte wird.
Ja, läutet ihr das Armenſünderglöcklein:
Ich ſchüttle mir den Staub vom Fuß und wandle
Getroſt auf nahem Seitenpfad zum Himmel.

König Heinrich.

Und wer wird Eurer Fahne folgen? Habt
Ihr's nicht gehört, wie unſre Deutſchen ſchalten,
Als Gottfried durchzog mit den Lothringern?

Kaiſer.

Die Sache kommt zu Ehren, wenn ein Kaiſer
Sie in's Gerüſte nimmt.

König Heinrich.

Unmöglich! Wie?
Und hättet ihr ein Heer und ſtündet glücklich
Schon vor der Schwelle des gelobten Landes:
Sie ſperrten ihre Thore, ihre Kirchen,
Und widerführ' Euch etwas Menſchliches,
Ihr fändet keinen Beichtiger und mitten
Im heil'gen Lande kein geweihtes Grab.
Noch iſt Gregors und Urbans Spruch in Geltung,
So lange nicht Paſchalis widerrufen.

Kaiſer.

So, dieß iſt's? daher weht der Wind?

König Heinrich.

Natürlich,
Krieg für den Papſt erfordert Frieden mit ihm.

Kaiſer.

So, daher, daher? Gott im Himmel! gib mir
Den Konrad wieder, meinen Erſtgebornen!

König Heinrich.

Damit er Euch zum zweitenmal verläugne?

Kaiſer.

Verläugnen? Nein! das hat er nie gewollt!
Ich glaub's nicht mehr! Man hat's ihm angedichtet! —
Er ein Verräther? Pfui! Warum ſonſt hätte
Die Mechthild ihn vergiften laſſen? — Nein!
Er hatte heißes Blut, das feuerroth
Dem Zürnenden in's offne Antlitz ſchoß.
Doch der da — ſeht, ſeht, wie er blaß wird, wie ſich
Das Eis der Seele auf den Wangen ſpiegelt!

König Heinrich.

Es ſcheint, Ihr ahnt auch nicht einmal, wie ſehr
Durch ſolche Reden Ihr Euch ſelbſt entwürdigt.

Kaiſer.

Du ſagſt mir augenblicklich, was du geſtern
Mit Adalbert verhandelt!

König Heinrich.

Herr! Ihr rüttelt
Vergeblich; denn die Thüre zum Vertrauen
Geht nur von innen auf.

Kaiſer.

Mir aus den Augen,
Du Ungehorſamer! hinweg von hier!

König Heinrich.

Mehr als genug! ich gehe.

Agnes (aufſpringend).

Nein, du bleibſt!
Bei meiner Liebe, Heinrich! denke doch,
Was draus entſtehen könnte!

König Heinrich (ſich losreißend).

Kinderei!
Ich fühle jeder Folge mich gewachſen. (Ab.)

Agnes.

So häng' ich mich an Euch! Geliebter Vater,
Ich laſſ' Euch nicht, bevor Ihr mir verſprochen,
Daß Ihr ihm nachgebn, ihn beſänft'gen wollt!
Ihr fehltet, habt ihn lang und ſchwer gereizt!

Kaiſer.

Um jetzt ihm abzubitten? Kennſt du mich
So ſchlecht? und willſt auch du mich meiſtern?
(Stürmt hinaus.)

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Lyon, Januar.

(Fortſetzung des Schreibens in Nr. 4 — 6.)

Die Centraliſation.

Centraliſation, ſo heißt das nie geſättigte Unthier, das täglich mehr nach allem Leben in den Provinzen ſchnappt und giftige Blicke auf jede freie Geiſtesregung außer Paris ſchießt, bald auf unſere Bildungsanſtalten, auf Akademien, Schulen und Kunſtſammlungen, bald auf unſere Preſſe, bald auf unſer Münzhôtel oder Aehnliches. — Man kann zugeben, daß die politiſche und adminiſtrative Centraliſation Frankreichs viel zur Kraft und Macht des Landes beitragen mag,

wiewohl die stärkste Centralisation, die Frankreich je gehabt hat, die unter Napoleon nicht hindern konnte, daß die alliirten Mächte zweimal in's Land drangen, dessen Hauptstadt besezten, da etwas Gerechtigkeit übten und Jahre lang ihre Truppen in Frankreich ließen. Ja, es hätte damals noch viel mehr geschehen können und sollen, ohne daß es die Centralisation hätte hindern können. Wenn diese für das administrative und politische Leben des Staats nüzlich seyn mag, so sollte sie sich doch nicht auf Geistiges, auf Wissenschaft, Literatur und Kunst ausdehnen. Es ist für die intellektuelle Entwicklung der Nation schon Unglück genug, daß durch die Universität in Paris ein Musterunterricht gegeben ist, nach dem sich alle Unterrichtsanstalten in den Provinzen richten und gestalten müssen, von wo aus in dieser Beziehung alles beurtheilt, gemessen, geordnet und befohlen wird, von wo alle Anstellungen ausgehen. Paris hat ohnehin den Vorzug aller reichen Hauptstädte, der sich ihm nicht streitig machen läßt: es hat den besten, ausgedehntesten und gründlichsten Unterricht, die vorzüglichsten Schulen, wissenschaftliche Sammlungen, Bibliotheken und Museen, die größten öffentlichen Gebäude. Schon dadurch übt es einen bedeutenden Einfluß auf die Provinzen. Es geht aber in seinen Ansprüchen viel weiter und will in allem Intellektuellen Norm und Gesetz geben; die Provinzen sollen von ihm den Maßstab für Alles annehmen und sich nicht erkecken, selbst einen zu haben, sich ein von der Hauptstadt abweichendes Urtheil anzumaßen. Die Regierung ist in der neuesten Zeit auf dem besten Weg, Paris ein vollends unerträgliches Monopol zu ertheilen und die Provinzen als Parias zu betrachten, die in allem Höheren und Geistigen keine Aufmerksamkeit und Berücksichtigung verdienen, und deren Einwohner nur das Land bauen und der großen Hauptstadt das Nöthige an Getreide, Wein, Oel, Schlachtvieh und andern nothwendigen Lebensbedürfnissen liefern sollen. Man hat mit den Münzhotels angefangen, die vom Staat betriebene Fabrikation des Tabaks und der Spielkarten wird an die Reihe kommen, und dann kann man leicht zum Geistigen übergehen. Schon spricht man stark von der Abschaffung unserer sekundären Arzneischule. Nach ihr würden wahrscheinlich alle andern in den Provinzen eingehen, damit ja alle jungen Mediziner so bald und so lang wie möglich nach Paris müssen; dann käme man an die Rechtsschule und an andere ähnliche Anstalten. Wer weiß, ob nicht das Ministerium einmal vortreffliche Gründe dafür finden wird, erst einige, dann mehrere und zuletzt alle Collegien oder höhern Schulen in den Departements abzuschaffen, um in Paris ein einziges centrales Collègemonstre zu gründen, und da der französischen Jugend eine recht gleichförmige Erziehung zu geben!

(Fortsezung folgt.)

Berlin, December.

(Schluß.)

Holtei's vierzig Jahre.

Erlauben Sie mir zum Schluß noch ein paar Worte über ein Buch, mit dessen Lectüre ich eben fertig wurde, und worüber ich Ihnen schon früher kurz berichtete. Ich meine Holtei's Memoiren, unter dem Titel „vierzig Jahre." Voraus will ich für die Leser schicken, daß ich ein naher Freund Holteis bin und ein nahes Interesse an dem Buche habe. Möglich also, daß mein Urtheil bestochen ist, wenn ich das Buch trotz aller ästhetischen Mängel für ein vortreffliches halte und geradezu erkläre, daß ich seit lange keines dieser Gattung gefunden, welches mich in ähnlicher Art angezogen und befriedigt hätte. Ich habe somit gegen mein Urtheil voraus gewarnt. Früher hatte ich nur einzelne Kapitel gelesen und ward von der nachlässigen Schreibart und von etwas abgestoßen, was mir wie ästhetischer Cynismus vorkam. Nun ich das Ganze, wie es erschienen (die ersten zwei Bände), kenne, ist der Eindruck ein völlig anderer. Wie Holtei als Mensch eine ganz lyrische Natur ist, die sich mit Leib und Seele den Eindrücken, die ihn beherrschen, hingibt, so gibt er auch in dem Buche sein ganzes subjektives Ich, mit allen seinen Mängeln und Vorzügen, ohne alle Rücksicht (als die auf Andere, welche es unangenehm berühren möchte) auf Schönthun, Kunstgesetze, äußere Zwecke dem Leser preis. Der Impuls der Wahrhaftigkeit hat ihn ergriffen und durch zwei Bände ausgehalten, als wäre es ein Liebesfieber des Jünglings, gegen das kein Widerstand möglich ist. Ich möchte dreierlei Arten von Memoiren, wie wir sie in Deutschland haben, unterscheiden: die mit streng psychologischer Tendenz, gewissermaßen didactische Memoiren; wir besitzen darin ein Meisterstück in Moriz's Anton Reiser, ein viel zu wenig in unserer Generation bekanntes Buch, und in dem von poetischem Hauch erfüllten Leben Jung Stillings. Die zweite Gattung sind die ästhetischen und diplomatischen Memoiren, wo der Verfasser nur der Träger oder der Rahmen der objektiven Anschauungen aus der Welt ist, die er mit mehr oder minderer Wahrhaftigkeit und Kunst erzählt. Die dritte Gattung ist durch Holtei vielleicht zuerst in Deutschland geschaffen: wo ein Mensch, der viel erlebt und gefühlt, sich planlos und schonungslos auskäut und ausschüttelt, um Alles, was in ihm und an ihm lebte, dem Publikum zum Besten zu geben, ob es ihn nun darum verdamme, entschuldige oder preise. Es ist allerdings in Holtei ein innerer Drang sichtbar, mit sich fertig zu werden, in's Reine zu kommen, sich das Zeugniß zu geben: du hast kein Fältchen verborgen, also hast du das Testimonium der Aufrichtigkeit und stehst nun gewissermaßen entsühnt da vor deinem Richter. Aber weßhalb? wer rief ihn vor den Richter? Darin täuscht er sich selbst, wenn er in der Vorrede sagt: ich schrieb's, damit Andere daran ein Exempel nehmen, wie man nicht seine Jugend verleben soll. Eine solche didactische Tendenz ist einer so subjektiven Natur fremd. Allerdings, es können und werden Andere daran ein Beispiel nehmen, und dieß pädagogische Interesse des Buches will ich nicht in Abrede stellen; nur darf sich der Autor nicht vorlügen, daß er mit dieser Absicht schrieb. Er schrieb, weil die Natur ihn trieb, weil er vermöge seiner Natur nicht anders konnte; und gerade das ist es, was für mich dem Buche ein besonderes Interesse verleiht. Freilich nicht Jeder, der sich geben läßt und Alles niederschreibt, was ihm begegnete, schreibt etwas Interessantes nieder. Dazu gehört eben noch eine dichterische Natur und Gabe und viel Liebenswürdigkeit des Charakters. Beides ist hier vorhanden. Einige meinen, er werde doch in den folgenden Bänden gewissermaßen ein Facit geben, oder Rechenschaft ablegen über sich und seine benuzten oder vergeudeten Kräfte, damit das Buch einen moralischen Schluß gewinne. Ich zweifle, daß Holtei das will und kann, und wenn er es wollte, würde das Buch den Reiz der ingenuity verlieren, den es jezt hat. Er möge noch viel berichten von Andern und sich, und sich weiter ausschütten, wie er gethan; des Interessanten wird sehr viel seyn, aber das Facit zu ziehen mag er den Lesern überlassen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 7.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 18.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 20. Januar 1844.

— O, lawful let it be,
That I have room with Rome to curse a while!
Shakespeare.

Aus dem Schauſpiel:

Friedrich der Alte oder der Hohenſtaufen Aufgang.

(Fortſetzung.)

Aus dem zweiten Aufzug, der in einem andern Theile der Nürnberger Pfalz ſpielt. Beringer, durch Dietbold von dem zwiſchen dem Kaiſer und ſeinem Sohn erfolgten Bruche in Kenntniß geſetzt, ſucht leztern zu einem kühnen Schritte aufzureizen; da erſcheint Kanzler Adalbert, der mit geheimnißvoller Miene fragt, ob zwei aus Süden gekommene, in ſeinem Zimmer verborgene Männer den römiſchen König ſprechen können? Heinrich, eine leiſe Bedenklichkeit unterdrückend, antwortet mit Ja, und Biſchof Gebhard aus Conſtanz tritt mit Kardinalbiſchof Richard von Albano auf. Der Kardinal erklärt, daß Pabſt Paſchalis den Bannfluch wider den Kaiſer feierlich beſtätigt habe und zur Vollſtreckung deſſelben feſt entſchloſſen ſey: verbürgt werde ihm der Erfolg durch weitgreifende Verſtändniſſe, die man im Reiche eingeleitet habe. Als einziges Mittel, Deutſchland vor einem zerrüttenden Kampfe zu bewahren, wird im Verlaufe des Geſprächs allmählig dieß angedeutet, daß Heinrich die Verſöhnung mit Paſchalis, wozu Richard ermächtigt ſey, annehme, wider Prieſterehe, Simonie und Verachtung des päbſtlichen Bannes einen Eid ablege und mit Hülfe des Kardinals ſeinen Vater vom Kaiſerthrone verdränge. Der römiſche König, in ſeiner Ueberraſchung, heißt die Anweſenden auf kurze Zeit ſich entfernen.

Heinrich (allein).

Mich überraſcht, das haben ſie. Mir iſt
Als wandelt' ich im Schlaf, als träumt' ich wachend.—
So gar nichts ſoll geblieben ſeyn von allem,
Was Salier auf dem Kaiſerſtuhl gewirkt?
Am Boden qualmend liegt des Ruhmes Fackel,
Und eines Mönches Sohle dräut ob ihr,
Sie auszutreten! — „Mag den Alten nicht,
„Verſuchen will ich's mit dem Jungen.“ Wer
Hat ſolche Sprache je erhört? Verſuchen?
Wie? bin ich Salier dazu gemacht,
Daß prüfend eines Pfaffen Finger mich
Betaſte, ob mein Selbſt aus rechtem Thon?
Und wenn es ihm nun anders dünkt, was dann?
Will er den Töpfer ſpielen, welcher ein
Mißrathenes Geſchirr zu Trümmern ſchmettert? —
Stolz ohne Maß! Und doch — o Heinrich, Heinrich,
Geſteh' es dir! kein bodenloſer Stolz!
„Des Reiches Grenze — zweifach ſteht ſie offen.“
So ſagt' er. Ha! buchſtäblich wahr. Im Weſten
Der Zähringer, im Oſten winkt der Bayer
Des Reiches Feinde her. Und was noch weiter?
„Das Herz zugleich bedrohn wir.“ Wahrlich, ja!
Mit ſchwerer Mühe kaum bezwungen, nährt
Den alten Groll in ſeiner Bruſt der Sachſe,
Und wird uns zähnefletſchend rückwärts faſſen,

Dieweil ein Schwarm vertriebner Prieſter keck
In Kirchen und in Schenken Aufruhr predigt.
Gleich einer rings behau'nen Tanne neigt ſich
Dumpfdröhnend ſo der ſaliſche Stamm zum Falle,
Und — ſcheint es doch, mein Seeleneis will thauen!
Ei, Vater! könntet Ihr mich ſehn! Es nezt
Sich Heinrichs Auge: hättet Ihr's geglaubt?
Kalt nennt Ihr mich? und doppelt hell vielleicht,
Gleichwie an winterlichem Himmel, funkeln
Des Ruhmes Sterne mir. Und ſollten jezt
Wir untergehn? Nein! hab' ich's ja gehört.
O dieſer koſtbaren Entdeckung! Roms
Weltkluge Prieſter halten mich für blöde,
Für einen frommen Schwächling, den ſie tändelnd
Mit ihrer Wachtelpfeife locken könnten.
Das dank' ich Adalbert, und habe ſomit
Gelegentlich auch ihn durchſchauen lernen.
Daß er bei ſo viel Troß vor mir ſich ſchmiegte,
Es ſchien verdächtig: nun iſt's aufgehellt.
Mit meiner Hülfe nur erklimmt mein Kanzler
Die höchſte Staffel deutſcher Kirchenmacht;
Darum beſchleunigt er mein Kaiſerthum,
Und malt in ihren Farben mich den Römern.
Bis dahin darf ich unbedingt ihm trauen. —
Welch reizende Verſuchung! Nicht geboren
Iſt, wer ſie ſpröde von ſich weiſen könnte.
Verwirkt habt ihr das Recht auf meine Treue,
Da ihr den Vater mich verrathen heißt.
Mißbraucht ihr mich ſo ſchnöd' in eurem Dienſte,
So werd' ich künftig mir zu dienen wiſſen.
Warum mißkennt ihr den verkappten Löwen,
Dem eure Hand das Schaafskleid umgeworfen?
Zur böſen Stunde, da ihr's nicht gedacht,
Mit einem Griff wird er euch niederwürgen.
Werkzeug und Meiſter tauſchen dann die Rolle:
Die Schuld büßt offen, wer ſie heimlich rieth,
Und wer die That gethan, der wird ſie ſtrafen.

Agnes (durch die Hinterthüre kommend).

Vergeblich hab' ich lange dich geſucht:
Oft glaubt' ich deinen Schatten noch zu ſehn,
Und du warſt weg.

Heinrich.

Ein vielbewegter Abend.

Agnes.

Bewegt, ſo wie du ſelber. Erſt die Nacht —
Sie flößt mir Grauen ein. Der Vater ging
Verſtimmt und früh zur Ruhe, Wulfhild bat ich
Um Einſamkeit; gleichwohl, durch's Fenſter blickend,
Erſchrack ich vor der dumpfen Stille drunten
Im eingeſchlafnen Nürnberg: von Verrath
Heimtückiſch ſchien die Pegnitz mir zu flüſtern.
In jedes nächſte Zimmer möcht' ich leuchten,
Ob Diebe nicht etwa ſich eingeniſtet.

(Fortſezung folgt.)

Neueres aus dem Gebiete der Naturwiſſenſchaft.

(Fortſezung.)

Die angeführten Thatſachen reichen ſchon hin, um uns zum Schluſſe zu berechtigen, daß weder die Ausdehnung, noch die Verdichtung, noch auch die Bildung des Dampfes zu der fraglichen Elektricitätserregung irgend etwas beiträgt, daß leztere einzig und allein veranlaßt wird durch die Reibung der Waſſertheilchen gegen einen ſtarren Körper, und daß der ausſtrömende Dampf bei der ganzen Sache keine andere als eine mechaniſche Rolle ſpielt, das heißt die, das von ihm getroffene Waſſer zu zertheilen und gegen eine feſte Materie zu werfen. Hat es mit dieſer Folgerung ſeine vollkommene Richtigkeit, ſo iſt klar, daß jedes andere Mittel, durch welches das Waſſer zertheilt und gegen einen feſten Körper geworfen wird, auch elektriſche Erſcheinungen veranlaſſen muß, ganz gleich denjenigen, welche man mit Hülfe des Dampfes erhält. Und ſo iſt es nun auch in der That. Faraday hat gezeigt, daß ganz trockene Luft, wenn dieſelbe in einem metallenen Gefäß zuſammengedrückt wird, bei ihrem Ausſtrömen durchaus keine elektriſche Erregung veranlaßt, daß aber eine ſolche ſofort ſtattfindet, wenn die ausſtrömende Luft ſo auf Waſſer trifft, daß dieſes zertheilt und gegen einen feſten Körper geworfen wird. Auch unter dieſen Umſtänden zeigt ſich die Waſſer führende Luft poſitiv, das Metallgefäß, dem ſie entſtrömt, negativ elektriſch. — Da bei den eben erwähnten Verſuchen weder Dampfbildung noch Dampfverdichtung, überhaupt keine Veränderung des Cohäreuzzuſtandes irgend eines Körpers, außer der mechaniſchen Zertheilung des Waſſers und der Ausdehnung der zuſammengedrückten Luft ſtattfindet, ſo wird die Richtigkeit der Folgerung Faraday's über jeden Zweifel erhoben, daß nämlich die Reibung der Waſſertheilchen gegen feſte Körper die Urſache der beobachteten elektriſchen Erſcheinungen ſey.

Der Londoner Phyſiker hat nun die weitere höchſt intereſſante Beobachtung gemacht, daß das Waſſer einen hohen Grad chemiſcher Reinheit beſitzen muß, wenn durch Zertheilung und Reibung deſſelben Elektricität erregt werden ſoll. Wendete Faraday das in London gewöhnlich gebrauchte Waſſer zu ſeinen Verſuchen an, ſo erhielt er

von dem elektriſchen Dampfapparate nicht die geringſte Wirkung; erſezte er aber daſſelbe durch deſtillirtes Waſſer, ſo traten ſofort auffallende elektriſche Wirkungen ein. — Wurde dem reinſten Waſſer auch nur die geringſte Menge eines in ihm auflöslichen Salzes, einer Säure oder irgend eines Körpers zugeſezt, der das elektriſche Leitungsvermögen des Waſſers zu erhöhen vermag, ſo verlor daſſelbe augenblicklich die Fähigkeit, bei ſeiner Zertheilung und Reibung Elektricität zu erregen. — Es iſt leicht einzuſehen, daß auch dieſe zulezt angeführte Thatſache einen ſchlagenden Beweis dafür liefert, daß im Waſſer und nicht im Dampfe die Quelle der unter den beſchriebenen Umſtänden auftretenden Elektricität liegt.

Wenn nun das reine Waſſer durch Zertheilung und Reibung poſitiv, der von ihm geriebene Körper negativ elektriſch wird, und wenn eine Flüſſigkeit, die beſſer als das reine Waſſer leitet, unter gleichen Umſtänden keine Elektricität erregt, ſo läßt ſich mit ziemlicher Gewißheit vorausſehen, daß flüſſige Körper, die nicht beſſer, oder wohl gar ſchlechter leiten als das Waſſer, ebenfalls das Vermögen beſitzen, bei ihrer durch Dampf oder Luft bewerkſtelligten Zertheilung und Reibung elektriſche Erſcheinungen zu veranlaſſen. — Sezte Faraday bei ſeinen Verſuchen an die Stelle des reinen Waſſers Terpentinöl, Olivenöl, geſchmolzenes Wachs, Wallrath oder geiſtige Harzlöſungen, ſo wurden bedeutende elektriſche Wirkungen erhalten, bei denen ſich der bemerkenswerthe Umſtand zeigte, daß der ausſtrömende Waſſerdampf negativ, der Dampfkeſſel dagegen poſitiv elektriſch war, während bei Anwendung des reinen Waſſers das Umgekehrte ſtattfindet. Wurde das Waſſer durch Schwefelkohlenſtoff, Naphtalin, Schwefel, Kampher oder geſchmolzenes Cautchouc erſezt, ſo zeigte der ausſtrömende Waſſerdampf poſitive Elektricität, der Keſſel die negative. Es verhalten ſich ſomit die leztgenannten Subſtanzen gerade wie das reine Waſſer; ſie ſind indeſſen nach den Erfahrungen Faradays nicht ſo wirkſam als leztere Flüſſigkeit.

Es darf daher jezt das reine Waſſer als derjenige Körper betrachtet werden, welcher den höchſten Grad von poſitiver Elektricität in ſich entwickeln läßt, wenn derſelbe gegen gewiſſe feſte Körper gerieben wird. Dieſer Umſtand iſt äußerſt merkwürdig und gibt ganz eigenthümlichen Vermuthungen Raum. — Es iſt früher geſagt worden, daß das durch die mechaniſche Gewalt des Dampfes oder der Luft zertheilte Waſſer gegen einen feſten Körper geworfen werden müſſe, um elektriſche Erregung zu veranlaſſen. Uebt nun auf dieſe Erregung die Natur des feſten Körpers oder derjenigen Materie, gegen welche die Waſſertheilchen ſich reiben, auch irgend einen Einfluß aus? Die Ergebniſſe der von Faraday über dieſen Punkt angeſtellten Verſuche ſetzen es außer Zweifel, daß ein ſolcher Einfluß allerdings ſtattfindet, daß derſelbe jedoch mehr im Grade, als in der Art der ſtattfindenden elektriſchen Erregung ſich äußert. Alle Metalle, Mineralien, Glas, Harze, Schwefel, Baumwolle, Seide, Wolle, Holz, Kohle, Graphit, Federn und Elfenbein wurden negativ, wenn der Dampf Waſſertheilchen gegen dieſelben warf; es war aber der Grad der in dieſen Körpern erregten negativen Elektricität verſchieden. Unter allen geprüften Subſtanzen zeigt das Elfenbein das elektriſche Erregungsvermögen im ſchwächſten Grade, ſo daß kaum Spuren von Elektricität, weder in dem ausſtrömenden Dampf, noch in dem Elfenbein ſelbſt wahrgenommen werden können. Beſteht daher die Dampfröhre und der feſte Körper, gegen welchen die zertheilten Waſſertheilchen ſich reiben ſollen, aus der erwähnten Subſtanz, ſo verhält ſich der größte Keſſel, aus welchem noch ſo ſtark geſpannter Dampf ſtrömt, ſo zu ſagen unthätig und iſt ſeine eigene Elektricität wie die des austretenden Dampfes beinahe unmerklich.

Aus den unmittelbar vorhergehenden wie auch aus den frühern Angaben erhellt nun zur Genüge, daß es ganz in der Gewalt des Experimentators liegt, bei gleichbleibender Dampfbildung und Dampfausſtrömung, entweder alle Elektricitätsentwicklung zu hemmen, oder dieſelbe ſtattfinden zu laſſen, und zwar ſo, daß der entweichende Dampf entweder poſitiv oder negativ iſt. Es ſtellen ſomit dieſe Thatſachen auch außer allen Zweifel, daß weder der Dampfbildung noch der Dampfverdichtung die beobachteten elektriſchen Erſcheinungen zugeſchrieben werden dürfen und die Quelle dieſer Phänomene einzig nur in der Reibung der Waſſertheilchen gegen feſte Körper zu ſuchen iſt. — Es haben mit andern Worten die Faradayſchen Verſuche dargethan, daß die Erregung der Elektricität durch Dampf im Grunde auf die gleiche Weiſe ſtattfinder, in welcher wir dieſelbe mit Hülfe unſerer gewöhnlichen Elektriſirmaſchine veranlaſſen.

Um nun wieder auf die elektriſchen Erſcheinungen des Gewitters zurückzukommen, ſo ſieht man leicht ein, daß die von dem brittiſchen Phyſiker erhaltenen Reſultate keineswegs der oben ausgeſprochenen Anſicht günſtig ſind, gemäß welcher jene Phänomene aus einer Verdichtung des in der Atmoſphäre enthaltenen Waſſerdampfes entſpringen. Gewiß, wenn wir vom Kleinen auf das Große ſchließen, ſo müſſen wir ſagen, daß die Luftelektricität nichts zu thun habe mit der Wolkenbildung, das heißt mit Waſſerniederſchlägen, welche in der Atmoſphäre ſtattfinden, und in der That zieht Faraday ſelbſt aus den Ergebniſſen ſeiner neueſten Verſuche eine ſolche Folgerung und erklärt, daß zwiſchen beiden Erſcheinungen kein Zuſammenhang ſtattfinde.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſponden;-Nachrichten.

Lyon, Januar.

(Fortſetzung.)

Die Centraliſation.

Eine kluge Centraliſation ſoll nichts ſeyn, als eine große, ſich nach allen Seiten verbreitende, erwärmende und Leben entwickelnde Kulturform. Unſere Centraliſation aber will alle eigenthümliche Entwickelung und Civiliſation in den Provinzen hindern oder niederhalten, damit nur Eine ſtrahlend daſtehe, die der Hauptſtadt. Die Regierung unterhält in Paris mit ungeheuern Koſten reiche Kunſtſammlungen, Muſeen, Bibliotheken und Schulen. Sie unterſtützt auf's Reichlichſte die dortigen Theater, die in gewiſſer Hinſicht auch als Schulen betrachtet werden können. Für die Provinzen dagegen geſchieht nicht das Geringſte, in ihnen wird Geiſtiges, Wiſſenſchaft und Kunſt auf keine Weiſe ermuntert und unterſtützt. Frankreichs Städte zweiten Rangs, Marſeille und Bordeaux, haben kaum unbedeutende Muſeen und öffentliche Bibliotheken, aber keine Kunſtſchulen, keine Fakultäten für Wiſſenſchaften und Literatur. Andere Städte, wie Lyon und Toulouſe, haben zwar dergleichen Anſtalten, ſie verdanken ſie aber keineswegs der Landesregierung, ſondern nur ſich ſelbſt, den eigenen Mitteln oder dem Zufall. Die Regierung arbeitet unermüdlich und mit wahrem Luxus daran, in Paris neue Muſeen und Bibliotheken zu gründen. Für die Wiſſenſchafts- und Kunſtanſtalten in den Provinzen geſchieht nichts, oder ſo viel wie nichts, und doch kann die Regierung unmöglich verkennen, wie wichtig und nützlich das Aufſtreben der Provinzen in Kunſt und Wiſſenſchaft für die Erhebung und Bereicherung des Landes durch Induſtrie und Handel iſt. Nur von Zeit zu Zeit wirft man den Provinzen ein Almoſen hin, irgend ein mittelmäßiges Gemälde, das in Paris keinen Beifall finden konnte. Warum werden die Provinzen ſo ſehr vernachläſſigt? Mit dem zehnten Theil der Summen, die jene Pariſer Anſtalten und Monumente ſeit zwölf Jahren nicht allein die Stadt Paris, ſondern den Staat koſten, hätte man in den Provinzen Lichtherde gründen können, von denen Hellung und Wärme in die umliegenden Departements ausſtrömte. Es gibt aber leider viele angeſehene Leute, die behaupten, es ſey beſſer für Frankreich, auf einem einzigen Punkte alles Licht, alle Mittel des Unterrichts zuſammenzudrängen, als zahlreiche Lichtherde mit mäßiger Hellung in vielen Theilen des Landes zu gründen. Was würde man von einer ſtädtiſchen Adminiſtration ſagen, die, um die entlegenen Straßen, Plätze und Winkel zu erhellen, auf dem Markte, im Norden der Stadt, ein ungeheures Feuer, ein blendendes Licht anſtellte? Die Leute würden bald ſich beklagen, daß es in den abgelegenen Straßen noch immer ſo dunkel ſey als vorher. — Wir glauben mit einem geiſtreichen franzöſiſchen Schriftſteller, mit Alex. Duménil, daß die Centraliſation Frankreichs Zukunft auch in adminiſtrativer und politiſcher Hinſicht ſehr gefährdet. So lange das Land ein drohender, immer zum Angriff bereiter Staat war, ſo lange es mit ſeinen Nachbarn in Spannung lebte und ihnen Furcht oder wenigſtens Beſorgniß einflößen konnte, ſo lange beugten ſich die franzöſiſchen Provinzen willig unter das Joch der Centraliſation und trugen alle ihre Uebel, denn ſie erkannten damals deren Nothwendigkeit für jenen Zuſtand. Dies hat ſich aber ſeit Jahren ſehr geändert. Frankreich iſt kein angreifender, kriegführender Staat mehr; es fühlt ſeit 1830 das Bedürfniß, mit allen ſeinen Nachbarn in Frieden und Eintracht zu leben, in Frieden alle ſeine reichen Hülfsquellen zu benützen und zu vermehren. Seine Nachbarn ſind überdieß in einem Zuſtand und in einer Stellung, wo Krieg mit ihnen ein ſehr großes Wagniß für Frankreich wäre. Die Franzoſen ſelbſt, ſo kriegsluſtig und ruhmſüchtig ſie ehemals waren und auch gleich wieder ſeyn würden, wenn Gelegenheit und Ausſicht zum Gewinn wäre, auch die Franzoſen haben ſich für's Erſte ſehr geändert; ſie ſehen ein, daß vorläufig nicht mehr von Frankreichs Uebergewicht die Rede ſeyn kann, ja daß ſie und ihr Land nur im Frieden und im freundlichen Vernehmen mit andern Nationen gedeihen können. Jene alte hemmende, die Nation in ihrer geiſtigen Entwickelung zurückhaltende Centraliſation beginnt ihnen daher läſtig zu werden. Sie fühlen nach und nach immer mehr ihren Nachtheil, ohne ferner eines ihrer ehemaligen Vortheile zu genießen.

Wie die Regierung immer noch ſtiefmütterlich gegen die Provinzen denkt, wie ſie mit jedem Jahr den Kreis ihrer politiſchen und intellektuellen Thätigkeit zu beſchränken ſucht, ſo auch die andern Pariſer Behörden und Autoritäten. Enthielt doch vor Kurzem das Journal la Presse den wohlmeinenden Rath, die Departementalpreſſe ſolle ſich künftig nicht mehr mit der ihr ſo fern liegenden höhern Politik, nicht mit den Diskuſſionen in den Kammern, nicht mit dem Gang der Centralregierung, nicht mit den Maßregeln der Miniſterien beſchäftigen, ſondern ſich auf Provinzielles beſchränken, auf Lokalverbeſſerungen, auf die Verhandlungen ihrer Generals und Munizipalconſeils, auf die Verfügungen ihrer Präfekten, Sousprafekten und Maires, auf Criminalfälle und dergleichen. Dieſe dünkelhafte Zumuthung hat aber ihren guten Grund, den jenes Journal freilich nicht ausſpricht. Die immer zahlreicher und bedeutender werdenden Departementaljournale thun den Pariſern großen Abbruch; denn in den Departements, wo ſonſt nur die Pariſer Blätter, beſonders der Conſtitutionnel, gehalten wurden, lieſt man lieber die Provinzialblätter. Allerdings haben jene große Vortheile vor den Departementalblättern durch ihre Stellung im Centrum Frankreichs, dicht bei der Regierung und den Kammern, an der Stelle, wo alle Neuigkeiten Frankreichs und Europas zuſammenſtrömen und ganz friſch gegeben werden können. Dieſer aus der Oertlichkeit hervorgehenden Superiorität entſpricht aber nicht mehr ein Uebergewicht an Talent, Kenntniß und Redlichkeit. Allerdings gibt es in Paris noch einzelne Journaliſten, die ſolide Kenntniſſe mit eleganter Sprache verbinden; aber die Zeit, wo Benjamin Conſtant, Foy, Guizot, Royer-Collard, Chateaubriand und Lamennais an den Pariſer Journalen arbeiteten, wo ſie das Licht und die Gluth ihrer Ideen und ihre wahre Begeiſterung über Frankreich ausgoſſen, dieſe Zeit iſt lange vorüber. Offen und laut muß es geſagt werden, was jetzt ſelbſt in Paris nicht mehr beſtritten wird: mit nur wenigen Ausnahmen werden die politiſchen und adminiſtrativen Fragen nicht blos des Auslands, ſondern auch Frankreichs, jetzt in den Pariſer Journalen mit einer leichtſinnigen Oberflächlichkeit, mit einer Ignoranz und einer Wandelbarkeit behandelt, die durch modiſchen leeren Wortſchwall und Phraſen verhüllt werden ſollen. Selbſt ihre Sprache iſt nicht mehr gediegen, und von Wahrheit iſt in der Regel gar nicht mehr die Rede; alle Aeußerungen ſtehen unter dem Einfluß der von den Journalen angenommenen Farbe. Wer könnte noch ihren Worten Zutrauen ſchenken, zumal ſie mit Unverſchämtheit von einer Anſicht zur entgegengeſetzten überſpringen, je nachdem ſich die Stellung und Meinung der Partei ändert, oder ſich andere Einflüſſe geltend machen?

(Fortſetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 19.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 22. Januar 1844.

Multa cognata numini summo obscura sunt. Aut fortasse, quod magis mireris, oculos nostros et implent et effugiunt: sive illis tanta subtilitas est, quantam consequi humana acies non possit, sive in sanctiore secessu majestas tanta delituit.

Seneca.

Neueres aus dem Gebiete der Naturwiſſenſchaft.

(Fortſetzung.)

Alle unſere Verſuche, in welch rieſenhaftem Maßſtabe wir dieſelben auch anſtellen mögen, ſind doch nur Kinderſpiele gegen die Großartigkeit der Naturprozeſſe. Wenn wir nun bei unſern winzigen Experimenten gewiſſe Thätigkeiten und Erſcheinungen auch nicht wahrzunehmen vermögen, ſo folgt hieraus mit völliger Sicherheit noch nicht, daß dieſelben an und für ſich gar nicht ſtattfinden. Möglicherweiſe könnte der Grund unſerer negativen Reſultate allein in der Kleinheit der angeſtellten Verſuche, d. h. in der Geringfügigkeit der ſtattfindenden Erſcheinungen und ſomit in der Beſchränktheit unſerer Mittel liegen, die fraglichen Phänomene in einem merklichen Grade hervorzurufen. — Haben wir alſo bei der Verdichtung des Dampfes, wie wir ſie im Kleinen bewerkſtelligen, noch nicht das Auftreten der Elektricität wahrzunehmen vermocht, ſo könnte dieß davon herrühren, daß dieſelbe zu ſchwach iſt, um ſelbſt durch unſere empfindlichſten Werkzeuge angezeigt zu werden. Und wenn nun dem wirklich ſo wäre, ſo folgte hieraus, daß man einen wahrnehmbaren Grad elektriſcher Erregung erhalten müßte, wenn hinreichend große Dampfmaſſen verdichtet würden.

Wie unendlich klein iſt die Menge des Dampfes, die unſere rieſenhafteſten Keſſel zu erzeugen vermögen, wie geringfügig alſo auch die Menge deſſelben, die wir je auf einmal verdichten können, im Vergleich zu der Maſſe des Dampfes, welche nothwendig iſt, um durch ihre Verdichtung Gewitterwolken zu bilden, deren Größe und Ausdehnung häufig viele Geviertmeilen umfaßt! — Wenn nun z. B. ein Pfund Dampf bei ſeiner Umwandlung in Waſſer uns ganz unmerkliche Spuren von Elektricität entwickelt, ſo könnten dennoch die gewaltigſten elektriſchen Erſcheinungen hervorgerufen werden, falls Millionen Pfunde Waſſerdampf raſch zur Verdichtung kämen. Wegen dieſer Möglichkeit können die Faradayſchen Verſuche die Frage, ob die während eines Gewitters ſtattfindenden elektriſchen Erſcheinungen mit Dampfverdichtung in einem oder in keinem Zuſammenhang ſtehen, nicht mit völliger Sicherheit entſcheiden. Jedenfalls beweiſen aber die erwähnten Verſuche, daß wenigſtens ein Theil der Luftelektricität mittelbar herrührt von Waſſerniederſchlägen, die in der Atmoſphäre ſtattfinden. Die Wolken ſind nämlich nichts anderes, als Anhäufungen kleiner Waſſertheilchen; da nun leztere, wie oben angeführt worden, den poſitiv elektriſchen Zuſtand annehmen, wenn dieſelben gegen feſte Körper der verſchiedenſten Art getrieben werden, ſo muß auch eine Wolke, die durch den Wind gegen Gebirgsabhänge

oder andere terreſtriſche Gegenſtände geführt wird, ebenfalls poſitiv erregt werden. — Was die gewaltigen elektriſchen Erſcheinungen betrifft, welche ſich bisweilen über und in den Schlünden feuerſpeiender Berge zeigen, ſo ſcheinen dieſelben auf den erſten Anblick eine genügende Erklärung in den Ergebniſſen der Faradayſchen Unterſuchungen zu finden. Man möchte nämlich glauben, der Dampf des Vulkans, der auch Waſſertheilchen mit ſich führt und dieſe gegen die Wandungen des Kraters treibt, errege die Elektricität eben ſo, wie dieß jezt in unſern Dampfapparaten bewerkſtelligt wird. Allein der vulkaniſche Dampf iſt nicht rein; er enthält unter andern Beimengungen auch einige flüchtige Säuren, z. B. ſchwefligte Säure und Salzſäure; dieſe Subſtanzen müſſen ſich daher auch in den Waſſertheilchen finden, welche der Dampf mit ſich führt, und da die Anweſenheit dieſer Säuren im Waſſer das Leitungsvermögen dieſer Flüſſigkeit erhöht, ſo kann, den Faradayſchen Verſuchen zufolge, ein ſo beſchaffenes Waſſer durch die Reibung an den Kraterflächen nicht elektriſirt werden.

Wenn aber dieſe Reibung nicht als die Urſache der elektriſchen Beſchaffenheit des vulkaniſchen Dampfes angeſehen werden darf, wo müſſen wir denn dieſelbe ſuchen? Auf dieſe Frage vermögen wir keine beſtimmte Antwort zu geben, und wir ſehen uns genöthigt, auf die frühere Vermuthung zurückzukommen, gemäß welcher durch die plözliche Verdichtung einer großen Maſſe Waſſerdampfes bedeutende elektriſche Erſcheinungen hervorgerufen werden. Da dieſer phyſikaliſche Vorgang in einem großen Maßſtabe in der dem Vulkane entſteigenden Dampfſäule ſtattfindet, ſo dürfte es nicht unwahrſcheinlich ſeyn, daß unter dieſen Umſtänden die Elektricität in eben der Weiſe erregt wird, wie wir vermuthen, daß dieß in der Gewitterwolke geſchieht.

Möglicherweiſe könnte auch ein Theil der Luftelektricität durch die Reibung der Wolken an den Luftheilchen, wie auch durch die Reibung der leztern an feſten terreſtriſchen Gegenſtänden entſtehen. Die größte elektriſche Autorität unſerer Tage, Faraday, ſpricht ſich aber gegen dieſe Annahme aus, und in der That ſind derſelben die Reſultate der bis jezt über dieſen Gegenſtand angeſtellten Verſuche keineswegs günſtig. Durch den ſtärkſten gegen einen feſten Körper gerichteten Luftſtrom, durch die raſcheſte Bewegung von Waſſertheilchen in der Luft hat man noch nie eine merkliche elektriſche Erregung bewerkſtelligen können. Freilich ſind auch derartige Verſuche nur in einem verhältnißmäßig kleinen Maßſtab ausgeführt worden, und es läßt ſich ſomit aus den dabei erhaltenen Reſultaten eben ſo wenig als aus den Ergebniſſen, zu denen die Verſuche über das Erregungsvermögen der Dampfverdichtung geführt haben, ein ganz ſicherer Schluß ziehen.

Aus den bisherigen Auseinanderſezungen ergibt ſich nun, daß die nächſte Urſache der elektriſchen Erſcheinungen, welche in unſerer Atmoſphäre ſtattfinden, uns noch unbekannt iſt, daß wir über dieſelbe bis jezt nicht viel mehr als Vermuthungen aufzuſtellen vermögen, und daß ſomit auf dieſem Gebiete für die Naturforſcher noch viel zu thun iſt, noch große Geheimniſſe zu enthüllen ſind.

Ich finde es am Orte, noch von einer neuen elektriſchen Vorrichtung und einigen damit angeſtellten Verſuchen zu ſprechen, bevor ich dieſe Arbeit ſchließe.

Nachdem einmal die Thatſache ermittelt war, daß durch ausſtrömenden Dampf und flüſſiges Waſſer Elektricität erregt werden kann, ſo lag der Gedanke nahe, dieſes Mittel zur Erreichung elektriſcher Zwecke zu benüzen, und wirklich iſt auch daſſelbe in der allerneueſten Zeit durch Armſtrong zu dieſem Behufe auf eine ausgezeichnete Weiſe angewendet worden. — Derſelbe baute für die „Polytechnical Institution“ in London eine, wie er das Werkzeug nicht unpaſſend nennt, „hydroelektriſche Maſchine,“ mit welcher, gemäß den mir vor Kurzem aus zuverläßiger Quelle zugekommenen Angaben, Wirkungen erhalten werden, welche diejenigen der größten gewöhnlichen Elektriſirmaſchine des königlichen Inſtituts in London an Stärke um das Zehnfache übertreffen. Armſtrongs Vorrichtung vermag z. B. eine aus fünfzehn großen Leidner Flaſchen beſtehende elektriſche Batterie in einer Minute zehnmal bis zum Maximum zu laden, während die erwähnte gewöhnliche Elektriſirmaſchine dieſelbe Batterie nur ein einzigesmal in der gleichen Zeit zu laden im Stande iſt. — Obgleich die Länge der Funken, welche dieſe elektriſche Dampfmaſchine bis jezt gibt, noch bei weitem nicht im Verhältniß zu der Größe der ſonſtigen Wirkungen dieſer Vorrichtung ſteht, ſo beträgt dieſelbe doch gegen zwei Fuß, ſo daß, wie man ſieht, die Funken bereits kleinen Blizen gleichen.

Bekanntlich ſind die rieſenhafteſten gewöhnlichen Elektriſirmaſchinen nicht im Stande, ſo viel Elektricität zu erzeugen, daß durch dieſelbe das Waſſer in einem merklichen Grade zerſezt würde. Läßt man aber die durch die neue Armſtrongſche Vorrichtung erregte Elektricität durch reines Waſſer gehen, ſo wird daſſelbe ziemlich lebhaft zerlegt, und zwar natürlich ganz in der Weiſe, in welcher die Voltaſche Säule dieſe Zerſezung bewerkſtelligt.

(Schluß folgt.)

Aus dem Schauſpiel:

Friedrich der Alte oder der Hohenſtaufen Aufgang.

(Fortſezung.)

Heinrich.

Ein Gläschen friſches Waſſer ohne Zweifel
Wird dir vonnöthen ſeyn, dann raſch zu Bette.

Agnes.

Erklärte Feindſchaft zwiſchen Sohn und Vater!
Ob ſie nur wieder aufgehn wird, die Sonne,
Die über eurem Zorn hinabgeſunken?
Vergiftet ſcheint die Luft mir, ſo ich athme.

Heinrich.

Das ſind Empfindungen; mein Zorn hat Gründe.

Agnes.

Die ich nicht widerlegen will, weil du
Erfinderiſch in neuen Gründen wäreſt.
Nur Eines, Bruder, leg' ich dir an's Herz,
Was über jeden Streit erhaben, Eines —

Heinrich.

Wenn's ſeyn muß, ſchnell!

Agnes.

Bedenk' des Vaters Schickſal!
Sechsjähriger Waiſe durch des Kaiſers Hintritt,
Geraubt der Mutter durch den Biſchof Hanno,
Mißhandelt in dem kindlich zarten Alter,
Verweichlicht, als dem Jüngling Strenge Noth that,
Getraut an Bertha wider Luſt und Willen,
Ein Wittwer, als er kaum ſie liebgewonnen,
Nach heißem Kampf Beſieger Gregors, hätte
Nicht dieſen unverhofft der Tod errettet,
Vom nächſten Pabſte grauſam dann getäuſcht
Um ſeinen Aelteſten, und ängſtlich nun
In dir das lezte Pfand des Glückes hütend:
Sieh', wenn ein Streich von daher jezt ihn träfe,
So wäre ganz ſein Herz gebrochen, würde
Nie wieder ſeine Seele froh, es würde
Kein Hoffnungsſtrahl mehr ſeinem Auge tagen.
Dieß wälzt die Schweſter dir, ſo ſchwer es wuchtet,
Auf dein Gewiſſen; Gott iſt Zeuge:
Er wird es ſuchen, er wird's von dir fordern!
Mehr ſtör' ich nicht; ſchlaf ruhig, wenn du kannſt!

(Ab.)

Heinrich

(nach einem innern Kampfe ſchroff ausbrechend).

Er kann nicht herrſchen! nun und nimmermehr!
Die Schweſter hat mich vollends überzeugt.
Nicht zu beſchwören iſt des Unſterns Tücke,
Der blutig roth ihm in die Wiege ſchien,
Nicht durch Vernunft zu brechen ſeine Laune,
Die herbe Frucht der Widerwärtigkeit,
Die ſchlimmſte Zuthat einer Fürſtenſeele.
Für ihn kein Heil als weitab von dem Gipfel,
Wohin des Schickſals erſter Anprall trifft;
Nicht ſteuern kann er, nur geſteuert werden.
Mir aber ziemt es, einzuſtehn für ihn;
Es iſt ein Nothſtand, helfen muß, wer kann.
Die wahre Kindſchaft, ſo auf mich gekommen,
Das iſt der Ahnen Geiſt, der ihm gebricht,
Und dieſer Geiſt verlangt des Hauſes Ehre;
Sie alſo zu beſchirmen, zu erhöhen,
Dieß ſey mir höchſtes, einiges Gebot!

(Zieht haſtig eine Klingel: Diener Gangolf kommt.)

Die Herren ſprechen vor, beſcheide ſie!
Dann in mein Schlafgemach, Umhang davor,
Licht angezündet, und dabei gewacht!

(Gangolf ab.)

Entſchuldbar iſt es bloß, weil unvermeidlich!
Ein Flecken bleibt zurück; ich fürcht' es, weiß es.
Drum eben nicht mit halbem Wind geſegelt,
Im Flug hindurch! Sonſt dehnt ſich das Verbrechen
Und breiter fällt mein Schatten auf die Nachwelt.

(Schluß des zweiten Aufzugs.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Zürich, Januar.

Weitling. — Das literariſche Comptoir. — Vorleſungen.

Habe ich meinen Novemberbericht mit einem Rückblicke auf die Communiſtenangelegenheit eröffnet, ſo ſehe ich mich heute veranlaßt, noch mit einigen Worten auf Weitling zurückzukommen, deſſen Appellation wenige Tage nach Abgang meiner lezten Nachrichten vor unſerem Obergericht verhandelt wurde. Der dem Publikum angewieſene Raum des Gerichtsſaals war gedrängt voll; in der Reihe der Zuhörer nahm man beſonders viele Arbeiter und namentlich deutſche Handwerker wahr, die meiſten im Feierkleid und durch ihr ganzes Ausſehen bezeugend, wie wahr Weitling ſprach, als er verſicherte, daß ſie ſo dürftig noch nicht ſeyen, ſondern ſich vielmehr eines gewiſſen Wohlſtandes erfreuen. Weitling machte nur den Eindruck einer begabten und von communiſtiſcher Lehre und Irrlehre erfüllten, aber keineswegs den einer bedeutenden Perſönlichkeit. Aus ſeinem Weſen trat das Bewußtſeyn eigener Wichtigkeit als Sektenhaupt und angehender Märtyrer nicht undeutlich hervor. Seine Expectoration war weitſchweifig und verworren, ja in manchen Beziehungen urtheilslos und ganz geeignet, den Eindruck des gediegenen und würdigen Vortrag ſeines Anwalts zu ſchwächen. Der größere Theil ſeiner mit außerordentlicher Lebendigkeit vorgebrachten Beweisführung ſtüzte ſich auf Citationen aus dem alten und neuen Teſtamente und vorzugsweiſe aus Paulus; über ſeine originelle Exegeſe wird Niemand einen Prioritätsſtreit mit ihm anfangen. Erſchöpft vom langen und heftigen Sprechen ſchloß er plötzlich und bald ſachend mit einer ſeltſamen Anrufung des heiligen Geiſtes zur Erleuchtung ſeiner Richter, die indeſſen nicht zu ſeinen Gunſten gewirkt zu haben ſcheint. Weitling wurde, wie Sie aus den öffentlichen Blättern wiſſen, zu fünfjähriger Verbannung aus der Schweiz und zehnmonatlicher Gefängnißſtrafe verurtheilt, wovon jedoch der viermonatliche Unterſuchungsverhaft abgezogen wird. Wie man hört, gedenkt er nach ſeiner Freilaſſung nach Amerika auszuwandern.

Ungefähr um dieselbe Zeit war, neben einer trefflichen, in warmer Herbstbeleuchtung prangenden Landschaft von Ulrich, Herwegh's lebensgroßes Bild von Hiz hier ausgestellt, zugleich mit einem nach demselben ausgeführten Stiche von dem in München lebenden Schweizer Gonzenbach. Da dieß rein in Kunstinteressen geschah, nahmen die Behörden keine Notiz davon. In dem sinnend ernsten und doch so lebendigen Ausdruck des krankhaft blassen, von schwarzen Haaren überschatteten Antlitzes und in der düstern Gluth des dunkeln Auges mußte Herwegh erkennen, wer ihn auch nur einmal gesehen hatte. Von verflachender Idealisirung gewahrten wir keine Spur, und nie wohl hat Hiz sein Talent als Seelenmaler in höherem Grade bewährt, als hier. Der Stich ist eine treue Nachahmung des Oelbildes, und ohne Zweifel das gelungenste von den vielen zu Markt gebrachten Porträts des Dichters; doch gestehen wir aufrichtig, daß uns die Manier nicht ganz zugesagt hat. Unter dem Stiche finden sich in autographischer Nachbildung Herwegh's Worte: „Raum, ihr Herrn, dem Flügelschlag einer freien Seele!" aus dem zweiten Band seiner Gedichte, der schon vor mehreren Wochen hier erschienen, aber nicht im hiesigen Buchhandel zu haben ist. Das literarische Comptoir hat nämlich, in Folge der Beschlagnahme von Herwegh's einundzwanzig Bogen und Bruno Bauers entdecktem Christenthum, unsern Kanton mit einer Art Interdikt belegt, und wer ein im Verlage des Comptoirs erschienenes Buch haben will, muß sich an den auswärtigen Buchhandel wenden. Daher sind die meisten neuern Artikel dieser Verlagshandlung bei uns nur spärlich oder gar nicht zu finden, und von manchen erfährt man erst durch deutsche Blätter, daß sie existiren und stark gelesen werden. So wurde die Schrift über den Tod des Pfarrers Weidig dem hiesigen Publikum erst durch den tiefen Eindruck bekannt, den sie in Deutschland hervorrief.

Während in Basel seit Jahren die vor einem gemischten Publikum gehaltenen Vorträge aus verschiedenen Gebieten des Wissens sich eines Erfolges erfreuen, an den sich viele geschätzte Namen knüpfen — wir erinnern hier u. a. an den trefflichen Vinet, an Gelzer, Wackernagel, de Wette, Hagenbach — standen bei uns ähnliche Versuche, für Wissenschaft und geistiges Leben auch außerhalb der Grenzen des akademischen Hörsaals Boden zu gewinnen, als vereinzelte und wenig ermunternde Beispiele da. Doch scheint sich hierin allmählig eine bessere Richtung Bahn brechen zu wollen. Schon letzten Winter wurden die Vorlesungen, die Professor Löwig über Chemie hielt, von einem zahlreichen Damenkreise fleißig besucht, und während des Sommers vereinigte Prof. Hodes eine Anzahl gebildeter Männer im Hörsaale der Anatomie. Diesen Winter lesen Professor Müller über Astronomie und Prof. Lange, der sich auch um unsern Kirchengesang Verdienste erwirbt, über Geschichte des Urchristenthums, beide vor einem gemischten Publikum. Die letztern Vorlesungen werden besonders stark besucht, jedoch sehr verschieden aufgefaßt. Mögen sie recht viel zur Erkenntniß und Verbreitung urchristlichen Sinnes beitragen! — In dem engern Kreise der vaterländisch historischen Gesellschaft hält Professor Hottinger Vorträge über die schweizerische Revolutionsgeschichte, welche, wie wir hoffen, später im Druck erscheinen werden. Mit Freuden sehen die zahlreichen Freunde und Bekannten Hottingers, von denen viele seine Schüler gewesen waren, den allgemein geschätzten Mann einer ungehemmten wissenschaftlichen Thätigkeit zurückgegeben, nachdem er vor einigen Jahren lange am Rande des Grabes gestanden hatte.

(Fortsezung folgt.)

Lyon, Januar.

(Fortsezung.)

Der Clerus und die Universität.

Wahrheit, Unparteilichkeit und öffentliches Wohl sind diesen Journalisten unbedeutende Nebensachen, oder gar Rococo aus verlebter Zeit, auf das man keine Rücksicht mehr nehmen darf, wenn man sich nicht bei den Seinigen lächerlich machen will. Die Departementalpresse hat vor der Pariser den bedeutenden Vortheil, daß sie nicht dicht bei oder unter den Parteien steht; dadurch gleicht sie reichlich den Nachtheil ihrer örtlichen Stellung aus. Sie geht gewöhnlich in ihren Ideen einen eigenen, unabhängigen Gang, den sie nicht von den Pariser Journalen borgt, wogegen diese manchmal von ihr entlehnen, ohne die Quelle anzugeben. Sie ist aber besonders dadurch wichtig, daß sie mit Unparteilichkeit und Unabhängigkeit die von den Pariser Journalen ausgehenden Ideen und Behauptungen controlirt, mit einander vergleicht und dadurch ein richtiges Urtheil über sie erleichtert.

Bekanntlich ging von hier, von unserem Cardinal-Erzbischof von Bonald, die merkwürdige Opposition des katholischen Clerus gegen die Universität aus. Es ist der Kampf der Sitte und des Glaubens gegen das bloße Wissen, das sehr oft nur ein Halbwissen ist. Schreiber dieses ist Protestant, von Herzen Protestant, aber sein Protestantismus hindert ihn nicht, die Augen offen zu haben und gerecht zu seyn. Wer Frankreich kennt, weiß auch, wie die religiöse und sittliche Erziehung im Argen liegt, und wie jezt die Franzosen in ihrer sittlichen Zerrissenheit das religiöse Element in den höhern Schulen nöthiger hätten als je. Es ist aber nicht zu läugnen, daß die Universität, ihre Chorführer und Redner seit Jahren eifrig daran arbeiten, dieß Element so viel als möglich zu verdrängen, oder wenigstens den Schein der Ueberflüssigkeit und Lächerlichkeit darauf zu werfen. Bei der Anstellung neuer Lehrer geht sie besonders von diesem Gesichtspunkt, vom französischen Hegelthum aus. Wer möchte es nun der Landeskirche übel nehmen, daß sie sich gegen diese Tendenz auflehnt? Ich meine, darin thut sie nur ihre Pflicht. Nur in Einem irrt sie wohl, nämlich in dem Mittel. Die Universität spottet der Drohung der Kirche, die Aumoniers oder Kaplane von den Collegien zurückzuziehen; denn Erwünschteres könnte ihr gar nicht kommen, da sie wohl weiß, daß die große Masse der Eltern in den Städten auf Religionsunterricht wenig Werth legen und ihm einige Stunden mehr Chemie oder Mathematik unbedingt vorziehen. Anders ist es auf dem Lande, wo durch die frères ignorantins in den Elementarschulen und Familien ein besserer Grund gelegt ist, und wo überhaupt die Religion noch einigen Ankerboden, noch einige Bedeutung für die Leute hat. Klüger wäre es wohl bei diesem Stand der Dinge, wenn die Kirche sich bemühte, der Gleichgültigkeit gegen Religion und Religionsunterricht, so wie den in demselben Sinn wirkenden Lehren vieler Professoren auf andere Art entgegen zu wirken, nämlich durch Anstellung von Kaplanen bei den Collegien, die durch Geist, Kenntnisse, Beredtsamkeit, so wie durch feine, aber reine Sitten die jungen Leute anziehen, ihnen Vertrauen einflößen und ihre Gemüther auf diese Art für die Religionslehre vorbereiten und günstig stimmen könnten.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 8.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 20.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 23. Januar 1844.

Je mehr mein' Flamme brennet,
Je minder iſt der Schein;
Je minder ſie bekennet,
Je größer iſt die Pein.

Zinkgraf.

Geſchichten aus den Bergen.

(ſ. die Einleitung in Nr. 259. 1843.)

2.

Die Verzagten.

Wir feinen Leute in den Städten, wir mit unſern geiſtreich zurechtgedrechſelten Gefühlen und unſern einſtudirten, rückſichtsvollen Zartheiten, wir ſind der Meinung, die Menſchenkinder, die „am Bauern draußen" aufwachſen, wie man in Süddeutſchland ſagt, hätten keinen Begriff von den ausgeſuchten Verſchämtheiten und der ſinnigen Zurückhaltung, mit denen ſich eine gebildete Liebe quält. Bei dieſen etwas ungeleckten Kindern der Natur, glauben wir, werden ſolche Dinge, als da ſind Liebe und Liebesbünde, Werbung und Heirath, ſo geradezu und ohne größere Rührung abgethan, als Eſſen und Trinken, als ein Roßhandel oder ein Kartenſpiel. — Manchmal, ja ziemlich oft mag es bei ſolcher Art ſein Bewenden haben, und was das Herz angeht und ſeine Regungen, wird wohl hintangeſetzt; indeſſen glaub' ich, haben wir Stadtleute in dieſer Beziehung nicht viel voraus vor den wenig ſentimentalen Bauern. — Wer aber mit etwas weniger Vorurtheil dem Weſen in Dorf und Bergdorf zuſieht, der mag da Dinge finden, wie ſie nicht zu oft zwiſchen Seidengardinen und auf Parketböden vorkommen, Dinge, die ſo ganz mit dem zarteſten Gefühlsleben zuſammenhängen. Warum ſollte auch da nicht, wo Blumen und Kräuter gedeihen, die kein Treibhaus zur Reife bringen kann, das Herz wunderſeltene, ſüßduftige Blüthen treiben?

Das Paſſeierthal in Tyrol, daſſelbe, wo das Wirthshaus am Sand ſteht, iſt rauh und unſchön genug, eine grobe Gegend, möcht' ich ſagen; dennoch weiß ich eine Geſchichte von zwei Paſſeirer Liebesleuten, die ſich in der zarteſten Gegend der Welt, unter den Linden in Berlin oder daherum irgendwo nicht ſinniger ereignen könnte.

Der Toni und die Trine hatten ſich lieb; aber Jedes hatte das Andere lieb für ſich allein. Keines wußte es vom Andern. Sie liebten ſich, und thaten dennoch Alles, um es vor einander geheim zu halten. — Es gab kein Hinderniß, wegen deſſen ſie ihr Gefühl hätten zurückhalten oder unterdrücken müſſen. Beide konnten frei ſchalten über ihr Herz und ihre Hand. Der Toni regierte als ein junger, tüchtiger Bauer in dem Haus, das er von ſeinen Eltern ererbt hatte. Die Geſchwiſterte waren verſorgt, die jüngſte Schweſter wollte eine „Barmherzige" werden und wartete mit Ungeduld auf die Zeit, wo der Bruder heirathen würde, damit ſie der Wirthſchafterei, des unliebſamen Marthadienſtes, enthoben werde und

ganz Maria seyn könne im Klosterparadiese. — Die Trine war zwar nur Magd bei einem Nachbar, aber braver Leute Kind und auch nicht ganz arm. Etliche Gulden Heirathgut hatte ihr der geistliche Herr Vetter, der Benefiziat, längst verheißen.

Warum sollten sich die Leute nicht haben können? warum redeten sie nicht frischweg mit einander, wie's ihnen um's Herz war? — Gerade weil es ihnen so seltsam, so unerklärlich zu Muthe war, so schwiegen sie still. Nur wenn sie ganz allein waren, auf einem Bergmad, oder zu Nacht beim Schlafgehen in der Kammer, da wagten sie es, sich zu gestehen: „Ach, wie hab' ich den Toni so gern!" oder: „O die Trini, die hab' ich wohl so viel lieb!" — Aber wohl nur der Toni getraute sich solche Worte halblaut auszusprechen; das Mädchen hielt sich die Ohren zu oder die Hände vor die Augen, damit sie es nicht höre oder sehe, wenn sie für sich allein dergleichen dachte.

Sie hüteten sich wohl, auch nur in der entferntesten Weise zu verrathen, was in ihnen vorging; sie vermieden sich zu sehen, das heißt, sie suchten sich da auf, wo jedes meinte vom Andern unbemerkt zu bleiben. Sie grüßten sich nie, oder nur nothdürftig, sahen sich aber Viertelstunden lang nach, wenn sie am selben Wege sich begegneten. Keines nannte je des Andern Namen, aber wenn ein Dritter ihn aussprach, da erbebten ihre Herzen und sie lauschten auf jedes Wörtlein, das von ihnen geredet wurde, als vernähmen sie Engelsbotschaften, geradewegs vom Himmel gekommen. — So trieben sie's lange, mehr als ein Jahr, und sie nicht unter einander, noch eine fremde Menschenseele merkten etwas von der Liebe. Weil sie sich aber mühten, es immer noch heimlicher zu haben, so kam es, ich weiß nicht wie, daß endlich doch die Leute es erfuhren.

Es gab gute Seelen genug, die sich der armen Verliebten und Verzagten annehmen und sie zusammenbringen wollten. Da war eine der eifrigsten des Toni's Schwester, Agath', die zukünftige Barmherzige. Sie hatte zwar bisher die Trine nicht gar gerne leiden mögen; die Trine war vielleicht schöner und hatte ein wohlfeileres Fürtuch* und farbhaltigere Strümpfe; indessen die Barmherzige entsagte allem Groll und belobte das billige, blaue Fürtuch am Kirchgang, und fragte, wo sie die Strümpfe gekauft habe. Des Abends hielt sie überlange Gespräche mit der Trine am Brunnen und holte sie Sonntags zum Stationbeten ab. In wenigen Wochen waren die Beiden die besten Freundinnen, und wieder in einigen Wochen agte Agathe zur Trini: „Du, gelt, du siehst 'n Toni gern?"

(Fortsetzung folgt.)

* Schürze.

Neueres aus dem Gebiete der Naturwissenschaft.

(Schluß.)

Armstrong hat mit seiner Vorrichtung bereits Versuche eigenthümlicher Art angestellt und dabei Resultate erhalten, welche versprechen, ein neues Feld elektrischer Forschung zu eröffnen. So z. B. verband er zwei mit reinem Wasser gefüllte Becher durch einen befeuchteten Seidendocht untereinander und ließ die Elektricität seiner Maschine durch diese Gefäße strömen. Es zeigte sich hiebei die höchst merkwürdige und gänzlich unerwartete Erscheinung, daß das Wasser von dem Becher, in welchen die positive Elektricität eintrat, hinüber geführt wurde in das Gefäß, aus dem die Elektricität in die Erde abfloß. Dieser Versuch schien darauf zu deuten, daß das Wasser nach der gleichen Richtung getrieben werde, in welcher die positive Elektricität oder der durch die Maschine erzeugte Voltasche Strom sich bewegt. Weitere Untersuchungen haben aber dargethan, daß unter den angeführten Umständen das Wasser nach zwei einander entgegengesetzten Richtungen hingeführt wird. Ein Wasserstrom geht nämlich durch den Verbindungsdocht vom positiven Becher in den negativen, ein anderer Strom fließt vom negativen in den positiven Becher, und zwar in der Weise, daß der leztere Strom den äußern Theil der Wassersäule bildet, welche man während des Versuchs den Seidendocht umgeben sieht. Der innere Theil der Wassersäule bewegt sich vom negativen Wassergefäß zum positiven, so daß also die beiden Wasserströme sich concentrisch umgeben. — Die Verschiedenheit der Richtung der fraglichen Wasserströme wird dadurch augenscheinlich gemacht, daß man eine pulverförmige Materie auf die in den Bechern enthaltene Flüssigkeit streut und die Bewegung der Stäubchen beobachtet. Da bei sorgfältiger Anstellung des Versuchs in beiden Bechern das ursprüngliche Niveau der Flüssigkeiten sich nicht verändert, wie lange auch durch dieselben die Elektricität strömen mag, so folgt hieraus, daß die beiden entgegengesezten Wasserströme sich vollkommen gleich sind.

Armstrong vermuthet, daß dieses merkwürdige Bewegungsphänomen in innigem Zusammenhang stehe mit der Eigenschaft der Elektricität, die Naturkörper zu zersetzen, und daß dasselbe später auf die chemischen Wirkungen der Voltaschen Elektricität ein neues Licht werfen dürfte. Wir theilen diese Ansicht vollkommen und sind überzeugt, daß der genannte Naturforscher in seiner hydroelektrischen Maschine den Physikern ein Werkzeug in die Hände gegeben hat, welches sie befähigen wird, auf dem Felde des Voltaismus eine Reihe neuer und wichtiger Entdeckungen zu machen.

Die Geſchichte der Naturforſchung iſt reich an Beiſpielen, die zeigen, welch außerordentlichen Einfluß die Erfindung mancher Werkzeuge und Apparate auf die Erweiterung der Grenzen der Wiſſenſchaft ausgeübt hat. Man denke nur an die Voltaſche Säule und an das Galvanometer, an das Teleſcop und Microſcop und an die großen, weitgreifenden Entdeckungen, welche mit dieſen Inſtrumenten in verhältnißmäßig kurzen Zeiträumen gemacht worden ſind. — Eine gleich wichtige Rolle dürfte vielleicht in der Zukunft die hydroelektriſche Maſchine Armſtrongs ſpielen; denn durch ſie ſind wir nun in den Stand geſezt, elektriſche Wirkungen der außerordentlichſten Art hervorzubringen und dadurch Körper unter Einflüſſe zu verſetzen, denen wir ſie bisher zum Behufe wiſſenſchaftlicher Forſchung nicht unterwerfen konnten.

Aber auch noch in einer andern als wiſſenſchaftlichen Beziehung könnte das neu erfundene elektriſche Werkzeug von Wichtigkeit werden. — Welch furchtbare Kraft in einem einzigen Blißſtrahle liegt, das zeigen uns die verheerenden Wirkungen, welche derſelbe bisweilen veranlaßt. Ganze Schafheerden ſind ſchon durch den Bliß niedergeſchmettert, viele Menſchen auf einmal getödtet worden, und wie oft werden die rieſenhafteſten Bäume zerſplittert, wie häufig durch das Feuer des Himmels die Wohnungen der Menſchen in Aſche gelegt! Sollte es nun dem Erdenſohne je gelingen, dieſe furchtbare Naturkraft ſo in ſeine Gewalt zu bekommen, daß er über dieſelbe nach Gutdünken zu verfügen vermöchte, würde er wohl einen Augenblick anſtehen, aus ihr eine Waffe ſich zu bereiten, gerade ſo, wie er vor Jahrhunderten die Kraft des Schießpulvers in ſeinen Dienſt gezogen und ſeither einen ſo ausgedehnten Gebrauch von derſelben gemacht hat? Kaum iſt zu bezweifeln, daß er von einem ſolchen Mittel jeden möglichen Gebrauch machte, aber ſchwer einzuſehen, welche Folgen eine derartige Erweiterung der Macht des Menſchen über die Natur für unſer Geſchlecht haben würde.

Wenn wir nun jezt ſchon mit einem kleinen Dampfkeſſel fußlange Blize zu erzeugen im Stande ſind, wenn wir durch dieſes Mittel in kürzeſter Zeit Batterien laden können, deren Schläge die größten Thiere tödten, ſo will es mir ſcheinen, daß ein guter Anfang zur Löſung der fraglichen Aufgabe gemacht, der Weg eröffnet iſt, der uns zum Ziele führen muß. Denken wir uns den Dampf, den z. B. eine Maſchine von zweihundert Pferdekräften erzeugt, angewendet zur Erregung der Elektrizität, welch ungeheure Wirkungen könnten wir nicht jezt ſchon mit einer Vorrichtung der Art hervorbringen! Ohne Zweifel vermöchte man durch ein ſolches Mittel Blize zu erzeugen, die kräftig genug wären, um viele Menſchen zugleich zu tödten und Häuſer anzuzünden.

Ich denke, der Andeutungen ſind nun genug, um die Wichtigkeit der neueſten Arbeiten auf dem elektriſchen Gebiete hervorzuheben und in uns die Ueberzeugung feſtzuſtellen, daß die heutige Naturforſchung große Dinge vorbereitet, daß dieſelbe mit eben ſo viel Eifer als Glück das hohe Ziel verfolgt, nicht nur unſere Einſicht in die bewundernswürdige und großartige Haushaltung der Natur zu erweitern, ſondern auch die Herrſchaft des Menſchen über die Außenwelt immer weiter auszudehnen und dadurch unſer Geſchlecht einer Zukunft entgegen zu führen, von deren Bedeutung und Größe nur die wenigſten der Jeztlebenden eine Ahnung haben können. Der Menſch, wer wollte dieß noch wagen in Abrede zu ſtellen? hat die erhabene Beſtimmung erhalten, kraft des in ihm leuchtenden Funkens göttlicher Intelligenz in die Tiefen des Naturlebens einzudringen, das geheimnißvolle Spiel der Weltkräfte zu erforſchen und dieſe Gewalten zum Wohl ſeines Geſchlechts und zur Förderung der höchſten Zwecke der Vorſehung ſich dienſtbar zu machen. Der Reichthum der Natur iſt im eigentlichſten Sinne des Worts unendlich, ihre Schäze ſind unerſchöpflich, und was ſie in ihrem unermeßlichen Schooße umſchloſſen hält, davon überſieht das weitſichtigſte Auge nur den allerkleinſten Theil. Unſer Geſchlecht ſtammt erſt von geſtern her, der menſchliche Geiſt hat kaum begonnen, ſich ſelbſt bewußt zu ſeyn und ſeinen Blick auf den ihm angewieſenen Wohnplaß zu werfen. Noch kennt er kaum die alleräußerſte Hülle der Natur; noch hat er von dem ihm zugefallenen Rieſenerbe nur dem unbedeutendſten Theile nach Beſiz ergriffen, und doch bewundern wir ſchon das Wiſſen und Können unſeres Geſchlechts und preiſen daſſelbe als unendlich reich. Und das iſt es auch, wenn wir die urſprüngliche Unwiſſenheit, Armuth und Schwäche des Menſchen vergleichen mit dem Zuſtande von Bildung, Reichthum und Macht, in dem wir uns jezt befinden. Dagegen müſſen dieſe Güter als unendlich klein und unbedeutend dem erſcheinen, der in die Ferne der Zukunft zu ſchauen vermag und befähigt iſt, den Maßſtab künftiger möglicher Vollkommenheit an die Zuſtände der Gegenwart zu legen. Der Naturforſcher kennt beſſer als jeder Andere die Lückenhaftigkeit unſeres jetzigen Wiſſens, die Beſchränktheit unſeres Könnens, und deßhalb wird er am wenigſten ſich ſelbſt überheben und Abgötterei mit dem Menſchengeiſte treiben, wohl aber von Gefühlen der Demuth und Beſcheidenheit auf das Tiefſte durchdrungen ſeyn.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Lyon, Januar.

(Schluß.)

Alterthümer.

Den Schluß dieſes erſten Abſchnitts meiner dießjährigen Lyoner Korreſpondenz will ich mit einer Ueberſicht der Aus-

grabungen von Alterthümern machen, die in Lyon und in der Umgegend im Laufe des vorigen Jahres vorgenommen worden sind. In Fourvière, auf der Stelle, wo einst der römische Kaiserpalast stand, wurden gefunden und vom Municipalrath für das archäologische Museum angekauft: zwei Armbänder von massivem Golde in Schurform mit einer Medaille des Kaisers Commodus; zwei goldene Armbänder mit den Bildnissen der Kaiserin Crispina, Commodus Gemahlin; fünf Paar goldene Ohrringe mit Guirlanden von Smaragden, Perlen und orientalischen Granaten; mehrere goldene Halsbänder, mit Saphiren, Hyacinthen und Perlen besetzt; ein Netz aus Gold und Granaten, und mehrere seltene Münzen aus Gold und Silber. Diese kostbaren Gegenstände wurden von den frères de la doctrine chrétienne bei den Nachgrabungen in ihrem Besitzthum auf Fourvière gefunden. Ein Engländer hat ihnen 50,000 Franken dafür geboten, sie aber wollten den Schatz nicht aus dem Lande lassen und haben ihn nun der Stadt für ein Geringes verkauft. — Im Departement Haute-Saone bei Meuoux stießen Arbeiter mehrere Fuß unter der Erde auf alte Gräber, denen ähnlich, die man schon an mehreren Stellen dieser Gegend und in der Schweiz gefunden hat. Die Archäologen haben darin gallische Gräber zu erkennen geglaubt, obgleich sich hier neben manchem Eigenthümlichen auch entschieden römische Gegenstände aus späterer Zeit fanden. Darin lagen Schwerter mit kurzen, breiten Klingen, Dolche, Wurfspieße, das Eisen einer kleinen Art, vielleicht einer gallischen Francisca angehörend; ferner Gürtelschnallen, einige mit eingelegtem Silber, andere symbolische Thiere vorstellend, wahrscheinlich aus früher Christenheit. Ganz ähnliche Dinge sind in Menge in entschieden römischen Gräbern am ganzen Rhein und im Trierschen gefunden worden. — Bei Montluel unfern von Lyon entdeckte man eine große irdene Urne, mit einem kupfernen Deckel und einem Vorlegschloß. Darin lagen eine Menge römischer Münzen, denen ein Lyoner Journal gar naiv, aber hoffentlich durch einen Druckfehler, ein Alter von wenigstens 2500 Jahren gab. Sie sind alle von Silber und von gleicher Größe, tragen aber verschiedene Kaiserbilder. — Bei Voiron (Depart. Isère) wurde eine sonderbare Entdeckung gemacht. Schon geraume Zeit sah man da auf einem Felde den Rand eines Topfes von roher Arbeit aus der Erde hervorstehen. Niemand gab darauf Acht; endlich hatte eine alte Frau den Gedanken, den Topf auszugraben. Wie freudig war ihr Erstaunen, als sie acht Goldmünzen darin fand! Einige Tage darauf fiel es einem Arbeiter auf dem Felde ein, seine Hand in das Loch zu stecken, wo der Topf gewesen war; so fand er noch 22 Goldmünzen. Alle sind vom Kaiser Honorius und von demselben Gepräge. — Unter einem Haus der hiesigen Straße Jarente hat man diesen Sommer ein trefflich erhaltenes römisches Mosaik gefunden; bei der Ausgrabung ist es auch von den Arbeitern nicht beschädigt worden. Die Arbeit daran ist nicht besonders, weder elegant in der Zeichnung, noch reich an Farben. Es ist ein Viereck, das ungefähr neun Fuß im Umfang hat. In der Mitte zeigt sich ein Wasser, in dem Fische, Enten und Seeungeheuer spielen, auch liegen Seemuscheln umher. Dieß Mosaik wurde in der Stadtgegend gefunden, wo wahrscheinlich der Tempel des August stand, sowie der ihm von sechzig gallischen Stämmen errichtete Altar und das Amphitheater. — In unserer alten Nachbarstadt Vienne hat man im Julius die frühern Nachgrabungen wieder angefangen. Schon 1841 wurde eine schöne kleine Bronzefigur gefunden. Als man in der Nähe der ehrwürdigen Kathedrale nach den Resten des alten Bischofs Guy de Poisieu, Erzbischofs von Vienne, suchte und sie auch gefunden wurden, kam man auf römischen Boden. Unter römischen Trümmern, Ziegeln, Backsteinen, Asche und Kohle grub man eine Menge Sachen jener Zeit aus: Schlüssel, kupferne Münzen, bronzene Vasen, einige mit Masken, eine römische Wage mit Schalen, zwei kleine Figuren, besonders einen bronzenen Merkur und eine kleine Büste. Alle diese Gegenstände wurden auf der Stelle gefunden, wo nach alten Nachrichten und Traditionen die ersten christlichen Gebäude in Vienne gestanden haben. — Bei Loyettes am Rhoneufer (Depart. Ain) fand ein Arbeiter über zweihundert wohl erhaltene Kaisermünzen, die meisten von Silber, einige von Gordianus und Philippus; sie gehören demnach der Zeit der militärischen Usurpationen an, wo noch so Manches dunkel ist.

Zürich, Januar.

(Fortsetzung.)

Die Universität.

Bedeutende Veränderungen stehen unserer Hochschule mit nächstem Frühjahr durch den Abgang mehrerer ihrer besten Lehrer bevor. Prof. Keller hat einen Ruf nach Halle angenommen, die Professoren Pfeufer und Henle ziehen nach Heidelberg. Seit dem Ereignisse von 1839 hatte Keller, jeder politischen Wirksamkeit entsagend, einzig der Wissenschaft und dem Lehrerberufe gelebt; nächst dem Philologen Orelli ist er der Züricher Gelehrte, der im Ausland den ausgedehntesten Ruf besitzt. Wie verschieden er auch als Staatsmann und Mensch beurtheilt worden ist, seine Verdienste für die Einführung einer bessern Rechtspflege und als Lehrer bleiben ihm unbestritten, und die große Lücke, die er an der Hochschule läßt, wird so bald nicht ausgefüllt seyn. Man nimmt hier an, seine Berufung nach Halle sey nur ein Uebergang zu vielseitigerem Wirken in Berlin; jedenfalls äußert sich darin, wie seiner Zeit in Schönleins Berufung, eine von jeder Parteirücksicht freie Anerkennung seines Talents. Pfeufer und Henle, von denen der erste bekanntlich an Schönleins Stelle getreten war, während der zweite nach Arnold die Professur der Anatomie und Physiologie bekleidete, hatten schon vor einem Jahr Rufe an deutsche Universitäten ausgeschlagen; die schönen, ihrer Pflege anvertrauten Anstalten und der Wunsch, gemeinsam weiter zu wirken, hielten damals diese durch wissenschaftliche Leistungen so ausgezeichneten Männer bei uns zurück. Dem Rufe, der sie nun beide nach Heidelberg führt, mochten sie um so weniger widerstehen, als man von dorther allen ihren Wünschen entsprach, während dieß hier, wenigstens mit Prof. Pfeufer, nicht der Fall war, indem er sich, wie aus seiner Demission hervorging, in seiner Stellung zur Verwaltungsbehörde des Spitals, der sogenannten Spitalpflege, aus der sich noch jüngst einer unserer verdientesten, von freieren Ansichten getragenen Mitbürger zurückzog, mannigfach verletzt und gehemmt sah. Wie man vernimmt, soll diesen Uebelständen durch einen veränderten Organismus des Administrationswesens abgeholfen werden, und die bereits angeknüpften Unterhandlungen lassen der Hoffnung Raum, daß wir einen, Prof. Pfeufers würdigen Nachfolger für die Klinik des großartigen Spitals gewinnen werden.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 7.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 21.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 24. Januar 1844.

Fear not, my lord! That power, that made you king,
Hath power to keep you king, in spite of all.
The means, that heaven yields, must be embrac'd
And not neglected.

Shakespeare.
Richard II.

Aus dem Schauſpiel:

Friedrich der Alte oder der Hohenſtaufen Aufgang.

(Fortſetzung.)

Aus dem dritten Aufzug. Gemach der Nürnberger Pfalz wie im erſten. Der Kaiſer hat Morgens in der Frühe nacheinander erfahren, daß Dietbold, Beringer, Abendsberg, Otto aus Nürnberg verſchwunden ſeyen; daß der Vogt von Nürnberg, daß der römiſche König vermißt werde; daß man viele Reiſige zu verſchiedenen Thoren der Stadt habe hinausreiten ſehen, angeblich auf des Kaiſers Befehl, aber mit verdächtiger Heimlichkeit; endlich, daß alle Mannen ihn verlaſſen haben und ſein Sohn ſich zum Kaiſer ausrufen laſſen wolle. Hiedurch erſchüttert, gibt er wiederholte haſtige Winke, bis Alle, mit Ausnahme der Agnes und Wulfhild, ſich entfernt haben, ſinkt erſchöpft auf einen Stuhl und bricht nach langem Schweigen in den Klageausruf aus:

Mein armes, mein verhaßtes Leben ſchont er —
So gar bin ich für Nichts geachtet — werfen
Das Loos um meine Krone, um mein Reich,
Und fragen nicht darnach, ob ich noch lebe! —

(Friedrich, Erbauer der Burg Hohenſtaufen, und ſein Knappe Lützelhard treten ein.)

Friedrich.

Ich wag's auf meines Kaiſers Ungunſt hin!
Muß von ihm ſelber hören, wie es ſteht.
Erlauchter Herr, gar wunderſame Dinge,
Unglaubliche hat man mir vorgeſchwazt.

Agnes.

Ich zweifle, ob er's hört. Mir iſt, es habe
In einem Augenblick um zehen Jahre
Sein edles Haupt gealtert.

Friedrich.

Gott! warum
Starrt ſo entſezt, ſo grauſend Ihr mich an?

Kaiſer.

Nun ſchickt er doch noch Einen!

Friedrich.

Faſſ' ich Euch?

Agnes.

O hört nicht drauf!

Kaiſer.

Mach' deine Sache gut!
Verſtanden? kurz und gut! (Seinen Geller aufreißend.)
So geht es leichter.

Friedrich.

Der Herr bewahr' Euch Sinne und Vernunft!
(Er nimmt ſein Schwert ab.)
Da, Lützelhard, leg' dieſes und das deine
Bei Seite! — Kennt Ihr mich nicht mehr? kennt Ihr
Den Friedrich nicht, den Friederich von Staufen?

Kaiſer.

Was ſuchſt du bei mir? Fort! geh' zu den Andern!

Friedrich.

Wo ſind die Andern?

Kaiſer.

Wo die Sonne ſcheint.
Sey klug und kehre du ihr nicht den Rücken!
Der Kaiſer wird's dir lohnen.

Friedrich.

Ihr mir's lohnen?

Kaiſer.

Denn, unter uns geſagt — (Ihm in's Ohr raunend.)
Mein Sohn iſt Kaiſer.
Ich bin zu alt, bin blöde, bin ein Ketzer.
Thu's auch! ſie haben Alle mich verleugnet.

Friedrich.

Ich Euch verleugnen?

Kaiſer.

Ah, iſt nicht ſo ſchwer!
Hat man doch neuerdings bewährte Mittel,
Wohlthaten aus der Seele ſich zu ätzen,
Ja, ſelbſt des Blutes keck ſich zu entſchlagen.

Friedrich.

In dieſe Schule bin ich nicht gegangen. —
So iſt es wahr! entthronen will er Euch!
Wiewohl — 's iſt gut.

Kaiſer.

Gut mein' ich kaum, nur nicht
Zu ändern.

Friedrich.

Gut iſt's, ſag' ich noch einmal,
Herr Kaiſer! Denn wer weiß, wie lange Heinrich
Das Sündenei im Herzen trug: nun iſt
Es ausgeſchlüpft, nun wißt Ihr, wie Ihr dran ſeyd.
Mann gegen Mann — das wird ſich bald entſcheiden,
Das Aergſte habt Ihr ſchon erlebt, es kann
Forthin nur wieder beſſer kommen.

Kaiſer.

Thor!
Ich habe keinen Ausweg.

Friedrich.

Sollt Ihr nicht
Euch und das Reich erhalten? Nun, wo Gott
So große Pflichten vorgeſetzt, da hat er wohl
Auch einen Weg und Ausweg Euch gelaſſen.

Kaiſer.

Die Bayern neiden mich, die Sachſen ſind
Mir gram, dem Zähringer iſt nicht zu trauen,
Dazu von Pfaffen dieſe Hüll' und Fülle.

Friedrich.

Recht, an den Pfaffen ſind wir! Kam verwichen
Von Conſtanz Gebhard zu mir ſammt 'nem Welſchen —

Kaiſer.

Die ſind es, die — die haben's angeſtiftet.

Friedrich.

Gefiel mir gleich nur halb, und durfte doch,
Weil meine Burg von Gebhards Sprengel iſt,
Ihm das Geleit nicht weigern. Lützelhard
Verſteht Latein; da hört er unterwegs
Verwogne Sachen, daß das Ohr ihm gellte.
Kaum hatt' er mir's vertraut, ſo ſaß ich auf,
Galoppte ſpornſtreichs mit ihm bis hieher,
Und — um mir Bart und Haare auszuraufen —
War's möglich, daß ich früher kam fünf Stunden,
So hatt' ich Gebhards böſen Rath vereitelt.

Kaiſer.

Umſonſt! ich bin von Gott und Welt verlaſſen!

Friedrich.

Von Gott einmal gewiß nicht; von der Welt?
Nun, Schwaben liegt ja gleichſam auch darin.
Erinnert Ihr Euch nicht, wie treu vordem,
Im langen Krieg mit Eurem Schwager Rudolf,
Von Buchhorn Otto zu Euch hielt, von Lenzburg
Graf Ulrich, von Achalm Herr Egino
Sammt ſeinen Vettern, auch der Markgraf
Von Giengen, Heinrich von Lechsgmünd —

Kaiſer.

Iſt todt.

Friedrich.

Graf Eberhard von Nellenburg —

Kaiſer.

Iſt todt.

Friedrich.

Sey's drum! ſie haben gleichgeſinnte Erben.
Und um auf Frankenland zu kommen — ei,
Wie Ihr als Flüchtling eingekehrt in Worms,
Wie haben da die Bürger Euch gehütet,
Wie gräulich zog die Fleiſcherzunft vom Leder,
Um ihren dicken Biſchof, Rudolfs Bruder,
Frei aus der Stadt zu jagen, ſtracks zum Teufel
Und warfen nicht zwölftauſend fränkiſche Bauern
Zween Herzogen ſich in den Weg und führten,
Wenn auch mit ungelenker Fauſt, doch wacker
In Eurem Dienſt die ſtolze Ritterwaffe? —
Prälaten zwar und Fürſten ſind Euch viele
Ausſätzig, doch die Bürger und das Landvolk
Stehn unverrückt zu Euch, und wohl dem Fürſten,
Dem Haß und Liebe ſo gemeſſen ward!

(Fortſetzung folgt.)

Geſchichten aus den Bergen.

(Fortſetzung.)

„Ich? — Jezt geh!“ antwortete Jene, um vieles röther als die gehaßten und ſpäter belobten Strümpfe. — „Ja, läugn' es nicht. Ich hab's lang ſchon g'merkt, du haſt den Bruder heimlich gern.“ — „Red' nicht ſo, Agath! 'S hat dir wohl nur geträumt.“ — „Was willſt's leugnen? du kannſt 'n ja haben. Er hat dich wohl auch gern. Gibſt mir drei neue Groſch'n, wenn ich ihn dir g'ſchaff'?“ „Geh, thu nit ſo dottlet. * — G'wiß und wahrhaftig, mir iſt der Toni ſo viel wie ein Andrer.“

Nach dieſem verfänglichen Geſpräche lief Catharine der Agathe davon und ging ihr fünf Tage lang aus dem Wege. In Sankt Martin bleiben mußte ſie aber dennoch und konnte alſo der Barmherzigen nicht entkommen. Dieſe brachte mit großer Feinheit nach einer Weile dieſelben Fragen zum Vorſchein, aber auch dießmal und noch dreimal verleugnete Catharine ihres Herzens Herrn und Meiſter, und ging dann hinaus und ſagte für ſich: „Der Toni ſoll mich gern haben? der Toni iſt ſo viel fein, und ſchön, und gut, und lieb, und reich,“ und wieder fein und ſchön und immer ſo fort; „das iſt nicht möglich, ich bin's ja nicht werth.“ — Und ſtandhaft leugnete ſie ihre Liebe ab; die Barmherzige aber ward endlich erzürnt, die alte Schürzenfeindſchaft kehrte wieder und Toni und Trine kamen nicht zuſammen.

An den ſchüchternen Liebhaber machte ſich nun die unermüdliche Eheſtifterin und verfolgte ihn mit allerlei Stichreden und ſchlauen Fragen, wie auch mit eindringlichen Klagen, daß ſie die weltlichen Sorgen für ihn hinderten am geiſtlichen Berufe, ihn bittend, durch eine Heirath ſie zu erlöſen. Der Toni hingegen antwortete immer nur: „Kannſt ſchon gehn, Agath; ich muß mir halt eine Hauſerin ** nehmen.“ — Darauf meinte die Agathe: „Wie, Toni, du, ein lediger Menſch und eine Hauſerin? — das wär' wohl kein Zeug.“ — „Sorg' dich nicht, ich ſuch' mir ſchon eine mehralte.“ *** — „Ah, mein Toni, 's wär' wohl g'ſcheidter, du thäſt ein' Ernſt machen mit dem Madl.“ — „Mit welchem?“ — „No — mit der Trine.“

Bei den Worten wandte ſich aber jederzeit der Bruder links um, ging und warf die Thüre in's Schloß. Draußen blieb er dann ſtehen und ſagte: „Ich ſoll die Trini nehmen, das feine, das liebe, das fromme Mädl? Die möcht' mich wohl nicht. Ich verdiente ſie auch gar nicht.“ — Und ſo ſcheiterte auch dieſer ſeine Plan der Barmherzigen, und die „Verzagten“ blieben verzagt.

Ueber eine Weile meinte die Gute es mit der Eiferſucht durchzuſetzen. Ein paar Buben mußten ſich an die Trine machen, ein ſauberes Basl von Pfelders kam auf Beſuch in's Haus. Die beiden Leutchen zergrämten ſich nun, wie ſich's gehört, aber ein Jedes für ſich allein. Von Vorwürfen und Erklärungen war keine Rede. Der Toni fluchte für ſich in Stall und Wald, oder ſaß ſtumm hinterm Ofen; die Trine weinte im Küchenwinkel oder in der Kirche, aber ſie fluchten und weinten nicht lange. Catharine hieß die beſtellten Werber des Weges gehen, und ſie gingen; Toni ſah das ſchöne Bäslein nicht mit einem halben Blicke an, und ſie zog unverrichteter Dinge von dannen. — Auch dieſes Mittel wollte nicht anſchlagen. — „Nein, was der Toni verzagt iſt!“ meinte Agathe; „'s iſt eine Schand für ein Mannderleut.“

Etwas ſpäter kam der Toni zum Herr Pfarrer, ihn zu bezahlen für ſeiner Eltern Jahrtag. Der Hochwürdige war recht freundlich und redſelig, faßte den Buben am Hoſenträger, zupfte ein weniges an ſeiner eigenen Naſe und begann: „Hm, ſagt's mir einmal, Toni, wie alt ſind wir denn?“ — „Auf Galli neun-und-zwanzig Jahr, Hochwürden Herr Pfarrer!“ — „Ei, da wär's wohl Zeit, daß wir an eine Heirath dächten.“ — „Hm, ich kann's erwarten.“ — „'S taugt nicht recht, Toni! Wir ſoll'n nicht allein bleib'n, hat der Gottvater zum Adam g'ſagt.“ — „Ja, wird ſchon ſeyn.“ — „Wie wär's — was meint Ihr? — wenn wir die Trine nähmen? — 's Höflerſeppel Trine, die beim Bachſtainer Dirn iſt.“ — „Ja, nehmt ſie's Euch, wenn Ihr dürft's, Hochwürden Herr Pfarrer,“ lachte der Toni und ließ den guten Werber ſtehen. Agathe hatte ſich an dem in weltlichen Dingen höchſt unkundigen Benediktiner einen zweckwidrigen Bundesgenoſſen gewählt.

Auch dieſe Kriegsliſt verfehlte ihre Wirkung. — Wieder ein Jahr ging vorüber und die Beiden liebten ſich noch immer und immer mehr, aber ſie blieben verzagt, man mochte noch ſo bereit ſeyn, ihnen Muth zu machen. Wenn man ſie zuſammenbringen wollte, da liefen ſie auseinander; wenn man ſie allein ließ, ſuchten ſie andere Leute auf. Es hatte alles Anſehen, als ſollte die Agathe niemals eine Barmherzige werden, und ſie äußerte ſich gegen den unglücklichen Helfershelfer, den Pater Pfarrer: „Ich ſag' Euch, Hochwürden, wenn heut unſer Herr das Paradies aufrichten wollte und machte den Toni und die Trine zu Adam und Eva, die zwei kämen ihr Lebtag nicht zuſammen und die Welt blieb' leer bis zum jüngſten Tag.“

Ueber dieſen tiefſinnigen Beobachtungen der Barmherzigen war es abermals Herbſt geworden, die Zeit, wo man den Alberbäumen * das Laub abſtreift zu Futter

---

* Einfältig.

** Wirthſchafterin.

*** Sehr bejahrte.

* Schwarzpappel.

und Streu. — Der Toni hatte in Meran ein Geschäft abzuthun gehabt und war eines sonnigen Nachmittags am Heimweg begriffen. Bei sich selber sinnirte er über die Worte, die der alte, lachlustige Advokat in der Stadt, mit dem irgend eine Rechnerei zu ordnen gewesen, zu ihm gesprochen hatte: „Wie haben wir's denn, Meister-Toni? Ich möcht' gern ein paar Zwanziger verdienen an Eurem Heirathsbrief."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Zürich, Januar.

(Fortsetzung.)

Die Blinden- und Taubstummenanstalt.

Im übrigen Unterrichtswesen herrscht von den obern Lehranstalten bis hinunter zur Volksschule mehr oder weniger Gährung und Mißbehagen, und noch unlängst war unser große Rath mit einer Petition, betreffend den jetzigen Zustand des Volksschulwesens, beschäftigt, die zu langen Debatten führte, nach deren Schluß die Blätter beider Parteien freudig den Ihrigen den Sieg verkündeten. Religion und Christenthum tönte es von der einen, Wissenschaft, veredelte Volksbildung von der andern Seite; aber wie groß war die Zahl derer, denen das Herz dabei höher schlug? Ohne Gewinn für die ideellen Güter des Volks, ohne vorsorgende Rücksicht auf seine materiellen Interessen, verschwenden wir, der Parteisucht hingegeben, die Zeit mit unfruchtbaren Streitigkeiten, statt uns in Unternehmungen zu einen und zu kräftigen, in denen sich das Streben einer neuen Zeit spiegelt, die wir gar zu gern gemächlich an uns vorüber ziehen ließen, die aber unversehens an unserer Thüre stehen und sich mit gewaltigen Schlägen Eingang verschaffen wird. — Doch verlassen wir den dürren Boden einer engherzigen Politik, um das immer frische Gebiet zu betreten, auf dem die Humanität sich ihre schönen Feste bereitet. In den Berichten früherer Jahre wurde in diesen Blättern der Vereinigung unserer Blindenanstalt mit einer neu gestifteten Taubstummenanstalt erwähnt, eine Vereinigung, deren Vortheile, obgleich der Unterricht ein getrennter und ganz verschiedener ist, sich seither vielfach bewährt haben. Nach dem Tode Ulrichs trat Hr. Oberrichter v. Orell mit eben so humanem Sinne an die Spitze der Blinden- und Taubstummenanstalt, und vorzüglich seinen Bemühungen haben wir das mit Hülfe von Privatbeiträgen erbaute, auf freier und gesunder Höhe gelegene Gebäude zu verdanken, das die Blinden und Taubstummen nun bewohnen. Lezten Monat wurde dort die vierundvierzigste Jahresfeier der Anstalt begangen, die sich bei unserem Publikum wieder der regsten Theilnahme erfreute. Neben den musikalischen Produktionen der Blinden und den Prüfungen bietet besonders auch der von H. v. Orell erstattete Jahresbericht immer ein eigenthümliches Interesse dar. Wir entnehmen demselben viel Erfreuliches über die sittliche und geistige Entwickelung der in der Anstalt lebenden Zöglinge, deren Zahl sich gegenwärtig auf 40 erstreckt, 29 Taubstumme und 11 Blinde. Verhältnißmäßig scheinen sich unter den Blinden mehr besonders begabte Zöglinge zu finden, als unter den Taubstummen; so zeichnen sich gegenwärtig einige Blinde durch ihr musikalisches Talent aus, das auch auf dem Gebiet der Composition reiche und von Kennern mit ungetheiltem Beifall aufgenommene Erzeugnisse hervorrief. Der Direktor und erste Lehrer der Anstalt, H. Schibel, ein Württemberger, der sich mit der ganzen Kraft und Innigkeit seines Wesens seinem schweren Berufe hingibt, leistet ganz Ausgezeichnetes im Fache des Taubstummenunterrichts. Bekanntlich wird in den meisten Taubstummenanstalten die Geberdensprache neben der Tonsprache, ja oft vorzugsweise vor ihr gelehrt und geübt. So vernahmen wir jüngst, daß in der großen Versammlung, welche die Taubstummen der verschiedensten Länder, Altersstufen und Berufsarten in der großen Anstalt zu Paris zur 131sten Jahresfeier der Geburt des Abbé de l'Epée, Gründers des Taubstummenunterrichts in Frankreich, vereinigte, die Zeichensprache gebraucht und an dem fröhlichen, still belebten Mahle zahlreiche Toaste in derselben ausgebracht wurden. Der Direktor der Züricher Anstalt hält dagegen streng darauf, daß sich die Zöglinge in der Unterhaltung unter sich selbst oder mit andern Personen nur der Tonsprache bedienen. Dadurch erreicht man das schöne Resultat, daß, wie der Bericht sagt, die Taubstummen die Scheidewand fallen sehen, die sie von den Vollsinnigen trennt. Die Taubstummen verstehen die Tonsprache durch das Gesicht, das mit geübter Schärfe jeder Bewegung der Lippen der mit ihnen Sprechenden folgt; ihre eigene Sprache entbehrt zwar des Wohllauts der Sprache der Hörenden, allein sie ist verständlich und erleichtert ihnen den Verkehr mit den Vollsinnigen in einem erstaunenswerthen Grade. Mit besonderem Interesse verfolgt man in den Jahresberichten die Künstlerlaufbahn zweier aus der Anstalt getretenen Taubstummen. Der eine derselben hat sich in Paris in der Holzschneidekunst, nachdem er muthig jahrelang mit Entbehrungen und Schwierigkeiten gekämpft, eine ehrenvolle und ergiebige Stellung errungen, und sich dabei, ohne die Hülfe eines Lehrers, bloß durch Selbststudium, die französische Sprache zu eigen gemacht, gewiß eine bemerkenswerthe Thatsache. Der andere lebt als Zögling der Akademie der bildenden Künste in München, beschreibt seinem geliebten Lehrer in Zürich in einem seiner lezten Briefe, mit einem Gemisch von künstlerischer Begeisterung und kindlicher Naivetät, seine ersten Schritte in der historischen Composition unter der Leitung Schnorrs, der dem talentvollen Jüngling viel Wohlwollen zeigt, und meldet, von einer Ferienreise zurückgekehrt, daß in den Taubstummenanstalten, die er besucht habe, alle Lehrer sich über seine Fertigkeit in der Mundsprache verwundert haben und nicht glauben wollten, daß er ganz taub sey, was doch allerdings der Fall ist. — In Beziehung auf die Verhältnisse der die Anstalt verlassenden Zöglinge und den gemachten Vorschlag, für unbemittelte Blinde und Taubstumme unseres Kantons eine Versorgungs- und Beschäftigungsanstalt zu errichten, bemerkt der Bericht, daß solche Anstalten für Taubstumme nirgends bestehen und sich nie ein Bedürfniß darnach gezeigt habe, indem die Erziehungs- und Bildungsanstalten, worin die Taubstummen für's Leben herangebildet werden, diese zur Erlernung und Betreibung eines Berufes vollständig befähigen, und daß für die hülflosen Blinden bei uns, wo die Zahl derselben überhaupt gering ist, durch Unterbringung an gut gewählte Kostorte gesorgt werden könne. Auch diese Aufgabe fortan zu lösen, haben die menschenfreundlichen Vorsteher der Anstalt bereits Einleitungen getroffen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 3.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 3.

Mittwoch, 24. Januar 1844.

[39] Im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart erscheint und kann durch alle Buchhandlungen und löblichen Postämter bezogen werden:

Das Zollvereinsblatt, 1844.

Ein Centralblatt für alle Interessen des Handels und der Schifffahrt, der Industrie und des Ackerbaues, der Handelspolitik und der National-Unternehmungen Deutschlands und insbesondere des deutschen Zollvereins, so wie überhaupt für die Discussion aller die National-Oekonomie und die materiellen Interessen Deutschlands betreffenden Fragen.

Herausgegeben von **Dr. Fr. List.**

Zweiter Jahrgang.

Preis des Jahrgangs 6 fl. 48 kr. oder 4 Rthlr.

Bei der bedeutenden Auflage hat die Verlagshandlung beschlossen diesem Journal einen Anzeiger beizugeben. — Einrückungsgebühr 5 kr. oder 1⅓ gGr. pr. Zeile.

Dritte Auflage von Schwerz Ackerbau.

In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Anleitung

zum

praktischen Ackerbau

von

Joh. Nep. von Schwerz.

Drei Bände.

Mit 15 lithographirten Tafeln.

Dritte, mit dem Bildniß des Verfassers geschmückte Auflage.

Preis 10 fl. oder 6 Rthlr.

Der dritte Band führt den besondern Titel:

Unterricht

für

Anfänger in der Landwirthschaft

oder

Natur, Wahl und Werth aller bekannten Feldsysteme oder Fruchtfolgen.

Es ist gewiß überflüssig, bei der dritten Auflage dieser Schrift sich über ihren Inhalt und ihren Werth zu verbreiten, da diese jedem gebildeten Landwirthe Deutschlands bereits bekannt sind. Auch außerhalb der Grenzen unseres Vaterlandes findet sie immer mehr Anerkennung. Besonders hat der dritte Band, welcher die Feldsysteme oder Fruchtfolgen umfaßt, die wichtige Materie auf eine bis jetzt unübertroffene Weise erschöpft und sich daher des allgemeinsten Beifalls zu erfreuen; im Jahr 1831 erschien zu Metz eine von C. und F. Villeroy unternommene Uebersetzung desselben ins Französische und im Jahr 1834 veranstaltete die Petersburger Landwirthschaftsgesellschaft eine Uebertragung in die russische Sprache.

Obgleich diese dritte Auflage die früheren an typographischer Ausstattung übertrifft, so haben wir doch, um die Anschaffung dieses vortrefflichen Werkes mehr und mehr zu erleichtern, eine abermalige Preisermäßigung eintreten lassen.

Stuttgart und Tübingen, Jan. 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[43] **Für Kunstfreunde.**

Stuttgart. In S. G. Liesching's Verlagsbuchhandlung sind so eben erschienen und auf feste Bestellung durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

Fünf Bilder als Wandverzierung.

Historische Darstellung. — Portrait. — Landschaft.

I. Maria mit dem Jesuskinde und Johannes. (La vierge au diadème). Gemalt von Raphael; gestochen von Ed. Schuler.

II. Shakspeare in ganzer Figur. Nach Roubillacs Statue und dem Originalgemälde von R. Burbage. Gestochen von Ed. Schuler.

III. Maria Stuart. Nach dem Oxforder Originalgemälde des Italieners Zuccaro; gestochen von Ed. Schuler.

IV. V. Hohenstaufen und Hohenzollern. Pendants. Nach der Natur aufgenommen und gemalt vom Galleriedirector C. Frommel, gestochen von Demselben und Henry Winkles.

Folio. Kupferdruckpapier. In Umschlag.

Preis dieses Ganzen 2 fl. 42 kr. rhein. 1½ Thlr. Preuß. = 2 fl. 15 kr. C.-M. Auf chines. Papier 2 Thlr. = 3 fl. 30 kr. rhein. = 3 fl. C.-M.

Preise der einzelnen Blätter: I. 1 fl. 12 kr. = ⅔ Thlr. II. 2 fl. 42 kr. = 1⅔ Thlr. III. 2 fl. = 1¼ Thlr. IV. V. 2 fl. 42 kr. = 1½ Thlr. — Auf chines. Papier verhältnißmäßig höher.

Stuttgart, Januar 1844.

---

[640] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Preis des Jahrgangs 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gGr.

Monat December 1843.

Größere Aufsätze.

Rückblicke. Einleitung, England, Frankreich, Spanien, Portugal, Italien, Algier, Asien, die Türkei, Ungarn, Rußland, Scandinavien, Niederland, Amerika, Afrika, die östliche und westliche Inselwelt oder der indische Archipel und Oceanien, die australischen Colonien, der neue Menschenhandel. — Bilder aus Oberitalien: Verona, Padua. — Religionsansichten der Schlangenindianer. — Eisenbahnreform in England. — Peroi. — Eine alte Sage bei den Schlangenindianern. — Das Gericht der Alten in Albanien. — Stellung der Engländer in Mors. — Aufgrabung eines alten Grabhügels in Virginien. — Die slawischen Bewohner Istriens. — Griechische Fresken in der Sophienkirche zu Kiew. — Die Frauen der Schlangenindianer. — Albona in Istrien. — Septemberklarheit im Norden. — Die Magier in Aegypten. — Literarische Nachrichten aus Ostindien. — Ein neapolitanischer Räuber. — Madame Calderon de la Barca in Mexico: Landaufenthalt, Hacienda Santiago. Stiergefecht, Bemerkungen über sociale Zustände, Heimkehr. — Aegyptische Alterthümer. — Etwas über die neuere italienische Poesie. — Der Puma oder amerikanische Löwe. — Eine Stadt der Präriehunde. — Literarische Nachrichten aus Paris. — Die Viti-Inseln. — Das brittische Museum. — Die tschudischen Sprachen. — Die Literatur der österreichischen Serben. — Die amerikanischen Missionäre in Kurdistan. — Ein Choral der Buräten. — Der norwegische Bauer. — Vertheilung der Bevölkerung in Mexico. — Wörterbuch der oceanischen Sprache. — Die Jahrmärkte in Levanger. — Die Stadt Fez.

Chronik der Reisen.

Meyers Reise in Altai. — Das Land zwischen Sydney und Moreton-Bay.

Kleinere Mittheilungen.

Verbesserung der Runkelrübenzuckerfabrikation. — Kosten der Einsteher in Frankreich. — Peruanische Alterthümer. — Angeblicher Plan eine schwimmende Insel zu erbauen. — Zahl der Pferde in Frankreich. — Benützung der Daguerreotyps und Electrotyps zum Fälschen. — Der See Möris. — Ein prächtiges Pferdegeschirr. — Die Sammlung der Briefe Heinrichs IV. — Industrieschulen in Florenz. — Ein See im Innern Algiers. — Der Colpo Cbilis. — Die Communalwachen in Istrien. — Rattennoth in England. — Angeblicher Vulkan bei Boulogne. — Ein ungeheurer Baum. — Gläserne Wasserröhren. — Plötzliches Steigen und Fallen des Meeres. — Ungeheure Vergrößerung Londons. — Das Pflaster zu Paris. — Robben als Dünger gebraucht. — Merkwürdige alte Waffen. — Die Grabhügel in Dorsetshire. — Fischungeheuer. — Die Sterblichkeit in London. — Archäologische Arbeiten in Frankreich. — Zahl der erlegten schädlichen Thiere in Frankreich. — Archäologische Forschungen in Corsica. — Eisenerzeugung in England. — Die afrikanischen Guano-Inseln. — Wiederaufleben des gothischen Styls in Frankreich. — Benützung der Eisenbahnen zum Buttermachen. — Expedition nach dem Torrens-See. — System der Rechtsverwaltung im Innern Algiers. — Wohlthätigkeitsanstalten im Innern Frankreichs. — Neues Dampfboot. — Zahl der Baumwollenmanufakturen in England und Wales. — Zunehmen der Krankheiten in Glasgow. — Ersatzmittel für den Indigo. — Thierchen im Magen von fleisch- und krautfressenden Thieren. — Der Caracara und Urubu in Südamerika. — Ausdehnung der Dampfschiffahrtsverbindung in der Südsee. — Nachricht über den Baobab. — Arbeiten an dem Isthmus von Tehuantepec. Werke über das späte Arbeiten in England. — Fossile Giraffe.

---

[46] **Der Komet**

mit Telescop und Literaturblatt, herausgegeben von Dr. C. Herloßsohn.

Preis jährlich 10 Rthlr.

beginnt mit dem ersten Januar 1844 seinen fünfzehnten Jahrgang. Alle resp. Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen darauf an.

Leipzig, im Dec. 1843.

C. P. Melzer.

---

[50] Mit Januar 1844 erscheint unter dem Titel:

Der Putztisch, Zeitung für

Damenschneider,

Modehandlungen, Putzmacherinnen und Schneidermamsells,

bei dem unterzeichneten Verleger der rühmlichst bekannten Herrenschneider-Zeitung der „Elegante", auf vielfaches Verlangen auch eine Modezeitung für Damen unter Redaktion einer Dame von Stande aus den höchsten Kreisen. Sie liefert monatlich die neuesten Anzüge in ansprechenden, fein colorirten Bildern mit Zuschneidemustern und Stick- und Nähmustern, kostet halbjährig nur 1½ Rthlr. oder 2 fl. 42 kr. und nehmen darauf alle Buchhandlungen und Postämter Bestellungen an.

B. F. Voigt in Weimar.

[51] **Kunst-Anzeige.**

Nach dem bekannten, im J. 1817 nach der Natur und in natürlicher Grösse von *A. v. Klöber* gezeichneten und in dessen Attelier 1842 lithographirten, ähnlichsten

Brustbilde Beethoven's

ist jetzt unter Aufsicht des genannten Künstlers eine getreue und höchst gelungene verkleinerte lithographirte Ausgabe erschienen, die auf chinesischem Papier à $^2/_3$ Thaler, und in gewöhnlichem Abdruck à $^1/_2$ Thaler von uns und durch alle Buch-, Kunst- und Musikalienhandlungen zu beziehen ist. Den zahlreichen Verehrern Beethoven's dürfen wir dies sprechend ähnliche, auch in der Lithographie sehr gelungene Bild um so mehr empfehlen, als der Preis desselben billig gestellt ist, und auch die geringen Kosten des Einrahmens die Anschaffung sehr erleichtern. Die Original-Ausgabe in natürlicher Grösse, welcher eben dadurch ihr eigenthümlicher Werth gesichert bleibt, ist fortwährend für $1^2/_5$ Thaler von uns im Handel zu beziehen.

Leipzig, im Jan. 1844.

Trautwein u. Comp.

Handbuch der Dampfmaschinenlehre

für

Techniker und Freunde der Mechanik.

Von

Dr. Christoph Bernoulli.

Zweite gänzlich umgearbeitete Auflage.

Mit 9 Steindrucktafeln.

gr. 8. Velinpapier brochirt. Preis 3 fl. 36 kr. oder 2 Rthlr. 4 gGr.

Statt aller Anrühmung glauben wir hier nur die Hauptabschnitte aus dem reichhaltigen Inhalt dieser neuen, gänzlich umgearbeiteten Auflage anführen zu dürfen:

Einleitung. Wichtigkeit der Dampfmaschinen für die menschliche Gesellschaft und allmählige Verbreitung derselben. I. Historische Mittheilungen. a) Erfindung der ersten Dampfmaschine durch Savery. b) Von früheren Versuchen, die Kraft des Dampfes anzuwenden. c) Erfindung der ersten Kolbenmaschinen durch Newkomm. d) Fortschritte bis auf Watt. e) Umgestaltung der Dampfmaschinen durch J. Watt. f) Klassifikation der bis jetzt erfundenen Arten von Dampfmaschinen. g) Erforderniß einer wirklichen Dampfmaschine. h) Darstellung einer Dampfmaschine in ihrem Zusammenhange, und zwar einer doppelt wirkenden mit niedriger Pressung, nach Watt und Boulton. II. Physik des Dampfes. a) Von den Gesetzen der Dampfbildung und den Eigenschaften des Dampfes überhaupt. b) Specielle Physik des Dampfes. III. Von der Erzeugung oder Production des Dampfes. 1) Vom Ofen und der Feuerung. 2) Von den Dampfkesseln oder Dampferzeugern. 3) Von der Alimentation oder Speisung des Kessels. 4) Von den Veränderungen des Dampfdruckes im Kessel und dessen Messung. 5) Von den Mitteln eine Explosion des Kessels zu verhüten. IV. Von den verschiedenen Organen der eigentlichen Dampfmaschinen. a) Von Dampfcylindern. b) Von Dampfkolben. c) Von der Admission des Dampfes und deren Regulirung. d) Von der Distribution des Dampfes oder der Steuerung. e) Vom Condensator oder den Verdichtungsapparaten. f) Von den Organen zur Erzielung einer rotirenden Bewegung. V. Von der Stärke oder dem Nutzeffekt der Dampfmaschinen, mit einem Anhang, ob Hochdruckmaschinen vortheilhafter als andere sind. VI. Von noch ungewöhnlichen Vorrichtungen und Dampfmaschinensystemen. VII. Von der Dampfschifffahrt oder den Schiffmaschinen. 1) Geschichtliches über die Erfindung und Verbreitung der Dampfschifffahrt. 2) Besondere Erfordernisse einer Schiffsmaschine. 3) Verbindung der Maschine mit der Radwelle. 4) Erhältliche Schnelligkeit. 5) Ueber die erforderliche Kraft der Dampfmaschinen. 6) Uebelstände der Ruderräder. 7) Archimedische Dampfschiffe oder Schrauber. 8) Dimensionen von 2 amerikanischen und 2 französischen Dampfschiffen. 9) Schiffmaschine von Galy-Cagalat. VIII. Von den Locomotiv-Maschinen. a) Besondere Erfordernisse einer Locomotiv-Maschine. b) Uebersichtliche Beschreibung einer Locomotive und ihrer Verrichtungen. c) Specielle Betrachtung der verschiedenen Theile und ihrer Verrichtungen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[48] Bei Franz Nöldeke in Karlsruhe ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die 1ste Lieferung der neuen, elegant ausgestatteten und sehr wohlfeilen Ausgabe des

Malerischen Schweizerlandes.

Hundert der schönsten Ansichten in Stahlstich.

Mit Text

von

August Lewald,

in 8 Lieferungen

(jede mit 12 bis 14 Stahlstichen).

Subscriptionspreis 10 gGr.; 48 kr. per Lieferung.

(Subscribentensammler erhalten von jeder Buchhandlung auf 12 Exemplare 1 frei.)

Die erste, mit Beifall aufgenommene Ausgabe dieses freundlichen Reisebegleiters und werthvollen Erinnerungsbuches hatte den doppelten Preis; jetzt ist dieß Werk jedem Reisenden und allen Freunden der Naturschönheiten der Schweiz zugänglich gemacht.

Repertorium bibliographicum,

in quo libri omnes ab arte typographica inventa usque ad annum MD

typis expressi ordine alphabetico vel simpliciter enumerantur vel adcuratius recensentur.

Opera

Ludovici Hain.

2 Bände gr. 8. in vier Abtheilungen.

Preis auf Schreibpapier 40 fl. oder 22 Rthlr. 16 gGr. Druckpapier 35 fl. 12 kr. oder 20 Rthlr.

Dieses Werk dürfte besonders in dem gegenwärtigen Zeitpunkt, der so reich an Forschungen über den Ursprung und Fortgang der Buchdruckerkunst ist, ebenso willkommen seyn, als es einem längst gefühlten dringenden Bedürfniß auf eine durchaus befriedigende Weise abhilft. So herrlich und einzig in seiner Art Panzer's unsterbliches Werk über die Drucke des 15ten Jahrhunderts dasteht, so sind doch seitdem so viele ihm unbekannt gebliebene Druckschriften an das Licht gezogen, andere genauer und gründlicher beschrieben worden, daß eine möglichst vollständige Aufzählung derselben, mit besonnener Benützung der in reichem Maaß vorliegenden

Hülfsmittel, ein schon oft ausgesprochener Wunsch der zahlreichen Freunde der Literatur und Bücherkunde war. Dieser Wunsch ist in dem Hain'schen Repertorium auf eine so vollkommene Art erfüllt worden, wie sie nur deutschem, von den günstigsten äußern Umständen unterstütztem Fleiße möglich werden konnte. Der Zugang zu der an alten Druckwerken so ungemein reichen Münchner Bibliothek, die Benützung der wichtigsten, in neuerer Zeit im In- und Auslande erschienenen Kataloge, wie z. B. des Spencer'schen, und anderer literarischer Schriften, die Mittheilungen vieler gelehrten Freunde setzten den Verfasser in den Stand, an unzähligen Stellen die Panzer'schen Angaben zu berichtigen und zu vervollständigen und so ein Werk zu liefern, welches in seiner Gattung Epoche machen und die Bücherkunde, in weit höherm Grad als alle früher erschienenen fördern wird. Wir dürfen daher dieses Repertorium mit vollem Recht als ein jedem Bücherfreund und Bibliothekar unentbehrliches Hülfsmittel empfehlen, das man selbst bei dem Besitze der Panzer'schen Annalen nothwendig haben muß, indem es nicht nur eine mit der größten Umsicht und Sorgfalt bearbeitete Ergänzung zu den von Panzer aufgestellten Artikeln darbietet, sondern außer ungemein vielen bei diesen fehlenden Drucken alle in deutscher Sprache erschienenen umfaßt, welche von dem Plane der Panzer'schen Annalen gänzlich ausgeschlossen waren.

Stuttgart und Tübingen, Jan. 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[45] In meinem Verlage ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Homer, Virgil, Tasso,

oder

Das befreite Jerusalem

in seinem Verhältniß

zur

Ilias, Odyssee und Aeneis.

Von

H. Wedewer,

Lehrer und Inspektor an der katholischen Selektenschule zu Frankfurt a. M.

25½ Bog. 8. Feines Papier. Geh. 1 Thlr. 8 gGr. (1 Thlr. 10 Sgr.)

Münster, im November 1843.

Friedrich Regensberg.

Die Rindviehzucht

Württembergs

mit Vorschlägen zu deren weiterer Emporbringung, ein Beitrag zur landwirthschaftlichen Beschreibung des Königreichs

von

A. v. Weckherlin.

Mit einem Steindruck.

gr. 8. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 Gr.

Die Wichtigkeit der Rindviehzucht für unsere landwirthschaftlichen Verhältnisse wird immer mehr erkannt. Noch nie aber zeigte sich ein solches rege Streben vom größten Gutsbesitzer bis zu dem kleinsten Viehhalter nach Vervollkommnung der Rindviehzucht als eben jetzt. An der Erweckung dieses Interesses hat unser Verfasser großen Antheil. Derselbe erhielt den höchsten Auftrag, den Zustand der Rindviehzucht im ganzen Königreiche an Ort und Stelle selbst kennen zu lernen und Vorschläge zur weitern Emporbringung derselben zu machen. Die Arbeit des Verfassers hierüber würdigte die königl. Regierung einer solchen Berücksichtigung, daß bereits die meisten darin gemachten Vorschläge ins Leben gerufen werden und jenen Eifer in der Sache sowohl bei Behörden und Gemeinden, als auch bei einzelnen Landwirthen erweckt haben. Diesen Allen, sowohl im Inlande als im Auslande, welch letzterem hierin Württemberg als Muster dienen kann, wird die Mittheilung der vorliegenden Arbeit des Verfassers nur höchst willkommen seyn.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[49] Im Verlage von Rob. Kittler in Hamburg ist so eben in zweiter billiger Ausgabe erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ein Tagebuch

von Fredrika Bremer. 2 Bände.

Deutsche Originalausgabe.

8. geheftet 12 gGr.

---

[47] **Höchst interessante Neuigkeit!!!**

So eben erscheint und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Geheimnisse von London.

Von Ainsworth.

1stes Bändchen. 16. broch. 5 Ngr. oder 24 kr.

Das Ganze erscheint in 16—20 Bändchen, welche schnell aufeinander folgen.

Leipzig, den 2. Jan. 1844.

Berger's Buchhandlung.

Der deutsche Zollverein

in

seiner Fortbildung.

Von

Gustav Höfken.

gr. 8. Velinp. br. Preis 5 fl. 24 kr. od. 3 Rthlr. 8 Gr.

Inhalt:

1) Einführung in das Bedürfniß einer kräftigen Organisation des Zollvereins. 2) Die Bedeutung und Fortbildung der Zollvereinstage, entwickelt aus der Geschichte ihrer Entstehung. 3) Der Vereinstarif als Grundlage der politischen Oekonomie des Zollvereins. 4) Der Eingang in den zweiten Zeitabschnitt des Zollvereins. 5) Die Stellung des Zollvereins zu Oesterreich; Aussicht und Mittel zur Annäherung beider Handelskörper. 6) Des Zollvereins Beziehungen zu den Niederlanden, den Hansestädten und Dänemark, im Zusammenhange dargestellt mit der Handelspolitik dieser Staaten und ihrem Verkehr mit den übrigen Ländern. 7) Deutsche Beziehungen zu Großbritannien. 8) Organisirung der deutschen Schifffahrt. 9) Die Theorie der Continentalsperre gegenüber der Colonialausbreitung. Schlußwort. — Nachtrag zur Staatsökonomie des Zollvereins: Das Schutzbedürfniß der Gewerbe im Zollverein.

Die Erfahrungen unserer jüngsten Geschichte lehren, daß die Zeit gekommen, wo nur noch ein das Gesammtvaterland umfassendes Streben fruchtbar ist, auf jedem andern aber der Unsegen des Mißlingens ruht. Und ein solches Streben auf dem Gebiete des Zollvereins fruchtbar zu machen, zu seiner Kenntniß wie zu seiner Fortbildung beizutragen, dazu soll gegenwärtige Schrift dienen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 22.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 25. Januar 1844.

— Der Liebesgott, trotz ſeinen Binden,
Zu ſeinem Ziel ſtets Pfade weiß zu finden.
Shakespeare.

Geſchichten aus den Bergen.

(Fortſetzung.)

Toni dachte an dieſe Worte, an das Lachen und Tabakſchnupfen des Doktors, und auf einmal ward ihm recht traurig zu Muth. Wahrhaftig, in dieſem Augenblick hätte er dem grauen Rechtsverdreher gern ein paar Thaler zu verdienen gegeben für einen Heirathsbrief, in dem als Braut die Trine figurirt hätte. — Doch gleich erſchrack er über die Verwegenheit ſeiner Wünſche, ſchämte ſich vor ſich ſelbſt und ging recht verzagt mit geſenktem Haupte, gerade nur auf den Boden ſehend, ſeines Wegs.

Auf einmal krachte und rauſchte Etwas ober dieſem ſeinem gebeugten Kopfe; er ſah auf, und aus dem Gezweige eines Alberbaums fiel eine Geſtalt, ein Menſch. — Er breitete die Arme aus und fing den Fallenden. — Es war aber eine Fallende, eine Sie, kein Er. Sie kam ihm recht ordentlich an's Herz zu liegen, die Arme verhingen ſich an ſeinem Halſe. Er mußte ſie auch recht feſt faſſen, ſonſt hätte die ſeltſame Baumfrucht ihn zu Boden geriſſen. Der Schreck ſchien die Maid und den Retter ziemlich zu verwirren. — Endlich ſahen ſie ſich gegenſeitig in's Geſicht, ſie erkannten ſich, wollten ſich nennen und zugleich von einander losreißen; aber ſie konnten nicht mehr, ihre Blicke hatten ſich feſtgeaugelt in ihren Herzen. Feſter umfaßten ſie ſich, ſchloßen überſelig die Augen und küßten ſich. — „Trini" — „Toni," ſtammelten ſie endlich.

Eine Stunde darauf gingen der Toni und die Trine hart ueben einander, eifrigſt redend und ſich höchſt zärtlich unverwandt in die Augen blickend, durch das Dorf Sankt Martin in Paſſeier, zu unbeſchreiblichem Erſtaunen der geſammten Bevölkerung. — In ſechs Wochen machten ſie Hochzeit. — Den Verzagten half — der Zufall. „Toni," ſagte die verſchämte Braut, „ich hätt' dir mein Lebtag nichts geſagt, wie ich dich gern hab." — „Und ich gewiß auch nicht," antwortete der Bräutigam; „aber mein Lebtag lang hätt' ich dich gern gehabt. — Weißt wohl, ich war ſo viel verzagt."

3.

Das Rothkröpflein.

„Steinhubers Hanna" hieß ein armes, blutjunges Mädchen im ſelben Dorf, wo der Toni und die Trine in aller Glückſeligkeit haushielten. Sie war ein „lediges Kind," wie man ſo zu ſagen pflegt, ihre Mutter, eine Bauerndirne, früh geſtorben, der Vater weit weg aus dem Land, ſie hatte ihn nie geſehen. Ihre Großmutter,

eine Taglöhnerswittib, hatte ſie erzogen; als ſie aber dreizehn Jahre zählte, da begrub man auch die Alte und Hanna blieb allein unter fremden Leuten zurück auf der Welt. — Sie war auf die Barmherzigkeit guter Seelen angewieſen. In irgend einer großen oder kleinen Stadt wäre die Waiſe ſchon wegen des Mackels ihrer Geburt wohl hülflos verkommen. In Sankt Martin dachte Niemand daran, der Armen ihr Daſeyn zur Laſt zu legen und es ſie mit Schimpf und Hartherzigkeit fühlen zu laſſen, daß ſie von Rechts wegen nicht auf dieſe Welt hergehöre. Die Großmutter lag kaum am Rechbrett, ſo erſchien eine alte Jungfer, ihres Zeichens eine Näherin, und ſagte der Hanne, ſie wolle ſie zu ſich nehmen und ſie chriſtlich erziehen. Etliche mitleidige Weiber aber verhießen der Barmherzigen dafür einen Sack Plenten,* ein paar Pfund Schmalz und ein paar Reiſtlein Flachs als Erziehungsbeitrag.

So kam die Hanna zu der Stainhuber-Lies', ſo hieß die Näherin, in's Haus, das heißt zu ihr in das enge, finſtere Pfründſtüblein, und ward von der Zeit an die „Stainhuber-Hanne" genannt. Die alte Lies unterwies das Mädel in ihren Nadel- und Scheerkünſten und machte ſie vorerſt zu ihrer Lernerin, in ein paar Jahren zu ihrer Geſellin nach zünftigem Brauch.

Man muß nicht glauben, daß dieſes „Nähterhandwerk" am Lande ein gar bequemes und wünſchenswerthes Daſeyn verſchaffe, bei dem man im Frieden ſitzen bleiben könne und nur die Hände ein wenig zu bewegen brauche. Das Gewerb wird meiſtentheils wandernd betrieben, Meiſterin und Geſellin gehen „auf die Stehr." Es iſt wenig Vergnügen dabei, um drei oder vier Uhr Morgens an einem Wintertage aufzubrechen, oft mehr als ſtundenweit zu gehen einen Berg hinauf zu einem einſamen Hof, damit man um ſechs Uhr hinter'm Tiſche ſitze und alſo gebückt ſitzen bleibe bis ſieben Uhr Abends, an grober Leinwand ſich die Finger wundſteche und neben der rauhen, armſeligen Koſt der armen Bergbauern zwei oder drei Kreuzer Taglohn erhalte. Und ein ſolches Leben nun fortzuführen Jahr aus Jahr ein, dem Verhungern ſtets näher als dem Sattwerden, ein Alter mit Blindheit und Lähmung vor ſich, keine Freude als die Kirchenfeſte, keine Freiheit, keine Luſt; dazu gehört ein genügſamer Sinn, ein ergebenes, frommes Gemüth, viel Glaube, viel chriſtliche Demuth.

Hanna war von Geburt an ein ſchwächliches Kind geweſen, das immerwährende Sitzen in den dumpfen Stuben, das Schlafbrechen und die Unbilden des Wetters, die ſie auf ihren Wegen zu leiden hatte, machten ſie nicht ſtärker. Sie blieb ein bleiches, zartes Mädchen, aber ihr Geſicht war regelmäßig, ihr Auge groß und dunkel, und die Buben meinten, die Stainhuber-Hanna wär' ein ſauberes Madel, völlig wie die wächſerne Mutter Gottes am Ferkel. * — Die andern ſtämmigen, rothwangigen Dirnen konnten das zwar nicht finden, aber ſie hatten auch keine Gründe, die bleiche Näherin anzufeinden, weil ſie mit allen freundlich war und ganz beſonders fromm. Alle Sonn- und Feiertage konnte man auch die Hanne am Kirchhof finden, knieend am Grabhügel ihrer Mutter, den ſie mit einem Kreuz hatte verzieren laſſen, wenn er gleich in einer Ecke an der Mauer ſtand.

(Fortſetzung folgt.)

* Mehl aus Heidekorn.

* Perculum, Tragbahre mit einem Heiligenbilde, bei Prozeſſionen gebräuchlich.

Aus dem Schauſpiel:

Friedrich der Alte oder der Hohenſtaufen Aufgang.

(Fortſetzung.)

Kaiſer.

Was hilft mir ihre Liebe, wenn wir nicht
Zuſammenreichen?

Friedrich.

Bietet euch die Hände!
Der Mittelsmann bin ich! Mit Eurer Vollmacht —
Mein Knappe weiß Beſcheid und iſt verläßlich —
Durchſtreifen wir in Frankenland und Schwaben
Die Gaue auf und ab, erklimmen kühnlich
Auf ſchwindelnd hohem Firſt der Edeln Sitze,
Beſuchen Herrenhäuſer an dem Rain
Des Saalguts, traben in das Thor der Städte,
Und pflegen Rath mit ehrſamen Geſchlechtern,
Und thun Beſcheid den Meiſtern auf der Zeche,
Und treten unter's moos'ge Hüttendach,
Das erbgeſeßne freie Bauern ſchirmt.

Kaiſer.

Du wirſt dich opfern!

Friedrich.

Herr, mir ahnt es anders.
Verpfänden wollt' ich Ritterwort und Ehre,
Daß eine Streitmacht für Euch aufſtehn wird,
Nicht wie der Herrendienſt ſie locker knüpft,
Nein ſo, wie einſt der heldenmüth'ge Karl
Die ganze Volkskraft in das Heer gebannt.
Schlägt's aber wider mein Verhoffen aus,
Was liegt an mir? Dann heißt es: Gott befohlen!

Ein braver Reitersmann fahr' ich zur Grube,
Unſchuldig an des Kaiſerthums Entweihung,
Von Euch betrauert und bei Gott willkommen.
Und riſſen ſie mich gleich in tauſend Stücke,
Für Recht und Reich zuckt meine lezte Sehne!

Kaiſer (mit ſichtbarer Rührung).

O was iſt Stand, was iſt Geburt! Mir dünkte
Der Staufenfriz ein gar geringes Herrlein,
Und dieſer war erſehn, in Sturmesnoth
Als Felſenpfeiler meinen Thron zu ſtüzen!
Vor wenig Augenblicken ſtand ich ganz
Allein mit Agnes: jezo hab' ich ſie
Und ihn und Muth, der halben Welt zu trozen!

Agnes.

Ja wißt, geſtrenger Ritter, daß kein Menſch
So hohe Achtung je mir abgerungen,
Als nun ich fühle gegen Euch! Zum Zeichen
Leg' ich die Hand, die nie ein Mann berührte,
Vertrauensvoll in Eure biedre Rechte.

Kaiſer.

Ha! das hat Gott dir eingegeben! Ziehe
Sie nicht zurück! Schlingt feſt euch aneinander
Als ebenbürt'ge Kinder meiner Liebe! —
Aus Unglücksprüfungen ſpricht Gott zu uns:
Solch' eine Prüfung iſt's, die euch vereinte.
Drum, was der Herr zuſammenfügte, ſoll
Der Menſch nicht ſcheiden! — (Mit feierlicher Stimme.)
Friederich von Staufen!
Sieh! Agnes iſt dein Weib! Beſchüze ſie!
Agnes vom ſal'ſchen Hauſe! dieſer iſt
Dein Mann! Sey treu und hold ihm und gehorſam!
(Sie ſinken unwillkührlich auf die Kniee.)
Ja, kniet! Ein Mann des Fluches vor der Welt,
Will ich euch einen Segen geben, der
Noch überträufeln ſoll auf ferne Zukunft! —
Des zweiten Konrads Weisheit ſey mit euch!
Und Giſelas Häuslichkeit, die Kraft und Güte
Des dritten Heinrichs! fromm wie ſeine Agnes,
Geduldig ſeyd wie meine Bertha! nur
Unglücklich nicht wie der, der euch geſegnet!

Friedrich.

O Herr, zu Boden drückt mich Eure Großmuth!

Kaiſer.

Nicht doch! Aus dir will ich nun Etwas machen.
Es wetterleuchtet abendlich in mir:
Du ſollſt, bin ich verſammelt zu den Vätern,
Noch Zeugniß von mir geben bei der Nachwelt.
So denn, kraft kaiſerlicher Amtsgewalt,
Verleih' ich dir im ganzen Schwabenlande
Als Mitgift deiner Frau das Herzogthum.

Friedrich
(Agnes raſch mit ſich erhebend).

Wohlauf, das muß ich erſt erobern! das
Heiſcht meinen Arm und meine Klinge! Leichter
Und freier athm' ich nun, als fiele kampflos
In Agnes mir das höchſte Kleinod zu!
Den Vorſtritt übt im deutſchen Heer der Schwabe:
So will auch ich erſt ſtreiten, dann beſitzen!

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Bücherluxus.

Die außerordentliche Bewegung, welche der Beginn eines neuen Jahres ſtets in Paris verurſacht, hat nachgelaſſen, und die Kaufleute zählen nach, was ſie von den vielen neuen Waaren, womit ihre Lager und Laden prangten, abgeſezt haben. Um dieſe Zeit erntet der Pariſer Kunſtfleiß Millionen; Alles iſt friſch und glänzend, und der ganze Vorrath von Waaren ſcheint erneuert. Giroux in der Straße du Coq Saint-Honoré und Süſſe auf dem Börſenplaze eröffnen ihre mit Kunſtſachen und allerlei Tand überfüllten Salons, und die neugierige und kauflustige Menge ſtrömt vom Morgen bis zum Abend dahin, theils um zu ſchauen, theils um die Neujahrsgaben einzukaufen. Giroux hat ein erſtaunlich reiches Sortiment von geſchnizten, vergoldeten, lakirten Sachen, mechaniſchen Puppen, Gouachen und Gemälden. Bei Süſſe ſieht man vorzüglich Statuetten, Gemälde und Zeichnungen bekannter franzöſiſcher Künſtler, auch wohl engliſcher und deutſcher. Lezterer hatte als etwas Neues einen Salon eröffnet, in welchem ein italieniſcher Künſtler, oder wenigſtens ein Künſtler mit italieniſchem Namen, bereit ſaß und in kürzeſter Zeit gegen Erlegung von 50 Francs die Leute abkonterfeite, welche mit ihrem Porträt ein Neujahrsgeſchenk machen wollten. Auch der Buchhandel hatte dießmal ſeine Salons, und die Buchläden Curmers und Wezels waren wirklich ſehenswerth wegen der Pracht der Bücher und der Einbände. Indeſſen einerſeits der Buchhandel durch das kompendiöſe ſogenannte engliſche Format in Stand geſezt iſt, beliebte Bücher ſehr wohlfeil zu geben und ſie ſo den mittlern Klaſſen zugänglich zu machen, verlangt andererſeits die Ueppigkeit große, prachtvolle, mit Kupfern und Vignetten reich ausgeſtattete Ausgaben in Quart, und dieſer prächtigen Ausgaben ſind in den lezten Jahren eine Unzahl erſchienen. Der Druck, überhaupt die äußere Ausſtattung der Bücher, hat ſeit zehn Jahren unglaubliche Fortſchritte gemacht, und wenn man die zur Zeit Napoleons und ſelbſt unter der Reſtauration erſchienenen Bücher mit den jezigen vergleicht, ſo erſcheinen erſtere wahrhaft armſelig. Natürlich können ſo koſtbare Bücher nur von Reichen gekauft werden und ſie gehören mit zum Hausrath, womit die großen Gemächer ausgeſchmückt werden. Auch gehen dieſe Werke in Menge in's Ausland, beſonders in die Länder, wo ſich ein reicher Adel findet, nach England und Rußland. Dieſe Bücherpracht hat aber den Nachtheil, daß ſie den Reichen gegen die in beſcheidener Ge-

ſtalt erſcheinenden nüzlichen Bücher eine gewiſſe Gleichgültigkeit einflößt. Auch erfordern ſolche Prachtausgaben bedeutende Kapitalien von Seiten der Unternehmer, und unter den Spekulationen dieſer Art müſſen natürlich manche fehlſchlagen und den Untergang der Verleger nach ſich ziehen. Dieß haben ſo eben die Gebrüder Pourrat erfahren, welche früher reiche Bankiers waren. Sie hatten als ſolche fallirt, wollten ſich durch große Unternehmungen als Buchhändler wieder heben, und ſind nun zum zweiten und wahrſcheinlich lezten male gefallen. Eine andere Folge der überhandnehmenden Pracht des Bücherdrucks iſt, daß der Werth der alten, kärglich ausgeſtatteten Werke bedeutend ſinkt und die Beſizer derſelben genöthigt ſind, die Preiſe auf die Hälfte, auch wohl ein Drittel herabzuſezen. Beſtändig werden ſolche Herabſezungen angekündigt, und es gibt Buchhändler hier, welche nichts anderes thun, als ältere Verlagswerke um ein Spottgeld ankaufen und ſie dann zu einem ſehr billigen Preiſe in Umlauf ſezen. Einige haben ſich durch dieſen Handel bereichert. Dieſe Werke gelangen meiſtens in die Hände der Leute mittlerer Klaſſen; für die Reichen ſind ſie nicht ſchön genug, um in ihren Bibliotheken einen Plaz zu verdienen. Ob die Literatur bei den unzähligen Prachtausgaben gewinnt, möchte zu bezweifeln ſeyn; aber auf den Wohlſtand der Druckereien, Papierfabriken, Buchbindereien und Kunſtwerkſtätten hat dieſer Luxus offenbar großen Einfluß. In den Tagesblättern werden dergleichen Prachtwerke nur lobend erwähnt und an eine ſtrenge Kritik wird dabei gar nicht gedacht. Einſt war eine ſcharfe Kritik im Journal des Débats oder in einem andern allgemein geleſenen Journal im Stand, einem Buche den Stab zu brechen. Was ſollte jezt aus den Verlegern werden, welche ſo bedeutende Kapitalien auf ihren Verlag wenden, wenn man ihre glänzenden Produkte in den Feuilletons verdammte! Davon iſt auch gar keine Rede mehr. Sie zahlen bedeutende Summen, um ihre Werke in den großen Journalen ankündigen zu laſſen, und ſchenken den Redakteuren Prachtexemplare, damit dieſe ſie lobend beſprechen und den Käufern empfehlen. Jules Janin, welcher ſelbſt zu ſolchen Prachtausgaben ſeinen Namen hergibt und zu den ſchönen Kupfern allerlei ſchreibt, hat nur lobende Floskeln, wenn er im Journal des Débats dergleichen Bücher ankündigt, und eine ſtrenge Beurtheilung ſolcher Werke erwartet Niemand. Koſtbarkeit iſt eine hinlängliche Empfehlung derſelben; die Kupfer ſind in der That meiſtens vortrefflich; das Literariſche wird als Zugabe betrachtet und gebt neben den Bildern in den Kauf. Es iſt ſo weit damit gekommen, daß man Bücher nur um der Kupfer willen herauszugeben ſcheint, und die Texte nur deßhalb ſo ſchön druckt, damit ſie mit den Kupfern harmoniren, und weil irgend ein beliebter Schriftſteller ſeinen Namen dazu hergegeben hat.

(Schluß folgt.)

Zürich, Januar.

(Schluß.)

David Heß.

Das neue Jahr hat neben ſeinen gewöhnlichen Feſten und Freuden auch dießmal eine eigenthümliche, nun bald zweihundert Jahre alte Sitte bei uns erneuert. Mehrere Geſellſchaften gaben nämlich Neujahrsblätter heraus, welche mit Kupfern ausgeſtattet für die Jugend Zürichs geſchrieben und von dieſer am zweiten Tage des Jahres, in feſtlichem Putze, in den Geſellſchaftslokalen gegen einen kleinen Geldbetrag abgeholt werden. So wurden u. a. dieſes Jahr von der Muſikgeſellſchaft die Biographie Naumanns, von der ehemaligen Geſellſchaft der Chorherren die Biographie des Mathematikers Horner, der als Aſtronom Kruſenſtern auf ſeiner Reiſe um die Welt begleitet hatte, von der Künſtlergeſellſchaft das Leben von David Heß gebracht. Gerne erwähnen wir der leztern Gabe, um noch mit einigen Worten des im verfloſſenen Frühling verſtorbenen, intereſſanten Mannes zu gedenken, der, durch meiſterhafte Beiträge zum Kunſtblatt, früher auch mit dem Morgenblatt in Verbindung geſtanden. Nach dem Wunſche ſeines Vaters hatte Heß in ſeiner Jugend, ohne Neigung, aber nicht ohne Gewinn für ſeine Entwicklung, in einem Schweizerregiment in Holland Dienſte gethan und ſelbſt einen Feldzug gegen die Franzoſen mitgemacht. Nach Auflöſung ſeines Regiments kehrte er im Jahr 1796 in ſeine Vaterſtadt zurück, wo ihm ſeine günſtige Lage geſtattete, ſich vorzugsweiſe ſeinen Lieblingsbeſchäftigungen, beſonders der bildenden Kunſt und der Literatur, ſowie auch dem Verkehr mit Freunden und ausgezeichneten Zeitgenoſſen hinzugeben, unter denen ihm Dr. Ebel, Martin Uſteri und Ulrich Hegner am nächſten ſtanden. Seine Gedichte waren meiſtens Kinder des Augenblicks und haben als ſolche ihre Wirkung nicht verfehlt. Von ſeinen proſaiſchen Arbeiten, obgleich ſie zunächſt für die Schweiz geſchrieben ſind, haben ihm mehrere auch im Ausland einen Namen erworben. Wir nennen hier nur die unter dem beſcheidenen Titel: die Badenfahrt, herausgekommene Beſchreibung der durch ihre Thermen und auch durch ihre Geſchichte und Lage ſo intereſſanten Stadt Baden im Aargau; ferner die Biographie jenes Oberſten Landolt, der, ſeiner Verehrung für den großen Friedrich und der eigenen hervortretenden Perſönlichkeit wegen, oft Zürich-Fritz genannt wurde. Dieſe Biographie iſt in der That ganz, was ſie ſeyn will: ein Charakterbild nach dem Leben ausgemalt, und ſie würde allein hinreichen, dem Verfaſſer einen ehrenvollen Rang in der Reihe ſchweizeriſcher Schriftſteller zu ſichern. — Früher, als Heß ſeinem mitunter ſehr beißenden Witze gerne freien Lauf ließ, mochte er durch ſeine in Wort oder Zeichnung ausgeſprochene Satire oft verlezen. Wir haben ihn in ſpätern Jahren ſtets mild gefunden, auch im Tadel; aber unerſchöpflich blieben ſein Humor und die Fülle reicher Erinnerungen, in denen ihm das ungeſchwächte Gedächtniß frei herumzublättern geſtattete. Die neueſte Zeit mit ihrem Thun und Streben kam ihm fremd, ja mitunter wunderlich vor. In den lezten Jahren eines durch die ſchmerzlichſten Verluſte und Körperleiden vielfach geprüften Lebens unterhielt er ſich gern und mit ſchöner Zuverſicht von einem beſſern Daſeyn, das uns, wie er glaubte, die Erdenräthſel löſen und den hohen Genuß eines fortſchreitenden Eindringens in die ewigen Geſetze der Weltordnung und in das Weſen der Dinge gewähren werde. Noch ſehen wir die hohe Greiſengeſtalt vor uns daſtehen, mit dem klaren Ausdruck des Auges, dem bedeutenden Profil, dem leichten Zug von Ironie im Lächeln des Mundes, ein ſchwarzes Sammtbarett auf dem weißgelockten Haupt; und unvergeſſen werden die heitern Stunden in uns fortleben, in denen er uns die Bilder einer mannigfach bewegten Vergangenheit zur klarſten Anſchauung gebracht hat. -

Beilage: Kunſtblatt Nr. 8.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 23.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 26. Januar 1844.

— O you kind gods,
Cure this great breach in his abused nature!
The untun'd and jarring senses, o, wind up
Of this child-changed father!

Shakespeare.

Aus dem Schauſpiel:

Friedrich der Alte oder der Hohenſtaufen Aufgang.

(Fortſetzung.)

Der vierte Aufzug hat in der Burg Beckelheim bei Kreuznach geſpielt. Dorthin brachten Friedrich und Lützelhard, dieſer aus Franken, jener aus Schwaben, unverhofft eine zahlreiche Streitmacht. Doch während Beide frohlockend von dem gelungenen Wageſtück erzählen, und beſonders Friedrich von ſeinem Zuge über Hall, Gaildorf, Murrhard, Waiblingen, Cannſtadt, über einen benachbarten Stuttenhof nach dem rothen Berge und bis Ulm Bericht erſtattet, geräth des Kaiſers tief verwundetes Gemüth darüber, daß Alles durch Andere geſchehen ſeyn ſolle, in eine unglückſelige Bewegung. Ein Ritter in ſchwarzer Rüſtung verlangt vorgelaſſen zu werden: der Kaiſer beſteht trotz aller Warnungen darauf, ihn allein zu ſprechen. Es iſt ſein Sohn Heinrich, der, von Friedrichs Thätigkeit nicht das Mindeſte ahnend, ohne Heer zu einer nach Ingelheim verabredeten Fürſtenberathung aus Sachſen kommt und nun, damit nicht ſein ganzes Spiel auf einen Wurf verloren werde, das Aeußerſte aufbietet, um, anknüpfend an den gekränkten Stolz des Kaiſers, mit Verdrängung des Schwabenherzogs, angeblich als friedlicher Vermittler zwiſchen Reichsfürſten, Kirche und Heinrich dem Vierten ſich ſelber einzuſchieben. Es gelingt, der Kaiſer verſöhnt ſich mit ihm und entläßt das Heer; der widerſtrebende Friedrich wird von des jungen Heinrichs nachgedrungenem Gefolge feſtgenommen, und erſt, wie in des Letztern Auftrag, der bereits nach Ingelheim weggereist iſt, Adalbert und Gebhard die Ablieferung der Reichskleinodien fordern, erfährt der getäuſchte Vater, daß er Gefangener ſey. Der milder geſinnte Gebhard gibt der Bitte des Verzweifelnden Raum, ihm und Adalbert zu einer letzten Unterredung mit dem Sohne nach Ingelheim zu folgen. Hier vor dem Hofraum der Kirche, wo Fürſten und Geiſtliche, um Heinrich dem Jüngern zu huldigen, ſich verſammeln, beginnt die fünfte Handlung mit einem herzzerreißenden Auftritte, den endlich der Kaiſer unter den Worten abbricht:

Beraubt, gebannt, mißhandelt, zieh' ich aus,
Ein Wanderer, dem als Ziel geſteckt die Oede.
Nacht überſchatte mein gefurchtes Antlitz,
In meinen grauen Locken wühle Sturm!

Hierauf die Schlußſcene. Nacht. Halde auf dem Taunus, offen ſtehende Köhlerhütte, in die ſich Kaiſer Heinrich geflüchtet hat.

(Friedrich und Agnes kommen um die Hütte.)

Agnes.

Wie aber, wenn du dich getäuſcht? wenn wir
Die falſche Richtung eingeſchlagen? wenn
Die ganze Nacht verloren wäre! Gott!
Was könnt' ihm unterdeß begegnet ſeyn!

Friedrich.

Genug, das Mögliche geſchah. Kaum hieß es,
Er ſey hinaus, ſo ſchleudert' ich die Wächter
Zu Boden, band ſie, eilte fort mit dir,
Geraden Weges nach dem Rhein; der Schiffer
Behauptete, ihn halb erkannt zu haben;

Der Köhler, den wir trafen, folgte friſchen
Fußſtapfen in dem Thau; auch ſtimmt hiemit,
Was ſeine Mädchen mir erzählen.

Agnes.

Nie,
Nie noch, ſo lang ich lebe, hat mein Herz
So ſtürmiſch wild gerungen in Erwartung,
Als jetzo, bis die Hütte ſich erhellt.

(In die Stube wird Licht gebracht, ſie eilen hinein.)

Friedrich.

Er iſt's!

Agnes.

Allmächtiger! er iſt's, er iſt's!
Das ſind des Vaters Züge! (Sich mit Küſſen über ihn beugend.)
Ja, du biſt's!

Friedrich.

Weib, ſchone ſeinen Schlaf! Zwar ſcheint es mehr
Betäubung, fieberhafter Taumel.

Agnes.

Glaubſt du?

(Das Licht näher haltend.)

Ja, etwas Graſſes hat ſich eingeſchlichen
In dieſes Antlitz!

Kaiſer.

Weh', ich erblinde!
Weh', welche Lohe! weh', der ſtechende Glaſt! —
Bin meilen-, meilentief in den Grund geſunken,
Zwiſchen feuchtem Schurf, durch rieſelkalte Spalten,
Daß der Sinter des Geſteins mich leckte,
Und ich zuckte, wenn ſtachliges Gewürm
Aus Ritzen mir über Hand und Stirne kroch.
Und plötzlich, wie ich feſten Boden faß'
Und tappend vorwärts um die Ecke wende,
Da thut ſich gähnend ein Feuerabgrund auf,
Und zahlloſe Flammen, von Geſpenſtern geſchürt,
Sieden und wallen die Felswand empor,
Und die erſt Wurzeln ſchienen zwiſchen dem Stein,
Die regen ſich, winden, ſchlängeln ſich nun,
Lange, dürre, gluthdurchronnene Arme,
Mich ſengend hinabzuhäkeln ausgereckt! —
O Gott des Himmels! weht auch hier dein Athem,
Vernimmſt von hier du auch das Flehn der Angſt,
Vermag auch hier noch Etwas deine Kraft:
Nicht da hinunter! da hinunter nicht!
Das iſt nicht für Geſchöpfe, die dich kennen,
Die zu dir aufgeblickt, die dich geliebt!
Nein, da hinunter auch mein Heinrich nicht!
Zu gräßlich iſt's, ſogar für ſeine Schuld!
Nein, um zu löſen ihn von ſolcher Pein,
Will ich ihm noch einmal, ihm ganz vergeben!

Agnes.

Selbſt Heinrichs Felſenbruſt erweichte ſich,
Wenn dieſes Wort er, dieſen Ton gehört!

Friedrich.

Wir ſollten ihn zu wecken ſuchen, Frau;
Die Gluth der Einbildung wird ihn verzehren.

Agnes.

Es iſt das lezte Flackern, dämpf' es nicht,
Mit ihm erliſcht das Leben.

Kaiſer.

Aber ſieh',
Das Mädchen dort, der unſchuldige Lockenkopf!
Ein grünlich milder Glanz quillt ihr um's Haupt,
Und wenn ſie auftritt, wirbelt ſtatt des Staubes
Ein feiner Goldſand hin, der Funken wirft —
Sie winkt, und wo ſie wandelt, da zerlechzt
Geſchmeidig der Granit. — Wir treten ein —
Von weitem dämmert ſchon ein neuer Tag —
Wie wird es frei! wie rundlich dacht ſich's ab!
Welch ein Gelände! welch ein breiter Strom,
Und auf dem Eiland, welche Feſtverſammlung!
Die hohen, edeln, ſtrahlenden Geſtalten!
Wie anders als wir Sterbliche! Und doch
So manche mir bekannte — vor allen jene,
Die nach mir ausgebreitet ihr Arme. —
Schon auf dem Wege bin ich — ja, ich komme!

(Schluß folgt.)

Geſchichten aus den Bergen.

(Fortſetzung.)

Im Frühjahr ging das Mädchen wieder einmal hin und traf ein paar Schulbuben, welche aus dem Hollunderbuſch, der über dem Grabhügel aufwuchs, ein Vogelneſt genommen hatten und eben daran waren, ſich in die Brut zu theilen. Hanne rief ſie an, da ließen ſie das Neſt fallen und ſprangen über die Mauer. Gerade in's hohe Gras des Hügels fiel das Neſtlein; das Mädchen kniete davor nieder. Einer der jungen Vögel war todt, ein zweiter noch am Leben; er riß den Schnabel weit auf und die großen Augen ſchienen die mitleidige Waiſe zu bitten um Rettung und Erbarmen. — „Du armes Thierl," ſagte Hanne, „haſt keinen Vater und keine Mutter, wie ich. Wart', ich will deine Mutter werden. 'S iſt mir, als hätt' dich mir meine Mutter geſchickt, du biſt ja auf ihrem Grabe geboren."

Sie nahm den Vogel nach Hauſe. Mit unbeſchreiblicher Mühe, mit einer Geduld und Sorgfalt, wie deren nur die zarteſte Weiblichkeit fähig iſt, äzte Hanne das junge Thierchen auf, und es gedieh zu ihrer größten Freude, obgleich alle Hausgenoſſen ſie darob verlacht hatten und es für unmöglich hielten. Je größer und

lebensfriſcher das Rothkehlchen ward, deſto lieber gewann es Hanne, und immer mehr und mehr vertiefte ſie ſich in dem Gedanken, es ſey gewiß und wahrhaftig ihre ſelige Mutter im Himmel, die ihr das Vöglein geſchickt habe. — Jedem, der das muntere Thierlein ſah und ſie befragte, von wem ſie es habe, antwortete ſie zuletzt ganz ruhig: „Von meiner Mutter," als ob dieſe noch lebe und ihr das „Rothkröpflein" zum Spielzeug nach Hauſe mitgebracht habe. — Sie hütete und pflegte ihren Liebling mit der Liebe einer jungen Mutter, und die alte Lieſe meinte, ſie triebe es ärger als mit einem Kinde, dergleichen wäre wahrhaft eine Abgötterei.

Endlich kam eine Zeit, wo Hanne von dem vermeintlichen Götzendienſte allmählig abließ. Sie fütterte das Rothkröpflein wohl noch, wie ſich gebührte, manchmal wohl etwas außer der früher pünktlich eingehaltenen Zeit; aber ſie ſchwazte nicht mehr halbe Stunden lang mit ihm, wie ſie ſonſt gethan, ſie nahm es nicht mehr aus dem Bauer, um es zu ſtreicheln, an Buſen und Wange zu drücken, es hundertmal zu küſſen. Dergleichen Zärtlichkeiten ſoll um dieſe Zeit die bleiche Stainhuber-Hanne einem jungen Buben zugewandt haben, deſſen Namen ich nicht erfuhr. Die ganze Liebſchaft war über alle Maßen heimlich, es konnten die eifrigſten Weiber im Orte nicht mehr erfahren, als daß eben die Hanne verliebt ſey.

Im Spätherbſt kam das Rothkröpfl wieder zu Gnaden. Es ward oft aus dem Käfig genommen, geherzt und geküßt, noch öfter aber mit Thränen benezt, ſo daß ſein weiches Gefieder, ſein glänzendes Köpfchen ganz naß wurde, als wäre es unter einen Regen gerathen. — „Du liebes Rothkröpfl," ſagte dann unter dem Weinen die Hanne, „du biſt nicht falſch. Gelt, du daſt mich allzeit lieb?" Und gewöhnlich ſezte ſie bei: „Mein armes Mutterl! wenn's mich nur abholen wollt'!"

Mit dem Frühjahr ward die Hanne krank, und endlich ſterbenskrank. Der Kaplan ſagte mir, es ſey die unſelige Liebſchaft Schuld geweſen an dem Zehrfieber. Die andern Leute meinten auch allerlei, gewiß wußten ſie nichts, nur das Eine, daß es mit der Hanne, wenn es ganz „aber"* wäre, auch zu Ende gehen müſſe. Der Mörder-Michele, der berühmte Bauerndokter in Paſſeier, hatte das ſo prophezeit.

Hanne lag und litt ruhig und ohne Klage. Neben ihrem Bette ſtand des Rothkröpfleins Häuslein mit offenem Thürchen. Der Vogel hüpfte ein und aus, zu ihr auf die Kiſſen, auf ihre feuchte, bebende Hand, überall herum in der Kammer, wo es ihm beliebte. Der Herr Pfarrer kam oft zur Kranken auf Beſuch. Er hielt ihr ſchöne Bußpredigten von weltlicher Liebesnarrheit und hölliſcher Verführung, von Gottes Strafgericht und von der tröſtlichen Hoffnung, aus dem Fegefeuer herausgebetet zu werden. Derweil der Pfarrer ſie alſo auf ein ſeliges Ende vorbereitete, ſaß der Vogel meiſt am Bettrand neben Hanna und ſang und trillerte unaufhörlich aus Leibeskräften. Das Mädchen aber verwandte kein Auge von ihm und hörte ihm allein zu und nicht dem Herrn Pfarrer.

Das verdroß den Bußprediger höchlich. Er begehrte oftmals, man ſolle die Beſtie entfernen; es möchte gar wohl ſeyn, daß der Teufel in ſeiner Kehle ſtecke, weil ſie ſo laut ſchreie bei ſeinen heilſamen, chriſtlichen Sermonen. Hanne aber gehorchte ihm durchaus nicht. Sie herzte und pflegte ihr Rothkröpflein mehr noch als in ihren geſunden Tagen, und wiederholte dem erbosten Geiſtlichen immer, ſie habe es von ihrer Mutter bekommen, und es ſey heiliger, als viele heilige Dinge auf der Welt.

Während der Zeit der öſterlichen Beichte kam eines Morgens der Pfarrer zu Hanne mit dem Sakrament, ihr das Abendmahl zu reichen. Als er in die Stube trat, hüpfte vor ihm am Boden das Rothkehlchen, und ſeine Fußſpitze kam auf des Vogels Flügel, der davonflattern wollte, zu ſtehen. — „O, Herr Pfarrer, nicht! — Thut's dem Rothkröpfl nichts z'Leid!" flehte mit ſchwacher Stimme das Mädchen und erhob ſich im Bette. Der Pfarrer aber that einen Schritt vorwärts und — zertrat den Vogel. — Hanne ſank im ſelben Augenblick zurück in die Kiſſen und — war todt.

* Schneefrei.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Januar.

J. P. Wagner. — Städelſches Inſtitut. — Die Statuen auf der Mainbrücke.

Unſer J. P. Wagner iſt in ſeiner elektromagnetiſchen Arbeit in dieſem Augenblicke gewiſſermaßen zu einem Stillſtande gelangt. Er hat ſeinen größern Wagen im Bau vollendet und dieſer harrt nun der Prüfung der von der Bundesverſammlung ernannten wiſſenſchaftlichen Commiſſion, deren Mitglieder von Wien, Berlin und München wahrſcheinlich erſt im April hier eintreffen werden. Bereits weiß man aber, und namentlich durch die Eröffnungen, welche Hofrath Beil in der Allgemeinen Zeitung vor Kurzem über die Wagnerſche Erfindung gemacht, daß Wagner ſeinen Wagen als Lokomotiv zur raſcheſten Fortbewegung von vierzig Perſonen gebaut hat. Iſt durch dieſes Reſultat der Dampf in ſeiner ungeheuern Kraft, in ſeiner Totalgewalt auch nicht zu erſetzen, wenigſtens vorerſt nicht, ſo iſt doch ſehr viel für den Dienſt auf den Eiſenbahnen gewonnen, und es fragt ſich nur, wie die elektromagnetiſche Kraft bei einem größern Wagenzuge in Anwendung gebracht werden kann. In wie fern nun Wagner ſeine hochwichtige Aufgabe gelöst und auf die Nationalbelohnung von 100,000 Gulden Anſpruch hat, dieß zu entſcheiden liegt der Bundesverſammlung ob. Die Gerüchte über Wagners veränderten Geſundheitszuſtand waren ganz ungegründet, ja lächerlich. — Die Ernennung eines Direktors

des Städelschen Kunstinstituts hat immer noch nicht stattgefunden, und man bemerkt mit Bedauern, wie schwer es der Administration fällt, den geeigneten Mann für diese Stelle zu finden. Lessing wird nun von Neuem genannt. Zwischen der jungen Kunstanstalt Veits und dem Städelschen Institut herrscht aber das beste Einvernehmen. — Es sollen nun doch noch drei Kaiserstatuen, namentlich Ludwig der Baier und Franz II., welchen Kaisern Frankfurt in seiner selbstständigen Entwicklung viel zu danken hat, für die Mainbrücke gefertigt werden, da die Statue Karls des Großen zu isolirt, wie auf einem verlorenen Posten, auf der Mainbrücke steht. Auch verlangt es schon die Symmetrie, daß die drei leeren Bogennischen ausgefüllt werden. Die Ausführung dieses Projekts wird aber noch einige Zeit auf sich beruhen müssen, da man erst die Aufstellung des Goethes und des Gutenberg-Fust-Schöffermonuments vorübergehen lassen will. Für lezteres müssen noch besonders die patriotischen Gesinnungen unserer Mitbürger zu Geldbeiträgen in Anspruch genommen werden. — Die so gelungene Ausführung des gothischen Thurmes der Nikolaikirche hat den Wunsch laut werden lassen, daß auch der Thurm der Bartholomäuskirche (des Doms) ausgebaut werden möge. Die Spize soll, wie bei jenem, so auch bei diesem Thurme von Eisen werden und wird bereits modellirt. Die Verwirklichung dieses Vorhabens wird allerdings nicht unbedeutende Kosten verursachen, allein da selbst ein erhabener Kunstfreund, der König Ludwig von Bayern, bei seinem Besuche im vorigen Sommer in unserer Stadt sein Bedauern ausdrückte, daß der Domthurm sich ohne Spize befinde, hofft man um so mehr, auch Unterstüzung von auswärts zu erhalten. Nach einer Volkssage wurde die Spize des Bartholomäusthurmes bis jezt deßhalb nicht ausgebaut, weil Frankfurt nach dem Ausbau das Recht verliere, aus einem nahen Steinbruch Steine zu beziehen.

(Fortsezung folgt.)

Paris, Januar.

(Schluß.)

Theater. — Cas. Delavigne. — A. Dumas.

Am neuen Jahre hat man, wie gewöhnlich, die im Laufe des vorigen Jahrs hier auf die Bühne gebrachten Theaterstücke summirt und 168 Stücke und Stückchen herausgebracht. In theatralischer Hinsicht, wie in so mancher andern, ist Paris die fruchtbarste Stadt der Welt. Rechnet man dazu 5—6000 neue Bücher, 2—3000 neue Gemälde, Skizzen und Statuen, so muß man gestehen, daß Literatur und Kunst wenigstens stark betrieben werden, wenn sie auch nicht viele Meisterstücke hervorbringen. Besonders fleißig ist im verflossenen Jahr das Odeontheater gewesen; es hat 29 neue Stücke gegeben, obgleich es einige Monate geschlossen war. Aber trotzdem sind die Dichter mit diesem Theater nicht ganz zufrieden. Erstlich sind die Schauspieler nicht gut genug, besonders im Trauerspiel und im höhern Lustspiel; zweitens genügt ihnen das Parterre noch weniger, als das Schauspielerpersonal. Das Odeon liegt bekanntlich im Revier der Universität und der Collegien; die Studenten pflegen die Mehrzahl im Parterre auszumachen und sich hier zu benehmen, wie Studenten überall thun; sie toben und poltern, werden leicht ungeduldig, urtheilen einseitig und übereilt, verdammen zuweilen aus bloßem Geist des Widerspruchs, und verleiden den ruhigen Zuschauern den Genuß. Das Theater wird daher auch schlecht besucht und manches Stück wird vor leeren Logen und Bänken gegeben. — Wie sehr Frankreich einen guten Theaterdichter zu schäzen weiß, sah man vor vierzehn Tagen am stattlichen Leichenbegängnisse Casimir Delavignes und an der Freigebigkeit, womit der Staat für die Wittwe und den Sohn des Dichters sorgt. Ich glaubte, Cas. Delavigne sey ein wohlhabender Mann gewesen und hätte nicht nöthig gehabt, für seine Familie auf die Unterstüzung des Staats zu rechnen. In der That war er Bibliothekar des Königs zu Fontainebleau, wo er aber niemals hinkam; diese Stelle scheint nur ein Vorwand gewesen zu seyn, um ihm eine Pension zu geben. Er war Mitglied des königl. Instituts und bezog das gewöhnliche Gehalt dafür; seine Theaterstücke brachten ihm durch die Vorstellungen und durch den Druck eine Summe ein, die sicher nicht unbeträchtlich war; seine Frau hatte eine Ausstattung von der fürstlich Leuchtenbergschen Familie erhalten, und dennoch heißt es jezt, Cas. Delavigne habe nichts hinterlassen als seinen Ruhm, und deßhalb habe man der Wittwe zwei Pensionen ertheilen und dem Sohn eine Freistelle in einem königlichen Collegium zu Paris verschaffen müssen. Das Théâtre français benuzt den Eindruck des frühzeitigen Todes des Dichters, um seine Stücke dem Publikum wieder vorzuführen, und dieses wohnt den Vorstellungen fleißiger bei, als es wohl thäte, wenn er noch lebte. Indessen hatte sich Cas. Delavigne im Allgemeinen nicht über das Publikum zu beklagen; es hat dem Dichter während seines Lebens und sogar in seiner frühen Jugend volle Gerechtigkeit widerfahren lassen; wenige Dichter haben sich so allgemeinen Beifall erworben, als er, und schwerlich wird die Nachwelt ihn höher stellen, als seine Zeitgenossen und Landsleute gethan. Darin unterschied er sich von den meisten französischen Dichtern seiner Zeit, daß er langsam und mühsam arbeitete, und nur dann etwas Neues auf die Bühne brachte, wenn er nach langer Ueberlegung nichts mehr daran zu feilen und zu glätten hatte. Daher gab er nur etwa alle drei oder vier Jahre ein neues Stück und unternahm nie eine andere literarische Arbeit. Da nehme man dagegen z. B. Alexander Dumas, der Romane, Novellen und Theaterstücke aller Art aus dem Ermel schüttelt. Er versorgt unaufhörlich Journale, Wochenschriften und Bühnen mit seinen Geistesprodukten; freilich macht er sich die Arbeit zuweilen bequem, indem er aus einem Roman ein Feuilleton und dann ein Schauspiel zuschneidet. Sein lezles Lustspiel: „der Laird von Dumbicki," haben die Studenten im Parterre des Odeons ein wenig auszupfiffen; es hält sich aber dennoch auf der Bühne und geht mit seinen andern dramatischen Produkten durch. Seitdem er gedroht hat, sich mit Jules Janin wegen seiner derben Kritiken zu schlagen, hat dieser gelindere Saiten aufgezogen und behandelt ihn glimpflicher. Ich glaube, die andern Theaterkritiker fürchten sich ebenfalls vor dem stets schlagfertigen, oder wenigstens schlagfertig scheinenden Dichter, und wagen es nicht, ihn so schnöde zu behandeln, wie sie unbedeutende Schriftsteller zu behandeln pflegen. Wer möchte gern seine literarischen Meinungen mit dem Degen oder der Pistole in der Hand vertheidigen? — Die große Oper zehrt noch immer von Donizettis Don Sebastian. Man soll bei ihm wieder eine Oper bestellt haben, da der Direktor auf Meyerbeers Propheten nicht rechnen kann, der nicht eher aus den Händen des Tonsezers kommen soll, als bis man eine Stimme gefunden hat, welche würdig ist, die Hauptrolle zu singen. Donizetti ist zwar schon weit weg; allein der Mann arbeitet im Fluge und hat bald eine neue Oper fertig, sogar mehrere, wenn es seyn muß. Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 9.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 24.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 27. Januar 1844.

„Wie aber kann ſich Hans van Eyck
Mit Phidias nur meſſen?“
Das iſt die Kunſt, das iſt die Welt,
Daß ein's um's andere gefällt.

Goethe.

Ueber die Vernachläſsigung des Studiums der Antike in der modernen Kunſt.

Von A. v. Sternberg.

Die Verlagshandlung J. Buddeus in Düſſeldorf gibt „Deutſche Dichtungen mit Randzeichnungen deutſcher Künſtler“ heraus. Ein Heft hiervon liegt vor uns und gibt die nächſte Veranlaſſung, über oben bezeichneten Gegenſtand einige Worte zu ſagen. Dieſe Dichter ſowohl als dieſe Künſtler ſind durchaus übereinſtimmend und geben, was die modern beliebten Anſichten und Auffaſſungen betrifft, Hand in Hand.

Wenn man die Kunſtbeſtrebungen der Gegenwart im Ganzen und Großen betrachtet, ſo könnte es als unſtatthaft erſcheinen, daß wir gerade dieſe kleinen und anſpruchloſen Hefte herbeiziehen, um an ſie unſere Betrachtungen zu knüpfen; doch zeigen ſie ganz daſſelbe, was die großen Kunſtausſtellungen zeigen: ich meine das völlige Ignoriren der Antike. Wir müſſen es ein „Ignoriren“ nennen, denn daß die modernen Künſtler in der That keine Kenntniß von den großartigen Manifeſtationen der Schönheit, Anmuth und Größe haben, die das Alterthum uns hinterlaſſen hat, wollen wir zur Ehre der modernen Kunſt und ihrer Jünger nicht annehmen. Wir wollen lieber glauben, daß es eine Caprice der Zeit iſt, oder ſollen wir es eine Tugend und ein Verdienſt der Zeit nennen? Das wäre vielleicht die Abſicht einer gewiſſen Richtung, aber im Intereſſe der Kunſt wäre es nicht, die jede Beſchränkung haßt und keiner Richtung, ſie mag heißen wie ſie will, ſich als Magd verpflichtet.

Vor Allem, wie können wir jemals glauben, der Antike entbehren zu können? Wie kann uns dieſe Fülle von Schönheit und Anmuth, die uns wie ein Blüthenregen aus dem Schoße der glücklichſten und üppigſten Produktivität zugeſchüttet wird, jemals entbehrlich ſcheinen? Kein einziges Zeitalter, auch nicht das barbariſchſte und prüdeſte, hat ſich von der Antike losſagen können. Wir ſehen die göttlichen Geſtalten in das Dunkel der aſcetiſchen Jahrhunderte ſchleichen und Licht und Schönheit in die ſchwarze Mönchszelle, wie in die rohe Steinhalle des Häuptlings bringen. Die erbeuteten Marmorköpfe römiſcher Imperatoren und ihrer Lieblinge, die lächelnden Geſichter der Aſpaſien und Agrippinen glänzten in den Schatten der germaniſchen Haine. Die dunkelſten Zeiten der mittelalterlichen Barbarei konnten ſich der Antike nicht entſchlagen: ſie wandelten ſie in Geſpenſter um, und Venus, die man nun einmal nie und nimmer miſſen mochte und konnte, wurde unter dem trüben nordiſchen Himmel ein blaſſes, heimtückiſches Phantom und bewohnte als Frau Venus irgend einen unheimlichen Berg,

in den ſie hübſche junge Soldaten und fahrende Schüler hineinlockte.

Das ſechzehnte Jahrhundert brachte die Antike als neueſten Hofgeſchmack. An den Höfen der Mediziäer und Franz des Erſten gelangten Griechenlands Meiſtergebilde, reproduzirt durch die Kunſt eines Benvenuto Cellini, zu beſondern Ehren. Selbſt die rigorös proteſtantiſche Bewegung ſchloß die Antike nicht aus, und Cranach malte, obwohl eine ſchlechte, doch immer eine Venus. In Italien, in den Niederlanden und am Rhein entzündete ſich die ſüßeſte Schönheitsreife an der Sonne der Antike, und noch immer wärmt und befruchtet das raſch pulſirende Farbenherz eines Correggio, Titian, Rubens unſere kalte Zeit.

Im achtzehnten Jahrhundert erſchien Aphrodite, geführt von der Hand Bernini's, der Chapeau-bas, den Stahldegen an der Seite, im tänzelnden Schritt eines Hofkavaliers Ludwigs XV., die Göttin dem erſtaunten Europa vorführte. Jezt füllten ſich die Boskets und Tarusgänge mit einem lüſternen Völkchen, aus Marmor gemeißelt und von den übelſten Sitten. Die keuſche Antike, in ihrem Ernſte anmuthig und in ihrer Anmuth ernſt, ſank herab zu einer frivolen Gauklerin, immer noch ſchön, aber von übel berüchtigter Schönheit, bis ſie zulezt ein Grecourtſches Gedicht in Stein wurde. Da wandte ſich die ernſthaft werdende Zeit von ihr ab und ein frommer Prieſter ſprach den Bann über ſie.

Die Zeit der Revolution und Napoleons führte ſie in voller Glorie zurück. Man ſah moderne Aspaſien ſich auf griechiſche Seſſel lehnen, man ſah einen antiken Conſul mit einem Antlitz voll altrömiſcher Schönheit. Canova meißelte wieder Grazien und Heben und David malte Dioskuren und kämpfende Iliashelden. Aber nun brach der Sturm los und wüthete heftig. Die neuchriſtliche Kunſt trat auf und ſchloß vor allen Dingen ein Dutzend Kleiderſchränke auf, um nur recht ſchnell die vielen Nackenden zu kleiden, und als dieß geſchehen war, warf ſie ſie aus dem Tempel hinaus, denn die Figuren waren unverbeſſerlich; trotz der Umhüllungen blickten immer noch frivole, ſündige Augen und Mienen hervor. Man zog aus den verſteckteſten Mönchszellen jene Urbilder keuſcher Einfalt und Sittenreine hervor, jene Fieſole's und Lippi's, und vor dieſen fiel die Kunſt auf die Kniee nieder, nachdem ſie vorher die Kritik erwürgt hatte. Man malte jezt mit Andacht, und nur das Bild wurde gelungen genannt, das wieder Andacht erweckte. Es war ein enger Kreis und man trieb ſich fortwährend darin herum, mit großem Behagen und großer Selbſtgenügſamkeit. Niemand ſprach von der Antike; ſie ſtand unter polizeilicher Aufſicht und durfte ſich nicht rühren.

Unſere Zeit, das heißt die Zeit von der Julirevolution an, iſt zwar nicht mehr in romantiſch-klöſterlichen Banden befangen, allein von der Antike will ſie auch nichts wiſſen, und dieß aus einem Grunde, der etwas wunderlich klingt, weil die Antike nur der Schönheit, nicht zugleich auch der Idee dient. Es werden in dieſem Ausſpruch eine Menge Saiten berührt, die in unſer ſociales Leben, in Poeſie und Kunſt hinübertönen. Man will die Antike nicht, wie man die naive Poeſie nicht mehr will; aber indem man beide wegwirft, hat man den Nerv aller künſtleriſchen Geſtaltung und Anſchauung tödtlich getroffen.

(Fortſezung folgt.)

Aus dem Schauſpiel:

Friedrich der Alte oder der Hohenſtaufen Aufgang.

(Schluß.)

Agnes.

In wonnigen Geſichten, mein' ich, ſchwelgt er.

Friedrich.

Und kühler fühlt ſich ſeine Stirne an.

(Pauſe. Der Kaiſer erwacht und blickt befremdet umher.)

Kaiſer.

Ihr, ihr da? — ſeyd ihr's wirklich? — ihr?

(Agnes beugt ſich ſchluchzend auf ihn nieder.)

Friedrich.

Mein Schwäher, ſpürt Ihr einen Reſt von Kraft,
So ſchaff' ich Roß und Wagen und wir fahren
Nach Schwaben ohne Aufenthalt.

Kaiſer.

Nach Schwaben?
Um was zu thun?

Friedrich.

Herr, noch iſt Nichts verloren.
Die heimgeſchickten Krieger holen wir,
Bevor ſie ſich zerſtreuen, weiblich ein,
Und ſind's nicht Alle, ſind es Viele doch,
Wenn nicht die Franken, doch das Schwabenvolk,
Wenn das nicht ganz, ſo ſicher doch die Meinen;
Und eben die ſind Leute, welche friſch
In jedes Heer ein Loch zu hauen wiſſen.
Ich ſag' Euch, blieb uns nichts als Ulm und Staufen,
Das ſollten harte Nüſſe werden, wahrlich,
Woran die ſchärfſten Zähne ſich verbiſſen.

Kaiſer.

Verzichtet iſt auf Alles.

Friedrich.

Gut, verzichtet,
Wofern's einmal Euch anders nicht beliebt;

Doch vorher ſezt Euch trotziglich zur Wehr,
Und ſeyd gefürchtet, daß kraft freier That,
Nicht nothgedrungen Ihr vom Schauplatz tretet.

Kaiſer.

Durchwandert hab' ich Höll' und Himmel — Kinder!
Was ich noch bei euch bin, das iſt, als wär' ich
Schon abgeſchieden — weggeſtreift erſcheint
Die ird'ſche Hülle, über ihr glaub' ich
Zu ſtehen — ein Verlangen füllt die Seele,
Das nirgends haften, nirgends wurzeln kann
In dieſer Welt von Staub. — Vollendet habt
Ihr mich geſehn: geht hin mit dieſem Eindruck!
Verlaſſet mich!

Friedrich und Agnes.

Den Vater wir verlaſſen?

Kaiſer.

Noch klebt an meinem Leib des Bannes Brandmal;
Warum für's weitre Leben ohne Noth
Beflecken euch mit einem Fluche, den
Nicht ihr verſchuldet habt?

Friedrich.

Ei, dieſer Bann
Iſt nicht von heute, hat mich nie gehindert,
Euch froh zu dienen, und nun, nun ſollt' ich
So gar gewiſſenhaft auf einmal werden?

Kaiſer.

Die ird'ſche Macht iſt von mir weggenommen,
An die du bisher dich haſt lehnen können.

Friedrich.

Herr, iſt ſammt dieſer Macht auch all' das Gute
Hinweggenommen, das Ihr mir gethan,
Daß ich ſo leichten Herzens ziehen könnte,
Und lachend Euch verſchmachten ließ' im Elend?

Kaiſer.

Sie werden dich des Herzogthums entkleiden.

Friedrich.

Kann ich's nur durch ein Schelmenſtück behaupten,
So fahr' es hin, und mit Frohlocken ſoll
Mein Fuß in Koth den Herzogsmantel ſtampfen!

Kaiſer.

So laſſ' die Agnes du allein bei mir!

Friedrich.

Zwei Unbewehrte hier in dieſer Wildniß,
Mein zartes Weib, mein kranker Herr und Schwäher,
Und ich, der ſeine Fauſt noch regen kann,
Soll feig von dannen und mir gütlich thun?
Das fordert nicht! das ſey nicht Euer Wille!
In meinem Herzen zwar, ſo ſehr die Welt
Euch meiden mag, in meinem Herzen ſeyd,
So lang Ihr athmet, Herr und Kaiſer Ihr,
Und was Ihr ſtreng und ernſtlich mir befehlt,
Das werd' ich thun; doch, Herr, auf meinen Knieen,
Auf dieſem harten Boden bleib' ich liegen,
Bis gnädig Ihr willfahren meiner Bitte:
Nur dieß nicht, nur dieß Eine fordert nicht,
Wogegen Leib und Seele mir ſich ſträubt!
Denn ich, ſo viel auf mich ankommt, bin Willens,
Und wenn die Erde drob in Trümmer ſpränge,
Treu bei Euch auszuharren bis an's Ende!

Agnes (ängſtlich flüſternd).

Nun tritt der fremde, ſonderbare Zug,
Der grauſenhafte wieder in ſein Antlitz!

Kaiſer

(ſich aufrichtend und den knieenden Herzog mit großem Auge meſſend).

Ha! der iſt's, der iſt's, dieſer ſelbe Friedrich,
Den kürzlich erſt des Hochmuths ich verdächtigt
Und rauh hinweg von mir geſtoßen habe! —
(In ſeltſamer Aufwallung.)
Und, Gott! was ſeh' ich, was auf dieſer Stirne?
Geheimnißvolle Zeichen, goldne Ziffern,
Die plötzlich meinem Auge lesbar werden,
Als wehte Gottes Hauch im Buch des Lebens
Das Schickſal von Jahrhunderten mir auf —
Doch jetzo könnt ihr's noch nicht tragen, und
Verfliegend ſtirbt das Wort auf meinen Lippen. —
Ihr großen Eltern eines großen Stamms —
Nein, Friedrich, ſteh' du auf und mich laſſ' knieen
Und beugen mich vor dir und deinem Hauſe! —
(Während Friedrich aufſpringt, um den Kaiſer zu halten, hat ſich dieſer in fieberhafter Aufregung vom Lager emporgerichtet und ſinkt an Friedrichs Bruſt.)
Du großes, treues, deutſches Schwabenherz!

Agnes.

Mein Gott! er ſtirbt — er hat ſchon ausgeathmet!
(Ihn umfaſſend.)
Nun iſt's vorüber, nun biſt du befreit,
Gelöst vom Bann der Erde, rein wie Engel!
Betrittſt nun jenes Eiland, findeſt Bertha,
Die ihre Arme freundlich ausgebreitet!

Friedrich

(den Entſeelten auf das Lager ſenkend).

Sein Geiſt iſt frei, doch ſeinem Leichnam dräut
Noch unverſöhnt der Schreckensarm der Kirche;
Ein Glück, daß dieſe Hütte ihn verbirgt!
Raſch ziehen fürbaß wir zu deinem Bruder,
Dem rechtlich nun die Krone zugefallen,
Und dienen treu fortan dem fünften Heinrich,
Auf daß durch ihn geſchirmt ſey dieß Gebein
Und feſt gewahrt des deutſchen Reiches Einheit.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Januar.

(Fortsezung.)

Der jüdische Reformverein. — Gustav-Adolphstiftung.

Meine in dem lezten Berichte ausgesprochene Hoffnung, daß die Maininsel am Untermainthore nicht mehr für eine Privatgartenanlage verpachtet, sondern in eine öffentliche Anlage verwandelt werde, ist nicht in Erfüllung gegangen. Man glaubte einem ältern Mitgliede des Senats, das seit Jahren seinen Privatgarten auf der Insel hatte, diese Rücksicht schuldig zu seyn; allein Rücksichtüben ist keine republikanische Tugend, und Frankfurt ist doch eine Republik. — Der Verein zur Reform des Judenthums hat dieser Tage wieder ein Circular erlassen. Dasselbe bespricht sehr klar den jezigen Stand des Vereins und bekämpft in gemäßigter Sprache die demselben, besonders wegen innerer Gehaltlosigkeit gemachten Vorwürfe. Das Circular hat allgemein einen günstigen Eindruck gemacht und ist aus der Feder des Präsidenten des Vereins, Dr. Goldschmied, geflossen. Am Schlusse des Circulars, dem alle drei Monate ein neues folgen soll, wird bemerkt, daß der Verein die in Hersfeld in Kurhessen bei Schuster erscheinende Zeitschrift: „der Israelit des neunzehnten Jahrhunderts," deren Redakteur der großherzoglich weimarsche Landesrabbiner Dr. Heß ist, zu seinem Organ erwählt habe. Dr. Heß, ein Bruder des hiesigen Directors der jüdischen Realschule, der auch ein eifriger Anhänger des Reformvereins ist, war in den lezten Tagen auch hier, sich mit dem Vorstand und den einflußreichsten Mitgliedern des Vereins zu besprechen. Was nun aber die numerische Stärke des Vereins betrifft, wächst sie namentlich auch durch auswärtige Mitglieder. Hier zeigt sich die Finanzmacht Rothschilds sehr einflußreich gegen die Bestrebungen des Reformvereins. Es kann nicht jeder jüdische Bankier oder Makler, wie der Bankier F., dem Rothschild die Geschäftsverbindung kündigte, diese Finanzmacht entbehren. In jüngster Zeit ist indessen wiederum ein Fall vorgekommen, daß ein hiesiger jüdischer Bürger, es ist ein Lithograph, der wahrscheinlich auch nichts nach Rothschild zu fragen hat, sich für die Reform erklärte. Unterdessen ziehen die Orthodoxen mit den Gutachten ihrer Schriftgelehrten gegen die Reformers zu Felde. Wie es aber scheint, nimmt unser Senat keine Notiz davon. — Der hiesige Verein der Gustav-Adolphstiftung hat in jüngster Zeit, und besonders seit den Tagen der Generalversammlung vom 21sten und 22sten September, an Mitgliedern ansehnlich gewonnen, so daß die Zahl nun 653 beträgt. Der hiesige Verein bildet bekanntlich nur ein Glied des Hauptvereins in Leipzig, ohne deshalb, und namentlich in Bezug auf die Verwendung der pekuniären Mittel, seine Selbstständigkeit zu verlieren. Auffallend hat man es hier gefunden, daß keiner der preußischen Vereine der Gustav-Adolphstiftung sich dem Leipziger Hauptverein angeschlossen hat. Es soll dadurch ein besonderer Wunsch der preußischen Regierung befolgt worden seyn, welche in der Gustav-Adolphstiftung keine hierarchische Gewalt entstehen sehen wolle. Dieses Bedenken hält selbst hier Viele ab, sich dem Verein anzuschließen, und die in einer hiesigen Zeitung vor einiger Zeit, offenbar von einem leitenden Mitgliede des Vereins, gegebene Erklärung, die Gustav-Adolphstiftung bedürfe keines irdischen Protektors, hat den Verdacht, es handle sich um die Gründung einer hierarchischen Gewalt im Protestantismus, noch vermehrt. Um so erfreulicher ist, daß bei der Wahl dreier neuen Directionsmitglieder des hiesigen Vereins dieselbe auf drei Laien fiel, unter denen der würdige M. G. Seufferheldt. Gewiß würde eine populäre Darstellung des Zwecks der Gustav-Adolphstiftung die protestantische Bevölkerung Deutschlands derselben allgemeiner geneigt machen und bei den Andersgläubigen die Bedenken gegen dieselbe beseitigen. — Die literarische Bewegung in unserer Stadt war seit meinem lezten Berichte nicht stark. August Boden hat zu seiner Vertheidigungsschrift für Professor Jordan, auch bei J. D. Sauerländer, Nachträge erscheinen lassen, in welchen er einige Umstände der merkwürdigen und beklagenswerthen Untersuchung klarer zu stellen sucht und in Bezug auf Jordans Selbstvertheidigungsschrift bemerkt, er würde Jordan nicht vertheidigt haben, sondern klagend für ihn gegen das Urtheil des Criminalsenats in Marburg aufgetreten seyn. Boden hofft, Jordan werde vom Oberappellationsgericht ganz freigesprochen werden, denn eine Entbindung von der Instanz könne hier nicht genügen. Auch über die Schrift, die bezüglich des Todes und der Untersuchung des Pfarrers Weidig in der Schweiz erschienen, spricht sich Boden aus und meint, die Parteileidenschaft habe darin viel übertrieben. In Marburg soll man es aber für gut befunden haben, diese Nachträge von A. Boden zu verbieten. Vielleicht fand man sich von dem beißenden Witze, der sich mitunter in dem Schriftchen ausspricht, am meisten verlezt.

(Schluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 16:
Die Münze.

Französische Räthsel,

aus dem 17ten und 18ten Jahrhundert.

38.

Aufrichtig lieben mich die schönsten Schönen,
Die Häßlichen verachten und verhöhnen
Mich und mein Werk, ich wäre denn ein Heuchler
Und grober Schmeichler.

Ich schaff' im Nu die stolzesten Paläste
Und, wollt ihr, drein aus aller Welt auch Gäste,
Kann Wüsten Ueberfluß und Glanz der Waffen
Im Frieden schaffen.

Ja Paradiese, Grazien und Götter
Erschaff' ich, doch sie finden viele Spötter.
Mir wäre schnell, wär' ich nicht stets betrunken,
Der Muth gesunken.

Dünn oder dick komm' ich nicht von der Stelle.
Führt nicht mein Meister mich; ich, sein Geselle,
Muß zum Geschäft statt aller andern Gaben
Den Spitzbart haben.

Mein Namensbruder ist von dem Geschlechte
Des weisen Menschen, aber nicht der rechte;
Denn, wenn ihr ihn auf's Roß sezt, ist gescheuter
Es als der Reiter.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 25.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUEN

Montag, den 29. Januar 1844.

Es war amal a Schnitzlmon,
Der hat sei Arbet fleißi thon,
Und hat studirt ja Tag und Nacht,
Da hat er die erschti Zitter g'macht.
Franz v. Kobell.

Geſchichten aus den Bergen.

4.

Der Zitherumacher.

Im Oberinnthale in Tyrol, ob Pruß, hauſeten auf einem kleinen Bauernhofe eine Wittib und ihre zwei halbwüchſigen Buben. Der ältere von ihnen, Hanns, fing, wie das manchesmal der Fall iſt bei ſeinen Landsleuten, mit den früheſten Jahren an, aus eigenem Antrieb allerlei zu hantieren und zu päſteln. Er machte Windrädlein und ſchnizte Löffel, flickte ſeiner Mutter Spinnrad, wenn es irgendwie daran fehlte, guckte in's Werk der alten Holzuhr und legte es auseinander, um es wieder zuſammenzufügen. — Des Abends im Winter ſingt man dort gerne, und die Zither iſt ein Inſtrument, das faſt in jedem Hauſe am Fenſterbrett liegt. Hanns, der zu Allem anſtellig und eifrig war, erlernte bald von einem Nachbarn die Zither ſchlagen. Nicht lange ſpielte er ſie, da kam ihm in ſeiner gewohnten Weiſe denn auch die Luſt, zu ſehen, wie das Schallhäuslein gemacht wäre. Er beſah ſich Griffbrett und Schrauben, klopfte an den Reſonnanzboden, und beſchloß, auch eine Zither zu machen. Die eigene ward zerbrochen, ſorgfältig Theil für Theil gelöst; er meinte, die Luſt zum Spielen würde ihn antreiben, ſie deſto eifriger nachzubilden, damit er das alte Inſtrument wieder zuſammenflicken dürfe.

Zudem hatte er ſo da und dort herumgefragt, was er nicht ſelbſt errathen konnte. Er hatte gehört, daß beſonderes Holz zum Klangboden gebraucht würde, und lief in den Wald und klopfte an die Bäume, bis ihm einer tauglich ſchien wegen des reinen Tons, den er von ſich gab. Den Baum fällte er und ſägte ein dünnes Stück von ihm ab; dann fing er an zu bauen, zerſtörte wieder, baute noch einmal, fragte am Sonntag den Schreiner des Dorfes um einige Handwerksvortheile, verſuchte und arbeitete unabläßig, verſteht ſich an den Feierabenden und Sonntagen. Er mußte die übrige Zeit am kargen Feld und im Holz der Mutter helfen bei der Wirthſchaft. Dennoch war in vier Monaten ſeine Zither fertig, freilich ein gar wunderliches Ding, höchſt ungeformt und grob; aber ſie gab doch einen Ton von ſich, und Hanns meinte, faſt einen ſchönern als die alte nachgeahmte.

Seit der Zeit ging ſein Sinniren und Bemühen dahin, es in dieſer Kunſt weiter zu bringen, und wie nun einmal in gewiſſen Menſchen das rechte Geſchick lebt, ſo brachte er es ohne Lehre und Hülfe aus freien Stücken dahin, daß er Zithern machen konnte, die ſo gut waren, wie ſie ſeine Nachbarn ſich wünſchten; er erwarb ein paar Kreuzer damit und meinte, er ſey nun

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

ein gemachter Mann. — Mit dem Probiren und Zerbrechen und wieder Beſſermachen war er aber nicht jünger geworden, und nun als zwei-und-zwanzigjähriger Bube ſchon ſo alt, daß er auch an's Heirathen dachte, und das um ſo mehr, da er ſchon wußte, wen er heirathen möchte.

Sein ſtilles Weſen, ſein eifriges Geſchäftigſeyn und die angeſtaunte Geſchicklichkeit, ſein Zithermachen und Zitherſpielen hatte etwas, das den Mädchen gefiel, beſonders den ſelbſt etwas zaghaftern und ſtillern. So hatte ſich denn eine Lieb angeſponnen mit der Tochter eines Nachbars, der eben nicht reicher und ärmer war, als Hanns ſelbſt, und das Moidele * war gerade ein Mädel, wie er meinte, daß ſie ſeyn müßte.

Es war aber bei der Liebsgeſchichte viel einfacher und ſtiller hergegangen, als das ſonſt der Brauch iſt bei den Liebsleuten in Tyrol. Da war keine Heimlichkeit geweſen, kein Fenſterln und Gaſſiſingen, kein Raufen mit andern Buben, kein Streit mit dem Vater, nichts von dem, was ſo eine Bauernliebſchaft aufputzt. — Die Beiden ſahen ſich oft, kamen in Feld und Haus zuſammen, und ehe man ſich umſah, ſagten die Leute: „Der Hanns geht mit dem Moidele."

Erſt jezt fragte der Hanns einmal, als ſie gerade allein waren, das Mädel, ob ſie ihn denn möge? Sie antwortete: „freilich wohl," und nun wußten ſie, wo ſie daran waren. — Das „freilich wohl" nahm ſich aber der Hanns gar ſehr zu Herzen, und bald war das Moidele ſein Eines und Alles. Das hätte er denn nun gar gerne ganz einzig und allein für ſich gehabt, und darum wollte er heirathen.

Er ſagte es ſeiner Mutter, und die antwortete: „Haſt wohl recht, mein Bue, das Moidele iſt ein rechtſchaffenes Madel und hat auch nicht die leeren Hände. Der Hödl-Martin gibt ihr einmal hundert Gulden und ein Bett zur Ausſteuer. Aber, weißt wohl, unſer Heimatl iſt klein und trägt nicht viel Batzen. Wenn ich dich einſetze, haſt du die harte Kümmerniß, du mußt den Pauli hinauszahlen und mich auspfründen; dann ſitzeſt du am trockenen Tiſch, haſt die Schüſſel und nichts einzubrocken."

Der Hanns hörte zu mit großen Augen und kraute ſich hinter'm Ohr. „Ihr habt's ſchon recht, Mutter, aber heirathen thät ich halt auch gern," ſagte er. „Schaut's, wir zwei, die Moidl und ich, hab's Hauſen g'lernt, und mit dem Zithernmachen kommt mancher Gulden in's Haus."

Die Alte ſchüttelte den Kopf und antwortete: „Glaub' mir's, mein Bub, 's iſt ein übles Haushalten, wenn der Sparer am Herd ſteht und der Hauſer an der Truhe. Und aus zwei werden drei, mußt nicht vergeſſen. Dein Zithermachen wär' ſchon recht, wenn du's nur beſſer verſtünd'ſt, ſo aus dem Fundament. Nachher könnt's dir ein ſchönes Geldl tragen und 's thät dich beſſer ernähren als die Bauerſchaft. Weißt was? ſuch' dir einen Meiſter, geh' nach Sprugg * oder Imſt, wo etwa ein Geigenmacher iſt, und gib dich in die Lehr. In einem Jahr oder in zwei biſt du ausgelernt und kennſt deine Sache. Nachher kommſt heim, ich übergib dir deines Vaters Haus und du heiratheſt, ſo viel du willſt."

(Fortſezung folgt.)

* Marie.

* Im Munde der Bauern „Innsbruck."

Ueber die Vernachläſsigung des Studiums der Antike in der modernen Kunſt.

(Fortſezung.)

Wie geſagt, wir ſind der Meinung, die Antike werde verſchmäht, weil ſie nur der Schönheit, nicht auch der Idee diene. Verweilen wir hiebei einen Augenblick. Die Aeſthetik Winkelmanns, eine Aeſthetik, auf die Goethe ſeine Kunſtanſichten baute, der folgend Kerſtens ſeine genialen, ſchönheitsblühenden Schöpfungen in's Leben rief, iſt völlig und geradezu entgegen den jetzigen Kunſtbegriffen. Nichts war den Winkelmannſchen Enthuſiaſten ſo ſehr zuwider, als daß man der Kunſt zumuthete, irgend einem Zwecke zu dienen. Sie war die Schönheit, das Licht des Lebens; als ſolche wurde ſie verehrt und geliebt, und dazu gehörte, daß man ſie rein hielt von allen ſpeziellen Einflüſſen des Lebens, das heißt vom Charakteriſtiſchen; denn Winkelmann hatte die Anſicht, daß das Charakteriſtiſche immerdar zur Carrikatur führe und die wahre Schönheit vernichte. Die Neuerer warfen dieſes ganze Syſtem über'n Haufen; ſie erklärten ſich mit großem Ungeſtüm und lebhaftem Widerwillen gegen die naive Schönheit und prieſen die Häßlichkeit, wenn ſie nur Charakter habe.

Das Wort „charakteriſtiſch" wurde Modewort; man fand die Antike fad und vor Allem charakterlos; dagegen ergözte man ſich an den grotesken Köpfen, die die Bildner des Mittelalters an Façaden und Gewölben angebracht, und ſezte ein Gänſemännlein am Nürnberger Brunnen weit über eine Statue des Amor. Das Charakteriſtiſche machte bald reißende Fortſchritte, die erwachte politiſche Stimmung fügte dem künſtleriſch Charakteriſtiſchen noch das national Charakteriſtiſche hinzu, und beides wurde einer „leitenden Idee" unterworfen, das heißt mit andern Worten, einem doktrinären Zwecke.

Von nun an verſchwand faſt jede Spur eines Studiums, oder auch nur einer Erinnerung an die Antike.

Die chriſtlichen Romantiker, die noch eine Stimme haben, vereinigten ſich mit den ſocialen und politiſchen Reformatoren, und beide ließen die arme Kunſt die ganze Wucht ihrer unbequemen Lehren empfinden. Jezt kamen die Gemälde, die Kunſtwerke überhaupt, die der „Idee" dienten, ernſte, melancholiſche, übellaunige Gedanken, mühſam in Form und Farbe gebracht, und dem Beſchauer, der Himmel bewahre, nicht zur Freude und zum Genuß, nein, zu düſterem Studium, als ernſte Sitten- und Weisheitsregel hingeſtellt. Die Kunſtausſtellungen wurden Marterſtuben, wo die politiſche Aſcetie ihre Geißel ſchwang, und manche Gemälde waren in Farben gebrachte Zeitungsartikel, andere wieder gemalte Kirchenliederverſe. Man ſollte alles bei dieſen Gemälden finden, nur nicht Frohſinn und gute Stimmung. Bis zum Ueberdruß dehnten ſich trauernde Jeremiaſſe auf Trümmerhaufen, und melancholiſche Gruppen ſaßen unter verdorrten Bäumen: Alles vermummt bis an die Zähne, nackt nur hie und da ein häßlicher Arm, ein mageres Bein. Wollte man ſich darüber etwas ungeduldig geberden, ſo wurde einem geantwortet: ja, die Zeit iſt ernſt, es iſt eine ernſte Zeit.

Als wenn irgend eine Zeit des Ernſtes ermangelt hätte, als wenn das Jahr 1806 weniger ernſt geweſen, als wenn das ſechzehnte Jahrhundert, das ſiebzehnte nicht viel höhern Ernſt in Anſpruch genommen hätte! Und doch welche Fülle von heiterer Kunſt ergoß ſich gerade damals, als die finſterſten Geiſteskämpfe wütheten, als die blutigſten Kriege geführt wurden! Dieſer Spruch alſo mit dem Ernſt der Zeit iſt, wie vieles andere, eine Modephraſe, hinter der ſich die wirkliche baare Armuth unſerer künſtleriſchen Produktion verſteckt.

Um dieſer Armuth zu entgehen, thut man nichts, und doch liegt das Heilmittel, nach unſerer Anſicht, ſehr nahe. Man greife nur wieder zur Antike. Mit dem Ausdruck Antike iſt nicht ein einzelnes Feld der Kunſtproduktion bezeichnet, etwa nur die Skulptur, ſondern das ganze weite Gebiet antiker Weltanſchauung, in ſo weit ſolche durch künſtleriſche Gebilde umfaßt und ausgedrückt wird. So iſt die heidniſche Mythologie recht eigentlich hierin begriffen. Dieſe anmuthigen Mythen ſind immerdar das Eigenthum der Künſtlerphantaſie geweſen, bald ironiſch, bald naiv, bald gelehrt und tiefſinnig aufgefaßt. Gebilde eines heitern Himmels, eines glücklichen, bevorzugten Menſchenſtammes, getragen von einer großartigen Poeſie, ſind ſie durch unzählige Künſtlerorgane fortgebildet und fortgezeugt, von einer Generation der andern überliefert worden, und jedes Zeitalter hat in dieſem klaren Spiegel ſich beſchauend ſeine eigene Geſtalt bildend herausgeſchmückt. Welche Thorheit daher, dieſes hohe Bildungsmittel von ſich zu weiſen!

Wenn der junge Künſtler auch nichts weiter von der Antike lernt, ſo lernt er doch die Zeichnung des Nackten, die ſo weſentlich iſt. Die jezt Mode gewordene Unmaſſe von Gewandung raubt uns ganz die Körper, und womit will man dieſen Verluſt erſetzen? Wie will der Künſtler exiſtiren ohne die unmittelbare Anſchauung der Körperformen, die ſein Katechismus ſind, die zehn Gebote, die ihm ewig gegenwärtig ſeyn müſſen? Wir behaupten, daß die wenigſten der lebenden Künſtler einen ſchönen Körper ohne Gewand zu malen verſtehen. Dieß wäre jedoch, obgleich ein großer, doch verhältnißmäßig geringer Vortheil gegen den Hauptgewinn gehalten, den die Wiederbelebung der antiken Mythologie dem Künſtler brächte, nämlich die Anmuth, die Lieblichkeit und jene ſokratiſche Ironie, die lächelnd über dem Ernſte der Welt ſchwebt, ewig friſch, ewig milde ſie erhaltend. Dieß iſt der recht eigentliche Athem der antiken Kunſt, und von dieſem belebt verfehlt ſie auf keine Zeit, auf kein irgend empfängliches Individuum ihre Wirkung.

Das Gebiet der hiſtoriſch-ſocialen Kunſt, wie wir es jezt anbauen, nimmt freilich das ethiſche Element willig in ſich auf, ſie iſt ſogar ein gutes Mittel für doktrinäre Zwecke geworden; aber auf welchen Weg führt ſie endlich den Künſtler? Die gebotenen Gegenſtände müſſen ſich ihrer Natur nach bald erſchöpfen, es kommt eine neue doktrinäre Richtung, der Künſtler iſt etwas zurückgeblieben, und ſiehe da, ſein Bild iſt veraltet, ſchon im Zeitraum eines halben Jahrs. Nun keucht er ſchnell dem neuen Zeitimpulſe nach, und nachdem er eilfertig und flach produzirt hat, erreicht er einen eben ſo eilfertigen und flachen Beifall. Welches von unſern Bildern wird man noch nach zweihundert, nach hundert Jahren bewundern? So geht es immer, wenn die Kunſt einem temporären Zwecke dient, und zwar mit jener Beſchränkung dient, die alle Ironie ausſchließt, die dem Künſtler nicht geſtattet, ſich über den Gegenſtand zu ſtellen.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Januar.

Coventgarden.

Wenn die Erniedrigung des engliſchen Theaterweſens — denn in dieſem Punkte iſt London England — noch eines Beweiſes bedürfte, ſo war derſelbe vorigen Monat am großen Thore des „Theatre Royal Covent-garden" angeſchlagen. In mächtigen Buchſtaben ſtand nach dieſen wie Ironie klingenden Worten auf deutſch Folgendes: „Dieſes Theater iſt zu vermiethen, zu theatraliſchen Vorſtellungen, öffentlichen oder Privatverſammlungen, Conzerten, Schauſtellungen, überhaupt zu Allem und Jedem, wozu es zu gebrauchen. Näheres

bei Herrn Robertſon, im Theater.“ Alſo auch zu einem Kuh- oder Schafſtalle, einer Reitbahn, einer Menagerie und id genus omne? Punch, der engliſche Charivari, wollte der Sache den mindeſt ärgerlichen Anſtrich geben, indem er meldete: laut offizieller Nachricht ſey das Theatre Royal Covent-garden von einem Wohlthätigkeitsverein auf mehrere Monate zur Nachtherberge für Obdachloſe gemiethet. Wie ſehr auch eine ſolche geräumige Herberge Noth thut, die Meldung iſt erfunden und Covent-gardentheater noch zu haben „for any of the various purposes, for which it is available.“ John Philipp Kemble drehte ſich im Sarge um, wenn er das hörte, er, der bei der Einweihung des Gebäudes aus ſtolzer Bruſt verkündete: ſo lange ein Stein hier auf dem andern bleibt, wird er den Triumph des legitimen Drama ſehen. Schöner Triumph! Doch nicht jener Anſchlag allein, Alles, was in wenigen Wochen ihm voranging, gehört zur Geſchichte des engliſchen Theaterweſens, zur Erkenntniß des gegenwärtigen dramatiſchen Elends. Um die gewöhnliche ſpäte Herbſtzeit eröffnete Henry Wallack das Haus unter ſeiner Direktion mit der heitern Anzeige herabgeſetzter Preiſe und des feſten Entſchluſſes, ſein Glück mit dem engliſchen Drama und eingeborenen Künſtlern zu verſuchen. Die dem Herkommen gemäß veröffentlichte Liſte der letztern verſprach ſo viel Gutes, als beim dermaligen Mangel an hervorragenden Mimen gefordert werden konnte. Paucis contenti estote. Den Anfang machte ein neues fünfaktiges Schauſpiel von Bourſicault, dem Verfaſſer der mit vielem Beifall gegebenen Comödie London Assurance. Der Titel war ſpannend, gerade weil er nichts ſagte: er hieß kurzweg Woman, Weib. Die Intrigue iſt nicht ohne Intereſſe, das Stück hat mancherlei Schönheit, es wurde nach Verhältniß gut gegeben, war mit Pomp in Scene geſetzt und erlebte keine dritte Aufführung. Die Truppe empörte ſich gegen den Direktor, und gleichviel an wem die Schuld lag, der Direktor beſtand auf ſeinem Kopfe, mindeſtens ein Theil der Verſchworenen auf den übrigen, und da nach hieſigem Gebrauche die Schauſpieler „for the season“ engagirt werden und es vom Direktor abhängt, ob er die ganze durch Licenz beſtimmte Zeit über ſpielen oder das Haus früher ſchließen will — terminate the season — ſo erklärte der Direktor die Saiſon für beendigt und das Haus für geſchloſſen. Dieß geſchah am zehnten Theaterabende nach der Eröffnung. Zwei Tage darauf eröffnete Wallack das Haus wieder „für die zweite Saiſon,“ mit den Ueberreſten der Truppe, den treu Gebliebenen oder den reuigen Apoſtaten. Es hätte nun wohl geben können, aber es ging nicht. Alle abgeſtändte Schauſtücke zogen nicht und aus dem Ertrage leerer Bänke und leerer Logen läßt ſich keine Gage zahlen. Mühſelig ſchleppte Wallack ſich und ſeine Truppe durch einige Abende. Dann erklärte er die zweite Saiſon für abgelaufen, jedoch mit der Bemerkung, daß er ſchließe, nicht weil er müſſe, ſondern weil er wolle, und daß er aus keinem andern Grunde wolle, als um etwas in London noch Ungeſehenes auf ſeine Bühne zu bringen — les Enfans Castelli. Der eine Stütze des nationalen Drama hatte ſeyn wollen, griff jetzt nach franzöſiſchem Schaume.

(Fortſetzung folgt.)

Frankfurt a. M., Januar.

(Schluß.)

Literatur. — Theater.

Von der Schloſſer-Kriegk'ſchen populären Weltgeſchichte wird in kurzer Zeit das erſte Heft in der Varrentrapp'ſchen Buchhandlung erſcheinen und gewiß die günſtigſte Aufnahme finden. Die Idee einer ſolchen Weltgeſchichte war eine glückliche, von wem ſie auch ausgegangen ſeyn mag. — Jügel läßt zu ſeinem bereits vollſtändig erſchienenen „Rheiniſchen Album“ — 78 Anſichten der Rheingegenden und der Taunusbäder, gezeichnet von Dielmann — von dem Romandichter Heribert Rau einen Text ſchreiben. Rau iſt in ſeiner leichten und gefälligen Schreibart für dieſe Arbeit ganz geeignet. — In unſerem Zeitungsweſen hat ſich mit dem neuen Jahre nur die Veränderung ergeben, daß die ſeit kurzer Zeit erſcheinende Zeitſchrift „der Taunus“ ſich mit dem Mainzer „Rheinland“ vermählt hat und nun unter dem Titel „Taunus und Rheinland“ in Mainz erſcheint. Ob dieſe Ehe fruchtbar an Abonnenten ſeyn werde, ſteht dahin. Unſere Zeit iſt neuen Zeitungsunternehmungen nicht günſtig. — Trotz des zunehmenden Pauperismus in unſerer Stadt macht unſer Theater gute Geſchäfte und ſpürt nichts von der allgemeinen Calamität der Zeit. Das Haus iſt in der Regel gut beſetzt und würde es noch beſſer ſeyn, unterläge das Repertoire nicht allzuhäufigen Schwankungen. Die „Antigone“ wurde vor Kurzem bei ſtark beſetztem Hauſe wiederholt, dagegen war die Aufführung der Phädra ſchwach beſucht. Das Schauſpielrepertoire ſcheint ſich im neuen Jahre ernſtlich mit neuen Stücken bereichern zu wollen. Einmal wurde Feldmanns „ſchöne Athenienſerin“ gegeben. Mit ſolchen, mit Neſtroy- und Saphieſchen Witzen geſpickten Luſtſpielen iſt der deutſchen Bühne nicht geholfen. Geſtern erfolgte endlich die Aufführung von Gutzkows hiſtoriſchem Luſtſpiel „Zopf und Schwert.“ Das nächſtemal mehr darüber. Das Trauerſpiel von Prutz: „Herzog Moritz von Sachſen,“ das, wie ſich nach einem flüchtigen Durchblick ſchon gewahren läßt, poetiſche Schönheiten beſitzt, hoffentlich auch bühnengerecht iſt, wird in den nächſten Wochen gegeben. Dann ſoll auch Madame Charlotte Birch-Pfeiffer von Hamburg nach Frankfurt ziehen und uns ihr draſtiſch wirkendes Schauſpiel: „Mutter und Sohn,“ in eigener Perſon vorführen wollen. — Die Oper brachte nichts Neues außer Aloys Schmitts „Oſterfeſt zu Paderborn,“ für deſſen Geltendmachung, und gewiß aus innerſter Ueberzeugung, Kapellmeiſter Guhr ſich berufen fand die Feder zu ergreifen. Die Muſikkenner laſſen dieſem Tonwerk Gerechtigkeit widerfahren, rühmen ſehr den Bau der Harmonie, die durchaus gediegene Arbeit. Das größere Publikum iſt weniger mit dieſen Eigenſchaften, die es überhaupt nicht erkennt, zufrieden und begehrt Melodie. An dieſer iſt aber die Schmittſche Oper nicht ſehr reich, und deßhalb nimmt das größere Publikum, durch italieniſche Muſik verwöhnt, kein recht lebhaftes Intereſſe daran. Nur der dritte Akt ergreift durch die effektvolleren Scenen vor der Kirche am Oſtermorgen, und von großer Wirkung iſt der Lobgeſang mit Orgelbegleitung, von welchem der flüchtige Herzog Wittekind und ſeine Begleiter ſo hingeriſſen werden, daß ſie niederfallen, in den Geſang mit einſtimmen und Chriſten werden. Das „Oſterfeſt“ iſt bereits dreimal gegeben worden; die Oper iſt mit großem Koſtenaufwand, der aber der Direktion nicht ganz zur Laſt fällt, in Scene geſetzt worden. — Einen empfindlichen Verluſt erleidet unſer Operperſonal durch den Abgang des Baritoniſten Piſcheck nach Stuttgart; es wird ſchwer halten, ihn nur einigermaßen wieder zu erſetzen. — Auch in dieſem Winter bietet unſer Muſeum vorzugsweiſe muſikaliſche Genüſſe dar. Die literariſchen Gaben beſchränken ſich auf die dramatiſchen Vorträge des Schauſpielers Baiſon.

Beilage: Literaturblatt Nr. 10.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 26.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 30. Januar 1844.

Künſtler, wird's im Innern ſteif,
Das iſt nicht erfreulich;
Auch der ragen Züge Schweif
Iſt uns ganz abſcheulich.

Goethe.

Ueber die Vernachläſsigung des Studiums der Antike in der modernen Kunſt.

(Schluß.)

Im großen hiſtoriſchen Styl ſehen wir jetzt Schlachten an der Tagesordnung, feſtliche Züge, denkwürdige hiſtoriſche Verhandlungen; im Genre ſind's die ewigen Bauerngruppen, Tyroler Gebirgsbewohner, italieniſche Banditen und der kleine Bilderkram der Häuslichkeit, höchſt ſelten naiv, faſt immer mit Prätenſion aufgefaßt. Hiebei ſind nun immer beſondere Zwecke im Auge behalten; entweder will man den Sinn wecken für religiöſe, einer beſtimmten Zeit angehörende Entwicklung, oder man will politiſche Lehrſätze herbeiziehen, oder man will ein nationales Element zum Bewußtſeyn bringen. Wir ſagen nicht, daß dieſe Beſtrebungen nicht ihr Gutes haben, aber man räume ihnen nur nicht allein den Markt ein. Unſere Zeit mit ihrem mächtigen geſchichtlichen Bewußtſeyn, mit ihrer weitverbreiteten Intelligenz, mit ihrer Kenntniß der Technik iſt, was die Produktion betrifft, vielleicht die einſeitigſte und trockenſte, die je geweſen. Der Gedanke zehrt uns auf, er überzieht die Farben auf der Palette des Künſtlers mit einem fahlen Grau, er zähmt die Phantaſie und knechtet ſie, er zerbricht die ſchöne Linie und legt auf die kecke Ausgelaſſenheit der Künſtlerlaune die anſtändige Altklugheit der Zeit.

Sollen wir an Stoffe, aus der Mythologie gewählt und von einer glücklichern Zeit behandelt, erinnern? Der Triumph der Galatea von Rubens — wie ſcherzt in üppiger Geſtaltenfülle alles in dieſem Bilde! Wie gibt der Stoff dem Künſtler Gelegenheit, die Natur des Waſſers zu behandeln, ihm geiſtvolle, mährchenhafte Bewegung zu geben, ſein Graugelb und Silbergrün mit den Fleiſchtinten des eben ſo keck entwickelten als poetiſch erhöhten Menſchenkörpers in Contraſt zu bringen! Dann die Lieblichkeit der Galatea, gegen die burleske Derbheit der Tritonen gehalten, und Alles in wilde Laune, Scherz und Poeſie getaucht, nirgends kleiner, enger, belehrender Zweck. Und ſo gibt's viele Bilder der Art; jede Galerie weiſt ſie auf. Auch im ernſten, pretiöſen Anſtandsgenre, in feſtlichen Fürſtenverſammlungen, wie die Vermählung der Maria von Mediéis von Rubens, wie iſt da die diplomatiſche Welt jener Zeit mit den Figuren der Fabel durchwebt, ohne daß die Allegorie ſchwerfällig oder pedantiſch würde; nur der undankbare und trockene Gegenſtand iſt durch Humor beſiegt, geklärt und gehoben. Nicht oft genug kann man das Wort wiederholen: „ernſt iſt das Leben, heiter ſey die Kunſt.“ Wir aber ſind auf dem Wege, daß uns die Kunſt ein widerwärtiger Schulmeiſter

wird, der in einem finstern engen Schulhause, dem freie Luft und freies Licht gebricht, seine trockenen, engherzigen Lektionen hält.

Zum Schlusse noch einige Worte über die Zeichnungen, die wir gleich am Anfang angeführt haben und die die nächste Veranlassung zu diesen Betrachtungen eines Laien gaben. Auf diesen Blättern ist das Mannigfaltigste dargestellt; aber auch hier fehlt jene wahre erquickliche Heiterkeit, jene Ruhe in der Bewegung, jenes süße Spiel im Ernste, die wir im Kleinen wie im Großen überall vermissen, wo uns Bild und Figur heutzutage entgegen tritt. Vor Allem könnten unsere Künstler, die im Genre der Illustration arbeiten, das ewige Geflechte und Geranke der Arabeskenspielereien endlich einmal satt haben. Wir wissen nun schon, daß ein Mann auf einem Blumenstengel stehen kann und daß ganze Gruppen nicht auf der festen Erde, sondern auf einer Bohnenblüthe sich tummeln; damit ist die Sache abgethan. Der Scherz, der darin liegt, ist erschöpft; es ist abgeschmackt, dieselbe Form, lediglich weil sie einmal belustigend und passend war, immer wieder zu bringen und auf alle Gegenstände, auch auf solche, die sie gar nicht vertragen, auszudehnen. Es ist so weit gekommen, daß man sich die Figuren vom Baume pflücken muß, als wären's Früchte. Was soll dieß Spiel mit der Pflanzenwelt? Ist's nicht kindisch? In dem Hefte, das vor uns liegt, sind mehrere Blätter, wo die Unart auf die Spitze getrieben ist. In Clasens „Heinrich der Löwe," einem ernsthaft aufgefaßten Bilde, kommen die Helden aus einem Gewinde hervor, das wie Tonnenreife aussieht und eine komische Wirkung macht. Man ist froh, wenn die Handlung endlich einmal auf den festen Boden gelangt. So ist die Malerwohnung in dem Blatte „Familiengemälde" schon deßhalb gelungen, weil sich nicht unnütz die Pflanzenwelt hineinschiebt und jede scenische Darstellung stört und unmöglich macht.

Aber der wichtigere Fehler dieser Compositionen ist der Mangel an Grazie bei ernsten Gegenständen und die Abwesenheit des komischen Nervs bei den humoristischen. So kann es kaum etwas Verfehlteres im Gebiete der niedern Komik geben, als Sonderlands Schneider-Humoreske. Wie widerlich übertrieben, wie zusammengewürfelt und so gar nicht komisch ist diese Anhäufung kleiner Figürchen, untermischt mit Pflanzenstengeln, so daß es wie Kraut und Rüben durch einander brodelt. Man hat über Ramberg gespottet und über seine kleinen Zerrbilder; sie enthielten aber doch komische und originelle Züge; diese Blätter sind baar davon. Karl Andrea's Wallfahrt nach Kevlaar ist voll steifer, unerquicklicher Figuren, mit beliebter Frömmigkeit in Holzschnittmanier. Das sonst so hübsche Blättchen „Bauernregel" zeigt das fehlende Studium der Antike in der beleidigenden Plumpheit der Formen. Es sind zwar Bauerdirnen, die dargestellt sind, aber weßhalb nahm der Künstler gerade die plumpsten? Man gibt gern die Natur hin, wenn man dagegen Schönheit eintauschen kann. Die Stellung des jungen Bauerburschen oben in der Vignette ist nicht einmal charakteristisch, sie ist nur plump häßlich. Die neuere Kunst sucht etwas darin, das Häßliche und Rohe, wo es nur aufzufinden ist, vor's Auge des Beschauers zu bringen.

Geschichten aus den Bergen.

(Fortsetzung.)

Es hätte der Bube freilich gegen den Aufschub noch gern allerlei eingewendet, aber er war doch wieder klug genug, der Mutter guten Rath einzusehen, besonders das, was sie sagte vom Lernen der rechten Kunst beim Zithermachen. — „Ich bin jung, die Moidl ist jung; kann ich's erwarten, muß sie's auch können," sagte er zu sich selbst. „Und das rechte Zitherbauen ist auch was werth; ich mach' es, wie die Mutter g'sagt hat."

Nun ward einem geschickten Meister nachgefragt und einer in Innsbruck aufgefunden. Der Hanns erzählte dann der Moidl sein Vorhaben; sie sagte: „mir ist's recht," und er sagte: „Nun, so b'hüt dich Gott und vergiß mich nicht." Dann sagte er auch noch zu der alten Mutter und zum Pauli b'hüt Gott und lief nach Innsbruck zum Zithermacher in die Lehre.

Er war schon lang dort, fast ein Jahr, und hatte viel, sehr viel profitirt; er konnte nun auch Geigen und Lauten machen, er war ganz glückselig, plagte sich Tag und Nacht, und wenn er wieder ein neues Wörthelchen weg hatte, sagte er: „Freu' dich, Hanns, itzt darfst bald heim zum Moidele." — Während der ganzen Zeit hatte er aber nichts gehört von daheim, nicht ein Wort von der Mutter oder dem Mädchen. — Die Bauern sind keine Freunde vom vielen Briefschreiben; sie können's auch nicht zum besten, oder gar nicht. Sie thun ihre Botschaften mündlich ab, hie und da wird einem Nachbar ein Gruß in den Mund gelegt, in Nothfällen ein eigener Bote geschickt. Wenn nun kein solcher Expresser kommt, so steht Alles gut und Alles ist wohlauf; es geht das Leben seinen gewöhnlichen Gang, und darüber haben sie nichts zu sagen. Das kannte Hanns, und bei seinen Zithern vergaß er auch beinahe Alles daheim.

Eines Sonntags aber — er ging von der Kirche nach Haus und eilte sich, bald wieder in die Werkstatt zu

kommen, weil er eben einen Zitherriß ſich abzeichnete — rannte er unter den Lauben am Stadtplatz an ein Weiblein an, deſſen Geſicht ihm bekannt ſchien. Sie hatte einen Stecken in der Hand und ein Bündelchen unter'm Arm. — „Ja, ſeyd Ihr's, oder ſeyd Ihr's nicht, Rainhöflers Agath'?" fragte er das Weib. — „Ich bin's wohl," antwortete dieſes. „Nun, in Gottes Namen, Hanns, grüß Gott!" — „Grüß Gott auch! Wie kommt's denn Ihr nach Sprugge?" — „Ich? ich gehe wallfahrten nach Abſam. Heuer im Winter iſt mir mein Bue und mein Mann verkrankt am hitzigen Fieber, da hab' ich ſie verlobt zu der Mutter Gottes von Abſam, und 's ſind Beide davongekommen. Nun, itzt im Herbſt hab'n mir Alles eingebracht, itzt hab' eich in Bisl Zeit, da bin ich halt gangen."

„Schau, 's fehlt ſich nicht, wenn man's Vertrauen hat. Wie geht's denn daheim?" — „Wie wird's gehen, Hanns? Ihr wißt es ſchon ſelbſt. In der Glorie iſt halt Alles, der Himmel voll Baßgeigen." — „In der Glorie? — Ja, z'wegen was, Marie-Agath'?" — „Wenn man heirathet, iſt's im Anfang allemal ſo. Für Euch iſt freilich wenig Luſtigbarkeit dabei." — „Für mich? — Ja red', was gibt's denn, was iſt denn geſchehen?" fragte jetzo haſtiger der Zithernmacher.

Das Wallfahrerweib ſah ihn mit großen Augen an. Kleinlaut fragte auch ſie: „Ja, wißt Ihr nichts? gar nichts?" — „Was ſoll ich denn wiſſen?" — „Nun, unſre liebe Frau! daß d'Nachbaurin geſtorben iſt — die Mutter." — „Was für eine Mutter?" — „Nun, halt die Eure, 's Hacklbauern Gerdl." * — „Nicht möglich! ja, wann denn?" — „Schon um Lichtmeß. Habt Ihr wirklich nichts gewußt davon, ja, mein Hanns?" — „Kein Sterbenswörtl," antwortete dieſer, bleich bis über die Lippen und mit überlaufenden Augen.

„Hat Euch der Pauli keine Botſchaft gethan?" — „Nicht eine Sylbe," ſchluchzte der Bube. — „Ja, er hat doch 's Heimatl übernommen, 's Haus und die Wirthſchaft. Man ſagt, die Mutter hab's ihm am Todbett gemacht." — „Ich weiß nichts davon." — „Ja, und g'heirathet hat der Pauli auch ſchon." — „Glaub's wohl, auf mein Erb'." — „Hat man Euch nicht zur Hochzeit g'laden?" — „Nein, aber wen hat er denn genommen?" — „Ja, wißt Ihr das auch nicht? — 'S Hödl-Martls Moidele —" — „Ich bitt' Euch, lügt' nicht!" ſagte auf dieſe Worte fürchterlich ernſt und mit eiskalter Stimme der Hanns. — „Mein Gott, warum ſollt' ich lügen? Ich rede nur, was die ganze Welt weiß. Z'Oſtern haben's Hochzeit gemacht, der Pauli und das Moidele."

Die Alte hatte noch nicht ausgeredet, ſo lief der Hanns davon ohne Antwort und Gruß. Daheim trat er bald darauf zu ſeinem Meiſter und ſagte ihm, er müſſe ſchleunig nach Haus in's Oberinnthal hinauf, es ſey ein großes Unglück geſchehen. Der Sprugger Bürger, der den Buben gern hatte und ihm auch ſein verſtörtes Weſen wohl anſah, fragte wie und was, aber der Hanns wollte nicht heraus mit der Sprache und bat kurz und dringend um Urlaub. Die Art der Leute kennend, hieß ihn der Meiſter in Gottes Namen gehen und bald wieder kommen.

So ſchnell er's vermochte, lief nun noch in der Nacht der Zithernmacher ſeiner Heimath zu, mit verworrenem Kopf und ſchmerzgepreßtem Herzen, jedoch noch immer zweifelnd und ungläubig. Die Rainhöfler Agath mußte gelogen haben. Die Alte aber hatte wahrhaftig die Wahrheit geredet. Die Mutter am Hacklhofe war ſchnell erkrankt und ſchnell ging es mit ihr zu Ende. Der Pauli, ihr jüngerer Sohn, war an ihrem Sterbebette, und als ſie über ihr Hab und Gut beſtimmte, da wußte er ihr begreiflich zu machen, es wäre beſſer, wenn ſie Haus und Hof ihm verſchriebe; dem Zithernmacher Hanns wäre mit einem Stück Geld mehr gedient und ihm gewiß lieber und nützer, als das Heimatl.

(Schluß folgt.)

* Gertraud.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Januar.

(Fortſetzung.)

Pantomimen. — Obdachloſe Arme.

Mit den Enfans Castelli band der Direktor eigentlich den Londonern etwas auf. Die Kindertruppe dieſes Namens, die ihrer Zeit ſich in Frankreich einen bedeutenden Ruf erworben, hat ſich beim Tode ihres Chefs, Caſtelli, zerſtreut. Nur Einzelne ſchloſſen ſich einer ähnlichen, an Talent und Leiſtung weit geringern Geſellſchaft an, der troupe du Gymnase enfantin réuni, und dieſe brachte Wallack nach London auf die Coventgardenbühne für die dritte Saiſon. Schon die Dimenſionen des Theaters hätten ihn davon abhalten ſollen. Selbſt große Menſchen erſcheinen auf jener Bühne aus der Entfernung klein, die kleinen Menſchen verſchwanden, verliefen ſich wie Ameiſen. Wallack ſchrieb den Umſtand, daß gleich die erſte Vorſtellung ausgepocht wurde, der Intrigue des Direktors des Prinzeſſinnentheaters zu; dieſer ſollte perſönlich und mit ſeiner ganzen Familie, ſo wie mit hundert erkauften und im Hauſe vertheilten Perſonen geziſcht und gelärmt haben. Wallack vergaß ſich ſo weit, von der Bühne herab die Beſchuldigung auszuſprechen und die Aufſtändigen blackguards zu ſchimpfen. Dieß gab der Sache den Gnadenſtoß und es blieb bei der einzigen Vorſtellung. Beide Direktoren haben ſich ſeitdem brieflich in den Zeitungen herumgezerrt und Schimpf und Schande angethan, und ſie liegen jetzt vor Gericht im Streit, wer den Andern am derbſten geſchimpft und deßhalb entſchädigen ſoll. Noch zwei oder drei Abende verſuchte Wallack fortzuſpielen; dann geſtand er, daß er die dritte Saiſon ſchließen müſſe, und ſo iſt Coventgarden, wie

gesagt, für jeden tauglichen Zweck zu haben. Die Enfans Castelli aber gastiren gegenwärtig in dem wenigstens um die Hälfte kleinern St. Jamestheater und die Direktion macht mit ihnen gute Geschäfte. Le petit Colburn ist namentlich im Gamin de Paris ganz an seinem Platze und so sehr ein Liebling des dortigen Publikums, daß neulich in aller Geschwindigkeit eine Subscription eröffnet und noch vor Ende des Stücks der kleine Mensch mit einem Blumenkranze beschenkt wurde, an welchem eine goldene Uhr hing.

Niemand hat mehr Ursache, sich über das Mißgeschick von Coventgarden zu freuen, als die Direktion von Drurylane. Weihnachten bis spät in den Januar ist bekanntlich für die hiesigen Bühnen die Zeit der Pantomimen. Diese sonderbare Art von Schaustücken war vor langen Jahren zuerst in Coventgarden erschienen und dann von den andern Bühnen hastig kopirt worden; Coventgarden hat aber darin, wie unter dem Schutze eines eigenen Dämon, trotz aller Anstrengungen des rivalisirenden Drurylane, unbestritten den Vorzug behauptet. So ist denn letzteres dieses Jahr „Hahn im Korbe," und der Hahn kräht ganz lustig. Das aber ist nicht lustig, daß auch in England die Kinder aufhören sollen, Kinder zu seyn, ehe die Natur ihnen die Kinderschuhe auszieht, daß es auch hier Mode wird, ihnen die schöne Kindheit zu stehlen. Wenn ehemals dem artigen Mädchen und dem folgsamen Knaben ein Besuch der Pantomime zum Lohn verheißen wurde, werden sie jetzt statt dessen in das polytechnische Institut, in die Adelaidengalerie, in die Sammlung chinesischer Kuriositäten oder an sonst einen Ort geführt, wo die Wissenschaft präsidirt und die Erwachsenen mehr finden, als sie verstehen, und die Kinder noch mehr. Es mag sein Gutes haben, die Menschen frühzeitig reif und alt zu machen, wenn es sein Gutes hat, schnell mit dem Leben fertig zu werden. Aber es hat auch sein unaussprechlich Trauriges, was sich jedoch hier nicht näher erörtern läßt und ganz unerwähnt geblieben wäre ohne die auffallend kleine Zahl von Kindern, die mir in der Pantomime von Drurylane zu Gesicht kamen. Gleichwohl ist es eine, aus welcher Kinder für ihr Alter und für ihr Leben Nützlicheres lernen können, als an allen jenen Orten, und manche Erwachsene auch. Die Pantomime heißt: Harlekin und König Pepin, oder Valentine und Orson. Der Vorhang geht auf und die Scene zeigt die Wohnung der Faulheit, ein verfallenes Haus, rings Wüstenei. Da schläft die Faulheit, in zerrissener Kleidung, mit langem, ungeordnetem Haar, und den schweren Schlaf abschüttelnd hält sie eine Rede gegen die fleißigen Tendenzen der Gegenwart und erklärt zuletzt den Entschluß, eine Schule errichten zu wollen, where there shall be nothing but all play and no work, wo alle Tage Sonntag und die übrigen Tage Feiertag seyn soll. Knaben und Mädchen sammeln sich, treiben Reife, lassen Mönche und Nonnen summen und wollen Reißaus nehmen, als ein Schulmeister mit dem Bakel sich naht. Eine plötzliche Erscheinung fesselt die Flüchtigen, eine kleine Fee, die einem Bienenkorbe entsteigt, in einfachem Musselingewande, mit silbernem Zauberstabe. Es ist die Fee des Fleißes. Sie schilt die Trägheit, schwingt ihren Stab, und im Nu verwandelt sich die Scene in ihre Schöpfung, eine lachende Landschaft, in der Ferne eine Dorfkirche, der Horizont mit sausenden Windmühlen gesäumt, über die Ebene dampfende Güterzüge auf Eisenschienen, vorn emsige Schnitter, den Erntewagen ladend, und ein Schullehrer, dem die Zöglinge zum Spaziergange folgen. Die Faulheit sieht's, aber glaubt's nicht, und schlägt dem Fleiße als Probe, wer von Beiden die bessere Lebensmaxime habe, die Erziehung zweier vater- und mutterlosen Knaben vor, Valentine und Orson, diesen sich wählend, jenen dem Fleiße überlassend. Der Fleiß geht darauf ein, und in einer Reihe bald grotesker, bald wahrhaft unterhaltender Scenen wachsen die Knaben zu Jünglingen und Männern auf, bis Orson, der Faule, in ein Hospital gebracht wird, welches Valentine, der Fleißige, aus eigenen Mitteln gestiftet hat. König Pepin, seine Tochter, Prinz Hausrey und die üblichen Verwandlungen in Harlekin, Tölpel und Columbine sind der von der Pantomime nicht trennbare Unsinn. — Von den kleinen Theatern hat das Adelphi in Harlekin Blaubart, oder die Fee mit dem silbernen Halbmond, das Beste geliefert. Hier fehlt es auch nicht, was immer eine Eigenthümlichkeit der kleinen Bühnen war, an mancher hübschen, sinnreichen und leicht verständlichen Anspielung auf die Freuden und Leiden der Gegenwart. Selbst Königin Victoria und Prinz Albert erhielten ihr Theil; das thut aber der englischen Loyalität durchaus keinen Eintrag.

Nur an das bitterste Leiden der Londoner Gegenwart hat sich kein Theater gewagt, an den Zustand und das Unterbringen der obdachlosen Armen, der houseless poor, die Ueberschrift stehender Artikel in den meisten hiesigen Zeitungen. Wie in allen großen Städten, so ist es auch in der größten in Europa: beim Nahen des Winters steigt die Noth der Armen hundertfach. Dennoch muß es befremden, daß gerade dieses Jahr, nach einer vortrefflichen Ernte, bei ungewöhnlich niedrigem Preise der Lebensmittel, bei reichlicher Beschäftigung in den Fabriken, bei lebhaftem Handel und einer, wenigstens bis Ende Decembers fast sommerlichen Witterung, die Noth um ein Bedeutendes merkbarer ist als vergangenes Jahr, wo mit Ausnahme der Witterung gerade das Gegentheil von den Begünstigungen dieses Winters stattfand. Es muß dieß um so mehr befremden, weil gewiß in wenigen Ländern die Armenpflege sich mit der englischen messen kann an Großartigkeit der Arbeitshäuser, an guter Bekleidung, an nahrhafter Speise und Leichtigkeit der Aufnahme. Daneben ist es allerdings wahr, was auch das Ausland weiß, daß die hiesige Armenpflege politische Parteisache, das neue Armengesetz ein ewiger Zankapfel, nach den Einen eine Wohlthat, nach den Andern ein Fluch Englands ist, daß die Zeitungen bei jeder Gelegenheit, bei der geringsten Veranlassung sich dieses Zankapfels bemächtigen und ihn zerstückelt ausstreuen, ohne sonderliches Bedenken, ob die Körner Drachenzähne sind oder nicht. Einem bald höhern, bald niedrigern Disconto unterliegt daher in der Regel jede solche Schilderung. Dem Allen ungeachtet ist die gegen voriges Jahr gestiegene Noth Thatsache, und was ein solches Steigen sagen will, ergibt sich gleich daraus, daß in einer der seit Jahren bei Winters Eintritt in verschiedenen Stadttheilen eröffneten Herbergen für obdachlose Arme, dem Central Asylum in Playhouse-yard, voriges Jahr vom 3. Januar bis 4. April 6,881 Personen mehrtägiger Aufenthalt, 41,508 Personen nächtliche Herberge und insgesammt 96,141 Brodportionen gewährt worden sind. Es ist auch wahr, was deutsche Blätter den hiesigen nachgeschrieben, daß Männer und Frauen sich für die Nacht in Hyde-Park unter Gras und Laub gebettet und die Polizei dort unglückliche Mädchen aufgehoben hat, mit Lumpen, die kaum ihre Blöße deckten, bei lebendigem Leibe der Verwesung nahe. Einige Erklärung dieser befremdenden Thatsachen liefert indessen der amtliche Nachweis von der fortwährend zunehmenden Einwanderung hülfsbedürftiger Menschen in London und ihrer hartnäckigen Weigerung, in die zu ihrer Versorgung verpflichteten Distritte zurückzukehren.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 9.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 27.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 31. Januar 1844.

— Il est nostræ sapientiæ,
Boni sensus atque prudentiæ,
De prendere gardam à non recevere
In nostro docto corpore
Quam personas capabiles,
Et totas dignas remplire
Has plaças honorabiles.

Molière.

Aus Edinburg.

Akademiſches und Anderes.

Im Januar 1844.

Die ſchottiſchen Univerſitäten ſind bekanntlich den deutſchen Hochſchulen viel ähnlicher als die engliſchen. Auf jenen werden wie auf den unſrigen Fachſtudien getrieben, während die engliſchen Univerſitäten eine bloß claſſiſche und mathematiſche Erziehung zu geben die Beſtimmung haben und deßhalb als humaniſtiſche oder allgemeine Bildungsanſtalten zu betrachten ſind. Auf denſelben iſt daher auch von Fakultäten keine Rede, wohl aber auf den ſchottiſchen, wo es eine juridiſche, mediziniſche und theologiſche gibt. — Ob die Schotten auch die Fakultät kennen, welche man in Deutſchland die philoſophiſche nennt und in der Alles untergebracht iſt, was in den drei erſtgenannten keinen Platz findet, weiß ich nicht zu ſagen; es könnte indeſſen recht wohl ſeyn, daß dem ſo wäre, da jenſeits der Tweed auch eine ziemlich ſtarke metaphyſiſche Luft weht und der Geſchmack an Spekulationen über überſinnliche Dinge ſehr verbreitet iſt, obwohl in dieſer Hinſicht die Deutſchen immer noch die Palme über ihre nordiſchen Vettern davon tragen. Eine andere Aehnlichkeit zwiſchen ſchottiſchen und deutſchen Muſenſitzen beſteht auch noch darin, daß die Studenten nicht, wie in England, in ſogenannte „Colleges“ eingepfercht ſind, ſondern einzeln in Privathäuſern wohnen.

Für die ausgezeichnetſte mediziniſche Fakultät, die es in den brittiſchen Landen gibt, gilt mit allem Rechte die der Edinburger Univerſität, und deßhalb iſt dieſelbe auch nicht nur von Schotten, ſondern von Engländern und Irländern, ja ſelbſt von europäiſchen Feſtländern und Amerikanern ſehr ſtark beſucht. — Mit einem ausgezeichneten Lehrer dieſer Fakultät perſönlich bekannt, wurde ich kürzlich von demſelben eingeladen, einer Doktorpromotion beizuwohnen, welche Gelegenheit, von einer ſo feierlichen Scene des ſchottiſchen akademiſchen Lebens Zeuge zu ſeyn, ich nicht unbenützt ließ.

In einem äußerſt geräumigen, amphitheatraliſch gebauten Saale des Univerſitätsgebäudes ſollte die Feierlichkeit ſtattfinden. Bei meiner Ankunft war derſelbe ſchon mit einer dichten Menſchenmaſſe angefüllt, und zu meiner Verwunderung fand ich die Verſammlung wenigſtens zur Hälfte aus Damen zuſammengeſezt, die alle wie zu einem Balle gepuzt waren. — Auf den unterſten Bänken des Saales ſaßen 125 junge Männer, die ſehr ernſthafte Geſichter machten und von denen man mir ſagte, daß ſie die Helden des Tages ſeyen, das heißt, im Begriffe ſtänden, zu Doktoren der Heilkunſt geſchlagen zu werden.

Mit dem Schlage der für die Ceremonie festgesezten Stunde trat ein Mann in schwarzem Talare auf eine cathederähnliche Erhöhung, die im Grunde der Aula stand, und eröffnete die Feier mit einem lateinischen Gebet, das in einem äußerst sonoren Basse gesprochen wurde. — Hierauf wurde zum eigentlichen Geschäfte des Tages geschritten und dasselbe nach alt herkömmlicher Weise ebenfalls in lateinischer Sprache abgemacht. Die Namen derjenigen, welche einige Wochen vorher durch das Fegfeuer der Prüfung unversehrt hindurch gegangen waren, wurden genannt, und wenn ich mich recht erinnere, fügte man jedem derselben ein Wort bei, das die von seinem Träger bewiesenen Kenntnisse qualifizirte. Die Handlung des Doktormachens dauerte verhältnißmäßig kurze Zeit, obgleich, wie bereits bemerkt, nicht weniger als 125 Aesculape durch dieselbe auf einmal in's Daseyn gerufen wurden. — Ich las auf allen Gesichtern der durch die Zauberworte des Promotors entstandenen Heilkünstler ein Lächeln, das mir Wohlgefallen und Freude an der neu gewonnenen Existenz auszudrücken schien. Hoffentlich ließ sich auf alle an jenem Tage creirten Doktoren das Molièresche „dignus, dignus est entrare in nostro doclo corpore“ in vollem Sinne des Wortes anwenden.

Wie man nichts umsonst in der Welt thut und erhält, so müssen auch in der Regel die akademischen Grade nicht nur durch das Bestehen strenger Prüfungen, sondern auch noch mit Geld erworben werden. — In Edinburg kostet der medizinische Doktorhut etliche und dreißig Pfund, von welchen, wenn ich mich nicht irre, die Regierung etwa ein Drittheil zu Handen nimmt; das übrige fällt wohl in die Seckel der Examinatoren und der Universität. Die jährliche Verfertigung von zehn Dutzend solcher Hüte mag daher den dabei Thätigen eine hübsche runde Summe eintragen.

Bekanntlich sind die Engländer so eminent patriotisch, daß sie das Lateinische, was die Aussprache betrifft, wie ihre eigene Sprache behandeln. Während die übrige Welt z. B. das Wort „mihi“ auf die bekannte Weise ausspricht, sagen die Engländer „meihei;“ amavi klingt in ihrem Munde wie „æmævei,“ „educatio“ wie „ediucæschio“ u. s. w. Sollte nun unser Einer das Lateinische auch eben so gut reden und aussprechen, als einst der zungenfertige Bürgermeister Cicero, so würde uns ein des römischen Idioms vollkommen kundiger Südbritte doch eben so wenig verstehen als einen Hebräer, und umgekehrt. — Wie lächerlich und unpassend nun auch die Sache ist und wie bereitwillig die Engländer selbst das Unziemliche derselben anerkennen, so hat sich doch diese absurde Aussprache durch lange Gewohnheit so tief eingewurzelt, daß von einer Abänderung noch nicht so bald die Rede seyn kann. Trotz der Gleichheit der Landessprache im Süden und Norden Großbritanniens sprechen die Schotten das Lateinische doch ganz anders aus als die Engländer und nähern sich sehr der in Deutschland gewöhnlichen Aussprache. Alle Vokale z. B. werden ungefähr eben so wie bei uns betont, und ein „meihei“ und dergleichen hört man in Schottland nicht. Daher kommt es, daß wir das von schottischem Munde gesprochene Latein ziemlich leicht verstehen, wie fremdartig und ungewohnt es auch noch in mancher Beziehung unserem Ohre klingen mag. Die Edinburger Doktorenpromotion, die, wie schon gesagt, lateinisch abgemacht wurde, gab mir nun eine schöne Gelegenheit, gelehrte Vergleichungen zwischen der englischen, schottischen und deutschen Aussprache des römischen Idioms anzustellen; die Leser werden aber schwerlich wünschen, daß ich mich weitläufiger über diesen Gegenstand auslasse.

(Beschluß folgt.)

Geschichten aus den Bergen.

(Schluß.)

Ihm glaubte willig die Sterbende und Pauli bekam Haus und Gut. Und als er das einmal hatte, ging er zur schönen Moidele und sagte ihr, er wolle sie heirathen, und das auf der Stelle. Da fand nun auch das Moidele, es wäre besser, gleich zu heirathen, als zwei oder drei Jahre auf den Hanns zu warten. „Und wer weiß,“ sagte sie, „ob er mich dann noch mag? Die Mannderleut' sind gar unbeständig und in der Stadt ist er auch bei den falschen Herrischen.“

Darum traf der Hanns auch Alles so, wie's die Marie-Agath ihm gesagt hatte: die Mutter am Freithofe und in seinem Heimathhause den Pauli als frohsamen Ehemann der fröhlichen Moidel. — Als er ankam, war das junge Weib gerade nicht zu Hause. Der Pauli erschrack nicht wenig, als er den Hanns in die Stube treten sah. Der jedoch sezte sich ruhig auf die Bank, starrte den Bruder eine Weile mit stechendem Blicke an und sagte dann ziemlich gleichgültig: „'S ist halt derweil die Mutter g'storbn, seit wir uns nicht mehr gesehen haben.“ — „Freilich wohl — tröst sie Gott!“ — „Ja, tröst's Gott! Sie hat dir's Heimatl vermacht, Pauli?“ — „Ja, Bruder. Weißt wohl, du bist nicht daheim gewesen und sie hat gemeint, 's wär' auch g'scheidter so.“ — „Ja, Pauli, hast recht, 's ist g'scheidter so. Aber mein Theil, den wirst du mir wohl herauszahlen?“ — „Versteht sich, was denn? — 'S ist wolltern

wenig. 'S waren heimliche Schulden am Gütl. Kriegst halt zweenhundert Gulden." — „Kannst du sie mir gleich geben?" — „Ich will schauen, Hanns, ob ich so viel Baarschaft aufbringe." — „Schau nur! Du wirst wohl von deinem Weib ein Geld in's Haus bekommen haben," sagte mit erhobener Stimme der ältere Bruder.

Ohne Widerrede ging der Bauer hinauf in die Kammer, brachte ein Säcklein Kronenthaler herab und zählte am Tischbrette zweihundert Gulden vor den Bruder hin. Dieser strich das Geld ein, füllte damit seinen Gurt, stand auf, sezte den Hut auf und ging, ohne weiter ein Wort zu sprechen. Der Pauli machte ein Kreuz hinter ihm, und als die Moidl nach Hause kam und er ihr von dem Besuche erzählte, war sie noch viel froher als er, und sie sagten einander: „Dank Gott, daß wir ihn so losgebracht haben."

In ein paar Wochen aber sagte ihnen einmal der Schwiegervater, man höre verwunderliche Dinge von dem Hanns. Er fahre kreuz und quer im Lande herum, und was er sonst nie gewesen und getrieben, das sey und treibe er jezt, als da wäre Wirthshausſitzen, Fluchen und Schlemmen, Spielen und Tagdieben. — „Das hat er in der Stadt gelernt," sagte das Moidele. — „So ändern sich die Leute," meinte Pauli. „Mein Bruder war sonst ein rechtschaffener Bube."

Ueber eine Weile kam ein Nachbar des Weges, der auf der Handelschaft ausgewesen war. Der hatte den Hanns getroffen in Nauders im Wirthshause, wo er mit den ketzerischen Engadinern um Zwanziger paschte,* und die Kellnerin hatte ihm viel erzählt, wie freigebig der Bube alle die lustigen Gesellen traktire mit Allem, was gut und theuer sey. Dasselbe habe er gehört in allen Buschen ** an der Straße von Landeck bis nach Mals. — Etwas später waren dem Hanns Leute aus dem Dorfe im Kaunserthal begegnet. Er habe ganz verlumpt und elend ausgesehen, wie ein Landfahrer, abgebleicht und mit glotzenden Augen, gleich einem Betrunkenen. Im Wirthshause habe er etlichen Buben die Zither zum Tanzen geschlagen für ein Frackele *** Branntwein. — „Sein Geldl wird schon hin seyn, verstreut in alle vier Winde. Weiß Gott, wo der noch verenden wird," sagte etwas verzagt der Pauli.

Jezt blieb's lange still vom Hanns, an drei Monate den Winter über. An Lichtmeß, es jährte sich just der Mutter Sterbtag, wollte die junge Hackldäuerin Kirchengehen. Sie war jezt etwas weniger übermüthig und laut; die Hoffnung, daß sie bald Mutter werden sollte, machte sie seit etlichen Wochen verzagt und still. — Mit Rosenkranz und Gebetbuch trat sie aus der Stube, da stund unter der Hausthüre ein Mensch, ein Mann in einer zerrissenen Juppe, fast baarfuß, von Frost geschüttelt, einen Wanderstock in den erstarrten Fingern. Sie that einen Blick nach dem fremden Menschen. — „Jesus Maria!" schrie sie auf, „der Hanns!" — „Du bist's, Moidele?" rief der hinwieder und sprang in's Haus. Mit einem entsezlichen Blicke sah er ihr in's Gesicht, dann rollten seine Augen wild umher, als suche er etwas; ein Griff und — er hatte eine Art erfaßt, die an der Wand hing.

Noch einmal maß er sie mit demselben schreckbaren Blicke. — „Jezt mußt du sterben!" sagte er dann mit einer kurzen, schneidenden Bestimmtheit, und holte aus zum gewaltigen, tödtlichen Hiebe. Laut aufschreiend beugte sich das Weib beiseits, der Streich fuhr in einen Balken der Wand, sie sprang nach der Stube. — Pauli und der Knecht, die dort bei der Frühsuppe saßen, stürzten herbei und faßten den wüthenden Hanns, der mit neuem Angriff auf die Bäuerin eindrang. Er ward niedergeworfen, Nachbarn kamen zu Hülfe, gebunden brachte man ihn zu Gericht.

Gar bald merkte man, daß er kein Verbrecher, wohl aber ein Wahnsinniger war. Und das ist er noch. Er verschmachtet langsam in seinem entsezlichen Zustande. In ruhigen Stunden äußert er die alte Freude am Verfertigen von allerlei Tand; er möchte wieder Zithern machen.

J. F. Lentner.

---

* Würfeln.
** Weinkneipe.
*** Ein Getränkemaaß.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Januar.

(Schluß.)

Elend. — Begräbnißplätze. — Das Pentonville-Gefängniß.

Die Zahlen setzen in Erstaunen, denn es handelt sich nicht um Hunderte, sondern um Tausende, die von Jahr zu Jahr die arme Bevölkerung angeschwellt und, wenn mit Mitteln zur Heimkehr versehen — das deutsche „auf dem Schub" Transportiren kennt man in England nicht — die Wegzehrung anderweitig verwendet und London nicht verlassen haben. Der Widerwille gegen das Zurückgeben in die Heimath, wo das Arbeitshaus sie erwartet, gründet sich nicht auf eine dem englischen Volkscharakter fremde Neigung zum Vagabundiren; arbeitsscheu ist der zur Arbeit geborene und erzogene Engländer selten, wie sehr dieß auch in den höhern „nicht arbeitenden" Klassen der Fall seyn mag; nein, er entspringt ehrenwerth genug aus der Abneigung, sich in ein Arbeitshaus einzuschließen und mit dem Verluste seiner Freiheit die Bedürfnisse des Lebens zu bezahlen. Die Fälle sind Ausnahmen, wo etwas Anderes als die drückendste, durch keine Anstrengung abzuwendende, durch keine Entbehrung zu mildernde Noth den Engländer in's Armenhaus treibt. Dazu kommt das lockende London, tempting London, ein Beiwort,

das im ganzen Lande so verbreitet ist, wie das Wort „Stadt“ (town) für London. Namentlich in den nach Schottland hin gelegenen Provinzen findet bei den ärmern Klassen die Schilderung des Londoner Elends wenig Glauben. Ihnen ist die Stadt vorzugsweise der gesegnete Ort, wo Milch und Honig fließt. Sind sie dann hier und es geht ihnen schlecht, so heißt es: zu Hause ging es wohl noch schlechter. — Wird aber von der Noth gesprochen und das Elend mit den schwärzesten Farben gemalt, so sollten auch die Opfer nicht unerwähnt bleiben, die zur Linderung gebracht, die reichen Gaben, die bei jedem Hülferuf täglich und stündlich, meist namenlos gespendet werden. Und das kann in einer so ungeheuern Stadt wie London, wo Tausende zur Unsichtbarkeit verschwinden, nur eine Segnung unserer Presse, oder vielmehr in erster Instanz — denn die verbreitenden Organe erzeugen sich dann von selbst — des öffentlichen Lebens seyn. Kaum war die Nachricht von den in Hyde-Park aufgegriffenen Männern und Frauen durch die Blätter bekannt, so ging sie von Mund zu Mund, Beiträge zur Unterstützung der mehr als Dürftigen liefen in Menge an die betreffende Magistratsperson ein; der Impuls war gegeben und pflanzte sich schnell fort. Die Distrikts-richter erklärten sich bereit, ihnen anvertraute Gelder zur Milderung täglich vorkommender Nothfälle gewissenhaft zu verwenden, und in wenigen Tagen hatten sie mehrere tausend Pfund zur Verfügung. Gleichzeitig wurde wieder an die Herbergen und an die Brodvertheilung erinnert. Auch dazu strömten in kleinen und großen Summen hinreichende Fonds herbei, und seit Anfang dieses Monats stehen den obdachlosen Armen in verschiedenen Stadttheilen drei Häuser offen, wo sie mit einbrechendem Abend ein warmes Lokal, eine kräftige Suppe, jeder ein Pfund gutes Brod, dann eine reinliche Streu mit wollenen Decken, und am Morgen vorm Weggange abermals Suppe und Brod erhalten. Die drei Häuser haben zusammen Raum für nahe an zweitausend. Außerdem gibt es zehn oder zwölf Vereine, die unentgeldlich an solche, die es bedürfen, Lebensmittel, Arzneien, Wäsche, Kleider, Schuhe, wollene Decken und dem Aehnliches austheilen, und es kann daher wohl mit Recht gesagt werden, daß, wenn die Noth groß, auch die Hülfe groß ist, und wenn nicht Allen geholfen werden kann, gewiß den Meisten geholfen wird.

Die Bedrängniß der Lebenden hat die öffentliche Aufmerksamkeit nicht von den Todten, nicht von einem Uebel abzuziehen vermocht, das London ebenfalls schwer drückt und um der Lebenden willen immer dringender Abhülfe heischt — die gräßliche Beschaffenheit der Begräbnißplätze. Sie rührt nicht von gestern und vorgestern her, sie hat schon vor einigen Jahren das Anlegen neuer Begräbnißorte außerhalb London zur Folge gehabt, das Uebel ist aber dadurch nur wenig gemindert worden. Der Gegenstand ist im lezten und vorlezten Parlamente zur Berathung gekommen und unerledigt geblieben. Zwei Bills, denselben Zweck auf verschiedenen Wegen verfolgend, sind eingebracht und als ungenügend bei Seite gelegt worden. Das Unterhaus hat eine Commission niedergesezt, das Uebel zu untersuchen und eventuelle Vorschläge zur Abhülfe zu machen. Dies ist geschehen; eine Masse von Belegen erweist die Größe der Gefahr für den öffentlichen Gesundheitszustand und die Nothwendigkeit der Abhülfe. Aber entsprechende Mittel dazu hat die Commission nicht aufzufinden vermocht. Vom Staatssekretär des Innern, Sir James Graham, beauftragt, hat nun der Sekretär der Armengesetzkommission die Aufgabe zu lösen versucht, und sein als Anhang zu einem sehr umfassenden Bericht über den Gesundheitszustand der arbeitenden Klassen in Großbritannien erschienenes Gutachten wird jezt mündlich und schriftlich lebhaft besprochen. Daß auch er schleunigstes Einschreiten auf das Nachdrücklichste empfiehlt, kann nicht Wunder nehmen, da es an einer Stelle seiner Denkschrift heißt: „In einen Grund und Boden, der nicht über 205 Acker hält, wird Jahr für Jahr eine Schicht auf die andere leichtfertig eingesenkt, und jede zählt nicht weniger als 20,000 Erwachsene und etwa 30,000 junge Leute und Kinder. Man läßt jede Schicht nur ungefähr sieben Jahre ruhen.“

Ein Aufsaz im Morgenblatt, überschrieben: „das Reform-Clubhaus und das Pentonville-Gefängniß in London,“ (Nr. 270 u. f. vom vorigen Jahr), veranlaßt mich zu bemerken, daß gedachtes Gefängniß, von der Regierung zum Muster bestimmt, nach welchem, wenn es sich erprobt, andere gebaut und die Zuchthäuser eingerichtet werden sollen, wegen des darin eingeführten Systems des Schweigens mit Vorwürfen und Schmähungen überhäuft wird. Diesem System wird die Geistesverwirrung zweier Gefangenen zugeschrieben. Ein anderes Verbrechen als eben das der Einführung des silent system rückt man der Regierung nicht vor, ein hinreichender Beweis, daß es ihr sonst nichts vorzurücken gibt. Das Gefängniß ist für zur Deportation Verurtheilte von gewissem Alter bestimmt und soll die Stelle der „Hulks“ vertreten, in welchen sie ohne Unterschied des Alters, des Geschlechts und der Strafzeit bis zur Verschiffung in die Kolonien zusammengebracht wurden und zum Theil sich noch befinden. Die flüchtigste Vergleichung dieses Aufenthalts mit dem Pentonville-Gefängniß sollte meines Erachtens jeden Tadel des lezteren augenblicklich verstummen machen. Wie die Verurtheilten hier behandelt werden, ist in jenem Aufsaz vollkommen wahr berichtet; welche Behandlung dagegen in den Hulks! Ich rede als Augenzeuge aus deutlicher Erinnerung. Schwere Arbeit von Sonnenaufs zu Sonnenuntergang, keine Rücksicht auf Kälte und Hize, auf Sturm und Regen, ein einfacher Tuchrock die beständige Bekleidung, zu warm im Sommer, zu kalt im Winter, und im Verhältniß zu der schweren Arbeit schmale Kost; dabei meist in Fesseln und in der Gewalt eines einzigen Aufsehers, gegen dessen Anordnungen und Befehle es nur eine fast unerreichbare Appellationsbehörde gibt. Welcher Unterschied zwischen dem Allen und dem Pentonville-Gefängniß, wo jeder Sträfling angemessen bekleidet, eigentlich zu gut genährt, nach Wunsch beschäftigt oder nach Bedürfniß unterrichtet, und mit jeder Klage von wenigstens präsumtiv unparteiischen Richtern, den Regierungskommissären, gehört wird. Hier allerdings abgesperrt in einer einsamen Zelle, dort aber zusammengesperrt mit Verbrechern aller Art, der reuige Sünder mit dem verhärteten, der Verbrecher aus Uebereilung mit dem Verbrecher aus Vorbedacht, der Dieb mit dem Mörder, der auf Lebenslang zur Deportation Verurtheilte und deßhalb Gefühllose für sein Vaterland mit dem auf wenige Jahre Verurtheilten und deßhalb von dem Strebenden Beseelten, als ein besserer Mensch zurückzukehren. Wo so viele Vorzüge zusammenkommen, kann da eine Einrichtung getadelt werden, welche manchen dieser Vorzüge bedingt?

Auflösung des Räthsels in Nr. 24:
Der Pinsel.

Beilagen:
Literaturblatt Nr. 11 und Monatsregister Januar.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Achtunddreissigster Jahrgang.

1844.

Februar.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem Morgenblatt bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind langst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das **Morgenblatt** kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfallt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Uebersetzungen oder Bruchstücke mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das **Morgenblatt** eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Manner, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fachern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn diese dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das Literaturblatt

stellt sich die Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der socialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Das Kunstblatt.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des **Kunstblatts** als regelmäßiger Beilage des **Morgenblatts** veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jezt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begunstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das **Kunstblatt** bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thatigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu erganzen. Jene Berichte können erzählend und beurtheilend seyn; in denen lezterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesezt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannigfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erscheinende Bücher und Kunstwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneter Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem **Kunstblatt** ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „**Morgenblatts**," mit Einschluß des „**Literaturblatts**" und „**Kunstblatts**," kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „**Literaturblatts**" und „**Kunstblatts**," ohne das „**Morgenblatt**" . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „**Literaturblatt**" . . . . . 6 fl.
das „**Kunstblatt**" . . . . . 5 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Hauptpostamt in Stuttgart, das „**Morgenblatt**" in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Eigene Pein. Von C. Reinhold. 41.
Verse von Justinus Kerner. 47.
Unser Frieden. Von Th. Fontane. 49.
Naturbilder. Von A. Schultz. 50. 51.

Räthsel.

Die Schrift. 29. Der Docht. 48.

Erzählungen.

Bürgers Lenore. 32—35.
Paul. Von A. v. Sternberg. 41—52.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Ueber die dramatische Poesie der Chinesen. 28—34.
Aus Edinburg. 28.
Die Triumphzüge der Virtuosen. 29. 30. 31. — 35. 36. 37.
Reisen in den schottischen Hochlanden. 36. 37. 38. 39. 40. — 43. 44.
Ueber das französische Theater. 38 — 42.
Die Höhen ausgezeichneter Bauwerke. 45—49.
Novalis und Schiller. 52.

Korrespondenz.

Stuttgart. 28. 29. — Paris. 29. 30. 31. — 40. 41. 42. — Leipzig. 31. 32. 33. 34. — Wien. 33. 35. — Oldenburg. 36. — Aus Mittelschlesien. 36. 37. — Kassel. 37. 38. — Prag. 38. 39. — Chambery. 42. 43. 44. 45. — Berlin. 46. 47. 48. 49. — Köln. 50. 51. 52.

Literatur-Blatt.

Nro. 12.

Humoristische Literatur. Randzeichnungen. Vom Advokaten Detmold in Hannover. — Epische Dichtkunst. Das Wort der Frau. Eine Festgabe von Friedrich von Heyden.

Nro. 13.

Jesuitensache. 1) Die Jesuitensache. Vorlesungen von Jules Michelet und Edgar Quinet. Aus dem Französischen mit Anmerkungen von A. Stöber. — Indische Literatur. Die Mährchensammlung des Somadewa Bhatta aus Kaschmir. Aus dem Sanskrit in's Deutsche übersezt von Dr. H. Brockhaus.

Nro. 14.

Jesuitensache. 2) Der moderne Jesuitismus. Von F. K. Wild. — Novellen. Daguerrotypen des häuslichen und ehelichen Lebens. Von Erich Haumenskei zu Gardebré. — Geschichte. Beiträge zur Geschichte des Jahres 1813 von einem höhern Offizier der preußischen Armee.

Nro. 15.

Länder- und Völkerkunde. 1) Reisen und Länderbeschreibungen der ältern und neuesten Zeit. Herausgegeben von Dr. Widenmann und Dr. Hauff. 27ste Lieferung. Geschichte der Entdeckung und Eroberung Perus von Francisco de Xerez, Pizarros Geheimschreiber. Aus dem Spanischen von Dr. Ph. H. Külb. Nebst Ergänzung aus Augustin de Zarate und Garcilasso de la Vega.

Nro. 16.

Werke über Spanien. Reise eines Norddeutschen durch die Hochpyrenäen in den Jahren 1841 und 1842. Von W. v. R. — **Lehrbuch.** Die Lehre vom Briefe. Von L. Fürstedler.

Nro. 17.

Volkssagen. Niederländische Sagen. Gesammelt und mit Anmerkungen begleitet herausgegeben von Johann Wilhelm Wolf.

Nro. 18.

Reise. Nouveaux souvenirs d'Allemagne. Pélerinage à Munich. Par M. le Baron de Reiffenberg. — **Lyrische Dichtkunst.** 1) Neuere Gedichte von Leopold Mottke. Zwei Bände. 2) Monumente für Momente von demf. — **Geschichte.** Denksteine deutscher Geschichte des Jahres 1842. Von Dr. C. M. Selinger.

Nro. 19.

Mechanik. Handbuch der Dampfmaschinenlehre für Techniker und Freunde der Mechanik. Von Prof. Cyriftoph Bernoulli. Zweite umgearbeitete Auflage mit neun Steindrucktafeln. — **Lyrische Dichtkunst.** Gedichte von K. J. Schuler.

Nro. 20.

Reise. Reisen und Länderbeschreibungen der ältern und neuesten Zeit. Herausg. von Dr. Widenmann und Dr. Hauff. 26ste Lieferung. Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus in den Jahren 1836 — 1838. Von Professor Dr. Karl Koch.

Nro. 21.

Reise. Reisen und Länderbeschreibungen der ältern und neuesten Zeit. Herausg. von Dr. Widenmann und Dr. Hauff. 26ste Lieferung. Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus in den Jahren 1836 — 1838. Von Professor Dr. Karl Koch. (Schluß.) — **Rechtslehre.** 1) Ueber die Entwürfe der Gerichtsverfassung und der Strafprozeßordnung für das Großherzogthum Baden von C. F. Roßhirt. — 2) Ideen und Vorschläge zu einer Reform des Gerichtswesens. Von Dr. Fr. Hecker.

Nro. 22.

Rechtslehre. 3) Die deutsche Justiz. Für die Freunde des Rechts und der nationalen Einheit, auch zur Verständigung über Zweck und Ziel der bevorstehenden Mainzer Advokatenversammlung, von L. W. Fischer.

Kunst-Blatt.

Nro. 10.

Mythologie und Archäologie. 1) Apollons Ankunft in Delphi. Von P. W. Forchhammer. 2) Phrixos der Herold. Von Ed. Gerhard. 3) Etymologisch-symbolisches mythologisches Realwörterbuch, zum Handgebrauche für Bibelforscher, Archäologen und bildende Künstler u. s. w. Von F. Nork. 4) Antike Marmorwerke, zum erstenmal bekannt gemacht von Emil Braun. (Fortsetzung.) — **Kunstliteratur.** Conversationslexicon für bildende Kunst. Illustrirt mit über 5000 Holzschnitten. — Museen und Sammlungen. — Versteigerung. — Denkmäler. — Bauwerke.

Nro. 11.

Mythologie und Archäologie. 1) Apollons Ankunft in Delphi. Von P. W. Forchhammer. 2) Phrixos der Herold. Von Ed. Gerhard. 3) Etymologisch-symbolisches mythologisches Realwörterbuch, zum Handgebrauche für Bibelforscher, Archäologen und bildende Künstler u. s. w. Von F. Nork. 4) Antike Marmorwerke, zum erstenmal bekannt gemacht von Emil Braun. (Fortsetzung.) — **Lithographie.** La Cathédrale de Strasbourg d'après la Daguerréotype. Daguerréotypé par E. Simon. Rapporté, dessiné et gravé d'après des vues prises au Daguerréotype par J. G. Bach, sous la direction de Mr. E. Simon. — Bauwerke. — Malerei.

Nro. 12.

Die Bibliothek in München. — Malerei. — Plastik. — Alterthümer und Ausgrabungen.

Nro. 13.

Mythologie und Archäologie. 1) Apollons Ankunft in Delphi. Von P. W. Forchhammer. 2) Phrixos der Herold. Von Ed. Gerhard. 3) Etymologisch-symbolisches mythologisches Realwörterbuch, zum Handgebrauche für Bibelforscher, Archäologen und bildende Künstler u. s. w. Von F. Nork. 4) Antike Marmorwerke, zum erstenmal bekannt gemacht von Emil Braun. (Fortsetzung.) — **Vorbilder.** 1) Philipp Otto Runge's ausgeschnittene Blumen und Thiere in Umrissen zum Nachschneiden und Nachzeichnen graviert und herausgegeben von Doris Lütkens, geborenen v. Cossel. 2) Album der vorzüglichsten ältern Meister in der Landschafts- und Thiermalerei für die kunstliebende und kunstübende Jugend, als Bildersammler und Wegweiser zum Zeichnen nach der Natur, nebst kurzen Notizen über die Meister selbst und ihre Werke. Gezeichnet und herausgegeben von Doris Lütkens, geb. v. Cossel. — Alterthümer und Ausgrabungen.

Nro. 14.

Mythologie und Archäologie. 1) Apollons Ankunft in Delphi. Von P. W. Forchhammer. 2) Phrixos der Herold. Von Ed. Gerhard. 3) Etymologisch-symbolisches mythologisches Realwörterbuch, zum Handgebrauche für Bibelforscher, Archäologen und bildende Künstler u. s. w. Von F. Nork. 4) Antike Marmorwerke, zum erstenmal bekannt gemacht von Emil Braun. (Fortsetzung.) — **Lithographie.** Les Belges illustres. Peint par H. Decaisne. Lith. par Ch. Bilion. — Invocation de N. D. du Scapulaire. Peint par Wappers. Lith. par Manche. — Léopold premier, roi des Belges. Lith. d'après nature par Bauguiet. — Alterthümer und Ausgrabungen.

Nro. 15.

Mythologie und Archäologie. 1) Apollons Ankunft in Delphi. Von P. W. Forchhammer. 2) Phrixos der Herold. Von Ed. Gerhard. 3) Etymologisch-symbolisches mythologisches Realwörterbuch, zum Handgebrauche für Bibelforscher, Archäologen und bildende Künstler u. s. w. Von F. Nork. 4) Antike Marmorwerke, zum erstenmal bekannt gemacht von Emil Braun. (Schluß.) — **Kupferstich.** Hieronymus Holzschuher. Etatis suae 57. — Albrecht Dürer pinxit 1526. Friedrich Wagner sculpsit 1843. — Alterthümer und Ausgrabungen. — Technik. — Neuer Stich. — Lithographie. — Neue Bilderwerke. — Literatur.

Nro. 16.

Nekrolog. 1. Wilhelm Abeken. 2. K. H. Rahl. — **Lithographie.** Die Menschwerdung Christi. Jos. Führich inv. et del. Chr. Becher lithogr. — Neue Zeitschrift. — Nekrolog. — Persönliches.

Nro. 17.

Kunstliteratur. Geschichte der bildenden Künste. Von C. Schnaase. — **Kupferstich.** Die Zurückbringung des entflohenen Megapenthes, nach Lucians Erzählung: Die Ueberfahrt. Nach einer Zeichnung von Asmus Jakob Carstens im großherzogl. Museum zu Weimar gestochen von Julius Thäter. — Ein Entwurf von Raphael. — Ausstellung. — Museen und Sammlungen. — Akademien und Vereine. — Denkmäler. — Bauwerke.

Nro. 18.

Kunstliteratur. Geschichte der bildenden Künste. Von C. Schnaase. (Fortsetzung.) — Hans Michelsen. — Bauwerke. — Kölner Dombau. — Versteigerung. — Malerei.

№ 28.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 1. Februar 1844.

Des habitudes si singulières, des manières de voir si éloignées de toutes les idées auxquelles nous sommes accoutumés, assurent aux compositions qui en portent l'empreinte un caractère dont rien ne saurait tenir lieu, celui de l'originalité. On voudrait tirer des relations des voyageurs et des mémoires historiques les matériaux d'un ouvrage semblable, qu'on ne parviendrait jamais à satisfaire un véritable connaisseur.

Abel-Rémusat.

Ueber die dramatiſche Poeſie der Chineſen.

(ſ. Nr. 2—7 und 10—15.)

Der ſinnreiche Kreis,
ein Melodram des Liking tao.

Wir geben im Folgenden einige Bruchſtücke des „ſinnreichen Kreiſes," deſſen in den vorangehenden Bemerkungen über die dramatiſche Poeſie der Chineſen mehrfach gedacht wurde. Manche Leſer würden wohl gerne das ganze Schauſpiel leſen, andern möchte es aber zu viel werden, und ſo theilen wir das Vorſpiel und den lezten Akt mit und füllen die Lücke mit der kurzen Erzählung der Fabel aus.

Perſonen.

Pao tſching, Oberrichter des erſten Kreiſes Ho nan. — Su ſchun, Richter der Stadt Tſching tſcheou. — Seine Würden Ma, Kiun ling zubenannt. — Seine Frau erſten Ranges. — Tſchao, Aſſeſſor und Liebhaber der Frau Ma. — Die Wittwe Tſchang. — Hai tang, Tochter der Wittwe Tſchang und Seiner Würden Ma Frau zweiten Ranges. — Tſchang lin, Sohn der Wittwe Tſchang. — Hebammen, Gerichtsdiener.

Die Handlung geht vor in Tſching tſcheou, Stadt und Diſtrikt zweiten Ranges des Kreiſes Ho nan; zwiſchen Tſching tſcheou und Kai fong fu, endlich in Kai fong fu ſelbſt, der Hauptſtadt des ganzen Kreiſes. Das Vorſpiel ſpielt im Hauſe der Wittwe Tſchang, der erſte Aufzug des Dramas ſelbſt im Hauſe des Herrn Ma, der zweite vor dem Untergericht zu Tſching tſcheou, der dritte unterwegs, und endlich der vierte vor dem Obergericht zu Kai fong fu.

Vorſpiel.

Ein offener Platz vor dem Hauſe der Wittwe Tſchang.

Die Wittwe Tſchang (tritt auf und ſpricht:)

Ich Alte ſtamme von Leuten ab aus Tſching tſcheou; meine eigene Familie heißt Lieou. Ich heirathete einen Mann aus der Familie Tſchang, der in jüngern Jahren ſtarb — was ſchon lange her iſt — und mir einen Knaben und ein Mädchen hinterlaſſen hat. Mein Junge heißt Tſchang lin, und ich habe ihn im Leſen und Schreiben unterrichten laſſen. Meine Tochter heißt Hai tang und iſt, was ich gar nicht zu ſagen brauche, anmuthig, ſchön und unterrichtet, klaren, hellen und einſichtsvollen Geiſtes. Sie ſpielt die Guitarre und zieht Schach, ſie ſchreibt und zeichnet, ſie ſingt und tanzt zu verſchiedenen Blas- und Saiteninſtrumenten. Mit einem Worte, es gibt Nichts, das ſie nicht verſtände. — Meine Vorfahren waren während ſieben * Generationen Staatsbeamte. Jezt aber geht leider das unglückſelige Rad des Schickſals über dieſen alten Körper; mein Erbtheil iſt dahin und

* Sieben wird häufig in der Bedeutung von viel, lange gebraucht.

ich habe keinen Mann, der mich ernähren könnte. Da ich alte Person nun keinen andern Ausweg hatte, ſo habe ich mein Mädchen dahin gebracht, daß ſie mit ihren Reizen Handel treibt, um uns zu unterhalten. An dieſem Orte wohnt ein reicher Mann, Se. Würden Ma, der ſchon geraume Zeit in meinem Hauſe aus- und eingeht: ſein Herz hängt gar ſehr an meinem Mädchen, er freit beſtändig um ſie und möchte ſie gern heirathen. Kann ich aber der Kleidung und Nahrung entbehren? Ich will deßhalb genau überlegen, ob aus der Heirath etwas werden kann oder nicht.

Tſchang lin (tritt auf). Ich ſelbſt bin der Tſchang lin. O Mutter! von der ſiebten Generation an abwärts bis auf den heutigen Tag waren unſere Vorfahren ſämmtlich Beamte! Könnt ihr nun es ertragen, daß dieſes niederträchtige Weibsbild ein Geſchäft treibt, das unſere Familie entehrt und unſer Haus zu Grunde richtet? So belehrt mich doch, wie ich mich bei andern Leuten zu benehmen habe?

Die Wittwe Tſchang. Was bringſt du da für eitles Geſchwätz vor! Wäre es nicht beſſer, anſtatt zu fürchten, daß deine Schweſter dich entehrt, Geld herbei zu ſchaffen, um mich zu ernähren?

(Hai tang tritt auf.)

Hai tang. Bruder, willſt du ein tüchtiger Junge ſeyn, ſo ernähre unſere Mutter.

Tſchang lin. Elende! was treibſt du für ein Geſchäft! Wenn du das Geſpötte der Menſchen nicht fürchteſt, ſo iſt es an mir, ſich davor zu fürchten. Kann ich dich denn nicht züchtigen, du elende Kreatur?

(Er ſchlägt ſie.)

Die Wittwe Tſchang. Nicht ſo, ſondern mich ſollteſt du ſchlagen!

Tſchang lin. O Mutter, ich will nicht, daß des Hauſes Unordnungen, ich will nicht, daß die Wirren der Familie mir bei den Menſchen Schmach und Geſpötte bereiten. Noch heute, Mutter, gehe ich weg, ich gehe nach Pien king und ſuche meinen Oheim auf, um mir einen Nahrungszweig zu verſchaffen. Das Sprüchwort ſagt: „Ein junger Menſch muß auf ſich ſelbſt ſtehen.“ Nun bin ich ein Jüngling, ein Chineſe, ſieben Schuh hoch und werde doch wahrlich nicht, wenn ich das väterliche Haus verlaſſe, Hungers ſterben! Du aber, du kleine Nichtswürdige, ſieh nach meiner Abreiſe auf die Mutter. Sollte ihr das geringſte Leid widerfahren, ſo werde ich gar nicht zimperlich mit dir umgehen.

(Er ſpricht die Verſe:)

Zorn vertreibt mich aus dem Vaterhaus;
Fort, fort in die Welt will ich hinaus!
Hitz' und Kälte will ich gern ertragen;
Ich ein ſtarker Mann ſoll, muß es wagen.
Sich zu nähren, iſt Tſchang lin nicht bang.
Sieh, das Reich iſt groß, das Reich iſt lang.

(Er geht ab.)

Hai tang. Wie lange ſollen dergleichen Auftritte noch dauern? Es wäre beſſer, mich alsbald Se. Würden, den Herrn Ma heirathen zu laſſen.

Die Wittwe. Mein Kind, du ſprichſt ganz richtig. Wenn Se. Würden der Herr Ma kommt, ſo bin ich bereit, meine Zuſtimmung zu geben.

(Se. Würden Ma tritt auf.)

Se. Würden. Meiner Wenigkeit Familiennamen iſt Ma, mein eigener Name Kiun king und meine Vorfahren wohnten ehemals zu Tſching tſcheou. In meiner Jugend beſchäftigte ich mich mit den Wiſſenſchaften und habe es in dem Verſtändniß der claſſiſchen Schriften und Hiſtoriker ziemlich weit gebracht. Da mein Haus mit Gütern aller Art reichlich verſehen iſt, ſo nennen mich die Leute Se. Würden. Ich bin von jeher ein Wollüſtling geweſen. Hier lebt eine gewiſſe Hai tang; wir ſind ſeit langer Zeit vollkommen einverſtanden. Ich will ſie zur zweiten Frau nehmen, ich habe mit ihr ſchon häufig davon geſprochen, und ſie hat immer geantwortet, daß ſie mich gerne heirathen möchte. Aber ihre Mutter iſt mir auf alle Weiſe entgegen und will mich gar nicht anhören; ich werde wohl nicht ferne vom Ziele geſchoſſen haben, wenn ich vermuthe, daß ſie darauf ausgeht, einiges Geld als Heirathsgeſchenk herauszupreſſen. Ich höre, daß es ganz vor Kurzem zwiſchen Hai tang und ihrem Bruder Tſchang lin einen Auftritt gegeben hat. Dieſer Tſchang lin hat das elterliche Haus verlaſſen und iſt nach Pien king gegangen, um ſeinen Oheim aufzuſuchen; es iſt vorauszuſehen, daß er in einiger Zeit nicht wieder kommen wird. Der Tag heute iſt wohl ganz paſſend; es iſt ein glücklicher Tag und eine glückliche Stunde. Ich will keine Zeit verlieren, einige Heirathsgeſchenke zu rüſten und bei der Mutter anzuhalten. Wenn das Geſchick nur wollte, daß ich dieſes angenehme Geſchäft glücklich zu Ende brächte! O hier ſteht ja das Fräulein am Eingang ihres Hauſes! wie liebreich iſt ſie! Das iſt einmal eine ſchöne Perſon! Ich will mich ihr zeigen.

(Er zeigt ſich der Hai tang und grüßt ſie.)

Hai tang. Da Ew. Würden gerade hier ſind, ſo laßt uns, da der Bruder weggegangen iſt, einige Worte mit meiner Mutter ſprechen. Wir brauchen nur ſehr wenig mit ihr darüber zu reden und ſie gibt es beſtimmt zu, daß wir uns heirathen. Die Mutter iſt heute ganz dazu gelaunt, ihre Zuſtimmung zu geben. Wir wollen zuſammen zu ihr gehen.

Se. Würden Ma. Da die gnädige Frau ſo geſinnt iſt, ſo iſt die Stunde des glücklichen Geſchickes gekommen.

(Er geht hinein und grüßt die Alte.)

(Fortſetzung folgt.)

Aus Edinburg.

(Schluß.)

Wenn auch einige tauſend Studenten in Edinburg ſeyn mögen, ſo kann ich von denſelben doch nicht viel bemerken, und es ſcheint mir, als ob dieſelben noch mehr in der Stadt ſich verlören, als die Muſenſöhne in der preußiſchen Reſidenz, obgleich leztere größer iſt als die ſchottiſche Metropole. Dieſes Verſchwinden einer ſo zahlreichen akademiſchen Jugend rührt wohl hauptſächlich davon her, daß der Edinburger Student durch Kleidung von der Philiſterwelt ſich nicht unterſcheidet, während man dem zierlichſten Berliner Muſenſohne ſeinen akademiſchen Charakter immer noch wenigſtens an der Müze und der Mappe abzuſehen vermag. — Hie und da begegne ich im nordiſchen Athen allerdings jungen Leuten auf der Straße, die ich für Befliſſene der Gottesgelahrtheit zu nehmen geneigt bin, was ich vorzugsweiſe aus ihren ſchwarzen, etwas abgeſchabenen Fräcken und Beinkleidern ſchließe, ſo wie aus ihren ſauren puritaniſchen Geſichtern. — Ohne Zweifel beſteht aber, troz dieſer ſcheinbaren Uebereinſtimmung, zwiſchen der Edinburger akademiſchen und profanen Welt in Kleidung und andern Aeußerlichkeiten ein Unterſchied, der dem geübten Auge ſofort auffällt und den Philiſter und den Muſenſohn auf den erſten Blick erkennen läßt.

Jeder Beruf, jeder Stand, jede Genoſſenſchaft übt auf das Aeußere der derſelben angehörenden Menſchen, auf deren Geſichtszüge, Bewegung und Haltung des Körpers, auf ihre Sprache, ſelbſt auf die Art und Weiſe des Tragens der Kleidung, kurz auf ihr tägliches Thun und Laſſen einen Einfluß, der viel größer iſt, als man ſich gewöhnlich denkt. Die Schuſter, die Schneider, die Fleiſcher, die Zimmerleute, wer erkennt ſie nicht auf den erſten Blick? Der Tübinger Magiſter, der Berliner Domkandidat, der Basler Miſſionär, mit welchen andern Menſchenklaſſen könnten dieſelben je verwechſelt werden? Und auch ein badiſcher Oberamtmann, ein bayriſcher Landrichter, ein preußiſcher Regierungsrath, ein württembergiſcher Schreiber, wie ſcharf gezeichnet ſind dieſe Gattungen, und wer hat dieſelben nur einmal geſehen und müßte ſie nicht wieder aus Millionen Menſchen herauszufinden? So, denke ich, verhält es ſich auch mit den Edinburger Studenten, und dieſelben werden einen Habitus haben, der ſie von jedem Philiſter des nordiſchen Athens unterſcheidet.

Die Naturhiſtoriker, um ein Käferchen vom andern, um ein Pflänzchen vom andern zu unterſcheiden, ſuchen die kleinſten und feinſten Unterſchiede auf, und finden häufig Verſchiedenheit der Gattung wie der Art da, wo der ungeübte Sinn die vollkommenſte Einerleiheit und Uebereinſtimmung ſieht. Die Menſchen, ſollte man meinen, bieten doch noch ein ganz anderes Intereſſe dar, als alle Thiere und Pflanzen zuſammengenommen, und man ſollte daher auch glauben, daß eine Charakteriſtik und Claſſification unſeres Geſchlechts, auf deſſen feinſten Merkmale gegründet, daß eine ſolche Anthropologie für Viele einen höhern Reiz haben müßte, als Entomologie, Conchyliologie, Geognoſie und andere Logien und Gnoſien. Aber wie wenig iſt noch auf dieſem Gebiete geſchehen, wie vernachläſſigt iſt noch im Ganzen die phyſiſche und geiſtige Naturgeſchichte unſeres Geſchlechts! Die Philoſophen, die vor Allem den Menſchen, wie er iſt, wie er ſich unter verſchiedenen Umſtänden und Lagen geſtaltet, wie er leibt und lebt, kennen lernen und zum hauptſächlichſten Gegenſtand ihrer Studien machen ſollten, ſie verſteigen ſich in die neblichten und unerquicklichen Regionen der Metaphyſik; ſie verlaſſen den reichen, feſten Boden der Wirklichkeit und der lebendigen Natur, und ſchweifen hinüber auf die dürren Heiden der Spekulation; ſie mühen ſich vergeblich ab, Räthſel zu entziffern, deren Löſung für die menſchlichen Erkenntnißkräfte eine Unmöglichkeit iſt.

Es ſcheint mir alles Ernſtes, als ob noch eine der intereſſanteſten Wiſſenſchaften zu begründen wäre, eine Wiſſenſchaft, die kaum ihren Anfängen nach vorhanden iſt, und der viel größere Wichtigkeit zukäme als jener, welche aus gewiſſen Geſichtszügen und Schädelerhöhungen das Innere des Menſchen, ſeine Tugenden und Laſter, ſeine Fähigkeiten und Anlagen erkennen will. Dieſe Wiſſenſchaft wäre eine Art von Naturgeſchichte des ſocialen Menſchen, eine Phyſiognomik aller Stände, Berufsarten und Lebensweiſen, eine Abtheilung der civiliſirten Geſellſchaft nach Klaſſen, Ordnungen, Gattungen und Spezies, auf den geiſtigkörperlichen Habitus begründet.

Man könnte zunächſt den Verſuch mit Europa machen und etwa die Fürſten und Höfe an die Spize des Syſtems ſtellen, dieſelben nach irgend einem Grundſaz, etwa dem geographiſchen ordnend. — Der Adel, die Geiſtlichkeit, die akademiſche Welt, das gelehrte Volk, die Schulmeiſter, das Militär, die Diplomaten, die Parlamente, die Künſtler, die Büreaukratie, die Kaufmannſchaft, der Gewerbs- und Bauernſtand Europas gäben große Ordnungen mit einer Menge von Familien und Gattungen. Eine eben ſo intereſſante als zahlreiche Gruppe in der Naturgeſchichte des Menſchen bildeten ferner die verſchiedenen Sekten, die Pietiſten, die Methodiſten, die Mommiers, die Separatiſten, die Rundköpfe, die Wiedertäufer u. ſ. w.

Wie leicht einzuſehen, überſtiege die Ausführung einer ſolchen Arbeit bei Weitem die Kräfte eines Einzelnen; es müßten, wie dieß in der gewöhnlichen Naturgeſchichte geſchieht, aller Enden und Orten Männer von

Beobachtungs- und Darstellungstalent Antheil an einem solchen Werke nehmen, und es wäre vor Allem nothwendig, für die neue Wissenschaft eine Terminologie zu gründen, welche es möglich machte, in wenigen Worten eine genaue Charakteristik des zu beschreibenden Gegenstandes zu geben. — Auch müßten die Künstler ihre Hand zur Ausführung eines so großen Werkes bieten; eine Physioguomik der europäischen Gesellschaft, wie ich sie mir denke, könnte eben so wenig als die Naturhistorie durch Worte allein erschöpft werden; sie bedürfte durchaus künstlerischer Illustrationen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Januar.

Kunstliebhaberei.

Wir sagen heute etwas über das Verhältniß unserer Stadt zur bildenden Kunst, zunächst zur Malerei, und zwar abgesehen von Staatsgalerie und Kunstverein, welche wir ein andermal zu besprechen gedenken. — In der Haupt- und Residenzstadt Stuttgart hat der Kunstfreund, der reisende und inwohnende, noch vor fünfzehn Jahren die aus der Anschauung von Werken der bildenden Kunst fließenden Genüsse zusammensuchen müssen. Nach einer cursorischen Schau der allerdings in mancher Beziehung reichen Ausstattung des königlichen Schlosses war er so ziemlich fertig, wenn er sich nicht zu den wenigen damaligen Privatbesitzern von Gemälden verfügte und um Erlaubniß zu Beschauung ihrer Cabinette bat, welche er dann höflichkeitsgemäß mit Lobsprüchen über deren Unschätzbarkeit bezahlte. Man muß jedoch gestehen, daß schon vor fünfzig Jahren neben manchem einzelnen in Privathänden befindlichen, wenig bekannten guten Bilde, einige kunstsinnige Männer, wie ein Mayer, Rapp, Wenng, Frommann u. s. w., Sammlungen von ziemlicher Bedeutung besaßen. Damals befand sich Minister v. Abel in Paris, der sich die Bewegungen und Vermögensveränderungen der französischen Revolution durch Ankäufe werthvoller Bilder der größten Meister zu Nutzen machte. Blieb das Meiste und — wie wir uns jezt, nachdem seine trefflichen Acquisitionen in unsern Mauern sind, überzeugen können — wohl auch das Beste in den Händen seiner Familie, so hat er doch daneben manches beachtenswerthe Werk seinen damaligen Freunden um einen leidlichen Preis zugewendet. Später, und bis auf unsere Tage, ging durch die Hand eines enthusiastischen Liebhabers eine Reihenfolge von schätzbaren Gemälden der besten italienischen und niederländischen Kunstzeiten, die freilich meist wieder in auswärtige Galerien wanderten, aber immerhin doch durch seine Willfährigkeit dem Liebhaber vorübergehenden Genuß und dauernde Belehrung boten. Die Neigung zu ältern Oelgemälden wuchs aber zusehends; die Nachfrage mehrte sich, in Versteigerungen war nicht leicht mehr ein glücklicher Fang zu machen, und jezt findet man wirklich eine nicht unbedeutende Zahl von größern und kleinern Privatsammlungen hier. Durch das zeitweise Eintreffen von Kunsthändlern, denen der Ruf von dieser in Stuttgart erwachten regen Kunstliebhaberei wahrscheinlich mit verstärktem Schalle zugekommen, wird die Lust zu erwerben genährt. Aber trotz der angewachsenen Zahl der Gemäldeenthusiasten ist jezt die Concurrenz gegen die Verkäufer, da Einige derselben mit ganzen Galerien von mehreren hundert Bildern große Säle füllten und auch die überschwänglichste Neigung der Kauflustigen sättigten. Größere Wahl macht wählerisch, und Mancher, der ein einzelnes sich ihm darbietendes Gemälde nicht ohne Herzklopfen und Wunsch des Besitzes betrachtete, erwies sich in so reicher Ausstellung nach der ersten frohen Ueberraschung gefaßt und nach einigen Besuchen haushälterisch resignirend; hatte er ja die wiederholte Schau umsonst, und was kann man bei Bildern mehr, als sehen?

Ohne Zweifel ist die nun erwachte Liebe zu Oelgemälden, namentlich älterer Meister, kein örtliches, sondern ein allgemeines, ein kunstgeschichtliches Ereigniß, angeregt durch seinen Gegensatz, wie in Sachen des Geschmacks auch sonst der Fall ist, durch eine Uebersättigung vom Schwall der Producte der graphischen Künste, welche alle zwar auch auf Malerei hindeuten, aber mit allem Aufwand von Technik und Geist doch nur ein Schwarz auf Weiß, einen Abglanz der Leben und Natur schaffenden Malerei geben, und die gerade dann den Kunstliebhaber am stärksten zurückstoßen, wenn sie sich mit Färbung aufhöhen wollen, wie etwa die bildende Kunst in ihren Wachsfiguren eckelhaft wird. Gelinde ausgedrückt sind die bei Vielen jezt so beliebten, im Ton den Oelgemälden nachkolorirten Lithographien doch nur angenehme Zimmerdekorationen, und das Beste der übrigen graphischen Kunstgattungen erregt mehr die Sehnsucht nach den von ihnen kopirten Originalen, als daß es diese zu ersetzen im Stande wäre. Anscheinend hat sich jedoch hier die Liebe zu Gemälden alter Meister durch eine dilettantische Ansteckung vermehrt und fortgepflanzt, und die Kunstfreunde wissen sich noch recht gut zu erinnern, wie ihrer Wenige sich in die zu Verkauf gekommenen Bilder getheilt, wie sich dann das ästhetische Gelüsten auf einen wachsend weitern Kreis erstreckt, die Nachfrage vermehrt hat. Wer Anfangs nur ein paar Bilder, etwa zur Seite seines eigenen oder seiner Gattin Conterfais, haben wollte, fügte bald noch einige weitere hinzu, und während seiner Versicherung gegen Leztere, die sich für die dunkeln Quadrate auf ihren hellen, schön tapezirten Wänden eben nicht enthusiasmiren konnte, daß er sich mit seinem Besitz begnügen wolle, reizten ihn doch Versteigerungen und gelegentliche Anerbietungen und schlich sich im Verlauf der Tage ein Tableau um's andere in's Haus, schwärzte sich in das anstoßende Zimmer, in die ganze Flucht derselben ein. Die so angewachsene Zahl drängte sich aus dem bewohnten Raum hinaus auf den Vorplatz, ja endlich, von bessern Stücken zum Theil im Werth herabgesezt, auf Bühnenkammern und Dachboden. Der zum vollendeten Enthusiasten erhizte Kunstmann glich dem Goetheschen Zauberlehrling, der die herbeschworne Fluth nicht mehr bannen konnte und, wie es bei nobeln und ignobeln Passionen geht, der Sklave seiner Leidenschaft wurde. — Immerhin, das muß man ihr lassen, hat doch diese gesteigerte Neigung etwas Bildendes, Sinne, Gemüth und Geist Veredelndes, und die durch Lieb und Leid, Gewinn und Verlust geweckte und geübte Vergleichungsgabe trägt sich von der Gemäldewelt, dem Orbis pictus für Männer, auch wohl auf die wirkliche Welt, die Natur, das Menschenleben, auf alles Schaubare über. Der Kunstfreund lernt eine neue Sprache, die der Kunst, und wird, wie bei jedem Sprachstudium der Fall ist, auch in ihrem natürlichen Element, in ihrer Heimath mehr und mehr eingebürgert.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 10.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 29.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 2. Februar 1844.

Nimm der Heerde den Hirten mit ſeiner lockenden Flöte,
Nimm dem Menſchengeſchlecht, was ihm die Muſe verlieh:
Sieh, es verwildert die Heerde, und ſtatt des Geſanges der Muſen
Treibt ein barbariſches Volk auch ein barbariſcher Stab.

Griechiſche Anthologie.

Die Triumphzüge der Virtuoſen.

(ſ. Nr. 305—307. — 310. 311. 1843.)

Dritter Abſchnitt.

Gewiß hat den Werth der Muſik kein Volk ſo tief und ſo fein empfunden, als die Griechen, keines ſo ſinnige, treffende und gediegene Bemerkungen über deren Wirkſamkeit gemacht, keines die Künſtler ſo ſcharf von den bloßen Virtuoſen geſchieden, und keines gleichwohl beiden mit ſolchem Enthuſiasmus gehuldigt. Die Staatsmänner, die Philoſophen dieſes Volks haben dieſelbe lediglich aus dem praktiſchen, aus dem pädagogiſchen oder, wie wir es oben vielleicht treffender bezeichnet haben, aus dem pſychagogiſchen Geſichtspunkte aufgefaßt. Aber wie ſie darin auf ihrem erhabenen Poſten durchaus mit Recht und Conſequenz verfahren ſind, ſo haben ſie zugleich das Edelſte und Empfehlendſte über dieſe Kunſt ausgeſprochen, was zu deren Gunſten geſagt werden kann.

Pythagoras erkannte die Muſik im Syſteme des Weltgebäudes; ſeine Lehre von der Harmonie der Sphären nach deren von Uranfang her durch den Weltgeiſt geregeltem Umſchwunge hat in der Darſtellung, wie wir ſie bei Plato wieder finden, etwas ſo hinreißend Inſinuantes, daß wir ſie nicht für einen bloßen poetiſchen Traum zu halten vermögen, daß ſie uns gleichſam dem Rathe des Schöpfers ſelbſt abgelauſcht ſcheint. Indem Plato in überzeugungsmächtiger, großartiger Idealität über die Beſtimmung des Staats zu einem lebendigen Organismus der Gerechtigkeit ſpricht, würdigt er die Sendung der Muſik als einer Bildnerin des Menſchengemüths zu derjenigen Geſinnungsharmonie, auf welcher allein die zarte Pflanze der Gerechtigkeit als ihrem angemeſſenen Boden emporwachſen kann. Was dieſer große Weiſe von dergleichen intenſiven Verfaſſungsmitteln für alle Zeiten Anregendes und Fruchtbares geſagt hat, beſchämt die blinzeläugige Weisheit und den kurzreichenden Vorrath von praktiſchen Maximen, welcher unſern modernen Staatstheoretikern zu Gebote ſteht, in einem Maaße, über das freilich nur der erſtaunt, der einen ſolchen Weiſen über Staatslenkung und Völkerſicherung zu Rathe zu ziehen noch nicht für Thorheit achtet. Allerdings iſt bei demſelben ſo viel als nichts zu gewinnen für das moderne Weltbeglückungsſyſtem, deſſen Geheimniß darin beſteht, zunächſt der eigenen lieben Perſon, dann dem Staate, zuletzt, wenn möglicherweiſe noch etwas übrig bleibt, auch allenfalls dem ſogenannten Volke, hauptſächlich damit es nicht rebellire, die Taſche mit „geprägtem Roſte“ zu füllen. Juden und Wechsler ſind in ſeinem und überhaupt im antiken Staate unter den öffentlichen Charakteren noch gar nicht aufgenommen.

Dagegen nahm dieser antike Staat in der That die Privattugend und die individuelle Tüchtigkeit unter eine sorgfältigere Obhut als der moderne, und namentlich hielt er mitnichten bloß nach einer Grille der Philosophen, sondern nach einer tiefen Anschauung, nach einem göttlichen Instinkte, den Satz fest, daß er, der Staat, nur dann das höchste menschliche Institut seyn kann, wenn er das Wesen der Menschlichkeit auch im lezten Individuum zur vollständigsten Entfaltung zu bringen sich vorsezt. Und so hatte er es auf unendlich mehr abgesehen, als daß, worin gerade unsere Zeit ein wahrhaft beseligendes Theil ihrer Bildung sezt, seine Bürger und Bürgerinnen allerseits auf einer Geige, einer Cither, einem Hackbrett oder Flügel etwas Weniges klimpern und stümpern könnten. Ihm war die Musik eine Vermittlerin des Göttlichen und des Menschlichen, eine Reinigerin der selbstsüchtigen Leidenschaften durch die höheren, gottgeweihten, religiösen, vaterländischen Gefühle, ein Dolmetscher des Gesetzes an das der Sinnenwelt zugewandte schwache Menschenherz, ein Organ der Begeisterung für jedes Gute und Große, für die Gerechtigkeit und die Freiheit. Shakespeare sagt:

Der Mann, der nicht Musik hat in ihm selbst,
Den nicht die Eintracht süßer Töne rührt,
Taugt zu Verrath, zu Meuterei und Tücken.
Die Regung seines Sinns ist dumpf wie Nacht,
Sein Trachten düster wie der Erebus.
Trau keinem solchen!

Der Sinn dieser unvergleichlichen Zeilen, kann man sagen, war der Grundton griechischen Gemeingefühls, der sich in der charakteristischen Bezeichnung „**musenlos**," als Prädikat jeder rohen Empfindung, jedes unschicklichen Betragens, mit schlagender Bedeutung ausspricht; ja jene Zeilen des brittischen Dichters sind lediglich selbst nur eine sinnreiche Variation der nämlichen Sentenz, welche bereits ein altgriechischer Dichter in folgenden Versen ausgedrückt hat:

Schön muß sich's, Zeus, selbst sterben unter Flötenschall:
Für solche bleibt im Hades selber noch die Macht
Der Liebeswonnen; die jedoch an Sitten roh
Sich zeigen, weil sie unempfindlich für Musik,
Die müssen Wasser tragen in's durchbohrte Faß.

Und aus diesem tiefen und wahrhaft großen Sinne für die Kraft und den Werth der Musik in dem griechischen Volke gewinnen wir auch den Schlüssel zu den Metamorphosen der griechischen Musik. Sie hielt genauen und gleichen Schritt mit den Sitten. Sie blieb streng, keusch, einfach, enthaltsam, wenn man will pedantisch, so lange das Volk nüchtern, und ohne Anderes zu wissen oder zu wollen, auf der Väter Spuren wandelte. Sie wurde selbstbewußt, kühn, stolz, großartig und vielseitig, immer aber ohne der Mannigfaltigkeit, der Innigkeit, der Unschuldigkeit irgend etwas zu vergeben, sobald das herangereifte starke Nationalgefühl sich in mächtiger, die Weltgeschichte mit Wundern füllenden Thatkraft nach außen entband. Sie gefiel sich an sich selbst, ward weich, schwärmerisch, wollüstig, eine die Kraft mit dem Luxus im Hochgefühle, Alles zu vermögen, vermischende, aber stets reizvolle und in ihrer Anmuth Zaubern unwiderstehliche Circe, als der Siegestroß Sicherheit und Ueppigkeit brachte. Sie war eine wilde Bacchantin, eine ausgelassene thracische Tänzerin, eine schmachtende, liebesüchtige, schwelgende Orgiastin, als Freiheit und Knechtschaft auf der Schneide des Messers standen und erstere, betäubt vom Sirenentone der Verführung, beschämt und trunken der lezteren in die Arme sank. Sie war eine gefährliche, aber die immer noch leserliche Urschrift einer unsterblichen Abkunft fortwährend an sich tragende Buhlerin, als die Freiheit im Grabe lag, als das Leben länger gedauert wie die Ehre, als das in wunderbarer Triebkraft ursprünglicher Natur und Geistesfülle unaustilgbare, zu einer in den Annalen der Menschheit einzig dastehenden Auferstehung aufbehaltene Volk nur noch vegetirte, und doch die endlosen Tage und Nächte politischer und nationaler Nichtigkeit mit einem Spiel, einem Zeitvertreib, einer Erinnerung des Guten, Großen und Schönen ausgefüllt seyn wollten.

(Fortsezung folgt.)

Ueber die dramatische Poesie der Chinesen.

(Fortsezung.)

Die **Wittwe**. O Ew. Würden, mein Sohn hat sich heute ganz den Vorschriften der Pietät zuwider gegen mich betragen und Streit angefangen. Ich bitte Euch, schickt mir doch etwas Scha schin, ich will eine Tasse davon nehmen.

Se. **Würden Ma**. Gnädige Frau, was auch immer der Sohn Ihnen heute für Unannehmlichkeiten bereitet hat, so stehen alsbald hundert Unzen Silber baares Geld zu Diensten, wenn Sie mir diese Liebe zum Weibe geben. Sollte es, nachdem Sie das Haus verlassen hat, Ihnen an irgend etwas, an Holz oder Reis, mangeln, so werde ich kommen und Allem abhelfen. Seyen Sie versichert, daß ich es auch nicht an Geld für die andern Bedürfnisse fehlen lassen werde. Da nun heute ein so glücklicher Tag ist, so nehmen Sie doch, gnädige Frau, die Heirathsgeschenke an und geben Sie Ihre Zustimmung zu der Heirath.

Die Wittwe. So lange ich mein Mädchen im Hause habe und meine Zustimmung zur Heirath verweigere, gibt es von allen Seiten vielfachen Verdruß; hat sie aber einmal einen Mann, so geht Alles ruhig und in Ordnung. Aber Ew. Würden haben eine Frau ersten Ranges daheim, die mein Mädchen, sobald sie meine Schwelle übertritt und zu Ihnen kommt, mißhandeln könnte; es möchte ihr demnach nicht einmal so gut gehen, wie zu Hause. Wenn Ew. Würden, ich will ganz offen sprechen, die Güte hätten, sich hierüber deutlich und klar auszusprechen, so würde ich alsbald mit Vergnügen meine Zustimmung zur Heirath geben.

Se. Würden Ma. Gnädige Frau, beruhigen Sie sich! Ma Kiu king ist kein solcher Mensch und auch meine Frau keine solche Person. Hat Ihre Liebe einmal mein Haus betreten, so wird sie von meiner Frau ganz als eine Schwester behandelt werden; es wird kein großer Unterschied seyn zwischen der ersten und zweiten Frau. Wenn mir aber diese Liebe einen Sohn zur Welt bringen sollte, so werde ich das ganze Hauswesen in ihre Hand legen. Gnädige Frau, ich wiederhole es nochmals, hegen Sie deßhalb keine Besorgnisse.

Die Wittwe. Ew. Würden, die Sache ist abgethan. Ich nehme die Heirathsgeschenke an und meine Tochter wird Ihre Frau; sie kann heutigen Tags schon meine Schwelle übertreten und von dannen gehen. Meine Tochter, bedenke, daß dich deine Mutter nicht verstößt, und bist du einmal die Frau dieses Mannes, so erneure nie dein bisheriges Leben.

Hai tang. Würden, da Ihre Frau ersten Ranges allen Geschäften des Hauswesens vorsteht, so müssen Sie mein Herr und Beschützer seyn.

(Sie singt nach der Weise: Wenn die Elfen sich an Blumen weiden.)

Dem grauen Haupt der Mutter sollt' ich leben,
Keinem Mann wollt' sie das Mädchen geben.

(Sie spricht.)

Würden, ich kann außer Ihnen nichts mehr lieben.

Se. Würden Ma. Mädchen, deine Liebe zu mir ist etwas stark.

Hai tang. Ich will allen meinen Gefährtinnen anzeigen, daß Hai tang Se. Würden Ma heirathet; jezt kann man mich doch nicht mehr tadeln.

(Sie singt nach derselben Weise.)

Mit dem Spott der Menschen ist's nun aus,
Nicht zur Schmach gereich' ich mehr dem Haus.

(Sie geht ab mit Sr. Würden Ma.)

Die Wittwe. Ich habe heute mein Mädchen an Se. Würden Ma verheirathet und diese hundert Unzen Silber als Hochzeitsgeschenk erhalten. Damit kann ich alte Person den Rest meiner Tage heiter und vergnügt zubringen. Da ich jezt doch nichts Anderes zu thun habe, so will ich meine alten Tanten und Schwägerinnen aufsuchen, mit ihnen in eine Theestube* gehen und Thee trinken.

(Ende des Vorspiels.)

(Fortsetzung folgt.)

---

* Solche Theestuben gibt es überall im Lande; in Peking sind deren mehrere Tausende.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Molières Denkmal.

Nun sizt Molière in seinem ehernen Lehnsessel, was, wie ein Pariser Blatt bemerkt, eine größere Ehre für ihn ist, als wenn ihn die Académie française während seines Lebens in einen ihrer vierzig gepolsterten Stühle gesezt hätte. Von denen, welche zu Molières Zeit auf den akademischen Sesseln saßen, sind die meisten längst vergessen, und die Nachwelt hat mit ihnen nichts mehr zu schaffen; Molière aber wird von dieser Nachwelt höher geachtet, als er es zu seiner Zeit war; sein Name und seine Werke sind unsterblich. Natürlich hat Etienne, welcher bei der Inauguration des Denkmals im Namen der Académie française sprach, diese Bemerkung nicht gemacht; es war ja auch nicht nöthig, es war schon auffallend genug, daß die Académie française, welche einst den berühmten Schauspieler und Schauspieldichter der Ehre, unter den vierzig sogenannten Unsterblichen zu sitzen, nicht gewürdigt hatte, es jezt für eine Ehre hielt, zur Weihe des ihm errichteten Denkmals beizutragen. Gleicherweise hat sie vor einigen Jahren einen Preis auf die beste Lobrede auf Lesage, den Verfasser des Gilblas, gesezt, welchen die Akademie seiner Zeit auch nicht in ihren Schooß aufgenommen hatte. Damals hatte freilich der Hof Einfluß auf die akademischen Wahlen, und die Hofleute wurden leider oft den Gelehrten vorgezogen. Dieß ist jezt nicht mehr so; indessen reichen wichtige Aemter und eine einflußreiche politische Stellung noch heutzutage bisweilen hin, um einem, mit Hintansezung eines wirklichen Schriftstellers, eine Stelle in der Akademie zu verschaffen. Auf diese Weise sind der Kanzler Pasquier und der Gesandte Graf Saint-Aulaire hineingekommen, die allerdings der Literatur nicht fremd geblieben sind, denen aber doch bessere Schriftsteller weichen mußten. Bei der Einweihung des Denkmals haben die Pariser völlige Satisfaktion erhalten; zwar ist kein Minister dabei erschienen, noch viel weniger ein Geistlicher; aber der Präfekt des Seinedepartements mit der Munizipalbehörde, eine Deputation der Akademie, das Personal des Théâtre français und das Comité der Subscribenten haben zur Feier beigetragen, und Abends wurden in den beiden Nationaltheatern, im Théâtre français und im Odeon Lustspiele von Molière aufgeführt und Gedichte zu seinen Ehren recitirt. Es versteht sich von selbst, daß Tartüffe dabei nicht fehlen durfte; man hatte ihn ausdrücklich und einstimmig verlangt, und es wäre ein grober Mißgriff von der Behörde gewesen, wenn sie sich dem Erscheinen des Gleißners auf der Bühne widersezt hätte.

Dieser Tag zeigte recht, welche Umwälzung im Staate vorgegangen ist. Im Jahr 1667 verbot der Erzbischof von Paris nicht allein die Aufführung, sondern auch den Druck, sogar das Lesen des Tartüffe. Am 15. Januar 1844 weiht man dem Verfasser eine Bildsäule, man spielt Tartüffe auf zwei Theatern, er ist in hunderttausenden von Exemplaren verbreitet, und der Erzbischof hat in dergleichen Fällen nichts mehr zu verbieten. Eine nicht geringere Veränderung ist in der Stimmung des Volks vorgegangen. Zu seinen Lebzeiten betrachteten die Pariser Molière als einen Possenreißer, und als bei seinem Tode die Kirche sich weigerte, ihn wie andre Christen zu beerdigen, billigte das Volk diesen Entschluß und wollte seinen Leichnam auf den Schindanger werfen; es gab einen Auflauf vor dem Sterbehaus. Und am 15. Januar 1844 erscholl vor diesem Hause ein allgemeines Freudengeschrei, als die Hülle von seiner Bildsäule fiel. So kassirt die Nachwelt oft das bestochene Urtheil der Zeitgenossen, läßt Männer, denen ihre Zeit schmeichelte und huldigte, in Vergessenheit sinken, und errichtet denen Bildsäulen, welche ihre Zeitgenossen aller Ehre unwürdig hielten. Da die Pariser gern ein wenig prahlen, so haben sie nicht ermangelt, bei dieser Gelegenheit zu behaupten, nun sey der Tag der Gerechtigkeit angebrochen, und allen Männern, welche sich um ihr Vaterland verdient gemacht, werde bald dieselbe Ehre zu Theil werden, die man eben Molière erwiesen. Jetzt ist es freilich nicht mehr möglich, das Verdienst eines Mannes ganz zu verdunkeln, wie es zur Zeit Molières der Fall war. Die öffentliche Meinung macht sich durch die freie Presse Luft, wenn die Macht oder eine einflußreiche Partei dieses Verdienst ins Dunkel drängen will. Aber auch die jetzigen Zeitgenossen können sich in ihren Urtheilen irren, und die Nachwelt wird wohl manche jetzt herrschende Meinung vom Werth oder Unwerth der handelnden Personen zu berichtigen haben. Auch steht zu befürchten, daß man bei der jetzt erwachten Lust, Bildsäulen zu errichten, die Sache ein wenig übertreibt und eine Schaar von Statuen aufstellt, so daß es, in Paris wenigstens, bald an Platz dafür fehlen wird.

(Fortsetzung folgt.)

Stuttgart, Januar.

(Schluß.)

Gemälde.

Es wird Einheimischen und Fremden nicht schwer, hier in Stuttgart die Cabinette der Privatliebhaber zu durchgehen. Nur hochmüthige Besitzer sind ablehnend. Mehrere Wegweiser, gedruckte und eingeflochtene, geben Kunde von den Sammlern und Geleit zu ihnen. Die auf die Beschauung ihrer Sammlungen verwendete Zeit mag sich immerhin belohnen, denn nicht wenige Bilder finden sich bei dem Einen und Andern, die wohl auch einer öffentlichen Galerie anstehen möchten. Ihre Aufzählung wird hier aus Gründen unterlassen. Nur einer einzigen Sammlung wollen wir erwähnen — der bedeutendsten im äußern Werth (wenn wir den schon erwähnten Besitz seiner Verwandten ausnehmen), in der Zahl der Nummern und in Beziehung auf Kunstgeschichte — derjenigen des Obertribunalprokurators Abel. Sie besteht aus lauter altdeutschen Bildern auf Holz gemalt. Viel Werthvolles enthält sie aus der niederländischen Schule, mehr noch aus der oberdeutschen, und besonders reich ist sie an trefflichen, großartigen Gemälden des Ulmer Malers Bartholomäus Zeitblom und seiner Genossen. Kuglers Kunstgeschichte weist auf diese Sammlung hin. Die übrigen Liebhaber folgten nicht so streng Einer Richtung, sondern erwarben nach beliebigem Geschmack, nach sich darbietender Gelegenheit, und da sie, wie es wohl immer ist, sammelnd ihre Schule machten, mit den Gemälden auch Erfahrungen sammelten, Lehrgeld bezahlten, so findet man bei Manchen mancherlei, neben Guten auch Geringeres, das ihnen auch lieb geworden.

Im königlichen Residenzschloß hängen in den Sälen und Zimmern zerstreut viele Bilder älterer Meister, deren Originalität, Beschaffenheit und künstlerischen Werth bei einer bloß cursorischen Schau, auf die sich die gewöhnliche Neugierde der Reisenden beschränkt, sich nicht sogleich herausstellt, unter denen sich aber manches tüchtige Werk befindet. Dann sind bemerkenswerth die meist großen historischen Tableaux der eingebornen frühern Meister, eines Hetsch, Schick, Seele, und des noch lebenden Wächter, des Professors Dieterich, Landschaften von Professor Steinkopf, Bildnisse von Professor Leybold. Sehr bemerkenswerth sind auch hier, wie in der königlichen Handbibliothek und in Lustschlössern, z. B. auf der Solitude ꝛc., die großen Deckengemälde von Guibal, einem Schüler von Mengs, und von dessen Zöglingen, und noch manches Andere, aus der Zeit des kunstliebenden Herzogs Carl auf uns Gekommene. Unter unsern Augen entstanden und entstehen in mehreren Sälen des Residenzschlosses große, die ganzen Räume erfüllende Fresken, durch den Auftrag Seiner Majestät des Königs hervorgerufene Werke des Hofmalers Gegenbauer, Scenen aus der ältern würtembergischen Geschichte, einer Zeit, die hinreichend bewegt, romantisch, in Mannigfaltigkeit der thätigen Gestalten und ihrer Costüme bildnerisch, malerisch war. Was wir entstehen, werden, wachsen, ausbilden sehen, das ist uns doppelt anziehend. Die in diesen Darstellungen sich auf's Neue bethätigende Meisterschaft des Künstlers verdient allgemeine Anerkennung. Sie machen an eine ausführlichere Beschreibung Anspruch, als hier der Raum gestattet. Auf der nahegelegenen königlichen Villa Rosenstein ist das Deckengemälde des großen Saales auch von Gegenbauer gemalt. Außerdem finden wir noch größere und kleinere Freskobilder von demselben, von Professor Dieterich einen Bacchuszug, von Gutekunst kleinere mythologische Darstellungen daselbst. In den Appartements befindet sich eine bedeutende Zahl von Oelgemälden älterer und neuerer deutscher, niederländischer und italienischer Meister, unter erstern die von Schnitzer gefertigten Schlachtgemälde aus den Feldzügen des damaligen Kronprinzen.

Französische Räthsel,

aus dem 17ten und 18ten Jahrhundert.

29.

Ich halte, wie Götter, Buch über Gedanken.
Leib geb' ich dem Worte, zerbreche die Schranken,
Die von den verflossenen Tagen euch trennen,
Und lehr' euch Apollo's Geheimnisse kennen.
Die Zeit kann die Macht, die ich übe, nicht schwächen,
Ich kann euch am Tod durch Unsterblichkeit rächen;
Die Taubsten auch kann ich gar leis unterhalten.
Ich Tochter der Nacht, ja die Nacht auch zerspalten.
Daß durch mein zaubrisches schwarzes Licht
Licht durch sie hindurch in die Finsterniß bricht.

J. G. M.

Beilage: Literaturblatt Nr. 12.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 30.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 3. Februar 1844.

— Quod ad argumentum attinet sane brevo'st.
Nunc quod me dixi velle vobis dicere
Dicam. —
Ridicula res est.

Plautus.

Ueber die dramatiſche Poeſie der Chineſen.

(Fortſetzung.)

Erſter Aufzug. Zwiſchen dem Vorſpiel und dem Beginn des eigentlichen Stücks ſind fünf Jahre verfloſſen. Hai tangs Mutter iſt geſtorben, ihr Bruder iſt davongegangen; ſie hat Herrn Ma einen Sohn geboren, während ſeine Frau erſten Ranges kinderlos iſt. Dieſe hat einen Liebhaber in der Perſon des Gerichtsaſſeſſors Tſchao, und gleich im erſten Monolog, in dem ſie den Zuſchauer mit ſich bekannt macht, äußert ſie in dürren Worten, ihr einziger Wunſch ſey, Se. Würden, ihren Gemahl, aus dem Wege zu räumen, um ſich mit dem Aſſeſſor verbinden zu können. Dieſer tritt auf, die Frau theilt ihm ihren Plan mit, und Tſchao gibt ihr auf der Stelle Gift, das er, wie er ſagt, ſchon längſt bei ſich getragen. Aber er gibt es ihr bloß, ohne ihr zu ſagen, was ſie damit thun ſoll, und darauf beruft er ſich als Rechtsgelehrter vor Gericht im vierten Aufzuge. — Hai tang vergleicht in einem lyriſchen Monolog ihr früheres Leben mit dem jetzigen und preist den Frieden und das reine Glück, deſſen ſie im Hauſe ihres Gemahls genießt. Da tritt ihr Bruder Tſchang lin vor ſie, der, entblößt von Allem, von langer Wanderung zurückkehrt. Er ſpricht ſie um Unterſtützung an, ſie wirft ihm ſeine frühere Härte vor, verſichert auf ſeine wiederholten Bitten, ſie könne im Hauſe ihres Gemahls über gar nichts verfügen, und verläßt ihn. Den über ſo ſchnöde Behandlung Empörten trifft die Frau erſten Rangs; ſie äußert Theilnahme für ihn und verſpricht, ſich bei ſeiner Schweſter, der ja, weil ſie einen Sohn geboren, alles im Hauſe zu Gebot ſtehe, für ihn zu verwenden. — Hai tang hatte aber wirklich aus Gewiſſenhaftigkeit ihrem Bruder Unterſtützung verſagt; ſie glaubte ſelbſt über das, was ihr Gemahl ihr geſchenkt, nicht verfügen zu dürfen. Die Frau erſten Rangs redet ihr nun unter vier Augen leicht ihre Bedenklichkeiten aus. Hai tang legt freudig Oberkleid und Haarſchmuck ab und die Frau geht damit, um ſie dem Bruder zu übergeben. Bei dieſem verläumdet ſie ſofort die Schweſter: da Hai tang ſich beharrlich weigere, ihrem Bruder das Geringſte zu geben, ſo bringe ſie ihm hiemit ihre eigenen Kleider, damit er ſie verkaufe und ſich augenblicklich aus der Noth reiße. Tſchang lin bedankt ſich, äußert die Abſicht, ſich ſofort als Polizeiſoldat anwerben zu laſſen, und geht ab, voll Grimm auf ſeine Schweſter und mit dem Wunſch, daß ſie einſt vor Gericht unter ſeinen Stock kommen möchte. — Se. Würden Ma kehrt von einem Geſchäftsgang zurück, Hai tang eilt hinaus, ihm Thee zu bereiten. Ma hat bemerkt, daß Hai tang weder

Oberkleid noch Kopfschmuck trägt. Die Frau ersten Rangs beredet ihn, sie habe eben Hai tang überrascht, wie sie die Sachen einem Liebhaber gegeben. Ma, auf's äußerste aufgebracht, schlägt die zurückkehrende Hai tang. Was diese, der Wahrheit gemäß, zu ihrer Rechtfertigung vorbringt, wird ihr von der Frau in's Gesicht abgeleugnet; es entspinnt sich ein Wortwechsel, in dem jede der andern eheliche Untreue vorwirft. Herr Ma fühlt sich vor Zorn unwohl und verlangt eine Suppe. Die Frau kostet die Suppe, welche Hai tang gebracht, schickt aber diese sogleich wieder weg, um Salz zu holen, wirft das Gift in die Suppe, beredet Hai tang, sie Herrn Ma zu reichen, und geht ab. Kaum hat Herr Ma getrunken, so stirbt er, ohne ein Wort zu sagen. Hai tang ergießt sich in rührender Klage; die Frau, zurückgekehrt, gibt ihr die That Schuld und läßt ihr die Wahl, entweder mit Zurücklassung ihres Kindes (das nach des Mannes Tode sein Erbe ist) zu entfliehen oder vor Gericht gezogen zu werden. Hai tang, im Vertrauen auf ihre Unschuld, erklärt ihren Vorsatz, die Gerechtigkeit anzurufen. Aber die Frau ersten Rangs hat beschlossen, sich des Vermögens und des Kindes dazu zu bemächtigen. Sie weiß, „daß kein Mensch, wenn die Perle seiner schwarzen Augen das weiße Geld sieht, nicht wünscht, es zu besitzen," und so äußert sie in einem Monolog die Absicht, das Kind geradezu für das ihrige auszugeben und von den Hebammen und Nachbarn Aussagen zu ihren Gunsten zu erkaufen, und da ihr Liebhaber, der Assessor, die Hauptperson beim Gericht ist, so kann es vollends nicht fehlen. Dieser kommt dazu, sie theilt ihm ihre Plane mit, und er verspricht, „Alles beim Gerichte anzuordnen."

Der zweite Aufzug spielt in der Gerichtsstube. — Der Stadtrichter ist ein gewissenloser und dabei ganz unfähiger Mann; er kündigt sich gleich selbst als solcher an. Als die beiden Weiber mit dem Kinde vor ihm erscheinen, wird er durch ihre beiderseitigen Anklagen bald so verwirrt, daß er den Assessor rufen läßt und ihm die Verhandlung übergibt. Dieser nimmt nun weitläufig das Verhör vor und findet natürlich, daß Niemand als Hai tang den Mann vergiftet haben kann. Als es zur zweiten Frage kommt, wem das Kind gehöre, sagen zwei Hebammen und zwei Nachbarn aus, die Frau ersten Rangs habe dasselbe geboren. Hai tang erschöpft sich fruchtlos in rührenden Betheurungen und Klagen. Um sie zum Geständniß zu bringen, wird sie am Ende geschlagen, bis ihr die Qual das falsche Bekenntniß entreißt, sie habe den Mann vergiftet und das Kind sich zugeeignet. Am Schluß des Akts spricht Sutschun, der Richter: „Jezt, da der Prozeß zu Ende ist, steigt mir der Gedanke auf, daß ich, der eigentliche Richter, gar nichts mit der Entscheidung zu thun gehabt. Soll Jemand gezüchtigt oder freigelassen werden, Alles bleibt dem Assessor Tschao überlassen, und dieß geschieht, weil ich ein alberner Tropf bin." Er singt:

„Die Geig', Verbannung oder Schlagen,
Ihm sey's anheimgestellt.
Prozesse müssen uns was tragen,
Wir theilen dann das Geld."

Im dritten Aufzug ist Hai tang, geführt von zwei Gerichtsdienern, auf dem Wege zum Bezirksgericht in Kai-fong-fu, wo ihr das Urtheil gesprochen werden soll. Sie trägt das Halsbrett, ist mit Ketten belastet, sie wird von den Schergen gehöhnt und geschlagen und unterliegt fast ihren Leiden. Da kommt vor einer Schenke ihr Bruder Tschang lin dazu, der allermittelst in Kai-fong-fu Gerichtsdiener geworden und in Amtsgeschäften auf der Straße ist. Sie erkennen einander; Tschang lin aber, eingedenk, wie er von der Schwester abgewiesen worden, mißhandelt sie und stößt sie von sich. Als es sich aber im Wortwechsel entdeckt, daß er damals von Frau Ma belogen worden, läßt er sich die Geschichte ihres Unglücks erzählen und nimmt sich sofort ihrer an. — Der Assessor Tschao hatte die Gerichtsdiener bestochen, damit sie Hai tang unterwegs an einem sichern Orte aus dem Wege räumten, und so der Handel nicht vor das Bezirksgericht gelangte. Um sich aber von der Ausführung zu überzeugen, ist er mit Frau Ma nachgegangen, und sie kommen eben bei der Schenke an, als Bruder und Schwester sich verständigt haben. Sie werden von Hai tang erkannt und von Tschang lin, der die Diener des Untergerichts seine Autorität durch Prügel fühlen läßt, sogleich verhaftet und mit Hai tang in die Bezirksstadt geführt, wo vor dem Obergericht der lezte Akt spielt, den wir folgen lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Triumphzüge der Virtuosen.

(Fortsetzung.)

So lange die Nation aufrecht stand, galt ihr die Virtuosität in der Musenkunst, die ausgezeichnete, von der Totalität der Schönheit und Vollendung sich noch nicht zum Abgetrennten und Vereinzelten lossagende, und dennoch auch das Einzelne und Individuelle in den Glanz universaler Vollendung setzende Kunstbegabung, als der in der gesonderten Erscheinung sich offenbarende höchste Segen des nationalen Genius, als des Gemeinruhms und Gemeinglücks in leibhafter Gestalt herabgestiegenes Schicksalspfand, als die verkörperte Geistigkeit

der gesammten hellenischen Art und Kunst. Und woran alle durch ihre Empfänglichkeit, durch ihre Natur, durch ihre Bildung und die Fähigkeit ihres Urtheils Antheil hatten, das schien in des Einzelnen Persönlichkeit durch den Lohn der freisten und freudigsten Bewunderung nur nach Gebühr und keineswegs mißbräuchlich, keineswegs abgöttisch geehrt. In dem gekrönten und triumphirenden Virtuosen, oder sagen wir es genauer und treffender, in dem gekrönten und triumphirenden Kunstweisen, triumphirte der Geist und die Kunst der Nation; und in dieser ganzen Zeit galt es auch die Ehre, nicht den Erwerb.

Als die Nation sank, erlag, verfiel, erstarrte, da diente dem siechen, gebrechlichen, gelähmten, absterbenden Körper die fortgenährte, ja eifrig gesteigerte und vielfaltig übertriebene Bewunderung des Virtuosenthums zu einem reizenden, stärkenden, die fliehende Lebenskraft noch zurückhaltenden Agens. Der den Wunderbalsam spendende Künstler ließ sich allerdings Anstrengung, Aufwand und Mühe bezahlen, er lebte von seinem Metier, es war das Geheimniß seiner Individualität; sein Triumph blieb nicht frei vom Antheil der Eitelkeit, des Eigennutzes, der Gewinnsucht, des Brodneides, der Koketterie, der Aufschneiderei, des Charlatanismus. Der Virtuose dieser Periode war der in sich absondernder Idiotenschaft handwerksmäßig sich *für sich selbst*, zu *seinem* Vortheile, zu *seinen* Zwecken zustutzende Artist. Er unterschied sich vom Virtuosen der Vorzeit, wie der damalige Sophist von dem vormaligen Philosophen; aber dennoch spendete er fortwährend aus musendegabter Seele wohlthätige Anregungen des Höheren, beglückende Erfrischungsmomente einer heiligen Ueberlieferung, den Samen des ewig Schönen und Göttlichen, für welche Segnungen ihm unseligere, aber gleichwohl nicht absolut nichtige und verwerfliche Geschlechter dankbar zu seyn alle Ursache hatten und deßhalb in den krankhaften Uebertreibungen ihres Enthusiasmus Entschuldigung verdienen.

Ungemüthlicher, gleichgültiger, *parodischer* nehmen sich die Triumphe des Virtuosenthums unter den Römern aus. Schon daß hier von allem Anfang an nicht von einer einheimischen, mit der Nation herangewachsenen, milchschwesterlich gepflegten und geehrten, sondern lediglich von einer fremdherangebrachten, aufgepfropften, *gemietheten* Kunst die Rede ist, stellt von vornherein das ganze Verhältniß anders. Der Mangel eines innern tiefen Antheils, einer angemessenen Würdigung, ja auch nur eines einigermaßen leidlichen Verständnisses gibt sich hier schon damit zu erkennen, daß fast nur mit Geringschätzung, ja Verachtung, mehrentheils unter Spott und Sarkasmus, der Sache gedacht wird. Die Römer, als Nation an sich selbst eigentlich ein bloßes Abstractum, hatten viel zu viel Anderes zu thun, als daß sie Musik hätten lernen sollen. Es ging ihnen wie den armen, knapp erzogenen, emsigen Studenten, welchen die Kopfarbeit und das Leben zugleich sauer wird, und die daher, indem sie alle Kraft und allen Fleiß ihrem Brodstudium widmen, für Zerstreuungen und elegante Künste keine Zeit übrig behalten. Als die Römer reich und vornehm geworden, ließen sie sich freilich diese Künste gefallen, thaten auch für dieselben, was man mit Geld und Protektion, ohne inneren Antheil und lebendige Wärme, die nur aus einem unmittelbaren, innerlich selbstständigen Betriebe kommen kann, zu thun vermag; daher die superiore Miene, die Herablassung, der Bauernstolz, vorzugsweise gegen *diese* Partie der aus Griechenland eingewanderten Bildung. Die lateinischen Dichter, mit Ausnahme einzelner Dramatiker jener alten Schule im Zeitalter der beiden lezten punischen Kriege, die als griechische Freigelassene ein wenig Flöte bliesen, waren keine praktischen Musiker mehr; und soviel Horaz von der Leier und Cither singt, ist es doch sehr die Frage, ob er wirklich eine seiner Oden jemals für seine Person selbst singend vorzutragen verstanden habe. Dagegen sind diejenigen Frauenzimmer, denen er die Huldigungen seines Herzens poetisch dargebracht, vorzugsweise griechische Citharistinnen, wie denn überhaupt die angenehme Gabe eines geselligen Gesangs zur Cither damals ungleich häufiger bei dem weiblichen Geschlechte, als bei dem männlichen anzutreffen war, und selbst unter den freigebornen, ja den vornehmen Damen Roms modemäßig cultivirt wurde. Diese notorisch in einem großartigen Style vollendeten Kennerinnen derjenigen Künste, welche die Schönheit und Anmuth des Weibes herauszuheben, zu erhöhen, zu ersetzen dienen, hatten sehr wohl begriffen, welche malerische und bestechende Haltung es einem weiblichen Körper zu verschaffen dient, wenn er mit kunstgeübten Händen die Mandoline, Cither, Theorbe zu handhaben oder bei Gelegenheit eines geschickten Psalter- und Harfenspiels einen zierlichen Fuß zu produciren versteht. Und über die Saiten einer von Gold und Edelsteinen schimmernden Lyra mit kostbar beringten Fingern dahinzusäuseln, zu schnellen, zu stürmen, zu wühlen, und dabei dem geschniegelt daneben-stehenden Musikmeister, der natürlich stets der beliebteste und theuerste Virtuose seyn mußte, zärtlich in das mitschwärmende Auge zu blicken, das war eine Situation, in welcher sich die römischen Damen um die Wette mit den modernsten Laura's oder Heloisen gefielen.

Ein Virtuose, der uns den Charakter seines Handwerks in den Umgebungen der römischen Vornehmen sehr augenfällig versinnlicht, der Erste, welchen wir, wenn nicht etwa in den verlorengegangenen Satiren des Lucilius ähnliche geschildert worden sind, was mir sehr wahrscheinlich ist, als einen historisch hervortretenden

öffentlichen Charakter dieser Art überhaupt anzusprechen haben, war ein gewisser Tigellius, aus der Insel Sardinien gebürtig, wenn nicht geradezu aus freigelassenem, doch sicherlich nicht aus irgend angesehenem oder zu Ansprüchen berechtigtem Stande. Er war ein Musiker und Sänger, nach unserer Art zu reden, und dem genauesten Begriffe gemäß Kammersänger des Julius Cäsar. In dem Gefolge von Privatsekretärs, Kanzleiverwandten, Hausoffizianten und sonstiger Dienerschaft, das den Feldherrn der antiken Welt unter königlicher Pracht in die Lager folgte, begleitete er Cäsar auf seinen Feldzügen überallhin, so daß er auch nach Egypten kam und dort die zärtlichen Stunden, welche sich sein Gebieter im Umgange mit der berühmten Sirene Kleopatra zu verschaffen wußte, durch sein Talent verschönern half. Er soll bei dieser damals in der Blüthe ihrer Jugendfülle stehenden Königin sich sehr einzuschmeicheln gewußt haben. Das ist um so glaubhafter, da an diesem schwelgerischen Hofe mit der kolossalsten Verschwendung Alles aufgeboten wurde, was das Leben reizend und verführerisch machen kann.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Fortsetzung.)

Neue deutsche Zeitschrift. — J. Janin und F. Pyat.

Unter der Restauration wollte ein Minister das Denkmal Molières nicht auf dem Odeonplatze aufstellen lassen, weil die öffentlichen Plätze in Paris zur Errichtung der Bildsäulen der Könige bestimmt seyen. Aehnliches würde heutzutage kein Minister zu äußern wagen; aber sparsam müssen die Behörden allerdings mit den öffentlichen Plätzen umgehen, denn es gibt deren nur noch wenige ohne ein Denkmal, und bei den Neubauten denkt man nicht genug daran, Raum zu lassen. Solche Bauten sind fast sämmtlich Privatunternehmungen, und da der Boden metreweise mit Gold bezahlt wird, so hüten sich die Spekulanten wohl, einen leeren, nichts eintragenden Raum zu lassen. Man hat aber bereits ein anderes Mittel ausfindig gemacht, um Platz für Bildsäulen zu bekommen. Längs der großen Landstraße, welche mitten durch die Champs élysées zieht, könnte man hunderte von Statuen errichten, und die Stadtbehörde ist so klug gewesen, an den neuerrichteten Theilen des Rathhauses eine Menge von Nischen anbringen zu lassen, die sie allmälig mit kleinen Bildsäulen der Männer anfüllen kann, welche sich im Laufe der Zeit um die Stadt Paris verdient gemacht haben. Damit hat sie auch bereits den Anfang gemacht und mehr als dreißig Statuen in kleinem Maßstabe stehen bereits in ihren Nischen; über hundert finden auf den vier Seiten des jetzigen Hôtel-de-ville Platz.

Molières Denkmal ist nicht das einzige, womit Paris zum neuen Jahre beschenkt worden ist. Eine deutsche Zeitung, Vorwärts, hat mit dem Jahr 1844 hier begonnen, und schon der Titel deutet auf die Zwecke der Herausgeber. Sie bemerkten in ihren ersten Nummern mit Recht, wie auffallend es sey, daß die Deutschen in Paris keinen Vereinigungspunkt, keine Zusammenkünfte, keine wohlthätigen Anstalten, keine Zeitungen zur Entwicklung ihrer Gedanken oder zu Mittheilung wahrer Nachrichten aus ihrem Vaterlande haben, während die Engländer zusammenhalten und die Deutschen in Nordamerika eine Menge Zeitungen drucken. Zum Theil erklären sie sich selbst diese Erscheinung dadurch, daß die Deutschen von Haus aus allzusehr gewohnt sind, sich als Preußen, Oesterreicher, Sachsen, Hessen u. s. w., nicht als Deutsche im Allgemeinen zu betrachten, und sich daher vereinzeln. An Versuchen, ein Organ für deutsche Angelegenheiten in Paris in Gang zu bringen, hat es übrigens zu keiner Zeit gefehlt. Seit ich in Paris bin, habe ich viermal eine deutsche Zeitung entstehen sehen; aber keine hielt sich lange, weil ein solches Unternehmen ein bedeutendes Kapital erfordert, wenn es nach dem Muster der französischen Tagesblätter ausgeführt werden soll, und die Zahl der Abnehmer nie hinreichte, die großen Kosten zu decken. Ein solches Blatt kann nicht dazu dienen, den Bewohnern Deutschlands die Pariser Nachrichten zu liefern; diese können sie ja viel wohlfeiler in den deutschen Blättern lesen, und den Deutschen in Frankreich Nachrichten aus Deutschland zu geben, hat große Schwierigkeiten, vorausgesetzt, daß den deutschen Lesern hier viel daran gelegen ist, zu erfahren, was in einer meistens kleinen Residenz vorfällt. Die deutschen Blätter geben geringe Ausbeute, und Korrespondenten in den vielen deutschen Bundesstaaten zu halten, wäre ein wenig kostspielig, und auch diese Korrespondenten würden aus manchen Staaten oft wenig zu berichten haben. Daher waren die Herausgeber der neuen Pariser deutschen Zeitung so klug, kein eigentliches politisches Tagblatt zu geben, also die Leser nicht mit unbedeutenden, vorübergehenden Nachrichten zu ermüden; das Blatt erscheint nur zweimal in der Woche und ist vielmehr nach dem Muster der kleinen Pariser Journale angelegt, welche über mancherlei ihre Glossen machen und dabei nach Witz jagen. Die Herausgeber müssen nun zusehen, daß sie es mit den Machthabern nicht verderben, und bei ihrem Vorwärts die Klugheit nicht aus den Augen verlieren.

Ehe die Pariser Journale sich in die langen Kammerdebatten einließen, fiel noch ein Skandal unter zwei Redaktoren vor. Der durch seine kritischen Feuilletons berüchtigte Jules Janin hatte, als Cheniers Tiberius vom Odeon wieder aufgenommen worden war, ein sehr hartes Urtheil über dieses Trauerspiel, so wie über das politische Benehmen des Dichters während der Revolution gefällt. Chenier hat aber sehr warme Anhänger; einer derselben, Felix Pyat, welcher an mehreren Zeitschriften arbeitet, hat sich das parteiische Urtheil Jules Janin's zu Gemüthe geführt und in einer Revue einen gewaltig derben Aufsatz wider den Kritiker geschleudert. Er stellt Jules Janin als einen Mann ohne Gewissen und ohne Grundsätze dar, welcher für Geld alles schreibe, was man von ihm verlange, einen Schreibladen eröffnet habe, worin ein jeder sich Vorreden, Einleitungen, Bildertexte u. s. w. bestellen könne, und so weit gesunken sey, daß er aus Gewinnsucht in seinen Feuilletons seine häuslichen Angelegenheiten, z. B. seine Hochzeit, dem Publikum preisgegeben habe; er vergleicht ihn mit Hanswurst und einem Taschenspieler. Jules Janin hat nun eine Injurienklage wider Felix Pyat anhängig gemacht; dieser wird Mühe haben, die Heftigkeit seiner zum Theil nicht ungegründeten Beschuldigungen und besonders seine Schimpfreden zu rechtfertigen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 4.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 4.

Sonnabend, 3. Februar 1844.

[67] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte der Philosophie

vom

allgemeinen wissenschaftlichen und geschichtlichen Standpunkt

von

Dr. H. C. W. Sigwart.

Erster Band: Enthaltend die erste Periode und der zweiten Periode erste Abtheilung.

gr. 8. Velinpapier broch. Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Der Herr Verfasser, rühmlichst bekannt durch mehrere philosophische Werke, hat die Geschichte der Philosophie als Universitäts-Professor viele Jahre hindurch vorgetragen, und gibt nun in dem vorliegenden Buche die Resultate seiner mühsamen Forschungen. Sein Standpunkt erhebt ihn über alle Parteien in diesem weitesten Felde menschlichen Wissens, und er läßt uns die Philosophie als ein Element und Moment von dem geistigen Gesammtleben der Menschheit erblicken. Dadurch allein ist es möglich die Geschichte der Philosophie selbst in einen weiteren Kreis einzuführen und zum Gegenstand einer allgemeineren Theilnahme zu machen.

Das Werk theilt sich in zwei Abtheilungen, die in drei Bänden erscheinen werden. Der erste Band enthält die ältere Philosophie bis zur Zeit der Reformation. Der zweite die neueuropäische Philosophie bis Kant. Der dritte führt die Geschichte der Philosophie bis zur Gegenwart hinauf.

Stuttgart und Tübingen, Jan. 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[66] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

A. W. Iffland's

ausgewählte theatralische Werke.

Erste Lieferung oder 1—3r Band. Subscriptionspreis 1 Rthlr.

Diese neu veranstaltete Auswahl von Iffland's besten dramatischen Schriften erscheint in 10 Bändchen kl. 8. auf schönem Velinpapier, in Format, Druck und Papier vollkommen an die beliebten Ausgaben von Goethe, Schiller, Wieland, Klopstock, Lessing ꝛc. sich anschließend; dem 10ten Bändchen wird eine Lebensbeschreibung und ein Bild des Verfassers in Stahlstich beigegeben.

Die Ausgabe geschieht in 3 Lieferungen, wovon die erste mit Band 1—3 in allen Buchhandlungen zu haben ist; die zweite, Band 4—6 enthaltend, folgt im Monat Februar, die dritte im Laufe des Monat März, so daß das Ganze jedenfalls vor Ostern in den Händen der Subscribenten seyn wird.

Der Subscriptionspreis für alle 10 Bände ist 3 Rthlr.

Vorausbezahlung wird nicht verlangt.

Der Inhalt der einzelnen Bände ist folgender: I. Die Jäger. Reue versöhnt. II. Die Reise nach der Stadt. Der Herbsttag. III. Der Mann von Wort. Dienstpflicht. IV. Scheinverdienst. Der Spieler. Der Komet. V. Verbrechen aus Ehrsucht. Leichter Sinn. Die Hagestolzen. VI. Die Aussteuer. Das Erstheil des Vaters. VII. Die Höhen. Frauenstand. VIII. Die Advokaten. Erinnerung. Albert von Thurneisen. IX. Bewußtseyn. Der Vormund. Vaterfreuden. X. Elise von Valberg. Hausfrieden. Die Mündel.

Ifflands Verdienste als Schauspieler und Theaterschriftsteller sind noch in zu frischem Andenken, als daß es einer weitläufigen Empfehlung dieser neuen Ausgabe seiner besten Werke bedürfte.

Viele seiner Schauspiele haben auf dem Repertoire aller deutschen Bühnen eine bleibende Stelle eingenommen; und mit vollem Rechte, denn unsre neueste dramatische Literatur ist nicht so reich, daß sie im Stande wäre, die Werke jenes großen Menschen- und Bühnenkenners in Vergessenheit zu bringen; auch in unsrer Literatur werden sie den ehrenvollsten Rang und einen keineswegs bloß geschichtlichen Werth behalten, obgleich schon dieser hinreichte, um eine neue Ausgabe in sorgfältiger Auswahl vollkommen zu rechtfertigen.

Wie die Bühne Ifflands nicht entbehren kann, so müssen auch dem Gebildeten, der sich gerne mit dem Bessern unsrer Literatur umgibt, die Werke eines Schriftstellers willkommen seyn, die für eine bedeutende Epoche unsers Theaters und der deutschen Cultur so bezeichnend sind.

Bei dem so außerordentlich billigen Preise hoffen wir auf recht zahlreiche Theilnahme.

Leipzig, im Januar 1844.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

[65] In Unterzeichneter ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Vorlesungen

über die

Naturlehre

für

Leser, denen es an mathematischen Vorkenntnissen fehlt,

von

H. W. Brandes,

Professor an der Universität zu Leipzig u. s. w.

Zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe,

besorgt von

C. W. H. Brandes und W. J. H. Michaelis,

Doctoren der Philosophie.

Mit Kupfern.

Erste Lieferung (Bogen 1—15). Subscriptionspreis 1 Rthlr.

Der allgemeine Beifall, den sich dieses Werk bei seinem ersten Erscheinen erwarb, hat wohl hinreichend dargethan, wie sehr es dem leider zu früh vollendeten Verfasser gelungen ist, mit einer leichtfaßlichen unterhaltenden Darstellung denjenigen Grad von Gründlichkeit zu verbinden, der bei jeder Behandlung der exakten Wissenschaften als nothwendiges Erforderniß betrachtet werden muß. Die unterzeichnete Verlagshandlung schreitet daher mit Vergnügen zur Besorgung dieser zweiten Auflage, und hält es für Pflicht, schon durch die äußere Ausstattung derselben darzuthun, wie hoch sie den Werth dieses vortrefflichen Buches anschlägt.

Die neue Bearbeitung stellt sich dieselbe Aufgabe, wie die erste Auflage; sie wird ohne Voraussetzung anderer als der allergewöhnlichsten mathematischen Kenntnisse die in der Natur vorkommenden Erscheinungen gründlich und vollständig erklären, und zugleich von dem jetzigen Zustande unserer physikalischen Kenntnisse und von den Mitteln, wodurch man zu denselben gelangt ist, ein klares Bild geben; sie wird ebensowohl die unzähligen Erfahrungen, zu denen das tägliche Leben, die Künste und Gewerbe Veranlassung geben, als die Wirkungen der Natur im Großen und selbst die schwierigsten Erscheinungen, zu denen erst die neuesten Entdeckungen einen Schlüssel gegeben haben, behandeln. Unterscheiden wird sich dagegen die neue Auflage von der älteren durch die sorgfältigste Berücksichtigung der neuesten Entdeckungen und die Fortführung aller Lehren bis auf die jetzige Zeit, und in Folge dessen durch entsprechende Vermehrung des Textes und der Kupfertafeln, durch Hinzufügung eines ausführlichen, lexikographisch geordneten Registers und durch die äußere Ausstattung, die es bei größerem Formate und feinerem Papier möglich machen wird, daß ganze Werk in einen nicht übermäßig starken Band zusammen binden zu lassen.

Die Herausgabe erfolgt in vier Lieferungen, die in Zwischenräumen von zwei bis drei Monaten regelmäßig erscheinen. Um die Verbreitung eines Werkes möglichst zu erleichtern, das wohl auf Anerkennung in einem größeren Kreise rechnen darf, haben wir die Bedingungen der Subscription auf's billigste gestellt, nämlich:

Jede Lieferung von circa 15 Bogen (mit 4 Kupfertafeln) auf 1 Rthlr.

Das vollständige Werk wird demnach kosten 4 Rthlr.

Das spätere Eintreten eines Ladenpreises werden wir seiner Zeit öffentlich bekannt machen.

Leipzig, Januar 1844.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

---

[59] **Knigge über den Umgang mit Menschen.**

Zwölfte, wohlfeilere, elegantere, und zeitgemäß bearbeitete Auflage.

Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung in Hannover ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Ueber den Umgang mit Menschen.

Von

Adolph Freiherrn Knigge.

Zwölfte Originalausgabe in Einem Bande.

Durchgesehen und eingeleitet von

Karl Gödeke.

gr. 12. Elegant geheftet. Preis 1⅓ Thlr.

Dieses an Vollständigkeit, Vielseitigkeit und faßlicher Darstellung bisher unerreichte Werk voll seltener Menschenkenntniß und wahrer praktischer Lebensweisheit erscheint hier in der zwölften Auflage, durch Herrn K. Gödeke zeitgemäß verbessert und vermehrt und eignet sich durch seinen innern Gehalt wie durch die Eleganz der Ausstattung vorzugsweise auch zu Festgeschenken. Die Billigkeit des Preises erleichtert jetzt noch mehr als früher die allgemeinste Verbreitung dieses ausgezeichneten Buches, welches einen reichen Schatz von Beobachtungen, Lehren und Winken für alle Verhältnisse des Lebens darbietet.

---

[55] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Dinglers Polytechnisches Journal.

Erstes Decemberheft 1843.

Inhalt. Ueber Eisenbahncurven, von Dr. Adolph Poppe jun. Mit Abbildungen. — Ueber die Anlage von Eisenbahn-

curven nach W. J. M. Rankine's Methode. Mit Abbild. — Verbeſſerter Apparat zur Speiſung der Dampfkeſſel, insbeſondere der Locomotivdampfkeſſel mit Waſſer, von William Robinſon Shaw, Ingenieur. Mit Abbild. — Beſchreibung der oscillirenden Maſchinen des von Boulton, Watt und Comp. erbauten ſicilianiſchen Dampfbootes „Antelope," und der Methode, die Dampfmaſchine mit den Schaufelrädern in und außer Verbindung zu ſetzen. Mit Abbild. — Verbeſſerungen in der Conſtruction rotirender Dampfmaſchinen, Schiffdampfmaſchinen, ſowie der Dampfkeſſel, von Lord Dundonald zu London. Mit Abbild. — Bericht über eine neue Flachsſpinnmaſchine, von W. K. Weſtly, Flachsmaſchiniſt zu Leeds. Mit Abbild. — Dr. Spurgins Hebapparat zum Emporſchaffen von Ziegeln, Mörtel und andern Materialien bei Bauten. Mit Abbild. — Ueber Waſſerdichtmachung des Verwurfes der Terraſſen, Ciſternen und anderer neuer oder durch die Zeit verdorbener Bauwerke, von Hrn. Bruel, Oberingenieur. Mit Abbild. — Bauverfahren zur Verhütung der Feuchtigkeit in den Wohnungen, von Hrn. Balaton, Architekt in Paris. Mit Abbild. — Ueber eine einfache Methode, Baumwollfäden in Leinengeweben nachzuweiſen, von Dr. Rud. Böttger. — Einige Bemerkungen über das Vernickeln und Verplatiniren der Metalle auf galvaniſchem Wege von Dr. Rud. Böttger. — Ueber Entfuſelung des Branntweins. — Die Nachtheile des Rauchs und deren Verhütung, aus einem Berichte über eine vom engliſchen Parlamente kürzlich vorgenommene Vernehmung Sachverſtändiger. — Ueber Aufbewahrung der Seidenraupeneier, von Theodor Mögling. — Ueber die Verwahrung der Winterkleidung gegen den Mottenfraß. — Miscellen. Verzeichniß der im Jahre 1842 in Frankreich ertheilten Erfindungs-, Vervollkommnungs- und Einführungs-Patente in alphabetiſcher Ordnung der Gegenſtände. — Ueber die Entfernung der Fabrikanlagen von bewohnten Orten. — Hunts Chromatyp, oder neues Verfahren, poſitive Lichtbilder auf Papier darzuſtellen. — Böttger, über Anfertigung geräuſchlos verbrennender Papierzünder und Reibzündhölzchen ohne Schwefel. — Ueber den Einfluß des Rauchs der Kalköfen auf die Güte des Weins. — Thomſon, über ungegohrenes Brod. — Ueber die Geſundheit der Arbeiter in den Tabakfabriken. — Reinigung und Entfärbung des Baumwollſamenöls. — Ueber Anwendung des geſchnittenen Strohes und Heues als Viehfutter.

Zweites Decemberheft.

Beſchreibung der Wolferſtan'ſchen, ſich ſelbſt bindenden Achſe. Mit Abbild. — Doppelte Schlitzſäge, von H. Linke. Mit Abbild. — Verbeſſerungen in der Fabrikation überzogener Knöpfe, von Joſeph Parkes, Knopffabrikant zu Birmingham. Mit Abbild. — Verbeſſerungen an Flachsſpinnmaſchinen, von Georg Jarmann, Flachs- und Baumwollſpinner, Robert Cook und Joſhua Wordsworth, Maſchinenfabrikanten zu Leeds. Mit Abbild. — Verbeſſerungen an Maſchinen zur Vorbereitung der Baumwolle und anderer Faſerſtoffe fürs Spinnen, von S. Kirk, Baumwollenſpinner. Mit Abbild. — Woitechs Doppel-Jacquardmaſchine. Mit Abbild. — M. Graths Aufwindeverfahren beim Sammtwebeſtuhl. Mit Abbild. — Verbeſſerter Schützenkaſten zum Weben breiten Sammtes. Mit Abbild. — Verbeſſerter Apparat, um allen Gattungen von Wollentüchern durch bloße Anwendung des Dampfs ohne Eintauchung der Waaren in Waſſer einen dauernden Glanz zu geben, von Th. Mitchell. Mit Abbild. — Verbeſſerte Kaffeekanne, von William Ward Andrews. Mit Abbild. — Frederick Albert Winſors dochtloſer Brenner für Oellampen. Mit Abbild. — Ueber galvaniſche Vergoldung und Verſilberung, von Hrn. Hoffauer. Mit Abbild. — Zur galvaniſchen Vergoldung, von Dr. Gräger. — Ueber die Anwendung der chlorigen Säure zur Beſchleunigung des photographiſchen Prozeſſes, von Belfield-Lefèvre. — Miscellen. Schluß des Verzeichniſſes der im Jahr 1842 in Frankreich ertheilten Erfindungs-, Vervollkommnungs- und Einführungs-Patente in alphabetiſcher Ordnung der Gegenſtände. — Preisaufgaben der Société d'Encouragement pour l'industrie nationale für das Jahr 1844. — Preiſe franzöſiſcher Maſchinenfabriken für Locomotiven. — Einfaches Mittel, das Abdampfen der Flüſſigkeiten zu befördern. — Ueber Walzen-, Schrot- und Mahlmühlen. — Partridge's Apparat zum Zerſchneiden der Zündhölzchen. — Schweißung des Gußſtahls. — Verfahren, verdorbene Luft wieder athembar zu machen. — Kitt für eiſerne Dampfröhren. — Fleckentinktur. — Bereitung der ſogenannten amerikaniſchen Seife. — Vollſtändiges Namen- und Sachregiſter des polytechniſchen Journals Bd. LXXXVII, LXXXVIII, LXXXIX und XC oder des Jahrgangs 1843.

* * *

Von dieſem alle Zweige der Technik umfaſſenden Journale erſcheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang, aus 24 Heften mit 30 bis 36 großen Tafeln Abbildungen beſtehend, mit einem vollſtändigen Sachregiſter verſehen, macht für ſich ein Ganzes aus, und koſtet durch die Poſtämter und Buchhandlungen nur 9 Rthlr. 8 gGr. oder 16 fl. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

☞ **Die Verlagshandlung kann vom**

Polytechniſchen Journal

noch einige ganz vollſtändige Exemplare, welche ſie aufgekauft hat, und zwar 1ſter bis 21ſter Jahrgang oder Band 1 bis 78 zu 196 Rthlr. oder 336 fl. im 24 Guldenfuß anbieten. Einzelne Jahrgänge ſind fortwährend zum Preiſe von 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gGr. zu haben.

Real-Index

zu Dr. Pinglers

polytechniſchem Journal.

Von Band I bis LXXVIII.

Von

Dr. Michael Stecher,

k. k. Univerſitäts-Profeſſor und Secretair der Landwirthſchafts-Geſellſchaft in Wien.

gr. 8. broch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 4 gGr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Aeſthetik

oder

Wiſſenſchaft des Schönen

auf dem

chriſtlichen Standpunkte

dargeſtellt von

Dr. G. M. Purſch.

gr. 8. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 Gr.

Der Verfaſſer ging von der Vorausſetzung aus, daß das Schöne weſentlich etwas Wirkliches und Lebendiges oder doch Lebennachahmendes ſey, und ſofort nicht zuerſt und urſprünglich in Begriffen beſtehen oder durch dieſe erſt vermittelt werden, nur weil es das Schöne iſt, kann es auch erkannt werden. Die Auffaſſung und die Erkenntniß des Schönen iſt aber von dem Bewußtſeyn des Subjektes abhängig, dem es erſcheint. Je nachdem das Bewußtſeyn des Geiſtes ein allgemeines oder einer gewiſſen Zeit gemeinſames iſt, je nachdem wird auch das Schöne allgemein aufgefaßt und erkannt. Da nun aber ein natürlicher Entwickelungsgang des Bewußtſeyns in der Geſchichte der Menſchheit nachgewieſen werden kann, ſo ſind die Standpunkte verſchieden, auf welchen man das Schöne auffaſſen und zu beſtimmen ſuchte. Der

Standpunkt, auf dem dieses Werk geschrieben ist, bezeichnet daher nichts Anderes, als den höchsten und vollkommensten Grad des Bewußtseyns des menschlichen Geistes, auf welchem dieser alle Erscheinungen auffaßt und beurtheilt. Die Wahl dieses Standpunktes bestimmte auch den Verfasser, die Erkenntnisse des Schönen denen der alten Welt gegenüberzustellen. Von der Definition ausgehend, daß das Schöne das Seyn oder die Idee in einer entsprechenden organischen Gestaltung sey, sucht der Verfasser zuerst die Frage zu beantworten: Wo und wie erscheint das Schöne? In der Beantwortung dieser Frage unterscheidet er zwei Gebiete des Schönen, das Geist- und Naturschöne, und theilt das Geistschöne wieder ab in ein transscendentes oder jenseitiges und in ein diesseitiges oder menschliches. Um den Begriffen des Schönen einen bestimmten Gehalt zu verschaffen, stellt er das menschliche oder diesseitige Geistschöne, das schöne Geistesleben, in seinen verschiedenen Hauptrichtungen dar und knüpft daran die Bestimmungen der abstrakten Begriffe des Schönen, wie die des Tragischen, des Pathetischen, des Elegischen, Humoristischen ꝛc. Wenn auch einzelne Partien mit der christlichen Moral zusammen zu fallen scheinen, so würde man den Verfasser doch mißverstehen, wenn man glaubte, er habe nur eine christliche Moral in die Aesthetik aufgenommen. Er hat das wahrhaft christliche Leben, wie es sich in seinen Hauptbeziehungen aus dem tiefsten und klarsten Selbstbewußtseyn, dem ein höheres Lebensprinzip zu Grunde liegt, als ein rein menschliches, als das edelste und schönste entwickelt, nur in der Absicht dargestellt, um nachzuweisen, wo und wie das diesseitige Geistschöne erscheint, und an diesem idealen Leben die abstrakten Begriffe des Schönen zu berichtigen und fest bestimmen zu können.

Um die Grenzen des Schönen genauer anzugeben, ist auch der Gegensatz des Schönen, das Häßliche im Menschenleben und der Natur, mit aufgenommen worden.

Wie das Menschenleben auf diesem Standpunkte in einer höhern Beziehung aufgefaßt wurde, so mußte auch die Ansicht von der Natur und dem Naturschönen dem der alten Welt entgegengesetzt werden.

Diese Arbeit ist unseres Wissens der erste Versuch, die Wissenschaft des Schönen auf diesem Standpunkte darzustellen, und mag wohl dazu beitragen, daß das Schöne und namentlich das Kunstschöne in seinem tiefern Wesen und seiner höhern Beziehung allgemeiner erfaßt werde.

Diesem Werke, welches das Schöne im Allgemeinen behandelt, wird ein zweites folgen, das die Wissenschaft der Kunst, oder das Schöne in menschlichen Werken enthalten wird.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[57] Bei Friedrich Fleischer in Leipzig erschien so eben:

Gemälde

des Wiener Congresses

1814—1815.

Erinnerungen, Feste, Sittenschilderungen, Anecdoten,

von

Graf de la Garde.

Uebersetzt von

Dr. Ludwig Eichler.

Drei Bände. Velinpap. Preis 3 Thaler.

Die Masse seiner Beobachtungen, lebendiger Darstellungen und Schilderungen des Thuns und Treibens der damals versammelten Fürsten und Fürstinnen und großen Staatsmänner, welche dieses Werk auszeichnen, dürfte es unstreitig als eines der interessantesten Bücher neuerer Zeit erklären lassen.

---

[44] In meinem Verlage sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Elementar- und Uebungsbuch

zur Erlernung

der

Englischen Sprache.

Mit besonderer Beziehung

auf

Dr. Beckers grammatische Grundsätze

bearbeitet von

E. Markus, Lehrer.

8. Geh. 6 Sgr. (7½ Sgr.)

RASSELAS,

PRINCE OF ABYSSINIA.

A TALE

BY

SAMUEL JOHNSON.

Für Deutsche bearbeitet

und mit

einer einleitenden Formenlehre, syntaktischen und die Wortbildung betreffenden Noten

und einem

etymologischen Wörterbuche

versehen von

H. Wedewer,

Gymnasiallehrer.

17 Bog. 8. geh. Bisheriger Preis 16 Gr. (20 Sgr.)
Herabgesetzter Preis 6 Gr. (7½ Sgr.)

Um einer eingetretenen Concurrenz zu begegnen, ist der frühere Preis von jetzt an auf 6 Ggr. (7½ Sgr.) herabgesetzt worden. Dieser billige Preis für 17 Bogen compressen, aber deutlichen Drucks auf gutem Papier, so wie die übrige Einrichtung des Buches, die es ganz zu einer eigentlichen Schulausgabe sowohl, wie zum Privatunterricht geeignet machen, werden ihm den Vorzug vor der concurrirenden Ausgabe, die **nur bloßen Textesabdruck ohne Noten und Wörterbuch ist,** hinreichend sichern.

Münster, im November 1843.

Friedr. Regensberg.

Echos lyriques,

Poésies

traduites de l'allemand en français

par

Eugène Borel.

Avec le texte allemand en regard.

8. Velinpapier, in Umschlag brochirt. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 6 Gr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 31.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 5. Februar 1844.

Nil erit ulterius, quod nostris moribus addat
Posteritas: eadem cupient facientque minores.
Juvenal:

Die Triumphzüge der Virtuoſen.

(Fortſetzung.)

Auch iſt unter ſolchen Umſtänden ſehr erklärlich, wenn dieſer Sangmeiſter übermüthig und koſtbar aufzutreten ſich berechtigt glaubte. Und wie ſolches ſogenannte Kammerperſonal nur gar zu häufig ſich auch einen indiskreten Einfluß auf das Kabinet der Fürſten anzueignen verſteht, ſo muß Tigellius das Ohr des Cäſar nicht bloß mit Bravourarien, ſondern auch mit dem Geflüſter der Intrigue eingenommen haben, wenn es einem gerade dieſem Machthaber ſo werthen und von ihm mit ſo ausgedehnter Schonung behandelten Staatsmanne, wie Cicero, begegnen konnte, daß derſelbe ſich über den Einfluß dieſes Concertſängers zu ärgern hatte. Tigellius hatte auf den Conſularen einen Zahn, weil derſelbe ſeinen Großvater oder Großonkel Phameas in einer Civilſache nicht hatte unterſtützen können, da er zu der nämlichen Gerichtsſtunde ſeinem treuſten Freunde und Lebensretter, dem Publius Sertius, in einem Criminalprozeſſe ſeine Hülfe zugeſagt hatte. Und während nun alle Parteigänger und Hausgenoſſen des Diktators dem einſt ſo gefeierten, als Vater des Vaterlands geprieſenen Redner in allen Stücken auf's Verbindlichſte entgegenkamen, affektirte dieſer Virtuos, denſelben zu überſehen und zu ignoriren, und Cicero, dieſer große, mächtige, geehrte Mann, findet es der Mühe werth, dieß zu bemerken, deutet an, daß es ihm nicht ganz gleichgültig ſey, dankt den Freunden, daß ſie ihn auf die möglichen Folgen, alſo daß ihm der Mann bei Cäſar ſchaden könne, aufmerkſam machen! Wie klein dachte man folglich auch damals vom Gemüth eines großen Mannes (denn das war Cäſar, wenn es irgend einer war), wie klein dachten die großen Männer von einander und wie kleinliche Dinge wirkten mit, um die Seelenruhe ſelbſt eines ſo hochſtehenden Geiſtes aus dem Geſchlechte der Weltbeherrſcher aus ihrem Gleichgewichte zu bringen! Cicero nennt den Tigellius einen Mann, der noch peſtilentialiſcher ſey, als ſein Geburtsland; denn die Inſel Sardinien war ehedem, und iſt es zum Theil noch, wegen ihres ungeſunden und verderblichen Klimas verſchrieen; ſie diente darum den Tyrannen der Kaiſerzeit als ein Verbannungsort, wohin ſie ihnen vorzugsweiſe verhaßte Perſonen ſandten, und die Einwohner waren im Geruche gänzlicher Nichtsnutzigkeit und des ſchlechteſten Charakters.

Dieſer Tigellius kann alſo allerdings eine erzboshafte, nichtswürdige, ränkeſüchtige Kreatur geweſen ſeyn; aber Thatſächliches wiſſen wir nichts darüber. Tigellius ging als ein Erbſtück Cäſars auf deſſen Neffen und Nachfolger Cäſar Octavianus über, der ſich ſeines Unterrichts

bediente, um ſeinen Vortrag melodiſch zu machen; wie denn die Muſiker den Rednern noch jezt empfehlen, durch fleißiges Intoniren der Skala ihre Stimme geſchmeidig, eben und wohllautend zu erhalten. Am Octavianiſchen Hofe konnte noch Horaz den Virtuoſen, wiewohl damals nur aus der Ferne, beobachten; denn er ſelbſt ſtand um die Zeit, da Tigellius noch lebte, mit dieſem Hofe noch in keiner Verbindung. Nun haben wir von dieſem Dichter mehrere Zeugniſſe über jenen. Einmal war er äußerſt launenhaft; wenn er ſeinen Kopf aufſezte, ſang er nicht, und hätten ſich ſelbſt ſeine hohen Gönner zu Tode bitten mögen, während er, wenn es Niemand begehrte, ja es den Leuten eher überläſtig war, ſein Mi, Fa, Sol, La auf und ab hören zu laſſen nicht ermüdete. Das einemal ging er auf der Straße einher, als würde er mit Hunden gehezt, das andere, als hätte er eine Leiche zu begleiten. Heute hielt er eine Dienerſchaft von ein paar hundert Köpfen (bekanntlich noch eine mäßige Zahl für einen vornehmen oder vornehmthuenden römiſchen Hausſtand), morgen behalf er ſich mit zehn Bedienten (ein Minimum frugal gewöhnter Perſonen). Bald that er mit ſeinen fürſtlichen Bekanntſchaften groß, bald pries er die Stille des einfachſten und begnügſamſten Zuſtandes. Endlich ging er mit dem Gelde nach Virtuoſenart, d. h. ſo um, daß man ihm heute fünfzigtauſend Thaler hätte auszahlen und in fünf Tagen nach den Spuren einer ſolchen Summe eben ſo gut als nach der des Tags zuvor wehenden Windes oder rinnenden Waſſers fragen dürfen. Ferner erzählt Horaz, ſein Tod ſey allen umherziehenden Muſikantinnen und gutwilligen Frauenzimmern, Wurmdoktoren, Tabulettkrämern, Bettelleuten, Theatertänzerinnen und Pflaſtertretern nahe gegangen, dieſe Perſonen insgeſammt haben einen wahren Wohlthäter an ihm verloren. Es wird nun einer leidlichen Phantaſie keine große Unkoſten verurſachen, ſich das Bild dieſes Mannes vollſtändig auszumalen und in demſelben den vom Glücke verzogenen Sohn der Muſe, das ächte Exemplar eines Virtuoſen, wie er zu ſeyn pflegt, wieder zu erkennen.

In einem lezten ſpöttiſchen Lichte ſtrahlen die Triumphe der antiken Virtuoſen Roms aus dem Satiriker Juvenalis wieder. Der alte bärbeißige Rhetor gibt einmal den Gelehrten ſeiner Zeit, namentlich den Profeſſoren der Beredtſamkeit zu bedenken, wie wenig in den reichen und üppigen Haushaltungen vornehmer Modeleute nach allen den Ausgaben für die prachtvollen Säulengänge, Speiſeſäle und Badeanſtalten in Paläſten und Villen, für den Comfort in allen möglichen Lebensgenüſſen, beſonders aber für den Luxus der Tafel, übrig bleibe, um auch den Söhnen eine anſtändige Ausbildung und Erziehung durch edle und ernſthafte Wiſſenſchaften zu geben, und er ruft ihnen boshaft zu: „Frage doch einmal nach, was ſie dem Citherſpieler Chryſogonus oder dem Sänger Pollio für deren Muſikunterricht zahlen müſſen, und dann zerreiße deine Compendien und werde auch ein Muſikant!“ Ein andermal ſchildert er uns eine üppige Schönheit, welche in ihrem Boudoir den Lehrmeiſter auf der „verliebten“ Laute erwartet, und unterdeß dem zierlichen Griffel, welchen ſie von jenem als ein Andenken beſizt, tauſend zärtliche Küſſe aufdrückt. Das drittemal verſezt er uns unter das lauſchende Publikum des Conzertſaales, wenn es irgend einen der großen triumphirenden Tageshelden der Töne in ſeinem Prachtſchmucke, mit dem goldgeſtickten flatternden Purpur, den blizenden Ringen, dem duftenden Haare auftreten zu ſehen erwartet; und mehr als einmal vergegenwärtigt er uns die galanten Abenteuer, in welche eben dieſe Helden der Töne mit den ſchönen Frauen der Senatoren und der großen Geldpotenzen des Weltreichs verwickelt werden, vor welche Scenen wir billig in unſern, wenn auch nicht im Kunſtenthuſiasmus, doch in den Beziehungen, die derſelbe zu den geſellſchaftlichen Sitten hat, Gottlob nüchternern Tagen einen Schleier ziehen.

In einem lezten Artikel ziehen wir einige Reſultate aus den bisherigen geſchichtlichen Andeutungen.

(Schluß des dritten Abſchnitts.)

Ueber die dramatiſche Poeſie der Chineſen.

(Fortſezung.)

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Der Oberrichter Pao tritt auf, ihm folgen der Regiſtrator und mehrere Gensdarmen.

Der Regiſtrator (im befehlenden Tone). Du, Diener des Gerichts, Ma ping ngan, bringe das Schreibpult herbei!

Der Oberrichter Pao. Dieſes Herrn * Familiennamen iſt Pao, ſein eigener Tſching und ſein Titel ſeltene Gelehrſamkeit. Ich ſtamme aus dem Dorfe Lao orl, bei dem Flecken Se wang des Bezirkes Kin teou, zur Stadt zweiten Ranges Liu tſcheou gehörig. Ich bin ein Mann geraden Herzens, reinen Wandels und unerſchütterlich in dem Dienſte der Fürſten und des Landes. Ich verabſcheue alle Selbſtſucht, komme nur mit redlichen, ihrer Pflicht lebenden Leuten zuſammen und habe mit Verleumdern

* Lao fu, oder Lao je, der alte Mann, der alte Herr, iſt ein Ehrentitel der Beamten und bedeutet ſo viel als unſer Herr.

und Schmeichlern keine Gemeinſchaft. Deßhalb hat die heilige Gnade neuerdings gewürdigt, mich zum kaiſerlichen Oberrichter und zum Geheimenrath bei der Staatskanzlei, zum Reichsarchivar und zum Vorſteher der Schatzkammer zu ernennen. * Nun habe ich das Gericht im Süden zu Kai fong fu zu verwalten. Ich ward vom Kaiſer mit dem goldnen Streifen und dem zweiſchneidigen Schwert begnadiget, um über die Beamten und pflichtvergeſſenen Diener zu wachen; dem Volke ſoll ich aufhelfen und den Unterdrückten beiſtehen. Ich habe das Recht, die Verbrecher zuvor hinrichten zu laſſen und dann erſt darüber zu berichten. Das hat nun eine ſolche Wirkung hervorgebracht, daß mein Name allein hinreicht, die Hand der Gewaltthätigen ſinken zu machen und die Frevler zurückzuhalten. Ja, mein bloßer Schatten genügt, ſie zu verſteinern. Vor dem Gerichtsſaal habe ich eine Planke ziehen laſſen, worauf ein Gefängniß abgebildet iſt. Dieß erhält die Beamten in Ordnung und in Pflichtergebenheit. Auf einem Steine ließ ich die Worte: Auf des Kaiſers Befehl, aushauen, und jeder, der dieß lieſt, iſt von einem heilſamen Schrecken ergriffen. An den Stufen des Gerichts ließ ich überdieß die Worte: Redet leiſe! anbringen. In dem Schatten dieſer Akazien wurden auf meinen Befehl vier und zwanzig ſehr große mit Krähenſchnäbeln verſehene Halsbretter angebracht und vor dieſer Gnadenhalle befindet ſich eine Maſſe dicker Stöcke mit Wolfszähnen.

(Er ſpricht die Verſe:)

Von Akazien beſchattet, führt der Weg zur gelben ** Halle,
Wo beim hellen Tageslicht man nichts vernimmt vom leiſen Schalle.
Stille zieht der Menſchen Menge dran vorbei,
Selbſt im Flug der Vogel läßt ab vom Geſchrei.

Geſtern ſah ich einen Bericht aus Tſching tſcheou folgenden Inhalts: Eine Frau zweiten Ranges, Tſchang Hai tang genannt, habe der Buhlerei wegen ihren Mann vergiftet, des Kindes, welches die Frau erſten Ranges geboren, gewaltſamerweiſe ſich angemaßt und überdieß die Familie beſtohlen. Dieß iſt eines der zehn Hauptverbrechen, für deren Beſtrafung man nicht die beſtimmte Zeit *** zu erwarten braucht. Ich glaube wohl, daß es ſolche ſchlechte Frauen gibt, welche ihre Männer vergiften, und daß es noch dazu häufig vorkommt. Aber des Kindes, welches die Frau erſten Ranges geboren hat, ſich gewaltſamerweiſe anzumaßen — hm! wozu ſollte denn dieſe gewaltſame Anmaßung des Kindes dienen? Es iſt auffallend, daß der Buhle nicht bezeichnet iſt. Da ich nun vermuthe, daß die ganze Anklage falſch iſt, ſo habe ich im Geheimen Einigen den Auftrag gegeben, die Anklägerin wie die Zeugen hieher zu bringen, um die Sache nochmals ganz genau zu unterſuchen. Hierin ſchon allein kann man meinen Gerechtigkeitsſinn erkennen. Regiſtrator, bring' mir das Einlaufsprotokoll, worin die Klagen verzeichnet ſind! Es ſollen dann die Verbrecher aller Bezirke und Kantone der Ordnung nach vorgeführt werden, damit ich das Strafurtheil fälle.

Zweiter Auftritt.

Hai tang, die Gensdarmen und Tſchang lin.

Tſchang lin. Schweſter, du trittſt jezt vor den Richter. Es wird nicht lange dauern, ſo beginnt dein Verhör. Sage nur, daß die ganze Anklage falſch iſt; dann nimmt der Oberrichter Pao alsbald die Unterſuchung von Neuem vor. Sollte es dir aber nicht gelegen ſeyn, zu ſprechen, ſo kannſt du ſchweigen; ich werde dann für dich reden.

Hai tang. Warum ſollte ich nicht augenblicklich das ungerechte Verfahren kund machen? Auf welchen andern Tag ſollte ich wohl warten?

Gensdarm. Se. Excellenz der Oberrichter befindet ſich ſchon lange im Gerichtsſaale. Wir wollen hineingehen, damit ich meinen Rapport unterzeichnet bekomme. Laßt uns ſchnell hineingehen in den Gerichtsſaal.

Hai tang (ſingt:)

Wer iſt auf Erden wohl, der ganz erkennt,
Wie mir der Klage Schmach im Leibe brennt!
Weh mir! es floh die Vorſicht mich am Morgen,
Da fühlt' ich bald am Abend bittre Sorgen.
Es ſtrömen aus den Augen mir die Zähren,
Des Klagens kann Hai tang ſich nicht erwehren:
Wie mich die Dränger ſtoßen und zerſchlagen,
Und der Minute Ruhe mir verſagen!

(Fortſezung folgt.)

---

* Die Ueberſetzung der Titel gehört zu dem ſchwierigſten Theile der chineſiſchen Philologie; mehrere Titel laſſen ſich gar nicht übertragen und müſſen umſchrieben werden.

** Die gelbe Farbe iſt die kaiſerliche. Gelbe Halle heißt demnach ſo viel als kaiſerliche Halle.

*** Nämlich im Herbſt, wo alle während des Jahres verurtheilten Verbrecher ihre Strafe erleiden.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig, Januar.

Muſik.

Von jeher hat Leipzig den Ruf einer muſikaliſchen Stadt ſich zu bewahren gewußt und mit Selbſtgefälligkeit hört man noch jezt Solche, die ſich für recht feine Muſikkenner halten, erzählen, daß Beethoven eigentlich ohne Leipzig gar nicht in das Elyſium der Muſiker hineingekommen wäre. Mag dieß nun wahr oder unwahr ſeyn, gewiß iſt es, daß gegenwärtig unſere Stadt in Sachen der Muſik eine höchſt bedeutende, wo nicht die bedeutendſte Stimme in ganz Deutſchland beſizt. Ueberall, ſelbſt im Auslande, hört man behaupten, daß der Ruf eines Virtuoſen erſt dann als feſt begründet

erachtet werde, wenn er das Fegefeuer der Leipziger Kunstkritik glücklich überstanden habe. Mancher, es ist wahr, der mit großen Prätensionen hieher kam, ging demüthig und höchst bescheiden wieder von dannen; Andere erhoben ihr Haupt noch höher und traten von hier aus den Triumphzug durch Europa an. Seit diese Sitte oder Unsitte eingerissen ist, haben wir Jahr aus, Jahr ein in Leipzig so viel Musik, daß der bloße Musikfreund oft wünschen möchte, es würde ein Gesetz gegen das immerwährende Musikmachen erlassen. Vollends im Winterhalbjahr ist es kaum mehr auszuhalten. Da gibt es allein zwanzig Gewandhaus-Concerte, neben diesen etwa zwölf oder noch mehr Euterpe-Concerte, sodann alle vierzehn Tage Quartettmusik, schlecht gerechnet wenigstens noch zehn große Extra-Concerte, theils von durchreisenden Virtuosen und Virtuosinnen, theils vom hiesigen Orchester zum Besten des Orchester-Pensionsfonds, der Armen ꝛc. gegeben; kurz es kommen durchschnittlich zwei bis drei Concerte auf jede Woche. Man sollte meinen, die Ohren der Leipziger müßten so vieler Musik doch zuletzt überdrüssig werden, aber behüte! Je mehr, je besser, lautet hier der Wahlspruch unseres Publikums. Die Concertsäle sind gepfropft voll und die schöne Welt läßt es sich nicht verdrießen, stundenlang erst vor der Thür, dann im heißen Saale zu harren, um nur ja keinen Geigenstrich zu versäumen. Vor solchem Heroismus sollte man nun eigentlich respektvoll den Hut ziehen; allein, selbst auf die Gefahr hin unhöflich zu erscheinen, will ich ihn doch ganz ruhig an seinem Platze lassen und fragen: ob denn diese Hunderte, die allwöchentlich so eifrig in die Concerte rennen, wirklich so große Musikkenner sind? Sehen wir uns das Publikum an. Dieses besteht zu zwei Drittheilen stets aus jungen Mädchen und Frauen, das letzte Drittheil sind theils ältliche Herren, die, weil sie Geld und Zeit haben, sich ein Vergnügen daraus machen, die Kunst, d. h. die Musik zu protegiren, theils aus jüngern Musikliebhabern und wirklichen Kennern. Alles lauscht mit größter Spannung, das Orchester mag spielen, was es will, und geben Einige am Schluß das Zeichen zum Applaus, so fällt Publikus ein und klatscht mit. Alles dieß ist in der Ordnung und ich habe gar nichts dagegen; daß aber die gepuzte Masse, welche die Säle füllt und im Allgemeinen von Musik gewiß nicht mehr versteht als ich, daß diese behauptet, sie ginge aus wahrer Kunstliebe, aus Interesse an klassischer Musik in's Concert, das ist deßhalb so beklagenswerth und mithin zu rügen, weil dieser gemachte Enthusiasmus Sinn und Zeit für alles andere Erhabene und Schöne raubt. Unser Unglück hier in Leipzig ist, daß Musik Mode geworden ist, daß jedes Kind klimpern und tiriliren muß, daß jede halbweg anständige Gesellschaft Schönrednerei über Musik beansprucht und diese mithin in aller Gesellschaft Tischgespräch ist. So darf man sich denn nicht wundern, daß diese immer mehr um sich greifende Musikmanie im Publikum alle andern und höheren Interessen absorbirt und daß, wie ich schon früher ausgesprochen habe, neben der Musik weder Kunst noch Literatur hier aufkommen kann.

(Fortsetzung folgt.)

Paris, Januar.

(Schluß.)

J. Janin und F. Pyat. — Der Dichterbund und das gymnase dramatique.

Das Leben eines Kritikers wie Jules Janin ist voll Gefahren und Widerwärtigkeiten. Er wird zwar allgemein gelesen, und so gut bezahlt, daß, wenn er hauszuhalten versteht, er ein schönes Vermögen sammeln kann. Aber seine witzigen und schroffen Urtheile machen ihm eine Menge Feinde; man schreibt wider ihn, zwar nicht so witzig, aber dagegen viel derber als er, und behandelt ihn noch schlimmer, als er andere behandelt. Wenn er sich nicht schlagen will, so hat er keinen andern Ausweg, als Injurienprocesse, bei denen er aber nicht immer ohne Schlappe wegkommt; die Advokaten seiner Gegner sind zuweilen auch witzige Leute, welche ihm mit ihrem Rappier manchen Stoß versetzen. Es scheint aber, man gewöhnt sich an dieses gefahrvolle zänkische Leben, und dem Journal des Débats hat es fast nie an einem kühnen, es mit allen aufnehmenden Kritiker wie Jules Janin gefehlt. Eine solche Individualität, wenn sie mit Geist gepaart ist und das Publikum amusirt, hebt ein Blatt; dieß wissen die Eigenthümer des Journal des Débats sehr wohl und bezahlen daher diese Leute sehr reichlich. Man ist begierig auf die Verhandlungen des Prozesses. Beide Theile sind von sehr geschickten Advokaten vertreten, und es heißt, Felix Pyat habe einige der von Jules Janin am unglimpflichsten behandelten Schriftsteller, wie Alexander Dumas, Ancelot u. a., als Zeugen berufen. Wenn diese Herren rein herausagen sollten, was sie von dem Kritiker des Journal des Débats denken, so würden wir saubere Testimonia zu hören bekommen.

In den Tagblättern wird zuweilen und eben wieder ein heraldisches Collegium angekündigt, und es sind sogar Statuten desselben ausgegeben worden. Ich vermuthe, daß sich dieses Collegium auf einen einzigen Mann beschränkt, der aus der Heraldik, womit man sich in Frankreich seit Aufhebung der Adelsvorrechte sehr wenig mehr abgibt, ein eigenes Studium gemacht hat und nun dasselbe auszubeuten sucht. Das vorgebliche Collegium soll, ich weiß nicht wie viele tausend Genealogien besitzen, und im Stande seyn, den Leuten Auskunft über ihre Ahnen zu geben. Ein anderer Spekulant hat unlängst ein sogenanntes afrikanisches Institut ersonnen, und es sind Diplome weit in's Ausland gesandt worden, natürlich gegen Forderung der Gebühren. Ich konnte aber nicht erfahren, wo dieses Institut steckt und was es leisten will und kann. — Für den Dichterbund, welcher seit mehreren Jahren besteht, und in diesen Berichten oft erwähnt worden ist, hat das neue Jahr ein wichtiges Ereigniß gebracht. Delestre-Poirson hat die Direktion des Gymnase dramatique niedergelegt. Es kam bei diesem Streit blos darauf an, welche Partei am ersten nachgeben würde. Endlich hat Delestre-Poirson den Rückzug angetreten, und damit ist der Krieg beendigt. Mit seinem Nachfolger scheint sich der Bund leicht verständigt zu haben. Somit wird das Gymnase dramatique wieder Scribe's, Melesville's und Anderer Stücke, welche sonst auf dieser Bühne so großen Beifall fanden, aufführen. Leider aber sind mehrere dieser Stücke mit Bouffé, dem Schauspieler, welcher darin die besten Rollen hatte, nach dem Variétés-Theater ausgewandert und ziehen nun das Publikum dorthin. Freilich hat das Gymnase-dramatique für das Abtreten des vortrefflichen Schauspielers 100,000 Francs erhalten. Dieß mag die Verluste decken, die es durch den Krieg gegen den Dichterbund erlitten; aber jezt hat es keinen einzigen originellen Schauspieler mehr und die Stücke, welche sonst sein Glück machten, sind veraltet. Zu gleicher Zeit scheint die Lust an Privatschauspielen wieder über die vornehme Welt gekommen zu seyn. Man erwartet die Eröffnung von zwei Privattheatern in den Hôtels Castellane und Pontalba. Dieses ist der vornehmen Gesellschaft sehr erwünscht, aber ein Unglück für die öffentlichen Theater. Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 13.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 32.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 6. Februar 1844.

Die Weiber wollen geängſtigt ſeyn, und das durch Einbildung erregte Grauſen gewährt ihnen den nämlichen Genuß wie dem Mann wirkliches Wagniß.

Johnſon.

Bürgers Lenore.

An einem dunkeln, regnigten Novembertage ſaß eine kleine Geſellſchaft beiſammen und erwartete einen Gaſt, der, aus weiter Ferne kommend, erſt ſpät eintreffen ſollte. Das Mahl, das man eingenommen, war abgetragen worden, es ſchlug eilf Uhr und ſchon wollten die Frauen ſich entfernen, als Friedrich, ein junger Mann, ein Buch hervorzog, indem er rief: „Ihr dürft nicht gehen; wenn der Onkel ankommt, muß er uns nothwendig Alle noch beiſammen finden. Ich will, damit ihr nur bleibt, euch Geſpenſtergeſchichten vorleſen. Damit, das weiß ich, fängt man euch Frauen allemal, und wenn es mir erſt gelungen ſeyn wird, euch ein rechtes Grauſen einzuflößen, dann werdet ihr, weit entfernt die Geſellſchaft zu verlaſſen, erſt recht bitten, daß wir Alle beiſammen bleiben."

„Du irrſt," ſagte Cäcilie; „gedruckte Geſchichten in Büchern machen auf mich nie ſonderlichen Eindruck." — „Auch auf mich nicht," ſetzte Clementine hinzu. „Etwas anders wäre es, wenn ihr uns derlei Geſchichten, die ihr ſelbſt erlebt habt, vorzutragen hättet. Aber wir wiſſen es bereits, in unſerer Familie ſind keine Sonntagskinder — und ſomit gute Nacht!" — „Nicht ſo eilig!" rief Friedrich, indem er ſich vor die Schweſtern hinſtellte, die Arme ausbreitete und ihnen ſo den Weg in ihre Gemächer verſperrte. „Wenn ich auch nichts erlebt habe, das heißt nichts Geſpenſterhaftes, iſt nicht unſer Freund und väterlicher Gönner, der Kreishauptmann da? Wir wollen ihn fragen."

Dieſe Bemerkung galt einem alten Mann, der im Schatten in der Sophaecke ſitzend, ſeine Pfeife ſchmauchte und mit einem alten Hausfreund der Familie plauderte. Die laut geſprochenen Worte zogen ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich und er blickte mit einem ehrwürdigen, gutmüthig lächelnden Geſichte aus der Tabakswolke hervor, die er eben hatte emporwirbeln laſſen. Auf ſeine Frage wurde ihm die Hoffnung und der Wunſch der jungen Leute wiederholt. „Ich? ein Sonntagskind?" rief er und ſeine Züge nahmen einen ergötzlichen Ausdruck von Schrecken an. „Nein — nein! verſchont mich mit derlei Zumuthungen. Ich habe nichts derartiges erlebt und kenne auch keinen Geiſterſeher in meiner Bekanntſchaft." „Alsdann," ſagte Friedrich, „müſſen wir die Mädchen gehen laſſen; denn ſie wollen nun einmal nur unter der Bedingung bleiben, daß Einer von uns ihnen eine wirklich erlebte Geſpenſtergeſchichte erzählt."

Der alte Kreishauptmann wurde unruhig. Er ſchob ſein ſchwarzſammtnes Käppchen von einem Ohr zum andern, indem er murmelte: „Die Mädchen ſollen bleiben — ja, ſie ſollen bleiben. Es wird mir ſchon etwas

einfallen. Ja — richtig — Sezt euch — Hm! — Wahrlich, unter all dem wunderlichen Zeuge, das ich irgend einmal in meinem langen Leben gehört oder geſehen, wird ſich doch etwas finden! Es wäre doch ſonderbar, wenn — doch halt; ich will euch etwas von meiner Bekanntſchaft mit einem Manne erzählen, der in ſeiner Art auch Geiſterſeher war, und von dem wir das wunderbarſte und ſchauerlichſte Lied haben, das je unter dem Monde geſungen worden iſt, ein Lied, das vollkommen würdig iſt, von jenen klapperdürren Geſellen gelallt zu werden, die ihre mitternächtlichen Tänze auf den kleinen Hügeln unſeres Gottesackers ausführen. Ihr kennt doch Bürgers Lenore?" — „Ei freilich! wie ſollten wir nicht!" riefen beide Mädchen, und Cäcilie ſezte hinzu: „Ich ſpiele ſogar die alte Melodie von Rollins." — „Keine Melodie der Welt," rief der Kreishauptmann, „paßt dieſer Ballade vollkommen an. Ich möchte die Töne kennen lernen, die dieſen entſezlichen Grabesſpuck würdig einleiten und weiter führen. Für dieſes Lied wüßte ich keine. Ich halte mich an jene leiſe hingeſummte, bruchſtückweiſe vorgetragene Melodie, die ein alter blinder Schäfer ſang, aus deſſen Munde auch Bürger die Weiſe vernahm, und von der er behauptete, ſie habe die ganze Ballade mit all ihrem Liebeswahnſinn und Grabesſchrecken in ihm erſchaffen. Wie dem auch ſey, ſo war der Blinde eine ziemlich gewöhnliche Erſcheinung, wenn man ihn nicht mit Bürgers Augen anſah. Es war ein kleiner verkrüppelter Mann, der zur Meſſezeit die umliegenden Dörfer beſuchte, wo er ſeine Lieder ſang, die ſich alle durchaus nicht vom gewöhnlichen Schlage ſchlechter Bänkelſängerlieder unterſchieden, nur das Eine ausgenommen, von dem ich eben ſpreche. Es kamen, ſo viel ich mich beſinne, darin drei Bräute vor, die von ihren geſpenſtiſchen Liebhabern zur Hölle entführt wurden. Die Worte waren abgeſchmackt und das ganze Lied hatte ſeine wunderſame Spitze nur in dem murmelnden, wahrhaft ſchauerlichen Geſang, mit dem der Alte das Galoppiren der mitternächtlichen geſpenſtiſchen Roſſe nachzuahmen ſuchte. Es war ein hohler, gurgelnder Ton, der ſich mit nichts vergleichen läßt, und zwiſchen dieſen dumpfen, klappernden Tönen rauſchte es wie Windesloſen, und ein ganz wunderlicher ſchrillender Laut ſchloß das Lied. Es gehörte wenig Phantaſie dazu, um von dieſem Geſange zu eigenthümlichen Bildern und Anſchauungen angereizt zu werden. Man ſah die troſtloſe Ebene vor ſich, auf die ein nebelumſchleierter Mond ſeine bleichen Lichter hinſtreut, und über die dunkle Fläche hin brauſten in windſchneller Haſt die ſchwarzen Roſſe und die weißen flatternden Schleier der Geraubten umflogen die nackten grinſenden Schädel ihrer Räuber."

Der Erzähler hielt hier inne und ſah lächelnd die Mädchen an. Sie hatten ſich umfangen und waren auf der Thürſchwelle ſtehen geblieben, die Blicke auf den gutmüthigen Greis gerichtet, der ſich Mühe gab, ſeine Lockſpeiſe recht verführeriſch hinzubreiten. Die Tante ſagte, indem ſie ihre Handarbeit in das Körbchen legte: „Wenn Sie uns nichts mehr zu ſagen haben und nichts aus eigener Erfahrung, ſo bleiben wir doch nicht." — „Ja wohl," riefen die Mädchen, „die Tante hat Recht. Das da von Bürger wußten wir ſchon. Es hat in irgend einem Buche geſtanden." — „Himmel!" rief Friedrich, „was hat nicht alles ſchon in Büchern geſtanden? Wenn wir's ſo treiben, erfahren wir nimmermehr etwas Intereſſantes. Steht nicht in der Bibel die Geſchichte, wie die Hexe von Endor den Geiſt citirt? Somit wären alle Geiſtergeſchichten einmal für allemal abgethan." — „Ereifere dich nicht," riefen die Schweſtern lachend; „unſer Pakt lautete, daß wir etwas erfahren ſollen, was Einer hier im Zimmer wirklich erlebt hat." — „Wenn es denn nicht anders ſeyn ſoll," nahm der Kreishauptmann das Wort und zog ſeine Stirne in eine Menge kleiner, verdrießlicher Falten, „ſo will ich denn mit meiner Geſchichte herausrücken, die mir — hört ihr! — mir begegnet iſt. Ich thu's nicht gerne, aber ich erzähle ſie doch, lediglich um ein paar hübſche unartige Kinder und unſere gute liebe Freundin hier in dieſem Zimmer feſtzuhalten, bis das Poſthorn erſchallt und wir Alle von unſerem gezwungenen Wachtpoſten erlöst werden."

(Fortſetzung folgt.)

Ueber die dramatiſche Poeſie der Chineſen.

(Fortſetzung.)

Tſchang lin. Schweſter, du biſt nun hier nach Kai fong fu gekommen. Warte, ich will zuerſt hineingehen! Folge du dann mit den Gensdarmen! Dieſer Oberrichter Pao iſt wie ein glänzender Spiegel aufgehangen vor deinem Geſichte. Wenn er nach einem Gegenſtande forſcht, ſo erkennt er ihn alsbald. Nimm nur allen deinen Muth zuſammen und erkläre dich ſelbſt.

Hai tang. O Bruder!

(Sie ſingt nach der Weiſe: Die einherſchreitenden Geiſter.)

Ein klarer Spiegel ſey er aufgebunden,
Hier im Gericht gen Süd, erforſchend jeden Grund,
Um Unſchuld und Verbrechen zu erkunden?
Auf, auf, zu ſprechen ohne Scheu zur Stund!
Jedoch das Halsband drückt die Zunge nieder,
Und ſchweigen muß ich vor dem großen Mann.
Doch du, auf Erden trefflichſter der Brüder,
Du biſt's, der für die Schweſter zeugen kann!

Dritter Auftritt.

Tschang lin, Hai tang, die beiden Gensdarmen, der Oberrichter und sein Gefolge.

(Tschang lin geht zuerst in den Gerichtssaal, dann folgen die beiden Gensdarmen mit Hai tang, welche sofort niederkniet.)

Gensdarm. Wir bringen dieses gefangene Frauenzimmer aus Tsching tscheou; sie heißt Tschang Hai tang.

Der Registrator. Der Oberschreiber soll dieß verificiren und dann alsbald ein offizielles Zeugniß hierüber ausstellen, damit diese (die Gensdarmen) wiederum zurückkehren können.

Oberrichter Pao. Sie sollen hier verweilen, bis die Untersuchung geschlossen ist; dann wird man ihnen ein offizielles Zeugniß ausstellen und sie können zurückkehren.

Der Registrator. Diesem soll Folge geleistet werden.

Oberrichter Pao. Hai tang, hast du wirklich der Buhlerei wegen deinen Mann vergiftet, hast du dich des Kindes, welches die Frau ersten Ranges geboren hat, gewaltsamerweise angemaßt und die Familie bestohlen? Beantworte mir jeden Punkt einzeln; ich höre aufmerksam zu.

Hai tang (schweigt und sieht Tschang lin an).

Tschang lin. Schwester, rede du selbst! Ach, seit du auf der Welt bist, wie wärest du vor einem solchen Gerichte erschienen! Nun wohlan, so will ich für dich sprechen. (Er kniet nieder.) Der Diener erklärt Sr. Excellenz, daß diese Tschang Hai tang, eine zärtliche, liebevolle Person, nimmer ihren Mann ermordet hat, um Ungebührliches zu treiben.

Oberrichter Pao. Du bist ein Diener unseres Gerichtes. Wie kommst du dazu, für eine angeklagte Person zu sprechen? Dieß verdiente in der That eine Züchtigung. (Tschang lin steht auf.) Nun, Frau, nimm selbst das Wort und erkläre dich! (Hai tang schweigt, worauf Tschang lin niederkniet und spricht.)

Tschang lin. Der Diener stellt Sr. Excellenz vor, daß diese Tschang Hai tang keinen Buhlen unterhalten, daß sie ihren Mann nicht vergiftet, sich keines Kindes unrechtmäßigerweise angemaßt und Niemanden bestohlen hat. Dieß Alles that aber die Frau ersten Ranges. Sie hatte einen Buhlen, den Assessor Tschao. Als sie nun die Klage vor Gericht brachte, hat derselbe Assessor Tschao die Sache untersucht und durch Mißhandlungen ein Geständniß erpreßt.

Oberrichter Pao. Ei, du Kerl, wer hat denn dich gefragt? Registrator, packe mir ihn und gib ihm dreißig Stockschläge.

(Der Registrator ergreift Tschang lin und schlägt ihn.)

Tschang lin. (Er wirft sich nieder, so daß er mit der Stirne den Boden berührt.) Diese Tschang Hai tang ist meine jüngere Schwester. Da sie bis jetzt noch vor keinem so großen Gericht erschienen ist, so fürchte ich, daß Schrecken und Angst sie verhindern, ihre Unschuld offen darzulegen; deßhalb hat meine Wenigkeit für sie gesprochen.

Oberrichter Pao. Wenn sich die Sache so verhält, so will ich dem ältern Bruder es verzeihen, daß er zu Gunsten seiner jüngern Schwester vor dem Gerichte einigemal abgeschmacktes, verwirrtes Zeug vorgebracht hat. Verhält sich die Sache aber nicht so, dann werde ich deinen Eselskopf mit diesem Schwerte abhauen lassen. Nun, Frau, erkläre dich deutlich und bestimmt, wie sich die Sache in Wahrheit verhält. Ich werde dir beistehen.

Hai tang. O Ihre Excellenz!

(Sie singt nach der Weise: Das hohe Gericht:)

Hier lieg' ich zitternd vor den Stufen am Gerichte,
Und soll nun Euch, o Herr! erzählen die Geschichte.
Die Büttel, gleich wie Tiger, gönnen mir nicht Ruh;
Doch, Herr, will Alles ich euch sagen, hört nur zu!

Oberrichter Pao. Nun, Tschang Hai tang, zu welcher Gattung Leute gehörtest du, bevor Ma Kiun king dich als Frau zweiten Rangs heirathete?

Hai tang. (Sie singt nach der Weise: Das süße Wasser.)

Ich lebte zwischen Weiden hier am Steg,
Man fand mich bei den Blumen dort am Weg;
Ich führte jetzt den alten Gast hinaus,
Und lockte dann den andern her in's Haus;
Ich war gewöhnt, zu tanzen und zu springen
Und schlechte Lieder böser Lust zu singen.

Oberrichter Pao. He, du bist also eine Hetäre gewesen! Hat dich Ma Kiun king gut behandelt?

Hai tang (singt).

Beide lebten wir wie Frau und Mann,
Uns einander herzlich zugethan.

Oberrichter Pao. Dieser Tschang lin sagt, er sey dein Bruder. Verhält sich dieß so?

Tschang lin. Tschang Hai tang ist meiner Wenigkeit jüngere Schwester.

Hai tang. (Sie singt nach derselben Weise.)

Diesem Bruder fehlt' vor kurzer Zeit,
Speis' und Kleid;
An mich mußt' um Hülfe er sich wenden.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Januar.

(Fortsetzung.)

Musik. — Theater.

Damit will ich nun keineswegs die wahrhafte musikalische Bildung unterdrückt wissen oder der Musik selbst als Kunst feindlich entgegentreten. Keineswegs! Nur das Dilettantenthum, das auf Unwahrheit, auf Einbildung und

Gemachtheit beruht, nur dieses ist mir zuwider, und dessen gibt es bei uns so unendlich viel, daß man dieß offen aussprechen und sich darüber beklagen muß. Was unsere Musiker von Ruf selbst betrifft, so wird es Niemand in den Sinn kommen, die Verdienste eines Mendelssohn-Bartholdy, Robert Schumann, David ꝛc. schmälern zu wollen. Das seit Kurzem gegründete Conservatorium der Musik, welches bereits an sechzig Schüler zählt, steht zum größten Theil unter der Leitung dieser Männer, und dient nicht nur Leipzig, sondern ganz Sachsen zu besonderer Zierde. Mit großer Vorliebe scheint namentlich Robert Schumann dieses Institut zu hegen und zu pflegen. Dieser geistreiche, eigenthümliche Musiker, in dessen Seele ein Hauch Beethovens weht, führte vor einiger Zeit sein großes Tongedicht „das Paradies und die Peri" im hiesigen Gewandhaussaale auf und soll den Ertrag der Einnahme zur Gründung einer Freistelle am Conservatorium großmüthig überwiesen haben. Ueber die Composition mag ich als Nichtmusiker kein Urtheil fällen. Die Stimmen im Publikum waren und sind noch sehr getheilt darüber. Während eine Partei, an Bellini gewöhnt, keine Melodie darin finden will, erklärt es die andere für ein Meisterstück. Ich als Laie kann nur sagen, daß mich die Musik als eine originelle gefesselt und interessirt hat, eigentlich ergriffen und hingerissen aber nur an einigen Stellen. Den Stoff hat Schumann der berühmten Dichtung von Thomas Moore „Lalla Rook" entlehnt. Auch in Dresden, wohin der Componist von unserm Könige zur Aufführung seines Tonwerks eingeladen wurde, ist es mit Beifall aufgenommen worden. Jetzt beabsichtigt Schumann mit seiner Gattin, der bekannten trefflichen Virtuosin auf dem Pianoforte, Clara Wieck, eine Kunstreise nach Rußland anzutreten. — Unter den jüngern talentvolleren Musikern, die hier stationiren, macht eine Däne, Namens Gade, durch eine Symphonie, die im Gewandhaus-Concerte aufgeführt wurde, Aufsehen. Gründliche Musikverständige verheißen dem jungen Manne, der nächstens auf Kosten seiner Regierung nach Paris und von dort nach Italien gehen wird, eine viel versprechende Zukunft.

Steht sonach die Musik bei uns in voller Blüthe, so verwelkt das Theater um so schneller. Der bisherige thätige und in vielem Betracht würdige Director Ringelhardt wird nach Ostern die Direction niederlegen. Das Theater soll alsdann eine Zeitlang geschlossen bleiben und erst im Sommer wieder, nach vorgenommener Restauration, unter dem neuen Director Dr. Schmidt von hier, eröffnet werden. Eine kürzere oder längere Pause im Theaterleben kann nichts schaden. Das Publikum gewinnt dann wenigstens Zeit, um, wenn es will, über sich selbst und seinen Geschmack etwas nachzudenken. Vorläufig sucht der noch fungirende Director das Haus durch allerhand erlaubte Kunstgriffe zu füllen. Gäste von bedeutenden Namen, im Winter schwer herbeizuziehen, werden verschrieben, wie die Schröder-Devrient, die im November vorigen Jahres eine Anzahl Gastrollen gab. Neben diesen betreten auch Künstler die Bühne, die streng genommen nicht auf's Theater gehören. So sahen wir erst kürzlich eine Gesellschaft englischer Akrobaten, die freilich Außerordentliches, an das Unglaubliche Streifende leisteten und einigemale ein zum Brechen volles Haus machten. Dieß Alles genügte indeß noch nicht, um widerzuhalten. Da griff Herr Ringelhardt, wie vor zwei Jahren nach der Antigone, jetzt nach dem „Sommernachtstraume" mit der von Mendelssohn dazu componirten Musik. Am 30. December fand die erste Darstellung dieses mährchenhaften Lust- und Scherzspieles statt und füllte, wie zu erwarten stand, das Haus vollkommen. Wer nicht der Shakespeare'schen Dichtung wegen hinging, der that es aus Verehrung Mendelssohn's und aus Liebe zu dessen Musik, die bekanntlich bei uns nicht sowohl Verehrer, als enthusiastische Vergötterer hat. Auch die Messe kam der Direction zu Statten. Ich meines Theils ging mit sehr geringen Erwartungen und noch geringeren Ansprüchen an diesem Abend in's Theater. Trotzdem fand ich mich noch immer getäuscht, und niedergeschlagen, wie selten, verließ ich nach der Aufführung das Haus.

Es ist hier am Platze, ein paar Worte über die Tieck'sche Shakespearemanie zu sagen, um so mehr, als sich genug Stimmen erheben, welche dem alten Romantiker, seit er auf königl. preußischen Dunen ausruht, schmeicheln und sattsam mit Weihrauch räuchern. Hat ein König Lust, ein so seltsames Produkt, wie dieser Sommernachtstraum ist, leibhaftig darstellen zu sehen, so kann Niemand etwas dawider haben, daß es in Scene gesetzt werde. Ein Publikum, das Shakespeare genau kennt, mag sich in gewissem Sinne dabei amusiren. Einer bunten, gemischten Menge dagegen, die Shakespeare entweder nur dem Namen nach oder aus einigen ergreifenden Trauerspielen kennt, ist es nicht zuzumuthen, daß sie auf Feinheiten und Anspielungen, die unsern Sitten und Gewohnheiten durchaus fremd geworden sind, eingehe. Nimmt man noch dazu, daß Tieck den ganzen Shakespeare, wie er leibt und lebt, im „Sommernachtstraum" auf die Bühne gebracht hat, um ja kein Wörtchen von der fremden Herrlichkeit verloren gehen zu lassen, so können Sie leicht ermessen, welchen Eindruck die Aufführung dieses Drama's auf das hiesige Publikum machen mußte. Der erste, sehr kurze Akt ward schweigend aufgenommen, als aber der zweite, über eine Stunde spielende den lauschenden Zuschauern nichts brachte, als zwei unablässig kreuz und quer über die Bühne laufende Liebespaare, plumpe Elfen, einen sehr fleischbegabten Oberon, und gar keine Handlung, da regte sich erst die Ungeduld, dann die Füße, und wäre nicht der Eselskopf da gewesen, der zum Ergötzen der dritten Gallerie bei Titanias Liebeserklärung höchst verwundert die Ohren spitzte, so würden wir die freilich traurige, aber doch wieder sehr begreifliche Erfahrung gemacht haben, daß Shakespeare, der größte dramatische Dichter aller Zeiten, ausgetrommelt worden wäre. Ich bin fest überzeugt, nur die Allen gemeinsame Scheu vor dem großen Todten und das besänftigende Gezisch derer, die solche Schmach um jeden Preis von sich abwenden wollten, brachte das Stück ohne lauten Fiasko durch. Es gibt nun vielleicht Viele, welche behaupten werden, der Ungeschmack des Publikums sey daran schuld; dem muß ich aber durchaus widersprechen. Das Gefühl, diese Zauberpossen seyen nicht mehr für unsere Zeit, diese laxe, willkürliche, unkünstlerische Composition gehöre der Kindheit theatralischer Bildung an, diese schwülstige, an Bildern überreiche, ob sonst auch wunderbar poetische Sprache widerstehe unserm Geschmack, unserer Ausdrucksweise: dieß Gefühl war Allen gemeinsam, und Tieck hat nie auf bündigere Weise seine Unfähigkeit in Beurtheilung dramatischer Produktionen darthun können, als durch Inscenesetzen dieses Sommernachtstraums. Wende man gegen die neueren französischen Stücke, deren Lobredner und Vertheidiger ich am wenigsten seyn mag, ein, was man wolle, außerordentliche Kunst der Composition und Witz, der unserer Zeit behagt, weil sie ihm selbst geboren hat, müssen wir ihnen zugestehen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 11.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 33.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 7. Februar 1844.

Most learned judge! — A sentence; come, prepare!
Shakespeare.
Merchant of Venice.

Ueber die dramatiſche Poeſie der Chineſen.

(Fortſetzung.)

Oberrichter Pao. Haſt du ihm etwas gegeben, um ſeinen Bedürfniſſen abzuhelfen?

Hai tang (ſingt).

Kleid und Kopfſchmuck reicht' ich ſeinen Händen.

Tſchang liu. Das Geld, womit ich mir dieſe Kleider kaufte, kam vom Erlös aus dieſem Kopfſchmucke und den Kleidungsſtücken.

Oberrichter Pao. Dein Mann hat dich wohl gefragt, was aus dem Kopfſchmuck und aus dem Kleide geworden ſey?

Hai tang. Excellenz, mein Mann fragte darnach. Nun erzählte die Frau, die mich ſelbſt beredet hatte, ſie dem Bruder zu geben, Sr. Würden alsbald, ich habe ſie heimlich einem Liebhaber geſchenkt. Mußte nun Se. Würden, als er dieſes vernahm, nicht aus Aerger ſterben? (Sie ſingt nach der Weiſe: Zu brechen den Olivenbaum.)

Als ſchon der Zorn den Körper brach,
Vernahm ich noch die Wort' der Schmach.

Oberrichter Pao. Da ſie den Mann durch Zorn umgebracht hat,* warum hat ſie denn dich bei Gericht verklagt?

Hai tang (ſingt).

Ach, hingeſchleppt vor das Gericht,
Wie viel erduldet' Hai tang nicht!

Oberrichter Pao. Da nun dein Mann todt war, haſt du dir das Kind unrechtmäßigerweiſe angemaßt. Was haſt du darauf zu ſagen?

Hai tang (ſingt).

Der Mann iſt todt, ſie liſtig ſinnt,
Wie ſie der Mutter raubt das Kind.

Oberrichter Pao. Es wird behauptet, die Frau erſten Ranges habe das Kind geboren.

Hai tang (ſingt).

Im böſen Leibe und im böſen Herzen
Empfand ſie tauſendfach des Neides Schmerzen.

Oberrichter Pao. Aber die Nachbarſchaft und die Hebammen ſagen aus, ſie ſey die Mutter.

Hai tang (ſingt).

Ja, dieſe Nachbarſchaft — Geld gab ſie ihnen,
Damit ſie ihren ſchlechten Zwecken dienen.

Oberrichter Pao. Hat nicht der Richter eine wiederholte Unterſuchung angeſtellt, um die Wahrheit zu erforſchen?

* Man begreift nicht, warum hier nicht von der Verſiſtung die Rede iſt.

Hai tang (ſingt).

Das Recht vom Unrecht unterſchied man nicht,
Und Lüge nahm für Wahrheit das Gericht.

Oberrichter Pao. Wenn dem ſo iſt, ſo hätteſt du dich nicht ſchuldig bekennen ſollen.

Hai tang (ſingt).

Der Schläge Schmerzen haben mich getrieben,
Da hab' die Schuld ich endlich unterſchrieben.

Oberrichter Pao. Iſt es möglich! Konnte dich der Richter von Tſching tſcheou ſo willkührlich behandeln?

Hai tang (ſingt nach der Weiſe: Der rechte Platz).

Wie konnt' ich Richtern widerſtehen,
Die nicht auf Recht und Unrecht ſehen?
Ich ſtand da wehrlos im Gericht,
Umgeben von den Feinden dicht.

(Singt nach der Weiſe: den Sieg zu erlangen.)

Vor des Gerichtes Stufen war's wie Donners Krachen;
Die Schläge Hieb auf Hieb zerfleiſchen mir den Leib,
Die Henker hauen zu, daß mir die Knochen brachen,
Und nichts geſchieht den falſchen Zeugen für das Weib.
Dann erſt, als des Gefühls beraubt, ich ſank darnieder,
Da peitſchten ſie nicht mehr auf die zerbrochnen Glieder.

Vierter Auftritt.

Der Regiſtrator. Die Leute aus Tſching tſcheou, die hier ihr Urtheil erwarten, ſind ſämmtlich angekommen.

Oberrichter Pao. Führe ſie herein!

(Die Frau mit dem Kinde, die Nachbarn und die Hebammen kommen herein und knieen nieder.)

Der Regiſtrator. Hier ſind ſie.

Oberrichter Pao. Nun Frau, welche iſt die Mutter dieſes Kindes?

Die Frau. Dieſe geringe Frau hat es geboren.

Oberrichter Pao. Und ihr Nachbarn und Hebammen, welche iſt die Mutter dieſes Kindes?

Alle zuſammen. In Wahrheit, die Frau erſten Ranges hat es geboren.

Oberrichter Pao. Da ſich die Sache ſo verhält, ſo ſoll Tſchang lin herkommen. (Er macht Tſchang lin ein Zeichen mit der Hand, worauf dieſer hinausgeht.) Regiſtrator, nimm eine Steinkohle,* ziehe hier an den Stufen einen Kreis und ſtelle das Kind hinein. Die beiden Frauen ſollen nun das Kind herausziehen; diejenige, welche das Kind geboren hat, wird es aus dem Kreiſe bringen, die, welche es nicht geboren hat, wird es nicht aus dem Kreiſe bringen können.

Der Regiſtrator. Ich gehorche. (Er zieht mit der Kohle einen Kreis und ſtellt das Kind hinein. Die Frau reißt das Kind an ſich; Hai tang vermag es nicht.)

Oberrichter Pao. Sicherlich, dieſe iſt die Mutter nicht, da ſie das Kind nicht aus dem Kreiſe ziehen kann. Regiſtrator, nimm mir die Tſchang Hai tang und ſchlage ſie.

(Der Regiſtrator ſchlägt Hai tang.)

Oberrichter Pao. Die beiden Frauen ſollen es nochmals verſuchen, das Kind herauszuziehen.

(Die Frau reißt das Kind an ſich; Hai tang vermag es nicht.)

Oberrichter Pao. Nun, Hai tang, ich ſehe, daß du dieſe zwei- und dreimal nicht die geringſte Kraftanſtrengung gemacht haſt, das Kind an dich zu ziehen. Regiſtrator, nimm einen dicken Stock und ſchlage ſie mir nochmals.

(Schluß folgt.)

* Schi hoei. Marco Polo iſt der erſte, der der Steinkohlen erwähnt. Man findet deren allenthalben in China und bedient ſich ihrer an mehreren Orten ſtatt des Holzes.

Bürgers Lenore.

(Fortſetzung.)

„O wir bleiben, wir bleiben!“ riefen beide Mädchen mit Einer Stimme und die Tante wickelte lächelnd und kopfſchüttelnd ihr Strickzeug wieder auf. Friedrich ſah triumphirend umher, dann rückte er mit ſeinem Stuhl näher an den Erzähler heran. „Vorher,“ ſagte dieſer, „muß ich aber zu Ende erzählen, was ich von meinem Freund und Gönner, dem Balladendichter, noch zu berichten habe. Ihr wißt, daß er in Göttingen ſtudirte. Als er ein Student ſchon in vorgerückten Jahren war, kam ich auf die Univerſität; ich mochte damals ſechzehn Jahre zählen. Der junge Mann und der ältere fanden ſich und gewannen ſich lieb. Ich ging mit Bürger manchmal über Land; wir machten kleine Fußreiſen bald in dieſe, bald in jene Gegend. Am häufigſten beſuchten wir eine Mühle, die in einem hübſchen Thalgrunde lag. Um dahin zu gelangen, mußten wir an dem ſtädtiſchen Gottesacker vorbei. Es war dieß ein alter wüſter Platz, überfüllt mit halbzertrümmerten und halb verſunkenen Grabmonumenten. Es war die Rede davon, daß man dieſen Kirchhof eingehen oder gleichſam ruhen laſſen wolle, wie man ein Feld ruhen läßt, damit es Kraft erlange, wiederum neue Saatkörner in ſich aufzunehmen und zu verarbeiten. — Eines Tages fand ich Bürger auf dieſem Kirchhofe bei einer alterthümlichen Gruftkapelle, durch deren Gitterthor er in das Innere blickte. „Bemerken Sie,“ ſagte er, zu mir gewendet, „jenen morſchen koloſſalen Sarg dort in der Ecke bei dem alten Geröll und den Steinen der zerbröckelnden Mauer?“ — Es wurde mir ſchwer, bei der Dämmerung, die in dem Gewölbe herrſchte, den fraglichen Gegenſtand aufzufinden; endlich gelang es mir, und ich bejahte die Frage. „Ohne Zweifel,“ fuhr Bürger fort, „iſt der

Sarg zu groß geweſen, er hat keinen Platz mehr unten bei ſeinen Vorgängern gefunden, und ſo hat man ihn oben hingeſtellt. Er ſteht da in einer gewiſſen unanſtändigen Entblößung, vor Aller Augen, und die Verlegenheit wird noch größer werden, wenn der alte Kaſten zerfällt und ſeinen ſchweigſamen Bewohner dem Lichte preis gibt. Zum Theil iſt dieß ſchon geſchehen. Ich habe entdeckt, daß eine Hand, bekleidet mit einem ſehr vergilbten Handſchuh, aus dem halbzertrümmerten Sarge hervorgefallen iſt. Dieſer Umſtand hat meiner Phantaſie viel zu ſchaffen gemacht. Bemerken Sie's? — Wenn Sie ſich hieher ſtellen und ſo durch's große G ſchauen, das im Gitter eingefügt iſt und den Anfangsbuchſtaben der alten freiherrlichen Familie von Gerrenbach, eines ausgeſtorbenen Geſchlechts, vorſtellt, ſo ſehen Sie's deutlichſt."

„Ich konnte trotz aller Anſtrengung nichts von einer Hand entdecken, und Bürger, der leidenſchaftlich ſich an meinen Platz drängte, rief mit Entſetzen: „Wahrlich, Sie haben Recht! auch ich entdecke nichts mehr! der Todte hat ſeine Hand zurückgezogen. Das iſt grauſenvoll! das iſt entſetzlich!" — Ich machte Bürgern mit Lächeln bemerklich, daß er ſich geirrt und ein paar herabgerollte Steine für eine Hand angeſehen habe. — „Nein, nein," entgegnete der Dichter; „ich gehe alle Tage hier vorbei und verſäume nie, in dieß alte Gewölbe hineinzuſehen, und habe mir den Umſtand mit der Hand ſehr wohl gemerkt. Es iſt, wie ich ſage: er hat ſie zurückgezogen."

„Wir ſezten unſern Weg fort, und Bürger, der jezt in ſeiner Geſpenſterlaune war, erzählte eine Menge höchſt ſeltſamer Spukgeſchichten. Der Dichter der Lenore war wahrhaft originell, wenn er auf dieſes Thema kam. „Schon ſeit meiner früheſten Kindheit," ſagte er, „habe ich mich auf höchſt ſinnliche Weiſe mit dem Tode beſchäftigt. Er gewann bei mir ſo körperliche Formen, daß ich ihn immer um mich erblicken konnte; die Geſpenſterfurcht war bei mir Lebensfrage. Nach und nach, unter dem Einfluß eines andern ſinnlichen Triebes, gab ſich dieß Grauſen; es iſt mir aber immer noch ſo viel davon geblieben, daß ich an keinem Grabe vorbeigehen kann ohne Herzklopfen, und daß mich Wunderlichkeiten, wie die eben geſchaute mit der Todtenhand, oft verfolgen. Das Reich des Todes iſt für mich nicht die feſtvermauerte Kammer, als welche ſie den Meiſten erſcheint; ich habe Spalten und Brüche in der Mauer entdeckt, wenn ich in den Neſſeln und hochgewachſenen Stauden herumwühlte, die die alte Mauer einfaſſen, und durch dieſe Spalten habe ich hie und da die Ecke, den Zipfel, den Anfang oder das Ende eines Gegenſtands geſehen, den ich nicht zu nennen weiß, der aber für mich nun exiſtirt. Gar viele ſogenannte abergläubiſche Ideen ſind für mich Sache der innigſten Ueberzeugung geworden. So halte ich's gar nicht für ſo unmöglich, daß eine Lenore wirklich von ihrem todten Geliebten abgeholt werden kann, wenn es auch gerade nicht auf die Weiſe geſchieht, wie ich's geſchildert habe."

„Ich verwunderte mich über dieſe Rede und wollte eben daran gehen, meine Gründe hiegegen und ſonſtige achtbare Anſichten zum Beſten der Aufklärung und Vernunft anzugeben, als der Dichter mit Eigenſinn ſagte: „Nichts, was einem Disput ähnlich ſieht, mein Lieber! Wir wiſſen über dieſe Dinge Beide nichts. Unſere Lehrmeiſter erwarten uns hinter jenem Gitter." Er wies hiebei auf das alte Gruftgewölbe, das wir eben verlaſſen hatten."

Der Kreishauptmann machte hier eine Pauſe, und nachdem er ſich mit einer feierlichen Miene umgeſehen hatte, ſagte er: „Jezt kommt meine Geſchichte. Es kann ſeyn, daß Bürgers Geſpräche noch ſpäter in mir nachhallten. Das bedeutende Wort eines bedeutenden Mannes verbindet ſich mit unſerer geiſtigen Weſenheit; wir mögen nun wollen oder nicht, einmal gehört und verſtanden, iſt's unſer Eigenthum, um uns entweder zu quälen, oder zu ſegnen. Bürgers Theorie der Geiſterkunde machte ſich in mancher ruhigen Denk- und Traumſtunde in mir Platz, aber was man gläubig nennt, wurde ich nie, und bin es noch nicht; denn was ich euch jezt mittheilen will, iſt zwar an's Wunder grenzend, doch immer noch kein Wunder. Urtheilt ſelbſt."

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, Januar.

Kalender und Taſchenbücher.

Die Kalenderliteratur tritt von Jahr zu Jahr produktiver auf und hat namentlich heuer bereits einen erſtaunlichen Reichthum entfaltet. Ob alle die unzähligen Volks-, Schreib-, Wirthſchafts-, Haus-, Unterhaltungs-, Belehrungs-, Witterungskalender einem wirklichen Bedürfniſſe entſprechen, ſteht dahin, indeſſen ſind ſie meiſtens für praktiſche Zwecke berechnet und dürften nach und nach die vielen überflüſſigen, weder eine beſondere Tendenz vertretenden, noch ſonſt die allgemeine Bildung ſonderlich fördernden Taſchenbücher verdrängen. Auch ſind ſie ſowohl dem Stoff nach, als ihrer Wohlfeilheit wegen beſonders geeignet, ſich zu den untern Ständen Bahn zu brechen und Popularität zu gewinnen. Bedeutender Verbreitung erfreuen ſich namentlich der von dem bekannten Jurende begründete „Vaterländiſche Pilger" und die von Salomon gemeinſchaftlich mit dem Geſchichtsforſcher J. P. Kaltenbank herausgegebene „Auſtria," lezterer ein ächter öſterreichiſcher Univerſalkalender, der ſchon in den erſten Jahren ſeines Erſcheinens das ſeltene Glück hatte, eine zweite Auflage zu erleben. Auch von Taſchenbüchern liegt die reichſte Fülle

vor, und die Wahl dürfte dem Freunde dieſes Literaturzweiges ſchwer werden; ihre Zahl iſt vom Gotha'ſchen bis zum Toilletten- und Mignonalmanach herab in der That Legion. Eine der glänzendſten Erſcheinungen in dieſem Fache iſt die vom Grafen Mailath herausgegebene „Iris," ein beſonderer Liebling der Damen. Aber auch mehrere der ältern, trotz der ſtarken Concurrenz ihr Schmetterlingsdaſeyn fortfriſtenden Almanache, wie Caſtelli's „Huldigung der Frauen," „Thalia," „Gedenke mein" u. ſ. w. dürfen noch auf eine kleine, auserleſene Zahl von Verehrern rechnen; denn die Gewohnheit, alljährlich denſelben Verein von Dichtern und Schriftſtellern wieder zu begrüßen und deren Gaben entgegenzunehmen, ſteigert ſich im Laufe der Jahre zu einer Art von Pietät. Merkwürdig iſt der Umſtand, daß in einem ſo vorzugsweiſe lyriſchen Lande, wie Oeſterreich, ein ſchon öfters verſuchter Muſenalmanach durchaus nicht gedeihen will. Ich erinnere hier an das von Carlopago begonnene „Oeſterreichiſche Odeon," das nach einigen wenigen Lieferungen wieder eingegangen iſt. Das Schickſal des von Andreas Schumacher neuerdings in's Leben gerufenen Novellenalmanachs iſt noch nicht entſchieden; er erſcheint heuer zum zweitenmale und bringt einige gute Beiträge, namentlich wieder eine Beiſteuer des ſchon im vorigen Jahrgang mit gutem Erfolge aufgetretenen Novelliſten Adalbert Stifter, eines bedeutenden erzählenden Talentes. „Abdias" im vorigen und „das alte Siegel" im heurigen Novellenalmanach haben die Aufmerkſamkeit des literariſchen Publikums im hohen Grade erregt. Pſychologiſche Tiefe der Auffaſſung und Wärme der Darſtellung ſind die hervorſtechenden Eigenſchaften dieſes hoffnungsvollen Novellendichters. — Das von einem Vereine oberöſterreichiſcher Dichter im verfloſſenen Jahre zum Beſten der abgebrannten Stadt Steyer herausgegebene Oberenſiſche Album hat ſich heuer in ein „Oberöſterreichiſches Jahrbuch für Literatur und Landeskunde" umgewandelt und iſt ſomit in die Reihe der periodiſchen Schriften getreten. Beſonderes Intereſſe gewinnt dieſes Sammelwerk durch die Dichtungen in der Mundart des Volkes, ſo wie durch manchen gehaltvollen Beitrag zur Landeskunde. — Unſere Tageblätter haben ſammt und ſonders glücklich das neue Jahr angetreten, mit einziger Ausnahme des „Adlers," der eine plötzliche Metamorphoſe erlitten hat und zu einem Lokalblatt unter dem nicht unpaſſenden Titel: „Vindobona" eingeſchrumpft iſt. Aber auch dieſem wird keine Dauer zu verſprechen ſeyn.

(Schluß folgt.)

Leipzig, Januar.

(Fortſetzung.)

Theater. — Dr. Großmann. — Das neue Leſemuſeum.

Mit dieſem Sommernachtstraum, der uns bei ſtiller Lektüre entzückt und berauſcht, gedenkt Tieck das moderne Drama zu regeneriren! Weit beſſer wäre es doch wahrlich, man ſchöſſe auf der Stelle alle Theater zu, wenn man ſich und die Zeit für zu kraftlos und unſchöpferiſch hält, neue Dramen hervorzubringen. Ein Drama, das nicht aus dem Bewußtſeyn der Zeit geboren wird, das Welt und Menſchen ſeines Jahrhunderts nicht darſtellt, hat für uns keinen Werth und wird ewig ein todtgeborenes Kind bleiben. — Die folgenden Darſtellungen waren ſchwach beſucht, der Applaus fehlte ſtets oder galt nur den geſpitzten Eſelsohren. Im Ganzen hat man den Sommernachtstraum viermal gegeben, womit er vermuthlich für immer begraben ſeyn wird. — Im Uebrigen iſt von unſerm Theater wenig zu ſagen. Die Umſtände ſind ſo, daß wir uns vor der Hand mit höchſt mittelmäßiger Oper, erträglichem Luſt- und Poſſenſpiel und einem Trauerſpiel, das durch die Darſtellung erſt recht traurig wird, begnügen müſſen. Der neue Direktor, ein äußerſt thätiger, für das Theater von jeher begeiſterter Mann, ſcheut, wie man allgemein ſagt, keine Koſten, um für alle Fächer bedeutende Kräfte heranzuziehen. Es bleibt nur zu wünſchen, daß ſeine Beſtrebungen neben billiger Anerkennung auch den zeitlichen Lohn finden mögen, ohne welchen ſo koſtſpielige Anſtalten, wie die Theater ſind, nimmer beſtehen können.

Unſer Superintendent, Dr. Großmann, der ſich als Mitglied der erſten Kammer auf dem lezten Landtage beſonders durch ſeine freiſinnigen Reden auszeichnete, die er, verſuchten Uebergriffen der katholiſchen Kirche zu begegnen, in ächt proteſtantiſchem Sinne für unſere Kirche hielt, ward dafür von einer Deputation proteſtantiſcher Geiſtlichen des Königreichs mit einer wohlverdienten Dankadreſſe beſchenkt. Es iſt ein ſeltner Fall, daß Geiſtliche regen Antheil nehmen an den Fragen der Gegenwart, noch ſeltener, daß ein Geiſtlicher zugleich ein ausgezeichneter Kanzelredner und ein einflußreiches, ſeine Zeit vollkommen begreifendes Ständemitglied iſt. Beides vereinigt ſich in Dr. Großmann dergeſtalt, daß man wohl wünſchen möchte, es würden die Funktionen eines Kultminiſters ſolchem Manne anvertraut, ein Wunſch, der allerdings nie in Erfüllung gehen wird.

Zum erſtenmale meines Wiſſens ward zu Anfang dieſes Jahres eine Art Ordenstag in Sachſen gehalten. Die Verleihungen waren zahlreich und auch in unſere Stadt verirrten ſich vier Kreuzlein des Civilverdienſtordens. Die damit Dekorirten ſind ſämmtlich Männer von Verdienſt, die in verſchiedenen Branchen Anſpruch machen dürfen auf den Dank nicht bloß der Stadt, ſondern des ganzen Vaterlandes. Daß Dr. Großmann nicht mit unter dieſen zählt, kann freilich auffallen, bedenkt man jedoch, daß rückſichtsloſe Freiſinnigkeit an ſich ſchon ein Kreuz iſt, ſo wird man die Nichtüberſendung des Ordenskreuzes nur human finden.

Das neu zu gründende Leſemuſeum in größtem Styl, von dem ich im lezten Schreiben ſprach, iſt nun bereits in's Leben getreten. Am 17. Januar wurde es zum erſtenmale eröffnet und alle Beſuchenden finden ihre Erwartungen beinahe übertroffen. Obwohl das Lokal nicht alle gewünſchten Erforderniſſe hat und nur auf Zeit von dem Vorſtande gemiethet worden iſt, ſo entſpricht doch die innere Einrichtung ganz dem Geiſte des Inſtituts. An dreihundert Zeitſchriften politiſchen, wiſſenſchaftlichen und ſchönwiſſenſchaftlichen Inhalts in verſchiedenen Sprachen ſind bereits angeſchafft. Werke zum Nachſchlagen, ein vollſtändiger Atlas u. ſ. f., auch zahlreiche Broſchüren fehlen ebenfalls nicht und werden im Laufe der Zeit zweckmäßig vermehrt werden. Die Zimmer ſelbſt ſind mit größter Eleganz und ſehr bequem eingerichtet. Zwei davon, deren Wände rundum mit Zeitungen ſo behängt ſind, daß Jeder auf die leichteſte Weiſe das geſuchte Blatt finden kann, dienen ausſchließlich zum Leſen und Arbeiten. In ihnen herrſcht die größte Ruhe. Zwei andere ſehr große Räume ſind der Converſation geöffnet. In einem derſelben kann auch geraucht werden. Eine Conditorei ſorgt für Getränke und kalte Speiſen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 14.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 34.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 8. Februar 1844.

— Auch aus entwölkter Höhe
Kann der zündende Donner ſchlagen.
Darum in deinen fröhlichen Tagen
Fürchte des Unglücks tückiſche Nähe!
Schiller.

Bürgers Lenore.

(Fortſetzung.)

„Als ich die Univerſität verließ, kam ich durch Geſchicke, deren nähere Erörterung nicht hieher gehört, nach Amerika, um dort mir eine Laufbahn zu ſuchen. Es ging mir Anfangs widrig genug. Der ausbrechende Krieg machte meine Plane zu nichte und zerſtörte meine ſchönſten Hoffnungen. Doch war ich jung und überſtand es. Meine Verhältniſſe zu einem angeſehenen Bankhauſe in Philadelphia geſtalteten ſich ſo günſtig, daß ich, Anfangs als Arbeiter im Comptoir aufgenommen, ſpäter das beſondere Vertrauen des Chefs erlangte und, was mir erfreulicher als alle ſonſtigen Vortheile war, in den Familienkreis des Maſter Hoper eingeführt wurde. Damals waren die Anglo-Amerikaner noch viel ſtolzer und zurückhaltender gegen Fremde, als ſie es jezt ſind. Im Hauſe des Maſter Hoper lernte ich ſeine zwei Nichten kennen, zwei engelſchöne und engelgute Mädchen. Mir ahnete damals nicht, auf wie enge Weiſe ich mit dem Lebensſchickſal dieſer Mädchen verbunden werden ſollte. Die älteſte, Lucie, war, als ich ſie kennen lernte, halb und halb mit einem engliſchen Flottenkapitän verſprochen. Der Onkel billigte dieſe Heirath nicht, deßhalb konnte ſie auch nicht geknüpft werden; aber die jungen Leute hatten ſich das Wort gegeben, einander anzugehören, komme was da wolle. Ich verliebte mich in die jüngere, Clariſſa, und hatte bald Urſache zu vermuthen, daß meine Neigung nicht unerwidert blieb. Ich wagte indeſſen keine Erklärung, da ich, ehrlich geſtanden, noch weniger Hoffnung hatte, mein Ziel auf geradem Wege zu erreichen, als der Flottenkapitän."

„Aber wie die Liebe launiſch iſt und ihrer eigenſten Natur nach ein Räthſel, ſo geſchah es, daß unſere Herzen leiſe ſich auf falſche Fährte begaben. Ich tröſtete die arme Lucie, wenn ihr Bräutigam ihr lange nicht geſchrieben, und aus dieſen Tröſtungen wurden allmählig Liebeserklärungen. Clariſſa dagegen korreſpondirte, wie wir erſt ſpäter erfuhren, ſehr angelegentlich mit ihrem Schwager in Hoffnung, und ihr blieb der ſonderbare Liebhaber keinen Brief ſchuldig. Daß aber von Liebe in dieſen Briefen die Rede geweſen, ſtellte Sir Robert immer hartnäckig in Abrede, im Gegentheil mahnte er Lucie an ihr gegebenes Wort und verſicherte ſie, daß nichts in der Welt ihn abhalten werde, zur Verlobung ſich bei ihr einzufinden. Lucie lächelte über dieſe ſo zuverſichtliche Zuſage, denn ein weites, gefahrvolles Meer trennte die Liebenden. Ich muß geſtehen, daß ich dieſes weite, gefahrvolle Meer zu meinem Bundesgenoſſen machte, und daß ich immer kühner in die arme Lucie drang, den

fernen Geliebten aufzugeben und den nahen gnädigst anzunehmen. Sie that es. Ein Absagebrief mit ziemlich obenhin gehaltenen Gründen, wie sie die Laune eines wankelmüthigen Mädchens aufzufinden weiß, ging nach Europa ab. Ein verzweiflungsvoller, drohender Brief war die Antwort, in welchem der Kapitän mir den Tod schwor und seiner Ungetreuen auf's Neue betheuerte, daß er sicherlich kommen werde, sie zu erkämpfen und heimzuführen. — Meine Braut spottete dieser Drohung; der leidenschaftliche Brief des armen verbannten Freundes gab ihr nur Stoff zum Hohn, nicht zum Nachdenken. „Er sagt, ich habe mich ihm versprochen," rief sie; „nun ja, es ist wahr, allein kann ich nicht andern Sinnes werden? Ist ein solches Wort, das in süßer Mondnacht und beim Geflüster einer traulichen Jasminlaube uns entlockt wird, etwa eben so bindend als jenes, das wir am Altar aussprechen? Genug, ich halte mich für frei, und so soll er's auch. Die Frauen haben die entscheidende Stimme, nicht die Männer!"

„Man kann sich wohl denken, daß ich ihr nicht widersprach. Der Onkel hatte eingewilligt, der Tag der Hochzeit wurde festgesezt, Clarissa tröstete sich über meinen Verlust, indem sie ein Liebesverhältniß mit einem Eingeborenen anknüpfte, einem jungen reichen Kaufmann, der ihr in jeder Weise mehr behagen mußte, als meine geringe Person. Wenige Tage vor unserer Hochzeit langte die Kunde von dem Tode des Kapitäns an; er war gestorben, als er sich eben zur Reise nach Amerika anschickte. „Also todt!" rief meine Braut; „sey's, todt oder lebend, er gehörte uns nicht mehr an. Es ist abgethan." — Der Abend unserer Vermählung rückte heran. — Ich seh' es euern Mienen an, daß ihr jezt auf einen gespenstischen Zuspruch wartet; aber ihr irrt euch. Die Hochzeit ging vorüber, so ruhig, so fröhlich und so wohlbestellt als irgend eine, die in den Vereinigten Staaten begangen worden. O man muß nicht glauben, daß die Geister mit der Thür in's Haus fallen. Ihr Nahen ist unvermerkt und leise; sie unterhöhlen unser Daseyn mehr, als daß sie es mit einem Schlage über den Haufen stürzten. Hört weiter."

„Wir waren zwei Jahre verheirathet, als sich bei Lucie eine Melancholie seltsamer Art einstellte; sie war nicht mehr das fröhliche, heitere Geschöpf wie ehedem. Dennoch mangelte unserem Glücke nichts; wir liebten uns und das äußere Wohlergehen mehrte sich eher, als daß es abnahm. Die Träumereien meines jungen Weibes nahmen überhand; in den stillen, vertraulichen Abendstunden, wenn wir lesend und über das Gelesene plaudernd die Süßigkeit der Einsamkeit kosteten, erschloß sie mir ihr Herz und gestand mir, daß sie etwas abergläubisch sey. „Ei, mein Kind," sagte ich, „diese Schwachheit hab' ich noch nie an dir bemerkt." — „Ich habe sie auch erst seit einem Jahre ungefähr." — „Und worin besteht dein Aberglaube?"

(Schluß folgt.)

Ueber die dramatische Poesie der Chinesen.

(Schluß.)

Hai tang. Ich flehe Ew. Excellenz unterthänigst an, abzulassen von diesem rollenden Donnerzorne, zu entfernen diese Tiger- und Wolfsmiene. An Se. Würden Ma verheirathet, habe ich dieses Kind geboren; zehn Monate lang habe ich es im Leibe getragen, drei Jahre habe ich es gestillt. Ich verschluckte alle Bitterkeiten und entfernte alle Annehmlichkeiten des Lebens. War das Kind heiß, so trocknete ich es ab, war es kalt, so erwärmte ich es. Welche Plagen und Mühseligkeiten erduldete ich nicht, um dieses Kind bis zu seinem fünften Jahre zu erziehen! — Ich wendete keine Kraft an, weil das Kind, wenn es von zwei Seiten gezerrt würde, sicherlich Schaden leiden müßte; es ist zart und schwach, man könnte ihm leicht ein Glied zerbrechen. Wenn, o Herr, Sie mich auch todt schlagen lassen, so werde ich mich doch nicht unterstehen, es gewaltsam aus dem Kreise zu ziehen. Ich wage zu hoffen, daß Ew. Excellenz Mitleiden mit mir haben werden.

(Sie singt nach der Weise: Der hängende Jaspisbacken.)

Meinem eignen Kind sollt' ich bereiten Schmerzen?
Thut dieß eine Mutter mit Gefühl im Herzen?

(Sie spricht dazwischen.)

Excellenz, überdenken Sie es nur selbst!

(Sie singt.)

Ich sollt' es ziehen an den Armen,
Die wie Hanfstengel weich und zart!
Die Andre mag sich nicht erbarmen,
Die Frau, wie Stein und Stahl so hart.
Doch sieh, wie jezt es fügte das Geschick,
Entgeht wohl kaum die Wahrheit Ihrem Blick.
Ich fürcht', zu brechen seine Glieder,
Und jene denkt nur auf Gewinn,
Mir sinken diese Hände nieder,
Ihr steht nach Selbstsucht nur der Sinn.
Ja, rißen wir nun beide gleich geschwind,
Verloren, ach verloren wär' das Kind!

Oberrichter Pao. Des Gesetzes Sinn ist schwer zu ergründen, aber die Leidenschaften und Wünsche der Menschen kann man erforschen. In einem alten Sprüchworte heißt es: „Siehst du, was sie treiben, siehst du, warum sie es so treiben, und erforschest du, wo sie hinzielen, dann wirst du die Menschen erkennen." Ihr seht wohl, welchen Allerweltsschatz dieser Kohlenkreis enthält. Diese Frau dachte in ihrem Herzen das Vermögen des Ma Kiun king an sich zu reißen, und deßhalb wollte sie dieses Kind rauben. Wie konnte sie nur zweifeln, daß

Wahrheit und Lüge nicht bald geſichtet und Alles offenkundig werde?

(Er ſpricht die Verſe:)

Gierig, das Vermögen zu erwerben,
Raubte dieſe jener Frau das Kind;
Doch die Mutter und die rechten Erben,
Hier der Kohlenkreis fand ſie geſchwind.
Dieſes Weib, von außen ſanft und mild,
Iſt im Herzen giftig, wölfiſch wild.

Ich habe Tſchang lin aufgetragen, den Buhlen hieher zu bringen. Aus welchem Grunde bleibt er wohl ſo lange?

Tſchang lin (den Aſſeſſor Tſchao hereinführend, kniet nieder). Ich zeige Ew. Excellenz unterthänigſt an, daß ich hier den Aſſeſſor Tſchao hereinbringe.

Oberrichter Pao. Siehe, Aſſeſſor Tſchao, da haſt du dir einen ſchönen Handel zugezogen! Um deiner Wolluſt zu fröhnen, haſt du Ma Kiun king vergiftet; das Kind haſt du geraubt, um das Vermögen an dich zu reißen; dann haſt du die Nachbarn und die Hebammen erkauft, um ein falſches Zeugniß zu deinen Gunſten zu erhalten. Lege mir nun über einen Punkt nach dem andern ein reines, wahres Bekenntniß ab.

Aſſeſſor Tſchao. Ei ja! meine Wenigkeit iſt Aſſeſſor; ein Officiant am Gerichte, wie ſollte er die Geſetze und Verordnungen nicht kennen? Alles dieſes muß dem Bezirksrichter, gemeinhin Su, der Zweideutige genannt, aufgebürdet werden. Bin ich wohl, frage ich, in ſeiner Hand mehr als der Daumen, der ihn krazt, oben, unten und wo immer es ihn juckt? Ich führe bloß das Protokoll. Wenn alſo in dem Verhöre ſelbſt Fehler vorkommen, ſo iſt der Aſſeſſor nicht dafür verantwortlich.

Oberrichter Pao. Ich frage dich jezt nicht nach dem Protokoll oder dem Verhör, ſondern ich frage dich, ob du der Wolluſt wegen Ma Kiun king vergiftet haſt?

Aſſeſſor Tſchao. Ew. Excellenz ſieht wohl nicht, daß dieſes Frauenzimmer ein doppeltes Geſicht hat, durch und durch angeſtrichen? Wiſcht man dieſe Schminke ab, ſo bekommt man Wangen und Lippen, wie ſie Niemand auf der Straße aufleſen möchte. Wie könnte nun meine Wenigkeit mit einer ſolchen Perſon ſich in Liebesabenteuer eingelaſſen haben?

Die Frau. Wenn wir allein ſind, ſagſt du immer, ich gleiche der Kuan jin. Wie ſehr mißhandelſt du mich jezt! In der That, du lügſt das Herz eines Mannes!

Tſchang lin. Während des geſtrigen großen Schnees kam der Aſſeſſor Tſchao mit dieſer Frau des Weges einhergegangen, um mit den beiden Gensdarmen ſich zu unterreden. Wie wäre es nun möglich, daß er nicht ihr Buhle iſt? Man möge nur die beiden Gensdarmen verhören und es wird Alles klar werden.

Gensdarm. Wir fanden beide zuſammen und haben ſie ergreifen wollen, um ſie hieher zu bringen.

Oberrichter Pao. Regiſtrator, ergreife den Aſſeſſor Tſchao, nimm dann einen großen Stock und prügle mir ihn durch.

Der Regiſtrator. Ich gehorche.

(Er ſchlägt den Aſſeſſor Tſchao.)

Hai tang (ſingt nach der Weiſe: Treffliche, ſchöne Harmonie).

Meinteſt, mit Frau Ma, da ſoll es ewig währen,
Tſchang Hai tang, die ſoll, wird nimmer wieder kehren!
Meine Führer wollteſt du zum Mord bewegen.
Sprich! die Lippe ſteht der Lippe grad entgegen!

(Der Aſſeſſor Tſchao ſtellt ſich todt.)

Oberrichter Pao. Dieſer Kerl wagt es, ſich todt zu ſtellen. Regiſtrator, nimm doch einiges Waſſer und bring ihn zu ſich.

(Der Regiſtrator beſprizt ihn mit Waſſer und Tſchao erwacht.)

Oberrichter Pao. Bekenne nur ſchnell!

Aſſeſſor Tſchao. Meine Wenigkeit hatte mit dieſer Frau ſeit langer Zeit Umgang. Nach den Geſetzen fällt dieß aber bloß unter den Artikel „Unzucht" und wird nicht mit dem Tode beſtraft.* Das Gift habe ich zwar gekauft, aber einen Gebrauch davon zu machen, war meiner Abſicht durchaus entgegen. Dieſe Frau hat ſelbſt das Gift genommen, es in die Brühe geworfen und ſo ihren Mann umgebracht. In Betreff des Kinderraubes ſagte ich ihr gleich Anfangs: Du biſt die Mutter nicht, laß es! Aber ſie entgegnete, ſie müſſe das Kind an ſich reißen, um des Vermögens ſich bemächtigen zu können. Uebrigens bin ich ein armer Beamter. Wie wäre ich im Stande geweſen, die Nachbarſchaft und die Hebammen zu beſtechen! Die Frau hat das gethan. Das Erkaufen der Gensdarmen, um die Hai tang auf dem Wege zu ermorden, muß ebenfalls dieſer Frau zugeſchrieben werden.

Die Frau. Du feiger, gemeiner Kerl, du Bettler um's Leben, willſt du nicht gleich bekennen? Sprich, was ſoll ich ſagen? Ja, es komme Alles über mich! Alles komme über mich! Iſt es doch kein großes Unglück, zu ſterben! Wenn unſere Hinrichtung vorüber iſt, werden wir an der gelben Quelle ewig als Gatte und Gattin zuſammen leben. Iſt denn dieß nicht auch ſchön?

Oberrichter Pao. Ihr hier unten Verſammelten, vernehmet das Urtheil:

Der Richter Su ſchun von Tſching tſchrou wird, da im Verhöre Unregelmäßigkeiten vorfielen, ſeines Amtes** entſezt, er wird unter das gemeine Volk geſtoßen und kann niemals mehr eine Anſtellung erhalten. Die Nach-

* Alle öffentlichen Beamten, welche Ehebruch begehen mit der Frau eines Privatmannes, werden degradirt, erhalten dann hundert Stockſchläge und müſſen einen Monat lang das Halsbrett tragen.

** Wörtlich: Seiner Kappe und ſeines Gürtels.

barn und die Hebammen hätten ſich durch das Geld der Klägerin nicht ſollen erkaufen laſſen, um vor Gericht ein falſches Zeugniß abzulegen. Jeder von ihnen erhält achtzig Stockſchläge und ſie werden auf 300 Li verwieſen. Tong tſchao und Sin pa, bei dem Gerichte ſelbſt angeſtellt, hätten noch viel weniger Geld annehmen ſollen. Demgemäß wird auch ihre Strafe, im Verhältniß zu der gewöhnlicher Leute, um einen Grad erhöht. Sie erhalten hundert Stockſchläge und werden in eine entfernte wüſte Gegend verwieſen, um als Sklaven im Heere zu dienen. Der Ehebrecher und die Ehebrecherin hätten Ma Kiun ling nicht vergiften, ſie hätten das Kind nicht rauben ſollen, um ſich des Vermögens zu bemächtigen. Nach reiflicher Ueberlegung verurtheile ich ſie deßhalb zu einem kalten langſamen Tod. Sie werden auf den öffentlichen Platz geführt und dorten mit einem Beile in hundert und zwanzig Stücke zerhauen werden. Alle Habe iſt der Tſchang Hai tang zugeſprochen; das Kind Scheou lang wird ihr zurückgegeben, damit ſie es erziehe. Tſchang lin ſey es freigeſtellt, mit ſeiner Schweſter zu leben; er mag ſeinen öffentlichen Dienſt aufgeben.

(Er ſpricht die Verſe.)

Dem Zierling Tſchao ſtand nach Wolluſt nur der Sinn.
Hai tang ward gedrückt durch ungerechte Klage.
Sieh, den Kohlenzirkel zieht der Richter hin,
Und die Schuld und Unſchuld bringt er ſchnell zu Tage.
Die da falſch gezeugt, Verbannung iſt ihr Theil,
Und die Hauptverbrecher ſterben vor den Stufen.*
Du Tſchang lin ergreifſt mit eigner Hand das Beil!
Hai tang wird vergebens nicht dem Kinde rufen!

Hai tang und Tſchang lin werfen ſich nieder, ſo daß ſie mit der Stirne den Boden berühren.

(Sie ſingen nach der Weiſe: Der Geiſt der Gewäſſer.)

„Es verkünden die Wahrheit wir,
Deßhalb ſind wir ja ſämmtlich hier.“
Nachbaren, ſpracht ihr ſo nicht?
„Es geſchah vor vielen langen Jahren,
Wie mag man im Geiſt es treu bewahren?“
Wehmütter, ſpracht ihr ſo nicht?
„Unſer Richter iſt ſtreng gerecht,
Gut iſt gut für ihn, ſchlecht iſt ſchlecht.“
Aſſeſſor, ſprachſt du ſo nicht?
„In der Stadt, wer immer mich kennt,
Lieb und trefflich mich jeder nennt.“
Gnädige, ſprachſt du ſo nicht?
Heut aber ſteht entlarvt das Gezücht
Hier zu Kai ſong fu im Gericht.
Falſche Menſchen, ihr ſeyd verbannt
Weit weg in ein ſchreckliches Land,
Und euch andern iſt es erlaubt,
Auf den Markt zu tragen das Haupt.
Würde doch, Excellenz, der ganzen Welt
Der Kohlenkreis vor Augen geſtellt!

* Nämlich vor den Stufen des Gerichts.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig, Januar.

(Schluß.)

Das neue Leſemuſeum. — Baumgärtner.

Bei Eröffnung des Leſemuſeums iſt von Seiten des derzeitigen Directoriums beſchloſſen worden, daß Einheimiſche nur als Abonnenten Zutritt haben ſollen, während Fremden der Eintritt gegen Erlegung einer Kleinigkeit — für den Tag $2\frac{1}{2}$ Neugr., für die Woche 10 Neugr. — geſtattet iſt. Dieſe Maßregel, die Viele unbillig finden, war jedenfalls nothwendig, da ſonſt bei der Menge junger Leute, vornehmlich Sonntags und etwa bei ſchlechtem Wetter, hunderte für ſo geringes Geld ſich ſtundenlang hinſetzen und die Abonnenten verdrängen würden. Ein beſoldeter Direktor ſteht der Anſtalt vor, einige Diener ſind angewieſen, die Zeitungen ſtets in Ordnung zu erhalten und den Beſuchenden zur Hand zu ſeyn. Die Zahl der Abonnenten wird bereits gegen dreihundert betragen. Das Inſtitut iſt von früh 8 bis Abends 10 Uhr geöffnet, glänzend erleuchtet und ſehr beſucht, und ſo ſteht zu erwarten, daß es in kurzer Friſt ein Sammelplatz aller bedeutenden Einwohner unſerer Stadt wie ausgezeichneter Fremden werden wird.

Die vor Kurzem an die Stände des Großherzogthums Baden gelangte Broſchüre, „die geheimen Beſchlüſſe der Wiener Conferenz vom 12. Juni 1834,“ iſt ſeit einigen Tagen auch zu uns gekommen. Sie geht von Hand zu Hand, von Geſellſchaft zu Geſellſchaft, und ihr Inhalt, der zu ſo manchem Geſchehenen einen überraſchenden Commentar liefert, erregt das größte Aufſehen.

Im December ſtarb einer der älteſten Buchhändler unſerer Stadt, der königl. preußiſche Conſul und Ritter des rothen Adlerordens Dr. Baumgärtner. Ein ungemein thätiges, aber auch von ſeltenem Glück getragenes Leben hatte den urſprünglich Mittelloſen zu einem ſehr vermögenden Manne gemacht. Als Buchhändler zeichnete er ſich durch glückliche Einfälle und richtige, auf die wandelbare Stimmung der Zeit ſtets berechnete Spekulationen aus. Die erſt in neuerer Zeit zu höchſter Blüthe gediehene „allgemeine Leipziger Modezeitung“ war ſeine liebſte und auch in pekuniärer Hinſicht lohnendſte Schöpfung. So lange es ſeine Kräfte erlaubten, leitete er dieſes Inſtitut größtentheils ſelbſt, erſt ſpäter übergab er es andern Händen, ohne ihm jedoch ſeine Theilnahme ganz zu entziehen. Die bedeutende Buchhandlung, welche ſeinen Namen trägt, wird ſchon ſeit Jahren von dem Sohne des Verſtorbenen fortgeführt, der bei der Leipziger Bürgerſchaft den Ruf eines rechtlichen, für das allgemeine Beſte ſtets wirkſamen Mannes hinterläßt.

Der Winter ſcheint dießmal ohne Schneegewand an uns vorübergehen zu wollen. Nach wochenlangem Regenwetter und dichtem Nebel fiel erſt in der zweiten Woche des Januar harte trockene Kälte ein, die indeß ſchon wieder dem ſtürmiſchſten Thauwetter gewichen iſt.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 12.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 35.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 9. Februar 1844.

An der Liebe Buſen ſie zu drücken,
Gab man höhern Adel der Natur,
Alles wies den eingeweihten Blicken,
Alles eines Gottes Spur.

Schiller.

Die Triumphzüge der Virtuoſen.

Vierter Abſchnitt.

Was wir im Bisherigen über den Kunſtenthuſiasmus im Alterthum beigebracht, mag hinreichen, die Leſer mit dieſer Seite des antiken Lebens im Allgemeinen bekannt zu machen. Aus dieſer überſichtlichen Erörterung eines für das Menſchengemüth jedesfalls äußerſt anregenden und intereſſanten Kapitels der Sittengeſchichte dürfte ſich neuerdings ein Satz ergeben, der allen wahren und unbefangenen Forſchern vorzeitlicher Zuſtände längſt klar geworden iſt. Unter allen Zonen, in allen Zeitaltern, unter den ſcheinbar größten Verſchiedenheiten der allgemeinen Geſichtspunkte, namentlich der Religionen, Staatsverfaſſungen, Kulturverhältniſſe, bleibt die Menſchennatur ihren ewigen Geſetzen treu, und der antike Menſch, antikes Leben, antike Sitten ſind nicht im Mindeſten von den modernen ſpezifiſch verſchieden.

Der Leſer konnte meinen, durch uns in Zeiten und Sitten geführt zu werden, wo eine höhere Denkart, eine allgemeinere ſittliche Taktfeſtigkeit, eine ſtrengere äußerliche Geſetzkräftigkeit, die öffentliche Geſinnung vor der Imbecillität der heutigen Kunſtſchwärmerei bewahrten. Wir ſind aber durch den Gang einer hiſtoriſchen Beleuchtung genöthigt worden, dieſelben Erſcheinungen, wie ſie heute den Vernünftigen ärgern, in undenklicher Vorzeit aufzudecken, ja eigentlich noch viel weiter getriebene Excentricitäten an's Licht zu bringen.

Wir ſezten uns vor, die aus allen Zeitungen unſerer Tage, von allen Dächern unſerer Städte, von den Lippen aller unſerer ſchönen Geiſter wiederhallenden Triumphe der modernen Virtuoſen an die Fackel einer ernſtlich rügenden Kritik zu halten, und gelangten dahin, noch ganz andere, viel eigentlichere, in Geiſt und Form weit feierlichere, vollſtändigere Triumphe des Virtuoſenthums veranſchaulichen zu müſſen, Triumphe, die ſogar mitten aus dem Kerne religiös-nationaler Geſinnung heraus gleichſam von Amtswegen angeordnet waren, während die heutigen Verherrlichungen deſſelben denn doch meiſtentheils nur die augenblicklichen Ergüſſe oder Auswüchſe eines müßigen Privathanges ſind.

Indeſſen möchte nun eben darin der wahre Kern des Unterſchieds und der Differenzpunkt des Beifalls- und des Tadelnswürdigen zu ſuchen ſeyn. Das Alterthum übte dieſe Bewunderung und die aus derſelben erfolgende triumphatoriſche Apotheoſe des individuellen Kunſttalentes öffentlich, von Staats- und Religionswegen, als den Ausfluß eines nationalen, urſprünglichen, der Geſammtheit in ihrer ſittlich-geſellſchaftlichen Vereinigung gemeinſamen Gefühls, nicht aber und in keiner Weiſe vermöge

bloßer Willkühr und guter Laune der Privatneigung. Die alte Welt wollte entschieden und ausschließlich mit dieser Verherrlichung des Einzelnen in erster Linie lediglich die Gottheit verherrlichen, als den Urquell und die Schutz- und Obmacht jenes Allen gemeinsamen Gefühles und der gleichfalls allen gemeinsamen Empfänglichkeit für deren höchste geistige Gaben, und damit zugleich dieses Gesammtgefühl selbst, diese Empfänglichkeit, diese nationale Uebereinstimmung im Rechten und Schönen. Und so trat denn das Individuum als solches in der That zurück; es ward lediglich zum beglückten Träger eines von der Gottheit in einem feierlichen, seltenen Momente auf die ganze Nation gnadenvoll gelegten Segens. Indem der Nation in solchen Augenblicken das äußerlich und irdisch Höchste und Köstlichste lediglich diente, das göttlich Höchste und Köstlichste in seinen vollen Glanz zu setzen, legte sie sich gewissermaßen in ihrer Gesammtheit, als Opferer und Opfer zugleich, zu den Füßen der Gottheit und vollzog auf diese Weise wahrhaft einen Akt überschwenglich großartiger, in seinem tiefsten Wesen heiliger und frommer Symbolik, die uns auf der Stufe religiöser Verinnigung und Selbstentäußerung, auf welche uns das Christenthum gestellt hat, allerdings unbegreiflich ist. Daß dieß der Sinn jener religiös-nationalen Verherrlichungen gewesen sey, davon würde den Wißbegierigen ein sorgfältiges Studium der Geschichte jener agonistischen Stiftungen, besonders aber auch der Pindarischen Lyrik leicht überzeugen.

Aus diesem Gesichtspunkte nun gefaßt, erscheint uns die griechische Virtuosenweihe, diese an Pracht, Aufwand und Ruhm dem größten Siegespompe der Feldherrn und Könige gleichkommende Verherrlichung des siegreichen Kunsttalentes, nicht anders als im Lichte einer aus der Natur des antiken Lebens fließenden Offenbarung eines nationalen Selbstgefühls. Und es war dieß ein Leben, welches, unmittelbar im Vollgenusse einer frischen Sinnlichkeit, eines in sich selbst befriedigten Lebensgefühles, einer unreflektirten Zuversicht auf den Augenblick schwelgend, das gesammte Daseyn lediglich als ein Spiel, eine Festlust, einen Zeitvertreib für die leichtlebenden Götter ansah. Eben weil uns für ein so einfach und schlechthin auf den Geist des Augenblicks gegründetes Daseyn die Fülle des Verständnisses abgeht, müssen wir hiebei die Regung jedes tadelnden Urtheils weislich und bescheiden zurückhalten. Es ist ganz eigentlich der Kultus des Genius, gegen welchen wir, vom Standpunkte jener naiven Zeiten und Völker aus, nichts Gegründetes einwenden, aber eben so wenig uns beifallen lassen können, eine so fröhliche Confusion des Göttlichen und des Menschlichen in unsere gereiften, männlichen, ernsten Tage zurückzuführen.

(Fortsetzung folgt.)

Bürgers Lenore.

(Schluß.)

„Das mußt du nicht fragen," erwiderte Lucie; „sagt man's einmal, so hat man dem Traume Wirklichkeit verliehen. Doch will mir seit einiger Zeit Roberts Physiognomie und Gestalt nicht aus dem Sinn." — „O ist's das?" — „Ja, das ist's. Es bleibt bei allem dem wahr, daß ich dem armen Jungen mein Wort gab, die Seinige zu werden." — „Das sind Grillen, mein Engel." — „Das weiß ich; ich achte diesen Traum auch nicht höher." — „Träume? Also du hast von Robert geträumt?" — „Seit einigen Nächten, ja. Er versprach zu kommen und mich abzuholen." — „Das ist Thorheit!" — Das Gespräch hatte hier ein Ende und wurde nicht wieder aufgenommen."

„Wir saßen an einem trüben Winterabende beisammen. Ich las, Lucie beschäftigte sich mit Stickerei. Es fehlt ihr ein Päckchen bunter Wollenfäden, sie steht auf, es zu holen, und geht in ihr dunkles Schlafkabinet. Unterdessen lese ich still weiter; ich lese das Kapitel zu Ende, ich fahre auf, denn es wundert mich, daß sie noch nicht zurückkommt. „Lucie!" rufe ich, „was hast du? Mein Kind, komm schnell, wir wollen weiter lesen." Keine Antwort. — „Lucie!" rufe ich nochmals. Im dunkeln Zimmer bleibt es still, kein Laut ist zu hören. Ich stehe auf und gehe in's Kabinet; ich sehe sie nicht. Das Bett, der Tisch, das Fenster, das Bänkchen davor, der kleine Betpult — Alles still, einsam, unverrückt an seiner Stelle. „Lucie!" rufe ich nochmals; „welch eine Kinderei! Warum versteckst du dich? Soll ich dich hinter dem Fenstervorhang suchen?" Ich glaube, indem ich dieß spreche, ihr leises Lachen zu hören, streife die Mousselinwellen zurück — Alles still, nirgends ein menschliches Wesen. Ich eile nun hinaus, völlig überzeugt, sie sey im Dunkeln an mir vorbeigeschlüpft und nehme bereits ihren Platz auf dem Sopha wieder ein; aber auch hier ist sie nicht. Jezt überkommt mich ein Gefühl des recht eigentlichen Gespenstergrausens; doch dränge ich's zurück, setze mich hin und erwarte, jede Minute die Verschwundene wiederkehren zu sehen. Vergebens! sie erscheint nicht. Mit einem Gefühl von Beklemmung, das ich nicht beschreiben kann, durchsuche ich jezt das ganze Haus, zunächst den anstoßenden Gang, die Treppenflur; überall lasse ich den theuern Namen und überall vergeblich erschallen. Lucie ist fort!"

Die Zuhörerinnen des Kreishauptmanns unterbrachen ihn hier, indem sie einstimmig riefen: „Wie ist das möglich?" — „Ja," sagte der Erzähler, „diese Frage that ich mir auch; ich rang meine Hände und rief:

„Wie iſt's möglich?" Aber alle meine Ausrufungen, Bitten, Thränen, die Nachforſchungen, die ich, der Himmel weiß wie ſorgſam und wiederholt anſtellte, die ich in öffentliche Blätter ſetzen ließ — Alles blieb fruchtlos. Lucie war verſchwunden und nie habe ich wieder das Mindeſte von ihr gehört."

„Geſtehen Sie, daß das etwas ſtark iſt," nahm die Tante das Wort, indem ſie mit einigem Verdruß ihr Strickzeug von ſich warf und ſich ſelbſt in die Polſter des Sophas zurücklehnte. „Ihre Frau iſt alſo von den Geiſtern geholt worden, geradezu weggeholt, und noch dazu ganz körperlich, indem nichts von ihr übrig geblieben. Das iſt ſtark!" — „Allerdings iſt es ſtark, und vielleicht für den entſchiedenſten Geſpenſterglauben doch noch zu ſtark," entgegnete der Kreishauptmann achſelzuckend; „ich habe auch verſprochen, etwas an's Wunder ſtreifende zu erzählen, das aber noch immer kein Wunder iſt." — „Und wie wollen Sie's denn erklären?" fragten die Damen. — „Wie? ich weiß es nicht."

„Vielleicht," nahm die Tante wieder das Wort, entkam die Unglückliche, von ihrem ſchwarzen Dämon Gepeinigte, durch eine verſteckte Thür oder durch's Fenſter." — „Weder gab es eine ſolche Thür in dem Gemach, noch konnte das Fenſter ihr zum Entkommen behülflich ſeyn, indem ſtarke Gitterſtäbe es verwehrten, eine Vorſicht, die ich in unſerer Landwohnung nöthig fand, um uns gegen nächtlichen Einbruch, der damals nichts Seltenes in der Gegend war, ſicher zu ſtellen. Und weßhalb denn überhaupt Entweichung und Flucht? Welchen Grund konnte ſie haben, ſich mir ſo heimlich und treulos zu entziehen? Sie, die die Liebe und das Vertrauen ſelbſt war und keinerlei Gedanken vor mir geheim hielt, ſie ſollte plötzlich und unter ſo räthſelhaften Umſtänden Nachts entweichen, ohne Abſchied, ohne ein Wort der Erklärung? O nein, wer ſie kannte, wie ich ſie kannte, hält alles Andere für möglich, nur nicht eine ſo treuloſe, böswillige Entweichung." — „Aber auf irgend eine Weiſe muß ſich doch das Räthſel natürlich löſen laſſen," bemerkte die Tante noch eifriger.

„Freilich wohl," entgegnete der alte Mann; „ich habe auch immerdar vor der Welt gethan, als ſey mir ein treues Weib entführt worden, und habe einen hohen Preis geſetzt für den, der mir von ihr Nachricht bringe. Im Stillen aber hab' ich meine eigenen Gedanken gehabt. Je weniger ich für mein Denken und Empfinden den Vorfall erklären konnte, deſto mehr gab ich mir Mühe, ihn vor der Welt erklärlich zu machen. Jezt ſind übrigens die Jahre dahingegangen und haben in ihre Nebel dieſes und noch manches andere Geheimniß gehüllt. Meine Verſchollene iſt mir darum nicht minder lieb und theuer, weil ſie nicht auf dem Sterbebette von mir Abſchied genommen. Sie iſt von mir gegangen in der lieblichſten Jugend und Schöne, ich habe ſie verloren, wie man ſeine Jugend verliert, von der man auch nicht Tag und Stunde des Abſchieds angeben kann. Sey ſie entführt, ſey ſie nun auf unerklärliche Weiſe verunglückt, oder ſey ſie von der Erde genommen durch einen ſtarken, wilden Geiſterarm — mir gleich; ich verehre ihr Andenken in andächtigen Schauern. Ich bitte euch, jezt, da ihr meine Geſchichte wißt, deutelt und erklärt nicht an ihr herum. Denkt an den Vater Bürger, den Balladendichter; dem ſchien die Sache glaublich, und dann denkt an den Prinzen Hamlet, der da ſagt: „Es geſchieht Vieles unter'm Monde, von dem ſich unſere Philoſophie nichts träumen läßt."

Die Frauenzimmer ſahen dem alten Herrn zweifelnd in das ſonderbar lächelnde Geſicht; Friedrich aber wollte eben den ganzen Geiſterglauben des Kreishauptmanns mit den bündigſten Beweisgründen über den Haufen ſtürzen, als ein Poſthorn draußen erklang und die ganze Geſellſchaft aufſpringend freudig rief: „Er kommt! er kommt!" — Bürgers Lenore und aller Geiſterſpuk wurden jezt als entbehrlich bei Seite geſchoben.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, Januar.

(Schluß.)

Literatur.

Mit einer Art ſtolzer Suffiſance kündigen die älteren hieſigen Journale ihr nunmehr angetretenes ſo und ſo vieltes Lebensjahr, z. B. die Theaterzeitung ihren 56ſten, der Sammler ſeinen 37ſten ꝛc. Jahrgang an, was allerdings unter den gegenwärtigen Zeitumſtänden kein geringer Triumph wäre, wenn nur auch die Vaſallentreue der Abonnenten im Verhältniſſe mit der Anciennetät ſtände. In der That friſtet manches der hieſigen Blätter ſeine Exiſtenz auf eine wahrhaft räthſelhafte Weiſe; es müſſen Rudera alter Sympathien vorhanden ſeyn, von denen das matt fortvegetirende Leben zehrt. Ein Matador der hieſigen Blätter war bisher Bäuerle's „Theaterzeitung." Von jeher ein allen Launen und Liebhabereien der Leſer fröhnender Proteus, nie um Neuigkeiten verlegen, enkomiaſtiſch bis zur Ueberſchwänglichkeit, hat ſich dieſes weit verbreitete Blatt bis jezt in der Gunſt des vielköpfigen Mäcens, Publikum, zu erhalten verſtanden. — Zu den alten Blättern ſind aber einige neue hinzugekommen, als da ſind: eine längſt projektirt geweſene, aber immer wieder in der Geburt verkommene „Wiener Literaturzeitung," dießmal von dem bekannten Literaten Dr. A. Schmidl unternommen und mit einem Kunſt- und Beiblatte für Geſchichte, Statiſtik und Naturkunde ausgeſtattet. Sie ſcheint beſtimmt zu ſeyn, das ehemalige „hiſtoriſche Archiv" zu erſetzen. Eine weitere journaliſtiſche Neuigkeit iſt eine von mehreren Aerzten gegründete „homöopathiſche Zeitſchrift."

Da die Homöopathie zahlreiche Bekenner und heimliche Freunde in Wien zählt, dem homöopathischen Publikum aber bisher ein Vereinigungspunkt fehlte, so hilft die genannte Zeitschrift in der That einem Bedürfnisse ab. Auch ging früher die Rede von der Entstehung einer „Handelszeitung." Was andere literarische Erscheinungen und Zustände betrifft, so hat vor Allem die Angelegenheit des jungen und talentvollen Literaten Dr. Schuselka, des Verfassers mehrerer in jüngster Zeit über Oesterreich erschienenen Broschüren, Aufsehen erregt. Schuselka ist der notorische Verfasser der „deutschen Worte eines Oesterreichers," der Schrift: „Ist Oesterreich deutsch?" und einiger andern ähnlichen publicistischen Schriften, worin die inneren Zustände Oesterreichs einer strengen, aber unparteiischen Kritik unterworfen werden und das Verhältniß dieses, aus einem Conglomerat von Nationalitäten bestehenden Staates dem übrigen Deutschland gegenüber mit vieler dialektischer Schärfe erörtert wird. Diese mit Umgehung der Censur im Auslande erschienenen, unverkennbar aber von einem Inländer herrührenden Schriften mußten die Aufmerksamkeit der Behörden auf sich ziehen; man forschte und fand bald die wahre Spur des Verfassers. Wie dieß gelungen, ist zur Zeit unbekannt, im Publikum circulirten darüber die mannigfachsten Gerüchte. Möglich, daß dem Verfasser, wie es heißt, einem Manne von offenem Charakter, selbst nicht viel daran lag, sich in den Schleier der Anonymität dicht zu hüllen; kurz, Schuselka's Papiere wurden eines Tages mit Beschlag belegt und er selbst vor Gericht geladen. Er läugnete keinen Augenblick seine Autorschaft. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde von dem Vorgefallenen im Publikum und fand eben so schnell den Weg in die auswärtigen deutschen Journale. Mit der Theilnahme an dem Schicksale des jungen Mannes wurde aber auch zugleich das Vertrauen zu der Regierung laut, daß sie die Milde der Strenge vorziehen werde. Diese Voraussetzung hat sich auch gerechtfertigt, Schuselka wurde auf freiem Fuße gelassen und man spricht sogar von einer Anstellung, die ihm zu Theil werden soll. Die Augsburger allgemeine Zeitung brachte seither einige Artikel von ihm über die Stellung Ungarns zu Oesterreich und Deutschland überhaupt, welche Ungarischerseits nicht unerwidert blieben. Schuselka, früher Belletrist (er ist u. a. Verfasser des Volksroman „Karl Gutherz" und versuchte sich auch als Kinderschriftsteller), scheint sich nunmehr ganz für die Publicistik entschieden zu haben. — Jos. Rank, Verfasser des allgemein gerühmten Buches: „Aus dem Böhmerwalde," soll nunmehr im Auftrage einer bedeutenden deutschen Verlagshandlung einen Volksroman vollendet haben, dessen Erscheinen begierig entgegen gesehen wird. Censurrücksichten sollen aber den Autor veranlaßt haben, Wien zu verlassen; ob auf immer, steht dahin. — Kürzlich brachten deutsche Journale die Nachricht von einem zu gründenden, von einer Trias der bekanntesten Wiener Bühnendichter in Anregung gebrachten Vereine zur Wahrung der Interessen der leztern den Bühnendirektionen gegenüber. Kein Zweifel, daß ein solcher Verein ganz an der Zeit und in einem der bedeutenderen Bühnenorte völlig an seinem Platze wäre; gleichwohl wird von hier aus einem solchen Gerüchte — insofern nämlich das Projekt von hier ausgegangen seyn soll — widersprochen. In der That wären auch die dort angegebenen Bedingungen keineswegs geeignet, den Bühnendichtern einen bedeutenden Vortheil zu sichern. — Franz Grillparzer (seit Kurzem wieder aus dem Orient zurückgekehrt, ob sonderlich poetisch erbaut, ist schwer zu sagen) trat am 16ten d. M. sein zweiundfünfzigstes Lebensjahr an. Ein seit geraumer Zeit unter dem Namen „Concordia" bestehender und sich wöchentlich einmal versammelnder Verein von Literaten und Künstlern aller Farben (eine Nachbildung der einst unter des Wiener Anakreons, Castelli, Vorsitze existirenden „Lublamshöhle" mit vorherrschend geselligem Zwecke) veranstaltete dem ausgezeichneten Manne, ihrem Mitgliede, eine Geburtstagsvorfeier, wobei ihm die Musen und Künste in ihren Repräsentanten eine eben so herzliche als heitere Huldigung darbrachten. Der Jubilar, erst befangen und verlegen, nahm später an der allgemeinen Munterkeit jovialen Antheil. — Seidl's, des gemüthlichsten Poeten Oesterreichs, viel gelesene „Bifolien," eine Sammlung lyrischer Dichtungen und Balladen, haben nunmehr die dritte Auflage erlebt; ein seltener Fall hier zu Lande. J. N. Vogl, der bekannte fruchtbare Balladen- und Liederdichter, ließ in schneller Folge „Trauben und Blätter," Gesänge anakreontischen Tons, dann „Trommel und Fahne," Soldatenlieder, und nunmehr noch einen ziemlich starken Band anderer Gedichte erscheinen. Man muß sich seiner Beliebtheit sehr bewußt seyn, um sich zu so raschen lyrischen Ergüssen aufgefordert zu fühlen. Deinhardstein soll gleichfalls eine Sammlung seiner Gedichte veranstaltet haben, die bei Duncker und Humblot in Berlin erscheinen soll. Des Tirolers Berengarius Ivo zu Innspruck herausgegebenen Gedichte finden auch hier Theilnahme. Aus dem Nachlasse der sel. Caroline Pichler ist ein Band, Briefe, Gedichte und kleinere prosaische Aufsätze enthaltend (der 55ste Band ihrer sämmtlichen Werke), herausgekommen; schöne Erinnerungen an verklungene Zeiten und kostbarer Nachlaß eines edeln Geistes. Von Christian Kuffners sämmtlichen erzählenden, dramatischen und lyrischen Arbeiten ist eine Ausgabe in 10 Bänden veranstaltet worden. Kuffner ist ein viel zu wenig gekannter Dichter; die von seiner eigenen Hand bewerkstelligte Sammlung seiner schriftstellerischen Leistungen ist eine dankenswerthe Gabe. Bauernfeld arbeitet an einer Uebersetzung der Boz-Dickensschen Werke, wovon bereits der erste Band ausgegeben worden. Tschischka, um die geschichtliche Topographie, Archäologie und Kunsthistorie Wiens viel verdient, hat eine neue Auflage seiner schon vor Jahren mit Schottky gemeinschaftlich herausgegebenen „österreichischen Volkslieder und Gesangsweisen" bewerkstelligt; ein schätzbares Unternehmen, wenn nur die neue Auflage auch zugleich eine vermehrte hieße. Eduard Silesius, bekannt als Lyriker, Novellist und talentvoller Dramatiker, hat die Touristenliteratur mit einem interessanten Reisewerke: „Spaziergang durch die Alpen von Traunstein bis zum Montblanc," bereichert. Schwerlich hat noch ein Reisender vor ihm diesen großen Alpenzug so übersichtlich und zugleich so anziehend geschildert. Gleichzeitig erschien vom Freiherrn von Augustin eine treffliche Beschreibung des schönen „Pinzgaus." Sie wird gefühlvolle Naturfreunde in hohem Grade befriedigen. Dr. Selinger, ein begeisterter Zeuge der Walhallaeinweihung, brachte „geschichtliche Denksteine des Jahres 1842," ein mit großer Wärme und fast mit lyrischem Schwunge geschriebenes Buch, das um so beachtenswerther ist, als es gewissermaßen die Gesinnungen Oesterreichs gegen das übrige Deutschland darlegt und von Oesterreichs deutscher Stimmung Kunde gibt.

Beilage: Literaturblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 36.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 10. Februar 1844.

Wäre der Geiſt nicht frei, dann wär' es ein großer Gedanke,
Daß ein Gedankenmonarch über die Seelen regiert.

Platen.

Reiſe in den ſchottiſchen Hochlanden.

(ſ. Nr. 298—302. 1843.)

Killin.

In Killin, einem kleinen freundlichen, von Wald und hübſchen Bergſeenen umgebenen Orte am andern Ende des Sees, kamen wir gegen Abend an. Ich machte daſelbſt meine gewöhnlichen Beſuche bei dem Prediger und Schulmeiſter des Orts, beide ſehr angenehme und unterrichtete Männer. Der Schulmeiſter hatte auf einer Karte von Schottland die alten celtiſchen Namen mancher Orte beigeſchrieben, und ich fand darunter auch die von Edinburgh, Perth und Stirling, nach denen ich ſchon lange geſahndet hatte. Edinburgh heißt: Tuhneeten, Stirling: Struila, Perth: Perschtj. Auch die Namen der engliſchen Könige mußten ſich im Munde ihrer gäliſchen Unterthanen kleine Umänderungen gefallen laſſen. So heißen die George bei den Bergſchotten „Scorus," ſprich „Schorus."

Der Paſtor entließ mich mit der Warnung, am morgenden Tag lieber meine Reiſe nicht fortzuſetzen, weil ich ſchwerlich einen Führer finden, ja vielleicht nicht einmal Jemanden auf der Heerſtraße ſehen würde, den ich nach dem Wege fragen könnte; und der Schulmeiſter hieß mich, als ich zaudernd auf ſeiner Thürſchwelle ſtand, mit folgenden Worten willkommen: „Treten Sie immerhin herein; aber ich muß bemerken, daß es heute der Vorabend des Sabbath iſt, und ich bitte Sie daher, mit mir nur ernſte Dinge zu reden." — Der Sabbath wird in dieſen ſchottiſchen Hochlandthälern ſtrenger gehalten, als in irgend einem Theil von England. Ich erfuhr hier noch ein auffallendes Faktum, nämlich daß in Dunkeld ein katholiſcher Convertit eine ganz neue katholiſche Kirche gebaut hat. Ich hörte überhaupt häufig in den Highlands von ſolchen neugebauten katholiſchen Kirchen.

So ſah ich denn, daß die merkwürdige Erſcheinung von der Ausbreitung des alten Glaubens, die gegenwärtig in der ganzen Welt beobachtet wird, ſich ſogar in den entlegenen Thälern der Hochlande wiederholt. Namentlich bei den vornehmern Hochländern iſt Hinneigung zum Katholizismus zu bemerken; dieß wiederholten mir viele Leute, die damit bekannt ſeyn konnten. Nimmt man dazu die Beſtrebungen der Puſeyten, die auch im katholiſch-hierarchiſchen Geiſte reformiren wollen, und andere Reformen in andern Ländern, ſo können immerhin die einen fürchten, die andern hoffen, daß, wie vor dreihundert Jahren mit Luther die Reformation begann, ſo jezt mit den Puſeyten und andern Leuten eine Contrereformation anhebt. Das Bauen neuer katholiſcher Kirchen breitet ſich von Irland über ganz Großbritannien

aus. Die engliſchen katholiſchen Convertiten, wenn ich nach denen, die ich geſehen und gehört habe, urtheilen darf, möchte ich für die eifrigſten und heftigſten der Welt halten.

Ich weiß nicht, ob es allen Leſern bekannt iſt, daß es, trotz des Fanatismus der Reformation in Schottland, doch überall daſelbſt katholiſche Gemeinden gibt, und zwar im Ganzen ungefähr fünfzig, in den größern Städten aber verhältnißmäßig weniger als auf dem Lande, und in den Lowlands nicht nur verhältnißmäßig, ſondern abſolut weit weniger als in den Highlands. Das ſogenannte öſtliche ſchottiſche katholiſche Bisthum (eastern-District) enthält nur etwa ein Dutzend Gemeinden und begreift die ganzen Niederlande, während das weſtliche und nördliche Bisthum, welche außer den Gemeinden von Glasgow und Greenock faſt nur die Hochlande begreifen, gegen vierzig Gemeinden umfaſſen. Nimmt man die ganze Bevölkerung der beiden leztgenannten Bisthümer zu 800,000 an, was wohl das Höchſte iſt, die ganze des erſtgenannten Bisthums aber zu 1,600,000, gewiß das Minimum, ſo kommt in den Hochlanden auf 20,000 Einwohner eine katholiſche Gemeinde, in den Niederlanden aber nur auf 160,000 eine. Es erklärt ſich dieſe Erſcheinung ganz natürlich daraus, daß die Reformation, wie die Kultur und die ſächſiſche Sprache, ihren Hauptſiz in den Lowlands hatte und dort am meiſten durchdrang, während ſie in den Glens und Bergen der Highlands nicht überall durchdringen konnte. Auch auf den Inſeln, die zu Schottland gehören, zeigt ſich dieſelbe Erſcheinung. Während auf den großen Inſeln faſt Alles reformirt iſt, ſind mehrere von den kleinen ganz katholiſch geblieben.

Am Abend in Killin fühlte ich ſehr den Mangel an Lektüre, da ich meine dortigen Freunde des Sabbaths wegen nicht zu lange mit meiner Geſellſchaft zu beläſtigen wagte. Ich lieh mir daher aus einer dortigen Bibliothek ein altes Buch über „Germany," am Ende des vorigen Jahrhunderts von einem gewiſſen William Guthry Eſq. geſchrieben. Ich wählte gerade dieſes, weil ich einen Einwohner Killins hatte darin leſen ſehen und begierig war, was die Leute von meinem Vaterlande wiſſen und denken. Man könnte einwenden, aus einem im Jahr 1776 geſchriebenen Buche ſey nicht zu erfahren, wie man jezt in Großbritannien über Deutſchland denkt, man müſſe dazu in ihre neuern und neueſten Reviews blicken. Allerdings, allein es iſt ein großer Unterſchied zwiſchen den Leuten, welche, zu London an der Quelle ſizend, die Reviews ſtudiren und mit der Zeit fortſchreiten, und denen, die in den Hochlanden und auf den Hebriden nur hie und da ein altes, vom Großvater ererbtes Buch über Deutſchland zur Hand nehmen, die nicht fortſchreiten mit der Zeit und ſich noch mit alten Ideen herumſchlagen. Solche verjährte Begriffe ſtecken aber nicht nur den altfränkiſchen Leuten, ſondern mehr oder weniger allen, ſelbſt den aufgeklärteren im Blute, und man ſieht ſie noch vielfach im Lande ſpucken. So erinnerten mich eine Menge Bemerkungen des W. Guthrie Eſq. an viele Fragen, welche man mir über Deutſchland vorgelegt hatte; es fielen mir dabei eine Menge Bemerkungen ein, die ich in neuern engliſchen Büchern geleſen. Viele neue Bücher über Deutſchland gibt es überhaupt nicht in England; die Engländer haben über ſo viele jenſeits des Aequators liegende Länder zu leſen, daß Deutſchland nur eines der unzähligen Länder iſt, über die ſie ſich nebenher auch unterrichten und dann einmal irgend einen alten Guthrie nachſchlagen. Kurz, ich halte dieſes Buch keineswegs für ſo antiquirt, daß es nicht im Stande ſeyn ſollte, anzuzeigen, was noch täglich tauſende von Leuten in Großbritannien von uns lernen und leſen.

Unſer Lob ſteht voran: „Die Deutſchen ſind ein von Natur ehrliches, gaſtfreundliches und freiheitliebendes Volk, das ſich auf Verſtellung und Künſtelei nicht verſteht." Dieß iſt eine alte Wahrheit, man findet ſie ſchon im Tacitus, und neulich ſah ich einmal dieſes Thema in einem Edinburger Blatt umſtändlicher und mit Bezug auf den alle germaniſchen Stämme durchwehenden Geiſt durchgeführt. — „Die höhern Claſſen des deutſchen Volks," heißt es ferner, „ſind auf lächerliche Weiſe und in argem Grade ſtolz auf Titel und alte Herkunft." Dieſe deutſche Eigenthümlichkeit wiederholt ſich auch in Großbritannien; es gibt ſchwerlich ein Land, wo Titel, wenigſtens Geburtstitel, in höherem Anſehen ſtehen. — „Induſtrie, Fleiß und Ausdauer ſind die hauptſächlichſten und charakteriſtiſchſten Merkmale der deutſchen Nation. — Die Deutſchen ſind tapfer, und wenn ſie von geſchickten Generalen angeführt wurden, beſonders von Italienern, ſo haben ſie häufig Großes ausgerichtet."

(Fortſezung folgt.)

Die Triumphzüge der Virtuoſen.

(Fortſezung.)

Eben das, was in jenen Blüthenaltern eines zuverſichtlichen, jugendfrohen, genialiſchen Heidenthums dieſe ganze ſeltſame, räthſelvolle, wunderwürdige Erſcheinung für ein unbefangenes modernes Auge anziehend und liebenswürdig macht, die den Gott und den Menſchen gleichſtellende Naivität, die an ſich ſelbſt beſeligte

genialiſche Genußfähigkeit, die harmloſe Verkörperung eines nationalen Geſammtgefühls in der verherrlichten Perſönlichkeit eines auserwählten Kunſttalents, in unſere ernſten, geſetzten, prüfungsvollen Tage irgendwie, als bewußte oder unbewußte Lebens- und Geiſtesäußerung zurückgerufen, muß nothwendig als kindiſch, unſtatthaft, ja frevleriſch und unſittlich erkannt werden.

Und dieß iſt es nun auch unbedingt, weßhalb gegen jene enthuſiaſtiſchen Uebertriebenheiten, gegen jenen abgöttiſchen Kultus der Genien, gegen die den Geigern, Saitenſpielern und Sängern in unſerer Zeit bereiteten Triumphe jedes nicht bloß an der Oberfläche des augenblicklichen Effektes hängende, ſondern in's Tiefe und in die Gründe der Erſcheinungen dringende Gefühl ſich erklären muß. Dieſer geſchraubte und vom Modewind bewegte Kunſtenthuſiasmus iſt offenbar eines beſonnenen Geſchlechtes unwürdig, dieſe Triumphe ſind abgeſchmackt, nichtig, affektirt und ſtehen mit den ſittlichen Anliegen, die in der Gegenwart alle beſſern Gemüther beſchäftigen, in einem peinlich burlesken Kontraſt. Unſer deutſches öffentliches Leben iſt in Kriſen begriffen, wo der vaterländiſche Sinn wichtigere Aufgaben vor ſich ſieht, als die Ehren, welche man nach heutigem Takte lediglich den Befreiern des Landes, den edelſten Helden der Nation, den für das Volk das wahrhaft Große, öffentliches Recht, Freiheit, Gemeinwohl wirkenden Geiſtern zu widmen hätte, den Muſikanten nachzuwerfen.

Ich ſage den Muſikanten; denn höher ſteht das Virtuoſenthum nicht, wenn es nicht ausſchließlich den reinen Segen der Kunſt, wenn es nicht einmal auch nur vorzugsweiſe den Ruhm, wenn es in erſter und in lezter Linie vor Allem bloß einen gefüllten Beutel erſtrebt. Man entſchuldige dieß mit den Verhältniſſen, wie man wolle: ſo lange wir unter den triumphirend umherſchwärmenden Virtuoſen nicht in irgend einer Weiſe hochſtehende Menſchen verehren dürfen, ſo lange nicht auch nur Männer vom perſönlichen Charakter eines Gluck, eines Mozart, eines Beethoven zwiſchen ihnen aufzuzeigen ſind; ſo lange mit Einem Worte die Huldigungen der Zeit unendlich mehr der einen geſchickten Bogenſtrich führenden Hand, den taktfeſten, gewandten Fingern, der geſchmeidigen, klargeſtimmten, tonreichen Kehle, als dem genialen Kopfe und dem begeiſterungsvollen, großſinnigen, hochſchlagenden Herzen gezollt werden, ſo lange iſt die mit dem Virtuoſenthum getriebene Idolatrie eine Frivolität, deren ſich nur leichtſinnige, für ſittliche Güter empfindungslos gewordene, kein Vaterland, keinen Gemeinſinn, keine Ziele nationaler Hoheit und Willenskraft beſitzende, nur unglückliche Völker ſchuldig machen dürften. Deutſche müßten einen Unterſchied machen zwiſchen Belohnungen der Tugend und des Amuſements; und wenn fortwährend die Muſik unſeres öffentlichen vaterländiſchen Lebens ſo vielfach verſtimmt, wirrungslos und unharmoniſch bleibt, ſollten wir uns nicht breit machen wollen mit einem feinen Ohre für Rouladen und Triller, mit anſpruchsvoller Kennerſchaft eines markiger und charakteriſtiſcher, oder eines dünner und minder nervig geführten Bogens, mit gluchzenden und ſchluchzenden Verſchwimmungen unſerer ſchlaffen, ſchlaftrunkenen Seelen bei den entzückenden Cadenzen einer Bravourſängerin.

Alles hat ſein Maaß, und das Edelſte, was zu allen Zeiten gerade die Muſik leiſten kann und geleiſtet hat, iſt eben, daß ſie die Gemüther Maaß halten lehrt in allen Aeußerungen der Empfindung. Dieſe Aeußerungen, als unmittelbare Kundgebungen des tiefſten innern Weſens und Strebens, innerhalb der zarten Grenzlinie des Schicklichen und Rechten, bezeichnen den gebildeten, für das Schöne und Große hochſinnig erwärmten, in allen Dingen aber das lautere Gold vom gekipperten und gewipperten Flitter ſcharf unterſcheidenden Mann von Geiſt und Charakter. Wird jene Grenze auch nur einen Zollbreit überſchritten, ſo haben wir den gedankenloſen, phantaſtiſchen Träumer, den ohne Grundſatz und würdige Ueberlegung unruhvoll hin- und herfaſelnden Routinier, den forcirten, „engouirten," läppiſchen nnd kindiſchen Schöngeiſt, zulezt den rohen, geſchmack- und urtheilsloſen, bornirt gaffenden, ſtaarenhaft nachplappernden Gimpel.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Oldenburg, Februar.

Tod der Großherzogin.

Unſern geliebten Großherzog, ja unſer ganzes Land hat ein ſchwerer Schickſalsſchlag getroffen; am 27ſten v. Mts., Nachmittags um 4 Uhr, ſchied unſere theure Großherzogin aus dem Leben. Am 23ſten v. M. wurde die geliebte Fürſtin von einem Prinzen entbunden. Sie war vom Anfang an nicht recht wohl, doch nicht Beſorgniß einflößend. Vormittags den 27ſten beſtürzte die Nachricht die Stadt, daß die Nacht ihr Lebensgefahr gebracht habe; Nachmittags erſchütterte uns die Botſchaft von ihrem Tode. Wie ſie allerwärts innig verehrt und geliebt wurde, ſo wird ſie unvergeßlich bleiben. Die Trauer um ſie iſt allgemein. Den Schmerz, welchen wir Alle fühlen, hat Julius Moſen in den folgenden rührenden Worten ausgeſprochen, welche ihr Andenken mit bewahren werden.

Hab' ich ſo ſchwer geträumt? Noch rollen mir
Aus meinen Augen ſchmerzlich heiße Thränen,
Und angſtvoll pocht das Herz im Buſen hier,
Durch meine Seele zieht ein trübes Wähnen;
Es ſchwankt die Erde in den alten Klammern,
Und durch die dunkle Nacht geht herbes Jammern.

Noch ſteht vor mir die fürſtliche Geſtalt,
Es leuchten Ihrer Augen helle Sonnen,
Noch fühl' ich ganz des Zaubers Allgewalt,
Dem noch kein gottbegnadigt Herz entronnen; —
Ich blick' empor, — ich ſehe Sie nicht wieder
Und ſinke ſchluchzend auf die Erde nieder.

Wär' mir Dein Blick noch einmal zugewandt,
Erdrücken wollt' ich in der Bruſt die Klagen,
Mit Thränen netzen Deine klare Hand,
Dir noch ein Wort zum letzten Abſchied ſagen,
Und ſtumm in Leid und Trauer mich verhüllen
Und ſtreng mein hartes Schickſal noch erfüllen.

Die Roſe war ſo ſchön, die dort geblüht,
Umbezt von einer Krone goldnen Reifen,
Ein ſeliges Geheimniß Ihr Gemüth,
Ein Sonnenblick aus dunkeln Nebelſtreifen,
Entzücken über Land und Meer verbreitend,
Doch wie ein Traumbild ſchnell vorübergleitend.

Still geht der Schmerz hinauf zum Fürſtenſaal, —
Cäcilie, Du warſt ſo ſehr geliebet! —
Allein klagt nicht Dein fürſtlicher Gemahl, —
Wie haſt Du doch ſo ſchmerzlich uns betrübet! —
Zum Erſtenmal, zum Letztenmal, — es brechen
Im Harm die Herzen und die Thränen ſprechen:

Die Wunderblume, die aus Nordlands Schnee
Das milde Haupt zum Licht emporgewendet, —
Ob wir vergehen auch in Leid und Weh', —
Schön wie Du warſt, iſt Dein Geſchick vollendet;
Ein Gott entrückt Dich aus dem höchſten Glücke
In ſchöner Jugend dem umwölkten Blicke.

Im Nachtwind zittert jedes Kerzenlicht,
Es wehen lange Flöre in den Lüften,
Und doppelt bleich wird jedes Angeſicht
Im langen Zuge zu den Todtengrüften; —
Und wenn nun Alle dort vorüberziehen,
Werd' ich noch einſam vor dem Gitter knieen.

Aus Mittelſchleſien, Januar.

Gebirgsbahn. — Schweidnitz.

Mit der Eröffnung der Eiſenbahn, welche Breslau zunächſt mit dem fabrikfleißigen Freiburg und dem diesſeitigen Mittelgebirge verbindet, iſt auch die Feſtung Schweidnitz in den Geſichtskreis des ſchleſiſchen Bahnlebens gerückt; denn es liegt dieſe Stadt nur eine ſtarke Meile abwärts zur Linken der Bahnlinie, und wird planmäßig bis zum Mai künftigen Jahres durch eine Zweigbahn unmittelbar mit derſelben verbunden werden. Die acht Meilen lange Hauptbahn hat in den beiden erſten Wochen ihres Betriebs nicht ſo erhebliche Erträge geliefert, als vor einem Jahre die oberſchleſiſche Bahn auf ihrer Anfangsſtrecke bis Ohlau mit nur $3\frac{1}{2}$ Meilen in demſelben Zeitraume. Freilich kam dieſer erſten ſchleſiſchen Bahn der volle Reiz der Neuheit zu ſtatten; allein die Luſt zu Eiſenbahnfahrten ward auch ſehr gedämpft durch das damalige, kurz vorher bekannt gewordene, große Unglück auf der Verſailler Bahn. So lange die Freiburger Gebirgsbahn nicht gegen Prag hin in das begonnene große Eiſenbahnnetz gehört, wollen die mit unſern Gebirgsverhältniſſen vertrauten Perſonen ihr überhaupt kein ſonderliches Prognoſtikon für den Verkehr nach dem Maßſtabe ſtellen, der allein ihre Anlegung rechtfertigen konnte. Der Handel hat nach dieſer Seite hin keinen Hauptweg, ſagt man; die Vergnügungsfahrten, auf die am meiſten gerechnet iſt, ſind allzuſehr von der Witterung abhängig, werden auch allmählig nachlaſſen, da ſie doch immer für die große Maſſe große Koſten fordern; die Reiſen nach den Bädern aber dauern nur etwa drei volle Monate im Jahre. Indeß hat es für die oberſchleſiſche Bahn an ſolchen Eulenſtimmen auch nicht gefehlt, und die Reſultate haben doch bisher auf nie gehoffte Weiſe alle böſen Weiſſagungen widerlegt und die Erwartungen vom Verkehr glänzend übertroffen. Jedenfalls iſt die Eröffnung der Gebirgsbahn ein neues, großartiges Ereigniß für die Provinz, und gibt begründete Veranlaſſung, auch das Publikum des Auslandes mit dem intereſſanten Terrain, welches die Macht des Dampfes ſo eben erobert hat, ein wenig näher bekannt zu machen. Ich wende mich von der Bahnlinie zuerſt links nach dem alterthümlichen Schweidnitz, das mit ſeinem Pfarrkirchthurm, dem zweithöchſten in Schleſien, maleriſch an der Kette des Zobten-, Eulen- und Hochwaldgebirges liegt und der Landſchaft zu romantiſchem Schmucke gereicht. Nächſt Breslau gibt es keine Stadt in Schleſien, welche bedeutſamer für deſſen intereſſante, vielverzweigte Geſchichte geweſen wäre, daher ſie ſchon deshalb eine kurze Charakteriſtik verdient. Die Stadtgeſchichte ſelbſt reicht bis in jene Zeit hinauf, wo aus den Nebeln der Sage die Ueberlieferung überhaupt in hiſtoriſcher Geltung hervortritt. In vorchriſtlicher Zeit ſoll hier eine Niederlaſſung der Lygier, auch eine Station der Römer geweſen ſeyn. Jedenfalls war die Stadt ſchon im 12ten Jahrhundert vorhanden, da ihrer bei der Durchreiſe des Apoſtels der Pommern, Biſchofs Otto von Bamberg, im Jahre 1124 erwähnt wird. Im ſpätern Mittelalter war ſie durch ihren Reichthum und die Tapferkeit ihrer Bürger eine ſtattliche Nebenbuhlerin Breslaus. Hier, wie dort, ſehen wir namentlich im 15ten und 16ten Jahrhundert jenen thatkräftigen, ſtolzen Städtegeiſt entwickelt, der aus der Bildung des Bürgerthums hervorging, und bei jeder Gelegenheit im Gefühle weſentlicher Selbſtherrſchaft dem Oberlehensherrn Schleſiens trotzig gegenüber trat. Schweidnitz war im 16ten Jahrhundert die unmittelbare Stadt des Kaiſers; gleichwohl erſieht man aus Van der Velde's weitbekanntem Romane: „die Patrizier," (nach altenmäßigen Quellen bearbeitet), wie ſelbſtſtändig hier das republikaniſch-ariſtokratiſche Element geworden war, und wie der hieſige Bürgermeiſter unumſchränkt herrſchte, faſt einem kleinen Könige gleich. Bei allen Anläſſen zeichneten ſich die Bürger von Schweidnitz im Gefühle ihrer Macht durch That und Uebermuth aus, ſo lange dieſe Macht für die innerlichen Fehden ausreichte, welche das Land zerfleiſchten. Man findet ſie faſt immer zuerſt neben den Breslauern genannt, ſobald eine große kriegeriſche Unternehmung für das Land geſchah. Die Blüthe der Stadt ward einem vorzüglichen Biere verdankt, das hier gebraut und weit und breit ſelbſt bis nach Italien hin bekannt wurde und ein Brauhaus mit einem Landgute faſt in gleichen Werth brachte. Dieſer Bierruhm und ſeine goldbringende Wirkung ſind längſt von Schweidnitz gewichen. Mit dem dreißigjährigen Kriege begann dagegen für die Stadt das eiſerne Zeitalter; ſie litt unter den Drangſalen mehr als jede andere Stadt Schleſiens, und blieb, als ſtark befeſtigter ungefährer Mittelpunkt des Landes und wichtiger Schlüſſel des Gebirgs, auch in den ſpätern großen Kriegen beſtändig der Erisapfel, viermal allein im ſiebenjährigen Kriege.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 5.

Sonnabend, 10. Februar 1844.

[18] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Handbuch für Kaufleute,

oder

Uebersicht der wichtigsten Gegenstände

des

Handels und Manufakturwesens, der Schifffahrt und der Bankgeschäfte, mit steter Beziehung auf National-Oekonomie und Finanzen.

Nach dem Englischen des

Dictionary practical, theoretical and historical, of Commerce and commercial Navigation,

by

J. R. Mac-Culloch, Esq.

in alphabetischer Ordnung frei bearbeitet und mit den übrigen Anmerkungen und Zusätzen versehen

von

C. F. E. Richter.

Zwei Bände in vier Abtheilungen.

Mit einem Plan der Stadt und Umgegend von Neu-York, einer Weltkarte nach Mercators Projection und einer Beilage: Die Londoner Docks.

Preis 13 fl. 30 kr. oder 8 Rthlr. 16 gGr.

Supplementband hiezu in drei Lieferungen.

Bearbeitet nach der zweiten Auflage

des

Dictionary practical, theoretical and historical, of Commerce and commercial Navigation,

by

J. R. Mac-Culloch, Esq.

in alphabetischer Ordnung und mit vielen Zusätzen

von

L. R. Schmidt.

Mit Situationsplänen von Gibraltar, Helsingör, Constantinopel, Petersburg und Rio de Janeiro.

Preis 9 fl. 36 kr. oder 6 Rthlr.

Ohne allzusehr ins Detail einzugehen, weitschweifig oder ermüdend zu werden, umfaßt dieses Werk das ganze Gebiet des Handels und — soweit diese Wissenschaften auf den Handel Bezug haben — das der Staatswirthschaft, der Erd-, Schifffahrts-, Gewerbs- und Naturkunde, Statistik, Geschichte und Gesetzgebung. Es gibt ein vollständiges Bild von dem Verkehr der Nationen, um den vielfachen Einrichtungen und Anstrengungen, die der menschliche Geist gemacht hat, um ihn zu fördern, oder auch oft, um ihm widernatürliche Fesseln anzulegen.

In einer Zeit wie die jetzige, wo die Fragen über Zölle, indirekte Besteuerung und gewerbliche Einrichtungen so vielfach angeregt werden, muß ein Werk dieser Art von doppeltem Interesse seyn, und nothwendig zur Berichtigung und Verschmelzung der verschiedenen Ansichten führen.

Nicht nur der Kaufmann, der Schifffahrt-, Fabrik- oder Gewerbetreibende, sondern der Gebildete jeden Standes, wird den reichhaltigsten Stoff zu Belehrung und Unterhaltung darin finden.

Die alphabetische Form hat dem Verfasser erlaubt, kurze Notizen, beschreibende und erklärende Artikel neben speculativen Forschungen über die Grundbedingungen jeden Verkehrs in reicher Abwechslung aufzuführen, und an großartige allgemeine Ansichten immer Thatsachen und Erfahrungen belegend und ergänzend anzureihen.

Er durchgeht die Geschichte aller kaufmännischen und gewerblichen Einrichtungen, der Steuer-, Schifffahrts- und Zollgesetze, des Flors und Abnehmens von Ländern und Städten; überall zählt er Ursachen und Wirkungen auf, und, indem er eine klare Anschauung gibt von dem, was einst war oder noch ist, mit seinen Vorzügen und Mängeln, entwickelt sich von selbst, ohne das Trockene eines Lehrvortrages, ein System wie es seyn sollte und vielleicht noch in aufgeklärteren Zeiten einst überall seyn wird.

Die Grundlage dieses Systems ist unbedingte allgemeine Freiheit des Verkehrs über die ganze Erde, damit jedes Land und jedes Individuum die Sphäre ungehindert ausfülle, die ihm von der Natur zugewiesen ist. So lange aber die Zeit nicht reif ist für diese Idee, so lange die Völker noch für weise und nöthig halten, sich gegenseitig den Genuß der Gottesgaben zu erschweren, ist wenigstens die Warnungstafel ausgesteckt gegen Irrthum, Mißbrauch, und als unabweisbare, unwiderlegliche Grundsätze bleiben festgestellt:

Schutz der Gesetze für Eigenthum und Sicherung des Verkehrs, aber kein direktes Einmischen der Regierungen in Handel und Gewerbe, kein Monopol, kein Zunft- und Kastenzwang;

Mäßiger Ansatz von Zoll- und Verbrauchsteuern, wenn zuverlässige steigende Einnahme Statt finden soll;

Zulassung fremder Erzeugnisse, wenn für die eigenen ein Verkehr nach Außen verlangt wird.

Der Verfasser belegt diese Sätze durch eine Reihe von Thatsachen und Erfahrungen aus allen Zeiten und Ländern, gegen deren siegreichen Spruch keine Einwendung möglich bleibt.

Theoretisch-praktisches

Comptoir-Handbuch

nach

MAC-CULLOCH

und den neuesten zuverlässigsten Quellen in alphabetischer Ordnung von

L. R. Schmidt.

Mit den Planen von Constantinopel, Gibraltar, Helsingör, Neu-York, Petersburg und Rio de Janeiro, und einer Weltkarte nach Mercators Projektion.

Preis 8 fl. 36 kr. oder 5 Rthlr. 9 gGr. — Sauber gebunden 9 fl. 12 kr. oder 5 Rthlr. 18 gGr.

Neben jeder erdenklichen Auskunft in den Fächern der Waaren-, Münzen-, Wechsel-, Usancen-Kunde ꝛc., der Statistik, Geographie ꝛc., welche im Verlauf der Tagesgeschäfte nöthig seyn kann, findet man in diesem Werke eine reiche Quelle der Belehrung und des Studiums für einsamere Stunden. Mit durchaus praktischer Tendenz und in der unterhaltendsten Abwechslung gibt der Verfasser eine vollständige Geschichte des Weltverkehrs älterer und neuerer Zeiten, so wie der Handels- und Finanzgesetzgebung. Jedes Land, jede Stadt, welche eine bedeutende Rolle gespielt haben, jeder Waaren- oder Fabrikations-Artikel, dessen Erzeugung und Verbrauch ins Große geht, finden ihre Schilderung. Alle Zusätze der zweiten Original-Auflage und des Supplementbandes, die besonders im Fache der Handelsstatistik und Geographie zahlreich sind, und auch die neuesten Veränderungen der englischen Gesetzgebung in Betreff der englischen Bank, der Ostindischen Compagnie, der Sklaverei ꝛc. umfassen, sind darin aufgenommen. Namentlich sind alle bedeutenden inländischen Handelsplätze — die im englischen Originale sammt und sonders übergangen waren — mit ihren Handels-, Münz- und Gewichts-Usancen ausführlich darin behandelt, wie so mancher Waaren-Artikel, dessen frühere Beschreibung irrig oder mangelhaft befunden wurde. Es ist die vollständigste Handels-Encyklopädie, und ein unentbehrliches Handbuch auf jedem Comptoir.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Wichtige Schrift für Eltern, Lehrer und Erzieher.

[70] So eben ist bei G. Basse in Quedlinburg erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Weg

zum

Paradies.

Oder:

Die einzigen und wahren Mittel,

das physische und moralische Elend

unserer Zeit

im Keim zu ersticken und auszurotten.

Ein Aufruf an Erzieher und Lehrer, an edle Väter und Mütter, an Jünglinge und Jungfrauen, an Kranke und Gesunde. Von Zimmermann.

8. Geheftet. Preis 12½ Sgr.

Der Titel dieser Schrift ist zwar etwas hochklingend; hätte dieselbe jedoch bloß den Zweck, zu zeigen, wie die Gesundheit zu erhalten und das Leben zu verlängern sey, dann ware auch sie, wie viele ähnliche, überflüssig. „Ihr müßt von Neuem geboren werden," sonst ist auch der Eingang zur irdischen Glückseligkeit nicht zu finden! Wie dies ohne Entbehrungen möglich sey, wie das Gedeihen an Wohlseyn und Kraft bis zu möglichster Vollkommenheit gefördert, wie Herzensreinheit, Seelengüte, Gemüths- und Körpergesundheit, Unabhängig- und Selbstständigkeit, Zeit- und Geldgewinn, Lebensglück und Lebensdauer, wie ein leiblich-geistiger Normalzustand wiedergewonnen werden könne, das sind die Geheimnisse, zu welchen dieses Büchlein die langst gesuchten Schlüssel geben will.

Die Dichtungen

von

Justinus Kerner.

Dritte sehr vermehrte Auflage.

2 Thle. 8. Velinpapier. broch. Preis 4 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr. 8 Gr.

Kerner's Muse ist ein Kind voll Sinnigkeit, immer zwischen Freude und Leid schwebend, aber hier wie dort

nicht laut und wild, sondern Vieles in sich verschließend und Weniges leise aussprechend. Und, wie bei Uhland, so klingt auch hier in dem Wenigen Vieles durch und nach. Eine selige Ruhe verklärt die Lust und den Schmerz des Sängers, und unter den Thränen blüht immer die Rose der Kindheit auf seinen Wangen. Fast alle Romanzen und Balladen von Kerner sind legendenartige Mährchen und Sagen vom Tode, der die Liebe, die Unschuld, das Gottvertrauen und die Demuth verklärt.

In dem ersten Theile dieser sehr vermehrten dritten Auflage sind die lyrischen, und im zweiten die prosaischen und dramatischen Dichtungen enthalten.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[63] Bei Karl Groos in Heidelberg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

M. Castle,

phrenologische Analyse des Charakters

des Herrn

Dr. Justinus Kerner.

Mit einem Briefe des Herrn Dr. Kerner über das Werk an den Verfasser, und einem Vorworte von

Dr. Gustav Scherer.

Mit Kerners Bildniß.

gr. 8. Geh. Preis 16 gGr. oder 1 fl. 12 kr.

---

[61] In Unterzeichnetem ist erschienen:

Correspondenzblatt

des

königl. württemb. landwirthschaftl. Vereins.

Neue Folge. Band XXIV. Jahrgang 1843.

Zweiter Band. 5tes Heft.

gr. 8. Preis des Jahrgangs von 6 Heften 3 fl. od. 2 Rthlr.

Inhalt.

I. Aufsätze und Abhandlungen. 1) Das Montafuner Vieh. 2) Versuche im Kleinen über die Wirkung des Vogeldüngers Guano bei den Pflanzen. 3) Ueber die Frage: Warum erfrieren die Getreidearten nicht? und über das Erfrieren der Pflanzen überhaupt. 4) Versuch, die Pflanzen nach Form und Organisation ihrer Blätter zu demonstriren, und die Pflanzen nach Form und Organisation ihrer Blätter einzutheilen. 5) Die flüssige Düngung. 6) Rüge einiger Mängel in der Obstbaumzucht. 7) Einfache Waschmethode. II. Mittheilungen der Centralstelle aus ihrem unmittelbaren Wirkungskreise. A. Auszüge aus den Protokollen der Centralstelle. 1) Förderung der Rindviehzucht in Württemberg im Jahre 1842. 2) Verhandlungen der Bezirksvereine. a) Auszug aus dem Rechenschaftsberichte des landwirthschaftlichen Bezirksvereins Riedlingen vom Jahre 1842. b) Auszug aus den Verhandlungen des landwirthschaftlichen Bezirksvereins Ludwigsburg. c) Der landwirthschaftliche Bezirksverein für das O. A. Ellwangen. B. Landwirthschaftliche Berichte vom Jahre 1842. a) Von Rosenfeld. b) Aus dem Vorbachthale. 3) Hohenheim. Verzeichniß der Vorlesungen bei der Königl. württembergischen land- und forstwirthschaftlichen Lehranstalt für das Winterhalbjahr 1843—44. 4) Centralstelle. Ernennung eines neuen Mitgliedes. 5) Patentertheilungen. III. Beiträge zur Vaterlandskunde. 1) Ueber die Milchergiebigkeit der auf der Kön. Maierei Rosenstein aufgestellten Rindviehraçen. 2) Beitrag zur landwirthschaftlichen Beschreibung der Markung von Thalheim, O.A. Tuttlingen. IV. Auszüge und Notizen. 1) Haberbrod als Pferdefutter. 2) Arsenik gegen Entzündungskrankheiten der Schafe. 3) Rösten des Flachses und Hanfes. 4) Gährungsstoffe. 5) Ueber technische Benutzung der Galvanoplastik. Von Schoffa. 6) Verfahren, nicht völlig reife Kartoffeln zur Nahrung tauglicher zu machen. 7) Mörtelmischmaschine. 8) Anwendung gläserner Röhren bei Brunnen. 9) Brennstoffersparniß. 10) Daguerreotypie. 11) Ueber Lichtbilder in der Finsterniß. 12) Electricitäts-Leiter und Nichtleiter. 13) Kreiselräder. 14) Sandseife. 15) Oelmesser. 16) Steinsprengen. 17) Steinkitt. V. Literatur. 1) Ueber Flandrische und Brabanter Pflüge, von Wilhelm Göriz. Mit einem Vorwort von Dr. Karl Göriz, Professor der Landwirthschaft an dem K. Württembergischen land- und forstwirthschaftlichen Institut zu Hohenheim. 2) Erfahrungen im Gebiete der Land- und Hauswirthschaft in dem Zeitraum von 23 Jahren, und zwar vom Jahr 1818 bis 1840, von dem pensionirten Postverwalter von Horlacher in Calw im Königreich Württemberg. 3) Versuche und Beobachtungen über die Wirkungen des Guano-Düngers, insbesondere bei dem Flachsbau, und Vorschläge, den Guano bei den Kartoffelkrankheiten anzuwenden; nebst einigen Bemerkungen über Wiesenwässerung von Dr. Eberh. Fr. Manz, prakt. Arzte in Eßlingen. Meteorol. Tabellen aus Stuttgart.

Stuttgart und Tübingen, im Januar 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[68] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Vertheidigung

von

Süddeutschland

gegen

die Franzosen,

mit Zuziehung der Eisenbahnen, unter Berücksichtigung der verschiedenen Spurweite.

Eine strategische Skizze von Pz.

gr. 8. Velinpapier. broch. Preis 24 kr. oder 6 gGr.

Stuttgart und Tübingen, Jan. 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[73] Die in unserm Verlag erscheinende

Allgemeine musikalische Zeitung

hat mit Neujahr 1844 ihren 46sten Jahrgang begonnen und wird wie bisher die wichtigsten Gegenstände des Musiklebens in freien Aufsätzen, Kritiken und Berichten besprechen. Ihr Preis bleibt unverändert 5⅓ Rthlr. für den Jahrgang von 52 Nummern zu 1 bis 1½ Bogen nebst Beilagen und Register.

Leipzig, am 13. Januar 1844.

Breitkopf u. Härtel.

Cours de littérature française,

par

A. Peschier,

Professeur de littérature française et anglaise à l'université de Tübingue, et membre de plusieurs sociétés savantes.

gr. 8. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 6 Gr.

Das oben angekündigte Werk wird Jeden, welcher sich in Deutschland mit der französischen Sprache und Literatur beschäftigt und an den Erscheinungen derselben Antheil nimmt, ohne Zweifel sehr erfreuen. Endlich besitzen wir eine Geschichte der Literatur unserer Nachbarn, die weder eine trockene Darstellung des Gegenstandes ist, wie allzuoft in den sogenannten Résumés, und noch weniger eine ganze Bibliothek an und für sich bildet, wie der Cours des Herrn Laharpe, welcher

aus beinahe zwanzig Bänden besteht. In diesem neuen „Cours de littérature française“ sehen wir, wie sich der nationelle Geist der Franzosen nach und nach ausgebildet, und durch die Reihe der aufeinander folgenden genialen Menschen, können wir die von seinen ausgezeichnetsten Schriftstellern ausgedrückten Gedanken dieses Volkes studiren.

Uebrigens bittet Herr Peschier in seinem Werke, daß man darinnen ja nicht suchen wolle, was ihm nie einfiel hinzusetzen, und hält es für seine Pflicht, den Leser darauf aufmerksam zu machen, daß dieser Cours nichts weniger seyn soll, als ein in das kleinste ausgedehntes Verzeichniß der französischen Literatur seit deren Anfange bis zu unserer Zeit; sondern ein unparteiisches und gerechtes Urtheil über die berühmtesten Schriftsteller, die in Frankreich geboren sind. Wird es ihm vorgeworfen, daß man mehrere solche, welche in der Geschichte der intellektuellen Entwickelung dieses Landes gewöhnlich erscheinen, bei ihm vermißt, so behauptet er, ein literarischer Name habe keinen Werth, wenn er nicht einen neuen Gedanken, etwas Eigenthümliches, Individuelles vorstellt, und die sklavische Heerde der Nachahmer (imitatorum servum pecus) keinen andern Anspruch machen darf, als auf einen Platz in dem bibliographischen Wörterbuch, worin so manche Afterkönige der Literatur in ungestörter Vergessenheit ruhen.

Mehrere Schriftsteller, die in Deutschland sehr wenig oder vielmehr gar nicht bekannt sind, werden in diesem Cours erwähnt; andere sind von dem Herrn Verfasser auf eine ihm ganz eigene Weise dargestellt, z. B. Voltaire, welchem ein bei weitem größerer Raum vergönnt ward als den andern, und V. Hugo, den seine Verehrer vielleicht als allzustreng beurtheilt betrachten werden. Da die Meinungen des Herrn Verfassers über mehrere französische Schriftsteller denjenigen geradezu widersprechen, welche in Deutschland sowohl als in Frankreich ziemlich allgemein verbreitet sind, so wird der literarische Parteigeist mit diesem Werke vielleicht hart umgehen. Doch wird es, trotz seiner etwa paradoxen Behauptungen von Jedermann als ein sehr nützliches Werk anerkannt werden, und als solches nehmen wir uns die Freiheit, jedem Institut und allen Lehrern der französischen Sprache und Literatur dieses neue Produkt des Verfassers der „Histoire de la littérature allemande“ zu empfehlen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[60] In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Württembergische Jahrbücher

für

vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie.

Herausgegeben von

dem statistisch-topographischen Büreau.

Jahrgang 1841. Zweites Heft.

Subscriptionspreis 1 fl. 12 kr.

Ladenpreis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

Inhalt:

A. Chronik. I. Witterung, Fruchtbarkeit und Preise im Jahr 1841. 1) Witterung. 2) Fruchtbarkeit und Preise. II. Besondere Denkwürdigkeiten. 1) Königliches Haus. 2) Sonstige Denkwürdigkeiten. 3) Unglücksfälle. 4) Landwirthschaft, Gewerbe und Handel.

B. Abhandlungen, Aufsätze und Nachrichten. 1) Württemberg, nach seinem natürlichen, statistischen und kommerziellen Zustand zu Ende des 16ten und zu Anfang des 17ten Jahrhunderts, mit Beilagen 1—5. 2) Notizen für die Berechnung des gesammten, im Privatbesitz befindlichen Vermögens im Königreich Württemberg. 3) Neckar-Schifffahrt in den Jahren 1836—1841. 4) Württemberg. Literatur vom Jahre 1841.

Stuttgart und Tübingen, Jan. 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[64] In der Andreä'schen Buchhandlung in Frankfurt a. M. ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte der Grafen von Wertheim, von den ältesten Zeiten bis zu ihrem Erlöschen im Mannsstamme, im J. 1556, aus den urkundlichen Quellen bearbeitet von **Dr. Jos. Aschbach.** Zwei Theile mit Abbildungen. fl. 12. — oder Rthlr. 6. 16 gGr.

Von den alten Grafen von Wertheim, einem der mächtigsten Dynasten-Geschlechter in Ostfranken, ist hier zum erstenmal vollständig die Geschichte dargestellt. Der zweite Theil, das Wertheimische Urkundenbuch, enthält eine Sammlung ausgewählter Urkunden nicht allein von Wertheimer Grafen, sondern auch von fast sämmtlichen geistlichen und weltlichen Herrschaften des Frankenlandes und seiner Nachbarschaft.

---

[58] Bei Friedrich Fleischer in Leipzig erschien so eben:

Nordische Elfenmährchen

und Lieder

von

H. Püttmann.

Preis ¾ Thaler.

Früher erschien in demselben Verlag:

Irische Elfenmährchen, herausgegeben von den Brüdern J. u. W. Grimm. 8. 1⅔ Thlr.

Nordische Sagen. Der deutschen Jugend erzählt. Mit e. wissenschaftl. Anhang. Von E. Rußwurm. 1½ Thlr.

Parzival und Titurel,

Rittergedichte von

Wolfram von Eschenbach.

Uebersetzt und erläutert von

Dr. K. Simrock.

2 Thle. gr. 8. Velinpap. broch. Preis 8 fl. 30 kr. oder 5 Rthlr.

Inhalt: Parzival. 1) Belakane. 2) Herzeleide. 3) Gurnemans. 4) Kondwiramur. 5) Anfortas. 6) Artus. 7) Obilot. 8) Antikonie. 9) Trevrezent. 10) Orgeluse. 11) Arnive. 12) Cidegast. 13) Klinschor. 14) Gramoflanz. 15) Feirefiz. 16) Loherangrin. — Titurel. 1) Sigune und Schionatulander. 2) Gardevias. — Erläuterungen und Anmerkungen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 37.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 12. Februar 1844.

Ein Leyerſpieler wurde in Abdera nur dann für vortrefflich gehalten, wenn er die Saiten ſo zu rühren wußte, daß man eine Flöte zu hören glaubte, und eine Sängerin mußte, um bewundert zu werden, gurgeln und trillern wie eine Nachtigall. — Mit aller Schwärmerei für die Künſte hatten die Abderiten gar keinen Geſchmack, und es ahndete ihnen nicht einmal, daß das Schöne aus einem höhern Grunde ſchön ſey, als weil es ihnen ſo beliebte.

Wieland.

Die Triumphzüge der Virtuoſen.

(Schluß.)

Kein Volk, ſeit den Griechen, hat ein ſo tiefes Gefühl, eine ſo bildſame Anlage, einen ſo geräumigen, wohlgemiſchten Gemüthsboden für die Muſik, als das deutſche; aber der wenigſte Theil von dieſer glücklichen Naturgabe wohnt in jener ungeberdigen Kennerſchaft, welche als die Trompete der Fama auf Gaſſen und Straßen, in Kaffeehäuſern und Muſeumslokalen, im Conzertſaale und in den Zeitungen den triumphirenden Virtuoſen voran- und nachzieht. Und ſollte das Schiff des nationalen Geiſtes, wie wir ſehnlichſt hoffen und bereits eingeleitet ſehen, beſonders auch durch eine methodiſche allgemeine Belebung des muſikaliſchen Sinnes flott gemacht werden, ſo muß ſicherlich zuerſt die hirnloſe Abgötterei mit vereinzelter, auf bloßen Schautrimmph der Eitelkeit und Gewinnſucht umherziehender Virtuoſenſchaft, und hinterdrein jene ekelhafte, geſpreizte, Alles allein und Alles beſſer verſtehende, hohle Phraſen machende, elende Selbſtbeſpiegelung und nichtigen Dünkel zur Schau tragende Kennerei über Bord geworfen werden.

Den antiken Triumphen der geigenden und flötenden Virtuoſität hatte das Chriſtenthum ein Ende gemacht. Eben als dieſes Virtuoſengepränge auf ſeiner niedrigſten Stufe, der bloßen Befriedigung eines leeren, würdeloſen, gelangweilten Müßigganges, in der Abwechslung mit Seiltänzern, Kunſtreitern, ſtarken Männern und Taſchenſpielern, am tiefſten geſunken war, trat jene ungeheure, welterſchütternde, fortwährend und noch jetzt, in einer alle Wunder leugnenden Zeit, als Wunder wirkende Reaktion des nicht von der Erde ſtammenden, noch ſie im Herzen tragenden Geiſtes ein, die das alterthümliche Weltweſen in allen ſeinen Faſern löſte. Von einem Andersmachen der menſchlichen Natur als ſolcher, von einer Umgeſtaltung der urſprünglichen, ſchlechthin beſtehenden, unaustilgbaren Bedingungen des Menſchenlebens, von einem Ausdenkopfſtellen der uralten Geſellſchafts- und Staatsgrundzüge konnte ein für allemal keine Rede ſeyn; aber auch in dieſe Region brachte das Chriſtenthum einen friſchen, ganz eigentlich jungfräulichen, wahrhaft regenerirenden Aufſchwung, und zwar lediglich durch Erneuung und Wiederbelebung der urſprünglichen, einfachen, kernkräftigen, nur durch Zeit und Verwöhnung verwahrloſten und der Verderbniß übergebenen Lebenskeime.

Die alte Ehrfurcht vor der göttlichen Weihe der Muſik trat wieder in's Leben; die Menſchenſtimme ward

wiederum in ihr Vorzugsrecht als erſtes und weſentlichſtes Organ der Verehrung des Göttlichen eingeſezt; der wiedereingeführte und zur Herrſchaft gelangte Chorgeſang beſeitigte von ſelbſt das unziemliche und zu einer eiteln Iſolirung des individuellen Talents verführende Prunken mit perſönlichem Virtuoſenthum. Einen Kreislauf innern Lebens, in allen denkbaren Phaſen der ſegensreichſten und herzerhebendſten Blüthe und Herrlichkeit, wie der Verirrung, Ausartung und Verderbniß, hat die Muſik ſeitdem abermals durchſchritten, und wir ſind neuerdings bei den Extremen des Wahnſinns in Vergötterung der individuellen Virtuoſität angelangt.

Aber es fehlt nicht an Zeichen, daß in unſerer Zeit ein Geiſt fortwirkt, welcher die Verheißung gewährt, daß wir nicht einem endlichen Abgrunde und einer Auflöſung, ſondern einer glückbedeutenden Wiederbeſeelung und kräftigen Reorganiſation unſeres geſammten geſellſchaftlichen Daſeyns entgegen gehen, und ſo hat ſie denn auch gegen die Uebertreibungen und Mißbräuche dieſes Modezeitvertreibes, dieſer Koketterie mit der Tonkunſt bereits das ſtille Heilmittel gefunden, und zwar in jenen nicht genug zu lobenden und aufzumunternden Geſangvereinen, Liedertafeln und Sängerfeſten, die, indem mit ihrer Hülfe die Nation ſelbſt muſikaliſch wird, die edle, heilige Kunſt des Tones und der Stimme in ihrer Reinheit von ſelbſt herſtellen, die ſittliche Bedeutung der Kunſt als einer läuternden, veredelnden, erhebenden Macht des Seelenlebens erneuen und ſo allmählig Platos wahre und tiefe Idee, daß die Staaten auf Muſik gebaut ſeyn müſſen, verwirklichen werden. Wenn die Nation der Muſik als eines Mittels ihrer Bildung ſich bemächtigt, wenn die Kunſt der Töne geübt wird, nicht um eitler Virtuoſität, um müßiggängeriſchen Applauſes, um niedern Lohnes willen, ſondern als ein zur Reinigung des Gemüths von dem Bodenſatze der Erde uns von der Gottheit geſchenktes geiſtiges Gemeingut, dann wird die iſolirte Liebhaberei an einem kometenartig durch die geſellſchaftliche Welt ſchweifenden und Spektakel machenden Virtuoſenthum von ſelbſt erlöſchen und wir den Triumph einer chriſtlich erneuten und wahrhaft fortgeſchrittenen Civiliſation damit erleben, daß es eben ſo wenig noch Triumphe der Virtuoſen, als Triumphe der Eroberer geben wird.

W. C. Weber.

Reiſe in den ſchottiſchen Hochlanden.

(Fortſezung.)

„Kein Volk hat mehr Hochzeitfeſte, Begräbnißfeierlichkeiten, Geburts- und Namenstage und andere Feſte, als die Deutſchen.“ — Dieß halte ich für wahr; wenigſtens gibt es weder in England, noch in Frankreich, noch in Rußland, noch in Spanien ſo viele Feier-, Tanz-, Spaziertage, ſo viele Luſtorte, Muſikgärten, Kaffee-, Milch- und Kuchengärten, als in Deutſchland.

„Kein Volk hat auch ſo viele Feldvergnügungen, Jagden, Stiergefechte, Hund- und Bärenbeißereien und dergleichen wie die Deutſchen.“ — Der Sinn für ſolche „Sports“ iſt neuerer Zeit, wie es ſcheint, mehr nach England gewandert; manche der genannten Vergnügungen ſind in Deutſchland längſt antiquirt, aber in England wird der deutſche Reiſende doch noch zuweilen gefragt, wie denn die deutſchen Bärenhetzen eigentlich wären.

„Die große Paſſion der Deutſchen für das Jagen des wilden Schweins iſt vielleicht der Grund, warum in Deutſchland noch mehr Wälder und Forſten beſtehen, als in irgend einem andern Lande. Doch iſt der hercyniſche Wald jezt an mehreren Stellen niedergehauen (the hercynian forest is now cut down in many places). Jeder Graf und Baron hat ſeinen Forſt, der wohl verſehen iſt mit Wild aller Art, mit Rehen, Hirſchen von allen Größen und von allen Farben. Ferner gibt es ſo viele Haſen, Füchſe, Wölfe, Bären und Eber, daß in manchen Gegenden die Bauern Wildpret als tägliche Koſt genießen.“

„Der deutſche Vielfraß iſt das gefräßigſte Thier von der Welt. Er frißt ſich ſo voll, daß er ſich nicht rühren kann, und in dieſem Zuſtande überfallen ihn dann die Deutſchen und tödten ihn. Die Wölfe und Bären tödten ſie auch, aber ſie eſſen in der Regel ihr Fleiſch nicht.“ — Hier hätte der Verfaſſer auch noch hinzuſetzen können, daß wir in der Regel auch kein Pferde- und Hundefleiſch genießen. Sollte man glauben, daß noch am Ende des vorigen Jahrhunderts in England ein Buch über uns geſchrieben werden konnte, das ungefähr ausſieht, wie eine zweite Auflage der Germania des Tacitus! Ein engliſcher Squire, der auch gehört hatte, daß der „Glutton“ (Vielfraß) ſo furchtbar in Deutſchland hauſe, ſagte einmal zu mir: „I have a wunderful idea of your glutton. Erzählen Sie mir doch etwas von dieſem merkwürdigen deutſchen Thier.“ Er wollte mir es kaum glauben, daß ich das Thier nie anders als in Muſeen geſehen, und noch weniger, daß dieſes Ungeheuer nicht größer ſey als ein mäßiger Hund.

„Die zwei Hauptflüſſe Deutſchlands ſind der Rhein und die Donau, und die beiden vornehmſten Seen ſind der See von Bregenz und der von Conſtanz. Außer dieſen Seen und Flüſſen enthält Deutſchland noch eine Menge weit ausgedehnter ſchädlicher Maſſen ſtehenden Waſſers, which are next to pestilential, und welche die Anwohner mit einer Menge beklagenswerther Krankheiten plagen.“ — Wir Deutſchen pflegen dieſe Sümpfe

in der Regel nach Ungarn und Polen zu verlegen. Von England aus, wie man ſieht, zieht ſich das Bild des öſtlichen Europas mehr zuſammen und die uns in der Ferne blinkenden „bodies of standing water“ der Polen erblicken die Engländer mitten in Deutſchland.

„Als Gegengift gegen dieſe Sümpfe hat aber die Natur dem Lande auch eine Menge von heilſamen Mineralwaſſern gegeben. Einige derſelben berauſchen, wie man ſagt, auf der Stelle, wenn man ſie trinkt, und ſie ſind daher mit Gittern eingefaßt und verſchloſſen.“ — „Wäre Deutſchland vor der Mitte dieſes Jahrhunderts mit dem Ackerbau bekannt geweſen, ſo müßte das Land eines der fruchtbarſten und ergiebigſten in Europa ſeyn.“ — Guter Gott, ſcheint es doch faſt, als glaubten die engliſchen Squires und Farmers, wir ſeyen bis zu unſerm Großväter Zeiten Nomaden geweſen und haben in Wäldern gelebt. Ich konnte ſelbſt in den ſchlechteſt bebauten und armſeligſten Diſtrikten von Irland zuweilen die Leute kaum glauben machen, daß wir beſſer bebaute Aecker haben.

„Selbſt im jetzigen rohen Zuſtande des Landes ſind die Nahrungsmittel billiger als irgendwo, was die außerordentlich großen Armeen bezeugen, die man dort ſelbſt in den unkultivirteſten Theilen des Landes unterhält.“ — „Im Winter, wenn die verſchiedenen Arme der Donau zugefroren ſind, beluſtigen ſich die Damen in Schlitten von ſehr verſchiedenen Geſtalten, z. B. von Tigern, Greifen, Schwänen, Kammmuſcheln ꝛc. In dieſen Schlitten ſitzen ſie in ſammtnen Kleidern, die mit reichem Pelzwerk verbrämt ſind, und geſchmückt mit Spitzen und Juwelen, wobei ſie auf dem Kopfe ſammtne Mützen tragen. Und die Schlitten werden gezogen von Pferden, Hirſchen oder andern Creaturen (by horses, stags, or other creatures) — (wohl gar von Vielfraßen?) — und dieſe Thiere ſind dann mit Bändern, Federn und Glocken geſchmückt.“ — Man denke ſich, daß dieſes Buch von einem Clanshäuptling in den Hochlanden oder von einem Laird auf den hebridiſchen Inſeln, von einem Schafweidenbeſitzer oder Schulmeiſter auf den Orkneys oder Shetlands geleſen wird, wie mag ſich ein ſolcher damit ſeine Phantaſie über Deutſchland erhitzen!

„Die deutſchen Damen haben in der Regel einen zarten Teint, und einige von ihnen, beſonders in Sachſen, haben ganz die zarten Züge, die man bei dem ſchönen Geſchlechte mancher andern Länder ſo bezaubernd findet. Sie ſind aber über die Maaßen verliebt in Gold- und Silberſchmuck. An einigen deutſchen Höfen erſcheinen ſie in reichen Pelzen, und Alle ſind mit Juwelen überladen, wenn ſie ſie bekommen können. Die bürgerlichen Frauen mancher Städte putzen ſich unbegreiflich phantaſtiſch heraus (inconceivably fantastical), wie man denn dieß aus verſchiedenen Bildern und Kupferſtichen entnehmen kann.“ — „Die unglücklichſten Deutſchen ſind die Vaſallen der kleinen dürftigen Fürſten, welche ſie peinigen, um ihre eigene Größe aufrecht zu halten.“ — „Das Bücherdrucken wird in Deutſchland auf übermäßige und fehlerhafte Weiſe befördert. Jeder unterrichtete Mann iſt auch ein Schriftſteller. Sie vervielfältigen die Bücher ohne Zahl, und jeder Fürſt, Baron oder Gentleman in Deutſchland iſt ein Chemiker oder Naturforſcher (natural philosopher).“

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Kaſſel, Januar.

Moraliſcher und geſelliger Charakter.

Unſere ſchöne Stadt hat einen ſtillen, ſparſamen, tugendhaften Charakter und hatte ihn immer, in den Zeiten des alten und des neuen Kurfürſten, des Königs von Weſtphalen und des Regenten. So ſchwelgeriſch auch der Hof des alten Landgrafen Friedrich und des Königs Hieronymus war, in der Stadt blieb doch alles glatt, knapp; aber wie von Reichthum, iſt ſie auch fern von Armuth und Elend. Es gibt keinen eigentlichen Pöbel hier, man ſieht keine Eckenſteher, keine Kellerwirthſchaften, weder Droſchke noch Fiaker ziehen durch die Straßen, und vor den Thoren hört man Sonntags keine Tanzmuſik. Die einzigen öffentlichen Leute, die hier herum gehen und die nöthigen Handreichungen zu billigen Preiſen verrichten, ſind die Zöglinge des Zuchthauſes, in ihrer geſtreiften Kleidung leicht kenntlich. Obgleich die äußere Erſcheinung Kaſſels ſich ſeit vierzig Jahren wenig verändert hat, ſo ſind doch die Spuren ſichtbar von jener Umwälzung, die die franzöſiſche Revolution über ganz Europa gebracht hat. Die monarchiſchen Gebäude ſind verfallen und ein Ständehaus iſt entſtanden. Das alte Schloß brannte noch unter dem Könige von Weſtphalen ab; der alte Kurfürſt wollte es wieder aufbauen, aber der Tod überraſchte ihn, als er damit anfing. Nun liegen die ungeheuern Trümmer der Kattenburg als ein Denkmal des Abſolutismus da und erinnern an den Tempel zu Jeruſalem, den Kaiſer Julian der Apoſtat wieder aufbauen wollte und den ein Erdbeben zerſtörte. Verfallen ſind auch die römiſchen Colonnaden und die Rennbahn, die ſchönen Orangeriegebäude in der Aue, alles Denkmäler des Geſchmacks der alten Landgrafen und ihres Reichthums. Die neuern Fürſten ließen wenig oder nichts erbauen. — Im geſelligen Leben herrſcht hier noch wie ehemals eine Art Ariſtokratie, aus dem Militär und den nähern Umgebungen des Fürſten gebildet, die indeſſen den Neid der untern Stände weder durch Reichthum, noch durch Luxus erregt. An geiſtigem Verkehr iſt kein Ueberfluß, und dieſer Mangel rührt zum Theil von der Sonderung her, die in der Geſellſchaft zwiſchen beiden Geſchlechtern ſtattfindet. Sagte man hier im Geſpräch zu einer Dame: „Ihr Freund,“ ſo erwiderte ſie gewiß hoch erröthend: „ich habe keinen Freund, mein Herr, das würde ſich ja gar nicht ſchicken.“ Von dem Tone guter Geſellſchaft, der ſeyn muß

wie im Paradiese, wo vom Freien und Nichtfreien nicht die Rede seyn kann, weiß man hier nichts. Die Damen finden hier auch alle Bettinens letztes Werk: „dieß Buch gehört dem König," langweilig, und unter ihnen ist keine Spur von dem Dreiblatt zu finden, das einst Berlin berühmt machte, Charlotte Stieglitz, Rahel und Bettina. Dennoch finden sich viele künstlerische und auch schriftstellerische Talente unter ihnen, aber der Zeitgeist hat sich bis jezt nicht in bestimmten Formen ausgeprägt. Kassel ist auch kein philosophischer Ort, und schwerlich ließe sich ein Exemplar von Hegels Schriften hier auffinden. Vor einigen Jahren äußerte sich der Pietismus in Extremen; dieß ist vorüber, aber es sind schöne Früchte daraus entstanden. Wir haben eine Armenpflege, wie man sie bei dem Mangel an öffentlichem Wohlstand gar nicht erwarten sollte, und die Pflegerinnen der Armen sind größtentheils Unvermählte.

(Schluß folgt.)

Aus Mittelschlesien, Januar.

(Schluß.)

Schweidnitz. — Striegau. — Freiburg.

Die Stadt Schweidnitz kam durch Brand, Pest und Kriegslasten von ihrem vormaligen Wohlstande so herab, daß sie, Maria Stuart parodirend, von sich sagen kann: Ich bin nur noch des alten Schweidnitz Schatten! — Den alten Waffenruhm seiner Bürger verkehrte der satirische Zufall gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts in den Ruhm, den ersten Hanswurst geboren zu haben. Es war Joseph Anton Stranitzki, der 1708 zu Wien als Nebenbuhler der italienischen Komiker auftrat, ihre Buffonerien nationalisirte, und den Hanswurst als das Zerrbild Harlekins darstellte. Die mittelalterliche größere Ausdehnung von Schweidnitz, noch aus manchen Spuren wahrnehmbar, ist auf die Festungslinien zurückgedrängt. Gleichwohl ist die Stadt, nach Sprengung der Außenwerke im Franzosenkriege, keine eigentliche Festung mehr, sondern ein bloßer Waffenplatz, welcher Umstand übrigens ihrem Wiederaufschwunge in Handel und Industrie vielfach hinderlich wird. — Der Kenner schlesischer Geschichte wandelt nicht ohne wehmüthiges Interesse durch die alten, vom Steinkohlendampf geschwärzten Gassen, von denen die sogenannte hohe Gasse die Eigenthümlichkeit stockhoher, halsbrechender Bürgersteige hat. Er verweilt auch wohl einen Augenblick vor dem „Grundhofe," einem Eckhause mit einem Stier zum Sinnbilde, weil hier das erste Gebäude der Stadt, welche jezt so altersmüde und historisch verdrossen in die Gegenwart hereinschaut, in sumpfigem Forste gestanden haben soll. In ewig jungem Reize aber schlingt die Natur ihren Landschaftszauber um das alte, imposante Schweidnitz. Zunächst sind die Festungsglacis zu laubreichen Promenaden umgeschaffen worden, wofür den Urhebern der wärmste Dank gebührt. Dann schweift der Blick nördlich in eine reiche Ebene, östlich hinüber nach dem merkwürdigen Zobtenberge, der mit seinem Geschichts- und Sagenkreise wie ein Altvater unter seiner kleinen Bergfamilie steht. Südwestlich aber entrollt sich das ganze reiche Theater des Mittelgebirges in langen blauen Kämmen, aus denen der Porphyrkegel des Hochwalds am bedeutsamsten hervorragt. — Kehren wir zur Bahnlinie zurück. Der Bahnhof bei der Kolonie Neu-Jauernick, wo die Schweidnitzer Zweigbahn ausmünden wird, ist Königszelt genannt worden, weil auf diesem Punkte einst Friedrichs II. Lagerzelt gestanden hat. Die Pietät für die Person des großen Königs ist in Schlesien noch immer bei dergleichen Anlässen als frisch genug zu erkennen. — Zur Rechten, in gleich weiter Entfernung von der Bahnlinie, liegt die Stadt Striegau, am südwestlichen Abhange der drei sogenannten Striegauer Berge. Diese erinnern an Friedrichs II. Sieg bei Hohenfriedberg, dessen Folge bekanntlich der Dresdener Friede am 25sten December 1745 war. Vom Galgenberge übersieht man das nun bald hundert Jahre alte Schlachtfeld. Der Ursprung von Striegau fällt bereits in den Anfang des 12ten Jahrhunderts; doch hat es nie eine Auszeichnung in der schlesischen Geschichte erworben; nur seine Leinwand war früher berühmt. Der große Granitbruch vor der Stadt hat seit einigen Jahren Pedalsbedeutung. Er lieferte nämlich meist die Trottoirs für Berlin, wie die Brüche bei Zobten und Strehlen die für Breslau. Auch ein freundliches Zeichen der neuern Zeit. Die Vorfahren dachten selten daran, die Berge für solche Pedalhumanität auszubeuten; wir aber sorgen wenigstens für Trottoirs zur Schmerzeserleichterung der physischen Leichdorne, wenn auch noch nicht aller moralischen. — In der Nähe Striegaus und des Ingramsdorfer Bahnhofes ist Pitschen mit dem pflanzenreichen Pitschenberge, der an den Linné Schlesiens, den Grafen Gottfried Heinrich v. Matuschka, erinnert, dessen Werk über die einheimische Flora schon 1777 erschien. In neuerer Zeit sind Wimmer und Grabowski als schlesische Botaniker verdient geworden. — Die Freiburger Eisenbahn läuft nun von Königszelt am rechten Ufer der Polsnitz nach Freiburg fort und mündet unmittelbar an der Stadt, den großartigen Kramstaschen Fabrikanlagen gegenüber, an der Chaussee nach Striegau aus. Das erste Heft einer vor wenigen Monaten erschienenen wohlgemeinten und verständigen Schrift von Treumund Welp über den Einfluß der Manufakturen und Fabriken in Schlesien zeigt dergleichen Anlagen in dem ungünstigsten Lichte. Es wird erörtert, welch schlimmen Einfluß zuerst die chemische Schnellbleiche, dann die Spinnmaschinen auf den schlesischen Leinenhandel ausgeübt haben, und wie der gesunkene Flor desselben nicht sowohl aus ungünstigen Marktverhältnissen, als vielmehr aus der den Engländern abgelernten unsoliden Kunstproduktion zu erklären sey. Der Verfasser entwirft nun, im Vergleich mit der Zeit vor etwa fünfzehn Jahren, ein wahrhaft ergreifendes Bild von der Nahrungslosigkeit, welche das Fabrikwesen mittelbar unter der fleißigen Uebervölkerung unseres Gebirgs herbeiführte, dann von dessen unmittelbaren physischen und moralischen Nachtheilen für die Fabrikarbeiter, wodurch alle kräftige Volksthümlichkeit und verbindendes und beglückendes Familienleben aufgehoben werde. Man braucht nicht nach England zu reisen, um Schilderungen, wie Mrs. Trollope's „Michel Armstrong," nach der Natur zu machen. Jene Schrift weist die Zustände des englischen Fabrikenunwesens auch bereits in Schlesien nach. Sie ist übrigens verboten worden, angeblich deßhalb, weil sie ohne Angabe eines Verlagsorts in Leipzig gedruckt wurde. — Eine halbe Meile hinter Freiburg öffnet sich nun der weit bekannte und mit Recht berühmte Fürstensteiner Grund mit seinen Natur- und Kunstreizen. Dahinter liegt das viel besuchte Salzbrunn, eines unserer renommirtesten Bäder. Darüber einmal in schöner Jahreszeit.

Beilage: Literaturblatt Nr. 16.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 38.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 13. Februar 1844.

Dieſe Lehren, von der ganzen Nation als Orakelſprüche angenommen, von allen nachherigen Dichtern befolgt, haben — ich getraue mir, es Stück vor Stück zu beweiſen — nichts anders als das fahlſte, wäßrigſte, untragiſchſte Zeug hervorbringen können.

Leſſing.

Ueber das franzöſiſche Theater. *

(ſ. die frühern Abſchnitte in den Monaten September und November 1843.)

Die Claſſiker und die Form.

Wir haben früher geſehen, wie es in Frankreich vermöge der politiſchen Geſtaltung des Landes und des Einfluſſes der durch die Buchdruckerkunſt allgemein verbreiteten griechiſchen Literatur, der Kunſt unmöglich wurde, ihre normale Entwicklung zu verfolgen. Die Engländer und Spanier dagegen, bei denen wir beſſer begabte Dichter und eine höher ausgebildete Nationalität finden, waren mehr als wir im Stande, dem Einfluß einer frühern Civiliſation zu entgehen und zu einer urſprünglichen Literatur zu gelangen. Jetzt iſt die Frage, ob wir Franzoſen das noch erreichen können, was uns fehlt und was jene beiden Völker beſitzen: nämlich eine Kunſt, in der ſich unſer Volk in allen ſeinen Zügen erkennen und lieben kann? Ich halte, wie früher gezeigt, dieß für möglich. Wenn ſich aber die Verhältniſſe dazu heute günſtiger zeigen, als früher, ſo vergeſſen wir nicht, daß der Menſch den beſten natürlichen Anlagen doch immer nachhelfen muß, und daß wir uns alſo genau Rechenſchaft über das zu geben haben, was Claſſiker und Romantiker gethan, damit wir nicht in dieſelben Irrthümer gerathen, und ganz ihnen das Gute vom Schlechten ſondern und das Beſte behalten.

Das ſogenannte Siebengeſtirn, * dieſer ächte Keim unſerer Akademie, hatte gewiß nur ſehr lobenswerthe Abſichten. Es wollte uns der langen und mühſamen Lehrjahre entheben und uns auf einmal in Beſitz der Erfahrungen der Alten ſetzen. Sey nun aber die perſönliche Unfähigkeit dieſer unſerer poetiſchen Vormünder, oder die Schwäche der menſchlichen Natur überhaupt daran Schuld, gewiß iſt, daß es mit der von den Griechen überlieferten Kunſt wie mit allen Ueberlieferungen ging, welche man mehr nach dem Buchſtaben als im Geiſte aufnimmt. Hätten ſich die Franzoſen nur geſagt: „Im Beſitz dieſer und jener Ideen und Mittel haben die Griechen dieſe und jene vollkommene Werke geſchaffen; unſere modernen Ideen und Mittel ſtehen in dem und dem Verhältniſſe zu den griechiſchen; wollen wir

* Wir erinnern die Leſer daran, daß dieſe Abhandlung von einem in Deutſchland lebenden Franzoſen in unſerer Sprache verfaßt iſt. D. Red.

* Wer dieſen Wendepunkt unſerer Literaturgeſchichte näher kennen lernen will, findet eine ſehr gute ſpezielle Darſtellung von Dr. K. A. Mayer in Prutz's literar. hiſtoriſchem Taſchenbuch für 1844.

alſo gleich vollkommene Werke ſchaffen, ſo müſſen wir das Verfahren ſo und ſo abändern. Denn jene griechiſchen Muſter dürfen uns keine Vorlegeblätter, ſondern rein geiſtige Vorbilder ſeyn.“ — Wer aber, fragt man, geht ſo zu Werk? Meint man etwa, die Spanier und Engländer haben nach einer ſo kalten Berechnung ihre warmen Dramen geſchaffen? Gott bewahre! So aber ſollte jeder zu Werke gehen, der kritiſch verfahren will, und die Franzoſen wollten einmal kritiſch verfahren. Sie ſind keineswegs wie jene betrunkenen, wilden Engländer und Spanier der mit lauter modernen und nationalen Elementen genährten Begeiſterung gefolgt; nein, ſie ſind einem fremden Vorbild nachgegangen und ſahen in ihrem Eifer zwiſchen Nachmachen und Nachbilden keinen Unterſchied. Man kaute ewig den Gedanken wieder, um Gutes zu leiſten, müſſe man bilden wie die Griechen, und ſo gelangte man bald zu der Vorſtellung, man müſſe denſelben Stoff wieder behandeln.

Das glückliche Reſultat dieſes Gedankengangs berichtet Boileau, unſer poetiſcher Geſetzgeber, in ſeiner Art poëtique wie folgt:

Chez nos devôts ayeux le théâtre abhorré
Fut longtems dans la France un plaisir ignoré.
De pélerins, dit-on, une troupe grossière
En public à Paris y monta la première;
Et sottement zélée, en sa simplicité,
Joua les saints, la vierge et Dieu par piété.
Le savoir à la fin dissipant l'ignorance,
Fit voir de ce projet la dévote imprudence,
On chassa ces docteurs, prêchans sans mission;
On vit renaître Hector, Andromaque, Ilion *
. . . . . .
La fable offre à l'esprit mille agrémens divers;
Là tous les noms heureux semblent faits pour les vers:
Ulysse, Agamemnon, Oreste, Idomenée,
Hélène, Ménélas, Paris, Hector, Enée.
Oh! le plaisant projet d'un poëte ignorant,
Qui de tant de héros va choisir Childebrand!
D'un seul nom quelquefois le son dur ou bizarre
Rend un poëme entier ou burlesque ou barbare.

Da haben wir das Ganze der claſſiſchen Anſichten, und es iſt eine von Anfang bis zu Ende in dieſem Geiſte verfaßte Ars poetica, welche man uns heute noch, obwohl ſie endlich einmal gottlob ihre Autorität verloren hat, im Collegium auswendig lernen läßt. Man glaube aber nicht, dieſe Dichtkunſt ſey nur der Ausdruck der Anſichten des einzigen Boileau; keineswegs, ſie iſt und bleibt das treue Glaubensbekenntniß der damaligen Zeit ſelbſt.

Unter dem Einfluß der claſſiſchen Prinzipien, was wurde, was konnte die Poeſie werden? Was ſie eigentlich war, iſt nur mit vielen Worten und dann ſchwer zu beſtimmen. Für den Claſſiker ſelbſt wäre gewiß die Aufgabe ſchwer genug, wenn nicht unlösbar. Leichter aber läßt ſich beſtimmen, was ſie nicht war. Sie war nämlich keine einheimiſche Pflanze, welche auf ihrem natürlichen Boden ihre ſaftigen Früchte erzeugt; vielmehr war ſie, Gott weiß was für ein exotiſches, im Treibhaus gepflegtes Gewächs, dem man mittelſt künſtlicher Heizung Blüthen mit namenloſen Farben und Formen abpreßte, die unſere Landesluft nie haben ertragen können.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß wir hiebei immer des Unterſchieds eingedenk ſeyn müſſen, den ich früher zwiſchen Galliern und Franzoſen gemacht. Daß aber jene Gallier, die poetiſchen Repräſentanten des eigentlichen Volksgeiſtes, genau gewußt hätten, was Poeſie ſey, mag wohl zu bezweifeln ſeyn; doch daran liegt auch nichts. Es handelt ſich hier nur darum, daß ſie uns zeigen, was eine nationale Poeſie hätte ſeyn können. Leider aber ſind jene Gallier nur das niedrige Volk unſeres Parnaſſes. Als wahre Enfants de sans souci geben ſie ſich nur mit dem Luſtſpiel und Vaudeville, mit der Fabel und Erzählung, dem Lied, Madrigal, Rondeau, Epigramm ab, mit lauter fröhlichem Zeuge, mit allem, was ſie poésies légères et fugitives nannten. Bei ihnen finden wir alſo nur die heitere Seite unſeres nationalen Charakters wieder.

Le Français né malin forma * le vaudeville.

In jenen Galliern erkennt ſich der Franzoſe, und ſonderbar genug, eben das proſaiſche Element, gerade das, was nur unſer Kleid iſt, hat ſeine poetiſche Verklärung erhalten.

(Fortſetzung folgt.)

° Wegen einer am Schluſſe des gegenwärtigen Aufſatzes vorkommenden Bemerkung hebe ich noch die zwei folgenden Verſe aus:

Seulement, les acteurs laissant le masque antique,
Le violon tint lieu de chœur et de musique.

° In dieſem ſo oft angeführten Verſe lieſt man gewöhnlich crée, Boileau aber ſchrieb forma. Dieſe Kleinigkeit iſt auch mit dem Uebrigen für Boileau und ſeine Zeit charakteriſtiſch.

Reiſe in den ſchottiſchen Hochlanden.

(Fortſetzung.)

„Deutſchland hat auch mehrere gute politiſche Schriftſteller hervorgebracht, Geographen und Hiſtoriker. Aber ſie ſcheinen keinen großen Geſchmack und kein Talent für Werke des Witzes und der Unterhaltung, wie z. B. für Poeſie, Schauſpiele, Romanzen und Novellen zu haben. Ihre Werke in dieſen Gattungen ſind trocken, weitſchweifig, bändereich und mechaniſch, und ſie verſtehen nichts von der Kunſt, das Wohlgefällige mit dem Nützlichen zu verbinden.“

Man sagt, wenn am Firmament ein neuer Stern aufgeht, oder ein alter untergeht, so daure es lange, bis wir auf Erden das Eine wie das Andere gewahr werden, weil die Strahlen des neuen Sterns nur langsam unsern entlegenen Weltkörper erreichen und die des alten nach seinem Verscheiden noch lange auf der alten Bahn fortfahren, und wenn auch die Astronomen und Weisen von den neuen Erscheinungen längst Notiz genommen haben, so dauert es doch lange, bis die Masse der Bevölkerung davon weiß. So ist es auch mit der Kenntniß, welche die Länder und Völker gegenseitig von einander nehmen. Aus diesem Gesichtspunkte glaube ich, daß Guthries Buch eine Menge Ansichten über Deutschland ausspricht, die noch auf lange unausrottbare „Standard-Opinions" der englischen Volksmassen seyn werden.

Am folgenden Tage setzte ich, nachdem ich mit Mühe einen Führer gefunden, meine Reise zu Fuß weiter fort. Da ich denselben Tag noch am Loch Catherine anzukommen wünschte und bis dahin noch mancher Berg zu übersteigen war, so brach ich schon um sechs Uhr Morgens auf. Es war ein wundervoller heiterer, aber kühler Novembermorgen. Die kleinen Wassertümpel im Orte und auf der Landstraße waren mit zartem Eise überfroren, und die blendend weißen Gipfel der Berge zeichneten sich in den schärfsten, feinsten Linien so hell und klar gegen den blauen Himmel ab, wie ich dieß im grauen, neblichten Schottland kaum zu sehen erwartet hatte.

Auf dem ganzen Wege begegneten wir keiner Menschenseele, wir sahen auch abseits Niemanden in der Nähe der Hütten, die hie und da am Wege lagen. „Es ist noch nicht Zeit, zur Kirche zu gehen," sagte mein Führer, „und jezt sitzen noch Alle in den Häusern beisammen und lesen in der Bibel." Endlich erblickten wir das Wirthshaus von Loch-Earn-Head am See Earn. Ich weiß nicht, ob der heitere Anblick oder sonst ein Einfall mich veranlaßte, ein Lied zu pfeifen. Da sagte mein Führer sogleich: „Hört auf zu pfeifen, Herr, for they will be wundering to hear a person chwistling * at a sabbathday." (Die Leute würden sich wundern, wenn sie Jemanden am Sonntage pfeifen hörten.)

Diese ganze Gegend ist durch die schottische Geschichte, so wie durch Walter Scotts meisterhafte Darstellungen klassischer Boden geworden, und man hat das doppelte Vergnügen, an sich interessante, romantisch wilde Thäler und Klüfte zu durchwandern, und zugleich solche, die man selber einst im Zauberspiegel der Einbildungskraft erblickt, und die noch jezt täglich Hunderte und Tausende von Scotts Freunden in diesem Spiegel anschauen. So ist Glen Dochart, an dem ich eben vorübergekommen, der Schauplatz der Heldenthaten Robert Bruce's gegen seinen Feind Douglas; so sieht man hier bei Loch Earnhead eine wilde Felsenpartie, „Crickmachkränach" — das Wort selbst klingt wie lauter Stein und Felsenbruch — in welcher sich eine der vielen „Robert the Bruce's cave's" befindet, wo er sich auf seiner abenteuerreichen langjährigen Flucht verborgen haben soll, und ich schritt von hier aus landeinwärts in die Berge zu Rob Roy's Grabstätte.

Ich nahm in Loch Earnhead einen neuen Führer, warf dem schönen See Earn einen flüchtigen Blick zu, der ein Gruß und Abschied zu gleicher Zeit war, und brach mit dem Menschen auf, der einer der dümmsten war, die ich je zu Führern gehabt. Wenn ich ihn nach einem Mann fragte, über den ich gern etwas wissen wollte, so sagte er immer nur stotternd und einsylbig: „that was a very clever man, Sir." So sagte er von Robert Bruce: „That was a very clever man, Sir, and king of Scotland." Von Rob Roy wußte er auch weiter nichts als: „He was a very clever man, Sir, and a great robber." Und eben so nannte er Herrn Stewart Esqre. einen sehr klugen Mann und Besitzer des Schlosses Ardvoirlich am Loch Earn. Manche Leute halten aus Klugheit, andere aus Dummheit alle andern Menschen für außerordentlich klug. Das Schlimmste war, daß ich bald merkte, daß mein neuer Freund nichts weniger als die Wege genau kannte, welche über die wilden Berge gerade nach Loch Catherine führen, und daß ich mich also wahrscheinlich mit ihm verirren würde, was denn auch wirklich sehr bald geschah.

(Fortsetzung folgt.)

* Schottische Aussprache statt whistling.

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, Januar.

Literatur.

Der Jahrgang 1844 des Taschenbuches „Libussa," herausgegeben von P. A. Klar, ist mit dem Bildnisse Joseph Führichs geschmückt, dessen „Selbstbiographie" in den vaterländischen Denkblättern gewiß für jeden Kunstfreund von dem höchsten Interesse seyn wird, da sie in ungeschminkter Wahrheit nicht nur darstellt, wie sich das Talent eines Mannes, der nur in seiner Kunst lebt, entfaltet und gebildet hat, sondern zugleich die Kunstrichtung erklärt, die er in gesteigertem religiösen Gefühl eingeschlagen. Ob diese dem Künstler nicht zu enge Grenzen sezt, auf diese Frage läßt sich der Aufsatz nicht ein. Die „Denkblätter" sind es auch, welche dem Jahrbuche „Libussa" nicht allein ein augenblickliches Interesse für den Vaterlandsfreund verleihen, sondern ihm einen bleibenderen Werth sichern, als man diesen Kindern des Augenblicks gewöhnlich zugesteht, da sie nach und nach Annalen des vaterländischen Gewerbsgeistes darbieten werden. Der Hauptartikel: „die Industrie Böhmens," von P. A. Klar,

schildert hier abermals 39 böhmische Fabriken, und zwar 7 in Papier, 10 in Glas, 1 Syrupfabrik, 7 in Metallwaaren, 5 in Wollarbeiten, 3 Baumwollspinnereien, 4 in Leinenwaaren, 2 Porzellan- und Steingutfabriken, 1 Serpentinsteinwaaren-, 1 Granitschliff-, 1 Parkettenfabrik, ferner eine Uebersicht des Graphitbergbaues im südlichen Böhmen. Außerdem finden wir noch eine Geschichte und Beschreibung der merkwürdigen St. Niklaskirche in Laun von J. N. Wlasika, und eine Uebersetzung der Hageckschen Beschreibung der großen Feuersbrunst zu Prag im Jahre 1541 von A. Fischer. „Das fröhlichste Herz" von J. G. Seibt bestätigt wieder den Satz, daß selten ein Dichter gleich gewandt und sicher in Prosa wie in Versen ist; daneben ist die ganze Erfindung krank und unnatürlich, und noch nie hat mich eine Arbeit Seibts so unangenehm berührt. „Die Tyrannin" von S. Kolich ist mehr romanhaft als romantisch, und nur der zweite Theil der Erzählung trägt das Costum der Zeit, die Haltung des ersten ist ziemlich modern. „Ritter und Vestalin," historische Novelle von Siegmund Mannheim, theilt den Fehler der „Tyrannin," daß der Ton der Erzählung mit der Zeit kontrastirt, in welcher sie spielt. „Verbotene Neigung" von Julius Seibitz, der sich so sehr in den Geist der neufranzösischen Poesie versenkt zu haben scheint, daß er nur Unglück verkünden kann, ist ein Seelengemälde ohne schärfere psychologische Kenntniß, und läßt im Ausgange ganz unbefriedigt. — Unter die trefflichsten Gedichte gehören Eberts Soucette, Gabriel Seidls böhmische Sage: „die Rose," „eine Nacht" von L. A. Frankl, die zwei Gedichte von Friedrich Bach u. s. w. Uffo Horn bietet heuer zwei Gedichte: „die drei Fürsten," Vorspiel zu der Tragödie „König Ottokar" (deren baldiges Erscheinen hier verkündigt wird), und: „der Bauernherzog," von welchen mich das zweite mehr als das erste ansprach. Eine Verdeutschung von Macha's „May" durch Siegfried Kapper erhält ein erhöhtes Interesse durch einen kurzen Nekrolog des begabten böhmischen Dichters, der im 26sten Jahre dem Tod erlag, von Theodor von Grünwald. Zum Schluß noch eine Frage. Wie kommt Braun von Braunthal mit seinem Balladenkranz: „Graf Alar," unter die vaterländischen Dichter?

(Schluß folgt.)

Kassel, Januar.

(Schluß.)

Moralischer und geselliger Charakter.

Hier wie in allen kleinen Staaten findet sich in den höhern Klassen ein großer Ueberschuß an Jungfrauen, weil es wenig Männer gibt, die einen vornehmen Hausstand unterhalten können. Aus diesen Unvermählten hat sich nun in Kassel ein eigener Stand gebildet, wie eine Kloster- oder Ordensgemeinschaft, ähnlich der der barmherzigen Schwestern. Krankenpflege, Kleinkinderbewahranstalten, Armenschulen stehen unter ihrer Fürsorge, von ihnen gepflegt, unterrichtet, ernährt wird der ärmste Theil des Volks, und diese Menschenliebe wird hier den Communismus mit seinen verderbendrohenden Bestrebungen entwaffnen. Die Folgen sind unberechenbar, die aus der höhern Bildung entstehen müssen, die jetzt allenthalben dem Volke zu Theil wird. Wie die Klasse der Unvermählten in England, so erfreut sich auch die in Kassel einer höhern Intelligenz; auch Dichterinnen und Schriftstellerinnen wie die Hemans, Shermond, Edgeworth würden daraus hervorgehen, wenn nicht jeder geistige und literarische Verkehr dadurch gehemmt würde, daß kein einziges literarisches Blatt erscheint. Der „Salon," den Franz Dingelstedt Anfangs herausgab und den später Fr. Otter im Geist des politischen und literarischen Fortschritts redigirte, ist wieder eingegangen, und alle unsere Dichter sind in die Weite gezogen. Der Verlust wird wenig empfunden, ist aber dennoch ein wirklicher; denn wo Poesie und Wissenschaft nicht in das gesellige Leben treten, da gibt es des Kleinlichen so viel, was sich der Geister bemächtigt, Klatsch-, Putz- und Spielsucht und kleine Anfeindungen, die das Leben verbittern und die Liebe vernichten. Unter den schönen Künsten wird vorzugsweise der Malerei gehuldigt. Die dießjährige Kunstausstellung leistete Bedeutendes im Fache der Landschaft. Auch mag die Natur um unsere Stadt her wohl dazu begeistern durch ihren sanften, idyllischen Charakter. Ferne blaue Berge, schattende Wälder, blühende Felder erblickt man überall; dagegen mangelt das Großartige. Die schöne Aue ist wie ein Feenmährchen von Wieland, alles Leben ist fern, sogar die Lüfte scheinen verzaubert, sie regen sich nicht. — Das Theater ist gut besetzt, aber es steht, wie die meisten Theater Deutschlands, unter dem Einfluß französischer Uebersetzungen. Es entbehrt auch sehr eines öffentlichen Blattes; nur durch gute Kritik kann jedes Theater erst zum Bewußtseyn gelangen. Um zehn Uhr wird es geschlossen, und dann auch alle öffentlichen Orte. Es ist dann in dieser Residenz still und einsam wie auf Dörfern, keine Spur einer großen Stadt begegnet dem nächtlichen Wanderer, auch nicht die übeln Gerüche, die ihn in Berlin so oft feindlich berühren. Die Göttin Cloacina wälzt ihre schwarzen Fluthen durch ein weit ausgeführtes Kanalsystem dem Flusse zu, ohne daß ein menschlicher Sinn davon Kenntniß erhält. Keine wilde Lust tobt Nachts durch die Straßen. Kassel ist ein großer Mäßigkeitsverein, aber es hat dabei doch auch seine „Mystères." Der Sinn für Moralität ist übrigens überwiegend und auf den moralischen Ruf des Menschen wird hier mehr als irgendwo Rücksicht genommen. Im Ganzen ist wohl gegen frühere Zeiten eine Wiedergeburt erfolgt, eine Rückkehr zur Tugend und Religion; die Mode übt indessen noch zu viel Tyrannei auf die höhere Klasse aus. Allgemein ist der Gebrauch, französische Bonnen zu halten, damit die Kinder eine gute Aussprache bekommen, als wenn daran so viel gelegen wäre, und diese Bonnen sind gewöhnlich aus der Schweiz, sprechen also weder ein gebildetes, noch ein richtiges Französisch. Eine deutsche gebildete Erzieherin würde ihre Stelle weit besser ausfüllen. Kassel besitzt einen höchst achtbaren Bürgerstand; der hiesige Bürger ist ein Gentleman in Wohnung, Kleidung und Manieren, gleich entfernt von dem freien Bierwesen der Süddeutschen und der finstern Schweigsamkeit der Norddeutschen, auf die starke geistige Getränke einwirken. Der Einfluß der Constitution ist sehr fühlbar; sie hat dem Bürger mehr Selbstbewußtseyn gegeben. Freilich rührt der Wohlstand der Bürger größtentheils noch aus der westphälischen Zeit her; die Erwerbsquellen fließen seitdem spärlich, und der Landmann ist sehr arm, obgleich heiter und thätig. Die Bauerfrauen in ihren kurzen Röcken, die kaum bis an die Kniee reichen, eine schwere Kätze auf dem Rücken, ein Kind auf dem Arme, sind heiter und gesprächig und überselig, wenn sie einige Groschen vom Markte heim bringen. Bedenkt man, wie groß die Kosten der Verwaltung sind, die dieser kleine Staat von 700.000 Seelen aufbringen muß, wie viel Militär, Generale, Minister, Gesandte, Landstände u. s. w. er besolden, welche Civilliste er aufreiben muß und dabei schuldenfrei ist, so erstaunt man über die Thätigkeit des Finanzsystems.

Beilage: Kunstblatt Nr. 13.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 39.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 14. Februar 1844.

Each in his narrow cell for ever laid,
The rude forefathers of the hamlet sleep.
Gray.

Reiſe in den ſchottiſchen Hochlanden.

(Fortſetzung.)

Bis Balquiddar freilich fanden wir den Weg richtig, weil wir ihn eben nicht verfehlen konnten, da eine gerade Straße dahin führte. Nicht weit hinter Balquiddar aber verfehlten wir ihn, weil es dort bald gar keinen Weg mehr gab, nicht einmal den geringſten Steg, ſondern lauter Fels und Bergwildniß. Balquiddar iſt berühmt, weil ſein kleiner Kirchhof das Grab Rob Roys enthält. Die Hütten dieſes kleinen hübſchen Dorfs ſind im Thale des Loch Voil am öſtlichen Ende dieſes Sees zerſtreut. Die Kirche liegt etwas höher auf einem Bergvorſprunge, und das Ganze iſt zu beiden Seiten von noch höhern, wilden Bergen umgeben, namentlich von den berühmten ſchroffen Bræs of Balquiddar, den Felſenriffen von Balquiddar, die oft in den ſchottiſchen Geſängen vorkommen.

Der Kirchhof liegt neben der kleinen Kirche auf dem beſagten grünen Abhange. Es war eben Gottesdienſt in der Kirche, und ich konnte daher meinen Führer kaum bewegen, mit mir den Kirchhof zu betreten. Er äußerte, wenn man uns aus den niedrigen Fenſtern der Kirche erblickte, würden wir der Gemeinde ein Aergerniß geben durch unſer müßiges Umherſtreichen. Ich dachte an die katholiſchen Kirchen, in denen ſelbſt während des Gottesdienſtes umherzugehen die müßigen, neugierigen Fremden ſich nicht ſcheuen. Ich ſagte dem Führer, wir könnten ja leiſe und vorſichtig hinein gehen und ich müſſe einmal einen Blick auf den Grabſtein Rob Roys werfen, weßwegen ich eigentlich allein hierher gekommen. Sehr widerwillig legte er darauf meine Effekten bei der Kirchhofsthür hinter einen Stein nieder; denn mit ihnen beladen dort zu erſcheinen, war ihm beſonders anſtößig; dann ſchlich er mit mir, aber mit der Miene eines Verbrechers, auf den Kirchhof und zeigte mir das Grab Rob Roys.

Daſſelbe beſteht aus weiter nichts, als aus einem rohen Steinblocke, auf welchem die eben ſo rohe Figur eines großen Schwertes, ich kann nicht ſagen ausgemeißelt, ſondern eingekritzelt iſt. Es ſind noch mehrere Grabmäler dieſer Art da, von denen die meiſten aus der Zeit Rob Roys und ſelbſt noch aus ſpäterer zu ſtammen ſcheinen, alſo aus dem Anfang und der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Sie ſehen aber aus, als wären ſie in der Druidenzeit gemacht; es ſind nichts als rohe, faſt völlig unbehauene glatte Feldſteine, auf denen oben die Figur eines großen langen Schwertes mit unſichern und rohen Linien eingegraben iſt. Ich habe nie ſo ſonderbar rohe Grabmäler geſehen. Glichen die Menſchen,

die darunter liegen, den Steinen, welche sie decken, so müssen es wahre Blöcke gewesen seyn. Auf einem der Gräber sah ich eine ganze Menschenfigur, die ungefähr so gezeichnet war, wie sie unsere Buben gegen das Verbot der Polizei an die Häuser malen; ich konnte nicht erkennen, ob es eine Dame, oder einen Ritter, ein altes Weib, oder einen Räuber vorstellen sollte. — Wenn die Franzosen in ihren geographischen Büchern bis in die Mitte, ja bis an's Ende des vorigen Jahrhunderts von den „Sauvages de l'Ecosse" sprachen, worunter sie die Bewohner der Highlands und der hebridischen Inseln verstanden, so hatten sie nach diesen Grabsteinen ganz recht.

„Sie werden auf Ihrer Reiseroute, die Sie sich in Schottland vorgezeichnet haben, von allen den Dingen, welche die charakteristischen Züge unserer Hochgebirge bilden, ein Specimen finden: einige hübsche Seen, denen so ziemlich alle unsere Seen gleichen, einige hohe Bens, die wie alle unsere Bens aussehen, einige wild romantische Glens, nach denen Sie sich die übrigen denken können, einige hübsche Waldscenen, die Sie mit keinem zu großen Multiplikator vervielfältigen dürfen, einige Flüsse, Bäche und Wasserfälle, die Ihnen als Modell dienen können," so sprach zu mir ein Freund, ehe ich meine Hochlandsreise antrat. Es fehlte mir nun nur noch eine schottische Felsen- und Sumpfwüstenei, die ich in Gedanken mit einem sehr bedeutenden Multiplikator vervielfältigen durfte, um mir alle die großen Wüsteneien des übrigen Schottlands und der schottischen Inseln vorzustellen. Und ich fand auch ein herrliches Specimen von einer solchen Wüstenei beute zwischen Balquiddar und Loch Catterin. Es sind dieß in direkter Entfernung zwar nur zehn englische Meilen; weil aber nur rauher Bergrücken zwischen beiden Thälern liegt und man hin und her klimmen muß, so werden es wenigstens zwanzig, und weil es eine völlige Einöde ist, so wird einem die Zeit lang für fünfzig Meilen.

Zuerst hatten wir noch einen ordentlichen Weg und trafen auch hie und da noch Menschen, besonders Schäfer mit einer außerordentlichen Menge von Hunden; aber bald lag die Oede vor uns. Da hier aller Grund und Boden entweder Felsen oder Morast ist, und da weder auf jenem noch auf diesem der menschliche Fuß Spuren zurück läßt, so haben sich hier gar keine Stege gebildet, so viele Menschen auch schon seit dem Bestehen dieser Wildniß über die Berge gewandelt sind. Da es überall gleich unbequem ist, so schlägt jeder, der mit der Gegend vertraut ist, seinen eigenen Weg ein, und es summiren sich daher nirgends die Fußtapfen zu einem ausgetretenen Pfad. — Auch uns blieb am Ende nichts übrig, als, nachdem wir uns so ungefähr die Hauptspitzen und Einsattelungen, über die wir hinüber mußten, gemerkt hatten, unsern eigenen Weg zu wählen. Nichts Oederes und Trostloseres in der Welt, als diese schottischen Wildnisse. Nachdem wir uns etwas erhoben hatten, konnten wir ein gutes Stück davon übersehen. Die Thäler und die Spitzen hatten alle ihre Namen, obgleich sie eigentlich gar keinen verdienten. Da aber ein großer Theil der schottischen Hochlande und der größte Theil der Oberfläche der Hebriden, Orkneys und Shetlandsinseln, so aussieht, so mag es den Lesern interessant seyn, etwas Näheres über den Charakter des Landes zu erfahren.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber das französische Theater.

(Fortsetzung.)

Die Ursache dieser so sonderbaren Erscheinung liegt keineswegs, wie man glauben möchte, darin, daß die Franzosen vielleicht das lachlustigste aller Völker sind, sondern darin, daß jene gallischen Dichter vor allem ihrer Nationalität treu blieben und sich mit dem, was die Alten geleistet, weniger abgaben. Seht sogar Voltaire; ist die Zeit nicht schon längst da, wo wir erklären, seine poésies légères und dergleichen seyen bei ihm das Beste? Und wer urtheilt so? die Classiker selbst. Ich sagte eben, das französische Volk sey das lachlustigste aller Völker. Wer möchte uns aber wegen unserer Lachlust tadeln? Ist im Gegentheil die Heiterkeit, die uns nie verläßt und seit der Revolution leider nur zu sehr unterdrückt wird, nicht ein schöner Bestandtheil unseres Charakters? Wenn aber das französische Volk wirklich so lachlustig ist, ist es auch nur lachlustig? Welches Volk könnte dieß seyn? Und wenn die heitere Seite unseres Charakters ihre Poesie gefunden, kann die ernste Seite nicht auch die ihrige finden? Hugo, Lamartine, Delavigne, De Vigny und andere mögen als Antwort dienen. Gibt nicht in seiner Art Béranger ein vollständiges Bild unseres Volks? hat es Lafontaine seiner Zeit nicht auch schon gegeben? Aber Béranger, Lafontaine gehören ja, vermöge der Gattung, der sie sich widmeten, auch nur dem das peuple poétique an. Von Lafontaine erwähnt Se. Excellenz Herr Boileau nichts; der große König kannte ihn noch weniger. Und Béranger? nun, diesem zweiten bon-homme geht es wie jenem ersten — die ganze Nation hat sich seiner angenommen.

Was nun aber die hohe poetische Aristokratie betrifft, der es zur Aufgabe ward, das Ernste, das Tiefe, das

Tragiſche, welches auch im Franzoſen liegt, aus dem einfachen Grunde, weil er auch ein Menſch und überdieß ein Chriſt iſt, im Spiegel der Poeſie aufzufangen und verklärt zurückzuwerfen, ſie hat dieſe Seite unſeres und des menſchlichen Weſens gar nicht erkannt, ſie ſcheint kaum eine Ahnung davon gehabt zu haben, und wenn auch, ſo hat ſie dieſelbe verachtet.

Le Français, né malin, forma le vaudeville.

Mehr kam von Rechtswegen dem Franzoſen nicht zu. — Sind nicht die Begriffe unſerer hohen Claſſiker vom Verhältniſſe des franzöſiſchen Volks zur Poeſie ein vollkommenes Seitenſtück zu den Anſichten des Hofs und Adels von der politiſchen Berechtigung deſſelben Volks? So ward denn in der claſſiſchen Denkweiſe die Poeſie, die hohe Poeſie (Tragödie, Epos, Ode) eine nicht zu definirende Kunſt. Irgendwo in Griechenland entſtanden, hielt man ſie außer dem griechiſchen Gebiet für unmöglich. Die griechiſche Mythologie und Geſchichte wurde vorzugsweiſe ihre Quelle; nahm man etwa anderswo einen Stoff, ſo war es nur in ſo fern, als man denſelben, einen neuen Achilles, in den griechiſchen Götterquell tauchen und dadurch unverwundbar machen konnte. Türkiſche, hebräiſche, egyptiſche, germaniſche, ſogar chineſiſche und amerikaniſche Stoffe (die römiſchen verſtehen ſich von ſelbſt) finden wir in ziemlicher Menge, aber auch nur dem Namen nach. Man probirte dieſes und jenes, erſchöpfte Alles, tappte rechts und links herum und ſuchte immer Neues. Nur zu Haus ſuchte man nicht, nur was zur Hand lag, verſchmähte man. — Paßte hierauf nicht auch eine Fabel des bon-homme? Ich meine die vom Manne, der dem Glück um die ganze Welt nachreist, und jenem, der es im Bett erwartet. — Von der Weltreiſe brachte der Mann, brachten die Claſſiker nichts heim, als nur das, was ſich à la grecque aufputzen ließ, ſo gut als nichts.

Neben den Griechen galten auch die Lateiner ſehr viel, aber natürlich auch nur in ſo fern, als ſie Nachahmer, Fortſetzer der Griechen waren. Aber ſeltſam genug, Virgil, „Homer's Mond," wie Hugo ſagt, wurde weit mehr, als Homer ſelbſt, das Vorbild unſerer Epiker. Freilich dürfte man vielleicht behaupten, daß eigentlich die Lateiner uns in jenes Irrgeleiſe brachten, das wir das claſſiſche nennen. Doch das mag ein Anderer unterſuchen.

Wie dem ſey, man ſieht, das Poetiſche eines Vorwurfs lag in lauter zufälligen, äußerlichen Umſtänden: im Fremden, Fernliegen, im Griechiſchſeyn, oder in der Möglichkeit, ein ähnliches Ausſehen anzunehmen. Unter andern ſpeziellen Regeln findet ſich die, welche vorſchreibt, keinen Steff auf die Bühne zu bringen, welcher nicht wenigſtens dreißig Jahre hinter uns liegt. (Siehe Racine's Vorrede zum Bajazet.) Nun, die Regel mag ihre Richtigkeit haben; es wäre aber intereſſant zu wiſſen, worauf die Claſſiker dieſelbe gründeten; ganz gewiß, wie alle andern Regeln, auf etwas ganz Aeußerliches. Man ſehe den claſſiſchen poetiſchen Codex durch: die Regeln, welche das Weſen betreffen, verſchwinden unter der zahlloſen Maſſe nichtiger, aber hoch angeſehener, die Art und Weiſe betreffender Regeln. Hier einige zur Probe, damit diejenigen Deutſchen, die ſich mit unſerer Literatur nie genauer beſchäftigt haben, ſich zu ihrem Bedarf von der claſſiſchen Geſetzgebung einen Begriff machen können.

Weniger durch die ſich darin entwickelnden Leidenſchaften, als durch den Rang der Perſonen, alſo nicht ſowohl durch das Menſchliche, als durch das Geſellſchaftliche wurde ein Stoff tragiſch. Die tragiſchen Helden (die Benennung iſt auch an ſich charakteriſtiſch) ſind vor Allem königlichen Geblüts oder ſolche, die nach einer Krone oder irgend einem anſehnlichen politiſchen Etwas ringen. (Aus gleichen Gründen ſchicken ſich ſolche Perſonen nicht für das Luſtſpiel.) Nach dieſem Grundſatz würde es kein Claſſiker über ſich gewinnen, Clavigo eine Tragödie zu heißen. — Die Tragödie mußte ferner in fünf Aufzüge getheilt ſeyn; lieber hätte man den Stoff, wenn noch ſo tragiſch, fahren laſſen, wenn er nur einen oder zwei Aufzüge gefüllt hätte. Dem Claſſiker iſt Philotas auch keine Tragödie. — Die tragiſchen Helden waren verpflichtet, eine gewiſſe hochklingende, aus dem Griechiſchen hergenommene Sprache zu führen. Emilia Galotti iſt dem Claſſiker eben ſo wenig eine Tragödie. — Le Français, né malin, forma le vaudeville; wahrſcheinlich deßhalb wurde dem tragiſchen Helden in Frankreich das Lachen, wobei der Zuſchauer ſelbſt mitlacht, verboten, dagegen aber Ironie und Hohn, wie ſie allen Couliſſenreißern ſo willkommen ſind, ſehr anempfohlen; nur nicht von Herzen lachen! Clärchen und Gretchen ſind dem Claſſiker keine tragiſchen Heldinnen. — Da die Tragödie ein poetiſches Werk iſt, ſo mußte es in Verſen geſchrieben ſeyn. Egmont iſt dem Claſſiker wieder keine Tragödie.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Prag, Januar.

(Schluß.)

Theater.

Wir leben jezt in der Saiſon der Theaterbenefizien, das heißt der neuen Stücke, denn unſere Direktion iſt ſo wenig

egoistisch, daß sie für sich selten etwas Neues gibt, und dann ist es gewöhnlich etwas Schlechtes. So brachte heuer Mad. Louise Schwanefelder (vor ihrem Abgange von der hiesigen Bühne) zwei Stücke: „der Heirathsantrag auf Helgoland," lebendes Bild in 2 Akten von L. Schneider, und: „hohe Brücke und tiefer Graben, oder ein Stockwerk zu tief," Posse in einem Akt nach dem französischen Vaudeville: Rue de la lune, von Heinr. Börnstein, welche beide beifällig aufgenommen wurden. Der „Heirathsantrag auf Helgoland" ist ein recht interessantes Genrebild, dem nur einige Kürzungen zu wünschen wären. So wenig die Beschreibung der Schlacht von Navarin an die Stelle gehört, welche sie einnimmt, so mag sie doch passiren; aber der zweite Akt und besonders die Rauchscene des Jack Trolle ist so unendlich in die Länge gesponnen, daß das zweiaktige Stück bis halb 10 Uhr spielte und viele Zuschauer das Haus verließen, ohne das genannte ächt französische Lustspielchen gesehen zu haben, welches jedoch offenbar durch die Uebersiedelung nach Oesterreich viel verloren haben muß. — Ein anderer Schauspieler hat für seine Einnahme ein bereits in ganz Deutschland bekanntes Stück gewählt: „Monaldeschi, oder die Abenteurer," von H. Laube, wofür ihm die Liebhaber der dramatischen Kunst immerhin dankbar seyn können; es wäre nur zu wünschen gewesen, daß die Aufführung, welche alle Spuren eines übereilten und sorglosen Einstudirens an sich trug, der Intention des Verfassers besser entsprochen hätte. Ein anderes Benefiz brachte: „drei Feen," Lustspiel in 2 Akten, frei nach Bayard bearbeitet von W. Friedrich, und: „das Porträt der Geliebten," Originallustspiel in 3 Akten von L. Feldmann. Jenes ist zwar ein leichter und loser, doch sehr belustigender Schwank, „jeder Zoll ein Franzose," mit ein paar frappanten Situationen, und „das Porträt der Geliebten" halte ich unbedingt für die beste Arbeit des talentvollen Feldmanns; ja erst nachdem ich dieses nette Lustspiel gesehen, kann ich die Hoffnungen theilen, welche viele kritischen Instanzen auf ihn bauen. Die Idee, wie der schüchterne Unfall seine Liebe erklären will, ist eben so drollig, als die wiederholten Mißverständnisse, die daraus entstehen; nur die Fatalität mit dem Stubenmädchen ist ein bischen auf die Spitze gestellt, und dem Ganzen wäre etwas mehr Sicherheit und Eleganz in der Scenerie zu wünschen. — Am Sylvesterabend erschien heuer zum erstenmal statt der durch viele Jahre wiederholten Posse: „Abenteuer einer Neujahrsnacht," ein neues Stück: „Herr Baron, oder wer gewinnt das große Loos?" Lustspiel in 4 Akten von Eduard Devrient, über welches ich manchen harten Tadel gelesen und gehört habe, ohne jedoch Lust zu haben, in selben einzustimmen. Dieser „Herr Baron" hat Leben und Laune, frischen Dialog und drollige Situationen, und wenn der Verfasser es mit der Wahrscheinlichkeit und Charakteristik nicht sehr genau genommen, so scheint mir doch, als ob uns die Theaterdichter unserer Zeit in diesen beiden Punkten nicht eben sehr verwöhnt haben könnten. Auf den „Herrn Baron" folgte die herkömmliche Neujahrsgratulation, heuer genannt: „die moderne Walhalla," Zauberscherz mit Gesang, Tanz und beweglichen Tableaux u. s. w. Ei, was braucht man, um glücklich zu sind! — Herr Polawsky feierte dieses Jahr seine vierzigjährige Wirksamkeit an unserer Bühne und hatte dazu „die beiden Klingsberge" gewählt. Der wackere Kunstveteran erhielt die vollgültigsten Beweise seiner Beliebtheit; die Direktion hatte zur Feier dieses Tages mehrere Rollen mit Schauspielern ersten Ranges besetzt, die sonst von Untergeordneten mit Fleiß gespielt werden; da aber diese Eigenschaft bei jenen leider fehlte, so hatte die Produktion im Ganzen mehr verloren als gewonnen, und erinnerte uns nur negativ an die schöne Zeit, wo Polawsky und Moriz den Vater und Sohn so meisterhaft darstellten, wie wir denn überhaupt den Verlust des letztgenannten Künstlers immer schmerzlicher empfinden, je länger die Zeit sich dehnt, seit er für uns verloren ist. — „Kaufmann und Maler," Lustspiel (?) mit Gesang in 2 Akten von Fr. Kaiser, Musik von Eduard Angel, welches im zweiten Theater gegeben wurde, enthält weder viel Lustiges, noch viel Interessantes, noch endlich viel Gesang. Ein junger Mensch soll Kaufmann und will Maler werden. Sein Onkel schickt ihn auf eine Handelsreise und erfährt — wunderbar genug — erst nach einem Jahre, daß der Neffe nicht weit weggekommen; auch läßt sich der leichtgläubige Kaufmann weiß machen, sein Neffe sey nicht weiter gereist, weil er erkrankt und mittlerweile ein sehr guter Maler und — verliebt geworden ist. Zum Glück ist seine Geliebte die Tochter und das Ebenbild einer alten Flamme des Onkels, und dieser willigt ein, daß sein Neffe Maler bleibt, und am Schlusse drei Ehen geschlossen werden. Ferner erschien dort zum erstenmale: „der verkaufte Schlaf, oder Katharina," großes romantisch-komisches Volksmährchen mit Gesängen, Tänzen und Tableaux in 3 Akten (nach M. G. Saphirs Gedicht), welches eben so wenig romantisch als komisch ist. Hätte der auf dem Zettel nicht genannte Verfasser (Karl Haffner) die Grundidee des Gedichts, womit Mad. Rettich in Wien Furore gemacht, ordentlich durchführen wollen, so wäre das Drama fürchterlicher geworden als Macbeth und Lear; so hat er jene recht flach und fadenscheinig aufgefaßt, ein paar komische Episoden damit verbunden und — das ist heutzutage die Hauptsache — Gelegenheit zu Dekorationen, Verwandlungen und Tänzen gegeben, und das Ganze machte volle Häuser, obwohl mit Ausnahme Dole's die meisten Mitwirkenden ihre Rollen furchtbar mißhandelten. — „Ein Traumleben, oder Schuster, Postillon und Lord," Prager lokales Feenmährchen mit Gesang, Tanz, Gruppirungen und Tableaux in drei Abtheilungen und einem Vorspiele von F. G. Sch., Musik von L. Stiasny, entspricht seinem ersten Titel so ziemlich und scheint die Hypothese bestätigen zu wollen, daß die Träume bloß aus Reminiscenzen früher empfangener Bilder bestehen, welche die Phantasie nur anders zusammenstellt; es bringt uns hier allerlei alte Erinnerungen, welche der Verfasser in Possen, in Kaffee- und Bierhäusern gesammelt zu haben scheint; doch hat die Phantasie sich nicht viel Mühe genommen, sie poetisch oder auch nur frappant zusammen zu stellen. Uebrigens ist das Prager „Feenmährchen" nicht schlechter als manche Wiener Told'schen Stücke, mit denen es den Vorzug theilt, daß es als Vehikel für Dekorationen und Garderobe, Verwandlungen und Tanzstücke brauchbar ist, und dieser Eigenschaft verdankt es, wie jene, einen recht glänzenden Erfolg. Ambulante Wolken und rothes Feuer, ausgestopfte Pferde u. s. w. sind Ersatzmänner des sparsam vorkommenden Witzes, aber sie füllen das Haus und setzen die Fäuste, wenigens der höchsten Räume, in Bewegung. — Im böhmischen Schauspiel wechselt „Rinaldo Rinaldini" mit „Adler, Fisch und Bär, oder die verwunschenen Prinzen," und dazwischen taucht „die Regimentstochter" manchmal auf, welche auf der deutschen Bühne eine Quarantäne halten zu müssen scheint.

Beilage: Literaturblatt Nr. 17.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 40.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 15. Februar 1844.

N'offrez rien au lecteur que ce qui peut lui plaire.
Ayez pour la cadence une oreille sévère;
Que toujours dans vos vers, le sens coupant les mots,
Suspende l'hémistiche, en marque le repos.
Gardez qu'une voyelle à courir trop hâtée,
Ne soit d'une voyelle en son chemin heurtée.

Boileau.

Ueber das franzöſiſche Theater.

(Fortſetzung.)

Der Claſſiker iſt wahrlich ein wunderlicher Kauz! Was dem nicht alles einfällt! Der Mann wird euch beweiſen, Molières Don Juan in Proſa ſey nur das Werk eines dramatiſchen Autors, wohl aber das eines dramatiſchen Dichters in Thomas Corneilles gereimter Umarbeitung. Findet ſich nun irgend ein freigeiſtiger Claſſiker, der es zugibt, daß die eben angeführten deutſchen Stücke doch am Ende auch Tragödien heißen dürften, ſo ſind es doch keine franzöſiſchen Tragödien. Gut genug für die Deutſchen, aber für uns Franzoſen! Unſere Anforderungen gehen wohl weiter? — Ei, wie weit denn? — Hätte ich die gehörige Geduld und fürchtete ich nicht, die Geduld des Leſers zu erſchöpfen, ſo könnte ich die kurioſeſte Legislatur zuſammenſtellen. Man ſollte es doch vielleicht einmal thun, denn man weiß gar nicht, welch tiefe Wurzeln all die wunderlichen Geſetze bei uns geſchlagen haben, man weiß nicht, wie viele unvermerkt noch bei den Romantikern fortwirken, ſpäter noch wirken können, und es iſt bei Gott kein Geſetz ſo barock, daß man ihm den tragiſchen Dichter nicht zu unterwerfen wußte. Aber die angeführten Proben und das früher Beigebrachte über die Einheiten und über den Schrecken, den die Tragödie, wie Knecht Ruprecht, einjagen muß, mögen hier genügen.

Nur ein Wort über den lezten Punkt. — Dem Claſſiker gibt es ohne Verſe keine Poeſie, und umgekehrt ſieht er nothwendig Poeſie, wo Verſe ſind, was ſie auch enthalten. — Boileau iſt ein Dichter, und zwar ein großer franzöſiſcher Dichter, der Verfaſſer von Paul und Virginie oder Manon Leſcaut aber nicht. Beaumarchais iſt auch kein Dichter, oder wenigſtens nur in ſo fern, als er „Tarare“ geſchrieben hat. Figaro aber! ... Noch beſſer, Geßner iſt zugleich Dichter und Nichtdichter. Der Claſſiker, der ihn nur in Ueberſetzungen kennt, hält ihn für den deutſchen Theocrit oder Virgil; man ſage aber dem claſſiſchen Verehrer des deutſchen Idyllikers, Geßner habe in Proſa geſchrieben, ſogleich macht der arme Geßner in der doch ſo treuherzigen Verehrung des geſtrengen Herrn ganz und gar Fiasco.

Was iſt denn aber dem Claſſiker Poeſie? Es iſt, wie Boileaus Dichtkunſt es hinlänglich vorausſehen läßt und wie die Erfahrung es zur Genüge beweiſt, ein hohles Wortgeklingel, ein gewiſſes Duft-, Farben- und Bilderſpiel, eine gewiſſe Redefertigkeit, mittelſt welcher die Wörter, ohne einander zu ſtoßen, und indem ſie unſer Ohr angenehm kitzeln, dahin-, Gott weiß wohin fließen.

Ulysse, Agamemnon, Oreste, Idomenée,
Hélène, Ménélas, Pâris, Hector, Enée.

Bravo! das iſt Poeſie! — Was den Vers anlangt (denn natürlich muß Poeſie gereimt werden, und ohne Reime gibt es keinen Vers), ſo iſt die genaueſte Definition, die ich davon zu geben weiß, dieſe: Zwei Zeilen gleicher Sylbenzahl, mit einem Abſchnitt in der Mitte und mit einem Reim geſchloſſen:

1. 2. 3. 4. 5. 6. | 7. 8. 9. 10. 11. $\overset{12}{\text{née}}$,
1. 2. 3. 4. 5. 6. | 7. 8. 9. 10. 11. $\overset{12}{\text{née}}$.

Le compte y est. — Dieſer arithmetiſche Vers erſcheint hie und da allerdings als ein glänzender Schmetterling; mehr iſt er aber ſchwerlich, mag er auch Blitze ſchleudern.

Boileau ſagt: „J'appelle un chat, un chat et Rollet un fripon.“ Den Claſſiker aber möchte ich ſehen, der in ſeiner Tragödie eine Katze Katze genannt hätte. Racine hat zwar Hunde ſchlechtweg Hunde genannt; aber eine Katze! — Es iſt dieß keine Uebertreibung; jeder Gedanke, alles was ausgeſprochen, ausgedrückt werden ſoll, iſt beim Claſſiker zu einem gewiſſen conventionell-poetiſchen Ton hinaufgeſchraubt. Vom kleinſten Bildchen bis zum höchſten epiſchen oder dramatiſchen Stoffe muß alles ein gewiſſer geſellſchaftlicher Salon- und Hoffirniß bekleiden. Nur keine Natur! So muß in Ducis Othello das Schnupftuch ſich zu einem Diadem veredeln. In Tiecks jungem Tiſchlermeiſter kommt eine ſehr ergötzliche Aufführung des Götz von Berlichingen vor; dieſelbe gibt uns, freilich in einem großartigen Beiſpiel, eine Idee vom Eindruck, den das geradeheraus Natürliche auf den Claſſiker macht. Wer darf denn ſo von der Leber weg reden, wenn ihm doch ſo viele ſchöne rhetoriſchen Figuren und Umſchreibungen zu Gebote ſtehen? — Und doch rühmt ſich der Claſſiker ſeiner Naturtreue; natürlich ſind ſeine Stoffe, natürlich ſeine Charaktere, natürlich ſeine Bilder, ja natürlich ſeine Sylben, und wie viele Beiſpiele wird er anführen! Denn das iſt ihm im Vers das Höchſte, was er „harmonie imitative“ nennt. Und was iſt das wohl? Eine dem Ohr angenehme Nachahmung eines materiellen Effekts. — Dieß iſt doch gar zu albern, und wollte ich die Regeln anführen, denen ſich der Vers, um ſich zu ſeiner höchſten Schönheit emporzuſchwingen, unterwerfen muß, ſo möchten die Leſer denken, ich wolle ſie zum Beſten haben. So viel aber mußte ich ſagen, um deutlich zu machen, wie weit bei uns die Poeſie von ihrer natürlichen Grundlage vertrieben wurde, und bei dem, was daraus entſtand, weiß ich wahrhaftig nicht, was falſcher iſt, ob der Stoff oder die Behandlung. Genug, daß Alles falſch iſt, ſogar die ſo laut ausposaunte Sprache.

Daß die Poeſie in einer klaren, reifen, in ſich einigen und lebendigen Philoſophie, die als eine himmliſche Seele die Kunſtform belebt, beſtehen könne, davon ahnt der Claſſiker gar nichts. Daß die höhere Poeſie eine von den örtlichen und zeitlichen Umſtänden unabhängige Aeußerung des Allgemeinen, Ewigen in der menſchlichen Natur (wie die „poésie légère“ die unmittelbare Aeußerung unſeres nationalen zeitlichen Elementes) ſeyn ſolle, das hat der Claſſiker mit einem Federſtriche für unmöglich, ja für lächerlich erklärt. Alſo vom nationalen Boden, von unſerer Geſchichte, unſerer Religion, unſern politiſchen Intereſſen, von uns ſelbſt verbannt, in ein unbekanntes Land, in vergeſſene Ideen und Thaten, die nur noch als Fabeln gelten, verſetzt, konnte die höhere Poeſie nichts ſeyn als ein von der antiken Sphinx aufgeſtelltes Problem, und das non plus ultra des Gelingens beſtand in der überwundenen Schwierigkeit. Dichten war eine reine Gaukelei. Dichten und Menſch ſeyn, Dichter ſeyn und als ein Glied der Nation wirken, waren dem Claſſiker zwei grundgeſonderte Aufgaben. Und jezt noch, und nicht allein in Frankreich leiden wir an dieſer höchſt verderblichen Sonderung.

Viele meinen, wir wenden uns jezt von der griechiſchen poetiſchen Sphäre bloß deßwegen ab, weil ſie erſchöpft und abgedroſchen ſey. Dieſelben ſehen ſich alſo nach einer neuen poetiſchen Sphäre um, und ſo ſchöpfen viele ſeit dem Verfall des Claſſicismus aus der germaniſchen, ſcandinaviſchen und indiſchen Mythologie, aus der Ritterzeit, aus der Mährchen- und Feenwelt, aus dieſer oder jener Geſchichte, kurz aus Allem, nur nicht aus ſich ſelbſt. — So weit ſich aber dieſe Leute von den ſteifen, trockenen Claſſikern entfernt dünken, ſo ſehr ſie über den ſtrengen Boileau die Achſeln zucken, ſo handeln ſie doch hierin nur nach einer Anſicht deſſelben Boileau, derſelben Claſſiker, welche dafür halten, daß die Poeſie untrennbar ſey von einem gewiſſen Wunder-, Geheimniß- und Fabelkreis und ſich nothwendig in ein übermenſchliches oder doch fremd ausſehendes Gewand hüllen müſſe.

(Fortſetzung folgt.)

Reiſe in den ſchottiſchen Hochlanden.

(Fortſetzung.)

Der Hauptzug iſt zunächſt, daß man nirgends einen Baum oder Strauch gewahrt; Alles iſt öder Grund. Sowohl die Spitzen der Berge, als die Thäler und Einſchnitte ſind vollkommen kahl. Dabei iſt Alles im kleinlichſten Style wild. Alle Abhänge und Glens ſind nämlich mit unzähligen kleinen und großen Steinbrocken bedeckt, und dieſe meiſt mit feuchtem Mooſe und Heidekräutern bewachſen und glitſchig, und tritt man zwiſchen

die Steine, ſo iſt es Moraſt. Da und dort ſieht man zuweilen ein grünes Fleckchen. Man läuft mit Begierde darauf zu, weil man hofft, einmal den verwundeten Fuß auf ebene Wieſe ſetzen zu können. Kommt man aber hin, ſo zeigt es ſich, daß das Grüne nicht munteres Gras, ſondern trügeriſche Schilfe ſind, die den Sumpf verdecken, und mit Mühe muß man, um feſten Grund zu behalten, auf Felſen darum herum klettern. Dabei iſt die Farbe der ganzen Landſchaft ſo dunkel und melancholiſch. Das einzige, dem Auge Wohlgefällige liegt auf den höchſten Spitzen, nämlich Schnee, und das einzige, dem Menſchen Nützliche auf den langen Bergrücken, nämlich Torfmoräſte, „Muirs“ oder „Müirs“.

Wenn, wie geſagt, der größte Theil der Hebriden ſo ausſieht, ſo begreift man, warum Lord Huntly, dem Jakob VI. den ganzen Archipelagus der Hebriden für 10,000 ſchottiſche Pfunde (800 Pfund Sterling) anbot, Anſtand nahm, den Handel einzugehen. Ein Acker dieſes Landes gewährt dem Menſchen ungefähr ſo viel Nutzen, als in den fruchtbaren Theilen der Lowlands einige Ruthen. Im Jahr 1810 betrug die Rente eines Acres in Edinburghſhire 1 Pfund 4 Schilling 6⅛ Pfennige, oder 294¼ Pfennige, während in demſelben Jahr die Rente eines Acres im Argyllſhire, einer der Hochlandgrafſchaften, die dem von mir durchwanderten Bezirke nahe liegt, 1 Schilling und 11 Pfennige, oder 23 Pfennige betrug, und dabei iſt fruchtbares und unfruchtbares Land zuſammengerechnet. Auf den Orkneys aber war die Rente eines Acres 8½ Pfennige und auf den Shetlands gar nur 3 Pfennige; auf den letztern alſo ungefähr hundertmal niedriger als in den Lowlands. Es mag dieß einen Begriff geben von der außerordentlichen Verſchiedenheit des Bodenertrages in den Lowlands und Highlands. Noch weit größer aber würde dieſer Kontraſt ſeyn, wenn man bloß den Ertrag der fruchtbaren Striche in den Niederlanden mit den unfruchtbaren in den Hochlanden vergliche.

Nachdem wir uns auf dieſe Weiſe mehrere Stunden durch die troſtloſe Einöde durchgearbeitet, gewahrte ich zu meiner großen Freude eine lebendige Figur, die ſich in der Ferne auf einem Bergrücken bewegte. Wir ſtanden ſtill, ſie zu beobachten. Bald verſchwand, bald erſchien die Figur wieder; endlich erkannten wir einen munter ſich zu uns heran arbeitenden Menſchen, der uns mit der Hand von ferne winkte und zurief. Wir bewillkommten ihn mit Freuden und eröffneten ihm, daß wir den Weg zum Loch Catherine, oder vielmehr zum Wirthshauſe der Miß Stuart in der Nähe des Sees verloren hätten. Der Mann hatte eine hübſche Glengarrimütze auf, mit einer Vogelfeder daran, die ihn ſehr wohl kleidete, und ich hielt ihn Anfangs für einen Jägersmann, beſonders auch wegen ſeines muntern Ganges und ſichern Schrittes auf den rauhen Felſenwegen. Allein es ſtellte ſich bald heraus, daß es ein Schneider war, der zu einigen Farmers in der Nähe der Seen beſtellt war. Die Schneider, die auf dem Lande von Hof zu Hof wandern, haben immer etwas Munteres und Intelligentes in ihrem Weſen. Da ſie mit vielen Leuten bekannt ſind, viele Neuigkeiten hören, und bei ihrer leiſen und ruhigen Arbeit mehr des Geſprächs pflegen können, als die meiſten Handwerker, ſo ſind ſie gewöhnlich redſelig und gute Reiſegefährten in einer Wüſtenei. Die Farmers, zu denen er wollte, hießen Stuarts, wie denn hier herum in Glen Scheini, in Glen Fenlas und am Loch Catherine faſt überall Stuarts wohnen. Wir könnten, meinte er, mit ihm dorthin gehen, ein wenig ausruhen und dann noch am Abend recht gut zum Wirthshauſe der Miß Stuart am See gelangen. Wir nahmen ſeinen Vorſchlag mit Vergnügen an, hatten bald den Kamm des Bergrückens erreicht und wanderten nun auf der andern Seite im Glen Fenlas hinab. Auch hier war der Weg freilich nicht ein Haar beſſer, aber der beſſern Geſellſchaft wegen erſchien er mir ſo.

Tyler, welcher die umfaſſendſte und nach Walter Scotts Urtheil beſte Geſchichte von Schottland geſchrieben hat, entwirft eine Schilderung der Wälder Schottlands zur Zeit von Wallace und Bruce, aus welcher hervorgeht, daß ſogar damals noch (im vierzehnten Jahrhundert) das Land mit großen Wäldern bedeckt war. Es bleibt ein Räthſel, wie und durch welche Umſtände das Land in fünf Jahrhunderten ſo gänzlich entholzt werden konnte. — Erſt als wir weiter hinab kamen, trafen wir wieder einzelne Bäume, welche meine Leute „Scotch Mahogany“ nannten. Ich erinnere mich leider nicht mehr, was es für ein Baum war. — Endlich kam wieder ordentliches Gehölze, wir drangen durch, und auf einem ſchönen glatten Wieſenabhange liefen wir vollends den Berg hinab und ſtanden bald vor den geräumigen Pachthöfen der Stuarts, die am Fuße dieſes reizenden Abhangs und mitten in einer lieblichen Lichtung des Gehölzes lagen.

Von dem, was ich bei dieſen guten, verſtändigen Leuten erlebte und lernte, ein andermal.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

Ein großer Verbrecher. — Wohlthätigkeit. — Der Ball im Hôtel Lambert.

Konzerte, Bälle, Schauſpiele, Soirées, mitunter Politik und einige Criminalprozeſſe, dieß war im Januar das Leben in Paris und wird es auch im laufenden Monat noch ſeyn. Für's Erſte wurde ein furchtbarer Böſewicht gerichtet, ein

Mann, der dem Namen nach (er heißt Poulman und schrieb sich wohl Anfangs Pulmann) deutschen Ursprungs ist und den man nur mit dem vor mehreren Jahren gerichteten Lacenaire vergleichen kann. Beide waren von einem bittern Hasse gegen die bürgerliche Gesellschaft erfüllt und hatten ihr den Krieg erklärt. Beide machten sich nicht das geringste Gewissen daraus, Jeden, der ihnen bei ihren Anschlägen auf fremdes Eigenthum hinderlich war, aus dem Wege zu räumen. Lacenaire war ein geistig gebildeter Mann, der sich der gröbern Menschen nicht selten zur Ausführung seiner abscheulichen Plane bediente, und seinen Haß gegen die bürgerliche Gesellschaft gewissermaßen in eine Theorie gebracht hatte, welche er für eine Art Naturrecht ansah. Poulman hatte es in der Theorie nicht so weit gebracht; aber in der Praxis ging er gerade so zu Werk wie Lacenaire. Er erklärte vor Gericht, er habe einen bittern Haß auf die gesetzliche Ordnung geworfen, seitdem man ihn wegen eines jugendlichen Vergehens mit dem Zuchthause bestraft. In den öffentlichen Verhören gestand er seine Missethaten mit der größten Kaltblütigkeit und Gleichgültigkeit, und erzählte sie sogar mit einer gewissen Ironie. Er hatte einmal den neapolitanischen Gesandten in Rußland als Bedienter begleiten sollen, die Polizei hatte ihm aber als einem vormaligen Sträfling einen Paß verweigert; man fragte ihn vor Gericht, ob der Gesandte vor ihm sicher gewesen wäre? Er antwortete, es hätte dem Gesandten immerhin etwas begegnen können, denn ein entlassener Strafgefangener habe zuweilen „Anfälle von Schwachheit." Ein andermal hatte er sich bei einem Spezereihändler auf dem Lande unter einem Vorwand eingeschlichen. Dieser, ohne allen Argwohn, gab ihm Nachtquartier und wollte ihn Anfangs in seinem eigenen Zimmer schlafen lassen. Poulman gestand, wenn der Krämer dieß gethan hätte, so wäre es um sein Leben geschehen, er würde ihn unfehlbar ermordet haben, um sich seiner Baarschaft zu bemächtigen. Glücklicherweise hatte sich der Krämer eines Bessern besonnen und wies dem Fremdling eine andere Kammer an. Poulman begnügte sich nun damit, den Hausherrn in der Nacht zu bestehlen und sich vor Anbruch des Tages davon zu machen. Die Ermordung eines Gastwirths an der Landstraße, einige Meilen von Paris, brachte endlich diesen abscheulichen Menschen in die Hände der Polizei. Den Gerichtsverhandlungen wohnte eine Menge Neugieriger, namentlich auch viele angesehene Damen bei, welche nicht ohne Schauder die so kaltblütig vorgetragene Mordgeschichte vernahmen. Was den Damen einige Theilnahme am Schicksal dieses verruchten Menschen einflößte, das war seine Zuneigung zu einer Dirne, seiner Begleiterin auf seinen verbrecherischen Wanderungen, von welcher er alle Schuld abzuwälzen suchte; er wagte es sogar, von seiner Liebe zu ihr zu sprechen, worauf er aber vom Gerichtspräsidenten belehrt wurde, Liebe sey eine edle Leidenschaft, deren Namen auf eine solche Verbindung nicht angewendet werden könne. Dieß ist, glaube ich, das erstemal, daß das Criminalgericht sich mit der Erklärung des Wortes Liebe befaßt. Poulman ist zum Tode und sein Kebsweib zu zwanzigjähriger Haft verurtheilt worden. Da er nicht appellirt hat, wird er wahrscheinlich in diesen Tagen hingerichtet werden. Seine Geschichte ist ein neuer Beweis, wie schlecht die Strafanstalten ihren Zweck erfüllen, wenn es sich dabei von Besserung handelt. Man begreift nicht, warum man sich in Frankreich nicht zur Einführung der Deportation entschließt. Bei allen Reformen des bisherigen Straf- und Gefängnißsystems kommt ganz gewiß nichts heraus. Sehr löblich ist aber der Eifer, womit man jezt bemüht ist, die noch besserungsfähigen jungen Sträflinge zur Arbeit anzuhalten, wie in der großen Anstalt zu Mettray geschieht, und andererseits die Kinder der Armen in einer ähnlichen Anstalt unterzubringen, welche man zu Petitbourg, dem vormaligen Landsize des spanischen Bankiers Aguado, so eben errichtet hat. Aguado verkaufte dieses Gut aus Aerger darüber, daß er einen Theil des Parks wegen der Orleaner Eisenbahn abtreten mußte; es wurde zertheilt, und ein bedeutender Theil desselben ist nun zum eben erwähnten menschenfreundlichen Zwecke erworben worden. Die armen Knaben sollen hier nicht allein im Landbau, sondern auch in Handwerken, auf welche das Maschinenwesen bisher keinen Einfluß gehabt hat, unterwiesen werden. Leztere Anstalt ist ganz durch freiwillige Beiträge zu Stande gekommen, oder wenigstens begonnen worden. Die Hülfe des Staats wird aber nöthig werden, wenn sie die projektirte Ausdehnung erhalten soll. Mir dünkt, sie liegt etwas zu nahe bei Paris. Freilich war der nächste Zweck der Stifter der Anstalt, für die Kinder der Pariser Armen zu sorgen; erst später wurde der Plan erweitert und auch auf die Kinder der umliegenden Departements ausgedehnt. Ueberhaupt ist gegenwärtig der Sinn für Wohlthätigkeit hier sehr rege, und wenn hier viel gesündigt wird, so wird auch außerordentlich viel Gutes gethan. Zusammenkünfte zu wohlthätigen Zwecken folgen einander Schlag auf Schlag, und der ungeheure Reichthum, welcher in der großen Stadt aufgehäuft ist, kommt allen Arten von Leidenden in der Nähe und in der Ferne zu gut. Die armen Polen, welche von ihrem Vaterlande nicht das Geringste, von Frankreich Alles zu erwarten haben, erhielten heuer nicht allein den Ertrag eines von reichen Damen veranstalteten Bazars, sondern auch die noch weit beträchtlichere Summe, welche durch den Ball eingegangen war, den die Fürstin Czartoriska in dem von ihr erworbenen und in seinem alten Glanze wieder hergestellten Hôtel Lambert veranstaltet hatte. An diesem Balle haben Leute aus fast allen Ständen und Nationen (nur wahrscheinlich keine russischen Beamten) Theil genommen, und Paris hat diesen Winter noch keinen merkwürdigern Ball gesehen, weßhalb auch alle Tageblätter ausführlich von demselben gesprochen haben. Getanzt konnte dabei nicht wohl werden, dazu war das Gedränge zu stark; aber das macht eben in großen Städten dergleichen gesellschaftliche Zusammenkünfte interessant. Jeder will sagen können, ich bin dabei gewesen, und das Vergnügen, viele Bekannte anzutreffen, die man sonst selten sieht, ist auch etwas werth. Dieser Czartoriska'sche Ball hat aber noch ein anderes Interesse. Das Hôtel Lambert, welches unter Ludwig XIV. gebaut und von den besten Malern jener Zeit mit Wand- und Deckengemälden reich geschmückt worden ist, und wo später die Marquisin du Chatelet, Voltaires „divine Emilie," nebst ihrem Freunde, dem berühmten Dichter, gewohnt hat, war längst vernachläßigt und von den Parisern vergessen. Die Fürstin hat es ganz restauriren lassen, und der zum Besten der geflüchteten Polen gegebene Ball war gleichsam die feierliche Eröffnung und Einweihung des Hôtels. Man war begierig, es in seinem alten Glanze zu sehen, zumal der Geschmack jener Zeit wieder an der Tagesordnung ist. Manche, statt am Balle Theil zu nehmen, ergözten sich damit, bei der feierlichen Beleuchtung die Gemächer des Hôtels zu durchwandern und die schönen Malereien Lebruns und Lesueurs zu bewundern.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 14.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 41.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 16. Februar 1844.

Huge halls, long galleries, spacious chambers, join'd
By no quite lawful marriage of the arts,
Might shock a connoisseur; but when combined,
Form'd a whole, which, irregular in parts,
Yet left a grand impression on the mind,
At least of those whose eyes are in their hearts.

Byron.

Paul.

Von A. v. Sternberg.

Der moderne Roman iſt meiſt ein ſehr verſtimmtes, ſelbſt in ſeinen Leichtfertigkeiten ſchwerfälliges Geſchöpf. Es kann nicht anders ſeyn: die Zeit macht den Roman zum Echo ihrer wahren und falſchen Schmerzen, ihrer Gelüſte und Schreckniſſe, ihrer Verzweiflung und ihres Uebermuths. Er iſt der Träger all der ſich widerſprechenden und durchkreuzenden Ideen, welche die Zeit bewegen; er muß alles Mögliche beweiſen und beſtreiten, was über bürgerliches und geſellſchaftliches Geſetz, über Wiſſen und Glauben, über die Kunſt und das Menſchenherz behauptet und geleugnet wird. Der epiſche Strom ſcheint faſt nur da zu ſeyn, um dialektiſche Mühlen zu treiben. Dieſe Induſtrie mag ſeyn, was ſie will, ſie iſt weder ergötzlich, noch künſtleriſch. Der Dichter hat ſo viel zu thun, um ſeine Perſonen mit Geiſt auszuſtatten, daß er für ſich ſelbſt keinen Witz übrig behält. Es ſcheint faſt, als ob wir vor lauter Tiefe der Auffaſſung die Menſchenkenntniß verlernten, ſo wenig Spuren zeigen ſich in der Romanliteratur von der ächten Kunſt, das Menſchenleben zu beobachten und Charaktere durch Handlung zu ſchildern. Unſere Romane beweiſen ſo vielerlei, nichts aber bündiger, als daß man die Menſchen nicht zugleich feciren und zeichnen kann. — Alexander von Sternberg hat mehrmals verſucht, unſer heutiges, namentlich unſer Geſellſchaftsleben im Geiſte und in der Form des alten muntern Sittenromans zu behandeln. Die beſten ſeiner Dichtungen in dieſem Fache erinnern auf's Angenehmſte an die heitere Anſchauungsweiſe einer Zeit, welche unter Philoſophie etwas ſo ganz anderes verſtand als wir, wenn ſie ihre Romane philoſophiſche nannte. — Einen beſonders glücklichen Wurf ſcheint uns Sternberg mit ſeinem neueſten Roman gethan zu haben, von dem wir unſern Leſern einige Stücke mittheilen dürfen. Die zwei folgenden Abſchnitte, welche den Schauplatz der Kinderjahre des Helden und ſeinen Eintritt in's Leben umfaſſen, können ganz wohl für ſich beſtehen.

I.

Schloß Brunswick.

In einer der Marken des alten Weſtphalens ſtand vor zwanzig Jahren zurück, und ſteht ohne Zweifel noch ein altes Haus von wunderlicher Bauart. Es war das Stammſchloß der Barone von Brunswick, eines alten Geſchlechts, das mit einer großen Anzahl verroſteter Wappenſchilder und verwitterter Pergamentrollen geſegnet war. Die Familie gehörte zu den Ariſtokraten der

guten alten Zeit, zu den freien und kühnen Lehnsträgern, die durch den Dienst an den Höfen der Fürsten nicht verweichlicht worden waren und mit ihren Bauern die rohen Sitten, aber auch die rohe Ehrlichkeit theilten. Bei der Invasion der französischen Moden und Gesinnungen waren jene abgelegenen Striche Deutschlands von der fremden Affektation und Unnatur ziemlich frei geblieben. Die Barone von Brunswick hatten dabei nur gewonnen. Die Geschichte nennt Einige dieses Stammes, die Reisen machten und fremde Höfe und Länder sahen, allein, wie man vermuthen muß, ohne viel Nutzen und ohne sonderliches Glück; von Beschäftigung mit schöner Literatur oder Literatur überhaupt ist nirgends die Rede.

Es ist kein Beispiel da, daß ein Baron von Brunswick die Grazien besungen, oder in einen poetischen Musenalmanach Verse in antiken Sylbenmaaßen niedergelegt hätte; davon waren diese Herrn keine Freunde. Das junge, aufwachsende Geschlecht wurde in Waffen geübt, und da die keusche Lebensart der Eltern den Jünglingen und Jungfrauen gesunde Körper verlieh, so war man in Westphalen gewohnt, wo man kräftige und wohlgebildete Gestalten sah, diese, ohne viel zu untersuchen, Brunswicke zu nennen. Ebenso nannte man einige alte Herrn, die nie sterben wollten und die man immer lustig und guter Dinge sah, Brunswicke. Die wenigsten hießen wirklich so; aber es war ein Gattungsname geworden für eine gewisse unverwüstliche Menschenrace, die die Krankheiten und zahllosen Gebrechen der sterblichen Natur nur vom Hörensagen kannte. Das war vor fünfzig Jahren, heutzutage hat sich dieß etwas geändert, obgleich die wesentlichen Kennzeichen des alten Geschlechts noch immer dieselben geblieben sind.

Das alte Schloß Brunswick lag auf einer mäßigen Erhöhung und zählte sechs schöne Landseen und eine imponirende Kiefernwaldung zu seiner nächsten Umgebung. Es ist nicht zu leugnen, daß die Gegend einen einsamen und menschenfeindlichen Charakter hatte, aber die lebensfrohe und tumultuarische Einwohnerschaft machte das alte Familienschloß gleichsam wider Willen guter Laune. Die Einförmigkeit der sechs Landseen, die, wenn man sie ihrem eigenen einsiedlerischen und mißvergnügten Charakter überlassen hätte, die Gegend nicht sehr belebt hätten, wurden durch die bunten Gondeln und häufigen Wasserpartieen, welche die Familie unternahm, zur wahren Zierde der Landschaft. Das dunkle Kiefergehölz gab seine schwarzen Grübeleien auf, wenn der muntere Schwarm von flatternden gepuzten jungen Mädchen in seinen Schatten sich tummelte und das melancholische Gebüsche von dem Gelächter und den Scherzen der Landschönen widerhallte. Unmöglich konnte eine alte Tanne, oder eine menschenscheue Kiefer in ihrer gehässigen Stimmung beharren, wenn das bebende Seil zur lustigen Hängeschaukel um ihre Aeste geschwungen wurde, und ein schönes frisches Mädchen, wie eine lebendig gewordene Waldblume, gestoßen von den Händen ihrer lachenden Gespielinnen, hin und her flog durch die grüne Dämmerung. Eben so wurden die Wiesen und der Schloßgarten aus ihrer nachdenklichen Ruhe gestört. Schon schwieriger war es, die Hallen des alten Herrenhauses selbst zu beleben, denn sie waren von der Zeit und einigen, wenn gleich vorübergehenden Zerstörungsversuchen feindseliger Nachbarn so arg mitgenommen, daß es mehr Mühe und Geldmittel, als die Familie Brunswick daran wenden wollte, gekostet hätte, sie irgend leidlich zu restauriren. Man gewöhnt sich übrigens an eine gerunzelte Mauer eben so leicht als an ein gerunzeltes Gesicht, wenn nur aus beiden Beständigkeit und Treue spricht, und beide Eigenschaften konnte man den Mauern des alten Familienhauses nicht absprechen. Das Corps de logis bildete ein festes, kastellartiges Gebäude, das nach der Weise der alten Schlösser in den Feudalzeiten in Vertheidigungsstand gesezt werden konnte. Die Flügel dieses kernhaften Bauwerks waren in spätern Zeiten hinzugefügt worden und von leichterer Struktur. Einen, und zwar den rechten, bewohnte die Familie, den linken hatte man der Dienerschaft eingeräumt, und diese benuzte gerade so viel Räume, als sie den Ratten, der Zerstörungswuth des Wetters und dem Feuchtigkeitsprozesse abgewinnen konnte; denn es wurde kein Balken erneuert, keine Mauer ersezt, keine Diele neu eingelegt. Im Castell, so wurde das Hauptgebäude genannt, gab man zuweilen Familienfeste, und wir werden gleich hören, wie ein solches in den alterthümlichen Räumen angeordnet ward.

(Fortsezung folgt.)

Ueber das französische Theater.

(Fortsezung.)

Es bleibt immer derselbe classische Fehlgriff; es ist immer etwas Aeußerliches, das für die Poesie selbst gehalten wird. Alle, wie sie auch heißen mögen, die auf solche verrückte Weise herumtappen, erkennen nicht das Verhältniß, in dem die Kunst zum Leben steht; ein Verhältniß, das, wie mich dünkt, ganz und gar dasselbe ist, wie das zwischen Prosa und Vers: Prosa ist die Sprache selbst, Vers aber die Verklärung der Sprache.

Eine nothwendige Folge aller dieser Begriffe war es, daß man in der Kunst nur eine Form sah, immer

von der Form ſprach und ſchrieb, die Form immer anempfahl und ſich in den noch jezt fortgeführten Streitigkeiten nie über die Form verſtändigen konnte. — Wie ich früher einmal in dieſen Bemerkungen geſagt, nur Werke, nicht das Prinzip derſelben haben die Franzoſen anerkannt. Wie hätten ſie ſich alſo über die Verwandtſchaft Shakespeares mit Sophokles verſtändigen können? Nur Werke haben ſie anerkannt, nur etwas Erzeugtes, dem Alles ähnlich ſehen ſollte, nicht etwas Erzeugendes, welches immer Neues und Mannigfaltiges im Einklang mit Nation und Zeitwechſel ſchafft; wie hätten ſie ſich alſo über die Form verſtändigen können? — Man höre die hier folgenden Fragen, welche jeder, der ſich unterrichten will, an Romantiker ſowohl als an Claſſiker zu richten berechtigt iſt.

Iſt die Form die griechiſche Trilogie? oder die fünfaktige Eintheilung, die wir mit jedem Glied der Trilogie vornehmen? iſt es die Shakespeareſche Scenenfolge, die wir ebenfalls in fünf Akte theilen? oder die Calderonſche Eintheilung in drei Tage? iſt es etwa das ſechs- bis fünfzehnaktige indiſche Drama? oder unſere ſtehenden fünf Akte? Beſteht die Form in unſern Zeit- und Ortseinheiten, oder in den drei griechiſchen Epochen, oder im unbeſtimmten Shakespeareſchen Zeitraum? — Als ſie die Claſſiker ſtürzten, nahmen die Romantiker die Shakespeareſche Form als die paſſendſte an; was war ihnen aber wohl die Shakespeareſche Form? — Schon Voltaire, und neulich wieder Ponſard nach vielen andern, ſprachen viel davon, Racine durch Shakespeare oder umgekehrt zu verbeſſern; wie iſt aber dieß möglich, und was würde daraus entſtehen? — Man ſpricht ſo viel von der Form dieſes oder jenes Dichters. Was hat man nicht bei uns Alles von der durch Goethe mit Fauſt neugeſchaffenen Form geſagt! Wie müſſen wir das Alles verſtehen? Und da ich hier einmal Goethe erwähne, was ſahen denn die Franzoſen als ſeine Form an? Denn gerade diejenigen ſeiner Werke, welche wir am beſten kennen, Clavigo, Götz, Egmont, Iphigenie, Fauſt ſind einander ſo unähnlich, daß man nach den Grundſätzen, die wir anzunehmen ſcheinen, eher berechtigt wäre, zu ſagen, Goethe habe eigentlich gar keine Form. — Was iſt denn Form? Iſt es das Alles, was wir eben erwähnt? — Man hat ſogar feſtgeſezt, eine Tragödie dürfe nicht länger ſeyn, als 2000 — 2400 Verſe; iſt das auch Form? Corneille in einem ſeiner erſten Luſtſpiele ſorgte ſogar dafür, daß kein Akt um einen Vers länger oder kürzer ſey als der andere; iſt das auch Form?

Freundlicher Leſer, wie man einſt ſagte, entwirre ſelbſt das Chaos. Das ſind die wichtigſten Fragen, die man hinſichtlich der Form verhandelte; ja darin erblickte man die Lebensfrage der Kunſt. Ich fand mich nie darin zurecht, es ward mir vielmehr ſo dumm, „als ging' mir ein Mühlrad im Kopf herum," ſo daß es immer mein Erſtes war, das Mühlrad aus dem Kopfe zu ſchaffen.

Boileau und Hugo haben gewiß Gutes über Kunſt geſchrieben; aber einig werden ſie doch nie, und wenn G. Planche ſelbſt es übernähme, ſie auszugleichen. Suchen wir daher auf unſere Weiſe, ob es wirklich ſo ſchwer iſt, zur Erkenntniß der Form zu gelangen. — Wenn meine deutſchen Leſer vielleicht denken, daß das, was ich hier ſagen muß, ſich von ſelbſt verſteht, ſo mögen ſie ſich erinnern, daß ich hier zu zeigen habe, warum die Claſſiker auf Irrwege geriethen, und daß die Urſache aller Streitigkeiten vielleicht gerade darin liegt, daß man das zu wenig achtete, eigentlich aus den Augen verlor, was ſich doch von ſelbſt verſteht. Bei uns hat ſich ein ſolcher Wuſt von Meinungen und Ausſprüchen über Kunſt angehäuft, daß wir nicht umhin können, geradezu den Kram über den Haufen zu werfen, um einfach und ſchlicht zu dem, was ſich von ſelbſt verſteht, zurückzukehren. Uebrigens iſt hier meine Aufgabe keineswegs, bloß eine Meinung auszuſprechen; damit wäre ich bald fertig: ich verwerfe Claſſiker und Romantiker zugleich. Was wäre aber damit gewonnen? Ich würde mich am Ende doch immer genöthigt ſehen, das zu thun, was ich lieber gleich hier thun will: nämlich meine Anſicht zu begründen. Dadurch wird der Streit auf ſein eigentliches Feld verſezt, damit handelt es ſich nicht mehr um Perſonen, ſondern um Prinzipien, nicht mehr um die abgeſchloſſene, unabänderliche Vergangenheit allein, ſondern um die Vergangenheit in Beziehung auf die Zukunft. — Kurz und gut, auf Ariſtoteles zurückzuführen, iſt meine Aufgabe. Wer eine beſſere kennt, der ſtelle ſie mir auf; mir fehlt es wenigſtens nicht an gutem Willen.

(Fortſeyung folgt.)

Eigene Pein.

Lieben, und nicht reden dürfen —
Sagt, wo gibt es größern Schmerz?
Deine Thränen mußt du ſchlürfen
Still zurück in's volle Herz.

Gluth und Licht will dich verzehren,
Deine Sinne tragen's nicht.
Aber ach! du mußt ihm wehren,
Wenn dir's aus den Augen bricht.

Ach, den Gott in deinem Herzen,
Bang verleugnen mußt du ihn,
Mußt mit Freuden, mußt mit Schmerzen
In die dunkeln Wälder fliehn.

Weh, wie soll man dieß ertragen?
Was ich sorge, hilft doch nicht,
Und des Busens Flammen schlagen
Schon mir aus dem Angesicht.

Und so muß ich doppelt beben
Jezt vor Pein und Seligkeit.
Ach, vor übervollem Leben
Muß ich sterben vor der Zeit.

E. Reinhold.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Fortsezung.)

Die Deutschen in Paris. — Russen. — Berlioz.

Für die Pariser Armen sind auch Verloosungen und Bälle veranstaltet worden. Die legitimistische Partei hat, wie in den verflossenen Wintern, einen Ball zum Besten der Familien gegeben, welche früher von Hospensionen lebten, die seit der Julirevolution aufgehört haben. Ein Journal hat ausgerechnet, daß Einer, der allen angekündigten Wohlthätigkeitsbällen beiwohnen wollte, eine Summe von 500 Fr. auszugeben hätte. Da das Tanzen bisher ein probates Mittel war, Geld herbei zu schaffen, so ist es begreiflich, daß Alle, die mit wohlthätigen Zwecken umgehen, nach diesem Mittel greifen. Zur Erzielung einer Summe für den Wiederaufbau eines Hospizes auf dem Berge Carmel in Syrien hat man sich indessen mit einer Verloosung begnügt. Ich weiß nicht, wer der Urheber dieses Planes ist, und ob die Lotterie so viel einbringen wird, daß die Mönche ihr Kloster wieder aufbauen können. Auch einige Deutsche in Paris geben damit um, einen Verein zur Unterstützung nothdürftiger Landsleute zu stiften. Daß es an diesen Nothdürftigen nicht fehlt, ist leider eine Thatsache, und wer nur einige Zeit in Paris sich aufgehalten hat, weiß, wie viele Deutsche hier darben, welche in der Hoffnung, hier ein besseres Loos zu finden als daheim, auf's Gerathewohl nach Paris gekommen sind, und nun nicht wissen, wo hinaus. Der Verein, wenn er zu Stande kommt, wird bedeutende Fonds nöthig haben, um Allen zu helfen. Sehr zu wünschen wäre, daß die Gesandten der deutschen Mächte selbst dem Verein beiträten und von ihren Regierungen einige Gelder auswirkten. Dieß hätte die gute Folge, daß Abenteurer und Landstreicher sich nicht so leicht unter die ehrlichen Nothleidenden mischen und diesen die verdiente Unterstützung wegschnappen könnten. Der Anfang zu einer geregelten Unterstützung unserer Landsleute muß endlich gemacht werden; ohne alle Hülfe können die vielen Deutschen hier nicht bleiben. Für die politischen Flüchtlinge aus Deutschland sorgt der Staat; die Zahl derselben hat jedoch seit den Amnestien sehr abgenommen; dagegen scheint seit Anlegung der Eisenbahnen die Zahl der freiwilligen Auswanderer bedeutend zuzunehmen. Seit einiger Zeit sieht man auch wieder Russen hier; man hat sich an der Newa dazu bequemen müssen, dem dringenden Verlangen so mancher angesehenen Familien nachzugeben und ihnen wieder zu erlauben, das verschrieene revolutionäre Paris zu besuchen. Sogar offizielle Schriftsteller sind über den Rhein herübergekommen, um wo möglich die Ideen der Pariser und der Franzosen überhaupt hinsichtlich Russlands zu berichtigen oder gewissermaßen zu lenken. Aber der verwegene Marquis de Custine hat mit seinem Buche über Rußland die Bemühungen dieser besoldeten Schriftsteller vereitelt; was sie nun auch schreiben mögen, Custine's Reisebeschreibung hat weit mehr Leser als ihre Widerlegungen, und diese sind verlorene Mühe. — Die Opernbälle sind schon seit Beginn des Jahres im Gange und werden fleißig besucht, eben so, obschon in etwas geringerem Maßstabe, die Bälle des Operettentheaters, und in noch geringerem die einiger kleinen Theater. Der Privatbälle ist eine Unzahl, und das Volk hat die seinigen außerhalb der Barrièren, von denen aber natürlich kein Journalist Notiz nimmt, wogegen die vornehmen Bälle als Tagesbegebenheiten in den Zeitungen besprochen werden. Für diejenigen, welche Musik vorziehen, hat das Musikconservatorium seine sonntäglichen Conzerte begonnen und wird sie einige Monate fortsezen. Da man in den von einzelnen Künstlern gegebenen Conzerten meistens nur ihre eigene Musik zu hören bekommt, ist es um so erwünschter, im Conservatorium die Werke älterer Meister, eines Haydn, Mozart, Beethoven vortragen zu hören. Diese Conzerte werden auch sehr stark besucht. Die Conzerte einheimischer und fremder Künstler bilden das ganze Jahr hindurch eine ununterbrochene Reihe; in der jetzigen Jahrszeit folgen sie aber noch rascher und dichter aufeinander als sonst. Berlioz, nachdem er den Parisern seine Irrfahrten in Deutschland als reisender Tonkünstler erzählt, hat sich ihnen von Neuem mit seinen Compositionen vorgestellt; es hat sich aber noch kein festes Urtheil über dieselben gebildet. Wenn man ihm einerseits Originalität und Energie zugesteht, so spricht man ihm andererseits Fasslichkeit und Gefälligkeit ab und erwartet vom Künstler noch immer etwas, das allen Zuhörern gefallen kann. Auf das Urtheil der musikalischen Zeitungen läßt sich nicht bauen; entweder gehören die Redakteure zu den Freunden des Conzertgebers, und dann loben sie Alles, oder sie sind seine Nebenbuhler und überschütten ihn mit Tadel. — Der Operndirektor Leon Pillet ist auf Werbung in Italien gewesen. Nach Einigen fehlt es ihm an einem Primo Tenore, ohne welchen Meyerbeer die Partitur seines Propheten nicht hergeben will; nach Andern hätte er in Italien keinen französischen Tenor gesucht, sondern eine Tänzerin, ebenfalls eine Prima. Die kleinen Tageblätter spotten über die Noth des Direktors. Er ist seit einiger Zeit wieder aus Italien zurück, und man harrt auf das Mitgebrachte, noch Unbekannte. Er will die Pariser überraschen, sagen Einige; er hat nichts gefunden, um sie zu überraschen, und in Italien noch Mittelmäßigeres als auf seiner eigenen Bühne angetroffen, sagen Andere.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 18.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 42.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 17. Februar 1844.

Natur und Kunſt, ſie ſcheinen ſich zu fliehen,
Und haben ſich, eh man es denkt, gefunden.

Goethe.

Ueber das franzöſiſche Theater.

(Fortſetzung.)

Indem man fragte, was dramatiſche Form ſey, ſuchte man dieſelbe vor Allem und faſt nur in der Tragödie. Die Komödie, die doch auch ein dramatiſches Gedicht iſt, ließ man gewöhnlich unbeachtet. Ferner, indem man das Weſen des dramatiſchen Gedichts unterſuchte, vergaß man gänzlich, daß es noch andere Dichtungsarten gibt, und über allen verſchiedenen Arten noch einen Geſammtbegriff der Poeſie, als die Einheit aller Dichtungen. Eben ſo vergaß man, daß die Poeſie, als eine Kunſt, mit den andern Künſten in einem Geſammtbegriff der Kunſt aufgehen muß. Dieſer Begriff der Verwandtſchaft und Einheit aller Künſte iſt bei unſern claſſiſchen (ein andermal ſprechen wir von den romantiſchen) Künſtlern und Kritikern nicht zu ſuchen. Boileau hat nie eine Ahnung davon gehabt; und hierin liegt eben die Urſache aller Irrthümer.

Die Erkenntniß der Einheit, deren Daſeyn und Nothwendigkeit uns durch Alles in der Natur bewieſen wird, iſt alſo die erſte Bedingung der Kritik, welche nur die Philoſophie in der Kunſt iſt. Dieß verſteht ſich von ſelbſt, nicht wahr? Das verſteht ſich aber auch von ſelbſt, daß die Erkenntniß nur in ſo fern nützt, als man ſie anwendet. Die Deutſchen werden es mir nicht übel nehmen; aber ich denke, ſie ſelbſt, die mir doch dieſe Lehre ertheilten und begreiflich machten, blieben ihr in der Anwendung nicht immer treu, geſchweige die Franzoſen, welche dieſelbe ehmals nicht kannten und vielleicht nicht kennen konnten. — Wie dem ſey, gewiß iſt, daß die Kritik nur auf dem ſynthetiſchen Wege zum Ziele kommt, und gewiß iſt es auch, daß namentlich unſere claſſiſche Kritik eine rein analytiſche war. Noch jezt iſt ſie es, wenn ſie, ein paar beſſere Köpfe abgerechnet, überhaupt etwas iſt.

Wollen wir alſo demnach uns Rechenſchaft geben, was dramatiſche Form iſt, ſo müſſen wir einen Geſammtbegriff der Form ſuchen, welcher als Einheit aller Formen gelten kann; und vielleicht gibt es dazu ein ſehr einfaches Mittel, ein ſo einfaches, daß man ſich beinahe ſchämen ſollte, es anzugeben. Und doch, warum denn? Auf den Füßen gehen, iſt auch einfach und führt doch am Ende am beſten zum Ziele. Warum ſollten wir beim geiſtigen Gehen auf den Händen laufen, wie Gaukler, und nicht naturgemäß? Iſt das geiſtige Ziel für den Geiſt in ſeiner Art nicht vielleicht ſo leicht zu erreichen, als für die Füße das materielle? Was mich betrifft, ſo habe ich ein für allemal von allen glänzenden, beſtechenden Mitteln Abſchied genommen, und ſo meine ich denn,

man hielte ſich im vorliegenden Falle am beſten an den Sinn der Worte, die wir brauchen. Gewiß wurden dieſe Worte nicht willkührlich, ſondern nur deßhalb angenommen, weil ſie dem allgemeinen Bedürfniß gemäß und zur allgemeinen Befriedigung Ideen ausdrücken, die wir allgemein beſitzen.

Was bedeutet nun das Wort Form? Form iſt die Materie, nachdem ſie den Einfluß eines Geſetzes erlitten hat. Die einfache Form iſt der erſte Schritt zum organiſchen Körper. Kann es alſo irgend eine Form ohne ein Geſetz geben, welches dieſelbe beſtimmt? Gewiß nicht. Demnach iſt Form der Ausdruck eines Geſetzes, eines Prinzips. Das Prinzip iſt in der Kunſt das, was wir Idee nennen; die Form iſt daher der Körper der Idee. Die Form iſt die Aeußerung des Unſichtbaren im Sichtbaren, durch das Sichtbare. Kurz, es iſt die Schöpfung, das Nichts Okens, welches Etwas wird. Nur iſt wohl zu merken, daß dieſes Nichts, wie wir es nennen, dieſe mathematiſche Null, nur in Betreff der materiellen (ſichtbaren) Welt nichts, in Beziehung auf die eigentliche (unſichtbare) Welt aber etwas, ja Alles iſt. Indem es ſich dem Menſchen nur mittelſt der Materie offenbaren kann, kann es ſich natürlich nie vollſtändig offenbaren. Daher die Mannigfaltigkeit der Formen, ſey es in der Natur, ſey es in der Kunſt, daher alſo die Verſchiedenheiten und Grenzen der Künſte. — In Folge davon iſt die Form im Begriff zwar die Verkörperung der Idee, aber auch nur im Begriff, abſtrakt. Reel, ſichtbar ſind nur Formen möglich, und daher iſt die Form nur Verkörperung von dem möglich Sichtbaren einer Idee.

Hier ſuchen wir die poetiſche Form; um dieſelbe zu beſtimmen, ſollten wir freilich vor Allem über die Idee der Poeſie, der Kunſt überhaupt im Klaren ſeyn. Indeſſen mag es uns für den Augenblick genügen, zu wiſſen, daß die Poeſie als eine Kunſt ſchaffen, d. h. ein Bild, eine Geſtalt, wie man es immer nennen will, ein lebendiges Sichtbares, einen organiſchen Körper, eine belebte Form, erzeugen muß. Eine didaktiſche Poeſie können wir nicht gelten laſſen; didaktiſche Poeſie iſt nichts als Beredtſamkeit, Philoſophie, Kritik, kurz der verſifizirte reine Gedanke. Trotz dem Verſe iſt didaktiſche Poeſie nur Proſa; höchſtens iſt es eine Uebergangskunſt, wie manche Naturprodukte, bei denen man nicht entſcheiden kann, ob ſie Stein oder Pflanze, Pflanze oder Thier ſind. Durch ihre zweideutige Natur dient die Didaktik als Beweis, daß es im Menſchenwerk ſo wenig als in der Natur einen plötzlichen, grellen, daß es überall nur einen verketteten Uebergang gibt. Dieſe Didaktik iſt die Klippe des Wahren, die Klippe, an der die claſſiſche Poeſie ſcheiterte. — Wer, wie die Franzoſen, eine didaktiſche Poeſie annimmt, nimmt zugleich an, daß die Poeſie im Verſe beſtehe.

Das Auge, dem die Kunſt das von ihr geſchaffene Bild vorführt, iſt die Einbildungskraft, nicht das materielle Auge, ſelbſt nicht in Skulptur und Malerei. Das Ohr iſt eben ſo wenig der Sinn, den die Kunſt in der Poeſie und in der Muſik anſpricht. Auge und Ohr ſind bloße Vermittler. — Das Mittel, deſſen die Poeſie ſich bedient, iſt das Wort. Es iſt recht eigentlich ein Mittel, und nicht, wie Farbe and Stein, ſelbſt ein beſchränkendes Material. Das Wort deutet auf das Material, kann alſo vor der Einbildungskraft verſchiedene Bilder erwecken. Und ſo ſtehen denn der Poeſie drei Grundformen zu Gebote, welche ſich natürlich durch das beſtimmen, was ſie vorſtellen wollen. Die erſte Form iſt die, in welcher der Dichter ſich ſelbſt zeigt, es iſt die Lyrik; die zweite iſt die, in welcher er nur mehr als Vermittler zwiſchen dem Dargeſtellten und dem Zuſchauer erſcheint, es iſt die Epik; die dritte, bei welcher er gänzlich verſchwindet, um nur den Gegenſtand erſcheinen zu laſſen, iſt die Dramatik. Dieſe drei Formen laſſen ſich in Beziehung auf den Dichter ſo faſſen: ſingen, erzählen, zeigen. Das Drama zeigt. — Wir haben alſo zu unterſuchen, in wie fern die Claſſiker dieſem Geſetze Genüge geleiſtet, und dieß ſoll, wenn mir der Leſer bis hieher nicht ungern gefolgt iſt, in einem folgenden Abſchnitt geſchehen.

Paul.

(Fortſetzung.)

Der alte Stamm der Brunswicke lebte im Zeitraum, da unſere Erzählung beginnt, noch in drei Brüdern fort und rühmte ſich ſeiner grünen Gipfelknospe in der Perſon unſeres Helden, der der einzige ſpätgeborene Sohn des alten Freiherrn Aurelius von Brunswick war. Dieſer ehrenhafte Herr hatte es während eines langen Lebens zu nichts nur irgend Ausgezeichnetem oder Bedeutendem bringen können, obgleich er fortwährend den Anlauf zu einem Helden oder großen Staatsmann genommen. Er hatte ein großes Vermögen zwar keineswegs durchgebracht, aber doch geſchmälert, ohne dabei weder ſich noch Andern irgend Vergnügen oder Vortheil gebracht zu haben. Er hatte ſich mit verunglückten Verſuchen abgemüht, ſich in der menſchlichen Geſellſchaft bemerkbar zu machen. Wir können aber nichts von ihm melden, als daß er einige Jahre Offizier war, jedoch in keine Schlacht kam, daß er darauf Diplomat wurde, aber keiner einzigen Verhandlung beiwohnte, daß er endlich gelehrter Forſcher wurde, allein bei einer koloſſalen Anhäufung von Manuſcripten doch kein Buch zu Stande brachte, daß er endlich neue Erfindungen im Fabrikweſen machte,

die man praktisch gänzlich unausführbar fand, und daß er jezt, da er sechzig Jahre zählte, ein Sammler von Conchylien und Versteinerungen geworden war und auf diese Weise endlich ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft zu seyn glaubte.

Dieß war eine Behauptung, in der ihm seine Brüder, die mit ihm zusammen wohnten, nicht Recht gaben. Einer dieser Brüder hatte mit Ausnahme einiger Reisen ein eben so nutzloses Leben geführt und war, nachdem er in der Jugend ein großer Weltling gewesen, im reifern Alter ein contemplativer Pietist geworden. In seinen Augen war Aurelius ein feiger, leichtfertiger Sünder, der um ein paar gewundene Steindörner dasjenige vergaß, was eigentlich noth thut. Der dritte und jüngste Bruder war ein tapferer Offizier gewesen, in Folge einer Verwundung jedoch lange bettlägerig und später zum Krüppel geworden. Er nahm an den Vorfällen in der Familie wenig Theil und brachte seine meiste Zeit, wenn er nicht in seinem Zimmer bei der Flasche saß, auf freiem Felde zu, wo er den Arbeitern zusah und ihre Thätigkeit überwachte.

Der weibliche Theil der Familie bestand in unseres Helden Mutter, einer noch ziemlich jungen Dame von blühendem Aussehen und von sanftem Charakter, dann aus ihrer Schwester, einem ältlichen, rechthaberischen, buckligten Fräulein von so feurigem Temperament, daß sie das ganze Haus in Flammen der Zwietracht und der Leidenschaft zu setzen vermochte. Sie vertrug sich weder mit dem Legationsrath, dem ältesten der Brüder, noch mit dem Pietisten, noch mit dem Major; sie war sogar im Stande, die sanften Eigenschaften der Legationsräthin in widersetzliche und aufrührerische Elemente zu verwandeln. Das einzige Wesen, das sie liebte, wenn das Wort Liebe je auf ein Frauenzimmer paßt, wie Fräulein Amelie es darstellte, war der junge Paul, der sechzehnjährige Sohn des Legationsraths. Ihn hatte sie als ihren einstigen Erben bezeichnet, aber sie änderte später diesen Entschluß, als sich ein großer, korpulenter geadelter Kaufmann einfand und sie zur Ehe begehrte. Fräulein Amelie nahm den Antrag an, nachdem sie sich mit ihrer Familie berathen, nämlich nachdem sie den Rath sämmtlicher Mitglieder gehört hatte, den geadelten Kaufmann nicht zu nehmen.

Wir haben gesagt, daß die Familie Brunswick sehr heiter und fröhlich lebte, und dieß ist vollkommen wahr, doch nur dann, wenn man bedenkt, daß jedem Zank eine Versöhnung folgt. Nirgends in der Welt gab es aber mehr Familienzwiste, als in diesem alten Schlosse, und folglich auch nirgends mehr fröhliche und tumultuarische Aussöhnungen. Man war im Streit wie in der Freude gleich leidenschaftlich. Ein alter Familiensaal, dessen Wände der Onkel Lorenz, der Pietist, mit moralischen Sprüchen dicht beschrieben hatte, war gewöhnlich der Kampfplatz. Die Debatten wurden oft so heftig, indem Schwester gegen Schwester, Bruder gegen Bruder, Mann gegen Frau, Schwägerin gegen Schwager kämpfte, daß sogar ein oder das andere Mitglied der Familie gewaltsam durch eine Thüre verschwand, über die Onkel Lorenz in großen goldenen Buchstaben den Spruch geschrieben hatte: „Wie lieblich ist's, wenn Brüder einträchtig beisammen wohnen." Später, wenn die Wogen des Kampfes sich gelegt hatten, wurde dann dieses verhöhnte und mißhandelte Opfer im Triumph und unter tausend Liebkosungen wieder eingeholt und beim Versöhnungsschmause an den obersten Platz gesezt.

Am öftesten traf das Loos, vor die Thüre gesezt zu werden, den Pietisten, weil er schwächlich war und weder mit der Rede noch mit der That recht vorwärts kam, am seltensten den Major, der, wenn das Geschrei der Frauen, die Scheltworte der Brüder zu arg wurden, sich an die Wand lehnte und drohend seine Krücke über den Häuptern der feindlichen Partei schwang. Die vertrautern Gäste wurden bei ausbrechendem Kampfe Bundesgenossen entweder der einen oder der andern Partei. Neutral zu bleiben wurde nicht gestattet. Die Formen der Höflichkeit und der Sitte wurden ohne Bedenken dem großen homerischen Kampfe, der sich im alten freiherrlichen Olymp zwischen dessen gebietenden Gottheiten erhob, geopfert.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Chambéry, Februar.

De Maistre über Rußland.

In unserer Akademie sprach neulich ein neu aufgenommenes Mitglied, der Canonicus Pillet, über die leidenschaftlichen Angriffe, die des Grafen Joseph de Maistre geistreiche Soirées de St. Petersbourg neulich von einem französischen Geistlichen erfahren haben. Schritt vor Schritt suchte er die Vorwürfe zu widerlegen, besonders den, daß de Maistre's Buch der Religion und der Gesellschaft sehr geschadet habe, daß in seinen Grundsätzen geheime Verwandtschaft mit denen von Thiers, Cousin und Lamennais, so wie mit den Lehren aller alten und neuen Gnostiker zu finden sey, daß sie aus dem verrückten Aberglauben der Hindu geschöpft seyen und ein Mischsystem von Illuminatismus, Quietismus und absolutem Spiritualismus bilden. Auf diese Soirées sollte man jezt zurückkommen, wo Custine nach kurzem Aufenthalt in Rußland ein Werk über dieses Land, sein Volk und seine Regierung geschrieben hat, das neben manchem Wahren und Geistreichen so viel Uebereiltes, Schiefes, Unwahres und Ungerechtes enthält, besonders aber mit so großer Einseitigkeit, mit lächerlicher Vorliebe für Frankreich, mit beschränkter Ungerechtigkeit gegen England und Deutschland über religiöse

Zustände abspricht. De Maistre äußert sich viel unbefangener und wahrer über die russische Kirche, und wiewohl selbst Katholik, gefällt er sich doch nicht in fanatischem Katholicismus. Darüber macht ihm gerade der französische Geistliche Vorwürfe. Wollte sich Rußland zum Katholicismus wenden und mit Frankreich gegen England und Deutschland verbinden, so fände Custine nicht Worte genug für sein Lob. Wir besitzen erst seit einigen Monaten zwei bisher ungedruckte und unbekannte Briefe de Maistre's, die er im Juni 1810 an den Grafen F., einen russischen Großen, Minister des Unterrichts, über die öffentliche Erziehung in Rußland geschrieben hat. Wir theilen sie hier, da sie noch ganz auf die Gegenwart passen, im Auszug mit, ohne uns bei den oft seltsamen Ansichten und Aussprüchen des Verfassers aufzuhalten. In der Einleitung zeigt sich Einseitigkeit und zu katholische Ansicht, in der Folge etwas diplomatische Russocoraxie, in der Hauptsache aber vielfache Wahrheit. „Herr Graf, da Sie es wünschen, so theile ich Ihnen meine Gedanken und Ansichten über öffentliche Erziehung in Ihrem Vaterlande mit. Bei diesem Gegenstand hat man in vielen Ländern Europas denselben Fehler begangen, wie bei den politischen Institutionen. Man gefiel sich darin, den Menschen wie ein abstractes, in allen Ländern und in allen Zeiten gleichförmiges Wesen zu betrachten und für dieses Wesen der Einbildung eben so eingebildete Verfassungs- und Regierungsplane zu entwerfen. Ehe man für ein Volk einen Bildungsplan entwirft, müssen die Sitten, Gewohnheiten, Neigungen und die Bildungsstufe des Volks in Anschlag kommen. Wer weiß, ob die Russen für die Wissenschaften geeignet sind? Noch ist dieß gar nicht ausgemacht und bewiesen. Wären sie es aber auch nicht, so würde man sie darum nicht weniger achten müssen. Die Römer verstanden nichts von den schönen Künsten. Nie ist bei ihnen ein großer Bildhauer oder Maler aufgetreten, noch weniger ein großer Mathematiker. Wer kennt nicht die berüchtigten Virgil'schen Verse, wo der Dichter sagt, Andere mögen sich in Bearbeitung des Marmors oder des Erzes auszeichnen, beredt seyn oder in den Sternen lesen, die Römer haben eine andere Bestimmung, nämlich die, über die andern Völker zu gebieten. Nun aber meine ich, die Römer haben in der Welt keine üble Figur gespielt, und mit dieser könnte sich wohl jedes andere Volk begnügen. — Wenn ich mich nicht sehr täusche, so legt man jetzt zu großen Werth auf Wissenschaft und Gelehrsamkeit. J. J. Rousseau hat in seinem berühmten Emile behauptet, daß die Wissenschaft viel Uebel in der Welt gestiftet habe. Ohne die Paradoxien dieses Buchs anzunehmen, muß man doch nicht wähnen, Alles darin sey falsch und unwahr. Allerdings macht das Studium den Menschen faul, unfähig zu Geschäften und großen Unternehmungen, es macht ihn zum eigensinnigen Streiter und Rechthaber, der nichts achtet als seine eigene Meinung, der ohne gehörige Prüfung geneigt ist, vom engen Standpunkte seines Arbeitspultes und seines Studirzimmers aus die Regierung zu tadeln, der immer am Neuen und Scheinbaren hängt, und Alles verachtet, was von den Regierungen und von historisch-nationalen Dogmen ausgeht."

(Fortsetzung folgt.)

Paris, Februar.

(Schluß.)

V. Hugo. — Charles Bernay.

Unterdessen muß sich das Publikum mit dem Vorhandenen begnügen, was auch recht gut anginge, wenn man den Alles schnell abnützenden Parisern nicht immer etwas Neues auftischen müßte. Auch wird bereits ein neues Ballet einstudirt; aber eine erste Ballettänzerin thut wirklich Noth; wer sie dem Direktor nachzuweisen im Stande wäre, dürfte sicher auf seine Erkenntlichkeit rechnen. Das Pariser Publikum gibt jetzt wieder einen neuen Beweis von seinem bekannten Wankelmuth. Wie laut hat man gegen Victor Hugo's dramatische Stücke, seine barocken Erfindungen, seine verdrehte Sprache, seine harten Verse geschrieen! wie oft haben ihn die classischen Kritiker einen Barbaren gescholten, welcher das Theater in die Zeiten seiner Kindheit zurückführen wolle? Und doch werden seine Stücke jetzt häufig auf zwei Bühnen gegeben, im Théâtre français und im Odeon, und was noch mehr sagen will, sie werden stark besucht, ohne daß der Dichter nöthig hätte, wie man ihn früher beschuldigt hat, das Parterre mit seinen Freunden zu füllen. Marie Tudor wird im Odeon fast jeden zweiten Abend gegeben, freilich neben andern Stücken. Am vorigen Sonntag war der ganze Saal gedrängt voll; außer den vier Aufzügen der Marie Tudor gab man Molières Malade imaginaire und dessen Pourceaugnac, so daß die englische Königin zwischen zwei Possen eingeklemmt war. Dlle. Georges, die ungeheuer dicke Schauspielerin, gab die Rolle der Königin, und zwar sehr gut, trotz ihrer Unbehülflichkeit. Womit sich das Pariser Publikum immer noch nicht befreunden kann, das sind die gewöhnlichen, ja gemeinen Redensarten, welche V. Hugo selbst seinen Hauptpersonen zuweilen in den Mund legt. Auf der französischen Bühne ist man gewohnt, erhabene Personen auch eine erhabene und edle Sprache reden zu hören; in den V. Hugo'schen Stücken aber sinkt die Sprache zuweilen unter die ganz gewöhnliche Conversationssprache herab; man hört daher auch häufig einiges Murren im Parterre. Das Odeon verdient wirklich die ihm vom Staate bewilligte Zulage; es geht allen Bühnen durch außerordentlichen Fleiß voran. Kaum sind die Theaterkritiker in den Tagesblättern im Stande, alles dort aufgeführte Neue zu beurtheilen. Neulich wurde daselbst ein neues Stück, les pseudonymes, aufgeführt, das jedoch hauptsächlich nur wegen des Verfassers nicht uninteressant ist. Er hieß Charles Bernay und ist im vorigen Jahr sehr jung gestorben. Vor mehreren Monaten wurde noch ein anderes nachgelassenes Lustspiel von ihm, le ménestrel, im Théâtre français gegeben. Dieser Jüngling spürte, wie es so oft der Fall ist, nach vollendeten Studien große Neigung zum Theater und wollte sich durchaus der dramatischen Dichtkunst widmen. Alle Bemühungen der Eltern, ihn davon abzubringen, waren vergeblich, und zuletzt verstießen sie den hartnäckigen Sohn. Dieser führte nun ein elendes, abenteuerndes Leben, versuchte Manches, um nicht Hungers zu sterben, aber Weniges wollte glücken. Dabei dichtete er immer fort. Endlich war er so glücklich, einen Schauspieler des Théâtre français für sich zu gewinnen, und dieser hatte eben das Lustspiel le ménestrel im Comité vorgelesen und die Aufnahme desselben bewirkt, als der junge Mann, dessen Kräfte völlig aufgerieben waren, starb. Wären seine Dramen Meisterstücke, so müßte man den Dichter wegen seiner Ausdauer loben und ihn innig bedauern; sie zeugen aber leider von keinem bedeutenden Talent, und der Dichter hätte ganz wohl dem Willen seiner Eltern folgen und sich ein Brodstudium wählen können; das Theater würde dabei wenig oder nichts verloren haben. Dieß ist die Geschichte unzähliger junger Franzosen. Dg.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 6.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 6.

Sonnabend, 17. Februar 1844.

[80] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Reisen und Länderbeschreibungen,

27ste Lieferung.

Auch unter dem besondern Titel:

Geschichte
der Entdeckung und Eroberung Peru's

von

Francisco de Xerez,

Pizarro's Geheimschreiber.

Aus dem Spanischen von Dr. **Ph. H. Külb.**

Nebst Ergänzung aus Augustins de Zarate und Garcilasso's de la Vega Berichten.

gr. 8. broch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 12 gGr.

Hauptabschnitte des Inhalts: Veranlassung der Entdeckung und Eroberung Peru's. — I. Francisco Pizarro und Diego de Almagro. II. Die Eroberung Peru's von Francisco de Xerez. III. Das Land und seine Bewohner.

Stuttgart und Tübingen, Febr. 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Deutsches Heldenbuch von Dr. Karl Simrock.

[1] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Das Amelungenlied.

Von

Dr. Karl Simrock.

Erster Theil:

Wieland der Schmied. Wittich Wielands Sohn. Ecken Ausfahrt.

(Des Heldenbuches vierter Band.)

Wilhelm Grimm gewidmet.

gr. 8. Velinpapier brochirt. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Das Heldenbuch soll unsere gesammte nationale Heldendichtung umfassen. Ueber die beiden ersten Bände, welche die Nibelungen und die Gudrun, „ihre wunderbare Nebensonne" enthalten, haben wir in frühern Anzeigen das Nöthige bemerkt. Der dritte Band wird unter dem Titel des kleinen Heldenbuchs die besten derjenigen kleinen Dichtungen unseres heimischen Sagenkreises begreifen, die man zu verschiedenen Zeiten in ein Heldenbuch zu vereinigen versucht hat, als Rosengarten, hörnerner Siegfried, Alphart, Otnit und Wolfdietrich, wozu hier noch Walther und Hildegunde kommt. Näheres darüber nach dem Erscheinen desselben. Der hier vorliegende vierte Band ist zugleich der erste des Amelungenliedes, welches cyclische, dem Herausgeber eigenthümliche Werk, den ganzen reichen Inhalt der deutschen Heldensage behandelt, welcher in den bessern alten Gedichten, die in den drei ersten Bänden gesammelt erscheinen, noch durchaus nicht erschöpft ist. Viele echte Lieder der Siegfrieds-, und die meisten der Dietrichssage sind uns nämlich verloren oder nur in späten, zum Theil sehr rohen Ueberarbeitungen erhalten, aus welchen wir unsere Heldensage nicht einmal vollständig kennen lernen würden, wenn uns in der Wilkinasaga nicht eine prosaische Auflösung vieler echten Lieder erhalten wäre. Wenn wir die uns überlieferten

Reste, die mit der Edda beginnen, vergleichen und daraus den Zusammenhang der deutschen Heldenpoesie zu überschauen versuchen, so müssen wir über den riesenmäßigen Bau, der hier angelegt war, erstaunen und bedauern, daß nur ein so kleiner Theil desselben ausgeführt worden ist. Er sondert sich uns in drei gewaltige Massen, die wir als Gudrun-, Siegfrieds- und Dietrichssage unterscheiden können. Die Gudrunsage, welche sich von den beiden andern Bestandtheilen entfernt gehalten und nur mit der Dietrichssage in eine lose Verbindung gesetzt hat, ist in dem Gedichte von Gudrun vollständig ausgeführt. Von der Siegfriedssage läßt sich das durchaus nicht behaupten: in den Nibelungen ist sie nur sehr unvollständig enthalten, da Siegfrieds Ahnen, Geburt, Aufenthalt bei Mime, Drachenkampf, Brunhildens Erweckung, Verlobung mit ihr und Bruch dieses Verlöbnisses durch den Zaubertrank darin vergessen sind. Am unvollständigsten ist die Dietrichssage ausgeführt und doch bildet gerade sie den stärksten und reichsten Ast unserer Heldendichtung. Mit ihr hat es daher das Amelungenlied, welches die gesammte deutsche Heldendichtung, so weit sie in den Nibelungen und der Gudrun nicht enthalten ist, in einem einzigen großen Gedichte darstellen soll, zunächst zu schaffen, jedoch mit episodischer Einflechtung derjenigen Theile der Siegfriedssage, welche in den Nibelungen nicht enthalten sind. Es zerfällt in mehrere kleinere, für sich selbstständige Gedichte, welche doch in ihrer Verbindung Ein Ganzes bilden. Der vorliegende erste Theil enthält:

Wieland der Schmied. Wittich Wielands Sohn. Ecken Ausfahrt.

Der zweite, der fünfte des Heldenbuchs, wird enthalten:

Dietleib. Sibichs Verrath. Dietrichs Aufenthalt bei Etzel. Ravennaschlacht. Heimkehr.

Der Verfasser hat seinen Beruf, der letzte deutsche Homeride zu seyn, durch die erste Auflage des „Wieland der Schmied," welcher nur ein Theil und Vorläufer des Amelungenliedes war, außer Zweifel gesetzt, und die Erwartungen von dem großen Ganzen, welchem er seit mehr als einem Decennium seine Kräfte widmet, stehen hoch und werden hoffentlich durch diesen ersten Band noch höher gespannt werden.

Stuttgart und Tübingen, Jan. 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[76] Bei Karl Drechsler in Heilbronn ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet:

Das Volk und die Parteien.

Nebst einem Anhange

über

die freie Presse.

VII und 330 Seiten 8. broch. 1 Rthlr. 9 gGr. oder fl. 2. 24 kr.

Inhalt: I. Einleitendes. — II. Die Parteien. Im Allgemeinen. — Der Radikalismus. — Die Canaille. — Der Absolutismus. — III. Das Volk. Fürst, Volk und Geist. — Mißbildungen. 1) Die Constitutionen. — 2) Das Juste-milieu und das falsche Gleichgewicht. — 5) Die Bureaukratie. — IV Anhang. Von der freien Presse. — V. Schlußwort.

Wir übergeben hier dem Publikum die Arbeit eines ruhig denkenden, unabhängigen Mannes, der mit scharfen Waffen gegen Radikalismus und Absolutismus ankämpfend, die freie, aber gemäßigte Meinung des Volkes über seine Rechte und Pflichten ausspricht.

Niclaus Manuel.

Leben und Werke

eines

Malers und Dichters, Kriegers, Staatsmannes und Reformators im sechzehnten Jahrhundert.

Mitgetheilt

von

Dr. C. Grüneisen.

Nebst einer Steinzeichnung.

gr. 8. Preis fl. 3. — oder Rthlr. 2. —

Ein älterer, an Geist und Talent aber gleich trefflicher Zeitgenosse des Hans Holbein und Hans Sachs, Mitkämpfer in Gemälden, Dichtungen und Holzschnitten für die Freiheit des evangelischen Glaubens, in ansehnlichen Staatsämtern und Kriegsdiensten um seine Vaterstadt Bern und um die Reformation hochverdient, wird der Held dieser biographischen Darstellung das Interesse derjenigen, welchen die Geschichte der Religion, der Kunst und des öffentlichen Lebens anziehend ist, um desto mehr in Anspruch nehmen, als derselbe hier aus einer Vergessenheit hervorgezogen wird, welche ihn, außer der Spezialgeschichte seiner Heimath, einem weiteren Kreise der gebildeten Nachwelt entzogen hätte.

Für Freunde der Kunstgeschichte wird insbesondere bemerkt, daß hier außer neuen Mittheilungen über die schwäbischen und elsäßischen Malerschulen, eine möglichst genaue Aufzählung und Bezeichnung der noch vorhandenen Werke eines Meisters, welcher die oberdeutsche Kunst im Unterricht der venezianischen Schule vervollkommnet hatte, gegeben wird; für Freunde der älteren deutschen Dichtung, daß sämmtliche Schriften Manuels, wie weit sie nach mühesamer Forschung vorliegen, aus den muthmaßlich ältesten Ausgaben pünktlich abgedruckt sind. Der mitgetheilte Steindruck gibt die mit dem Bildnisse des Malers selbst versehene Scene seines Todtentanzes.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[72] Bei G. Basse in Quedlinburg ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

M. Wölfer,

Die neuerfundene

Pumpenmühle.

Oder:

Gründliche und praktische Anweisung, alle Arten von Mühlen an Brunnen und stehenden Gewässern anzulegen und durch Pumpenwerk in Betrieb zu setzen, so wie auch gewöhnliche oberschlächtige Mühlen durch Ausgrabung und Ausmauerung der Radestube, in welcher eine hinreichende Quantität Wasser gesammelt wird, auf dieselbe Art einzurichten und so, daß der Pumpenapparat bei knappem Wasser vorgelegt und bei vollem Wasser wieder weggenommen werden kann. Ein gemeinnütziges und populäres Handbuch zum Selbstunterrichte für Geschirrbauer, Mahl-, Oel-, Schneide-, Walk-, Pulver-, Schleif-, Polir- und Massenmüller ꝛc., so wie auch für Eisenwerks-Besitzer, Lohgerber, Gipsbrenner und andere Fabrikanten, welche Maschinenwerke gebrauchen. Mit 10 lithographirten Tafeln. gr. 8.

Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

[81] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen:

Dinglers Polytechnisches Journal.

Zweites Januarheft 1844.

Preis des Jahrgangs aus 24 Heften mit 30 bis 36 großen Tafeln Abbildungen bestehend: 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gGr.

Inhalt. Verbesserungen an Locomotiven und andern Dampfmaschinen mit Expansion des Dampfs, von Robert Wilson. Mit Abbild. — Beschreibung der sogenannten atmosphärischen Eisenbahn, von Teisserenc. — Auszug aus dem Bericht des Hrn. Ingenieurs Mallet an den französischen Minister der Staatsbauten: über die atmosphärische Eisenbahn zwischen Kingstown und Dalkey. — Ueber die Möglichkeit, die Vortheile der atmosphärischen Eisenbahnen großentheils auf den gewöhnlichen Eisenbahnen zu erzielen, von Seguier. — Ueber gußeiserne Schienen auf Eisenbahnen. Mit Abbild. — Berechnungen über Whitelaw's und Stirrat's horizontales Wasserrad, von C. Haenel. — Resultate der Probe von Germar's verbesserter Kies-Siebmaschine. — Verbesserter Feuerlöschapparat, von Ovid Topham. Mit Abbild. — Verbesserungen an den Ueberschuhen, Stiefeln und Schuhen aus Kautschuk, von C. Mason. Mit Abbild. — John Hutching's verbesserte Stiefel- und Schuhsohle. Mit Abbild. — Verbesserte Fabrikationsmethode gewisser wasserdichter Tuchgattungen, von James Clark. Mit Abbild. — Ueber die Stüpfelmaschine, von Fr. Kohl. Mit Abbild. — Ueber die Verfertigung transparenter Rouleaux in Oelfarben, von G. W. Bichon. — Verbesserungen in der Fabrikation künstlichen Brennmaterials, von W. E. Newton. Mit Abbild. — Verbesserungen an Trichtern zum Einfüllen von Flüssigkeiten in Gefäße, von John Mac Innes. Mit Abbild. — Verbesserungen in der Ventilation der Gaslampen-Brenner, so wie der gewöhnlichen Oellampen-Brenner, von Robert Faraday. Mit Abbild. — Technologie des Krapps, von Girardin. (Schluß.) 6) Schlumberger-Ruff's Bereitungsart des Garancins. 7) Verfahren mit Garancin zu färben und Beizen dafür. 8) Garancinbereitung aus dem bereits zum Färben benützten Krapp, nach Schwartz in Mülhausen. 9) Anwendung des Alizarins oder reinen rothen Krapppigments zur Darstellung ächter rother Tafelfarben, nach Gastard und Fauquet. 10) Girardins und Greiley's Benutzung des Colorins zu demselben Zweck. 11) Ueber die Verfälschungen des Krapps und die Methoden sie zu ermitteln. 12) Methoden zur Bestimmung des Färbevermögens verschiedener Krappsorten. 15) Verfahren, das Garancin auf seine Güte zu prüfen. — Neue Zuckerrübe. — Miscellen. Verzeichniß der vom 28. Sept. bis 21. Nov. 1843 in England ertheilten Patente. — Anwendung des Filztuches bei Dampfmaschinen und Locomotiven. — Neue Art, Flintenläufe zu verfertigen. — Dr. Draper's Methode, Daguerreotypbilder auf galvanoplastischem Wege zu vervielfältigen. — Entfärbung gefärbter Flüssigkeiten durch Brodkrume, Stärkmehl, Zucker u. s. w. — Entdeckung eines Pflanzenschwarz. — Rübenzuckerfabrikation in Frankreich. — Literatur, deutsche.

Fortwährend bemüht, unsre Leser jedesmal so schnell als möglich mit den neuen technischen Erfindungen und Entdeckungen bekannt zu machen, säumen wir nicht in diesem Hefte, eine ausführliche Beschreibung des atmosphärischen Eisenbahnsystems mit Abbildungen mitzutheilen, zu dessen Gunsten einige der ausgezeichnetsten Ingenieure Englands und Frankreichs sich ausgesprochen und dessen Einführung auf dem Continent beantragt haben. Wir haben es uns zur Aufgabe gemacht, alle Erfindungen, welche in der alten sowohl, als in der neuen Welt auf dem Felde gemacht werden, das wir bearbeiten, immer so vollständig zu geben, als es möglich ist, ohne unsre Leser mit Hirngespinnsten zu behelligen. Denn unser Journal soll nicht bloß das bereits durch viele Versuche Bewährte enthalten, sondern es soll auch der Führer der Gewerbe und Fabrikmänner in der Geschichte der Erfindungen seyn, ohne welche heut zu Tage kein Mann vom Fache mehr auf Bildung in seinem Berufsgeschäfte Anspruch machen kann.

Bestellungen werden von allen Postämtern und soliden Buchhandlungen angenommen.

Stuttgart und Tübingen, Febr. 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[79] Bei K. F. Köhler in Leipzig erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Pabstthum und Hierarchie

gegenüber

der Religion des neuen Bundes.

Nach dem Englischen bearbeitet und mit historisch-kritischen Noten versehen

von

W. A. Lampadius.

8. brochirt. 19 Bogen. 1 Rthlr.

In vorstehendem Werkchen gibt der geistreiche Verfasser einen klaren Ueberblick der Ansichten, Grundsätze und Satzungen der römischen Kirche hauptsächlich und vergleicht sie mit der heiligen Schrift und dem dadurch bedingten reinen Christenthum. Gegenüber menschlichen Mißbräuchen, Mißverständnissen und Zusätzen hebt er die einfache, reine Lehre der Schrift hervor in schlichter, unparteiischer Weise.

---

[28] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Technologische Encyclopädie

oder

alphabetisches Handbuch

der

Technologie, der technischen Chemie und des Maschinenwesens.

Zum

Gebrauche für Kameralisten, Oekonomen, Künstler, Fabrikanten und Gewerbtreibende jeder Art.

Herausgegeben

von

Joh. Jos. Prechtl,

k. k. n. ö. wirkl. Regierungsrathe und Director des k. k. polytechnischen Institutes in Wien ꝛc.

Dreizehnter Band.

Schmieden — Schrauben.

Mit den Kupfertafeln 285 bis 321.

Preis 6 fl. oder 3 Rthlr. 12 Gr.

Der vorliegende Band dieses bisher mit ungetheiltem Beifall aufgenommenen, und in technologischen Schriften aller Art, selbst im Auslande vielfach benützten Werkes enthält die Artikel: Schmieden, Schneckenschneidzeug, Schneidz- oder Sägmühlen, Schnüre, Schraube (theoretischer Theil), Schrauben. Diese Artikel bilden eben so viele Original-Abhandlungen, in denen jeder Gegenstand nach seinem wesentlichen und neuesten Zustande sachkundig und erschöpfend dargestellt

ist, so daß ein Jeder hier auf wenigen Bogen zusammengedrängt finden kann, was er selbst mit Benützung einer bedeutenden Büchersammlung nicht aufzufinden im Stande wäre, da die einzelnen Artikel oft wichtige, den Verfassern eigenthümliche, noch nicht durch den Druck bekannt gemachte Erfahrungen und Beobachtungen enthalten.

Die ersten zwölf Bände, mit 284 Kupfertafeln, kosten jeder 6 fl. oder 3 Rthlr. 12 Gr.

Stuttgart und Tübingen, Febr. 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[76] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

P. Genelli's

Umrisse zum Homer

mit Erläuterungen

von

Dr. Ernst Förster.

Ausgabe Nr. 1. 48 Blätter in 4. cart. Preis fl. 7 od. Rthlr. 4.
„ Nr. 2. 48 Blätter auf großem Papier, in Leinen gebunden fl. 10. — oder Rthlr. 6. —

Wenn sich das geistige Auge an den unnachahmlichen Dichtwerken des hehren Sängers von Chios erlabt und sich an der ewigen Jugend dieser altehrwürdigen Gesänge erfrischt, so kann von den Umrissen Genelli's mit Recht behauptet werden, daß sie dem leiblichen Auge das Verständniß dieser herrlichen Epopöen eröffnen und Geist und Materie auf die überraschendste Weise vermitteln. Die Kraft und Schönheit der Antike, vereint mit dem Schwung und der Harmonie der neueren Kunst, geben diesen Bildern Leben und Ausdruck, wie dies bis jetzt noch nirgends erreicht wurde. Der Künstler führt uns wie in Einem Bilde die ganze schöne Sagenmasse vor und verkörpert uns der Helden Thaten und Leben.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Repertorium bibliographicum,

in quo libri omnes ab arte typographica inventa usque ad annum MD

typis expressi ordine alphabetico vel simpliciter enumerantur vel adcuratius recensentur.

Opera

Ludovici Hain.

2 Bände gr. 8. in vier Abtheilungen.

Preis auf Schreibpapier 40 fl. oder 22 Rthlr. 16 gGr.
Druckpapier 35 fl. 12 kr. oder 20 Rthlr.

Dieses Werk dürfte besonders in dem gegenwärtigen Zeitpunkt, der so reich an Forschungen über den Ursprung und Fortgang der Buchdruckerkunst ist, ebenso willkommen seyn, als es einem längst gefühlten dringenden Bedürfniß auf eine durchaus befriedigende Weise abhilft. So herrlich und einzig in seiner Art Panzer's unsterbliches Werk über die Drucke des 15ten Jahrhunderts dastebt, so sind doch seitdem so viele ihm unbekannt gebliebene Druckschriften an das Licht gezogen, andere genauer und gründlicher beschrieben worden, daß eine möglichst vollständige Aufzählung derselben, mit besonnener Benützung der in reichem Maaß vorliegenden Hülfsmittel, ein schon oft ausgesprochener Wunsch der zahlreichen Freunde der Literatur und Bücherkunde war. Dieser Wunsch ist in dem Hain'schen Repertorium auf eine so vollkommene Art erfüllt worden, wie sie nur deutschem, von den günstigsten äußern Umständen unterstütztem Fleiße möglich werden konnte. Der Zugang zu der an alten Druckwerken so ungemein reichen Münchner Bibliothek, die Benützung der wichtigsten, in neuerer Zeit im In- und Auslande erschienenen Kataloge, wie z. B. des Spencer'schen, und anderer literarischer Schriften, die Mittheilungen vieler gelehrten Freunde setzten den Verfasser in den Stand, an unzähligen Stellen die Panzer'schen Angaben zu berichtigen und zu vervollständigen und so ein Werk zu liefern, welches in seiner Gattung Epoche machen und die Bücherkunde, in weit höherm Grad als alle früher erschienenen fördern wird. Wir dürfen daher dieses Repertorium mit vollem Recht als ein jedem Bücherfreund und Bibliothekar unentbehrliches Hülfsmittel empfehlen, das man selbst bei dem Besitze der Panzer'schen Annalen nothwendig haben muß, indem es nicht nur eine mit der größten Umsicht und Sorgfalt bearbeitete Ergänzung zu den von Panzer aufgestellten Artikeln darbietet, sondern außer ungemein vielen bei diesen fehlenden Drucken alle in deutscher Sprache erschienenen umfaßt, welche von dem Plane der Panzer'schen Annalen gänzlich ausgeschlossen waren.

Stuttgart und Tübingen, Jan. 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Lehrbuch

der

speciellen Technologie,

vornehmlich zum Gebrauch

auf Universitäten und in andern Lehranstalten.

Nach dem jetzigen Zustande

der Naturwissenschaften und den neuesten Erfindungen und Entdeckungen

bearbeitet von

Joh. Heinr. Moritz von Poppe,

Doctor der Philosophie und Staatswirthschaft, Prof. der Technologie auf der Universität Tübingen, Ritter ꝛc. ꝛc.

Zweite sehr vermehrte und verbesserte Auflage.

Mit 6 Steindrucktafeln.

gr. 8. Preis 5 fl. 24 kr. oder 3 Rthlr. 8 Gr.

Die erste Auflage dieses Lehrbuchs der speciellen Technologie hatte bald nach dem Erscheinen das Glück, nicht bloß auf vielen Universitäten (in einer italienischen Uebersetzung auch in Padua), sondern auch in andern Lehranstalten als Compendium mit Nutzen gebraucht zu werden. Seit dem Erscheinen der ersten Auflage sind aber fast alle technischen Gewerbe mit gar vielen wichtigen neueren Erfindungen und Entdeckungen bereichert, und überhaupt sind sie sehr vervollkommnet worden. Dieses Neue und Bessere findet man nun in der zweiten Auflage, welche zugleich mit ganz neuen Abschnitten und zu genauerer Erläuterung der abgehandelten Gegenstände, mit vielen Abbildungen auf 6 Steindrucktafeln versehen ist. Die Unterzeichnete darf wohl hoffen, daß aus diesen Gründen, so wie wegen des immer mehr wachsenden Interesses, das die Welt heutiges Tages an der Technologie nimmt, und wegen der vielen neu errichteten Gewerbschulen und anderer technologischer Lehranstalten, die zweite Auflage eine noch weitere Ausbreitung finden werde, als die erste.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 43.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 19. Februar 1844.

— He has best right
To be the first of what we used to call
„Gentlemen farmers.“

Byron.

Reiſe in den ſchottiſchen Hochlanden.

(ſ. Nr. 36—40.)

Die Farmers.

Die Gehöfte, welche ich nach langer beſchwerlicher Wanderung durch die Wildniß erreichte, waren von nicht weniger als ſechs Stuarts bewohnt, deren Familien hier ſeit langen Jahren ausgedehnte Schafpachtungen beſitzen. Die ſechs Familien ſcheinen in einer Art von Pachtgemeinſchaft zu leben. Jede aber hat ihr beſonderes Haus und Hof, die wie ein kleines Dorf dicht neben einander liegen. Sie ſagten mir, ſie ſeyen in der Gegend weit und breit die größten „Graziers“ und beſitzen zuſammen gegen 6000 Schafe. — Herr und Eigenthümer des Grund und Bodens iſt Lord Doune. „Eigentlich der Earl of Moray,“ bemerkte der älteſte Stuart, in deſſen Hauſe wir eingekehrt waren und bei deſſen Feuer wir uns niedergelaſſen hatten; „denn Lord oder Baron Doune iſt nur the second title Francis Stuart's. Earl of Moray iſt ſein erſter und vornehmſter Titel, und unter dieſem geht er.“ — Dieſe Bauern wiſſen um die Titel ihrer Herrn ſehr genau Beſcheid; ein Fremder begeht immer Fehler darin.

Obgleich es bereits dämmerte, zeigte mir doch Maſter Stuart Alles in Haus und Hof. Er hatte ſein Hausweſen in zwei Abtheilungen gebracht, eine für die Stallungen, für die Knechte und Mägde und für das tägliche Leben, die andere für ſeine Gäſte, für die Sonntage und für feſtliche Gelegenheiten. Auch in der erſten war Alles recht ordentlich und reinlich, in der leztern aber ſo elegant und hübſch, wie ich es nur in den beſten Pachthäuſern Englands geſehen. Nicht nur in den Zimmern, auch auf den Treppen und Hausfluren lagen Teppiche, und die Stuben waren ſo zierlich, daß ich mich in meinem Reiſecoſtüm nicht hinein wagte. Da ich eben mitten aus der Wildniß kam und mich auf dem heilloſen Wege über die geringſte Hütte gefreut hätte, ſo ſezte mich dieß in Erſtaunen wie einen Wilden, den man in die Mitte einer Hauptſtadt führt. Außer ſeinem Antheil an den 6000 Schafen hatte er nur noch neun Kühe und zwei Pferde, da ſie nicht viel Haſer, Gerſte und Kartoffeln bauen.

Drauf ſezten wir uns wieder an's Feuer in der großen Servants-hall, wo ſich Alles verſammelte, der Herr, die Knechte, die Nachbarn, die Mägde, mein Schneider und mein Führer. Eine allerliebſte Magd, Jeanne Fiſchar hieß ſie, machte die Honneurs mit herrlicher Milch, die viel beſſer ſeyn ſoll als die in den Lowlands. — Die Männer hatten alle jene Handſchuhe

an, von denen ich ſchon früher beim Loch Tay geſprochen, ich meine Theerhandſchuhe. Sie hatten eben an ihren Schafen den großen Akt des Theerens vorgenommen. Noch ſtanden ſechs große Kübel voll Schmiermaſſe im Gehöfte und eine ganze Reihe zum Theil leerer, zum Theil voller Theertonnen. Am folgenden Tage ſollte das „Smuiring“ von Neuem angehen. Bei einer Heerde von 6000 Schafen geht natürlich ein gut Theil Zeit, Arbeit, Theer und Butter darauf. Auf 30 Schafe, ſagten ſie mir, verbrauchen ſie einen Kübel voll, der 10 Pinten Theer und einen Stein, d. h. 14 Pfund Butter faßt. 3000 Schafe verbrauchen alſo jährlich 1000 Pinten Theer und 1400 Pfund Butter. Hier waren 6000 Schafe zu ſchmieren, und ſo ſieht man, daß der Artikel nicht unbedeutend iſt. Sie halten aber die Sache für durchaus nothwendig. „The tahr keeps them warm and clean,“ wiederholen ſie jdem dagegen proteſtirenden Reiſenden. In andern Ländern, wo es doch auch kalt iſt, denkt man nicht daran. Man findet in allen Ländern der Welt ſolche Wirthſchaftszweige und Anſtalten, aus denen die Menſchen außerordentlich viel machen, während man anderswo gar nichts davon weiß und doch auch durch die Welt kommt, ungetheert und ungeſchmiert.

So ſehr nun aber die verſchiedenen Länder in manchen Sitten von einander abweichen, ſo auffallend kommen ſie wieder in andern Zügen mit einander überein. So meinte ich, nur die Oſſeten im Kaukaſus und die Tartaren in der Krimm hätten die Sitte, ihr Feuer ſo anzumachen, daß ſie einen dicken Baumſtamm am einen Ende anzünden und ihn dann in dem Maaße, als er abbrennt, in's Feuer nachſchieben; und nun ſaß ich hier im Hauſe meiner ſchottiſchen Pächter bei einem Feuer, das auf ein Haar jenem oſſetiſchen Feuer glich. Ein großer langer Baumſtamm lag mit dem einen Ende im Feuer und ruhte mit dem andern auf ſeinen Zweigen; das brennende Ende hatten ſie mit Torfſtücken umlegt, die es immer in Gluth erhielten.

Dann und wann ſah ich ſie einen braunen Lappen auf einen Stock ſtecken und darauf an's Feuer halten. Mein erſter Schreckensgedanke war, es möchten „Mutton chops“ ſeyn; ich erinnerte mich, daß ich oft auf ähnliche Weiſe einen Fetzen Hammelfleiſch am Feuer hatte röſten ſehen, den ich nachher zum Aerger meiner Zähne verarbeiten mußte. Zu meiner Beruhigung erkannte ich indeß bald, daß es Tabaksblätter waren. Die Leute erhalten hier den Tabak in Rollen; ſie ſchneiden ſich ein Stück davon ab, wickeln es auf und trocknen es auf beſagte Weiſe am Feuer, bis es ganz brüchig wird, und dann ſtopfen ſie es leicht in ihre kleinen Pfeifen.

Mein gaſtfreundlicher Wirth ließ auch meinem Führer einen „Dram“ reichen, ſo wie einigen ſeiner Nachbarn, und merkwürdig war mir das Ceremoniel, mit welchem ſie ſich dabei gegenſeitig begrüßten und unter einander ihre Geſundheit tranken. „Deine Geſundheit, Lad!“ — „Eure Geſundheit, Stuart!“ — „Euer Wohlſeyn, Robert!“ ſo ging es immer rund herum, ehe ſie den Dram anſezten und hinunter brachten. In den höhern Claſſen in Schottland und England iſt ſonſt das Geſundheittrinken weniger gebräuchlich als bei uns. — Vielleicht werden mit dem Branntwein auch mehr Umſtände gemacht, als mit Bier und Wein, weil er kräftiger iſt und man ſich mehr ſcheut, ein ſolches Getränk ohne Umſtände zu nehmen.

(Schluß folgt.)

Paul.

(Fortſetzung.)

Es bleibt uns noch zu erwähnen, welche Stellung der junge Paul bei dieſen Kämpfen einnahm. Sie war leider keine ſehr ehrenwerthe. Trotz des Befehls, neutral zu bleiben, ſchlug er ſich bald zu der einen, bald zur andern Partie, und öfters gelang es ihm, durch geheime Intriguen den Kampf um ein gut Theil zu entflammen und zu verlängern.

Der Umſtand, daß unſer Held ſichtbar heranwuchs, machte, daß die drei Freiherrn über ſeine Zukunft nachdachten und Plane entwarfen. Unmöglich konnte ein Gegenſtand von ſolcher Wichtigkeit den Frauen auf Schloß Brunswick entzogen werden, und eben ſo wäre es ungebührend und äußerſt kaltſinnig geweſen, die nächſten Verwandten und Freunde von einer Berathung auszuſchließen, welche die künftigen großen Geſchicke eines Brunswick vorbereitete. Es verſammelten ſich alſo an einem Tage ſechs Ehrenmänner mit den zu ihnen gehörenden Frauen, Söhnen und Töchtern. Ganz zulezt, als die Verſammlung ſchon vollzählig war, kam noch ein Mann von mittlern Jahren angeritten, den man den Rittmeiſter nannte. Er trug einen übergroßen Schnurrbart, ritt ein ſehr wildes Pferd und hatte die Blicke beſtändig auf die jungen Damen gerichtet, wobei er auf eine höchſt auffallende Weiſe das Daſeyn ihrer Väter, Brüder und Mütter ignorirte. Der Rittmeiſter war der Gönner und Bundesgenoſſe Pauls, und bei ſeinem endlichen Erſcheinen ſchlug das Herz unſeres Helden höher, und er machte von ſeinem Verſteck aus dem Rittmeiſter ein Zeichen, das dieſer nicht ermangelte, zu erwidern. Paul hatte nämlich die ſtrenge Weiſung erhalten, während der Verſammlung ſich nicht in der Nähe derſelben

blicken zu laſſen; dieß hatte zu Folge, daß unſer Held auf den Einfall kam, ſich in die Höhle des alten Uhrkaſtens, der in der Ecke des Familienſaals ſtand, zu verſenken und von Zeit zu Zeit durch die runde Oeffnung aufmerkſame Blicke auf die Verſammlung zu richten. Nur dem Rittmeiſter hatte er das Geheimniß ſeiner Gegenwart verrathen, und verfehlte nicht, ſich in lebhaften Rapport mit ihm zu ſetzen durch wunderſame geiſterhafte Töne, oder durch Grimaſſen, die er hinter der runden Oeffnung ſchnitt, wogegen der Rittmeiſter wieder gewiſſe Zeichen und Pantomimen mit der Hand machte, die er hinter dem Rücken des Onkel Lorenz auf deſſen Stuhl lehnte, und die jedesmal ein erſticktes, dumpfes Gelächter im Innern des Uhrkaſtens zur Folge hatten.

Die Berathung nahm ihren Anfang. Der Legationsrath, der ſich die Geſchicklichkeit, Reden aus dem Stegreif zu halten, beimaß, gab eine kleine hiſtoriſche Skizze von der Familie Brunswick, ihrem erſten nachweisbaren Erſcheinen in Urkunden, ihrer Verbreitung und endlich ihrer Wirkſamkeit. Der lezte Punkt war ſehr ſchnell erörtert. Der Legationsrath ging jezt auf die neue und neueſte Zeit über, machte ſcharfſinnige Bemerkungen über den Verfall des Adels, die allgemeine Niedergeſchlagenheit erregten, und erhob dann die gebeugten Gemüther mit der tröſtlichen Ausſicht, daß der Adel ſich unfehlbar in kürzeſter Zeit glorreich wieder emporrichten werde, und wenn dieß geſchehen, daß dann die Brunswicke einen nicht geringen Antheil an dieſem freudigen Ereigniſſe haben würden. Die Verſammlung ſtieß einige: „das wollte Gott! wir wollen's hoffen!" mit gläubiger Ergebung aus.

Bis hieher war Alles friedlich gegangen; nun aber glaubte der Legationsrath die Verpflichtung zu haben, als Vater eines ſo hoffnungsvollen Sohnes, auch Einiges von ſeinen eigenen Verdienſten mit Beſcheidenheit zu erwähnen. Kaum hatte er jedoch hievon angefangen, als ein mißvergnügtes Huſten ſeiner beiden Brüder ihn ſofort unterbrach. Dieſe boshafte Störung, die ein beifälliges, nicht minder boshaftes Lächeln bei einigen Männern und Frauen der Verſammlung hervorrief, brachte den Rath aus der Faſſung und er unterließ das Eigenlob, indem er nur kurz hinzufügte, daß er wünſche, ſein Sohn möchte in die Fußſtapfen des Vaters treten.

Bruder Lorenz erhob ſich und rief: „Das wünſche ich gar nicht!" Darauf ſezte er ſich ſchnell wieder nieder und nahm eine Priſe. — „Warum wünſcheſt du das nicht, Bruder Lorenz?" fragte der Rath in ſanftem Ton und mit vollkommen würdevoller Faſſung. — „Weil dein Wiſſen Stückwerk iſt," ſagte der Angerufene, „und weil du immerdar das rechte Ziel verfehlt haſt." — „Haſt du es denn erreicht, geliebter Bruder?" — „So weit eine unvollkommene Creatur es erreichen kann," entgegnete Lorenz und ſchlug die Augen nieder. „Wir ſitzen Alle hienieden in Trübſal und Verwirrung."

Ein lange Pauſe entſtand nach dieſem Ausſpruch; ein paar der Brunswicke lächelten, die andern blickten ernſthaft und ungeduldig vor ſich hin. Ein korpulenter Oberjägermeiſter, ein ſehr achtbares Mitglied der Familie, pochte mit ſeinem Stock und rief: „Zur Sache!" — Der Major ſtampfte mit ſeiner Krücke auf den Boden und rief: „Die Frage iſt: ſoll Paul Militär oder Civiliſt werden? Blaurock oder Schwarzrock?" — „Ja, das iſt die Frage!" rief der Oberjägermeiſter, und mehrere jüngere Mitglieder der Verſammlung bemerkten ebenfalls, daß dieß die Frage ſey.

„Vor allen Dingen, meine Freunde und Vettern," ſagte der Legationsrath mit einem weltmänniſchen leichten und graziöſen Lächeln, „muß Paul ein nüzliches Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft werden; dieß ſcheint mir die Hauptſache." — Bruder Lorenz ſprang auf und bemerkte, daß ihm dieß nicht die Hauptſache ſcheine. — „Und was würdeſt du denn als die Hauptſache bezeichnen, theuerſter Bruder?" — „Daß er ein Chriſt werde!" — „Ei zum Kuckuck, das gehört nicht hieher!" rief der Oberjägermeiſter, indem er mit ſeinem Bambusrohr dem Boden einen furchtbaren Stoß verſezte. „Chriſten ſind wir Alle; ich wüßte nicht, daß ein Mahomedaner oder Jude in unſerem Kreiſe ſäße. Ich ſchlage vor, den Jungen auf eine Forſtakademie zu ſchicken. Da hat er eine anſtändige Beſchäftigung, und nicht jeder Lump kann es ihm nachthun, denn die Societät hält auf Reinigkeit und alte Namen." — Die Legationsräthin nahm ſchüchtern das Wort und bemerkte, daß dieß auch ihr Wunſch ſey, und zwei junge Couſinen bemerkten, daß die Forſtuniform eine ſehr kleidende und wie für Paul geſchaffen ſey. Paul warf ihnen aus dem runden Fenſter eine Kußhand zu.

„Ich habe gegen den Stand durchaus nichts," rief der Legationsrath, „und wir haben nicht weit zu ſuchen, um eine Zierde deſſelben in der Perſon eines ſehr geachteten Vetters zu begrüßen. (Der Oberforſtmeiſter brummte vor ſich hin: „Gehorſamer Diener! Ich liebe keine Complimente.") Dennoch glaub' ich, daß eine diplomatiſche Laufbahn —" — Der Major ſtieß mit der Krücke ſeinen Bruder etwas unſanft an und rief: „Iſt nicht meine Meinung! Die Diplomaten ſind Lakaienvolk, elende Egoiſten, die öffentlich bezahlt werden, um heimlich ſchlechte Streiche zu machen." — „Ich erinnere dich, geliebter Bruder," bemerkte der Rath, indem er ſich aufrichtete und gleichſam im vollen Glanze diplomatiſcher Herrlichkeit leuchtete, „an Lothar von Brunswick, der bei Unterzeichnung des weſtphäliſchen Friedens eine Rolle ſpielte." — „Und ich erinnere dich," fuhr der Major auf,

„daß dieser Bursche der einzige Schuft in unserer Familie war, denn er nahm Geld, um sein Vaterland zu verrathen."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Chambéry, Februar.

(Fortsetzung.)

De Maistre über Rußland.

„So sagt Bacon, ein viel tieferer und umfassenderer Geist als Rousseau: „die Religion ist ein nothwendiges Aroma, auf daß die Wissenschaft nicht verderbe und versaule." Allerdings ist die Moral nöthig, um den schädlichen Einfluß zu neutralisiren, den die Wissenschaft haben würde, wenn man sie allein walten ließe. In dieser Beziehung hat man sich im vorigen Jahrhundert sehr geirrt. Man glaubte damals, Unterricht sey Erziehung; jezt weiß man, daß er der ohne Vergleich unwichtigere Theil ächt menschlicher Bildung ist. Man hat den jungen Gemüthern eine ausschließlich wissenschaftliche Richtung gegeben und aus der Moral ein Flickwerk gemacht, das man nach Gutdünken annehmen oder weglassen könne. Dieses seit der Aufhebung der Jesuiten angenommene System hat in weniger als dreißig Jahren die abscheuliche Generation hervorgebracht, die Gott abschaffte, die Altäre umstürzte und einen edeln König mit den Seinigen auf das Blutgerüst schleppte. Sie werden bemerken, Herr Graf, daß nicht bloß die Christen, sondern alle Nationen in Folge eines mächtigen, untrüglichen Instinkts die Erziehung der Jugend Priestern anvertraut haben. Diese Uebereinstimmung verdient große Aufmerksamkeit. Seine Kaiserliche Majestät entbehrt dieses großen, unermeßlichen Vorzugs; denn in Rußland ist leider die Kirche von der Gesellschaft getrennt, sie hat keine bürgerliche Stellung bei Ihnen. Ich will aber vorerst diesen Uebelstand unerörtert lassen, und nur darauf hinweisen, daß man sich in diesem Lande sowohl über den Nutzen der Wissenschaft, als über die Mittel täuscht, sie bei sich einzuführen. Man denkt oft, es genüge, eine höhere Unterrichtsanstalt zu eröffnen, Professoren dabei anzustellen und gut zu bezahlen. Damit ist aber noch sehr wenig geschehen, wenn die Generation nicht durch langen und tüchtigen Elementarunterricht und durch Mittelschulen bereits zu solch höherem Unterricht vorbereitet ist. Damit macht sich der Staat nur Kosten und die höhern Schulen bleiben leer. So entstehen Gymnasien, die bald nach ihrer Eröffnung wieder geschlossen werden müssen, weil keine Schüler kommen. Denken Sie sich eine Regierung, die mit ungeheuern Kosten herrliche Gasthöfe in einem Lande anlegte, wo Niemand reist; nicht anders verfährt eine Regierung, die große Summen für höhere Unterrichtsanstalten verwendet, bevor sich der richtig bearbeitete und vorbereitete Geist der Nation zu den Wissenschaften wendet. Ich glaube Ihnen, Herr Graf, schon mündlich eine Bemerkung ausgesprochen zu haben, die ich hier wiederholen will. Die berühmtesten Akademien Europas haben alle mit freien Privatvereinen einiger Wissenschaftsfreunde begonnen. Erst nach einiger Zeit gaben ihnen die auf des Volks beifällige Stimmung aufmerksamen Landesherrn Diplome und Privilegien. Ueberall wurden sie von den Regierungen wegen der Gelehrten gegründet, die sie bereits in ihren Ländern hatten, nie aber in der Hoffnung, dergleichen einmal zu besitzen. Es ist ein großer Mißgriff, unermeßliche Summen zum Bau eines Käfigs für den Vogel Phönix zu verwenden, bevor man weiß, ob er je kommen wird. Sie würden Ihrem Vaterland einen großen Dienst erweisen, wenn Sie Ihren trefflichen Souverän von der Wahrheit des Satzes überzeugten, daß er nur zweierlei Menschen braucht: de gens braves et de braves gens. Alles Uebrige ist nicht nöthig und wird von selbst kommen. Die Zeit, sagt ein persisches Sprichwort, ist der Wunder Vater. Die Zeit ist der beste Minister der Fürsten. Ohne sie gelingt ihnen nichts. Die Russen aber verachten die Zeit und wollen sie nicht abwarten. Dafür rächt sie sich und spottet ihrer. Es ist ein großes Unglück, daß diese berühmte Nation zu der irrigen, allzugroßen Achtung vor der Wissenschaft noch den Fehler fügt, sie schnell besitzen zu wollen. Denn dadurch schadet sie sich in der Achtung anderer Nationen, sie demüthigt sich vor ihnen, denn sie steht in dieser Beziehung weit hinter ihnen zurück. Dieß ist ein falsches und gefährliches Vorurtheil. Die Russen könnten das erste Volk der Erde seyn, selbst wenn sie kein Talent für die Wissenschaften hätten; denn die erste Nation der Welt ist unstreitig die, welche in ihrem Lande die glücklichste und nach Außen die am meisten gefürchtete ist; alles Uebrige ist nur Parade. Aber da sind wir noch lange nicht. Wie gesagt, noch ist es nicht entschieden, ob die Russen für die Wissenschaften gemacht sind. Dieß bejahen oder verneinen zu wollen, wäre gleich vorschnell. Indessen zeigt dieß Volk eine traurige Eilfertigkeit, die ihm von der Natur gesteckten Schranken zu überschreiten und sich vor andern Nationen zu demüthigen. Man glaubt einen jungen Menschen zu sehen, der sich schämt, noch kein Greis zu seyn. Alle andern Nationen Europas haben drei oder vier Jahrhunderte lang gestammelt, ehe sie sprechen konnten, warum wollen denn die Russen gleich beredt seyn? Hier drängt sich mir eine Bemerkung auf, die wichtig scheint und die besonders Rußland angeht. Die Art sittlicher Vegetation, die nach und nach die Völker aus der Barbarei zur Civilisation führt, ist bei den Russen unterbrochen und durch zwei Ereignisse gleichsam in zwei Theile geschnitten worden: zuerst durch das Kirchenschisma im 10ten Jahrhundert, und dann im 13ten durch den Einfall der Tataren. Alle moderne Civilisation ist vom katholischen Rom ausgegangen. Werfen Sie einen Blick auf die Weltkarte; überall, wo Roms Einfluß nicht mehr hindringt, steht auch die Civilisation still. Dieß ist ein Weltgesetz. In Rußland muß daher die verlorene Zeit wieder gewonnen werden, und ich glaube, Peter I. hat diese Operation eher verzögert als befördert, indem er glaubte, die Wissenschaft sey eine Pflanze, die durch Kunst erzeugt werden könne, wie Pfirsiche in einem Treibhaus. So aber geht es nicht, ohne daß darin für die Russen etwas Niederschlagendes läge. Die Polen sind ein slavisches Volk, das von derselben Wurzel stammt, und doch haben sie schon vor drei Jahrhunderten Copernicus, eine der schönsten Zierden des menschlichen Geschlechts, hervorgebracht. Im Wasser der Düna liegt doch gewiß keine magische Kraft, wodurch die Wissenschaft abgehalten würde, hinüber zu dringen. Alles kommt nur daher, daß derselbe Einfluß, der am linken Ufer herrscht, nicht auch auf dem rechten gewirkt hat. Alles kommt also jezt darauf an, daß man die verlorene Zeit durch kluge Vorbereitung wieder zu gewinnen sucht. Im günstigen Augenblicke mag ein von Außen her getragener Funken die Flamme der Wissenschaft beim wohlvorbereiteten russischen Volke erregen und entwickeln. Dann werden sich ihr schnell alle Geister zuwenden, gelehrte Gesellschaften werden sich von selbst bilden, und die Regierung wird für nichts zu sorgen haben, als für ihre Form." (Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 19.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 44.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 20. Februar 1844.

Seht, ſie kämpften den Kampf der geiſtverzehrenden Zwietracht,
Und dann ſchieden ſie all' in Freundſchaft wieder verſöhnet.

Homer.

Paul.

(Fortſetzung.)

Der Legationsrath entgegnete mit einem milden Lächeln: „Die Diplomatie modifizirt den Begriff Vaterland auf eine äußerſt feine Weiſe.“ — „Ich liebe aber die grobe, ehrliche Weiſe, und zum Teufel! Paul ſoll kein Diplomat werden, da ſetze ich meine Krücke zum Pfande! Ich möchte fragen, wie es hier noch eine Frage geben kann? Er ſoll Soldat werden!“ — „Ja, er ſoll Soldat werden!“ riefen alle Männer im Chor, Bruder Lorenz ausgenommen. Es wurde ein freudiges Getrommel im Uhrkaſten hörbar.

Der Legationsrath ließ den Sturm der militäriſchen Begeiſterung erſt verrauſchen, dann begann er: „Es iſt mir lieb, daß mein Sohn nicht gegenwärtig iſt, um dreiſt bemerken zu können, daß ich an ihm nicht die Eigenſchaften zu einem Soldaten finde.“ — Paul ſah aus dem Uhrkaſten ſeinen Vater mit einem wüthenden Blick an. — „Wie?“ riefen die Frauen, „glauben Sie, daß es ihm an Muth fehlt?“

Der Legationsrath zwinkerte äußerſt ſchlau mit den Augen, ohne zu antworten. Eine große Aufregung zeigte ſich in der Familie. Der Major ſprang auf, ſchlug mit ſeiner Krücke wüthend auf den Tiſch und ſchrie: „Der iſt ein Schurke, der behauptet, daß es meinem Neffen an Muth fehlt!“ — Der ganze Kreis fuhr zuſammen und die jungen Damen verſteckten weinend ihre Geſichter in die Tücher. Eine bange Stille herrſchte um den Uhrkaſten herum. Der Legationsrath nahm wieder das Wort: „Du mißverſtehſt mich, theurer Bruder, wenn du meine vorſichtigen Andeutungen auf ſo rohe und ungeſchickte Weiſe auslegſt; ich habe keineswegs ſagen wollen, daß es unſerem Paul an Muth fehle, ſondern —“ — „Ich bitte,“ rief der Major, ſich roth vor Zorn an die Verſammlung wendend, „auf dieſen Schwätzer nicht mehr zu hören. Ich habe, es ſey Gott geklagt! die Zeit meines Lebens hindurch Niemanden gekannt, der ſo wenig ſeine eigenen Angelegenheiten zu ordnen und zu lenken weiß, als dieſen Mann hier, der ſich meinen Bruder nennt.“ — „Der Meinung bin ich ebenfalls,“ rief Lorenz. — „Ich kann dem leider auch nicht widerſprechen,“ fügte Fräulein Amelie hinzu. Die Legationsräthin warf ihr einen wüthenden Blick zu und brach dann in Thränen aus; doch das Fräulein fuhr unbekümmert fort: „Wo fände man einen Vater wie dieſen, der ſeinem eigenen Sohne den Muth und die Fähigkeit, ein verdienſtvoller Mann zu werden, abſpricht? Das iſt, zum mindeſten geſagt, abſcheulich! O ich kann verſichern, daß ich recht gerne aus dieſem Hauſe ausſcheide.“ — „Und ich kenne Leute,

die diese Freude theilen," sagte der Legationsrath mit einem Lächeln, das schon aufhörte sanft und huldvoll zu seyn.

Das Fräulein fuhr sogleich von ihrem Stuhle auf und mit ihr erhoben sich zwei ältliche Cousinen, die von wahrhaft widernatürlicher Häßlichkeit und Magerkeit waren. Alle drei riefen mit Einer Stimme: „So! ei! das ist sehr fein, sehr artig!" Die Legationsräthin rief: „Ja, liebe Schwester, das ist sehr fein, das ist sehr artig! Auf ein Betragen, wie das Ihrige, gehört keine andere Erwiderung." — „Ich werde dieß meinem Bräutigam sagen!" rief das Fräulein. — Ein schallendes Gelächter brach hier aus. „Dem Krämer?" rief der Major. „Gut, meine Theure! Geh, mein Schätzchen, und verklage uns bei ihm. Vielleicht schließt er uns aus Rache seinen Laden zu, wenn wir nach Kaffee und Zucker schicken."

Diese ungemüthliche Anspielung brachte die Braut außer sich vor Zorn und Erbitterung. Mit ihr zugleich erglühten die zwei magern Cousinen. „Ich trage darauf an, daß dieser rohe Mensch sogleich den Saal verlasse!" rief das Fräulein. — „Bruder Anton!" sprach Lorenz, „hebe dich und verlaß unser frommes Haus! Du hast die Mägdlein durch deine wilden Worte und noch wilderen Mienen arg gekränkt." — „Ich frage weder nach euch, noch nach irgend einem Menschen auf Gottes Erdboden," polterte der Major. „Ich sage meine Meinung, und damit holla! Macht ihn meinetwegen zum Bettelbuben; um so mehr kann er hoffen, gewissen Vorbildern in der Familie ähnlich zu werden."

Diese Anzüglichkeit nahmen sich ein paar Vettern zu Herzen, die nicht im Ruf standen, große Reichthümer zu besitzen; sie erhoben sich mit ihren Familien und machten Miene, den Saal zu verlassen. Sogleich gerieth Alles in Aufruhr. Vergeblich wandte der Legationsrath alle seine Mittel diplomatischer Ausgleichung an; das Gewitter brach los und der Kampf begann. Amelie, im Gefolge ihrer zwei Jungfrauen, stürzte sich heldenmüthig auf den Major, den nur ein kleines Corps jüngerer Vettern vertheidigte. Das Gezänk wurde so allgemein, daß Niemand mehr sein eigenes Wort hörte. Der Oberjägermeister stolzirte im Saal auf und ab, wie eine kolossale Bulldogge, während, gleich feinen Windspielen, die magern Gestalten des Bruder Lorenz und des Legationsraths um ihn herhüpften. Eine Gruppe Frauen hatte sich in einen Winkel zurückgezogen, um ungestört zu weinen. Der Rittmeister lachte laut, indem er seinen Pudel anrief und ihn über den Stock springen ließ; eine höchst unpassende Kunstproduktion Angesichts eines so ernstlichen Familienkampfs. Jezt hörte man die Thüre aufspringen und sah den Major verschwinden, dessen Krücke noch lange zwischen der Thürspalte sichtbar blieb, gleich wie das unbesiegte Schwert eines tapfern Ritters, der noch im Fliehen droht.

Diesen Augenblick hatte Paul zugleich zu seinem Triumphe ausersehen. Er stürzte, da der Tumult am ärgsten war, aus seinem Uhrkasten hervor, sprang mitten in die Versammlung, stemmte beide Arme in die Seite, schnitt eine Fratze und rief: „Rathschlagt nur immer zu! ich werde doch, was ich will!" — Ueber die beispiellose Frechheit des Knaben verfiel die Versammlung auf einen Moment in ein schweigendes Staunen. Die Legationsräthin lief jedoch auf ihren Sohn zu, schloß ihn in ihre Arme und rief: „Da ist mein Paul! da ist mein Liebling! habt ihr noch das Herz, ihr fühllosen Männer, ihm den Muth abzusprechen?" — Hiemit war die Versammlung aufgelöst. — Am Abend fuhren dieselben Menschen, die sich hier so erbittert und feindselig gegen einander benommen hatten, unter Lachen und Scherzen auf dem See spazieren. Es waren in der That wunderliche Leute, diese alten Brunswicke, und ihre Freunde und Genossen nicht minder.

(Fortsetzung folgt.)

Reise in den schottischen Hochlanden.

(Schluß.)

Nachdem der Dram genommen und einige Vertraulichkeit entstanden war, fragten sie mich alsbald nach meinem „Clan" und Vaterland. — Mein Clan, antwortete ich ihnen, sey nicht eben sehr bedeutend, und namentlich nicht königlich, wie ihr Royal-Stuart-Clan; im Uebrigen sey ich ein „Garamalijach" und komme aus „Garamalij." Dieß sind die gälischen Namen für Germans und Germany. Darauf verbreiteten sie sich im Lob der Deutschen, und einige, die unten am See bekannt waren, sagten, von allen Fremden seyen die Deutschen diejenigen, welche am häufigsten hieher kämen, ihre Seen zu besehen. — „Ihr Deutschen seyd wie wir Schotten ein wanderndes Volk. Ihr liebt die Fremde und zieht überall umher. Ihr seyd darin ganz anders, als die Franzosen, unsere nächsten Nachbarn, welche wir doch am häufigsten hier zu sehen erwarten könnten, die wir aber fast nie zu sehen bekommen. Und doch ist euer Vaterland wohl siebzehnmal größer als Frankreich, so daß ihr weit mehr Platz darin habt, als die Franzosen im ihrigen. Der Größe eures Vaterlandes wegen wundert mich eure Wanderlust. Bei uns Schotten hier ist es kein Wunder, da wir ein so enges, kleines Vaterland

haben, daß wir immer nach zwei, drei Siebenmeilenschritten, die wir machen, gleich in's Meer laufen. Da sehnt man sich denn natürlich einmal über's Meer hinüber in andere Länder. Bei euch aber hängen ja alle Länder mit einander zusammen, und es ist Alles, Fremdes und Einheimisches, mehr Eins."

Bis auf das siebzehnmal größere „Garamalej" war Alles, was mein Bergschotte sagte, ganz vernünftig. Und auch jenes ist nicht so unnatürlich. Ich habe schon oben gesagt, daß Deutschland den Leuten hier weit größer scheint, als es ist, da sie auch Ungarn, und überhaupt, weil sie hören, daß die Donau ein deutscher Fluß ist, alle Donauländer dazu rechnen. — Deutschland, das ist ihnen der weite große Osten hinter Frankreich, und sie wissen oft selbst nicht, ob die Russen auch noch Deutsche sind oder nicht. Mich fragte einmal ein schottischer Kaufmann, dem ich gesagt hatte, ich sey ein Deutscher: „are you a Russian or a Prussian German?" Der unglückliche Reim Preußen und Reußen hat wohl schon mehr Irrthümer der Art veranlaßt. In einem englischen Journal las ich neulich, es gebe jezt 62 Millionen Deutsche in Deutschland.

Uebrigens ist zu bemerken, daß die Bergschotten durchgehends ein sehr verständiges und auch meistens sehr gut unterrichtetes Volk sind. Schon Dr. Johnson und noch frühere Reisende haben sie so gefunden und bemerkt, daß, so wild und rauh ihre Sitten sind und so armselig und kümmerlich sie meistens leben, die Schärfe ihres Verstandes nicht nur, sondern auch der Umfang ihrer Kenntnisse und der Grad ihrer Bildung verhältnißmäßig sehr bedeutend seyen. — Johnson drückt an mehreren Stellen seines Buches seine Verwunderung darüber aus, daß so viele Kenntnisse mit so wilden Sitten, mit so kriegerischem Sinn und so großer Armuth beisammen seyn können. In einem merkwürdigen, von den Poorlaw Commissioners im Jahre 1841 herausgegebenen Buche über die Erziehung der Kinder der Armen, in welchem sich überhaupt sehr viel Stoff zur Kenntniß Großbritanniens findet, liest man namentlich mehrere interessante Berichte großer Fabrikbesitzer über den Nationalcharakter der verschiedenen Arbeiter, die sie in ihren Werken beschäftigen. Es heißt darin unter Anderem: „Wir finden, daß die schottischen Arbeiter auf dem Continent weit besser fortkommen, als die englischen, was ich vorzüglich ihrer bessern Erziehung zuschreibe, die es ihnen leichter macht, sich in die Umstände zu fügen und sich mit ihren Genossen und allen Leuten zu vertragen, mit denen sie in Berührung kommen. Da sie ihre eigene Sprache gewöhnlich grammatikalisch gelernt haben, so lernen sie auch fremde Sprachen leichter. Sie haben einen großen Hang zum Lesen, und suchen immer in anständige Gesellschaft zu kommen und sich respektable Freunde zu erwerben. Sie sind vorsichtig in ihrem Betragen und begierig, sich Kenntnisse zu erwerben, durch welche sie sich in die bessern Klassen der Gesellschaft emporschwingen können." — Dieses Zeugniß legt einer der bedeutendsten Fabrikbesitzer in London, Namens Escher, ab.

Alle diese Berichte stimmen ganz mit den Beobachtungen älterer und neuerer Reisender überein. So fand auch ich bei meinen Farmers sehr viel Verstand und Leichtigkeit des Ausdrucks, und der älteste Stuart zeigte mir seine Bibliothek, die aus einigen statistischen, religiösen, geographischen und philosophischen Werken bestand; auch hielt er ein Journal, „der Gazetteer" genannt. Und doch waren ihre Gehöfte auf drei Seiten von der Wildniß umgeben, die ich oben beschrieben, und auf der vierten vom Wald, den ich nachher durchschritt. Ich muß überhaupt noch die Bemerkung nachholen, daß ich bei den kleinen Dorfwirthen, bei welchen ich auf meiner Reise wohnte, überall eine ausgewählte und wohl gehaltene kleine Bibliothek fand. Meine Pächter und ihre Knechte, sowie überhaupt alle Anwesenden versicherten mich auf meine Frage, sie können Alle lesen und schreiben, und diese Künste verstehe überhaupt hier Jedermann. Von allen Wildnissen der Hochlande mag dieß indeß doch nicht zu verstehen seyn.

Doktor Johnson bringt manches Interessante über das merkwürdige sogenannte second sight der Hochländer bei, was man bei ihm lesen kann. Ich dachte auch wohl an das second sight, da ich mich nun einmal unter so klugen Leuten befand; aber ich war nicht so glücklich, irgend etwas Neues zu hören. Nur die Frage beantworteten sie mir, ob es auch einen gälischen Namen für die Erscheinung gebe. Sie sagten, es heiße „Darasiule," sprich „Darschul." Ich glaube, daß diese geistige Fata Morgana mehr gälischen als sächsisch-germanischen Ursprungs ist. Das zweite Gesicht scheint mir so ganz zu den übrigen gälischen Seeleneigenheiten zu passen. Leider weiß ich nicht, ob auch in Irland das second sight zu Hause ist, wie man nach so vielen Dingen, die Irland und Schottland gemein sind, wohl vermuthen darf.

Wie Schönheit, so zieht auch Klugheit im einfachen Gewande vorzugsweise an, und es wurde mir schwer, von meinen geschcidten Farmers Abschied zu nehmen. Da ich aber meinem Reiseplane nach noch an diesem Tage am Loch Catharine eintreffen wollte, so machte ich mich noch bei Mondschein mit meinem Führer auf, um die lezten fünf Meilen meines Tagemarsches zurückzulegen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Chambéry, Februar.

(Fortsetzung.)

De Maistre über Rußland. — Versammlung der französischen geologischen Gesellschaft.

„Bis zu dem Augenblick, wo sich diese innere Gährung und Entwicklung entschieden und überall zeigt, ist alle Anstrengung, den höhern Unterricht und die höhern Wissenschaften in Rußland heimisch zu machen, nicht nur unnütz, sondern auch für den Staat selbst gefährlich, weil diese unnatürliche und unzeitige Anstrengung nur dazu dient, den gesunden Sinn des Volks zu ersticken, der in allen Ländern die kräftigst erhaltende Macht ist. Durch diese unnatürliche Anstrengung wird Rußland überdieß mit einer Menge Halbgelehrter angefüllt, die viel schlimmer sind als die Unwissenden, mit Leuten, die eine falsche Richtung haben und falsch gebildet sind, die Rußland im Stillen verachten, seine Regierung immer tadeln, ausländischen Geschmack, die Sprachen und Sitten, Moden und Fehler des Auslands lehren, und immer geneigt sind, umzustürzen, was ihnen unrecht oder unpassend vorkommt, d. h. so ziemlich Alles. Aus diesem Wissenschaftsfieber entsteht noch ein anderes großes Uebel für Rußland. Die Regierung, die für den höhern wissenschaftlichen Unterricht keine Lehrer und Professoren hat, ist gezwungen, dergleichen aus der Fremde kommen zu lassen. Wahrhaft unterrichtete und sittliche Männer verlassen aber nur selten ihr Vaterland, wo sie gekannt, geehrt, angestellt und gut belohnt werden. In's Ausland, zumal in das rauhe Rußland, gehen in der Regel nur mittelmäßige, oder in ihrem Vaterland übel berufene Leute, um da ihre Wissenschaft für Geld zu lehren. So wird Rußland mit zweideutigen oder gefährlichen Leuten überschwemmt, die politische Stürme oder politische Verurtheilungen aus ihrem Vaterland vertrieben haben. Das Verhältniß Rußlands zu solchen Menschen wird durch ein hier zu Land gewöhnliches Vorurtheil nur noch gefährlicher. Man ist nämlich in Rußland stillschweigend übereingekommen, die Sittlichkeit als ganz verschieden und unabhängig von dem Unterricht zu betrachten. Wenn z. B. ein Professor der Naturlehre oder der griechischen Sprache hieher kommt und sich öffentlich als ein unsittlicher Mensch oder als ein Atheist zeigt, so sagen die Leute gewöhnlich: was haben seine Sitten oder sein religiöser Glaube mit der Naturlehre oder mit der griechischen Sprache zu thun? — Bei den andern Nationen Europas war die geistliche Kirchensprache auch die classische, die Schulsprache, so daß man Virgil und Cicero gleichsam von der Kirche lernte. Das Priesterthum war sehr glücklich weder über dem Höchsten, noch unter dem Niedrigsten im Staate. Die Geistlichkeit hatte Antheil an allen Geschäften, und die Controversen mit den Feinden der Kirche machten derselben die vielfachsten und gründlichsten Kenntnisse nöthig. Dabei war eine große Masse von Wissen eng mit der Magistratur und allem, was zu ihr gehört, verknüpft. Schöne Wissenschaften oder Gelehrsamkeit waren mehr oder weniger das Eigenthum all dieser arbeitsamen, fleißigen Männer, oder sie dienten ihnen zur Erholung. Rußland hat diesen Vortheil nicht. Seine Kirchensprache ist zwar schön, aber steril, und in ihr ist nie ein ausgezeichnetes Werk geschrieben worden. Die russische Geistlichkeit ist ein Stamm Levi, getrennt von jeder andern Geistlichkeit, und so zu sagen ein eigenes Volk. Was sie von Wissenschaft besizt, ist kein Gemeingut. Die Stimme des Predigers wird nur vom Altar vernommen, und seine Funktionen scheinen in Rußland jeder angesehenen Familie zu niedrig. Auch die Magistratur verlangt keine höhere wissenschaftliche Bildung. Ein Mann, der den größten Theil seines Lebens im Felde, im Lager oder in Garnisonen zugebracht hat, kann später noch mit allen Ehren in einem russischen Tribunal Platz nehmen. So ist in Rußland kein Grund vorhanden, der die Wissenschaft nothwendig macht. Sie ist da nirgends das einzig unumgängliche Mittel, um zu Stellen und Auszeichnung zu gelangen. Also gerade in dem europäischen Lande, wo die Wissenschaften am wenigsten nothwendig sind, will man sie mit Gewalt und auf einmal einführen und einbürgern. Dieß heißt die menschliche Natur schlecht kennen. Ehe man die Wissenschaften lehrt, muß man es dahin bringen, daß sie vom Volke gewünscht werden. Der Staat ist höheren Unterricht und Wissenschaft denen schuldig, die sie wünschen und verlangen; dagegen ist er sie denen nicht schuldig, die nicht darnach begehren, ja er kann sie ihnen nicht einmal aufdringen. Umsonst würde der Staat eine gewisse Art von höherem Unterricht oder von Wissenschaft zur Bedingung irgend einer Anstellung, irgend einer Auszeichnung machen. Bald würde man sich über diese Verordnung wegsetzen, und wissenschaftliche oder akademische Grade müßten in Kurzem leere, käufliche Titel werden. Das Schlimmste aber dabei wäre, daß die Leute vom Dünkel der Wissenschaft ergriffen würden, ohne ihr Wesen zu kennen, zu begreifen und zu besitzen. Sie würden aufhören, Unterthanen zu seyn, wie sie das jetzige Rußland braucht: einfach, treu, ergeben. Aus alle dem geht hervor, daß die russische Regierung den Kreis der Wissenschaften in ihrem Lande für's Erste nicht nur nicht erweitern, sondern zu ihrem Vortheil selbst beschränken muß, damit das natürliche, geistreiche Volk nicht zur encyklopädischen Thorheit und Oberflächlichkeit getrieben werde, die ein großes Uebel unserer Zeit ist."

Im nächsten August wird sich in Chambéry die französische geologische Gesellschaft versammeln. Bekanntlich vereint sie alle ausgezeichneten Geologen Europas zu einem geologischen Bunde. Die Sitzungen sollen vom 12. bis 30. August hier gehalten werden und mit interessanten geologischen Exkursionen in unsere benachbarte Alpen- und Gletscherwelt in Verbindung stehen. Seit die Geologie mehr wissenschaftliche Bedeutung gewonnen hat, ist unser an großartigen und mannigfaltigen Gebirgserscheinungen so reiches Savoyen von den europäischen Geologen häufig besucht worden. Das Land hat selbst ausgezeichnete Geologen, von denen wir nur El. Beaumont nennen, der oft mit Leopold v. Buch, Charpentier, Agassiz und Andern in der Schweiz zusammengetroffen ist. Außerdem beschäftigen sich Billiet, Erzbischof von Chambéry, Rendu, Bischof von Annecy, und Chamousset, Canonicus an der hiesigen Hauptkirche, thätig mit dieser Wissenschaft.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 45.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 21. Februar 1844.

Wohlauf, laſſet uns eine Stadt und Thurm bauen, deß Spitze bis an den Himmel reiche, daß wir uns einen Namen machen.

Moſes.

Die Höhen ausgezeichneter Bauwerke.

Die Aeſthetik hat Recht, wenn ſie ſagt, nicht in himmelſtürmenden Bauten verkünde ſich des Geiſtes Größe, ſondern in den ſchönen Formen der Werke. Aber der Eindruck, den die materielle Größe menſchlicher Bauwerke auf Gemüth und Einbildungskraft macht, iſt nichts deſto weniger ein ſehr tiefer, und ſo glaube ich, daß die folgende Tafel, und was ich etwa vorauszuſchicken und beizugeben habe, in den Augen der Leſer keiner Rechtfertigung bedarf. Als ein grenzenloſes Unglück Hamburgs alten Stolz beinahe gebeugt hätte, beſprachen viele Zeitſchriften auch die Höhe der Thürme der Stadt und nannten den zu S. Michaelis den fünften, den verbrannten zu S. Nicolai den ſiebten, ſtillſchweigend alſo den Peterſsthurm, welcher zwiſchen jenen die Mitte hielt, den ſechsten auf Erden. Der Streit, der über dieſe Punkte geführt wurde, gab mir den nächſten Anlaß zu der Arbeit, die ich hier vorlege; übrigens iſt faſt ſeit einem Menſchenalter dazu geſammelt worden. Vollſtändigkeit läßt ſich freilich bei einem Gegenſtande der Art nie erwarten.

Zuerſt von der populärſten und gewaltigſten der antiken Baugrößen, vom Babyloniſchen Thurm, welchen Diodor das Monument des Ninus, Strabo und Aelian das Grabmal des Belus, Herodot deſſen Tempel nennt. Der Thurmbau zu Babel, ſchreibt der Verfaſſer der nach Moſes genannten Bücher, ſollte den Himmel erreichen. Solche Vermeſſenheit der Irdiſchen zu züchtigen, fuhr Jehovah (im Blitze?) herab und verwirrte der Bauenden Sprache ſo, daß Niemand mehr den Meiſter verſtand und der Ausbau unterblieb. Herodot ſah dieſen Bau wahrſcheinlich als friſche Ruine; denn er ſchrieb nur vierzig Jahre, nachdem Xerres (vor 2320 Jahren) das Werk hatte zerſtören laſſen. Hören wir ihn ſelbſt:

„Dieſer noch heute (nämlich in ſeinem Erdgeſchoſſe) vorhandene, mit ehernen Pforten verſehene Tempel des Zeus (d. h. des oberſten Gottes, des Baal) bildet ein Quadrat von zwei Stadien langen Seiten. In der Mitte ſteht ein nicht hohler Thurm,* ein Stadium breit und hoch, auf dieſem wieder ein Thurm u. ſ. f., ſo daß acht Stockwerke herauskommen, zu denen äußerlich angebrachte Treppen mit Abſätzen und Ruhebänken führen. Ganz oben iſt eine Kapelle mit prachtvollem Ruhebett und goldenem Tiſche, wo jedoch bloß die Eine Chaldäerin übernachtet, welche, nach dem Vorgeben der Prieſter, Baal ſich erkoren. Tiefer iſt eine größere Kapelle, worin hinter der Tafel die Bildſäule des Gottes aufgerichtet

* Wenn gleich die bald zu erwähnende untere Kapelle eine kleine Höhlung erfordert haben dürfte, ſo erſcheint doch der Bau jedenfalls auch in dieſer Hinſicht den egyptiſchen Pyramiden vergleichbar.

ist; diese zwölf Ellen hohe goldene Statue enthält einen Werth von 800 Talenten.* Auf dem vor dieser Kapelle stehenden goldenen Altar opfert man nur Neugeborenes; denn für erwachsene Thiere dient der größere Altar, worauf alljährlich nur allein 100,000 Gewichtstalente Rosmarin verbrennen. An der Statue sich zu vergreifen, wagte selbst des Histaspes Sohn Darius nicht, wohl aber dessen Sohn Xerres."

Auch nach Strabo zerstörte Xerres das Denkmal, zu dessen Wiederherstellung Alexander der Große zwei Monate hindurch 10,000 Arbeiter den Schutt habe aufräumen lassen; nach seinem Tode sey aber die Sache in Vergessenheit gerathen. — Auf Ktesias stützt sich die Nachricht Diodors, welche freilich die Dimensionen in's Lächerliche übertreibt, aber den sogenannten Thurm ebenfalls ungefähr einer egyptischen Pyramide vergleichbar darstellt; nur bestand er, da Bruchsteine fehlten, aus Ziegeln. Denken wir uns einen, das viel umfassendere Erdgeschoß überragenden, nicht in zahllosen kleinen Stufen nach Art der Pyramiden, sondern nur in acht Stockwerken immer schmaler ansteigenden, ziemlich breit abgestuzten, massiven, einen Berg ersetzenden Hochbau, und auf dessen Gipfel ein Allerheiligstes, so werden wir wenig von der Wahrheit abweichen. Ueber die Höhe des Bauwerks, für uns zunächst den wichtigsten Umstand, liegen höchst abweichende Angaben vor. Diodor spricht von zehn Stadien als unterer Länge jeder Seite, und von neun Stadien Höhe, welche 3057 pariser Fuß gleichen, eine Höhe, an die Niemand im Ernst glauben kann. Auch Herodots Ausdruck läßt auf mehr als acht Stadien (2717 Fuß) schließen. Mehr sinnreich als begründet scheint das von Haas** vorgeschlagene Auskunftsmittel, die Höhe der Etagen gleichmäßig mit ihrer Breite abnehmen zu lassen, so daß jede einen Würfel darstellte. Hierbei bringt er nur 783 Plinianische oder 855¼ pariser Fuß heraus. Aber diese sehr ermäßigte Höhe ist immer noch unglaublich, und schon Strabo (der des Thurms untern Umfang vielleicht selbst noch gesehen) will den Patriarchen der Geschichtsforschung eines mangelhaften Ausdrucks zeihen; er nimmt die Höhe, ohne das Kapellchen, zu einem Stadium an, wobei die Gesammthöhe noch nicht 400 pariser Fuß betragen hätte und also hinter einem Dutzend neuer Bauwerke zurückbliebe.

Das von Diodor ebenfalls erwähnte riesenhafte Denkmal der Zarina, Königin der sakischen Skythen im Turan oder westlichen Mittelasien, hatte denselben Zweck und — unserer Ansicht nach — dieselbe Form wie das Monument zu Babylon; es war jedoch nur dreiseitig und gedrückter gebaut, auch nicht durchaus steinern, sondern, wie die tatarischen und serbischen Grabhügel, mit Erde gefüllt. Da es nun ein Stadium oder etwa 340 pariser Fuß (also die Höhe der Paulskirche zu London) erreichte, so übertraf es, bei seiner großen Basis, alle egyptischen Pyramiden an cubischem Inhalt. — Gleiche Gestalt zeigen uns die mejicanischen und tejanischen Pyramiden, indem z. B. die von Tectihuacan bei 171 Fuß Höhe an der Basis 645', die von Cholula bei 172' Höhe gar 1355' lang ist. Dort gibt es aber auch Pyramiden, deren Basis ein Oblong darstellt, welches bei der des Sonnengottes 805' und 540' mißt. Wenn aber Haas der leztern 360' Höhe beimißt, so widersprechen ihm neuere Angaben sehr bedeutend.

Kein Boden hat sich aber den Riesenbauten so günstig gezeigt, als das nordöstliche Afrika. Sie waren theils rund, theils drei- oder vierseitig, liegen aber nun meist völlig in Trümmern und waren daher dem Mittelalter mehr als uns bekannt. Unter allen Pyramiden Egyptens würde die von Fajume in Mittelegypten (ehemals Dionysias, jezt Fium) den ersten Rang behaupten, hätte des Paul Lucas Schätzung von 1000' sich in neuerer Zeit bestätigt. Aber selbst die sogenannte „große Pyramide," d. h. die des Cheops, bleibt tief unter jener Angabe, obwohl auch über sie die Nachrichten stark abweichen. Zum Theil kommt dieß auf Rechnung des Flugsandes, der die sichtbare Höhe der Pyramiden nothwendig mindern mußte. Strabo und Diodor geben die Höhe der größten Pyramiden durchschnittlich zu einem Stadium (340') an; nach dem mittelalterlichen Reisenden Lucas dagegen hätte die Cheopspyramide 769', nach Chazelles 600', nach Troilo 552', nach Gemelli und Thevenot 520', nach Gravius, der sie sehr sorgsam maß, 458; dagegen behauptet Haas, den Forderungen der architektonischen Symmetrie gemäß müsse sie über und unter dem Sande 482 pariser Fuß erreichen. Neuere Messungen ergaben 449⁹/₁₀, 448, 439, 424, endlich die des Obersten Wyse (dem wir folgen) 438', so daß sie den Straßburger Riesen noch immer um einen halben Fuß überragt. Als Erbauer wird bald Chemm, bald Suphis, bald Cheops angegeben; nach Manetho haben die Bauleute — zu Zeiten 360,000 an der Zahl — in den zwanzig Baujahren nur allein für zwei Millionen Thaler an Zwiebeln und Rettichen verzehrt.

Der Nachbar der großen Pyramide ist das Riesengrabmal des Cheph oder Chephren, des Nachfolgers des Cheops. Die dritte, nur 162', nach Andern gar nur 149' hoch, gilt nach Einigen Chephs Sohne Cherin oder Mycerinus, nach Andern einer Pharaonen-Favorite, Rhodope. Unter den vereinzelten Pyramiden wird die von Sakkarah, 335' hoch, am häufigsten besucht.

(Fortsetzung folgt.)

* Nach heutiger Währung etwa eine halbe Million Thaler.

** Regni Davidici et Salomonici descriptio et consideratio urbium maximarum ac operum quorundam apud antiquos celebrium. Viteb. 1739.

Paul.

(Fortsetzung.)

Auftritte wie der eben beschriebene ereigneten sich nur, wenn die Brunswicke „unter sich" waren, das heißt wenn Niemand sich gegenwärtig befand, der nicht im strengsten Sinne zur Sippschaft gehörte. War ein solches Wesen im Schlosse, so theilte die Familie ihm wohl ihren Frohsinn und ihre Heiterkeit mit, nicht aber den Streit und Zank; dieser blieb ganz eigens Familiengut. — Wir kehren zu Paul zurück, der, nachdem er in der Versammlung den Sieg und die entscheidende Stimme davon getragen hatte, sich jezt belustigte, seine jungen Cousinen mit all den Lustbarkeiten des Landlebens, die zu schaffen und zu leiten in seinen Kräften stand, bekannt zu machen. Er führte die Flotte an, die sich auf dem See hinbewegte, er ordnete einen kleinen Jagdzug, wobei sich die jungen Landschönen beritten, in Schleppkleidern und Federhüten zeigten; dann brachte er eine kleine Illumination zu Stande, und als die ruhigen Stunden der Nacht erschienen, legten er und der Rittmeister ein Gespenstercostüm an und klopften an die Schlafkammerthüren der Damen, dumpfe Lieder singend und mit Ketten rasselnd. Alles das war äußerst aufregend und belustigend, völlig im Geschmack der jungen Damen, die einstimmig versicherten, die Familie amüsire sich nie besser, als wenn sie auf Schloß Brunswick zusammenkomme. Die eigentlichen Freuden sollten jedoch erst angehen, als man die Vermählung Fräulein Amelies feierte. Zu diesem Zwecke wurde der alte Rittersaal aufgepuzt und in Stand gesezt. Ehe wir jedoch diese Festlichkeit beschreiben, müssen wir uns etwas genauer mit Paul beschäftigen.

Wir lernen im sechzehnjährigen Knaben einen trozigen und wilden Sprößling des alten Stammes kennen. Alle Tugenden, aber auch so ziemlich alle Fehler der Brunswicke vereinigte Paul in sich. Zu den Tugenden gehörten sein Muth, seine Liebe zur Unabhängigkeit, sein angeborner Widerwille gegen Gemeines und Niedriges. Die Fehler aber waren überwiegend; sie bestanden in grenzenlosem Troz und Eigensinn, in wildem Jähzorn und unbändiger Leidenschaftlichkeit und in dem Mißbehagen an jeder Art von Gehorsam oder Unterwürfigkeit. Seine Körperbildung war für einen Knaben seines Alters nicht sehr vorgeschritten, doch war sie gesund und kräftig. Dunkles, stark gekraustes Haar wogte ohne Ordnung und Zierlichkeit um Wange, Hals und Nacken. Die ungewöhnlich tief liegenden Augen hatten etwas Finsteres, konnten aber einen überraschenden Ausdruck von Zärtlichkeit und Freude annehmen; eben so zeigte der Mund, die frischen Wangen, das runde Kinn das Bild kräftiger, und dabei nicht unschöner Jugend. Das Wilde und Herrische verleugnete sich aber dabei nirgends; sie waren besonders in Stellung, Bewegung und Stimme erkennbar.

Die Befehle dieses jungen Machthabers donnerten oft über den ganzen alterthümlichen Schloßhof hinüber, um dem entfernten Flügel, wo die Dienstboten wohnten, vernehmbar zu werden. Auf dem Felde, im Walde, auf den Jagden bahnte sich troz Windesbrausen und Entfernung seine Stimme den Weg. Stolz auf diese Kraft, bildete er sich zu einem unleidlichen Schreier aus; Alles, was er sprach, klang wie ein Befehl. Gleiche Energie entwickelte er in den körperlichen Fertigkeiten, die man ihm schon frühe beibrachte. Er tummelte sein Pferd troz dem ältesten Reiter, und machte lange und beschwerliche Ritte, ohne zu ermüden. Er lenkte die kleine Chaise, in der seine Mutter und ein paar junge Damen öfters ausfuhren, mit einer wilden Keckheit, und dennoch vertraute man sich ihm gerne, denn seine Geschicklichkeit, seine Gegenwart des Geistes in Gefahr hatten Proben bestanden. Im Lenken eines Segelfahrzeugs von ziemlicher Größe war er Meister, und kein Schwimmer der Umgegend übertraf ihn in Künsten auf und unter dem Wasser.

Sein Lehrer war der oben erwähnte Rittmeister gewesen, der überhaupt mit dem heranwachsenden Jünglinge ein Herz und eine Seele war. Man sah zwischen einem fast vierzigjährigen Manne und einem sechzehnjährigen Knaben nie ein Bündniß so dauernder und zärtlicher Art. Pauls störriger Sinn nahm nur vom Rittmeister eine ernste Weisung an, und der Rittmeister dagegen vertrug nur von seinem Liebling und Schüzling gewisse Neckereien, die er bei jedem Andern streng geahndet haben würde. Wenn die Familie etwas bei dem Knaben durchsetzen wollte, so nahm man seine Zuflucht zum Rittmeister, und dessen Methode, halb spielend, halb spottend seine Meinung anzubringen, verfehlte nie ihre Wirkung. Man sah die Freunde nie mit einander ernsthaft oder sehr ausführlich sprechen, das war weder des Einen, noch des Andern Art, sondern wenige Worte, öfters nur Zeichen genügten. So hatte der Rittmeister eine eigenthümliche Art, mit dem Daumen und Zeigefinger seiner linken Hand seinen Schnurrbart zu drehen; dieß galt Paul für eine ganz bestimmte Willensäußerung, die er auf gleiche Weise durch einen kurzen, unwilligen Laut, ein Zwinken mit den Augen oder ein rasches Kopfnicken erwiderte. So sah man diese Beiden sich oft stundenlang unterhalten, ohne daß einem Zeugen irgend ein Sinn der Verhandlung deutlich wurde.

Mit seinen beiden Oheimen lebte Paul in offenem Zerwürfniß. Bei beiden ließ er es an dem erforderlichen Respekt und der Unterwürfigkeit fehlen; seinem Vater

gehorchte er nur, wenn ihn die Bitten seiner Mutter, denen er selten widerstehen konnte, dazu zwangen. Der Legationsrath seufzte über diesen Trotz seines Sprößlings, er hielt ihm lange und wohlgesetzte Reden, aber völlig ohne Wirkung; endlich nahm er seine Zuflucht wie alle Andern zum Rittmeister.

Mit mehr Glück und Selbstständigkeit bearbeitete die Tante das störrige Erdreich, und es gelang ihr hie und da, eine hübsche Blume zu pflanzen oder eine gute Frucht zur Reife zu ziehen. So waren Pauls geringe wissenschaftliche Kenntnisse fast ganz ihr Werk. Sie hatte dem Knaben Interesse für Reisebeschreibungen, Völkergeschichte und Geographie beigebracht, dann hatte sie mit ihm den Robinson Crusoe und die Insel Felsenburg gelesen, zwei schöne, das Entzücken der Kinderwelt immer neu erregende Werke. Sie hatte ihm endlich auch etwas Französisch und Englisch beigebracht; damit waren aber die äußersten Marken ihrer Erziehungswirksamkeit erreicht. Man hatte es mit einem Hauslehrer versucht; dieser war aber durch Pauls Muthwillen sehr bald vertrieben worden, und so schritt man zu der oben beschriebenen Familienberathung.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Chambéry, Februar.

(Schluß.)

Ausgezeichnete Savoyer. — Alterthümer. — Kunst. — Theater.

Aus dem kleinen Städtchen Rumilly, einige Stunden von Annecy, stammt der vor Kurzem in Rom verstorbene General des Kapuzinerordens, P. Eugen, der sich durch die diesem Orden eigene Volksberedtsamkeit und durch ein Leben voll Thätigkeit, Einfalt und Frömmigkeit auszeichnete. Wer von unsern Lesern vor zwanzig Jahren in Rom war, erinnert sich vielleicht P. Eugens berühmter Fastenpredigten im Colosseum. Als Gregor XVI. seinen Tod erfuhr, sagte er: „die Kirche hat in ihm einen großen Verlust erlitten; mit ihm ist ein großer Mann gestorben.“ Nahe bei Rumilly war bekanntlich auch der im 16ten Jahrhundert berühmte Cardinal de Brogny geboren, der sich am Kostnitzer Concil so viel Mühe gab, Huß vor Verfolgung und Tod zu retten. Nicht weit davon wurden St. Bernhard und Franz von Sales geboren. Es ist ein classischer Winkel, welcher der katholischen Kirche große Männer geliefert hat. — Auch anderwärts sind seit einiger Zeit ausgezeichnete Savoyer gestorben. So der Astronom und Mathematiker Nicollet in Amerika, der im Städtchen Cluse in Faucigny geboren wurde. Er war Mitglied der gelehrten Gesellschaften in Paris, London und Brüssel, gab eine Denkschrift heraus über die Libration des Mondes, die in der Connaissance du Temps von 1822 abgedruckt ist, nahm in Auftrag des Längenbureaus astronomische und geodätische Messungen mit Broussaud, Plana von Turin und Carlini von Mailand vor, schrieb einen trefflichen cours élementaire de Mathématiques, und ging vor etwa zwölf Jahren nach Nordamerika. Dort war er eben beschäftigt, eine neue, riesenhafte Karte der amerikanischen Freistaaten auf Kosten der Regierung zu entwerfen, als er im Alter von 57 Jahren starb. Die Leser erinnern sich ohne Zweifel der Nachricht, die vor vier oder fünf Jahren von Nordamerika her über eine wunderbare Vervollkommnung des Teleskops nach Europa kam. Sie sollte von J. Herschel herrühren, der damals gerade astronomische Beobachtungen am Kap der guten Hoffnung anstellte. Durch sie sollte Herschel eine Menge lebender Wesen, Pflanzen und andere merkwürdige Dinge im Monde entdeckt haben. Von Allem wurde eine sehr genaue Beschreibung gegeben, und das Ding hatte einen so täuschenden wissenschaftlichen Firniß, daß sich selbst manche Gebildete in Europa dadurch täuschen ließen und mit dem großen Haufen in Erstaunen über die neue Entdeckung geriethen. Der Verfasser dieser gelehrten Mystification war Nicollet. — Nicht weniger ausgezeichnet war der Doctor und Professor Fodéré in Straßburg, der 1764 in St. Jean de Maurienne geboren war, und sich früher in seinem Vaterland, seit der Kaiserzeit aber in Frankreich als Professor der gerichtlichen Medizin auszeichnete. Sein traité de médecine légale und sein Essai historique et moral sur la pauvreté des nations haben ihm europäischen Ruf erworben. Es ist die Rede davon, ihm in Savoyen ein Denkmal zu setzen.

Auch Savoyens Boden zeigte sich voriges Jahr wieder reich an Resten aus der Römerzeit, besonders die Gegend, wo römische Heerstraßen durch das Oberland gingen. So wurden vorigen Herbst in der Nähe von Moutiers siebenhundert römische Silbermünzen entdeckt, darunter mehrere seltene und kostbare. Es ist sehr zu wünschen, daß diese schöne Sammlung nicht in's Ausland gehe, sondern für eine wissenschaftliche Anstalt im Lande erworben werde.

Seit des Generals Boigne Zeiten, der bekanntlich mit seinem indischen Reichthum der größte Wohlthäter seiner Vaterstadt geworden ist, hat die bildende Kunst wenig Ermunterung bei uns gefunden, wiewohl man den Savoyern nicht absprechen kann, daß sie, wie alle Gebirgsvölker, lebendigen Sinn dafür haben. Indessen geschieht doch Einiges zu ihrer Beförderung. Wir haben in Chambéry eine Zeichnungsschule, die jährlich Preise vertheilt, und die akademische Societät gibt auch jährlich Preisaufgaben für Zeichnungen und Gemälde, wozu sie Gegenstände aus der Landesgeschichte nimmt. — Das Liebhabertheaterwesen steht hier im höchsten Flor. Die ausgezeichnetsten Familien nehmen an dieser Unterhaltung Theil, und zwar mit entschiedenem Beruf, was dem ganz glaublich scheint, der die liebenswürdige, halb italienische, halb französische Lebendigkeit und Morbidezza unserer schönen Frauen und Mädchen kennt. Unter ihnen und dem Offiziercorps zeigen sich vorzügliche Talente, die das Beste, was die heutige französische Bühne liefert, mit ausnehmendem Glücke darstellen. Der große Saal Villeneuve ist neuerdings in ein anmuthiges, elegantes Liebhabertheater umgeschaffen worden. — In unserem öffentlichen Theater haben wir diesen Winter den Director de la Roche mit seiner Truppe, der vorigen Sommer und Herbst mit Beifall Vorstellungen in Annecy, Albertville und dann im Waadtland, besonders in Yverdun und Lausanne gegeben hat. Er hatte Anfangs nicht übel Lust, uns mit den grellen Producten der neuen dramatischen Schule in Frankreich zu regaliren, fand aber bald, daß unser kleines, gebildetes Publikum nicht geneigt ist, damit vorlieb zu nehmen.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 7.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 7.

Mittwoch, 21. Februar 1844.

Galerie
zu
Goethe's sämmtlichen Werken.

Neueste Taschen-Ausgabe in 40 Bänden.
Nach Zeichnungen von **W. Kaulbach** und seinen Schülern,
in Stahl gestochen von
Steifensand, Weber, Enzing-Müller, Hoffmann u. A.
40 Blätter in 8 Lieferungen. Preis 5 fl. 20 kr. oder 3 Rthlr. 8 gGr.

Inhalt:

I. Lfg. Elegien. — Faust. — Götz von Berlichingen. — Wilhelm Meister. — Reineke Fuchs.
II. Lfg. Faust, 2tes Blatt. — Egmont. — Legende. — Clavigo. — Wahlverwandtschaften.
III. Lfg. Reineke Fuchs, 2tes Blatt. — Hermann und Dorothea. — Faust, 2ter Theil. — Künstlers Erdenwallen. — Die Braut von Korinth.
IV. Lfg. Goethe, Titelblatt zum ersten Band. — Der Fischer. — Die Aufgeregten. — Dr. Barth und die Evangelisten. — Wahrheit und Dichtung.
V. Lfg. Iphigenia. — Wilhelm Meisters Wanderjahre. — Pater Brey. — Westöstlicher Divan. — Scherz, List und Rache.
VI. Lfg. Tancred. — Werthers Leiden. — Egmont, 2tes Blatt. — Blinde Kuh. — Jery und Bätely.
VII. Lfg. Italienische Reise. — Prometheus. — Satyrus. — Heiden-Röslein. — Wer kauft Liebesgötter?
VIII. Lfg. Aus meinem Leben. — Torquato Tasso. — Der Bürger-General. — Benvenuto Cellini. — Stella.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Dr. G. L. Hartigs
Forstliches und forstnaturwissenschaftliches
Conversations-Lexicon
in zweiter revidirter Auflage, mit dem Bildniß des Verfassers.
gr. 8. broch. Preis 8 fl. 45 kr. oder 5 Rthlr.

Dieses forstliche und forstnaturwissenschaftliche Conversations-Lexicon ist dazu bestimmt, den Forstleuten, Waldbesitzern und allen Geschäftsmännern, die mit dem Forstwesen in einige Berührung kommen, und die sich viele Forstbücher nicht anschaffen können oder wollen, oder die keine Zeit haben, sie zu lesen, eine Schrift in die Hand zu geben, worin sie über jeden Gegenstand des Forstwesens und der dazu gehörigen Naturwissenschaften genügende Belehrung finden können. Zum bequemen Nachschlagen ist die alphabetische Ordnung gewählt, und das Inhaltsverzeichniß unter verschiedene Hauptrubriken gebracht worden, wodurch das Aufsuchen und Nachschlagen noch mehr erleichtert ist. — Um aber die Hauptrubriken oder die Hauptabtheilungen nicht zu sehr zu vervielfaltigen, sind nur folgende gemacht worden:

1) Atmosphärologie. 2) Bodenkunde. 3) Botanik. 4) Chemie und Physik. 5) Entomologie. 6) Besondere Naturgeschichte der Holzpflanzen. 7) Holzzucht und Waldbau. 8) Forstschutz und Forstpolizei. 9) Forstbenutzung und Forsttechnologie. 10) Forsttaration und Betriebseinrichtung. 11) Forstdirection, und 12) Insgemein.

Je nachdem ein Gegenstand von mehr oder weniger Wichtigkeit ist, ist er weitläufiger oder kürzer abgehandelt. Doch wird man auch bei den kurz abgefertigten Artikeln die nöthigste Belehrung finden. Wo aber eine Sache,

wegen der engen Grenzen dieses Buches, nicht vollständig genug abgehandelt werden konnte, da haben wir Schriften angezeigt, in welchen man genügende Belehrung finden kann. Nur dadurch ist es gelungen, dem Buche einen mäßigen Umfang zu geben, und dessen Ankauf für Jeden nach Möglichkeit zu erleichtern. — Von der Reichhaltigkeit dieses Lexicons wird man überzeugt werden, wenn man sich die Mühe geben will, das Inhaltsverzeichniß zu lesen. Dadurch wird man auch auf manche Gegenstände aufmerksam werden, die man sonst in diesem Buche vielleicht nicht gesucht haben würde.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[90] So eben ist erschienen:

Das erste Heft der

Geschichte

des

Handels, der Industrie und Schifffahrt

von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Für Kaufleute, Fabrikanten, Seeleute, Handelsschulen und Alle, welche sich mit den Fortschritten der Menschheit in den technischen Künsten auf eine anschauliche und anziehende Weise vertraut machen wollen.

Von Dr. F. H. Ungewitter.

Mit Zeichnungen und Karten.

In 12 Heften, jedes Heft zu ¼ Thlr. oder 23 kr. C.-M. oder 27 kr. rhein.

Im 12ten Hefte werden die Resultate der neuern Reisen nach China mitgetheilt werden.

Das 1ste Heft ist in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zur Ansicht vorräthig, welche darauf Bestellungen annehmen.

Fr. Wilh. Goedsche, Leipzig und Meißen.

---

[89] So eben ist erschienen:

Die

Geheimnisse von London

von

Sir Francis Trollop.

Uebersetzt von Dr. Ludw. Eichler.

Erste Lieferung.

Die Gentlemen der Nacht.

Leipzig bei Friedrich Fleischer.

Preis jeder Lieferung ½ Thaler.

Von diesem interessanten Seitenstück zu den weltberühmten Mystères de Paris erscheinen in jedem Monat 2 Lieferungen, von gleicher Stärke und gleichem Preise. Das Werk ist in allen deutschen Buchhandlungen vorräthig zu finden.

---

[88] Bei Gebr. Reichenbach in Leipzig erschien so eben:

Der Prinz von Oranien.

Historischer Roman

von

Robert Heller.

3 Bände ff. Velinpapier. 4 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: I. Brüssel unter Alba. Die Meergeusen. II. Lumei und und seine Genossen. III. Die Belagerung von Leyden.

Die Angabe des Titels und Inhalts dieses neuesten Romans wird genügen, auf die Wichtigkeit und den poetischen Reiz des ihm zum Grunde liegenden historischen Stoffes hinzuweisen, und auf die hier dargebotene Behandlung desselben, bei dem allseitig anerkannten Talente des Verfassers, als auf eine der vorzüglichsten und anziehendsten Erscheinungen der neuesten Romanliteratur aufmerksam zu machen.

---

[91] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Preis des Jahrgangs 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gGr.

Monat Januar 1844.

Größere Aufsätze.

Hrn. Violets Fahrten und Abenteuer. Erster Zug. Zweiter Zug. Dritter Zug. — Skizzen aus Algier. 1) Hospitäler und Behandlung der Kranken; 2) die französisch-afrikanischen Truppen. — Himjaritische Inschriften. — Englisch-chinesische Schule zu Hong-Kong. — Neue Ansicht von ägyptischen Königsnamen. — Schilderungen aus den neapolitanischen Provinzen Basilicata, Capitanata, Terra di Bari, d'Otranto u. s. w. Dritter Abschnitt. Vierter Abschnitt. Fünfter Abschnitt. — Wanderungen in Südarabien: Reise von Dschidda nach Tayf; Tayf und Mekka; Sitten und Gebräuche der Mekkaer; Handel und Tempeldienst; die Stämme um Mekka. — Englische Colonien: Canada. — Begegnung mit Lappen. — Etwas über die Insel Nio. — Bernstein im südlichen Rußland. — Madame Calderon de la Barca in Mexico: Dienstboten; die Frauen. — Die Botschaft des Präsidenten Tyler. — Russische Briefe von Bulgarin. Erster Brief. — Die Eingebornen um Port Philip. — Die Niederlassung der Engländer in Balize. — Skizzen aus Indien nach Davidson. — Etwas über das Paschalik Trapezunt. — Slawische Briefe. Erster Brief: die Slawen in Wien; literarische Thätigkeit daselbst; der Magyarismus. — Afghanistan. — Ueber die Unfälle der Nestorianer. — Reise des Major Harris in Aegypten. — Der neue Menschenhandel: die Kuli-Auswanderung; Einfuhr von Chinesen in Westindien. — Atesch Kedah, ein biographisches Werk über die persischen Dichter. — Alte Begräbnißweisen in England. — Mittheilungen aus Kislär: 1) die Steppennatur jenseits des Terek; die Stadt; Häuser; Straßen; Tataulen; Basare; Pappelwäldchen; der Terek. — Dampfschifffahrt auf dem Parana. — Die Lehnstühle der französischen Academie. — Die chilenische Provinz Coquimbo.

Chronik der Reisen.

Herr A. Delessert in Indien. — Hrn. Robert Schomburgks neueste Reise in Guiana.

Kleinere Mittheilungen.

Der Obelisk in Fayum. — Neu entdeckte griechische Manuscripte. — Ungewöhnliche Nebel. — Rasche Zunahme des Kohlenbetriebs im nördlichen England. — Der Kekolali. — Neue Gasbeleuchtung und Gasheizung. — Umfang von Paris. — Sardellenbank in der Gironde. — Das Beinhaus

in Irland. — Neue Bienenart. — Bevölkerung von Moskau. — Ruinen in Nordmexico. — Merkwürdiges Hüttenwerk in St. Dizier. — Eine große eiserne Kirche. — Angebliche Pygmäengräber. — Champagner-Einfuhr in Rußland. — Erhaltung von Alterthümern in Frankreich. — Vegetabilische schwarze Farbe. — Zwei Arten vegetabilisches Wachs in Brasilien. — Anzahl des Stamms der Ojibbewä. — Die angeblichen Pygmäen in Afrika. — Eine neue Rechenmaschine. — Großer Kanal in Aegypten. — Nationale Musik in England. — Arabisches Werk über Indien. — Neumodischer Tauschhandel. — Schwedische Dampfschifffahrt. — Armenunterstützung in England und Wales. — Betrag der Preise bei Wettrennen in England. — Nachrichten über Aegypten: Plan zu einer Wasserversorgung in der nubischen Wüste; Gründung eines wissenschaftlichen Journals; Kanäle. Zora dalmatinska. — Ueber das Eis in der Südsee. — Die Metropolitan-Association in London. — Smaragdmine in Aegypten. — Der indische Pferdehändler. — Wölfe in den Vogesen. — Der Kastanienkürbis. — Die Hausſklaverei an der Negerküste. — Antheil der Engländer am Sklavenhandel. — Flucht von Negern aus Französisch-Westindien. — Zuckerausfuhr aus Englisch-Westindien. — Verbindung zu einer Eisenbahnreform in England. — Der Ray-Club. Alterthümer in Schellisthal. — Aufnahme der Torresstraße. — Ein lateinischer Vorläufer von Shakspeare's Richard III.

---

[95] Bei uns erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

C. Corn. Taciti de vita et moribus Julii Agricolae liber. Ad cod. vaticanos et veter. edit. iter. recens. atque annotat. illustr. E. Dronke. 8 maj. Maschinen-Velinpapier. 14 gGr. = 17½ Sgr.

Zu den kritischen Hülfsmitteln, mit welchen die erste Ausgabe ausgestattet war und durch deren Sammlung sich der Herr Herausgeber ein bleibendes und anerkanntes Verdienst um den Agricola des Tacitus erworben hatte, sind in dieser neuen Bearbeitung die Lesarten der zweiten vatikanischen Handschrift, welche wieder aufgefunden worden ist, hinzugekommen. Auch die Varianten der ersten Handschrift sind in dieser Ausgabe an mehreren Stellen genauer und richtiger, als es früher geschehen war, mitgetheilt.

C. Müller'sche Buchhandlung (G. F. Euler) in Fulda.

Versuch
einer
vollständigen Thierseelenkunde.
Von
P. Scheitlin,
Professor.

2 Thle. gr. 8. Velinp. Preis 7 fl. od. 4 Rthlr. 6 gGr.

Inhalt: 1) Bestimmung der Begriffe: Seele, Thiere, Thierseele und Thierseelenkunde. 2) Denkbarer Ursprung einer Thierseelenkunde des ersten Zeitalters. 3) Thierseelenlehre der Hebräer und Christen nach ihren Religionsurkunden. 4) Die religiöse Thierseelenkunde der Indier, Perser und Egyptier. 5) Die Griechen und Römer. 6) Das alte Europa. 7) Der Talmud und der Koran. 8) Uebergang in die eigentliche Thierpsychologie durch die Dichter. 9) Ansichten der Philosophen und Naturkenner unter den Griechen und Römern, von Thales an bis in's Mittelalter. 10) Das Mittelalter bis auf Leibnitz. 11) Leibnitz und seine Nachfolger oder die neueste Zeit. 12) Andeutungen aus der Geschichte der Behandlung der Thiere oder der praktischen Thierpsychologie. 13) Die Mittel zum glücklichen Studium der Thierpsychologie. 14) Blick in die Thierwelt oder von der Erdpsyche. 15) Von der Psyche der Thiere im Besondern. 16) Psychologisches Thiersystem. 17) Charakteristiken unserer vorzüglichsten Haussäugethiere. 18) Das Allgemeine aus dem Besondern, oder von den psychischen Thätigkeiten der Thiere überhaupt. 19) Vom tellurischen oder vom Schein- und vom wahren Menschen. 20) Von den Verhältnissen des Thieres.

Wir hoffen mit diesem Werke jedem denkenden Menschen, besonders aber dem Freunde der Thiere, einen wahren Dienst erwiesen zu sehen. Der Herr Verfasser beabsichtigt durch die Mittheilung seiner Ansichten nicht den Menschen zu erniedrigen, jedoch das Thier höher zu stellen und den Menschen näher zu bringen, die zu groß gewordene, widernaturgeschichtliche, unwahre Kluft zwischen Thier und Mensch kleiner zu machen und Achtung und Liebe zu den niedrigern Wesen zu lehren und geschichtlich zu begründen, welche der allweise Schöpfer neben uns in das Welt-All gestellt hat.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[86] Tübingen. Bei L. F. Fues sind erschienen:

Jahrbücher der Gegenwart, herausgeg. von Dr. Schwegler, Privatdoc. in Tübingen. Januarheft. gr. 8. Preis des Jahrgangs: n. 14 fl. = 8 Rthlr. 3 gGr.

Inhalt: Die Jahrbücher der Gegenwart. Vorwort, vom Herausgeber. — Der christliche Staat und die Wissenschaft. Erster Artikel, von Dr. E. Zeller. — Die belgischen Bilder. Eine Parallele mit der Münchner Schule, von einem Münchner Künstler. — Gedanken bei Betrachtung der belgischen Bilder, von Prof. Fr. Vischer. — Wissenschaftliche Zustände in Berlin, Correspondenz aus Berlin. — Die neuere Tragödie und ihr Verhältniß zur Gegenwart, von Prof. A. Stahr in Oldenburg. — Intelligenzblatt.

---

[16] **Für Leihbibliotheken und Lese-Vereine.**

Novellen
von
A. Freiherrn v. Sternberg.
5 Bände.

8. Velinpap. Preis 15 fl. 48 kr. oder 9 Rthlr. 14 gGr.

Inhalt und Preis der einzelnen Theile.

1r Theil: **Die Zerrissenen.** 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 gGr.
2r Theil: **Eduard.** Fortsetzung der Zerrissenen. 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gGr.
3r Theil: **Lessing.** 3 fl. oder 1 Rthlr. 18 gGr.
4r Theil 1ste Abthl.: **Waldgespenst. Die Doppelgängerin. Der fliehende Holländer. Voltaire in Verney. Das Grab des armen Andrey. Die Jesuitenschüler.** 3 fl. oder 1 Rthlr. 18 gGr.
4r Theil 2te Abthl.: **Die Schlacht bei Leipzig. Eine Gespenstergeschichte aus alter Zeit. Die letzte Rose des Kallenfels. Copernicus. Der Herr von Mondschein.** 3 fl. oder 1 Rthlr. 18 gGr.
5r Theil: **Molière.** Ein Seitenstück zu Lessing. 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gGr.

Ferner sind in unserm Verlag von demselben Verfasser erschienen:

Galathee.
Ein Roman.

8. Velinpap. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gGr.

Dieß ist ein angreifendes psychologisches Gemälde aus dem Kreise der höhern Stände. Ein edles, aber

durch innern Zwiespalt und Irrungen zerrissenes Gemüth sucht Beruhigung und Einheit in einer Religionsveränderung. Es sieht sich dadurch um sein ganzes Lebensglück gebracht, findet aber zugleich in dem neuen, mit Inbrunst festgehaltenen Glauben Ruhe und Versöhnung. Die Personen und der Ort der Handlung gehören einem süddeutschen Hofe an.

Schiffersagen.

2 Theile. 8. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

Inhalt: Der arme Thomas oder die versunkene Stadt. Die rothe Perle. Meerlilie. Der Wetterbeschwörer. Klabaulermann. Die Seelen der Ertrunkenen. Scylla, ein antikes Schiffermährchen. Das Mährchen von der verliebten Auster. Das Abenteuer mit den drei Fischen.

Palmyra
oder
Tagebuch eines Papagai's.

8. Velinpapier. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gGr.

Mit vorzüglichem Glück weiß der Herr Verfasser das Phantastische als Spiegel der wirklichen Welt zu gebrauchen. So knüpft sich im vorliegenden Romane an die Erlebnisse eines weltweisen Vogels eine Menge der lebendigsten menschlichen Situationen, und aus einem freien Phantasiespiele entwickelt sich das schönste humoristische Bild der socialen und literarischen Verhältnisse der neuesten Zeit.

Um die Anschaffung vorstehender, aus 10 Bändchen bestehenden Sammlung höchst anziehender Novellen des berühmten Verfassers, welche zu den beigesetzten Preisen 24 fl. 30 kr. oder 14 Rthlr. 20 gGr. kostet, für Freunde seiner Muse, für Leihbibliotheken und Lesevereine zu erleichtern, erlassen wir solche, wenn auf einmal abgenommen, zu dem ermäßigten Preise von 16 fl. 12 kr. oder 9 Rthlr. 8 gGr.

Stuttgart und Tübingen, Febr. 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[71] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Dr. F. A. Hauschild's Rathgeber
für alle Diejenigen, welche eine
Wasserkur

gebrauchen wollen. Eine vollständige Belehrung über den innerlichen und äußerlichen Gebrauch des kalten Wassers, oder: Anleitung, durch die richtige Anwendung des kalten Wassers nicht nur die Gesundheit zu erhalten, sondern auch fast alle Krankheiten zu heilen. Mit besonderer Rücksicht auf das Heilverfahren in den berühmtesten Wasserheilanstalten zur deutlichen Belehrung für Die, welche zu Hause eine Kaltwasserkur in ihrem ganzen Umfange anwenden wollen. 8. Geheftet. Preis 12½ Sgr.

Das Turnen.

Ein deutsch nationales Entwicklungsmoment.

Von

Dr. W. F. Klumpp,

Prof. am K. Obergymnasium in Stuttgart.

8. broch. Preis 30 kr. oder 9 Gr.

Inhalt: Einleitung. — Geschichtliche Entwicklung. — Hellenische Gymnastik. — Leibesübungen bei den Deutschen: a) Aeltere Zeit. b) Die Gymnastik der Philanthropine. c) Das Turnen durch Jahn. — Deutsch-nationaler Charakter des Turnens. — Eigene Erfahrungen des Verfassers. — Statistik des Turnens. — Preußen. Sachsen. Anhalt. Kurhessen. Schwarzburg-Sondershausen. Bayern. Baden. Darmstadt. Schweiz. Dänemark. Württemberg. — Begriffliche Entwicklung. — Der physische Gesichtspunkt, der ethische, der nationale. — Die fernere Gestaltung der Sache. — Das Turnen, als Sache der Schule, mit allgemeiner Verpflichtung. — Als nationales Institut. — Als Vorschule der allgemeinen Wehrhaftigkeit. — Turnfeste. — Turnplätze. Zeit. Lehrer. Kosten. — Turnübungen für das weibliche Geschlecht. — Schlußwort.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Die Rindviehzucht
Württemberg's
mit Vorschlägen zu deren weiterer Emporbringung, ein Beitrag zur landwirthschaftlichen Beschreibung des Königreichs

von

A. v. Weckherlin.

Mit einem Steindruck.

gr. 8. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 Gr.

Die Wichtigkeit der Rindviehzucht für unsere landwirthschaftlichen Verhältnisse wird immer mehr erkannt. Noch nie aber zeigte sich ein solches reges Streben vom größten Gutsbesitzer bis zu dem kleinsten Viehhalter nach Vervollkommnung der Rindviehzucht als eben jetzt. An der Erweckung dieses Interesses hat unser Verfasser großen Antheil. Derselbe erhielt den höchsten Auftrag, den Zustand der Rindviehzucht im ganzen Königreiche an Ort und Stelle selbst kennen zu lernen und Vorschläge zur weitern Emporbringung derselben zu machen. Die Arbeit des Verfassers hierüber würdigte die königl. Regierung einer solchen Berücksichtigung, daß bereits die meisten darin gemachten Vorschläge ins Leben gerufen werden und jenen Eifer in der Sache sowohl bei Behörden und Gemeinden, als auch bei einzelnen Landwirthen erweckt haben. Diesen Allen, sowohl im Inlande als im Auslande, welch letzterem hierin Württemberg als Muster dienen kann, wird die Mittheilung der vorliegenden Arbeit des Verfassers nur höchst willkommen seyn.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Homer's Werke,

von

Johann Heinrich Voß.

Pracht-Ausgabe in Einem Bande.

Mit fünf und zwanzig Kupferstichen nach Genelli.

Velinpap. in Umschl. broch. Preis 10 fl. oder 6 Rthlr.

Diese Prachtausgabe von Homer's Werken reiht sich in Format und Papier unsern neuesten so beliebten, compacten Ausgaben von Goethe, Schiller, Klopstock, Platen und Porker an, die sie übrigens an typographischer Ausstattung noch übertrifft.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 46.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 22. Februar 1844.

— O 'tis a parlous boy,
Bold, quick, ingenious, forward, capable.
Shakespeare.

Paul.

(Fortſetzung.)

„Mein Freund," ſagte eines Abends der Rittmeiſter zu Paul, als ſie durch die Tannenwaldung nach Hauſe ritten, „deinen läſtigen Pedanten biſt du jezt los; aber glaube nicht, daß ich der Anſicht bin, du ſeyeſt ſchon klug genug, um nichts mehr lernen zu dürfen." — „Wie meinen das Ew. Hochwohlgeboren?" fragte Paul ſpitz. — „Guter Junge, ich meine, daß du eben noch vollkommen ein Bauertölpel biſt." — „Wenn das iſt, ſo mache ich meinem Lehrmeiſter Ehre," entgegnete Paul, ſich höflich und tief vor dem Rittmeiſter verneigend. Dieſer lachte und gab ſeinem Pferd einen tüchtigen Schlag mit der Reitpeitſche. Eine Weile ritten Beide ſchweigend neben einander.

„Schöner Mondſchein, Herr Rittmeiſter!" begann Paul und zeigte mit dem Stiel ſeiner Reitgerte auf den Mond. — Der Rittmeiſter ſah nach der entgegengeſezten Seite in den dichten Wald hinein. — „Dein Vater hat mit mir geſprochen," ſagte er nach einer Pauſe, ohne ſich zu Paul hinzuwenden. — „Alte Geſchichten," erwiderte Paul und ſtarrte fortwährend in den Mond hinauf. — „Dießmal bin ich ſeiner Anſicht," bemerkte der Rittmeiſter, indem er ſeine Stimme bedeutend erhöhte.

Paul lenkte raſch ſein Pferd zu ſeinem Freunde hin, und ſich ihm anſchmiegend, ſagte er in einem zugleich ſpottenden und zärtlichen Tone: „Du ſeiner Anſicht? Ei, ſo laß doch hören. Ich ſehe, die Sache wird gefährlich. Was habt ihr denn über mich beſchloſſen, ihr weiſen Herrn? Soll ich nach Neu-Süd-Wales, um dort eine Kolonie urſprünglicher Chriſten im Sinne meines theuren Onkels Lorenz anzulegen? oder als cosmopolitiſcher Diplomat nach Conſtantinopel, um die hohe Pforte gegen die rivaliſirenden Mächte zu ſchützen? oder ſoll ich ſelbſt meine Felder beſtellen und hinter dem Pfluge hergehen, wie einer jener alten Feudaledelherrn, die der Gegenſtand der Bewunderung meines achtbaren Oheims Anton ſind? Zu welcher von dieſen Anſichten haſt du dich denn geſchlagen? Was willſt du aus mir machen? Welchen Narren willſt du aus dem Stück rohen Holzes ſchnitzeln, das ſich dir jezt im Mondſchein präſentirt?"

Der Rittmeiſter ſah den Knaben an und ſagte dann in rauhem Tone: „Ich möchte nicht meine Worte unnütz verſchwenden, und deßhalb ſchweige ich. Es wird ſich ſchon eine andere Gelegenheit finden, dieſes Geſpräch wieder aufzunehmen." — „Wie du meinſt," ſagte Paul gleichgültig und lenkte ſein Pferd raſch von ſeinem Gefährten ab. Beide kamen, ohne weiter ein Wort mit einander zu wechſeln, im Schloßhofe an. Zum erſtenmal fühlte der Rittmeiſter Kummer über ſeinen jungen

Freund, bei dem er eine völlige Verwilderung, einen gänzlichen Mangel an Gehorsam, Liebe und Anhänglichkeit zu bemerken glaubte. Er verließ Schloß Brunswick und kam eine ganze Woche nicht wieder.

Als der Rittmeister wieder auf dem Schlosse erschien, war sein Betragen gegen seinen ehemaligen Zögling ein anderes. Es war der Ton der Vertraulichkeit und des Scherzes völlig daraus verschwunden und an deren Stelle eine rücksichtsvolle Höflichkeit getreten, die sich sehr sonderbar gerade unter diesen beiden sonst so eng verbrüderten Genossen ausnahm. Paul fragte in artigen Redensarten, ob es dem Herrn Rittmeister nicht gefällig wäre, einen Spazierritt zu machen, oder ob er es vorzöge, einige der Cousinen, die gerade zum Besuch da waren, auf dem Wasser umher zu führen. Der Rittmeister dankte höflich, indem er bemerkte, daß die Jahreszeit doch bereits zu rauh geworden, um den jungen Damen zuzumuthen, auf dem nebligen See Vergnügungsfahrten zu machen. Diesen Gründen stimmte Paul bei, versichernd, Niemand verstehe besser wie der Herr Rittmeister, die Sorge für die Gesundheit der liebenswürdigen Cousinen mit den für sie bestimmten Lustbarkeiten zu vereinbaren. Die jungen Mädchen, die solche Redensarten zum erstenmal hörten, sahen sich betroffen unter einander an und verbargen in ihren Tüchern ein Spottgekicher, das sie nicht laut werden zu lassen wagten, weil Pauls Antlitz sowohl als das des Rittmeisters einen ungewöhnlichen kalten und fast feierlichen Ernst zur Schau trugen. So wenig auch die Zerwürfnisse und Zänkereien auf Schloß Brunswick zu den Seltenheiten gehörten, so machte doch dieses feindselige Verhältniß einigen Eindruck auf sämmtliche Einwohnerschaft. Zum Glück löste sich die Spannung gerade in dem Moment, wo die geängsteten Mitglieder der Familie sich versammeln wollten, um vereint Versuche zu machen, den Rittmeister mit Paul wieder auszusöhnen. Die Weise jedoch, wie der Leztere die Versöhnung herbei führte, war nicht minder auffallend und unerwartet.

In einem der alten Säle des uns wohl bekannten Schlosses befanden sich die Reste einer ehemaligen Gemäldegalerie. Der Legationsrath, als er sich noch zerstreut und mit vorübergehender Leidenschaftlichkeit mit der Kunst beschäftigte, hatte durch Tausch und leichtsinnige Verzettelung die besten Bilder eingebüßt; ein durchreisender Restaurator hatte den Rest der bessern Werke völlig zu Grunde gerichtet durch willkührliche Ueberpinselung und Ausflicken der hie und da schadhaft gewordenen Stellen. Nur eine Anzahl schlechter Bilder war zurückgeblieben, und unter diesen einige von so kolossalen Dimensionen, daß ein Stück eine ganze Wand ausfüllte. Die Familie fand sich gewöhnlich in diesem Saale ein, wenn anhaltend schlimmes Wetter die Ausflüge in's Freie unmöglich machte; hier wurde dann Ball geschlagen, laufende Spiele gespielt und überhaupt nach Weise der guten alten Zeit, wo die Jugend noch jung war und die Ergötzlichkeiten noch den Stempel frischer und ächter Lust trugen, die Zeit vertrieben. Hier sah man das geistreiche und mit nicht endendem Entzücken erfüllende Spiel des „Pantoffel-Versteckens" in's Leben treten, hier flogen die leichten Gruppen gehaschter und lautlachender Mädchen im tumultuarischen Wechsel des intriguenvollen „Kämmerchenvermiethens," dieses Spiels, das so bedenkliche Combinationen zuläßt, und die List und Berechnungskunst mehr als eines jungen Dandys zu Schanden macht. Dann die schon derbere Lust des „Plumpsacks," dessen Mysterien mit einem in einen Knoten zusammengewundenen Tuche ausgeübt werden; endlich der „Gänsedieb," ein Spiel, das einen idyllischen Charakter anzunehmen fähig ist, wenn man es geschickt behandelt. Der Onkel Lorenz und der Onkel Anton ließen sich herab, zu diesen Vergnügungen, der eine die Violine, der andere eine alte Baßgeige zu streichen, die er sehr geschickt zwischen seinem gesunden Beine und dem Stummel des andern einklemmte. Der alte Saal hallte dann vom Gepolter der Lust und der wilden Freude wieder. Die ältern Frauen saßen in den Fensternischen, oder reihten sich, wie es jezt bei zunehmender Kühle im Saal geschah, um den alterthümlichen Kamin, in dessen Schooße einige derbe Knollen trockenen Buchen- und Tannenholzes ein prasselndes, unruhiges Feuer lodern ließen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Höhen ausgezeichneter Bauwerke.

(Fortsetzung.)

Es ist aber minder die Höhe, als die Masse, was diese fast durchaus erfüllten Riesenbauten vor unsern Hohlbauten auszeichnet. Da über'm Sande noch jezt jede Seite des Cheops-Denkmals 728′ mißt, so bedeckt es sichtbar ein Drittheil mehr Raum als „Sanct Peters wunderbarer Dom," nämlich 264,992 Quadratfuß, und würde — einerseits bei vollkommener Ausfüllung, andererseits zugespizt gedacht — 38,777,029 Cubikfuß enthalten; bei der Verschüttung der eigentlichen Basis darf man aber sicher mehr als 40 Millionen Cubikfuß annehmen, mit einem Gewicht, welches das vierzigfache der Dresdner Brücke ist.

Mit eigentlichen Thürmen endlich erreichten die niederländischen Deutschen das Höchste, doch nicht immer mit Glück. Das höchste aller mit Sicherheit bekannten Bauwerke, der mittlere der drei Petersthürme

zu Löwen, maß 536, und jeder seiner beiden Nachbarn 430 Pariser Fuß. Gegen diesen ungeheuern Bau sinken die von Cöln und Straßburg weit herab. Man denke sich ein Thürmepaar beinahe von der Höhe des Straßburger Riesen, und zwischen ihnen den noch 60 Ellen höhern Patriarchen aller Thürme! Wie Schade, daß dieses einzige Werk vom Orkan am 31. Januar 1604 zertrümmert worden! — Dem Cölnischen Brüderpaare sind im Plane nur 250 cölnische Ellen oder 424 Pariser Fuß zugedacht; einer derselben erreichte etwa die halbe Höhe, der andere nur 30 Fuß. Im Chortheil hat die Kirche die ihr zugedachte Höhe von 100 Ellen oder 170 Pariser Fuß erhalten. Nach einer verbreiteten Meinung wäre der Dom zu Cöln die größte ächt gothische Kirche, er wird aber durch die Kirchen zu Chartres und Amiens übertroffen, und der Speirer Dom steht ihm gleich.

Berlin wollte einst mit seinem Marienthurme ganz Deutschland überbieten; aber vor seiner Vollendung stürzte er zusammen, an jenen von Babel erinnernd, und bekam nun seine viel bescheidenere, deßhalb auch heute noch bestehende Zuspitzung. Auch Breslau's Elisabethenthurm gehörte, als er noch 408′ erreichte, in den ersten Rang, wird aber, seit er abgebrannt, von dem in Schweidnitz übertroffen. Der vor 9 Jahren verbrannte Thurm der Ritterholmskirche zu Stockholm maß 268′, der kürzlich eingefallene Rathhausthurm zu Valenciennes 217 Fuß.

Wie bisher, so habe ich auch in dem nun folgenden Verzeichnisse ausgezeichneter (und überdieß noch einiger sächsischen) Bauwerke alles auf Pariser Maß reduzirt. In die Tafel selbst ist jedesmal nur die sicherste Angabe aufgenommen, jede andere bloß in Anmerkungen beigefügt worden. Um der freilich nie zu erreichenden Vollständigkeit einigermaßen näher zu kommen, nenne ich zuvor noch einige hohe Thürme, deren Höhe mir jedoch nicht näher bekannt ist. Sie sind in Autun; in Bordeaux (mehrere); am Rathhause zu Brügge (zu der Platform des nicht ausgebauten Thurms führen 562 Stufen, so daß er ausgebaut einer der ersten seyn würde, und jedenfalls der höchste Rathhausthurm ist); zu Cambray, mit 390 Stufen bis zum Anfang der Pyramide; in Cremona, nicht nur einer der schlankesten, sondern zugleich der höchste Thurm Italiens, mit mehr als 500 Treppenstufen; an der Delfter Neukirche, einer der höchsten im Königreiche, mit dem schönsten Glockenspiele; an der Juliuskirche zu Gent, mit 363 Stufen; in Pilsen; in Rouen der Kirchthurm von St. Ouen, der dem Domthurme wenig nachsteht; der Jesuitenkirchthurm zu Schweidnitz, ungemein schlank. Durch vervollständigende Nachrichten würde man mich und hoffentlich später den Leserkreis dieser Blätter zu Dank verpflichten. Nun zur Tafel selbst.

1) Antwerpen: Frauenkirchthurm		447
2) Pyramide des Cheops jezt noch		438
3) Straßburg: Münsterthurm		437⅓
4) Brügge: Marienkirchthurm		435
5) Landshut: Martinsthurm		422
6) Wien: Stephansthurm	422½ oder	420
7) Reval: Olauskirchthurm		421½
8) Rom: Thurmspitzchen der Peterskirche		420
9) Glasgow: höchste Feueresse		415
10) Salisbury: Domkirchthurm		410

---

1) Ein schwedischer Offizier, v. Dosten aus Pommern, fand ihn im Jahr 1648 450′ hoch, was irrig war. Man findet auch 391′ Pariser, so wie nur 414 rheinische oder 573′ Pariser Fuß. Lezterer Angabe folgte eine in Petersburg vor einigen Jahren erschienene bildliche Darstellung hoher Bauwerke, die wir im Folgenden stets P. nennen wollen. Man ersteigt diesen höchsten aller Thürme auf 622 Stufen.

5) Sonst galt er für den höchsten, da er doch nur der zweite oder vielleicht dritte ist. Schreiber gibt ihm 494 Fuß, welche, wenn sie rheinische sind, mit der häufigen Angabe von 445 Par. Fuß übereintreffen. Sein Seitenstück erreichte nur 219′, nämlich die Höhe der Platform.

5) Da er sehr schlank ist, so erklärt sich der Irrthum des Mittelalters, welches ihn für den höchsten auf Erden, oder doch mindestens in Deutschland hielt. Der erwähnte v. Dosten fand den Knopf nur 567′ hoch, also viel zu niedrig. Miltenberg („Höhen der Erde") gibt 454′, P. nur 392′, und für des Zifferblatts Mitte 230′ an. Unsere Angabe ist der Hertha entnommen. Die Treppe zählt 560 Stufen.

6) Nachdem er bei Erneuerung seiner Spitze um 3⅙ Par. Fuß gewachsen, geben ihm zwei offizielle Nachrichten nach Wiener Maß 435′ 6″, und 452′ 6″,25 — was entweder 422½ oder 420 Par. Fuß gibt. Frühere Angaben lauteten auf 425′, auf 422½′, auf 425′, auf 439 rhein. oder nur 395′ Par. (so bei P.), offiziell aber auf 433⅓ Wiener, also 421¼ Par. Fuß. — Daß der Thurm nun jene zu Straßburg und Landshut übersteige, ist ein Irrthum der Wiener.

8) Man gibt diese Bestimmung (156⅔ Meters) für sehr genau aus; es fragt sich aber noch, ob sie wirklich des Kreuzes Spitze, oder nicht vielmehr die Mitte des Knopfes betrifft; denn jene Spitze haben 1810 die neapolitanischen Geodäten, denen es um die möglichste Genauigkeit zu thun seyn mußte, zu nicht weniger als 146⅝ Meters oder 452′, folglich die Peterskirche wirklich als das höchste Bauwerk der Gegenwart gefunden. Der berühmte Oriani nahm für die Kuppelöffnung 596′ an; daher sind für die Spitze des Kreuzes 405′ und 407′ viel zu niedrige, hingegen zu hohe Angaben die Sicklersche von 485′, die Miltenbergsche von 487′, die Oehlingersche von gar 505′; besser traf es wohl Durand mit 442′. Neapolitanische Ingenieurs haben 161,6 Meters oder 498′ gefunden. Die innere Kuppelhöhe wird von Raupach auf 405′, von erwähnten Geodäten auf 406′, von Fernow auf 407,3′, von Clark auf 452′, im Conversationslexikon auf 408′ gesezt.

9) Dieser höchste aller Rauchableiter zeichnet die chemische Fabrik bei S. Rollox aus; er ist höher als der sogleich folgende höchste Thurm Britanniens.

11) Mecheln: Rupertskirchthurm	409
12) Hamburg: Michaeliskirchthurm	402
13) Rouen: Hauptthurm des Doms	400
14) Pyramide des Cheophren (s. o.)	398
15) Hamburg: Peterskirchthurm bisher	392½

11) Er soll nämlich nun zur Höhe von 233 dortigen Ellen gebracht werden. Bei P. erscheint er bisher, der Spitze ermangelnd, nur 507′ hoch. Er hat 565 Stufen.

12) Benzenberg benuzte ihn bei seinen Versuchen über die Umdrehung der Erde. Sein Vorgänger verbrannte 1760.

13) Bei P. nur 353′ vor seinem nun wohl vollendeten Ausbau. Der Stufen zählt man nur 472.

14) Bekanntlich wurde er 1842 eingeschossen, soll aber seine vorige Höhe — welche Miltenberg nur auf 567′, P. gar nur auf 540′ sezt, wieder erhalten. Er galt für den höchsten Ziegelthurm.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Januar.

Der Schwanenorden.

Ueber den neuen oder restaurirten Schwanenorden wird hier sehr viel verhandelt. Daß es darüber sehr verschiedene Ansichten gibt, brauche ich kaum zu erwähnen. Wer möchte den frommen Zweck, die edeln Motive verkennen? wer nicht wünschen, daß die ganze Menschheit zu Schwanenrittern würde, um die Leidenden zu trösten, die Gefallenen aufzuheben, die Verdorbten zu bessern? wer möchte auch an der frommen Begeisterung zweifeln, die in voller Hoffnung in dem Patent sich ausspricht? Aber weßhalb es dazu eines Ordens bedarf? fragen die Einen. Es sey ja kein Orden, wird geantwortet, denn die Ordenszeichen sollen fehlen. Das sey bedenklich, werfen Andere ein. Es heiße ja, nur die Dienenden sollten kein Zeichen tragen, dadurch sey also ein Gegensaz bedingt. Durch den Buchstaben sind freilich nur die Erlauchten von dem Nichtdekorirtseyn ausgenommen, wogegen sich auch vernünftigerweise nichts einwenden ließe; denn wenn diese als höchste Beschüzer, als Superintendenten, sich in sichtbaren Zeichen ihrer Theilnahme gefallen, was kann man gegen einen Schmuck sagen! Aber zwischen den Dienenden und Thätigen und den erlauchten Gönnern aus den höchsten Regionen ist ein großer Raum freigelassen, und der Argwohn will da wieder einen Ritterorden zwischen den Zeilen erblicken, der unerwartet mit oder ohne Ahnen hervortreten werde. Mit welchem Rechte das vermuthet wird, mag auf sich beruhen, bis das eigentliche Statut publizirt ist. Einigen will die Stiftung unter Anderem ein Versöhnungsakt bedünken, um die Juden zu trösten dafür, daß ihre Emancipationshoffnungen in so weite Ferne hinausgerückt sind; Andere behaupten, die Juden bleiben ausgeschlossen, weil zum Schluß des Patents dem Worte „christlich" wieder eine besondere Bedeutung eingeräumt sey. Weßhalb wurde aber so bestimmt gesagt: zur Aufnahme in den Orden seyen alle Männer und Frauen befähigt, weß Standes und Bekenntnisses sie wären? und damit noch nicht genug, wird noch hinzugesezt „weß Stammes." Kann was deutlicher seyn? Und deßgleichen wird mehr als einmal gesagt: der Zweck des Ordens sey die Bethätigung der christlichen Liebe durch die That, und auf den biblischen Spruch hingewiesen, der bei Christen, Juden, Philosophen und Heiden gilt: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen." Deßhalb sind die wohl auf richtigerem Wege, welche in dem ganzen Institute einen öffentlichen Freimaurerorden erblicken wollen, und jene möchten widerlegt seyn, welche nur eine große Veranstaltung darin sehen, um eine große, weitverbreitete, religiös-sittliche Polizei über alle Staatsmitglieder auszuüben. Wir sind des vollen Vertrauens, daß dieß eine falsche Auslegung ist, daß der Gedanke der Stiftung aus einer ganz reinen Quelle der Menschenliebe aufgestiegen ist, und daß nur das mittelalterliche Gewand, welches sie angelegt hat, das frühe Mißtrauen des Publikums angeregt hat. Sprache, Kleid, Gestalt, alles was an die Feudalzeiten mahnt, ist dem heutigen Geschlecht nun einmal verdächtig. Gewiß verschüttet es dabei oft das Kind mit dem Bade und wird ungerecht gegen Gutes und Schönes, aber es ist so, und Niemand hat die Kraft, diesen Argwohn ihm auszureden. Ach, und wie Noth thut der Orden in dem Sinne, in dem unzweifelhaft sein erlauchter Stifter oder Renovator ihn betrachtet wissen will! Die Noth, das Bedürfniß kommt mit Riesenschritten angezogen und pocht an die pauperum tabernas; und wie viele regum terres sind schon tabernae geworden, und wie viele drohen es noch zu werden! Unser städtisches Armenbudget rollt sich wie eine Lawine fort, und was wird dafür ausgespendet? Tropfen für die Dürstenden! Zum Glück haben wir einen gelinden Winter. Man hört zur Zeit nur noch von einzelnen Einbrüchen und — eine Kunst, die Fortschritte macht, — von einzelnen verwegenen Taschendiebstählen. Die Noth, die zum Aeußersten treibt, ist nicht die größte Noth. Die im Stillen fortschleicht, untergrabend glückliche, bescheidene Verhältnisse, ist die ungleich gefährlichere. Wo sie in jäher Verzweiflung die bürgerlichen Gesetze zerreißt und sich am Eigenthum vergreift, ist sie zur Zeit in unserem bürgerlich gesitteten, wohl verwalteten Staat noch kein Uebel, welches sich nicht mit den vorhandenen Mitteln überwinden ließe. Traurigere Indicien einer Zerrüttung der Lebensquellen liefern die immer häufigeren Selbstmorde. Fast keine Woche, wo nicht die Zeitung von einem „anständig gekleideten jungen Manne" berichtet, der da und dort entleibt gefunden ward. Bettinens Buch hat uns von Mysterien gesprochen, welche in jeder großen Stadt sich finden werden. Paris im Kleinen ist bei uns, in Wien, in Frankfurt, und wo nicht, wo Uebervölkerung Elend herbeiführt und kein südlicher Himmel die Nackten mit seiner Wärme anhaucht, kein üppiger Boden die Hungernden mit seinem Ueberflusse speist. Das ist die große Frage des Pauperismus, der Proletarier, die alle Welt angeht, und zu deren Lösung die Weisheit und die Frömmigkeit, die Religion und die Politik bald alle ihre Kräfte werden anstrengen müssen. Von dieser allgemeinen Calamität rede ich dießmal nicht; aber von nicht minderer Bedenklichkeit ist die verschämte Armuth der Mittelklassen, deren Erwerbsquellen versiegen, und zu einer Zeit, wo die Theurung steigt und nicht abzusehen ist, daß es je anders werden wird.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 16.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 47.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 23. Februar 1844.

— Im Frühling brech' ich Roſen.
Uhland.
Der ſchwarze Ritter.

Verſe von Juſtinus Kerner.

1.

Tod im Mai.

Macht's der Glocken lautes Hallen?
Blüthen ſchneien lind herab
Auf den Sarg, mit dem zu Grab
Sie dort unter Bäumen wallen.

In ſo lichtem Frühlingsleben,
Wo ſich die Natur erneut,
Vogel ſingt, der Menſch ſich freut,
Sollt' es keine Leiche geben.

Doch wenn ſich der Lenz erhebet,
Menſch und Blüthe fröhlich lacht —
Habt ihr das noch nie bedacht? —
Da der Tod am liebſten lebet.

Da mit gier'gen Armen greift er
Oft am liebſten nach dem Kind,
Eine Blüthenwelt geſchwind
Durch den Hauch des Nachtfroſts ſtreift er.

Siehſt du jenen Sarg nun offen
Vor dem Grab? — ſie beten leis.
Schau! ein Knäblein lilienweis,
Todt jetzt, jüngſt ein ſüßes Hoffen.

Lüfte, weht die Blüthenfülle
Nur herab auf's bleiche Kind!
Bei Geſchwiſtern, Blüthen lind,
Schlaf' und träum' es ſüß und ſtille!

2.

Wurm und Tiger.

Wie lang oft liegt in Herzensgrund
Der Gram, ein Wurm, und nagt es wund,
Und fortſchlägt dieſes Herze noch.
Gram! wäreſt du ein Tiger doch!
Das Herz zerriſſeſt du im Sturm.
Gram! biſt fühlloſer — biſt ein Wurm!

3.

Im Walde.

Es tönt der Bach wie klagend,
Dem Wandersmanne ſagend:
In mir auch wohnt ein Leid.
Es rauſchen drein die Bäume,
Erzählen ihre Träume
Der grünen Einſamkeit.

Der Vogel ſingt in Lüften
Sein Leid aus — aus in Düften
Strömt es die Blum' der Flur,
Und oft ertönt's in Nächten,
Als ob uns Lüfte brächten
Wehlaute der Natur.

Und ſchweigen ſollt' alleine,
Auf daß es fröhlich ſcheine,
Ein volles Menſchenherz?
Nicht ſingen ſollt's, nicht ſagen,
Stumm dulden, Niemand klagen,
Wie es zerreißt der Schmerz?

4.

Regen und Thränen.

Daß es jüngſt geregnet hat,
Zeigt der Tropfe auf dem Blatt,
Und wenn naß die Augen ſind,
Sieht man, daß geweint ein Kind.

Blatt ſaugt bald den Tropfen ein,
Bald wird's Auge trocken ſeyn.
Scheint die Sonne wieder klar,
Weiß man nicht, daß Regen war.

Die Höhen ausgezeichneter Bauwerke.

(Fortſetzung.)

16)	Liverpool: höchſte der Eſſen	390
17)	Chartres: der höhere beider Domthürme	378
18)	Amiens: des Doms Hauptthurm	366
19)	Freiburg in Baden: Münſterthurm	365
20)	Hamburg: Nicolaithurm bis 1842	353
21)	Sevilla: Hauptthurm des Doms	350
22)	Metz: Domthurm	346
23)	Nördlingen: Hauptkirchthurm	343
24)	Chartres: der ältere Domthurm	342
25)	London: Laterne der Paulskirche	338
26)	Ulm: Münſterthurm	337
27)	Utrecht: Hauptkirchthurm	337
28)	Mailand: Domthurm	336
29)	München: beide Frauenthürme	336
30)	Pyramide bei Sakkarah	335
31)	Bologna: Thurm degli Asinelli	330
32)	Kiew: Thurm des Lauraklosters	328
33)	Reutlingen: Marienkirchthurm	325
34)	Paris: Invalidendom	323,[a]
35)	Breslau: Elisabethenkirchthurm	323
36)	Kiew: Thurm zu S. Petri-Pauli	319
37)	Burgos: Domthurm	314
38)	Petersburg: Peter-Pauls-Thurm	314
39)	Magdeburg: beide Domthürme	313

16) An Muſpratts Sodafabrik. Da ſie unten nur 15′, oben gar nur 9′ breit iſt, kann ſie als non plus ultra der Schlankheit gelten. Es gibt übrigens in Britannien noch viele mit den höchſten Thürmen wetteifernde Eſſen.

17) Er bildet mit Nr. 24 zuſammen das höchſte Thurmpaar der Gegenwart, wie denn auch der Dom ſelbſt das größte aller gothiſchen Gebäude iſt. P. gibt ihm nur 551′ und dem Nachbar 518′.

19) Nach P. nur 362′, nach einer neuen Reiſebeſchreibung gar nur 356′ hoch.

20) Dieſe Angabe entſtammt einem Zeitungsberichte über den Brand. — Auch die Jakobs- und Catharinenthürme ſind von bedeutender, uns jedoch nicht näher bekannter Höhe.

21) Bei P. nur 259′, alſo mit einer enormen Abweichung. Da der Thurm offenbar nicht ausgebaut, ſondern nur zur Noth zugeſpizt worden, ſo könnte wohl unſere, an ſich ſichere Angabe den Bauplan ſtatt des heutigen Zuſtandes betreffen.

24) ſ. oben Nr. 17.

25) Gefliſſentlich ſagen wir hier nicht „Spitze," ſondern „Laterne;" denn da ſich für die „Spitze" auch eine, wie es ſcheint glaubenswerthe Nachricht von 584½ Pariſer Fuß findet, ſo wäre es denkbar, daß die 338′ ſich nicht auf die Spitze, ſondern auf den Anfang des Thurmaufſatzes beziehen ſollten. Wiebeking gibt nur 526½, P. gar nur 514′ für die Spitze an.

26) Ihm fehlt die Pyramide, mit welcher er wahrſcheinlich der höchſte aller Thürme ſeyn würde. P. gibt ihm nur 510′, dem Kirchdache aber, welches Deutſchland für ſein höchſtes Firſtendach nimmt, 165 Fuß.

27) Nach der 1618 von v. Doſten angeſtellten trigonometriſchen Meſſung.

28) Ihm iſt eine viel größere Höhe beſtimmt geweſen, aber eine nur nothdürftige Zuſpitzung geworden, mit welcher er den wundervollen Dom verunziert. Viele der pyramidalen Spitzen, welche das Dach des Doms gleichſam zu einem Walde umgeſtalten, erreichen eine ſo bedeutende Höhe, daß, wenn man ſie als Thürme anſprechen wollte, Mailand als die an hohen Thürmen reichſte Stadt der Erde erſcheinen würde. Den Hauptthurm findet man auch mit 531′, bei P. mit 512′ angegeben.

29) Sie haben den erſten Rang unter denjenigen Thurmpaaren, die wirklich ausgebaut wurden.

31) Unter den der Zuſpitzung ermangelnden Thürmen wohl der höchſte. Kaißler gibt ihm 371 florentiniſche, P. nur 507 Pariſer Fuß.

34) Der neueſte Guide de Paris gibt jedoch 108 Metres, alſo 338′ an.

35) Deſſen Schickſal berührten wir oben. Daß er die Stadt, aus der Ferne geſehen, auszeichne, kann man nicht ſagen.

38) Deſſen Nebenthürme erreichen 213′.

39) Das Augenmaaß würde ihnen ungleich mindere Höhe zutrauen. Iſt die obige Angabe gegründet, dann überragt auch ganz gewiß das Kirchdach jenes des Ulmer Münſters. Magdeburg beſitzt übrigens noch mehrere Paare ganz gleicher und nicht unbedeutender Thürme, und dürfte verhältnißmäßig unter Deutſchlands Städten die reichſte an ſolchen ſeyn.

40) Brüssel: Rathhausthurm	310½
41) Dresden: Schloßthurm	309½
42) Venedig: Markusplatzthurm	308
43) Paris: Pantheon, neueste Angabe	304
44) Stockholm: Clarakirchthurm	303½
45) Orleans: Domthurm	301

40) Diesem überaus schlanken Thurme findet man auch 350 niederländische Fuß beigeschrieben.

41) Ohne die Blitzstange. In Sachsen behauptet er den ersten Rang.

42) Nach Wiebeking. Sonst sprach man von 518'.

45) Diesen unmäßig dicken Thurm vollendete man nicht, und gab ihm daher, wie dem ihm ähnlichen Wachthurme zu Brügge, eine Platform. Ausgebaut würde er einer der höchsten seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Paul.

(Fortsetzung.)

Fanden sich Gäste ein, mit denen man nicht sehr bekannt und vertraut war, so wurden diese mit einer gewissen Feierlichkeit zu den Bildern geführt, und der Legationsrath ließ sich herab, bei Erklärung der elenden Sudeleien immer dieselben Späßchen und dieselben Anekdoten anzubringen. Niemand wußte Geschichtchen von so ausbündiger Spaßhaftigkeit von den Malern zu erzählen, als der Baron. Der Himmel weiß, wo er sie her hatte; allein nach ihm wären diese alten Künstler wahre Teufel an Pfiffigkeit und Bosheit gewesen. Sie hatten Streiche verübt, auf die kein anderer Vagabund, so lang die Welt steht, jemals verfallen war, und bei dieser wundernswürdigen Virtuosität hatten sie immer noch Zeit gehabt, eine Unsumme von Meisterwerken zu schaffen. Nur Einen nahm der Legationsrath auf ehrenvolle Weise von diesem Gesindel aus, es war Rubens; von diesem bemerkte er, daß er einigen Fürsten seiner Zeit diplomatische Dienste geleistet habe. Wenn die Gäste diese Anekdoten gehört und die Gemälde bewundert hatten, so waren sie ziemlich erschöpft und auf lange Zeit mit Kunst gesättigt.

Heute dauerten diese Erklärungen noch etwas länger, weil eine alte taube Dame unter den Zuschauern war, die fortwährend Fragen machte und sich manche Anekdoten zweimal erzählen ließ. Paul und der Rittmeister folgten dem Zuge, der bald vor diesem, bald vor jenem Bilde Posto faßte. Man befand sich gerade vor einer großen, sogenannten historischen Composition, den deutschen Kaiser Heinrich IV. darstellend, wie er im Hofe zu Canossa sich vor dem Papste demüthigt. Das Bild wurde bewundert, und man wollte eben weiter gehen, als eines der jungen Mädchen sich mit großer Lebhaftigkeit zu Paul wandte und ihm zurief: „Das ist etwas für dich, Paul; ich glaube nicht, daß du es jemals dem Kaiser Heinrich nachmachen und dich vor dem Papste demüthigen wirst." — „Vor dem Papst nicht und auch vor dem König nicht, da hast du Recht, Mädchen," entgegnete der Angeredete rasch; „aber vor dem, den ich liebe, da könnte wohl etwas Aehnliches geschehen." — Diese Worte hörte der Rittmeister, obgleich er ziemlich weit entfernt war und durchaus nicht die Miene annahm, als ob er darauf hinhorchte.

Es war, wie schon bemerkt, tief im Herbst; die Nächte brachten Reif und empfindliche Kälte. Der Rittmeister, wenn er auf Schloß Brunswick sich befand, bewohnte ein Zimmer, das einerseits ein Fenster hatte, aus dem man einen kleinen geschlossenen Hofraum übersah. Eine Gruppe niedriger Bäume stand dort um einen Ziehbrunnen, der nicht mehr in Gebrauch war; die Bäume zeigten ein spärliches, hochgefärbtes Herbstlaub, der Platz um den verlassenen und verödeten Brunnen war mit hohem Grase bewachsen, dessen Spitzen ebenfalls vergelbt waren und geknickt niederhingen. Der ganze Platz hatte etwas Einsames und Düsteres. Der Rittmeister verhängte gewöhnlich dieses Fenster, um den kleinen Hofraum nicht zu sehen; die andern Fenster boten eine schöne Aussicht auf den Garten und den ferner liegenden Park.

In der Nacht, die auf den eben erwähnten Tag folgte, wurde der Bewohner dieses Zimmers von einer seltsamen Unruhe gepeinigt. Er erwachte aus einem kurzen Schlummer, zündete Licht an und schritt auf und ab. Das Bild seines jungen Genossen, mit dem er in Spannung lebte, erschien, er wußte selbst nicht weßhalb, in großer Lebendigkeit vor seiner Seele. Die Zärtlichkeit, die er für den Knaben fühlte, erwachte mit einer Stärke, die die stolze und feste Brust des ernsten Mannes erschütterte. Dennoch konnte er sich in seinem Betragen nicht Unrecht geben, und wenn er Pauls Beharren in Trotz und Widersetzlichkeit betrachtete, so schien ihm von Neuem die edle Natur des Knaben, an die er so fest geglaubt, zweifelhaft. „Ich werde ihn aufgeben," sagte er; „er wird eben so roh, gefühllos und in bornirtem Starrsinn aufwachsen, wie das ganze Geschlecht, aus dem er stammt. Es war thöricht, bei ihm Besseres und Edleres vorauszusetzen."

Als der Freund Pauls diese harten Worte aussprach, wurde er von dem dunkeln Gefühl, das ihn schon seit einer Stunde peinigte, in die Nähe des Hoffensters gezogen. Unwillkührlich lüftete die Hand den Vorhang. Die Morgendämmerung machte sich eben Platz; ein kaltes, graues Dämmerlicht kroch und wand sich, wie auf Diebswegen, über die hohe Mauer und überstreute mit falbem Schimmer die Gipfel der Baumgruppe am Brunnen. Das

Bild hatte etwas eisig Kaltes, und eben wollte der einsame Beschauer desselben den Vorhang wieder niedergleiten lassen, als er, nochmals schärfer hinblickend, etwas Ungewöhnliches unter den Bäumen zu sehen glaubte. Es war wie eine Figur aus Stein gehauen, die sich an die Einfassung des Brunnens lehnte. Es konnte Täuschung seyn; der Nebel war noch so dicht, daß man nichts erkennen konnte. Nach einer Weile stand der Rittmeister wieder am Fenster, die Hellung war unterdeß stärker geworden, und jezt täuschte kein Nebel mehr sein Auge; er erkannte Paul, der, im Hemde dastehend, sich an den Brunnen lehnte und den Blick seiner dunkeln Augen scharf auf das Fenster gerichtet hatte.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Januar.

(Fortsezung.)

N o t h s t a n d.

Wer noch daran zweifeln sollte, wie alle Fächer überfüllt sind, sehe sich auf den Bureaus der Eisenbahnen um, welche dringende Anmeldungen und Bitten um Anstellung dort eingehen von jungen Männern jeden Standes, von jeder Bildung und allen möglichen Kenntnissen. Die Besoldungen sind gering, der Dienst schwer und die Aussichten nicht glänzend, und doch könnten die Directoren unter Militär, Civil und Studirten nach Belieben wählen. Ehedem war der Staatsdienst die sichere Zuflucht für Jeden, der Bildung, Kenntnisse und Ordnungssinn mitbrachte. Jezt ist kein Fach, das nicht überfüllt wäre. Mit dem fünfundzwanzigsten Jahre konnte ein fleißiger und geschickter Arbeiter sonst auf eine dauernde Anstellung rechnen, wenn auch nicht immer in der sogenannten großen Carrière. Jezt haben unsere Assessoren in der Regel das dreißigste Jahr weit überschritten, ehe nur die dürftige Besoldung von 600 Thalern eintritt, und die Aussicht wird mit jedem Jahre schlimmer. So wird diese Laufbahn bald nicht mehr den bloß bemittelten, sondern allein den sehr begüterten Familien für ihre Söhne zugänglich bleiben. In andern Ländern gilt dieß für ein Glück, um den Richterstand in Würde und Unabhängigkeit zu erhalten. In Preußen war man bis dahin anderer Meinung. Der Beamtenstand hatte eine moralische Würdigkeit errungen, die unabhängig war von äußern Glücksgütern, die sich sogar mit einer gewissen republikanischen Armuth vertrug . . . .

Durch die Wiedererweckung des kirchlichen Sinnes will man der Armuth zu Hülfe kommen. Wer wollte im Christenthum den göttlichen Quell des Trostes verkennen, den er über die Trübseligen und Beladenen ausgießt? Der ausgesprochenen Armuth mag auch auf diesem Wege zur Zeit noch in Deutschland geholfen werden. Aber wie der verschämten Armuth? Das Wort paßt nicht zu dem, was ich meine, aber Jeder wird mich verstehen. Alle christliche Demuth und Selbstbescheidung hilft nur dem Individuum selbst, über Mangel, Noth, Zurücksezung, Ungerechtigkeiten sich hinwegzusezen und die Zuversicht auf die göttliche Führung nicht zu verlieren. Aber der allerchristlichste Staat darf doch, ohne Verlezung seiner ersten und heiligsten Pflichten, nicht ganze Classen seiner Bürger auf den Trost verweisen, den er ihnen nicht geben und nicht nehmen kann, um selbst die Hände in den Schooß zu legen. Darf er den Schulmeistern sagen: betet, das ist besser als eine höhere Besoldung? Ich fürchte, daß gerade, weil es ihnen so oft gesagt wird, ihre Lust dazu, wo sie von selbst da ist, abnimmt. Sie lassen Stoßseufzer über Stoßseufzer in die Zeitungen rücken. Weil dieß zu systematisch geschieht, so traue ich der Sache nicht sehr; aber ein Register der fixirten Besoldungen für Schullehrer in der Mark, das jüngst abgedruckt wurde, spricht nur mit zu klarer Schrift, daß in diesen Familien, wenn sie mit Kindern gesegnet sind und sich nicht ganz mit dem Taglöhnerstande verschmelzen wollen, die Noth privilegirt ist. Und wie viel Stufen weiter hinauf und seitwärts! Die Wissenschaft wird größer und das Brod kleiner. Die Lebensmittel steigen im Preise, die Lebensbedürfnisse werden größer und die fixirten Gehalte bleiben, oder sie bleiben nicht; denn um mehr Einzelne zu befriedigen, schneidet man von dem schon karg Zugemessenen des einen Glücklichern oft noch ab. Auf den Schultern der Auscultatoren, der Referendarien und unbesoldeten Assessoren ruht ein großer Theil der Arbeitslast in der Justiz. Ein halbes Lebensalter ohne Besoldung die besten Kräfte opfern, um in der andern ein karges Auskommen zu finden! Daß dieß ein Mißverhältniß ist, liegt außer Frage. Wie ihm abhelfen, ist aber eine Frage, die noch Keiner beantwortet hat. Sie ließe sich praktischer stellen, wenn man den Fall sezte, daß diese ganze Legion unbesoldeter Arbeiter, der Sache überdrüssig, ihren Abschied nähme, um anderwärts ein Unterkommen zu suchen. Mit den Kräften der besoldeten Arbeiter ließen sich die Arbeiten in keinem Fall abthun, alsdann müßte eine Hülfe gesucht werden. An den Universitäten gibt es auch eine Unzahl von Privatdocenten, wo Ideen, Hunger und Kummer, aber wenig Expectanzen sind. Auch die ältern Professoren sind zum großen Theil unverhältnißmäßig schwach besoldet, und könnten ohne Vermögen oder schriftstellerische Thätigkeit ihrem Stande gemäß kaum bestehen. Und die Schriftsteller, ist ihre Lage im Ganzen eine glücklichere? Ich rede nicht von ihrem Verhältniß zur Censur, sondern dem Publikum als Markt gegenüber. Das Publikum kennt nur Brocken von ihrem Erdenwallen, ihre mystères sind noch nicht geschrieben, an denen sie zum Theil selbst, zum bei weitem größern aber das deutsche Publikum Schuld ist. Ihr Schicksal theilen viele Buchhändler aus demselben Grunde. Wollen wir weiter in die Handelswelt blicken? Reichthum in steigenden Progressionen und Armuth in denselben Verhältniß. Die Mittelklasse verschwindet, wie die Hauderer und Stellwagen, wo Eisenbahnen gehen, oder wie die kleinen Städte unterwegs verschwinden werden, die sich jezt noch, in thörichtem Wahn, darum reißen, daß die Bahnen sie berühren sollen. Es ist nicht zu ändern, es ist der natürliche Hergang, und doch muß es anders werden. — Wenn ich jezt von einem Selbstmord lese, so überrieselt mich weniger der Schrecken der That, als der Blick auf den Hintergrund, der solche Staffagen fordert. Neulich fand man einen jungen Mann, anscheinend aus den gebildeten Ständen, am Gitter des Grabmals eines türkischen Gesandten, der hier gestorben, aufgehängt und halb verbrannt. Im Augenblicke der That muß er mittelst Schwefelhölzern seine untern Kleider angezündet haben, um durch den Brand sich ganz unkenntlich zu machen. Es ist ihm gelungen. Welches Mysterium mag darunter verborgen seyn!

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 20.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 48.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 24. Februar 1844.

'Twere good, I think, your lordship sent him thither:
There shall he practice tilts and tournaments,
And be in eye of every exercise,
Worthy his youth and nobleness of birth.

Shakespeare.

Paul.

(Fortſetzung.)

Mit einem lauten Schrei riß der Rittmeiſter das Fenſter auf. „Paul!“ rief er, „iſt's möglich, du dort!“ — „Ich ſpiele den Kaiſer Heinrich!“ tönte die Stimme vom Hof aus. — „Ach, du abſcheulicher, böſer Junge!“ ſchrie der Rittmeiſter, warf das Fenſter zu und ſtürzte in den Hof hinunter. Er nahm den völlig erſtarrten Knaben und trug ihn mehr als daß er ihn führte, die Treppe hinauf in ſein Zimmer. Hier legte er ihn in ſein Bett, warf ſich über ihn und bedeckte ſeine eiſig kalten Wangen mit Küſſen. — „Ich wußte wohl, daß du meine Worte gehört hatteſt und meinen Entſchluß ahneteſt,“ murmelte Paul. „Biſt du jezt zufrieden?“ — „Du hätteſt den Tod von dieſer raſenden Tollkühnheit haben können!“ rief der Rittmeiſter. „Sieben Stunden, bei dieſer Kälte, und im Hemde!“ — „Es iſt ſchon gut,“ rief Paul. „Niemand im Schloß braucht etwas zu erfahren. Es iſt eine Angelegenheit, die wir unter uns abgemacht haben.“

Paul fiel in ein hitziges Fieber, das mehrere Wochen anhielt und ihn an den Rand des Grabes brachte. Der Rittmeiſter ſaß Tag und Nacht an ſeinem Bette. Er hielt ſein Verſprechen, das Paul ihm abgefordert, Niemanden im Schloſſe von dem Vorfalle der Nacht etwas zu ſagen. Als der Kranke ſich wieder etwas erholt hatte, war der Ton zwiſchen beiden Freunden wieder völlig der alte; nur einer ſchärfern Beobachtung wäre es nicht entgangen, daß die chevalereske Vertraulichkeit, die der Rittmeiſter gegen ſeinen jungen Genoſſen immerdar gezeigt hatte, jezt eine kleine, kaum merkbare Beimiſchung von einer an Achtung und Ehrerbietung grenzenden Zärtlichkeit gewonnen hatte. Die Blicke beider Freunde begegneten ſich oft unwillkührlich, wenn Einer oder der Andere im Bilderſaale das Auge auf Kaiſer Heinrich in Canoſſa richtete. Die Vorhänge vom Hoffenſter waren verſchwunden; der Rittmeiſter hatte ſeinen Schreibtiſch gerade an dieſes Fenſter gerückt und ſaß oft dort. So lebhaft ſchmeichelt uns ein Beweis der Unterwürfigkeit und Treue, den wir von einer ſtarken, unbändigen Natur erhalten.

Der Bund zwiſchen unſerm Helden und dem Rittmeiſter war jezt für's ganze Leben geknüpft. Dennoch verfehlte der leztere nicht, wieder den Punkt zu berühren, von welchem das ganze Zerwürfniß ausgegangen war. Er hatte es dem Legationsrath feierlich zugeſagt, mit Paul ein „ernſtes Wort“ über ſeine Zukunft zu ſprechen, und dieſes Wort mußte demnach geſprochen werden. Als er darauf hinlenkte, fand er Paul zum Verwundern

gefügig. Es wurde nach einigem Hin- und Herreden ausgemacht, daß Paul eine militärische Laufbahn einschlagen solle, und der Vater fügte noch hinzu, wie er wünsche, sein Sohn möchte ein wissenschaftlicher Militär werden. Diese väterliche Andeutung wurde in der Familie bald bekannt und die Cousinen nannten jezt Paul den „Soldat-Studenten," ein Spitzname, der sehr viel Beifall fand und unzählige mal wiederholt wurde. Der Major hatte noch einige, wiewohl sehr veraltete militärische Verbindungen in der Hauptstadt, der Rittmeister dagegen neuere und kräftigere.

So wurde es denn bestimmt, daß der Sprößling und der Stolz dieser alten achtbaren Familien in eine Militärschule nach Berlin kommen sollte. Briefe wurden geschrieben und Anordnungen getroffen. Der Rittmeister zog in der Gegend herum, immer thätig für seinen jungen Freund, ihm Empfehlungen und Hülfsmittel aller Art für seine neue Existenz aufsuchend; er blieb mehrere Wochen aus, und als er endlich wieder eintraf, brachte er ein ganzes Felleisen mit, voll Recommandationsschreiben, die halb Berlin nothwendig an das Interesse unseres Helden knüpfen mußten. Selbst die Handwerker, die die besten und dauerhaftesten Produkte lieferten, und welche bestimmt waren, sich in die Bestandtheile der Garderobe und Equipirung unseres Helden zu theilen, waren genannt und ihre Wohnungen und der Preis ihrer Waaren bezeichnet. Eine kleine Liste steckte der Rittmeister seinem Schüzling heimlich zu; sie enthielt die Namen einiger Weinhandlungen, die gute, unverfälschte Waare lieferten und deren Bekanntschaft der Rittmeister in höchst eigener Person gemacht hatte, als die Umstände es ihm noch erlaubten, ein äußerst munteres und nicht weniger kostspieliges Leben in der Residenz zu führen. Der Legationsrath schrieb zum Besten seines Sohnes nur einen Brief, aber dieser Brief war auch ein „Löwe." Er war bestimmt, das ganze kleine Heer der niedern Empfehlungsschreiben mächtig zu überbrüllen; es war ein Brief unmittelbar an den Minister. Der Legationsrath deutete darin an, daß er Sr. Excellenz hiemit den Sohn desjenigen Mannes empfehlen wolle, dessen Andenken hoffentlich weder dem Gedächtniß Sr. Excellenz noch dem des Staates völlig entschwunden sey. Paul hüllte diese väterliche Machtbulle sorgfältig in ein feines Umschlagpapier und legte sie in eine besondere Abtheilung seiner Brieftasche, dicht neben das Register der Weinstuben. Die Mutter hatte in der Residenz zwei Freundinnen von zweifelhafter Gesinnung; dennoch wagte sie es und nahm den schon längst entschlafenen Briefwechsel wieder auf, um, nachdem sie sich abgemüht, von gleichgültigen Dingen zu sprechen, am Schluß des Briefes ihren Sohn zu empfehlen. Sie hatte sich Anfangs vorgenommen, von demselben nur in einem Postscript zu sprechen, weil sie dieß für eine noch artigere und angemessenere Form hielt; ihr mütterliches Herz war ihr jedoch übergeflossen und sie hatte den Sohn dicht hinter die neuen Florhauben gesezt. Dieser Brief wurde mit großer Geringschäzung vom Legationsrath überlesen und prophezeit, daß er gar keine Wirkung haben werde. Die Tante Amelie behauptete, sie sey bei ihrem Aufenthalt in der Residenz zu jung gewesen, als daß sie dauernde Bekanntschaften hätte machen können, eine Behauptung, die nur dann Glauben fand, als man ausgerechnet hatte, daß dieser Besuch vor fünf-und-dreißig Jahren stattgefunden und folglich, da das Fräulein hartnäckig behauptete, erst dreißig Jahre alt zu seyn, eine wunderbare, für die Erde und ihre Verhältnisse nicht zu berechnende und nicht zu benennende Jugend voraussezte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Höhen ausgezeichneter Bauwerke.

(Fortsetzung.)

46)	Dijon: Domthurm	300
47)	S. Denis: Thurm der Stiftskirche	294
48)	Dresden: Spitze der Frauenkirche	292
49)	Berlin: Marienkirchthurm	286
50)	Copenhagen: Thurm der Erlöserskirche	281
51)	Thann im Elsaß: Kirchthurm	279
52)	Florenz: Kreuzkirchthurm	278
53)	Petersburg: Kuppel der Isaakskirche	276
54)	Mainz: Domthurm	270½
55)	Dresden: Kreuzthurm	266
56)	Dresden: Thurm der katholischen Kirche	264
57)	Cairo: Minarets der Hassan-Moskee	261
58)	Gnesen: Beide Thürme des Doms	260½
59)	Salamanca: Thurm beider Domkirchen	255
60)	Lincoln: Hauptthurm des Doms	253

48) Die Kuppel wird von vier Thürmchen umringt, deren jedes 145′ erreicht; s. unten.

49) Von dessen Schicksale s. oben.

57) Ob man mit dessen Bau im Augenblicke fertig ist, ist uns unbekannt; die zu erreichende Höhe aber ist fest bestimmt.

54) Man findet auch 275′, 299′, 551′ angegeben.

58) Die Originalangabe nennt 147½ Ellen; wir verstehen sie im Thorner Maße.

59) Er verkettet den alten und den neuen Dom in derselben Weise, wie zu Lockwitz bei Dresden der Thurm zugleich Kirch- und Schloßthurm ist.

61) Jeder der sechs Thürme, welche in den Ruinen von Anaradschapura auf Ceylan den Buddhatempel umgeben 253
62) Brügge: der Wachthurm 248
63) Budissin, Bautzen: Domthurm ?
64) Frankfurt a. M.: Domthurm 241
65) Nürnberg: Sebalduskirchthurm 237
66) Assisi: Kuppelspitze des Doms 237
67) Annaberg: der Hauptkirchthurm 237
68) Amiens: Nebenthürme des Doms 235
69) Moskau: Johanniskirchthurm 235
70) Bei Nanking: Porzellanthurm 234
71) Zwickau: Marienkirchthurm 233
72) Rheims: Domthurm 232
73) Basel: Münsterthurm 227
74) Freiburg: hoher Petersthurm 226½
75) Heilbronn: Hauptkirchthurm 225
76) Bei Delhi: Kuttub-Minars Grabdenkmal 225
77) Paris: beide Thürme von Notre Dame 225
78) Schneeberg: Hauptkirchthurm 223
79) München: Kuppelspitze der Theatinerkirche 221
80) Langensalza: Bonifaziuskirchthurm 219
81) Straßburg: Platform des Münsters 218
82) Halberstadt: beide Domthürme 219
83) Paris: beide Sulpitiuskirchthürme 215
84) Petersburg: beide Nebenthürme der Peter-Paulskirche 231
85) Rouen: des Doms Nebenthürme 213
86) Kiew: Johanniskirchthurm 211
87) Konstantinopel: höchster der 7 Thürme 210
88) London: Platform der Westminsterabtei 209
89) Mainz: Stephanskirchthurm 207½
90) Leipzig: Nicolaikirchthurm 204
91) Stockholm: Thurm der deutschen Kirche 203
92) Pisa: Des Doms Kuppelspitze. 202
(Meißen: Des Doms höckeriger Thurm 202 *
93) London: Das Brandmonument 202
94) Freiburg in der Schweiz: Nicolaikirchthurm 201
95) York: Domthurm 199
96) Mainz: Peterskirchthurm 193½
97) Zittau: höherer Johanniskirchthurm 185
98) Leipzig: Thomaskirchthurm 185
99) Petersburg: Kuppelspitze zu Unserer Lieben Frau von Kasan 184
100) Merseburg: Alle vier Domthürme 183
101) Zittau: Klosterkirchthurm ?
102) Paris: Kuppel des Militärspitals 181
103) Bologna: Der schiefe Thurm 180
104) Meißen: Des Doms höckeriger Thurm ?
105) Mittweida: Der Hauptkirchthurm 175
106) Zittau: Der niedrige Johannisthurm 175

---

61) In solcher Zahl dürften wohl sonst nirgends hohe Thürme so dicht beisammen stehen.

62) Vergl. Anmerk. zu Nr. 45.

63) Bestimmteres über ihn, der vor seinem Brande 160 Ellen erreicht hat, können wir nicht geben, glauben aber, daß er hieher am sichersten gehöre.

64) Dieser sehr dicke Thurm wurde statt einer Zuspitzung nur mit einem Kuppeldache begabt, soll aber, wie man 1844 liest, statt desselben eine 140 Fuß hohe Pyramide aus Gußeisen erhalten. Der Thurm wird dadurch natürlich nicht um 140′ höher, da die Kuppel dafür wegfällt.

68) S. oben Nr. 18.

70) Nach der neuesten Angabe der siegreichen Engländer. Sonst gab man nur 185′ an, und doch — in enormem Widerspruche — 884 Stufen.

74) Dessen Genoß bekam statt der Zuspitzung nur ein Firstendach, und wird vom dritten oder Hahnenthurme überstiegen. Der hohe Thurm gehört zu den schlanksten auf Erden.

75) Nämlich bei Annahme des Pariser Maßes; wäre aber württembergisches gemeint, so würde dieser Thurm nur 244′ erreichen.

77) Die Hauptkirchthürme der reichen Lutetia kamen nie zum Ausbau. Ihre Höhe wird im Guide de Paris auf 209′, in der Hertha auf 203½′, bei P. gar auf 188′, und die Platform der Kirchenfaçade auf 151′ ermäßigt.

81) Nur zu dieser Höhe ist das beabsichtigte Gegenstück des berühmten Thurmes gediehen.

85) Auch diese ermangeln, gleich jenen von Notre-Dame, der Zuspitzung.

87) Die sogenannten sieben Thürme bilden bekanntlich ein Staatsgefängniß.

88) Der Thurm ist nicht ausgebaut.

*) Vom Meißner Thurm s. Nr. 104.

93) Eine hohle Säule mit einer Treppe.

94 und 95) Sie haben keine Zuspitzung, sondern gehen in eine Platform aus.

97) Vergl. hierbei Nr. 106.

100) Je zwei derselben sind von gleicher Bauart. Dasselbe findet bei den vier wahrscheinlich noch höheren Domthürmen zu Halle statt, wo auch der auf dem Markte stehende rothe Thurm sich auszeichnet.

101) Dieser ziemlich sicher hieher gehörige Thurm dürfte an Schlankheit nicht übertroffen seyn.

103) Auch Gerisanda genannt; nach P. nur 135′ hoch.

104) Wiebeking gibt ihm zwar 202′; aber nach Stufenzahl, Augenmaß und trigonometrischer Messung kann er kaum 175′ übersteigen.

105) Der Dachreiter dieser Kirche mag 151 bis 157′ hoch seyn.

106) Vor Zittaus Einäscherung waren beide Thürme der Johanniskirche zugespizt und einander gleich, auch wohl höher als jetzt.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Januar.

(Fortsetzung.)

Der Wintergarten. — Droschkenlotterie. — Die Köthner Spielbank.

Die Zeitungen bringen leitende Artikel und nicht leitende über Pauperismus und Proletarier, und Dr. Th. Mundt

hält öffentliche Vorlesungen über unsere gesellschaftlichen Zustände, wo der Noth- und Rechtszustand der Armen das Hauptthema ist. Die Zeitungen fragen: gibt es denn für jene Begriffe keine Namen bei uns? und Mundt fragt: gibt es denn keine Rechte für die Armen bei uns? Mit den furchtbaren Fremdennamen werden wir eher fertig werden, als mit der Sache selbst. Was Mundt für Mittel und Wege ausfindig machen wird, weiß ich noch nicht. Zur Zeit will er nur das Recht der freien Thätigkeit für die Armen, wogegen gewiß nichts zu sagen ist. Aber der Nagel schiene mir schärfer auf den Kopf getroffen (wenigstens für den Augenblick), wenn er die zwei Millionen erlassene Salzsteuer zurückforderte. Wie viele Schullehrer erhielten dadurch ihr Auskommen, wie viel jüngere Beamte brauchten nicht Schulden zu machen, und wie viel bliebe noch übrig für die Armen, die noch arm bleiben! — Für eine gute Anzahl derselben wenigstens ein Trunk kräftiges Bier, wodurch viel geholfen wäre. Der Kranichfeldsche Mäßigkeitsverein hat sich einen andern Namen beigelegt, und durch die Abbildungen vom Branntwein angefressener Magenwände aus Amerika soll der Verein bedeutende Fortschritte gemacht haben, besonders in Potsdam. Daß deßhalb schon Branntweinbrennereien eingegangen wären, hört man indessen nicht. — Wie ich mich so in den Pauperismus vertiefen konnte? fragen Sie mich vielleicht. Es gebe doch viele Gegenstände, die nicht daran mahnen, die den gesunkenen Muth wieder aufrichten. Wer erhebt sich aber zu jeder Zeit über die allgemeine Dröhnung, zumal wenn die Gegenstände, die daran erinnern, täglich an die Thür klopfen! Neulich stand ich vor dem Riesengebäude auf dem Exerzierplatz, dem Kroll'schen Etablissement. Das erinnert doch nicht an Pauperismus; wo solche Gebäude für den Luxus erbaut werden können, muß die Verarmung noch nicht zu weit vorgeschritten seyn! — Falsch, sehr falsch. Es sind die glänzenden Baufeste, die der Bankruttirer vor der Flucht gibt. Nirgends ist mehr Glanz, als wo das Elend am drückendsten ist. In dem alten Berlin herrschte zur Zeit des dreißigjährigen Krieges die Pest und ein namenloses Elend; aber die Geschichtschreiber können nicht genug Worte machen von der namenlosen Schwelgerei, welche gerade zur selben Zeit in den Häusern der Bürger und Großen getrieben wurde, und die Kanzeln dröhnten von dem Zetergeschrei der Prediger. Aber darum ward es nicht anders. Wenn Kapitalisten ihr Geld nach so manchen Erfahrungen noch immer zu Unternehmungen wie jener Wintergarten hergeben, so zeigt das nur, daß das Geld in einigen Händen in solchem Ueberfluß ist, daß sie es auch um einer Phantasie willen hingeben. Solcher, die Tausende verschießen, in der Hoffnung auf einen Gewinn, sind verhältnißmäßig vielleicht mehr, als solcher, die Gulden und Thaler auf die Dauer spenden, um ein Etablissement zu erhalten, das nur durch den Reiz der Neuheit Interesse hat. — Wer in Berlin auf das Vergnügen spekuliren will, darf nie die höhern und gebildeten Stände im Auge haben, deren Mittel von ganz andern Dingen in Anspruch genommen werden, oder die sich doch im Augenblick zurückziehen, wo sie sich nicht mehr exclusiv sehen. Es dürfen nur einige anrüchige Personen in den Salons gesehen werden, oder eine untere Klasse sich anfäßig machen, so ist die fashionable Welt von selbst fortgescheucht. Dauernde Vergnügungslust, mit der keine geistigen Reize verbunden sind, ist nur in dem plötzlich reich gewordenen tiers état zu finden. Diese Leute wollen rasch genießen, was sie rasch erworben.

Unsere Droschkenkutscher, d. h. die Eigenthümer, prosperiren. Mit Fähnlein über dem Kasten, worauf die Worte stehen: Vereinsdroschke, rollen sie durch die Straßen und loben die glückliche Spekulation ihres Meisters, d. h. des Vorstands ihres Vereins, des Kaufmanns Friedländer, welcher die Idee der Prämien und Loose gehabt und nach manchen Schwierigkeiten in's Leben gesetzt hat. Welch ein Glück, welch ein Spiel für das Publikum! Mit 5 Silbergroschen, für die man durch die ganze Stadt fährt, kann man in einem Monat 100 Thaler gewinnen, ja die Möglichkeit ist gelassen, daß auf eine Nummer alle Gewinne fallen; also ein Individuum kann durch eine Fahrt in einem Monat über 500 Thaler gewinnen, und wenn dasselbe Glück ihn in jedem Monat trifft, kann er durch zwölf Spazierfahrten in der Stadt eine Jahreseinnahme von 600 Thalern sich verschaffen. Kann etwas lockender seyn? Freilich haben Andere berechnet, daß bei der großen Zahl der Loose die Möglichkeit des Gewinns so groß sey, als die Möglichkeit, vom Blitz erschlagen zu werden. Diese Furcht wäre thöricht, aber jene Hoffnung ist so süß. Man erzählt sogar, daß Jemand sich für baares Geld Marken gekauft habe, ohne zu fahren, nur um Aussichten in der Tasche zu haben. Kaufleute versprechen in Annoncen ihren Käufern zu jedem Stück Waare noch ein Prämiendroschkenbillet dazu, mit dem aufrichtigsten Wunsche, daß es ein Gewinnlos sey. Für die Droschkeneigenthümer soll sich übrigens die Einrichtung so bewährt haben, daß die vereinten Fuhrherrn aus Rührung und Dankgefühl ihrem Vorstand einen silbernen Becher zum Ehrengeschenk gemacht haben. Dafür ist jedem preußischen Unterthan die Spielbank in Köthen bei 10 Thlr. Strafe oder mehr untersagt. Möchten andere Staaten bald folgen, daß es allgemeines deutsches Bundesgesetz würde, was jetzt nur eine wohlthätige diktatorische Maßregel ist! Hier ist freilich die schlimme Wirkung der benachbarten Mörderhöhle noch nicht durch besonders eclatante Beispiele fühlbar geworden; aber wenn die Summen, welche der Pächter für die Verlängerung des Contrakts geboten haben soll, richtig sind, kann man doch auf die allgemeine Wirkung schließen. Wenn übrigens die Zweigbahn von Jüterbogk nach Riesa zu Stande kommt, und der Verkehr von Berlin nach Leipzig und Dresden nicht mehr über Köthen geht, wird dieß mit der dortigen Frequenz auch die Nahrung der Spielbank mindern, daß sie vielleicht an einer natürlichen Krankheit verstirbt.

(Schluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 29:
Die Schrift.

Französische Räthsel,

aus dem 17ten und 18ten Jahrhundert.

50.

In Liebe flamm' ich auf
Zu einem schönen Kind,
Und brenn' ich, ach! für sie,
So stirbt auch sie geschwind;
Wir zehren beide schnell
Das kurze Leben auf,
Und weinend unterhält
Sie meinen Todeslauf,
Und ist sie todt, so werd'
Ich selbst auch hingerafft
Und überlebe sie
Nur durch ein Restchen Kraft.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 49.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 26. Februar 1844.

Segnitia cum otio intravit, amissa virtute.
Tacitus.

Unſer Frieden.

Ein Sommertag, wo man zu tiefer
Sieſta ſich verpflichtet hält,
Wo Mücken nur und Ungeziefer
So recht lebendig in der Welt,
Wo gift'ger Peſthauch auf zum Himmel
Aus ſtehenden Gewäſſern ſteigt,
In deren Schlamm ſich das Gewimmel
Vielbeinigen Gewürmes zeigt:

Das iſt der Friede, der uns ſchlimmer
Als je ein Krieg zu werden droht,
Als je ein Krieg, der uns noch immer
Gelegenheit zu Thaten bot.
Genüßler hegt jezt unſre Jugend,
Und Stockgelehrte allenfalls,
Doch jeder Kraft und Männertugend
Brach dieſer Friede ſchon den Hals.

Doch wird die Sonn' erſt unerträglich,
Und dörrt den Wald und ſengt die Flur,
Da hilft ſich auf gut ſommerträglich
Mit einem Schlage die Natur.

Die Donnerwolke blizt und wettert
Und nimmt der Luft den gift'gen Hauch,
Und wird auch mancher Baum zerſchmettert,
In faule Sümpfe ſchlägt es auch.

Preis dann dem Frieden, wenn mildſtrahlend
Die Sonn' im Abend untergeht,
Und dunkle Purpurroſen malend,
Der Himmel wie in Flammen ſteht.
Dann athmet Alles Leben, Friſche,
Und neugeboren iſt das All,
Und in des Baumes Blätterniſche
Schlägt lieblicher die Nachtigall.

Th. Fontane.

Paul.

(Fortſetzung.)

Eine Landhochzeit mit ihrem ganzen Anhang von alterthümlichen Gebräuchen und Feſten, mit dem Gefolge einer aus der Mode gekommenen Grandezza und Schwerfälligkeit, und endlich mit dem Bienenſchwarm ſchlechter Späße, die ſie umſchwärmt, bildet ein ſo eigenthümliches Ganze, daß ſie für ein komiſches Heldengedicht einen

ergiebigen Stoff abgäbe, wenn unſere Zeit ſich nicht für Heldengedichte jeder Art leider gleichgültig und unempfänglich zeigte. Eine Hochzeit im Herrenhauſe war einſt der Gipfel der freudigen und aufregenden Ereigniſſe im Leben einer ganzen Generation von Dorfbewohnern. Es gibt glückliche Gegenden, wo dieſer Satz noch in ſeiner vollen Bedeutung gilt; in andern, wohin die nivellirenden Elemente der neuern Zeit ſchon Kampf, Mißtrauen und Gährung hingetragen haben, iſt er nur noch zum Theil wahr, meiſtens gar nicht mehr. Die großen Gutsbeſitzer ziehen es vor, im Schoße der Städte zu leben und ihr Beſitzthum Verwaltern in die Hände zu geben; das Herrenhaus ſteht leer und öde. Wo ſich die Eigenthümer dennoch veranlaßt finden, in ihren alten Schlöſſern dauernd zu weilen, haben die Verhältniſſe zwiſchen den Dörfern und der Herrſchaft ſich ſehr geändert: es herrſcht das alte Vertrauen, die alte Anhänglichkeit nicht mehr, es haben induſtrielle Emiſſäre aller Art Mittel und Wege gefunden, das Band patriarchaliſcher Verhältniſſe zu ſprengen; der Gutsherr iſt ein kalter, finſterer Beobachter ſeiner ſich emanzipirenden Bauern, und dieſe gewöhnen ſich immer mehr, Hülfe, Antheil und Schutz anderswo als bei ihrem nächſten und natürlichſten Beſchützer und Berather zu ſuchen.

Die Gegend, in die wir unſere Leſer geführt, hatte noch immer anſehnliche Reſte alter Sitte aufzuweiſen. So oberflächlich und wunderlich auch die Weiſe war, wie der Baron ſein Beſitzthum verwaltete, wie beſchränkt und verworren auch ſeine Anſichten über die Prinzipien der höhern Güterverwaltung und Landeskultur ſeyn mochten, das hatte er doch vor vielen gelehrten und trefflich redenden Theoretikern unter ſeinen Standesgenoſſen voraus, daß er nach altem Begriffe „ein Vater der Seinigen" zu ſeyn ſtrebte. Alle ſeine confuſen Kenntniſſe wandte er an, um zu helfen und zu beſſern. Durch ſeinen beſtändigen Aufenthalt auf ſeinem alten Landſitz brachte er viele ſeiner Nachbarn dazu, dieß Beiſpiel nachzuahmen, und der Verwalter ſo wie der Bauer fanden Gelegenheit, das Treiben ihrer Gutsherrſchaft in der Nähe zu beobachten und ſich zu Theilnehmern ihrer guten und ihrer böſen Tage zu machen. Jede neu angekommene Schachtel mit Putzſachen wanderte, wenn die gnädigen Damen des Schloſſes ihren Inhalt geprüft hatten, in die Wohnungen des Predigers und des Amtmanns, von wo ſie ihre Reiſe noch weiter in das beſcheidene Stübchen der Frau Schulmeiſterin und der Großmagd fortſetzte. Jede wählte ſich aus dem ſtädtiſchen, von der Herrſchaft verſchriedenen Vorrath das ihr Zuſtehende. Hiemit war das weibliche Perſonal ſchon auf das Feſteſte an die Gutsherrſchaft gebunden; ähnliche Bindemittel, die ſich hier nicht alle namhaft machen laſſen, fanden bei den männlichen ſtatt. Der Verkehr war ununterbrochen und gewann eine immer größere Ausdehnung, je höher die Zahl der Jahre des Beiſammenlebens ſtieg. Eine Auswanderung der herrſchenden Dynaſtie würde unfehlbar eine Revolution im Dorfe erregt, ja eine anſehnliche Bevölkerung völlig rathlos gemacht haben.

Als die erſte Nachricht von der bevorſtehenden Vermählung des alternden Fräuleins auf das Vorwerk und in's Dorf gelangte, machte, wir wiſſen nicht genau welcher der achtbaren Wortführer die Bemerkung, daß hiemit dem jungen Herrn ein anſehnliches Erbe entgehe; denn nach der handgreiflichen Bilderſprache, deren man ſich in dieſem Kreiſe bediente, war es dem jungen Herrn vorbehalten, auch dieſe Tante „für's Haus zu ſchlachten," ſo wie ihm die beiden ledigen Oheime zufallen mußten. Doch fügte man hinzu, daß der junge Stammhalter auch ohne die geſparten Schätze der Tante, die ſo ſpät noch nach dem Brautkranz griff, ein anſehnliches Vermögen habe, indem ihm ein völlig ſchuldenfreies Rittergut und ein paar andere, mehr oder minder belaſtete, zufielen. Dieſe Verhältniſſe waren im Dorfe kein Geheimniß; man wußte bis auf's Haar zu berechnen, auf wie viel die Gutsherrſchaft „ſich ſtand." Nachdem dieſe Sätze feſtgeſtellt waren, verbreitete ſich die Debatte über die Habe des Bräutigams. Hier gab der Amtmann ganz ausſchweifende und leidenſchaftliche Berechnungen preis. Er wollte von Beſitzungen in den engliſchen Colonien etwas wiſſen, und der Himmel weiß, bei wie viel Verſicherungsvereinen er die ſchwimmenden, fahrenden und liegenden Güter des Herrn von Potter aufgezeichnet ſeyn ließ. Der Schulmeiſter fügte dieſen Erörterungen eine kleine verworrene Beſchreibung des engliſchen Colonialſyſtems hinzu, bei welcher Gelegenheit er auf die Tigerhetzen und Elephantenjagden kam, Kenntniſſe, die er den lezten Blättern eines Pfennigmagazins entnommen hatte. Die Elephantenjagden brachten die Frau Amtmännin auf die ungewöhnliche Korpulenz des Herrn Bräutigams, und der Gegenſtand nahm eben eine ſehr heitere Färbung an, als der Hufſchlag zweier Pferde, die vor der Thüre hielten, die kleine Verſammlung ſchnell an's Fenſter lockte. Die Reiter waren der Sohn des Amtmanns, der im nächſten Städtchen die Schule beſuchte, und der junge Erbherr.

Paul erſchien mit ſeinem ehemaligen Spielkameraden, um in Perſon Einladungen zum Feſte zu überbringen. Die beiden Jünglinge traten in das niedrige Zimmer und wurden mit großer Freude begrüßt. Paul drückte dem Schulmeiſter und dem Amtmann die Hand und bat ſich von der noch jungen Amtmännin einen Kuß aus; Heinrich wurde von ſeinem Vater nach den neueſten Ereigniſſen im Städtchen gefragt. Als Paul ſeinen Auftrag ausgerichtet, wollte er wieder fort, doch wandte er ſich,

auf der Schwelle ſtehend, noch zurück, indem er rief: „Zugleich iſt's ein Abſchiedsfeſt, denn ich reiſe nach der Hochzeit ab.“ Dieſes Wort war kaum ausgeſprochen, als die ſämmtliche kleine Geſellſchaft auf den Jüngling zuſtürzte und ihn unter lauten Ausrufungen der Verwunderung und des Schreckens wieder in's Zimmer zurückzog. Hier mußte er nun erzählen, was wir ſchon wiſſen. Die Nachricht verbreitete ſich ſchnell zu den nächſten Nachbarn; ſie kamen herbei, einige ſahen durch's niedrige Fenſter hinein, andere drängten ſich in den Hausflur, das ganze Dorf kam in Bewegung; Jedermann wollte wiſſen, wohin der junge Herr gehe, wann und warum er gehe. Die Zeichen der unverfälſchteſten Theilnahme wurden in reichem Maaß geſpendet. Paul hatte Mühe, auf ſein Pferd zurückzukommen, und als er mit Heinrich der Dorfſchmiede zujagte, kam der alte Schmied, mit dem Hammer in der Hand, hervor und rief: „Ei, Herr, iſt's wahr, daß Ihr von uns weggehen wollt?“ — „Nur um bald wieder zu kommen, Andres,“ entgegnete der Jüngling. — „Wenn das iſt, ſo iſt's gut; ich zog in meiner Jugend auch in die Fremde,“ ſagte der ehrliche Mann und reichte die derbe geſchwärzte Rechte dem jungen Reiter. Als die beiden Genoſſen den Feldweg hinabſprengten, rief Paul, ſich flüchtig zu Heinrich umwendend: „Ich glaube, die Leute ſind mir gut.“ — „Es kommt mir auch ſo vor,“ entgegnete Heinrich kurz, indem er ſich verſtohlen abwandte und mit dem Aermel ſeines Rocks eine Thräne von der Wange wiſchte.

(Fortſetzung folgt.)

Die Höhen ausgezeichneter Bauwerke.

(Schluß.)

107)	Pyramide von Cholula	172
108)	Pyramide von Teotihuacan	171
109)	Leipzig: Schloßthurm, Sternwarte	?
110)	Lincoln: des Doms Nebenthürme	169
111)	Pirna: Stadtkirchthurm	?
112)	Conſtantinopel: Kuppelſpitze der Aya Sophia	166
113)	Paris: Jakobskirchthurm	166
114)	Piſa: der ſchiefe Thurm	162
115)	Pyramide des Mycerinus	162
116)	Paris: Forſt der Magdalenenkirche	153
117)	Poßendorf bei Dresden: Kirchthurm	147
118)	Bei Nimes: der Pont du Gard, bis zu	146
119)	Dresden: die vier Nebenthürme der Frauenkirche	145
120)	Erlau: beide Domthürme	144
121)	Dresden: Forſt der katholiſchen Kirche	143
122)	Paris: Kuppelſpitze der Sorbonne	141
123)	Gneſen: des Doms Dachforſt	141
124)	Paris: Monument des Vendomeplatzes	138
125)	Rom: höchſter Rand des Coloſſeums	136
126)	Petersburg: Alexanderſäule	135
127)	Rom: Trajansſäule	135
128)	Rom: lateraniſcher Obelisk	133
129)	Paris: Juliſäule	132
130)	Paris: Himmelfahrtskirche	130
131)	Rom: Antoninusſäule	126
132)	Paris: Triumphbogen de l'Etoile	125
133)	Rom: Agrippas Grabmal	123
134)	Paris: Kuppelſpitze des Inſtituts	120
135)	Kopenhagen: Dreieinigkeitskirchthurm	120
136)	Bei Alexandria: Pompejusſäule	114
137)	Moskau: Kuppel der Himmelfahrtskirche	112
138)	Paris: Platform der Euſtachiuskirche	111
139)	Rom: vatikaniſcher Obelisk	109
140)	Paris: Triumphbogen der Tuilerien	108
141)	Bei Nimes: Ruine der Turris magna	107
142)	Petersburg: die Schiffſäule	104
143)	Conſtantinopel: die Nebenkuppeln der Sophienkirche	103
144)	Paris: Théâtre français	101
145)	Bei Urmal in Yucatan: Hauptpyramide	99
146)	Dresden: das Schloß	95
147)	Paris: Säule der Mebicis	92
148)	Berlin: das Schloß	90

109) Wir bringen ihn hierher, geſtützt auf deſſen Vergleichung mit dem Thomasthurme, ſo wie

111) Zufolge trigonometriſcher Meſſung.

115 und 114) Beiden fehlt die Zuſpitzung.

116) Iſt lediglich eine, auf eine gute Abbildung baſirte Schätzung.

117) Nahmen wir mit auf als den wahrſcheinlich höchſten Thurm ſächſiſcher Dorfkirchen.

118) Nämlich da, wo er, den Gardfluß überſchreitend, drei Bogenreihen über einander hat. Im Kleinern hat mit dieſer Waſſerleitung jene bei Halsbrücke in Sachſen Aehnlichkeit.

124) Die ältere Angabe von 117′ mag wohl nur den Säulenſchaft betroffen haben.

127) Nach P. nur 155 rheiniſche oder 122 Par. Fuß.

128) Der Monolith allein mißt 112′.

132) Der neueſte Guido de Paris gibt 49½ Meters, folglich 152′ an. Sollte hier ein Druckfehler obwalten, oder ſollten die 125′ nur vom Bogen im Lichten gelten?

138) Auf dieſe beabſichtigte man zwei gleiche Thürme zu ſetzen, was aber unterblieb.

139) Nach Andern ohne das Kreuz 108′, wovon 72′ auf Monolithen kommen.

149) Dresden: neues Theater	88
150) Rom: Obelisk am Pappelthore	88
151) Paris: Sternwarte	83
152) Paris: Obelisk von Luxor	69
153) Paris: Odeontheater	65
154) Bei Urmal: kleinere Pyramide	61
155) Paris: Säule du Palmier	58½
156) Berlin: Victoriensäule	52½
157) Paris: Molières Denkmal	50
158) Wien: Denkmal des Kaisers Franz	48⅔
159) Rom: Obelisk bei Maria Maggiore	42
160) Bei Zin-Kjang-Fu in China: eine gußeiserne Pagode	35

156) Nämlich mit den Stufen und mit der Victoriastatue. Da jedoch der Säulenschaft nur 20 Par. Fuß mißt, so widersprechen mindestens die gangbaren Abbildungen einer so bedeutenden Höhe von 52½ Fuß.

158 und 159) Zwischen diese fällt nach seiner Höhe der neue (gothische) Brunnen zu Dresden; die gemeine Angabe von 30 Ellen ist jedenfalls zu hoch und wohl in 30 Doppelpalmen (60 Spannen) zu verwandeln.

160) Mit Ausnahme einer vor zwei bis drei Jahren gefertigten Kapelle in England dürfte sie das größte eiserne Bauwerk seyn.

Dresden.

Albert Schiffner.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Januar.

(Schluß.)

Eisenbahnen. — Theater. — Jahn. — Cerf. — Concert von Volksliedern.

Von den sehr heftigen Kämpfen über die neue Bahn von Potsdam nach Magdeburg haben Ihre Leser aus allen Zeitungen Nachricht. Durch die Generalversammlung vom 15ten Januar ist die Sache in der Art würdig entschieden, daß die Anhaltsche Gesellschaft ihre Entschädigung für den Verlust nicht in einer Betheiligung an der Bahn suchen will, welche ihr einen Theil ihrer Lebensquelle raubt. Jene Versammlung lieferte ein schönes Bild einer ruhigen öffentlichen Verhandlung in Dingen, welche alle Theilnehmer auf das Schmerzlichste berührten. Die Actionäre und ihre Verwaltung haben auf das Aeußerste für ihre Rechte gekämpft, und wenn sie das Unabwendbare nicht ändern konnten, so nehmen sie wenigstens die Befriedigung mit sich, daß nichts versäumt war, was geschehen konnte, und daß der moralische Erfolg in der öffentlichen Meinung für sie entscheidend ist. Es ist ausgemacht, daß auch die größte ihnen zugestandene Entschädigung — und sie fordern sehr bescheiden — nur einen dürftigen Ersatz für das, was sie verlieren, gewährt; ein Ersatz, der aber zur geringfügigsten Unbedeutendheit herabsinkt, verglichen mit dem Rechte, welches sie durch den ihnen angethanen Zwang erworben haben. Es gibt Dinge, die unbegreiflich scheinen und doch eisern fest stehen. So war auch schon vor fünf Jahren die Justemilieubahn nach Köthen, zu der die Actien gezwungen wurden, in den Augen aller Verständigen ein Unding; Jeder wußte und fühlte es, und doch war eine eiserne Nothwendigkeit da, so zu bauen, wie Niemand Lust hatte. Es werden nicht neue fünf Jahre vergehen, bis man zur Ueberzeugung wird gekommen seyn, daß es dringendere Aufgaben gab, als von Berlin zwei Bahnen, so nahe an einander, nach der Elbe zu bauen. Dann freilich ist die Reue zu spät.

Die Neuigkeiten der lezten Zeit muß ich in kurzen Worten nach so langen Betrachtungen zusammenfassen. Im Hoftheater hat sich etwas Außerordentliches ereignet; was nie geschehen, hat sich im Jahre 1843 zugetragen: die Einnahme hat ein kleines Plus über die Ausgabe geliefert. Herr von Küstner soll 5000 Thlr. Ueberschuß an die Staatskasse abgeliefert haben. Daß eine bessere Honorirung der Dichter oder ein Tantièmesystem einzuführen beabsichtigt wäre, wird nicht erzählt. Hr. v. Küstner hat in den Streitigkeiten mit Meyerbeer einstweilen gesiegt, indem er sein kontraktliches Recht nachgewiesen hat. Nun heißt es, Meyerbeer wolle abgehen, da er ein eben solches kontraktliches Recht hat, welches durch das Hrn. v. Küstners beeinträchtigt wird. Es ist nur ein neuer Aufguß des alten Streites zwischen Graf Brühl und Spontini und Graf Redern und Spontini. Sollte man nicht endlich darauf kommen, wo die Wurzel des Uebels liegt, das bei den verschiedensten Persönlichkeiten immer in gleicher Art wieder auftauchen muß? Ein Opern- und ein Theaterdirektor coordinirt am selben Theater sind so unverträgliche Stoffe, als es Belgien und Holland waren. — Der Schauspieler Döring ist für die Hofbühne gewonnen, und gegenwärtig gastirt Mad. Birch-Pfeiffer hier mit neuen eigenen Stücken. — Dem Studentenball ist ein Professorenball gefolgt, wo die Studenten als Gäste erschienen und eine ungezwungene Heiterkeit und Vertraulichkeit herrschte, als wären alle Wunden geheilt. — Für Jahn wird gesammelt, um dem Veteranen sein Berghaus in Freiburg zu erhalten; es ist nicht zu zweifeln, daß die Sammlung von Erfolg seyn wird. Wie mancherlei Erinnerungen erwachen dabei! — Auch für eine neue Kirche in dem neuen Stadttheile bei Moabit wird subscribirt, und viel von einem Grundstück gesprochen, welches man dem Professor Hengstenberg zu schenken beabsichtigt. — Das Ordensfest hat insofern die Erwartungen getäuscht, als man die Statuten des Schwanenordens publicirt erwartete. Dagegen hat die Ertheilung eines Ordens an den Direktor des königsstädtischen Theaters, den Commissionsrath Cerf, in allen Kreisen, wo er bekannt ist, viele Theilnahme erweckt, da die vielseitige und unermüdliche Thätigkeit dieses Mannes nie der ihr gebührenden, gerechten Würdigung im Publikum entbehrte, und diese zwar späte Auszeichnung ihr das Siegel aufdrückt. — Ein Concert von Volksliedern aller Nationen wurde plötzlich abgeändert, gewiß nicht, wie man behaupten will, deßhalb, weil darunter auch die Marseillaise und die Riegohymne vorgetragen werden sollten. Denn sonst, wenn man die Manifestation zu demokratisch freisinniger Aeußerungen befürchtete, würde man schwerlich die öffentliche Vorlesung der Aristophanischen Frösche durch Kopisch mit Musikbegleitung von Kemmer in der Singakademie zugelassen haben, die aber zu allgemeiner Befriedigung und ohne alle Unruhe erfolgt ist. Von den wissenschaftlichen Vorlesungen in der Singakademie berichte ich Ihnen das nächstemal.

Beilage: Literaturblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 50.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 27. Februar 1844.

Ein Fernſichtiger tadle nur
Euch Bilder aus der nächſten Flur;
Vielleicht daß er euch Duldung gönnte,
Wenn er in's Nahe ſehen könnte.
Karl Mayer.

Naturbilder.

(Vergl. Morgenblatt Jahrgang 1843, Nr. 220.)

1. Der Sonne Spiegel.

Ich bin der Sonne Spiegel geweſen,
Sie hatte dazu mich auserleſen!
So meint der winzige Tropfen Thau
Und ſtirbt zufrieden auf grüner Au.

Ich bin der Sonne Spiegel geweſen,
Sie hatte dazu mich auserleſen!
So murmelt der Bach auf ſeinem Gang
Und zieht gar fröhlich das Thal entlang.

Ich bin der Sonne Spiegel geweſen,
Sie hatte dazu mich auserleſen!
So ſagt der See und harret ſtill,
Ob morgen ſie wieder ſich ſpiegeln will.

2. Der Wellen Trachten.

Wie liefen die Wellen und ſprangen
Da drunten im Bach ſo wild!
Sie wollten gar gern empfangen
Der Sonne ſchönes Bild.

Wohl ſahn ſie fliehend es glänzen,
Doch faſſen konnten ſie's nie;
Zuletzt an des Waldes Grenzen
Geſchah's, ſie wußten nicht wie.

Sie weilten kaum und ruhten,
Da war's gar bald geſchehn:
Da blieb in den klaren Fluthen
Das Bild gar ſtille ſtehn.

3. Baum, Bach und Wind.

Zum Baume, der am Bache ſtand,
Verwundert ſprach der Wind:
Was ſtehſt du hier am Bachesrand
Und blickſt hinab ſo unverwandt?
Da ſprach der Baum: Schau nur, wie rinnt
Der Bach vorbei ſo gar geſchwind —
Weißt du, wo er ſein Ende findt?

Der Wind, der lacht ihm in's Geſicht:
Macht das dir ſo viel Pein?
Das weiß der Bach ja ſelber nicht!
Was grübelſt du denn, armer Wicht?
Steh immer hier ſo trüb' allein,
Ich will des Bachs Gefährte ſeyn! —
So ruft er und läuft hinterdrein.

4. Der Bäume Verwunderung.

Lüfte, Vögel wurden ſtumm,
Stille wird es allgemach;
Drunten nach dem kleinen Bach
Sehn ſich nun die Bäume um —
Und er murmelt vor wie nach.

Und ſie fragen: ei warum
Wirſt du erſt am Abend wach?
Warſt du doch den ganzen Tag
Immerfort ſo ſtill und ſtumm! —
Und er murmelt vor wie nach.

5. Bach und Au.

Das Bächlein muß ſich winden,
Sich ſchlängeln ſchlank und ſchlau,
Den Ausgang aufzufinden
Aus dieſer grünen Au:
Sie will's nicht laſſen gehn zum Ziel,
Weil ihr es gar ſo wohlgefiel.

Doch nein! es hat vor allen
Die friſche grüne Au
Dem Bächlein ſo gefallen,
Drum zögert's nun, o ſchau!
Es möchte weilen gar zu gern
Und muß doch eilen in die Fern.

6. See und Tropfen.

Wie iſt der Tropfen doch ſo klein
Gen jenen See da drüben!
Und dennoch, wirfſt du ihn hinein,
So wird der Tropfen ganz allein
Die glatte Fläche trüben.

Wie iſt der See ſo rieſengroß,
Dem Tropfen hier verglichen!
Doch, reißt nur einen Tropfen los,
So zittert gleich der Waſſerſchoos
Und fühlt, daß er entwichen.

7. Himmel und Wolken.

Der Himmel blickt von ferne
Hernieder auf Wald und Au:
Im Lenzſchmuck ſieht er gerne
Die Erde, die ſchöne Frau.

Die neidiſchen Wolken grollen
Und zürnen drob ihm ſchwer;
Sie thürmen ſich hoch und rollen
Wie Berge ſich vor ihm her.

Er läßt ſie toben und ſchnauben,
Als wär' ihm nichts bewußt:
Er weiß, ſie können ihm rauben
Nicht lange ſeine Luſt.

8. Nachtigall und Roſe.

Im Dickicht harrt die Nachtigall,
Bis vor der Nacht die Dämmrung flieht:
Dann ſtimmt ſie an mit hellem Schall
Ihr allerſchönſtes Lied.

Voll heimlich ſüßer Wonn' ihr Ton
Entquillt der lieberfüllten Bruſt:
Die Roſ' erwacht im Traum davon
Und glüht in Scham und Luſt.

9. Waldvöglein.

Waldvöglein weiß ein einzig Lied,
Das ſingt es den ganzen Tag:
Vom Morgen früh bis die Sonne flieht
Erklingt das Lied im Hag.

Die Bäume blicken den Sänger an,
Sein Lied verſtänden ſie gern:
Doch — Eine, die es verſtehen kann,
Sein Liebchen, iſt ihm fern!

(Schluß folgt.)

Paul.

(Fortſetzung.)

Indeſſen kam die Stunde heran, wo man auf dem Schloß die Kerzen anzündete und ſich zum Brautreigen aufſtellte. Eine ſehr dauerhafte Reiſekutſche hatte ſchon zwei Tage früher den Bräutigam herangeführt. Sein Antlitz war glatt und leer wie der lezte unbeſchriebene Bogen ſeiner Contobücher; aber der Kenner menſchlicher Mienen konnte bemerken, welch große Summen ſich erſt hatten anhäufen müſſen, ehe jenes leere Blatt kam, welche kommerziellen Kämpfe, welches Füllhorn arithmetiſcher Gleichungen und Ungleichungen ausgeſtürzt war, ehe jener friedliche glatte weiße Bogen erſchien. Herr v. Potter war keineswegs eine kleine Krämerſeele, er hatte ſchwere Prüfungsſtunden in nächtlicher Stille an ſeinem Comptoirpult hingebracht, er hatte ſich in gefährliche Deutungen eingelaſſen und geniale Sprünge auf dem ausgeſpannten Seil kommerzieller Bilanzen gemacht;

aber als die glücklichen Zahlen nun einliefen, wurde er gemächlich und träge, hoffärthig und eitel, und ſtreckte ſeine Hand nach einem Adelsbrief und nach einer alternden Baroneſſe aus.

In der Familie, in der er jezt ſeinen Einzug hielt, wurde Herr v. Potter gründlich gehaßt; dieß ſtörte jedoch den Gleichmuth ſeiner Seele nicht im mindeſten; er lebte der Ueberzeugung, daß ſeine Wege und die ſeiner neugeworbenen Verwandten ſofort nach dieſer erſten und lezten Berührung ſich in meilenweiter Entfernung von einander halten und nur in dem Fall eine Annäherung ſtattfinden würde, wenn ſeine neuen Vettern ihn nöthig haben ſollten. Alsdann wollte Herr v. Potter gerne mit Hab und Gut behülflich ſeyn, denn er war im Grunde ſeines Herzens ein gutmüthiger Mann, keineswegs, wie die meiſten ſeiner Standesgenoſſen, in jenen erbitterten Meinungskrieg gegen den Adel verwickelt, obgleich es ihm an dem Stolz des Mannes, der ſeinen Weg ſich gebahnt hat, nicht fehlte.

Dieſer Mann trug, als er auf Schloß Brunswick erſchien, einen ſehr bequemen feinen Rock von koſtbarem Stoffe, der ſo kunſtfertig zugeſchnitten war, daß der Träger des Rocks das Anſehen hatte, als könnte er einſt ſehr korpulent werden, da er es doch ſchon in dem höchſtmöglichſten Grade war. Uebermäßiges Geſchmeide, goldene Ketten, Ringe und dergleichen waren gänzlich verbannt; Herr v. Potter hatte genugſam in guter Geſellſchaft gelebt, um zu wiſſen, wie mißfällig am Anzuge der Männer dergleichen Schauſtellungen aufzufallen pflegen. Seine Braut erſezte, was ihm fehlte. Wie alle Verwachſenen liebte ſie Geſchmeide über alle Maßen und behing ſich an ihrem Ehrentage mit blizendem Schmuck in ſo reichlicher Fülle, daß ſie einem lebendig gewordenen Bijouterieladen glich. Immer noch fand ſie ein Plätzchen, wo ſich eine Agraffe, ein Ring, eine Nadel anbringen ließen. Zulezt trat ſie funkelnd wie eine kleine Fee, roth, erhizt und mit blizenden Augen aus ihrem Putzgemach hervor. Ein koloſſaler Brautkranz ſaß auf einem Lockenthron und ließ ſeine ſilbernen Blüthen in großer Fülle ſchimmern. Zwölf Brautjungfrauen führten die Braut im Triumph dem Bräutigam entgegen, der eine unwillkührliche Bewegung des Staunens machte, als er den Zug ſich nähern ſah.

Die Traurede begann, die Ceremonie war beendet und ein Conzert von ſchluchzenden Stimmen ließ ſich hören, die die üblichen Wehklagen laut werden ließen. Umarmungen, Glückwünſche, dann ein lang dauerndes Hochzeitmahl. Wir dürfen nicht umſtändlich die Genüſſe und Freuden dieſes Feſtes ſchildern, aus Furcht, den raſchen Gang unſerer Erzählung zu hemmen; genug, daß die Geſellſchaft zehn Tage lang, altem Gebrauche gemäß, beiſammen blieb und daß man am eilften Tage ſich berieth, ob man nicht noch länger beiſammen bleiben wolle. Es war dazu mehr als eine Veranlaſſung vorhanden; erſtlich konnte eine Hochzeit unmöglich ſo gleichſam zwiſchen Thür und Angel abgemacht werden, dazu liebte ſich die ganze Sippſchaft unter einander zu ſehr, zweitens und dieſer Saz wurde mit beſonderer Lebhaftigkeit aufgeſtellt, mußte dem abziehenden Soldat-Studenten eine Aufmerkſamkeit und eine lezte Ehre erwieſen werden, die dieſer junge Mann erwarten durfte, wenn er an das Herz ſo vieler zartfühlenden Couſinen und edeldenkenden Tanten appellirte.

Unter den Luſtbarkeiten zeichnete ſich ein alterthümlicher Tanz aus, der mit großer Ernſthaftigkeit begann und im Tumult des wildeſten Laufs endete. Zum Schluſſe dieſes barocken Vergnügens vereinigten ſich die Männer, hoben die Braut auf ihre Schultern und durchzogen mit ihr unter dem Jubelgeſchrei der Menge die ganze Reihe der feſtlichen Gemächer. Ein anderes Feſt war die Wahl einer neuen Braut, indem man den Brautkranz verſteckte und ſämmtliche junge Mädchen darnach ſuchen ließ. Dieſes Spiel bot dem Muthwillen und der feinern oder gröbern Koketterie der jungen Schönen, ſowie den Neckereien der alten und jungen Männer den willkommenſten Spielraum. Der abſichtlich ſchlecht verſteckte Kranz, an dem die ſuchende Schöne willentlich oft vorbeigewandelt war, wurde eilfertig und ungeſehen tiefer geſchoben, wenn eine minder beliebte Kranzſucherin ſich nahte. Oft fanden ſich ſechs oder ſieben Brautkränze, arge Verfälſchungen des ächten, und ſomit wurde die Stimme des Orakels trügeriſch und ein Kampf begann, welches der Mädchen den ächten Brautkranz gefunden. Ganz beſondere Ceremonien waren mit der Heimführung der Braut verbunden: wieder Lieder, wieder Aufzüge, wieder Scherze. Der Rittmeiſter und Paul waren unermüdlich in plumpen und anſtößigen Neckereien, ſämmtlich im Geſchmack des friſchen, freien Landlebens. So brachten ſie, als die Thür der Brautkammer ſich endlich ſchloß, dem jungen Paare ein Charivari vom ausgedehnteſten Umfange und in den wildeſten, ohrzerreißendſten Tönen. Der Rittmeiſter, als ein invalider Leierkaſtenmann verkleidet, Paul als eine herumziehende Harfeniſtin, ſeine jungen Freunde als Currentſchüler, die kleinern unter ihnen in Thiermasken verſteckt, bildeten zuſammen eine infernaliſche Kapelle, deren Wirkſamkeit ſelbſt die geduldigſten Nerven zur Verzweiflung bringen konnte. Als der Lärm am ärgſten war, ſah man die Thür ſtürmiſch aufgeriſſen und das Brautpaar erſcheinen; er im Schlafrock von rothem Seidendamaſt, ſie in einem kurzen Röckchen mit der Nachthaube, und auf derſelben den Brautkranz. Beide wollten eine zürnende Rede halten, aber ein tobendes Gelächter ließ ſie nicht zu Worte kommen. Nach einigen Späßen verlor

sich die Bande und durchzog tobend die Gänge und entfernten Zimmer des Schlosses.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Köln, Februar.

Das neue Strafgesetz. — Preßverhältnisse.

Der Landtagsabschied für die Rheinprovinz ist nun erfolgt, und es möchte vielleicht jezt an der Zeit seyn, mit einigen Worten den Eindruck zu schildern, welchen derselbe bei der Masse der hiesigen Bevölkerung gemacht hat. Leider muß ich bemerken, daß die Resultate desselben gerade nicht geeignet waren, eine heitere Stimmung zu erwecken, und daß der Geist des Mißtrauens von Neuem die Gemüther auf betrübende Weise erfaßt hat. Wie der Rheinländer im gesellschaftlichen Leben sich gern auf die Originalitäten seines Charakters etwas zu gute thut und dem Fremden gegenüber mitunter sogar dieses Gemisch von Derbheit und Gutmüthigkeit, von Offenheit und Eigenliebe auf etwas abstoßende Weise zur Schau trägt, so nimmt er auch keinen Anstand, diese Eigenthümlichkeiten auf sein öffentliches Leben überzutragen, und fühlt sich tief verlezt, wenn an dem Palladium seiner Freiheit, das er mit Argusaugen hütet, auch nur leise gerüttelt wird. Ein Feind jedes Zwanges und stolz auf die Bewahrung seiner bürgerlichen Rechte hängt er mit unendlicher Liebe an seinen Gesetzen, welche ihm diese Güter verbürgen und den Geringsten wie den Höchsten vor ihrem Forum gleich stellen; und da kein mystischer Schleier das Antlitz der Themis verhüllt und Jedem gestattet ist, frei und offen in dasselbe zu schauen, so verbreitet sie dadurch einen Zauber um sich, der alle Klassen des Volkes durchdringt und eine ungeheuchelte Ehrfurcht, das unbeschränkteste Vertrauen und die glühendste Liebe für sie erzeugt. Aus diesen wenigen Andeutungen werden Sie ersehen, welchen schwierigen Stand die Regierung hatte, als sie das neue Strafgesetz den rheinischen Ständen vorlegte; eben so aber wird es Ihnen erklärlich seyn, warum diese dasselbe mit so auffallender Einhelligkeit zurückgewiesen haben. Was in diesem Gesetz für die übrigen Provinzen des Staates als ein merklicher Fortschritt betrachtet werden mußte, konnte hier nach dem Geiste der rheinischen Gerichtsverfassung nicht in gleicher Art in allen seinen Theilen Anwendung finden, und besonders waren es drei Punkte, welche die Verwerfung desselben durch die rheinischen Landtagsdeputirten herbeigeführt haben: daß nämlich darin die körperliche Züchtigung aufgenommen war, der Grundsatz der Gleichheit vor dem Gesetz keine Geltung fand, und die Befürchtung einer Beschränkung der Geschworenengerichte die Gemüther erfaßte. Dennoch steht mit Gewißheit zu erwarten, daß das Strafgesetz — wenn auch vielleicht noch mit einigen Modifikationen — auch hier in der Rheinprovinz mit Consequenz durchgeführt werden wird, und wenn auch allerdings nicht in Abrede gestellt werden kann, daß die Regierung sich in ihrem Rechte befindet, wenn sie ein so hochwichtiges Gesetz, welches den Bedürfnissen und der politischen Entwicklung aller übrigen Landestheile zu entsprechen scheint, deßwegen nicht zurückziehen oder gänzlich umformen kann und will, weil eine einzige Provinz sich dagegen erklärt, so läßt sich doch die für jeden Vaterlandsfreund betrübende Thatsache nicht wegläugnen, daß hiedurch das Mißtrauen der Rheinländer von Neuem erregt und der Saamen der Unzufriedenheit abermals reichlich ausgestreut worden ist. Diesen Bemerkungen will ich zugleich einige Betrachtungen über den gegenwärtigen Stand unserer Preßverhältnisse anschließen. Auch hierin sieht man Enttäuschung. Träte Nikolaus Becker jezt noch einmal mit einem Rheinliede auf, so würde wahrscheinlich dessen Wiederhall nicht mehr stark genug seyn, um den gallischen Hahn zum Schweigen zu bringen. — Traurige Geständnisse, die aber auf Wahrheit beruhen! — Ich für meinen Theil glaube, die Regierung hat dadurch nichts gewonnen, daß sie den Stand unserer politischen Blätter wieder auf Null zurückgeführt und somit dem Publikum die Erklärung gegeben hat, daß es die Probe, welche wegen seiner politischen Reife angestellt wurde, nicht bestanden habe. Sonderbar! und doch muß der unbefangene Beobachter bekennen, daß in der Zeit, wo die Scheere der Censur nicht so häufig und streng gebraucht wurde, wo man der öffentlichen Stimme einen stärkern Ton anzuschlagen erlaubte, wo der Volkswiz und mithin auch der Volkssinn sich freier und ungebundener aussprechen durfte — daß in jener Zeit sich bereits die bis dahin vermißte Nationalgesinnung kräftig auszubilden begann, daß provinzieller Egoismus immer mehr verschwand, und daß das Verhältniß der Regierten zu den Regierenden inniger und vertrauungsvoller wurde, weil die Mittel, welche man hiezu verwendete, natur- und zeitgemäß waren und in dem Herzen des Volkes Wurzel schlugen. Auch diese Blüthen, welche sich unfehlbar aus einem solchen Gewächs entfaltet hätten, sind als welke Knospen abgefallen. Lassen Sie mich einen Augenblick am Grabhügel der weiland Rheinischen Zeitung verweilen, die zum Schmerz ihrer Freunde und zur Freude ihrer Feinde so plötzlich ihre irdische Laufbahn beschloß und von welcher die erstern behaupten, daß ihr die seidene Schnur zugeschickt worden sey, während die lezteren betheuern, daß sie als Selbstmörderin geendet habe. Wer vermag dieß zu entscheiden! — So viel steht aber fest, daß die Kölnische Zeitung herzlich froh war, von einer Rivalin befreit zu werden, die mit weiblichem Eigensinn es nun einmal darauf angelegt hatte, vor dem Publikum ohne Schminke, Reifrock und Fächer zu erscheinen, und so kühne Sprünge machte, daß „die gute Kölnische" ihres Rufes wegen genöthigt ward, auch mitunter einen Seitensprung zu thun, was ihr mit Hülfe eines erfahrenen Doktors auch recht gut gelang. Allein Undank ist der Welt Lohn! Kaum war die Nebenbuhlerin zur Erde bestattet, so wurde dem Doktor erklärt, daß das Unwohlseyn völlig vorüber sey, und daß man sich wieder stark genug fühle, auch ohne seine Elixire auf den Beinen zu bleiben, was auch unter den obwaltenden Conjuncturen ganz gut gelang, obgleich das Publikum dabei wahrlich nichts gewonnen hat. Aber sogar die Kölnische Zeitung läßt die Censur nicht friedlich ihres Weges ziehen, und die Redaktion dieses Blattes ist genöthigt worden, sich an das Obercensurgericht zu wenden, weil der hiesige Censor in einer die Hauptereignisse des verflossenen Jahres umfassenden Uebersicht so viele Stellen gestrichen hatte, daß besagter Artikel nicht erscheinen konnte. Besonders streng werden auch Gegenstände überwacht, die sich auf die gegenwärtigen Zustände Irlands beziehen, und mir selbst ist ein spezieller Fall bekannt, wo einer Broschüre über O'Connell das Imprimatur versagt worden ist, obgleich dieselbe nicht einmal in deutscher, sondern in französischer Sprache geschrieben war.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 17.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 51.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 28. Februar 1844.

Ei, fürwahr, dich lehrten, Telemachos, ſelber die Götter,
Hoch zu führen das Wort und entſchloſſenes Muthes zu reden!

Homer.

Paul.

(Fortſetzung.)

Die frohen Feſte ſchloßen mit einer Rede des Schulmeiſters. Er beſtieg zu dem Zwecke einen Tiſch und richtete an die begeiſterte Verſammlung folgende Worte: „Hochgeborne Herrn und Frauen, hochgeehrte Gönner und Freunde! Bald werden wir unſern Telemachum nicht mehr ſehen. Er zieht in die Fremde und wird jene großen Völkerſtraßen wandeln, auf denen ſich die Bevölkerung unſeres Welttheils in nie raſtender Bewegung umtreibt. Vielleicht beſteigt er auch ein Schiff und Stürme und Wellen führen ihn weiter und immer weiter von der Stätte ſeiner Geburt, aus den Armen ſeiner Freunde fort. (Hier fingen die Thränen der Legationsrathin an zu fließen, die ſogleich einige Schleußen verwandtſchaftlicher Schmerzensfluthen aufzogen.) Erinnert euch, meine Gönner und Freunde, wie zur Winterszeit, wenn Boreas den Hain durchwüthete, der Schlitten unſeres jungen Telemachi das Rohrgeflecht des See's durchbrach und über die ſeufzende Eisdecke dahinflog, durch die kalte Winternacht das melodiſche Geklingel ſilberheller Glöcklein ſpendend, oder wie er, unter dickbeſchneiten Tannenzweigen mühſam hingleitend, endlich anlangte am Hauſe des Amtmanns, begrüßt vom Lichtgeflimmer, das auf dem Schnee draußen roth ſich malte. Erinnert euch deſſen, meine Gönner, erinnert euch, wie da unſer Telemachus, die Taſchen mit Zuckerwerk gefüllt, in den Kreis jubilirender Kinder trat und ſeine Spenden vertheilte, wie er den Weihnachtstiſch zurüſten half und goldene Nüſſe dem Heſperidenbaume aubeftete. Oder ſoll ich euch unſern Telemachum in ſeinem ſommerlichen Habitus ſchildern? Wie er um die Linde des Dorfes den Erntereigen mittanzt, eine jugendliche Nymphe Calypſo an der Hand? (Hier lauſchten ſämmtliche junge Couſinen mit geſpannter Aufmerkſamkeit.) Wie er die Heuppramide erklettert und die jungen Burſche des Dorfes, die beſten Kletterer beſiegt? Gut, aber vergeßt nicht, daß der Sohn unſeres erlauchten Ulyſſes (Der Legationsrath nickte gnädigen Beifall, der Onkel Lorenz murmelte laut: heidniſches Zeug!) auch im Herbſt und Frühling ſo gut wie im Sommer und Winter der Theilnehmer und Genoſſe unſerer Freuden und Leiden war. Ich ſage Leiden, denn ihr werdet Euch beſinnen, Freund Amtmann, daß als Euch Euer Knäblein krank darnieder lag, unſer junger Telemachus es war, der in böſen Nachtſtunden fünf Meilen zurücklegte, den Arzt zu rufen, und als menſchliche Hülfe nichts nützte, er uns des Knäbleins verblichene Hülle beſtatten half und mit uns das Lied ſang, das das Erbarmen Gottes herabruft auf den armen dahin-

gegangenen Sohn der Erde. Amtmann, Ihr habt das nicht vergessen! (Die Frau des Amtmanns schluchzte laut.) Nun denn, weiser und tapferer Sohn eines nicht minder weisen und tapfern Vaters, ziehe hin! ich sage, ziehe hin! besehe dir die Völker der Erde, wandle zwischen Aufgang und Niedergang, laß die Winde über dein Haupt wehen und hindere den Staub nicht, auf deinen Sohlen sich zu lagern. (Die Cousinen kichern.) Pflücke die Blume, die dir erlaubt ist zu pflücken, aber trachte nicht darnach, Eichbäume an deinen Hut zu stecken. (Die Cousinen lachen laut. Die Versammlung wird sehr munter.) Mache, daß du einen Freund dir erwirbst für die Abendstunden; denn so lange die Sonne scheint, fehlt's nie an Freunden, aber wenn es Abend um uns wird und die Nacht uns bevorsteht, da flieht jegliche gesellige Creatur und der alte Mensch ist der Menge ein Gespött. Dann, weiser Telemachus, wenn die Jahre kommen, daß du dir eine Gefährtin aussuchest, so laß sie seyn, gleich wie das Buch Hiob sagt, einen Sack voll köstlicher Würze, eine Apothekerbüchse, die von Myrrhen und Kampher überfließt. (Alles lacht; tumultuarische Bewegung.) Eine solche Gefährtin macht unsere Tage gleitend und unsere Lebensstunden voll guten Humors. Wir schmecken und fühlen dann die Süßigkeit des Herrn, der uns eine seiner höchsten Gnaden, ein tugendhaft Weib, bescheert hat. Amen."

Mit diesem Schluß der Rede waren Alle sehr zufrieden, denn Niemand konnte oder wollte etwas dagegen haben, daß ein tugendhaftes Weib eine der höchsten Gnaden des Herrn genannt wurde. Der Schulmeister verließ seine Rednerbühne und erhielt von den jungen Damen einen Kranz auf's Haupt gedrückt, dessen Blätter ihm so tief in's Gesicht fielen, daß von dem ganzen begeisterten Antlitze des Redners nur die ungemein spitzige und rothglühende Nase hervorblickte, ein Umstand, der nicht wenig dazu beitrug, das Eigenthümliche und Feierliche des Moments zu erhöhen.

Unser Held, als ein abgesagter Feind aller Sentimentalität, gefiel sich darin, die Abschiedsscenen, die nun folgten — denn der Reisewagen, in dem schon der Rittmeister saß, hielt vor der Thüre — so viel wie möglich in kleine burleske Auftritte zu verwandeln. Er erschien vor der Legationsräthin, die sich in unbeschreiblich gerührter und feierlicher Stimmung befand, mit einem Glas Zuckerwasser in der Hand, indem er sagte: „Hier, liebe Mutter, bringe ich Ihnen ein Beruhigungsmittel, damit Sie die Trennung von Ihrem Lieblinge bestens überstehen." Die Legationsräthin trank schluchzend das Glas leer und nestelte dann ein kleines goldenes Kreuz von ihrem Halsschmucke los und schob es in den zugeknöpften Reiserock des Sohnes, ohne dabei eines Wortes mächtig zu seyn. Paul wandte sich schnell ab und zu seinem Vater, dem er feierlich versicherte, daß er mit dem großen Stern oder gar nicht zurückkehren werde. Für beide Oheime fand er ähnliche Ableitungsmittel, um ihren theils sarkastischen, theils redlich gemeinten Lebensregeln zu entgehen. Von der Tante hatte er schon Abschied genommen, denn diese war vor ihm abgereist. In der Vorhalle befand sich die Dienerschaft versammelt; er schlüpfte eilig durch ihre Reihen durch, und dann auf der Thürschwelle stehen bleibend, rief er ihnen zu: „Lebt wohl! lebt wohl! Ich bin bald wieder da!" Damit sprang er in den Wagen, und dieser mußte nicht durch's Dorf fahren, denn sonst hätte man vor jedem Hause stille halten müssen, sondern auf einem Umwege durch's Tannenwäldchen. Während die dunkelsten Schatten der alten Fichten sich über den Reisewagen lagerten und Paul ganz sicher seyn konnte, vom Rittmeister nicht bemerkt zu werden, brachte er das kleine Kreuz hervor und küßte es.

Als der Wagen die Grenzscheide des Gebiets der Brunswicke erreichte, stieg Paul aus. Die Abendsonne beleuchtete gerade den Grenzpfahl, der zugleich die Funktion eines Wegweisers ausübte und auf einem dünnen Arm mit ausgestrecktem Finger den Namen der nächsten Stadt in sehr trostreicher, leserlicher Schrift führte. Vor diesem Grenzpfahl blieb Paul stehen, zog den Hut ab, und eine tiefe Verbeugung machend, rief er in respektvollem Tone: „Mein Herr, leben Sie wohl. Wenn ich wieder komme, hoffe ich, Sie noch immer in der liebenswürdigen Magerkeit zu finden, in der ich Sie jetzt sehe. Möge keine Macht der Erde, keine noch so arge politische oder moralische Erschütterung Sie bewegen, Ihren Arm, den Sie jetzt so tapfer bereits ein Vierteljahrhundert zur Belehrung und Zurechtweisung der irrenden Menschheit ausgestreckt halten, sinken zu lassen. Wenn das geschähe — ich und alle Patrioten würden es schmerzlich empfinden. Mein Herr, ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen!" Nochmals eine tiefe Verbeugung. Der Rittmeister, der mit Aufmerksamkeit diesem Abschied, den der Erbe von seinem Besitzthum nahm, zugeschaut hatte, bemerkte, man müsse eilen, damit die nächste Poststation noch vor Nacht erreicht werde. — „Ich bin bereit!" rief Paul, und der Wagen fuhr jetzt ohne weiteres Hinderniß seine Straße hin.

(Fortsetzung folgt.)

Naturbilder.

(Schluß.)

10. Ströme.

Ströme kommen viel gezogen,
Kommen aller Enden her:

Dunkle Wogen, helle Wogen,
Alle münden in das Meer.

Ob ſie ſchäumend raſch gezogen,
Oder träumend, trüb und ſchwer:
Wilde Wogen, ſtille Wogen,
Alle münden in das Meer.

11. Blattes Loos.

Ein Blättlein auf dem Baume war
Des andern Geſell das ganze Jahr;
Sie wohnten im Gipfel beiſammen dicht
Und ſprachen im Herbſt: wir laſſen uns nicht!

Sie fielen, und fallend riefen ſie beid':
Wir bleiben vereinigt allezeit!
Da kommt der Wind und ſchleudert ſie fort,
Das eine liegt hier, das andere dort.

12. Sonnenſpiegel nochmals.

Wenn ſich die Sonne ſpiegeln will,
Bedarf ſie keiner Meere:
Im kleinſten Tropfen ſpiegelt ſtill
Sich ab die ewige, hehre.

Doch wär' ein Sumpf auch meilengroß,
Er kann ihr Bild nicht faſſen;
Im Klaren will die Klare bloß
Ihr Antlitz blicken laſſen.

13. Bach und Mondſchein.

Der Mondſchein flüſtert: du Bächlein hell,
O weile, laß dich betrachten!
Doch murmelnd eilt es hinweg gar ſchnell,
Will ſeiner gar nicht achten.

Beſtändig verfolgt's der blaſſe Geſell,
Er will's noch küſſen zum Scheiden:
Da wendet es ſeitwärts ſich zur Stell'
Und birgt ſich unter den Weiden.

14. Sonne und Mond.

Die Sonne mag nicht ſcheiden gern,
Der Abend iſt ſo ſchön,
Noch einmal blickt ſie aus der Fern
Herüber die Bergeshöhn.

Der Vollmond kann's erwarten kaum,
Daß ſie von hinnen geht:
Schau, wie er drüben am Waldesſaum
So ſehnlich harrend ſteht!

15. See und Himmel.

Gen Himmel ſchaut die blaue Flut,
Da droben wär' ſie gerne!
Sie weiß nicht, daß im Schoos ihr ruht
Das ganze Heer der Sterne.

Der Himmel aber ſchaut herab,
Da drunten wär' er gerne:
Er wähnt im dunkeln Waſſergrab
Begraben ſeine Sterne.

16. Der Abendwind.

Wie ſäuſelt lind
Der Abendwind
Den Blumen zu,
Bis alle ſind
In guter Ruh!
Dann aber ſagt
Er gute Nacht
Den Vögelein
Im ſtillen Hain
Und — ſchlummert ein.

A. Schults.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Köln, Februar.

(Fortſetzung.)

Volkscharakter. — Theater. — Dombau.

Doch laſſen wir die Politik und kehren wir uns zu einem freundlicheren Bilde, zu dem hieſigen Volksleben und den ſich daraus bildenden ſocialen Verhältniſſen. Der Charakter des Kölners iſt ein Gemiſch von derber Geradheit und ungekünſtelter Offenheit. Gewohnt, ſeine Meinung frei und unumwunden zu ſagen, iſt er kein Freund großer Umſtände und Phraſen, und ſteuert gern auf dem kürzeſten Wege auf das Ziel los, welches er in's Auge gefaßt hat. Er achtet den Fremden und nimmt ihn bereitwillig und herzlich in ſeiner Mitte auf, ohne zu fragen, woher er kommt, wohin er geht und weß Standes er iſt; es genügt ihm, wenn ſein Entgegenkommen mit gleicher Herzlichkeit erwidert wird, und es freut ihn, wenn der Gaſt auf ſeine Denkweiſe und ſeine Gewohnheiten einzugehen bemüht iſt. Dabei aber iſt er keineswegs Cosmopolit, Alles, was ihn an ſeine Vaterſtadt kettet, erhebt ſein Herz, erfüllt ihn mit Freude und verleitet ihn nicht ſelten zu Egoismus und Pedanterie. Mit Stolz weiſt er ſeine altebiniſche Abkunft nach und rühmt ſich gern, zu den „kölniſchen Jungens" zu gehören; daher klingen ihm auch die Laute ſeiner plattdeutſchen Mundart äußerſt lieblich, und gern gebraucht er ſie im Umgange mit ſeinen Mitbürgern, wenn er auch einer edleren

Mundart vollkommen mächtig iſt. Er iſt freiheitsliebend, Feind jeden Zwanges und eiferſüchtig auf ſeine Rechte, und dieſe Eigenſchaften ſcheinen ſich wirklich noch im Charakter des Volks aus jenen Zeiten erhalten zu haben, wo Köln dem Bunde der Hanſa angehörte und in der darauf folgenden Periode mit ſeinen Erzbiſchöfen für ſeine Privilegien und bürgerliche Freiheiten blutige Fehden beſtand; aber Unrecht würde man ſeinen Bewohnern thun, wenn man ihnen deßhalb Hang zu Unruhen zuſchreiben wollte; denn bereits tritt bei denſelben der ruhige und bedächtige Charakter der Niederländer merklich hervor und unterſcheidet ſie ſichtbar von ihren Stammgenoſſen, den leicht entzündbaren Oberländern; ja eher dürfte behauptet werden, daß das Gemüth des Kölners zur Verſöhnung geneigt iſt und gern erlittenes Unrecht vergißt, wenn man es wieder gut zu machen bemüht iſt. Wenn er fleißig und thätig in ſeinem Erwerbe iſt und gern Kopf und Hände regt, um etwas zu verdienen, ſo liebt er es aber auch, nach vollbrachter Tagesarbeit hinter einem Schoppen Wein oder einem Glaſe Bier im fröhlichen Geſpräch auszuruhen und durch Witz und Laune, die oft ſcharf und ſarkaſtiſch, ſtets aber originell und treffend ſind, politiſche Gegenſtände und Lokalereigniſſe zu beſprechen. An dieſen Orten, wo man das eigentliche Volksleben und den Volkscharakter auch allein kennen lernen kann und wo jeder Rang verſchwindet und völlige Gleichheit herrſcht, werden die Stadtneuigkeiten freilich mit einer nicht ſelten an Klatſchhaftigkeit grenzenden Geſchwätzigkeit der Oeffentlichkeit preisgegeben, und der Fremde, welcher Zeuge ſolcher Wirthshausſcenen wäre und nicht wüßte, daß Köln eine Bevölkerung von 85,000 Seelen umfaßt, käme in Verſuchung, ſich in eine kleine Landſtadt verſetzt zu glauben. Hier bilden ſich auch die verſchiedenen Coterien, die nicht mit Unrecht unter dem in etwas übelm Geruch ſtehenden Namen „des Kölner Klüngel" an's Licht treten und bis zur jetzigen Zeit durch Minen, die ſie ſich gegenſeitig legen, und wobei die Vetter- und Baſenſchaft eine gewichtige Rolle ſpielt, auf die Einheit und den Gemeinſinn höchſt nachtheilig eingewirkt haben.

Die oberſten Schichten der hieſigen Geſellſchaft, beſtehend aus der Elite der Kaufmannſchaft, der Ariſtokratie und der Beamtenwelt, halten ſich von dem ſogenannten Volksleben ganz fern und beſchränken ſich darauf, im Winter ihre zwar ſehr glänzenden, aber auch mit großer Etikette verbundenen Bälle zu geben und das Theater zu beſuchen, ſowie im Sommer auf ihren Landgütern zu leben oder unter ſich kleine Partien zu machen, daher es denn auch kommt, daß man hier an den öffentlichen Vergnügungsorten die Damen nur ſpärlich erſcheinen ſieht.

Da ich eben des Theaters erwähnte, ſo will ich verſuchen, Ihnen auch dieſes Inſtitut flüchtig zu zeichnen. Man muß Spielberger die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er alle Eigenſchaften eines tüchtigen Schauſpieldirektors beſitzt und daß er auch ſein Publikum zu behandeln verſteht, was hier wahrlich keine kleine Aufgabe iſt. Er hat auch ſchon manchen Strauß in Folge des berüchtigten „Kölner Klüngels" beſtehen müſſen, ſich aber bis jetzt immer bügelfeſt gehalten und ritterlich manche Lanze gebrochen, wobei ihm die Unterſtützung der Beſſern und Einſichtsvollern nie gefehlt hat. Beſondern Fleiß verwendet er auf die Oper, die ſich wirklich in einem ganz erfreulichen Zuſtande befindet. Wir beſitzen ein ſehr vollſtändiges Repertoire, ein trefflich eingeübtes Orcheſter, gute Chöre, geſchmackvolle Dekorationen und mehrere ausgezeichnet brave Sänger und Sängerinnen, von welchen ich nur Dlle. Weixelbaum und Hrn. Formes nenne, welch letztern mit ſeiner ausgezeichnet ſchönen Baßſtimme Spielberger vor zwei Jahren zu bewegen wußte, ſeine Stelle als Küſter zu Mülheim a. R. niederzulegen und zur Bühne überzutreten. Formes verdankt ſeine ganze Ausbildung Hrn. Spielberger, da er zwar eine vorzügliche, aber noch ganz unausgebildete Stimme mitbrachte und Schule nur dem Namen nach kannte. — Dagegen wird das Schauſpiel und namentlich das Trauerſpiel ſehr vernachläſſigt. Wir haben nicht einmal einen mittelmäßigen Tragiker, und ſeit Kunſt hier gaſtirte und durch den „Kölner Klüngel" vertrieben ward, ſind wir leider daran gewöhnt, Melpomene von den Brettern verbannt zu ſehen, und dieß iſt um ſo unverzeihlicher, da der Direktion, bei allerdings großen Ausgaben, doch auch große Mittel zu Gebote ſtehen und die Stadt ihr erſt in der neuern Zeit eine Summe von 4000 Rthlrn. von den kontraktmäßigen Abgaben erlaſſen hat. — An dieſe Betrachtungen ſchließen ſich von ſelbſt einige Bemerkungen über die verſchiedenen öffentlichen Vorleſungen, womit wir dieſen Winter überraſcht worden ſind. So hielt Dr. Garthe Vorträge über Phyſik, Advokat-Anwalt Dr. Theſmar über das Handelsrecht, Dr. C. Grün über Schiller, und Muſikdirektor Rahles aus Düren über die Geſchichte der Muſik. Die drei zuerſt erwähnten Vorträge haben die Grenzen des Gewöhnlichen nicht überſchritten, oder waren doch nicht neu und eigenthümlich in ihrer Art. Dagegen hat Rahles ſeine Aufgabe auf vollkommen befriedigende Weiſe gelöst und in ſeinen Vorleſungen eine Klarheit des Geiſtes entwickelt, die nur eine Folge richtiger Auffaſſung, eigenen Denkens und geſchichtlichen Studiums ſeyn konnte. — An dieſe Vorleſungen wird ſich nächſtens ein ſogenanntes hiſtoriſches Conzert reihen, in welchem die Muſik in ihrer Entſtehung, in ihrem Fortſchreiten und in ihrer jetzigen Geſtalt gezeigt werden ſoll, und wobei es Rahles an belehrenden Erläuterungen nicht fehlen laſſen wird.

Der Bau des Domes ſchreitet unter der Leitung des thätigen und einſichtsvollen Regierungsbaurathe Zwirner ununterbrochen voran, und bereits erhebt ſich das von Grund aus neu erbaute ſüdliche Seitenportal zwölf Fuß über der Ebene des Fußbodens der Kirche. Es iſt indeſſen hiebei eine Epiſode eingetreten, die ich nicht unberührt laſſen kann. Bereits vor einem halben Jahre wurde eine kleine Seitenkirche, der Peſch genannt, abgebrochen und da, wo man früher aus der Trankgaſſe aufſteigend in den Dom gelangte, außer dem bereits früher unbedeckten und mithin ſichtbaren und bis an die Ebene des Fußbodens der Kirche aufgeführten Fundament des Nordportals, daſſelbe in ſeiner ganzen Ausdehnung bis zur Höhe von einem Fuß über der Erde vorgefunden, ſo wie über demſelben die Anlage des 15 Fuß hohen weſtlichen Seiteneinganges des Portals, nebſt einer dem Mitteleingange zuſtrebenden Werkſteinſchicht von einem Fuß Höhe. Es entſtand daher nun die Frage, ob für die Zukunft nach dieſen Anlagen oder nach den ihnen widerſprechenden neuen Anlagen des Südportals fortgebaut werden ſolle, wobei das Publikum natürlich nicht theilnahmlos blieb, da es ſich hiebei angeblich um die Vermehrung eines größern Lichtraumes, um die Weglaſſung von vier vorſpringenden Strebepfeilern bei den Portalen, um die Erweiterung der Seitenthore dieſer Portale um zwei Fuß im Lichten und endlich um die möglichſte Beibehaltung des urſprünglichen Bauplans handelte.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 22.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 52.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 29. Februar 1844.

I speak not to disprove what Brutus spoke,
But here I am to speak what I do know.
Shakespeare.

Novalis und Schiller.

Das Verhältniß beider Dichter.

(Nach bisher ungedruckten Briefen des erſtern.)

In dem Lebensbericht, welchen L. Tieck den Schriften Novalis' * vorſetzte, geſchieht Schiller's mit keinem Worte Erwähnung. In Jena lernte Novalis nach dieſem Berichte in den Jahren 1790 bis 1792 Fichte kennen, und dieſer hatte einen großen und bleibenden Einfluß auf ſein ganzes Leben (S. 14). Aber war denn zu dieſer Zeit nicht auch Schiller in Jena, mit deſſen Perſönlichkeit Novalis doch noch mehr harmoniren mußte, als mit Fichte? — Novalis faßte nach einer andern Stelle (S. 26) den Plan, zu ſeinem geliebten Freunde Herbert in Klagenfurt zu reiſen. Aber der unglückliche Herbert war auch Schillers vertrauter Freund, und Novalis hatte ihn in Jena in der Umgebung Schillers kennen lernen. Doch des Leztern wird auch hier nicht gedacht, ſo wenig als ſpäter (S. 32), wo verſichert wird, Goethe ſey lange Novalis' Studium geweſen. Wird er nicht auch die Werke ſeines geliebten Schiller ſtudirt haben? Tieck ſchweigt. Gleichwohl konnte er Schillers und des jungen von Hardenberg nahes Verhältniß ſchon aus der Biographie der Frau von Wolzogen (B. 2. S. 79) wiſſen. So oft Novalis nach Tiecks Skizze ſpäter auch nach Jena geht — er kommt mit jedem andern, nur, ſollte man glauben, nie mit Schiller zuſammen.

Da Novalis, wie man aus dem zweiten der folgenden Briefe ſieht, ſchon im Herbſt 1791 Jena verließ, ſo kann er Fichten, welcher erſt 1795 an Reinholds Stelle dahin berufen wurde, nicht als Jenenſer Studirender, ſondern erſt ſpäter kennen gelernt haben. Dieß beſtätigen die folgenden Briefe, in denen auch noch nicht von einer, ebenfalls von Tieck erwähnten Bekanntſchaft mit Friedrich Schlegel, ſondern nur mit Schiller, Reinhold und Schmid (wahrſcheinlich der Kantiſche Philoſoph K. Chr. Erh. Schmid) die Rede iſt. Welchen Antheil Schiller an Novalis nahm, und daß er einen großen Einfluß auf deſſen Bildung und Geiſtesentwicklung hatte, geht aus dieſen Briefen deutlich hervor. Zugleich geben ſie uns von Novalis' innigem, warmem Gemüthsleben, beſonders aber von ſeiner begeiſterten Verehrung einer beinahe angebeteten Perſönlichkeit ein rührendes Bild. Für die Aechtheit und den wörtlichen Abdruck dieſer Briefe ſtehe ich übrigens ein: ſie befinden ſich in Schillers Nachlaß. Ein Brief des Kantianers Schmid, in dem wir das Verhältniß ſich knüpfen ſehen, möge die Briefe Novalis' einführen.

Schmid an Schiller.

Jena, den 1. Juli 1791.

— Der brave Vater des jungen Hardenberg weiß es und freut ſich, daß ſeines Sohnes ganzes Herz mit Achtung und Vertrauen Ihnen zugehört; und darauf ſtüzt ſich ſeine Bitte, die ich Ihnen vorzulegen Auftrag habe: Sie möchten das unbedingte Zutrauen, das dieſer

* Novalis Schriften, herausgegeben von L. Tieck und Fr. Schlegel, vierte Auflage.

junge Mensch einem so würdigen Manne gewidmet hat, durch eine gelegentliche und gleichsam ungefähre Unterredung, die ihm sein Rechtsstudium und die ernste Vorbereitung zum künftigen Geschäftsleben wichtig und interessant machte, zu seinem eigenen Besten und zur Beförderung des Wohls seiner Familie, die in seiner Person eine Stütze erwartet, nach Ihrer besten Ueberzeugung benutzen.

Mehr als irgend ein Mensch, können Sie auf diesen guten und anlagevollen Menschen wirken, und der rechtschaffene Vater mißkennt Sie gewiß nicht, wenn er an Ihrem gütigen Willen gar nicht zweifelt ꝛc. Ihr Ihnen gänzlich zugethaner

Schmid.

Paul.

(Fortsetzung.)

Wir haben freiwillig auf das Recht verzichtet, das man seit undenklichen Zeiten den Romandichtern zugesteht, ihren Helden sehr langsam und vor den Augen des Lesers groß werden zu lassen und somit den ganzen ersten Band lediglich für die Kinderstube in Beschlag zu nehmen. Wir eilen rascher vorwärts; es treibt uns, zu jenen Epochen zu gelangen, wo der Kampf beginnt, wo das Einzelwesen mit der Masse in Berührung kommt, wo die Zeit ihre Küsse wie ihre Geißelhiebe den Wangen und dem Rücken des Helden spendet. Was wir von der ersten Jugend Pauls erzählt haben, mag immerhin kurz und ungenügend erscheinen, wenn es nur die Neugier für seine spätern Jahre spannt, wenn nur aus diesen flüchtig hingeworfenen Keimen sich Pflanzenbande entwickeln, auf die wir hinweisen können, wenn wir später Früchte und Blüthen vorzeigen. Alle jene kleinen süßen Details unserer vorgeschichtlichen Existenz, jene mythischen Freuden und Schmerzen der Kinderstube, die sich so entzückend ausnehmen, wenn sie ein kleines Lied verherrlicht, das der Sänger „in rauher Herbstnacht vor dem Kamin" vorträgt, oder in den Tönen einer wehmüthigen Ballade, wie sie der alte Harfner im Wilhelm Meister absingt, machen in der Breite einer epischen Erzählung wenig Glück. Montaigne sagt: „Die Zeit, die mich rasch vorwärts trägt, mag mich auf ihren Rücken laden, doch so, daß ich mit dem Antlitz rückwärts schaue in das Land der Jugend, nicht vorwärts auf mein Grab, wohin ich komme." So möchten wir auch den Leser auf dem breiten Rücken unserer Kapitel vorwärts tragen, immerdar sein Antlitz nach der Jugend unseres Helden richtend, nicht aber ewig bei dieser Jugend uns aufhaltend. Die leuchtende Frühsonne hat nur wenige Minuten zu ihrer Herrschaft, während der Tag lange Stunden zählt.

Sind die Jahre der Reife in Styl und Gruppirung den großen historischen Compositionen zu vergleichen, so ist die Epoche der Kindheit das landschaftliche Element. Wer bezweifelt, daß in der Composition einer Landschaft unendlich viel Anmuth, Grazie und Frische walten kann? wem erscheinen die sanften geschwungenen Linien des Horizonts, die milden Töne der Luft, die Farbenabstufungen der Gründe und der heitere Schwung, der in der pittoresken Auffassung der Baumpartieen sich kund gibt, nicht voll von jener unbewußten Poesie, die ebenso die Adern der Jugend durchströmt? Wessen Auge sog nicht die blühende Klarheit eines heitern Frühlingshimmels ein und brachte der Seele dabei ähnliche Eindrücke, wie es das offene, schöne Kinderantlitz, dieser reine Himmel schuldloser Träume thut? Und doch können wir uns nicht ewig in dem melodischen Formenspiel einwiegen, wir flüchten aus dem Unbewußten der Natur in das bewußte Element der That, des Gedankens, der Handlung, und hier erst findet unser Interesse die vollste Befriedigung.

Die Romane der frühern Zeit zeigen eine große Vorliebe für die ersten Kapitel. Der Autor empfängt seinen Helden unmittelbar aus den Händen der Hebamme, um ihn den Händen der Amme zu übergeben. Er ladet seine Leser zu Gast, wenn er das erste Suppennäpfchen dem Lieblinge vorsetzt; das Kind wird getauft und benannt und ein unendlich süßer Schauer befällt jedes Herz; denn Niemand weiß, wer eigentlich die Eltern des Kindes sind, die Leser sehen sich unter einander an, man vermuthet, man räth, und der Verfasser, vor dessen Augen das interessante Räthsel völlig aufgedeckt daliegt, reibt sich die Hände, lächelt mysteriös, aber verräth nichts. Die Erziehung beginnt, eine lange, kein Ende nehmende Erziehung. Der Himmel weiß aus welchem Winkel seiner Phantasie der Autor den bleichen freundlichen Pfarrer hergenommen hat, der in der Abenddämmerung erscheint, und während die Familie am Kamin sitzt, gute Lehren gibt und diese mit sehr ergötzlichen Beispielen belegt. Dann sind zwei Nachbarinnen da, gute aber langweilige alte Damen, die über den geheimnißvollen Ursprung des Kindes sich besprechen, während die alte Uhr in ihrem wurmzerfressenen Gehäuse zehn schlägt und die Landkutsche im Sturm und Regen sich langsam an den Fenstern vorbei bewegt. In dieser Kutsche sitzt ein korpulenter alter Herr in einem zimmtfarbenen Rock mit Stahlknöpfen und einer braunen Stutzperücke, und es müßten alle Vermuthungen trügen, wenn dieses gemüthliche Wesen nicht irgend wie in einer Beziehung zu dem Kinde stände. Die Landkutsche und der alte Herr darin sind nicht umsonst in den breiten Thorweg eines Kapitels eingefahren; aber wir erfahren erst am Anfang des dritten Bandes, was wir vor Ungeduld brennen, schon jetzt zu wissen.

Mittlerweile gelangt der Held in sein drittes Jahr und man sagt uns, daß er sich schon in die aufregenden Jugendspiele einläßt, die hinter dem großen finstern Schulgebäude auf der Wiese am Fluß gespielt werden. Es fallen kränkende und betrübende Auftritte vor. Die Landkutsche fährt nochmals vorüber und dießmal sizt eine junge Dame darin, die sich auf eine geheimnißvolle Weise nach dem Kinde erkundigt. Vielleicht ist es das ihrige? Aber sie fährt wieder fort, ohne uns die Frage zu bejahen oder zu verneinen. Die Jahreszeiten wechseln; eine rührende Beschreibung vom Blätterfall des Herbstes wird eingeschoben und der erste Band schließt endlich mit dem Einzug des Helden in die Stadt, wo er bei einem Apotheker, der einen mürrischen Charakter, einen bissigen Hofhund und eine magere, geizige Frau hat, in die Lehre tritt.

Hier haben wir die gemüthlichen Romane, wie sie vor siebzig Jahren zurück, besonders von England her, uns zugesendet wurden. Heutzutage ist der Geschmack ein anderer geworden. Ist vielleicht der harmlose Sinn, der sich in Schilderung des Werdens und Keimens fröhlich erging, erloschen, oder haben wir überhaupt keine Jugend mehr, keine solche, die noch wirklich jung ist? Wir fürchten fast das leztere. Die materielle Basis, auf der unsere Existenz beruht, wird zu früh schon vom Wurm der Idee zerfressen, die Kultur des neunzehnten Jahrhunderts reizt zu früh das geistige Element aus dem Pflanzenkeim hervor, und so wird jene liebliche Erscheinung zerstört, die wir die animalische Jugend nennen möchten, die anmuthige reine Körperlichkeit, deren Urbilder keine raphaelische Engel, sondern auf der Wiese das junge Füllen, im Walde der täppische junge Bär und im Hof das Kätzchen und der junge Hund sind. Irgendwo in einem Winkel, in einem vergessenen Stückchen Wüste mitten im kultivirten Raume mag es noch Kinder geben, die das Entzücken der alten Romanschreiber abgeben würden; allein wir wagen, wenn wir nach Menschenblumen botanisiren, diese kleinen köstlichen Wald- und Sumpfpflanzen nicht anzutasten, aus Furcht, sie möchten in unsern Händen sofort verdorren.

Unser Held ist halb und halb eine solche Waldpflanze, und wir haben darum geeilt, ihn schnell in andern Boden zu versetzen, weil, wenn er da bliebe, wo er ursprünglich gewachsen, er nach den jezt herrschenden Begriffen kein dankbarer Gegenstand für das Interesse der Leser gewesen wäre. Denn wer möchte sich noch heutzutage für einen simpeln Landbaron begeistern? und welcher Autor möchte es wagen, einen Siegfried von Lindenberg neu in die Literatur einzuführen? Darum die kurze, flüchtige Schilderung der Scenen auf dem alten Ahnenschlosse, darum die nur skizzirten Gestalten, die die Kindheit unseres Helden umgeben. Nur so viel ist gegeben, um die wilde, ungefüge Natur, den Trotz und den unbeugsamen Charakter des jungen Wildfangs zu zeigen, dessen Kampf mit dem Leben jezt beginnen soll. Wir schließen hiemit feierlich die goldenen Thüren der Kindheit und nehmen von den blumenbekränzten Engeln Abschied, die davor Wache stehen. Jezt betreten wir den alten tumultuarischen Boden der Geschichte, den hartgetretenen, durch die Fußtritte von Millionen Kämpfenden verflachten und besudelten Boden, wohin der Genius der Menschheit weinend seine schönste und kräftigste Jugend sendet, um sie im Streit mit Gemeinheit und dem schmuzigen Geiste der Erde fallen zu sehen.

Noch eine lästige Aufgabe blieb Paul zu lösen übrig, nämlich mit guter Art vom Rittmeister los zu kommen; denn dieser Ehrenmann folgte seinem jungen Freunde nicht nach Berlin, sondern kehrte auf sein kleines, verschuldetes Gut zurück, wo ihm, wie er versicherte, jezt einsame Tage ohne Zahl bevorstanden. Wir dürfen die Thatsache nicht verschweigen, daß der Rittmeister beim Abschied wie ein Kind zu weinen anhob, und daß Paul dabei die Bemerkung machte, er, der Rittmeister nämlich, werde alt, was dieser so übel nahm, daß er mit einem derben Fluche Paul die Treppe hinunterwarf. So trennten sich die Freunde. Nach einigen Tagreisen kam Paul in Berlin an und bezog eine Wohnung, die vor zwanzig Jahren sein Onkel Lorenz inne gehabt hatte und die in einer ziemlich stillen Gegend der großen Stadt lag.

(Schluß des ersten Abschnitts.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Köln, Februar.

(Schluß.)

Dombau. — Eisenbahnen. — Carneval.

Um die öffentliche Meinung zu beruhigen, hat nun der Vereinsvorstand sein vier-und-vierzigstes Protokoll vom 30sten November v. J. vollständig mitgetheilt, und aus demselben geht hervor, daß nach den vorgefundenen Fragmenten ein neuer Entwurf eines Plans für's nördliche Portal angefertigt wurde, welcher mit den früher für's Südportal entworfenen Planen dem König eingereicht wurde, worauf durch Allerhöchste Bescheidung vom 9ten September v. J. die Fortsezung der bereits begonnenen Ausführung des südlichen Portals angeordnet worden wäre, und wornach eine rein organische Entwicklung nach den gegebenen Axenstellungen der Gewölbspfeiler und den vorhandenen Höhenverhältnissen architektonisch durchgeführt werden soll. Ebenso bestimmte sich der König für einen von dem Dombaumeister Zwirner eingereichten Plan für das Nordportal, welchem die auf der Nordseite vorhandenen Fragmente zum Grunde gelegt waren.

In beiden Planen sey nach dem Vorbilde der Thurmarchitektur ein angemessener Gliederreichthum selbst an den untern Pfeilern angenommen und dadurch den Portalen eine Auszeichnung vor den zurückstehenden Umfassungsmauern der Seitenschiffe ertheilt worden. Im Allgemeinen gehe aus der Vergleichung beider Plane als Resultat hervor, daß auf der Südseite die Strebepfeiler ein wenig schmäler gehalten seyen, aber um 3¼ Fuß weiter vorspringen als auf der Nordseite, weil es hier bei den herrschenden Terrainverhältnissen nicht möglich gewesen, den Pfeilern dieselbe Ausladung wie auf der Südseite zu geben; daß eine andere Verschiedenheit zwischen dem nördlichen und südlichen Portale in der Grundlage nicht existire; daß beide Portale gleichen Abstand von den innern Gewölbepfeilern haben, und sämmtliche Thüröffnungen, übereinstimmend mit dem westlichen Hauptportale, gleiche Größe erhalten. Was die Fortschritte betrifft, die der Bau in der lezten Zeit gemacht hat, so lassen sich dieselben auf folgende Weise kurz zusammen fassen. Auf der Südseite des Domes wurden vier Gewölbe und die beiden südwestlichen Pfeiler am Querschiff, so wie die von ihnen eingeschlossenen zwei Fenster vollendet, während für den Bau des Nordportals mit den Vorarbeiten durch Herbeiführung und Behauung der Steine u. s. w. begonnen ward. Hingegen konnte zu dem Bau des nördlichen Thurmes nur der Sockel aus dem Gestein behauen werden, weil man zu dem Fortbau wegen Uebereinstimmung mit dem südlichen Thurme das Drachenfelser Gestein anwenden mußte, und es erst im December vorigen Jahrs gelang, dort das zur Eröffnung eines Steinbruchs nöthige Terrain zu erlangen. Schließlich bemerke ich über diesen Gegenstand noch, daß nach dem amtlichen Berichte die Gesammteinnahme an Beiträgen in runder Summe 82,589 Rthlr. betrug, und daß während des lezten Quartals v. J. bei dem Bau täglich 550 Menschen beschäftigt waren.

Die Erwartungen, welche bei Eröffnung der rheinisch-belgischen Eisenbahn in Beziehung auf den Gütertransport zwischen hier und Antwerpen gehegt wurden, haben sich bis jezt noch nicht erfüllt, und werden sich wahrscheinlich auch nicht erfüllen, bevor ein freisinniger Handelsvertrag zwischen Belgien und dem Zollverein den beiderseitigen merkantilischen Unternehmungen größeren Spielraum und eine freiere, durch Zollformalitäten minder beengte Bewegung gestattet, ganz davon abgesehen, daß ja auch erst dann ein großartiger, die provinziellen Schranken überschreitender Verkehr eintreten kann, wenn durch die Köln-Mindener Eisenbahn die weite Lücke ausgefüllt wird, welche bis jezt noch zwischen dem Norden und Westen Deutschlands liegt. Daß man dieses Ziel bald möglichst zu erreichen suchen wird, läßt sich wohl mit Gewißheit von der Thätigkeit der Gesellschaft erwarten. Auch das kleine Deutz wird dadurch sehr gewinnen, daß die Gesellschaft ihren Bahnhof in seine Mauern zu verlegen beschlossen hat; auf welche Weise die Communikation mit der rheinisch-belgischen Bahn auf dem linken Ufer bewerkstelligt werden soll, darüber scheint noch kein Entschluß gefaßt zu seyn. — Auch die Bonner Eisenbahn ist am 13. d. M. feierlich eröffnet worden. Da Brühl durch diese Bahn gleichsam eine Vorstadt Kölns geworden ist, so wird für unsere lebenslustige Bevölkerung dieser Ort gewiß bald ein Lieblingsaufenthalt werden, da das dortige königliche Schloß und seine großartigen Gartenanlagen Anziehungspunkte genug bieten, und leicht möchte mit der Zeit die Absicht des Königs in Erfüllung gehen, daß nämlich den Kölnern Brühl das werden soll, was den Berlinern der Thiergarten ist. Dabei hat die Direktion bei Feststellung der Fahrpreise sowohl für die ganze Tour als für die Zwischenstationen billige Rücksicht auf das Publikum genommen und es den Unbemittelten möglich gemacht, sich für einen Silbergroschen zwei Stunden weit durch die Kraft des Dampfes forttragen zu lassen.

Zum Schluß noch einige Worte über den bevorstehenden Carneval. Auch im Reiche der Narrheit haben hier wesentliche Veränderungen stattgefunden, und seit der Zeit, wo Hanswurst im verflossenen Jahre die Pritsche niederlegte, um incognito die Welt zu durchreisen, hatten seine getreuen Unterthanen Zeit genug, darüber nachzudenken, ob nicht auch in ihrem fröhlichen Reiche so manche Einrichtungen mit der Zeit veraltet und dringende Reformen nothwendig seyn möchten. Vom Nachdenken kam es zum Entschluß, vom Entschluß zur That. Offene Empörung brach aus: man beschuldigte den allgewaltigen Minister „Herrn Klüngel" offenbarer Gewaltstreiche, ob mit Recht oder Unrecht, wage ich nicht zu entscheiden, und die Insurgenten erklärten geradezu, zwar auch noch ferner mit gewohnter Treue und Ergebenheit ihrem geliebten Herrscher Hanswurst gehorchen zu wollen, verlangten aber auch zugleich, von nun an einen unabhängigen Staat zu bilden und sich selbst ihre Gesetze und Institutionen zu geben. Hanswurst, der es nicht mit beiden Parteien verderben wollte und der überhaupt gar nicht in Harnisch zu bringen ist, weil seiner Natur die Galle fehlt, lachte hell auf und erklärte, daß es ihm ganz gleich sey, unter welcher Regierungsform er herrsche, wenn nur das Grundgesez des Staates, „Narrheit und Gleichheit," nicht verlezt würde. So bildete sich aus der bisherigen Carnevalsgesellschaft „das Parlament" eine zweite unter dem Namen: „die allgemeine Carnevalsgesellschaft," die bald reichen Zuwachs erhielt, und deren Mitglieder es sich zur Aufgabe gemacht haben, dem Carneval wieder eine mehr volksthümliche Gestalt zu geben, d. h. den Glanz und die Pracht desselben nicht in der bisher üblichen Weise allein in dem großen öffentlichen Maskenzuge zur Schau zu stellen, sondern auch noch in kleineren Gruppen die Straßen zu durchziehen und so das schöne Fest dem Publikum mehr zugänglich zu machen. Man muß gestehen, daß diese Idee ganz lobenswerth ist, so wie hier überhaupt allgemein zugegeben wird, daß gerade der Wetteifer zweier Gesellschaften das beste Mittel ist, um den erloschenen Glanz des einst weitberühmten Kölner Carnevals wieder neu zu heben und frisches Leben und bunte Abwechselung diesem Feste zu verleihen, welches in diesem Jahre schon deßhalb um so anziehender werden dürfte, da unsere Nachbarn, die Düsseldorfer — deren Comité sich in Folge von Conflicten mit den Behörden wegen verschiedener, auf unsere politischen Zustände sich beziehender Reden aufgelöst hat — sich mit der hiesigen allgemeinen Carnevalsgesellschaft zu vereinigen gedenken, und auch Bonn und Brühl sich dabei betheiligen wollen.

Auflösung des Räthsels in Nr. 18:

Der Docht.

Beilagen:

Kunstblatt Nr. 18 und Monatsregister Februar.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Achtunddreissigster Jahrgang.

1844.

März.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem Morgenblatt bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das **Morgenblatt** kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Uebersetzungen oder Bruchstücke mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das **Morgenblatt** eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn diese dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das Literaturblatt

stellt sich die Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der socialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Das Kunstblatt.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des **Kunstblatts** als regelmäßiger Beilage des **Morgenblatts** veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jezt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das **Kunstblatt** bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend und beurtheilend seyn; in denen lezterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesezt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannigfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erscheinende Bücher und Kunstwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneter Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem **Kunstblatt** ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „**Morgenblatts,**" mit Einschluß des „**Literaturblatts**" und „**Kunstblatts,**" kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „**Literaturblatts**" und „**Kunstblatts,**" ohne das „**Morgenblatt**" . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „**Literaturblatt**" . . . . . 6 fl.
das „**Kunstblatt**" . . . . . 5 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Hauptpostamt in Stuttgart, das „**Morgenblatt**" in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Die Aeolsharfe. Von E. Niendorf. 55.
Gedichte von A. v. Stolterfoth. 58.
Das Seeweib. Uebersezt von T. Homberg. 61.
Der Ring der Fastrada. Von W. E. Schmitt. 67. 68.
Der Kuß des Engels. Von W. Menzel. 71—75.
Stimmung der Zeit. Von W. Menzel. 78.

Charade.

Rabenstein. Rosenstein. 66.

Logogriph.

Philosophia. 70.

Erzählungen.

Paul. Von A. v. Sternberg. 57—67.
Der Diebsbaumen. 75—78.

Naturwissenschaftliches.

Die Macht der Töne. 69—71.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Skizzen aus dem häuslichen Leben der Engländer. Von J. G. Kohl. 53. 54. 55. 56. — 59. — 62. 63. 64. 65. 66. — 68. 69. 70. — 72. — 74. — 78.
Novalis und Schiller. 55—57.
Briefe über die neuere poetische Literatur. Von A. von Sternberg. 75—77.

Korrespondenz.

Paris. 53. 54. 55. — 74. 75. 76. 77. — Aus dem Kanton Bern. 56. 57. 58. — Wien. 58. 59. 60. — Mainz. 61. 62. — Leipzig. 62. 63. 64. 65. — Hamburg. 65. 66. 67. 68. — Dresden. 68. 69. 70. — Berlin. 71. 72. 73. 74. 75. — Stuttgart. 76. — München. 77. 78.

Literatur-Blatt.

Nro. 23.

Biographie. Schlözer. Ein Beitrag zur Literargeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Von Adolf Bock. — Landeskunde. Volksbuch für das Jahr 1844, mit besonderer Rücksicht auf die Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg. Mit Beiträgen von (vielen Gelehrten) herausgegeben von K. L. Biernatzki.

Nro. 24.

Indische Dichtkunst. Rama. Ein indisches Gedicht von Walmicki. Deutsch von Adolf Holtzmann. — Reise. Magellan oder die erste Reise um die Welt. Nach den vorhandenen Quellen dargestellt von August Bürck. — Rechtslehre. 4) Schuldig oder Nichtschuldig! Ein Criminalfall aus neuester Zeit. Von B. Bayer.

Nro. 25.

Geschichte. Wendische Geschichten aus den Jahren 780 bis 1182. Von Ludwig Giesebrecht. — Deutsche Alterthümer. Das Rathhaus zu Aachen. Schutzschrift für die unverlezte Erhaltung des deutschen Krönungssaals von Prof. C. E. Bock.

Nro. 26.

Naturkunde. Archiv für Naturheilkunde und Agrikultur von Dr. E. F. Mauz. — Romane. 1) Vier Brüder aus dem Volke. Ein Roman aus Oesterreichs jungen Tagen. Von J. Rank. — 2) Pentameron. Von Johann Gabriel Seidl.

Nro. 27.

Roman. Ein Schloß am Meer. Roman von Levin Schücking. — **Naturkunde.** Die Revolutionen des Erdballs. Von Dr. Alexander Bertrand. Nach der fünften mit Anmerkungen von Arago, Elie de Beaumont, Brongniard ꝛc. bereicherten Ausgabe des französischen Originals für deutsche Leser frei bearbeitet von Dr. P. v. Maack.

Nro. 28.

Kriminalgeschichten. Der neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Kriminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von Kriminaldirektor Dr. Hitzig und Dr. W. Häring (W. Alexis.) — **Romane.** 1) Magdalena. Von der Verfasserin von „Schloß Goczyn." — 2) Haraldsburg. Novelle von derf.

Nro. 29.

Dichtkunst. Deutschlands Dichter von 1815 bis 1845. Eine Auswahl von 872 charakteristischen Gedichten aus 131 Dichtern mit biographisch-literarischen Bemerkungen und einer einleitenden Abhandlung über die technische Bildung poetischer Formen. Von Karl Gödeke. — **Biographie.** Biographie der jungen amerikanischen Dichterin Margarethe M. Davidson. Aus dem Englischen des Washington Irving.

Nro. 30.

Reisehandbuch. Handbuch und Wegweiser für Auswanderer nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Von Francis J. Grund. — **Geschichte.** Geschichte Europas seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, von Raumer.

Nro. 31.

Indische Dichtkunst. Sammlung orientalischer Mährchen, Erzählungen und Fabeln. Herausgegeben von Prof. Dr. Hermann Brockhaus. — **Philosophie.** Ueber die Fortdauer des menschlichen Geistes, in Briefen. Von Chr. L. Fecht. — **Kirchenwesen.** Guizot und Coquerel über den Protestantismus in Frankreich. Aus dem Französischen von E. Pidz.

Nro. 32.

Geschichte. Historische Schriften und Abhandlungen von F. A. Mignet. Uebersezt von J. J. Stolz. — **Romane.** 1) Gottfrieds von Berlichingen ritterliche Thaten. Ein deutscher Volksroman. Herausgegeben von Dr. Carl Riedel. — 2) Christoph der Kämpfer, Herzog von Bayern, oder der Löwenbund. Historische Erzählung von Bruchbräu.

Nro. 33.

Kunstgeschichte. Mittelitalien vor den Zeiten römischer Herrschaft, nach seinen Denkmalen dargestellt von Dr. Wilhelm Abeken. — **Geschichte.** Die Einführung der Reformation und die Verfassung des Calvinismus in Genf. Von Mignet.

Kunst-Blatt.

Nro. 19.

Kunstliteratur. Geschichte der bildenden Künste. Von C. Schnaase. (Schluß.) — **Heraldische Kunst.** Württembergisches Wappenbuch oder die Wappen des immatrikulirten Adels im Königreich Württemberg. Im Buntdruck herausgegeben von J. G. L. Dorst. — Malerei. — Photographie. — Plastik. — Medaillenkunde.

Nro. 20.

Nekrolog. S. J. Ch. Ruhl. — **Literatur.** Christian Ruben: Columbus im Augenblicke der Entdeckung der neuen Welt. Bruchstück aus einem Reisejournal von Adolf Stahr. — Kunstgeschichte.

Nro. 21.

Zur italienischen Kunstgeschichte. — Alterthümer und Ausgrabungen.

Nro. 22.

Ornamentik. Die Ornamentik des Mittelalters. Eine Sammlung auserwählter Verzierungen und Profile byzantinischer und deutscher Architektur, gezeichnet und herausgegeben von Carl Heideloff. — Zur italienischen Kunstgeschichte. (Schluß.) — Alterthümer und Ausgrabungen. — Kunsthandel. — Lithographie. — Neue Bilderwerke.

Nro. 23.

Neue Kunstleistungen in München. (Vergl. Kunstbl. Nr. 1. d. J.) — **Ornamentik.** Die Ornamentik des Mittelalters. Eine Sammlung auserwählter Verzierungen und Profile byzantinischer und deutscher Architektur, gezeichnet und herausgegeben von Carl Heideloff. (Schluß.) — **Archäologie.** Illustrazione di monumenti antichi di spettanta della municipale biblioteca Queriniana di Brescia, lavoro assuntosi a preghiera della presidenza di tale istituto dal nobile Alessandro Sala. — Neue Bilderwerke. — Literatur. — Nekrolog.

Nro. 24.

Neue Kunstleistungen in München. (Fortsetzung.) — **Kupferstich.** Titian Vecellius. Das Originalgemälde befindet sich im königlichen Museum zu Berlin. Titian gemalt. Gezeichnet und gestochen von E. Mandel. — Persönliches. — Ausstellungen. — Akademien und Vereine.

Nro. 25.

Ueber den Einfluß der Technik auf den Kunstwerth der Medaille. Von R. Eitelberger von Edelberg. — Neue Kunstleistungen in München. (Schluß.) — Akademien und Vereine.

Nro. 26.

Ueber den Einfluß der Technik auf den Kunstwerth der Medaille. (Fortsetzung.) — **Literatur.** Die Attribute der Heiligen, alphabetisch geordnet. Ein Schlüssel zur Erkennung der Heiligen nach deren Attributen, in Rücksicht auf Kunst, Geschichte und Cultus. Nebst einem Anhang über die Kleidung der katholischen Welt- und Ordensgeistlichen. — Museen und Sammlungen. — Versteigerungen. — Denkmäler.

№ 53.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 1. März 1844.

Society is smooth'd to that excess,
That manners hardly differ more than dress.
Byron.

Skizzen aus dem häuslichen Leben der Engländer.

Von J. G. Kohl.

Der Tanz der engliſchen Horen.

Die Figuren dieſes Tanzes laſſen ſich ungefähr in drei abtheilen, in die „Season“ in London, in das Seebad oder die continental-tours und in das Landleben im Winter.

Die Season in London dauert bekanntlich während des Frühlings und während der erſten heißen Sommermonate. Wo ſollen wir da die Frühlingsblüthen ſuchen, wenn nicht auf den Wangen der tanzenden Schönen? Doch mögen dieſe vom langen Nachtwachen wohl oft ſo ſchnell verblühen, als die wirklichen Blumen im Garten. Was machen aber dieſe indeſſen auf den vielen herrlichen Landſitzen? Wer riecht und ſieht ſie? Gottlob, es gibt doch gar manche Familien, die in London kein Haus beſitzen und nur auf vier Wochen oder ſechs den Conzert-, Theater-, Ballrauſch mitmachen, andere gar, die das ganze Jahr nicht „up to town“ gehen, ausgenommen wenn Geſchäfte ſie dahin rufen. Dieß ſind beſonders ſolche Eltern, die noch keine erwachſenen Töchter auf dem Markt der Schönheitsblumen auszuſtellen haben, und die für ſich ſelbſt und ihre Kinder, welche zwiſchen den Bäumen und Blumen des Parks zu recht friſchen, geſunden Mädchen heranwachſen ſollen, damit ſie dereinſt in London einem jungen Lord oder ſonſt Jemanden um ſo beſſer gefallen mögen, den geſunden, einſamen Landſitz dem geräuſchvollen und räucherigen London vorziehen.

Viele finden ſich ſchon im Monat Februar ein zur Eröffnung des Parlaments. Dieß ſind indeß meiſt nur die M. P's (ſo ſchreibt man in England immer das Membre of Parliament) mit ihren Familien. Die eigentliche haute saison beginnt erſt nach Oſtern und wird von ihrer Majeſtät, der „most gracious queen“ mit dem erſten Drawing-room eröffnet. Und in welchem Wirbel ſich dann die Herzen drehen und abmühen, wie die Luft von Tanz- und Conzertmuſik ertönt, wie in dichter, ununterbrochener Kette eine Soirée der andern, ein Diner dem andern die Hand reicht, und wie nur mitunter in einem gedrängten Rout ſich auch wohl eine langweilige Hore einſchleicht, wie geſchäftig dieſe Schweſtern ſind, in ihrem flüchtigen Tanze manchen unauflöslichen Knoten zu ſchürzen — dieß Alles weiß man auswendig, und wer auch nicht ſelber im Reigen geweſen iſt, kann Alles haarklein aus dem treuen Spiegel der Zeitungen erſehen, die über Alles, was vor und hinter den Couliſſen vorgeht, die genaueſte Nachricht geben. Zu den vielen ſonderbaren Widerſprüchen im Charakter der Engländer

kommt auch der, daß sie zwar eine ungemeine Scheu vor der Veröffentlichung von Privat- und Familienangelegenheiten haben, zugleich aber nichts mehr lieben, als in den Journalen gedruckt zu lesen, was in jeder der großen Familien, ja was im innersten, verborgensten Winkel der Privathäuser vorgeht, sey es Anziehendes oder Aergerliches.

Das muß wahr seyn, daß mancher Fuß müde und wund, manches Gesicht blaß, mancher Nacken mager, manches Herz enttäuscht oder mit einer Pfeilwunde zurückbleibt. Was soll man nun mit diesen Schatten anfangen? — Die blumenbekränzten Taglionis müssen sich in Nymphen verwandeln, das Seebad muß sie kuriren, the blue sea, the fresh, the ever free.

Alle Seebäder füllen sich von London aus und auch vom Lande her, und man könnte sagen, England sey um diese Jahreszeit an seinen Ufern ringsum von einer Menschenmauer umgeben. Die Seebadezeit dauert den ganzen Herbst durch, ja an einigen Plätzen bis tief in den Winter hinein, weil die Engländer finden, daß die Bäder in der spätern Jahreszeit am stärkendsten sind. — Viele ziehen aber „the Bubbles of a Nassau-Brunnen“ vor, oder wandern ganz den Rhein hinauf und sofort über die Alpen, oder fliegen gar nach Constantinopel, oder gehen sonst wo „sightseeing“ und „lionhunting.“ — Und wenn man dann auf dem Continent Auge und Ohr gesättigt, oder in den Meereswellen Nerv und Bein gestärkt hat, so kehrt man, so bald die kalte Jahreszeit und die langen Abende beginnen, auf seinen Landsitz zurück, zu seiner freundlich blinkenden „fireside.“

Jene freilich, die wir bis nach Rom und weiter geschickt haben, müssen diese Freude um anderer Genüsse willen noch eine Zeitlang entbehren, vielleicht den ganzen Winter hindurch. Unsere Freunde des frischen Landlebens aber bleiben erst eine Zeitlang allein und fangen dann allmählig an, ihren Nachbarn Morgenvisiten zu machen und sich nach ihren Armen und Kranken umzusehen: sie erkundigen sich nach ihren „Tenants,“ machen Bekanntschaft mit dem neuen Pfarrer und andern Ansiedlern. Die Männer eröffnen die Jagd, zuerst auf Rebhühner, Heidehühner, Waldhahnen, Schnepfen und anderes Wildgeflügel. Endlich beginnen die großen Fuchsjagden und Hasenhetzen, und gegen Weihnachten kommt dann der Hauptglanzpunkt des Landlebens, zu welcher Zeit man alle seine lieben Freunde und Verwandte um sich versammelt. Und so verlebt sich auf diesen immer grünen Landsitzen ein gar traulicher Winter, während das räucherige London in ewigem gelblichem, ja oft grünlichem Nebel steckt und fast der ganze Continent Europas unter Eis und Schnee vergraben ist.

Dieß ist ungefähr der Tanz, den die Horen mit allen denjenigen Engländern aufführen, die sich einer unabhängigen Stellung im Leben erfreuen. Aber auch die durch Geschäfte Gebundenen machen davon immer so viel mit als möglich, und können sie auch nicht jede Figur, zu der eine heitere Hore auffordert, mittanzen, so sind doch alle ihre Pas ungefähr in demselben Takte. Selbst der kleine arme Gentleman verspricht seiner Familie, doch wenigstens einmal im Leben eine Season, wenn auch nur eine kurze, in London mitzumachen; selbst der geringe Beamte, sogar der Handwerker, unternehmen gelegentlich eine kleine „continental-tour,“ wenn auch nur bis Paris oder den Rhein hinauf bis Heidelberg und Mannheim. Sogar der Londoner junge Kaufmannssohn hält darauf, daß er gegen Weihnachten einige Fuchsbetzen mitmachen kann, und um Weihnachten selbst bleiben kaum einige tausend respektable Familien in London, was so viel ist als nichts. Um diese Zeit flieht Alles mindestens auf zwölf Tage auf's Land hinaus, und wer gar keine Freunde auf dem Lande hat, der versteckt sich in London, um wenigstens das freudige Bewußtseyn zu haben, daß die Leute, weil sie ihn nicht sehen, ihn auf irgend einem prachtvollen Schlosse mit den Genüssen des Landlebens vollauf beschäftigt glauben.

Novalis und Schiller.

Novalis (Hardenberg) an Schiller.

Jena am 22. September 1791.*

Bester Herr Hofrath!

Mein widerwärtiges Schicksal verhindert dießmal meine so lang ersehnte Reise nach Erfurt. Es ist hier in ganz Jena für heute kein Wagen und noch viel weniger ein Pferd zu bekommen. Meine angestrengteste Mühe ging verloren, und es bleibt mir nichts übrig, als meine Phantasie so lebendig als möglich die Darstellung des auf mich wartenden Vergnügens vollenden zu lassen. Wie gern hätte ich Sie nicht gesehen, wie gerne an Ihrer Seite so glühend und froh den Dichter des Don Carlos und die gelungensten Augenblicke der Kunst in der Vorstellung genossen und verschlungen! Wie freute ich mich nicht zugleich auf die persönliche Bekanntschaft mit dem guten, seelenvollen Dalberg, der leider nur noch fast einzig unter den Fürsten Deutschlands steht und den ich schon deßwegen hochschätzen würde, wenn er sich nur für meinen lieben Schiller recht warm

---

* Hardenberg war, als er diesen Brief schrieb, 19½ Jahr alt. Er ist am 2. Mai 1772 geboren und starb schon am 25. Mai 1801 in Weißenfels.

und innig intereſſirte. Aber nun iſt dieß Alles vereitelt, und ich muß mich reſigniren, was ich auch deſto leichter kann, da mir wenigſtens die Hoffnung nicht benommen iſt, doch Sie noch während dieſer Ferien einmal zu ſehen. Offenherzig, war Ihre perſönliche Bekanntſchaft und Ihr freundſchaftlicher Umgang auch das Einzige, was ich höchſt ungern in Jena verlaſſe und was ich in Leipzig nicht aufhören werde, zu vermiſſen. Ein Wort von Ihnen wirkte mehr auf mich, als die wiederholteſten Ermahnungen und Belehrungen Anderer. Es entzündete tauſend andere Funken in mir und ward mir nützlicher und hülfreicher zu meiner Bildung und Denkungsart, als die gründlichſten Deduktionen und Beweisgründe. Unendlich viel hätte ich in dieſem Winter von Ihnen gewonnen, und ſpielend gewonnen, was des angewendetſten Fleißes, des willigſten Beſtrebens ungeachtet, mir vielleicht erſt in Jahren erreichbar wird. Und ſelbſt dieß abgerechnet, ſo wäre Ihr freundſchaftliches Herz, Ihre ganze Individualität, der ich ſo nah mich wußte, genug geweſen, um Jena mir angenehm und unvergeßlich zu machen. Und doch werde ich alles leichter ertragen, wenn mich nur das Bewußtſeyn begleitet, daß ich Ihnen ein Bischen lieb bleibe und daß ich, wenn ich Sie wieder ſehe, noch immer die alte Stelle in Ihrem Herzen offen finde. Denn wen ſollte nicht das überſchwänglich ſelige Gefühl, ſich von Ihnen wärmer umfaßt zu wiſſen, für Alles, und ſelbſt den perſönlichen Umgang mit Ihnen entſchädigen? Ihnen größtentheils werde ich es zuſchreiben, wenn dieſen Winter mein eifrigſter Wille meine Kräfte unterſtüzt, um die gefährlichſte Klippe eines jungen, lebendigen Kopfs, die ſauern und anhaltenden Vorarbeiten zu einem künftigen beſtimmten Beruf glücklich zu überſteigen. Denn Sie machten mich auf den mehr als alltäglichen Zweck aufmerkſam, den ein geſunder Kopf ſich hier wählen könne und müſſe, und gaben mir damit den lezten entſcheidenden Stoß, der wenigſtens meinen Willen ſogleich feſt beſtimmte und meiner herumirrenden Thätigkeit eine zu allen meinen Verhältniſſen leicht bezogene und paſſende Richtung gab. Ich kann Ihnen zwar nicht verhehlen, daß ich feſt glaube, daß meine Neigung zu den ſüßen Künſten der Muſen nie erlöſchen und meine liebe, freundliche Begleiterin durchs Leben ſeyn wird, daß immer die Werke der Lieblinge Apolls einen unnennbaren Zauber für meine Seele behalten werden und ich nie ungeneigt ſeyn werde, dem Wunſche des Königs von Preußen beizupflichten, wenn gleich auf eine ganz verſchiedene Art, der die Zaïre Voltaires lieber gemacht haben wollte, als Sieger in ſo vielen Schlachten geweſen zu ſeyn; daß ich endlich ſelbſt in manchen ſüßen heimlichen Augenblicken Funken vom heiligen Altar der Kunſt zu entwenden mir nicht entbrechen werde, und ſelbſt an der Seite der ſtrengen Göttin, zu deren Prieſter ich mich an Kopf und Herzen combabiſiren laſſen ſoll, noch manchen verſtohlenen Blick und manchen liebeathmenden Seufzer den glücklicheren Lieblingen der Grazien und Muſen und ihren Schutzgöttinnen zuzuwerfen. Aber dem ungeachtet hoffe ich auch zu Gunſten meines beſſern, aber vielleicht kleinſten Selbſts, der Vernunft, meinem gefaßten Vorſatz und dem mir am fernen Ziel winkenden Genius der höhern Pflicht treu zu bleiben und dem Rufe des Schickſals gehorſam zu ſeyn, das aus meinen Verhältniſſen unverkennbar deutlich zu mir ſpricht. Aber zuſeufzen werde ich Ihnen doch noch wohl zuweilen: Ora pro nobis. Der Frau Hofräthin bitte ich Sie mich freundlich zu empfehlen und Sie, beſter Herr Hofrath, wünſche ich bald geſünder als jemals und im vollen Gefühl erneuter Jugendkraft und Munterkeit zu umarmen und Ihnen mündlich wärmer und inniger ſagen zu können, mit welchen tiefen Empfindungen von Liebe und Hochachtung ich nie aufhören werde, mich zu nennen Ihren gehorſamen Diener

Friedrich von Hardenberg.

Die Aeolsharfe.

Gab Gott ſo ſüße Frühlingslieder
Der kleinen Kehle, ſolchen Klang
Dir, Vöglein, mit dem grau'n Gefieder —
Was haucht er erſt in Engelſang!

Die Seelen all der Nachtigallen,
Die jeden Mai entflohen ſind,
Hör' ich wie Himmelskinder lallen,
Wenn in den Saiten bebt der Wind.

Doch mehr noch durch die Harfen wehte:
Es that ſich auf ein Blumenthor,
Und Engel ſangen Lichtgebete
Im Dom auf unſichtbarem Chor.

Es ſchweift ein leztes Purpurglänzen
Im Thurm, das durch den Spalt ſich ſtahl,
Demüth'ge Harfe! dich zu kränzen —
Biſt du auch Ton, du ſelger Strahl?

Die Spalte läßt den Berg, den blauen,
Der ferne hinter Saiten liegt,
Läßt Aether und Gezweig mich ſchauen;
Ein Vogel am Gemäuer fliegt.

Ob ihn der Töne Liebeswogen
— Als wären die Genoſſen da —
Aus freier Aetherbahn gezogen?
Er flattert an die Harfe nah:

Noch süßer als die Heimathweisen,
Als die Geliebte, die ihm ruft! —
Das Wunder wähnt er zu umkreisen,
Das körperlos in gold'ner Luft.

Hast du noch nie solch sehnend Schweben,
Nie wie der Vogel hier gekannt,
Hat nie dich fremdes Wunderleben
In stummer Ahnung festgebannt?

Emma Niendorf.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

Die Mystère de Paris auf der Bühne.

Nach Eugen Sues Mystères de Paris haben wir hier Geheimnisse aller Art bekommen, Londoner Geheimnisse, Polizeigeheimnisse, Geheimnisse aus der Bastille; kurz, nichts ist jezt gemeiner und bekannter als Geheimnisse. Sobald man sah, daß der ursprüngliche Roman so großes Glück machte, legten Künstler in Menge Hand an's Werk, um Personen und Auftritte aus demselben lithographisch darzustellen. Welch glückliche Spekulation Eug. Sues Verleger mit der illustrirten Ausgabe des Romans gemacht hat, ist in diesen Berichten bereits erwähnt worden. Daß das Theater nicht ermangeln würde, sich des Stoffes zu bemächtigen und die Geheimnisse zu dramatisiren, war vorauszusehen; dem Verfasser schien es daher besser und besonders profitabler, wenn er sich selbst, allenfalls mit einem Gehülfen, der Arbeit unterzöge, und er kündigte daher schon frühe an, daß er aus den Pariser Geheimnissen ein Drama zu fertigen gedenke. Bisher war Sue mit seinen Theaterstücken nicht sehr glücklich gewesen, und seine Romane haben unendlich mehr Leser gefunden, als seine Dramen Zuschauer. So etwas gesteht sich aber ein Schriftsteller nicht gern. Es scheint, das Ministerium trug Anfangs Bedenken, die schrecklichen Auftritte und scheußlichen Schilderungen des Romans auf der Bühne wiederholen zu lassen. Mehrere verruchte Charaktere haben die Dichter aus freien Stücken weggelassen; das Unterdrücken anderer Züge mag ihnen gerathen worden seyn. Die meiste Noth scheint Sue mit dem Charakter seines abscheulichen Notars Jacques Ferrand gehabt zu haben, der im Theaterstücke die Hauptperson geworden ist. Man hatte das Gerücht verbreitet, die chambre des notaires (so heißt die Versammlung oder das Gremium der hiesigen Notare) habe Schritte beim Minister gethan, um zu verhindern, daß man ihren Stand, der des Zutrauens und der Achtung des Publikums so sehr bedürfe, auf der Bühne beschimpfe und gehässig mache; wogegen einige unabhängige Blätter bemerkten, daß die Betrügereien einiger Notare in Paris und in der Provinz, z. B. des berüchtigten Lehon, dem Stande weit mehr geschadet haben, als es ein erdichteter Charakter vermöge, und daß die Herrn Notare, welche hier ein glänzendes Leben führen, zuweilen eine halbe Million für ihre Stellen bezahlen und sich dafür durch eine reiche Heirath oder durch gewagte Spekulationen zu entschädigen suchen, selbst Schuld seyen, wenn ihnen die Achtung und das Vertrauen ihrer Clienten entgehe. Die chambre des notaires hat sich aber gegen die Beschuldigung, als ob sie die Darstellung des gleißnerischen, verruchten Notars Jacques Ferrand zu hintertreiben suche, in den Tagblättern verwahrt. In der That ist dieser Böswicht im Stücke geblieben und wird durch den vortrefflichen Schauspieler Frederic Lemaitre schauerlich wahr dargestellt; es scheint aber doch, daß die Dichter vom Ministerium die Weisung erhalten haben, Jacques Ferrand nicht als Notar zu bezeichnen, sondern ihm einen allgemeinern Charakter beizulegen, nämlich den eines sogenannten homme d'affaires. Dieß ist eine abgeschmackte Veränderung, denn die hommes d'affaires bedürfen ebenfalls des Zutrauens ihrer Clienten und ihr Stand kann auf dieselbe Schonung Anspruch machen, wie der der Notare. Freilich sind sie nicht die gerichtlichen Bewahrer von Familienpapieren und authentischen Dokumenten, allein auch bei ihnen hinterlegt man wichtige Papiere und sie haben zuweilen das ganze Vermögen der Familien unter ihren Händen. Sie bilden jedoch keinen geschlossenen Stand wie die Notare; homme d'affaires kann Jeder werden, wenn er Lust dazu hat, wogegen die Zahl der Notare beschränkt ist und man nur durch den Ankauf einer sogenannten Etude oder Stube und durch Genehmigung der Regierung Notar werden kann und eine Bürgschaft in Geld leisten muß, welche den Clienten als Sicherheit dienen soll, in der lezten Zeit aber bei Bankerotten von Notaren bisweilen nicht hingereicht hat, um jene für ihre Verluste zu entschädigen. Die erste Vorstellung der Mystères de Paris war eine Tagesbegebenheit, und es bedarf kaum der Erwähnung, daß der Saal des Porte St. Martintheaters so gedrängt voll war, daß viele Schaulustige keinen Platz mehr fanden. Man behauptet, schon um 10 Uhr Morgens haben sich Leute an der Theaterkasse eingefunden, um bei der Eröffnung sicher ein Billet zu bekommen. Es kommt aber bei allen außerordentlichen Vorstellungen vor, daß arme Leute sich mehrere Stunden vor der Eröffnung vor die Theaterkasse stellen, den Anfang des Schweifes bilden, und dann ihren Platz oder ihr Billet mit bedeutendem Gewinn verkaufen. Dießmal sollen Billete zu 20 Fr. wieder abgesezt worden seyn. Die Zuschauer fühlten sich aber nicht sehr befriedigt. Der Hauptfehler war wohl, daß der Dichter so viel als möglich von seinem Romane in's Schauspiel hineinbringen wollte, und so wurde die Handlung überladen. Der Romandichter kann sich ausdehnen wie er will und sich in anziehenden Schilderungen verbreiten, wofür man ihm Dank weiß, wenn sie die Haupthandlung nicht stören. Auf der Bühne aber erwartet man einen raschen Fortschritt dem Ende zu; mit Episoden kommt der Dichter nicht aus. Dennoch wird die Neugierde wahrscheinlich ganz Paris in das Theater der Porte St. Martin treiben. Das Stück gleicht einem Schattenspiele an der Wand, so schnell gleiten die Figuren und Situationen vorüber; trotz dem werden die meisten Leser des Romans dieses Schattenspiel einmal mit ansehen wollen, sollten sie auch enttäuscht wieder von dannen gehen, wie man es ihnen bereits in den Tageblättern vorhersagt. Theaterdirektor und Dichter werden jedenfalls ihre Rechnung bei der Neugierde des Publikums finden, wenn auch der Ruf des leztern nichts dabei gewinnt. Scribe muß eifersüchtig auf Eugen Sue werden; die Aufführung der Mystères de Paris ist Schuld, daß man sich weit weniger mit Scribe's Operette Cagliostro abgegeben hat, welche gleichfalls schon lange angekündigt war. Da man wußte, daß Adam die Musik dazu gesezt hatte, so erwartete man wenigstens ein Seitenstück zu dessen Postillon von Lonjumeau, dessen Lied die Drehorgeln so lange abgeleiert haben.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 23.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 54.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 2. März 1844.

L'amitié d'un grand homme est un bienfait des Dieux.
Corneille.

Novalis und Schiller.

Novalis an Reinhold in Jena.

Goſek am 5. Oktober 1791.

Ermüdet von tauſend Genüſſen, die Natur und Kunſt mir heute gaben, und geſtimmt zu einer wunderbaren Heiterkeit, ſitze ich hier in einem hohen, gewölbten gothiſchen Gemach des alten Bergſchloſſes Goſek, wohin mich die Freundſchaft des Beſitzers rief, und blicke gerührt nach der Gegend zurück, die ich vor Kurzem auf immer verließ. Ich blicke nach meinen Freunden zurück und ſehe ſie nicht mehr. Aber noch umtönt mich das freundliche Lebewohl, das auch Sie mir gewiß aus vollem Herzen bei unſerer Trennung zuriefen. Tauſend Scenen ſchweben um meinen innern Sinn, denen die Phantaſie und die Erinnerung Leben verleihr, die in magiſcher Beleuchtung, in romantiſchen Maſſen eine zehnfach verſtärkte Wirkung thun und eine unendliche Menge Empfindungen, Gefühle und Ideen leiſe erwecken. Alles verſchmilzt in das unnennbare und untheilbare Ganze einer lieblichen Dämmerung, wo nur die äußerſten Umriſſe, die ſchönſten Contouren noch ſichtbar ſind und ſchon allmählig in den Nebel der Vergangenheit zerrinnen. Aber den Zauber der Ausſicht, wer vermag den zu beſchreiben, da ihn die Seele mit Mühe faßt! O! beſter Herr Rath, jezt verſchwindet der Schleier, den Vorurtheile, Thorheiten, eingeſchränkter Sinn und Verwirrung um meine Augen legten; ich ſehe in einem Moment der glücklichſten Vergeiſtigung das bunte Jahrmarktsgewühl meines bisherigen Lebens vor mir. Was die Natur und Gegenwart auseinander zieht, wird in der Erinnerung der Ordnung leicht gefaßtes Glied,* wie mein lieber Schiller, nur auf eine andere Art, ſagt. Ich ſehe mich in allen den lächerlichen, ſonderbaren, abenteuerlichen und unnatürlichen Masken, mit welchen mich eine herrenloſe Phantaſie und die Grille des Augenblicks bekleidete, und bedaure nur die geduldigen Freunde des pfadloſen Irrlings. Aber meine gutmüthige, leicht zu gewinnende Einbildungskraft läßt mir doch auch ſo manchen Augenblick vorbei geben, in welchem zwangloſer Frohſinn, jugendliche Schwärmerei und ſo manche andere Begleiter meines Lebens mich in lieblichen Träumen entzückten, und in welchem Freunde der Wahrheit und der ſittlichen Schönheit eine Herrſchaft über mein Herz behaupteten, die mir unvergeßlich bleiben wird und mich in das ſüße Gefühl einwiegt, von Männern der Aufmerkſamkeit gewürdigt worden zu ſeyn, die leicht in ein zärtlicheres Gefühl übergeht. Es bemächtigen ſich Hoffnungen

* In den Künſtlern. A. d. H.

und Erwartungen meiner Seele, und beseligendere Gefühle verdrängen die unangenehmern des Unwillens und Mitleidens mit sich selbst, die ich schon in Jena oft empfand und daher ein gewaltsames Mittel ergriff, um mich loszureißen von den Thorheiten und Verirrungen, die mich in Jena zu verfolgen schienen und zu Gewohnheiten wurden. Wie weh that es mir nicht, so vieles zu verlassen, was meiner Seele heimisch geworden war, Männer zu verlassen, deren bereitwillige Freundschaft, deren seelenvoller Umgang mir Früchte zu versprechen schien, die mir vielleicht nie wieder so reifen. Aber ich mußte mich resigniren und dem mir nicht undeutlichen Winke des Schicksals folgen. Ich breche ab: schon zu lange sprach ich von mir, ich wende mich zu einem Gegenstande, der meine ganze Seele füllt.

Von Schillern will ich mit Ihnen sprechen; denn kein Gegenstand der Unterhaltung ist Ihnen gewiß angenehmer und für mich interessanter. Sie haben ihn wieder gesehen, wenn Sie diesen Brief erhalten. Gewiß ist er munter, heiter, im vollen, entzückenden Gefühl seiner wiedergekehrten Gesundheit. Sie sehen ihn nun oft; Sie tauschen Ihre beiden Seelen oft an traulichen Abenden gegen einander um, und ich, der ich so heiß darnach dürstete, kann kein stiller, lauschender, nichts verlierender, alles tief verschlingender Zeuge dieses herrlichen Schauspiels seyn. Ach! wenn ich nur Schillern nenne, welches Heer von Empfindungen lebt in mir auf; wie mannigfaltige und reiche Züge versammeln sich zu dem einzigen entzückenden Bilde Schillers und wetteifern wie zaubernde Geister an der Vollendung des blendenden Gemäldes, und stört mich dann in diesem Zaubermahl der Phantasie der nagende Gedanke, daß dieser Mann der Vernichtung nahe war, Schiller, der mehr ist als Millionen Alltagsmenschen, der den begierdelosen Wesen, die wir Geister nennen, den Wunsch abnöthigen könnte, Sterbliche zu werden, dessen Seele die Natur con amore gebildet zu haben scheint, dessen sittliche Größe und Schönheit allein eine Welt, deren Bewohner er wäre, vom verdienten Untergange retten könnte, Schiller, der so eine entzückende Form mit so viel Stoff, so viel Natürlichkeit mit so viel Natur, so viel Individualität mit so viel Allgemeinheit, so viel Herzensgüte mit so viel Herzensstärke, so viel Einfachheit mit so viel Reichthum, so viel System mit so viel Art, so viel Charakter mit so viel Sinn, so viel Schema mit so viel Anwendung, so viele transcendentale Einbildungskraft und so viel Methode in der transcendenten, so viel Größe mit so viel Würde, so viel Liebenswürdigkeit mit so viel Liebe, so viel Grazie mit so viel Ernst vereinigt, in dessen Natur so viel Kunst, und in dessen Kunst so viel Natur ist, der so viel Gesichtspunkte und doch nur Einen hat, und endlich, der einer der seltenen Menschen ist, denen die Götter das hohe Geheimniß von Angesicht zu Angesicht offenbarten, daß die Schönheit und Wahrheit eine und dieselbe Göttin sey * und daß die Vernunft der einzige Name und das einzige Heil sey, das den Menschen auf Erden gegeben worden, der einzig wahre, ächte Logos, der von Gott ausgegangen ist und zu ihm zurückkehrt: — wenn, sage ich, dieser Gedanke mich stört, so bebe ich unfreiwillig vor meiner eigenen Existenz zurück, und es drängt sich ein Seufzer zwischen meine Lippen, in welchen aller Glaube an eine höhere Hand, die den Faden lenkt, und die ganze Liebe und das Mitleid gegen eine Menschheit gepreßt ist.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Aus Schillers Künstlern entlehnt.

A. d. H.

Skizzen aus dem häuslichen Leben der Engländer.

Tischmanieren.

Vor Allem sey bemerkt, daß das Tischtuch jeden Tag frisch und vom feinsten Damast ist. Servietten aber werden gewöhnlich nicht hingelegt. Die Engländer essen so appetitlich, daß sie meistens keine nöthig haben, und sonst hilft das Tischtuch aus. Dieß steht in merkwürdigem Widerspruch mit ihrer sonst so peinlichen Reinlichkeit; es ist eine jener auffallenden Ausnahmen von der Regel, wie sie selbst bei den vollkommensten Dingen in der Welt vorkommen, zu denen offenbar eine englische Hauseinrichtung gehört. — Servietten sind ein Luxus in England, den man sich nur in einigen Häusern und nur bei Gesellschaft erlaubt. Die Kunst der Diener, die bei uns die Servietten in so vielfache Formen zusammen zu legen wissen und Blumen darin verstecken, fällt somit in England weg, so wie es keine Gelegenheit gibt, zierliche Serviettenringe mit hübschen, guten Appetit und Gesundheit wünschenden Devisen zu verfertigen und sich gegenseitig damit zu beschenken.

Die unterschiedlichen Manieren, wie man sich eine Serviette vorhängt und von ihr Gebrauch macht, sind für die Engländer, die zu uns kommen, ein Gegenstand der Neugierde und des Studiums. Wie respektabel sizt unser Familienvater bei Tische, die weiße Serviette in's oberste Knopfloch geknöpft! Sie wallt ihm über die Brust herunter, wie einem Admiral das große Ordensband. Wie zierlich wissen manche Elegants bei uns die Lippen zu spitzen, und selbst wenn es nichts zu

wiſchen geben ſollte, mit der Serviette die Mundwinkel und Lippen wie die Vögel ihren Schnabel zu putzen.

Viele Leute haben bei uns auch die Gewohnheit, beim Beginn der Mahlzeit erſt einigemal mit der Serviette über den Teller zu fahren, und ſo blank er auch iſt, ihn doch noch zu bereiben. Es iſt dieß gewiſſermaßen ein Vorſpiel der Mahlzeit, das ſie ein für allemal in den Fingern haben, und das ſo gut iſt wie ein anderes. Für Menſchen, die an ſolche Einleitungen gewöhnt ſind, führt eine engliſche Mahlzeit manche Verlegenheit herbei; denn da die zehn unruhigen Finger nach Arbeit verlangen und es keine Serviette zu entfalten, keine Blumen zu beriechen und auf die Seite zu legen, keinen Teller zu reinigen gibt, ſo weiß man gar nicht, wenn man nun da ſizt und weder die warme Suppe zu einem gelangt, noch auch die Unterredung bereits in Gang gekommen iſt, womit man zuerſt beginnen ſoll. Da die Gabeln, Meſſer und Gläſer von den engliſchen Bedienten immer ſo mathematiſch genau aufgelegt und aufgeſtellt werden, ſo läßt ſich auch hierin nichts beſſern und zurechtlegen, wie man dieß wohl bei uns zu thun pflegt. Ich habe einmal einen Fremden an einem engliſchen Tiſche dabei ſo in Verlegenheit gerathen ſehen, daß er ſein Weinglas darüber umwarf und zerbrach.

Die Symmetrie der Schüſſeln wird in England ſtets ſehr hübſch beobachtet, und da der Gerichte in den allermeiſten Fällen wenige ſind, ſo beſteht über die Plätze derſelben in ganz England eine allgemeine feſte Regel. Das Roaſtbeef, das Huhn, der gewöhnlich damit verbundene Schinken, alsdann die Kartoffeln und ſpäter der Pudding und die Früchte, Alles dieß wird immer auf demſelben Fleck der Tafel aufgepflanzt. Eben ſo feſt beſtimmt ſind ſowohl die Reihenfolge, in der die verſchiedenen Gerichte aufgetragen werden, als die Regeln, nach welchen Gerichte mit einander zugleich aufgetragen werden können oder nicht. — Alles dieß iſt freilich im Allgemeinen auch bei uns beſtimmt; man wird es aber bei den Engländern ſelbſt in den geringeren Haushaltungen weit ſtrenger beobachtet finden.

Vor dem Niederſetzen ſagt man ein Gebet (the grace). In den Familien ſpricht es gewöhnlich der Vater oder der ältere Bruder laut. Sonſt aber ſagt es wohl Jeder, über ſeinen Stuhl gelehnt und ſtill niederblickend, leiſe für ſich. Es beſteht in den kurzen Worten: „For what we are going to receive, Lord, make us truly thankful.“ Dieſe gute alte Sitte iſt in England durchaus allgemein.

Nach dem Gebete läßt man ſich nieder und fängt an, ſein täglich Brod zu genießen. Mit der Suppe, wenn er welche bekommt — ſie iſt aber ziemlich ſelten auf den engliſchen Tiſchen — kann ein Deutſcher noch fertig werden, ohne einen Verſtoß zu begehen. Aber nun der Fiſch! da wird die ſilberne Gabel in die rechte Hand genommen, und bei Leib und Leben kein Meſſer angerührt. Mit einem Stückchen Brod in der linken Hand hilft man nach und räumt die Gräten zierlich und vorſichtig aus dem Wege. Nur ein Fiſch, der Barſch, „perch,“ macht eine Ausnahme von dieſer ſtrengen Regel. Bei ihm iſt's erlaubt, ſich des Meſſers zu bedienen, weil er gar zu viele Gräten hat, die nicht alle mit dem Brode entfernt werden könnten. Nach dem Fiſch, oder auch wohl ſchon nach der Suppe, fragen die Herrn ihre Damen: „May I have the pleasure of taking a glass of wine with you?“ (Kann ich das Vergnügen haben, mit Ihnen ein Glas Wein zu nehmen?) Die Dame antwortet, ſelbſt wenn ſie keine Luſt dazu hat, freundlich bejahend. Nein zu ſagen, wäre ein manque de savoir vivre. Die beiden Gläſer werden gefüllt mit Portwein, Sherry (von Xeres, wie alle ſpaniſchen Weine heißen), Hock (Abkürzung von Hochheim, für alle Rheinweine), oder Claret (ſo heißen alle Franzweine), nach der Wahl der Dame. Die beiden Freunde nehmen ihr Glas im ſelben Momente in die Hand, ſehen ſich an mit einer leichten Verbeugung des Kopfes, begleitet von einem liebenswürdigen Lächeln, und dann erſt darf das Glas die Lippen berühren und ſeiner flüſſigen Gold- oder Rubinperlen ſich entlaſten. Dieſe Sitte iſt recht hübſch, denn es liegt, däucht mich, etwas Antiegoiſtiſches darin, daß man wünſcht, den Genuß nicht ſo ganz für ſich allein zu haben, ihn vielmehr freundlich mit einem Andern zu theilen. Hat der Fremde nur erſt die paar Redensarten, die dabei vorkommen, gehörig einſtudirt, ſo kommt er bald dazu, die Sitte ganz artig zu finden und ſie recht fleißig mitzumachen. Denn theils vermeidet man den häßlichen Anſchein, als ſey man ein geheimer Vieltrinker, da man Alles öffentlich thut, theils hat man es ganz in ſeiner Gewalt, von jeder beliebigen hübſchen Dame ſich ein freundliches Lächeln zu erzwingen. Leider iſt aber dieſer hübſche alte Brauch in der lezten Zeit in einigen Häuſern faſt ganz abgekommen. Man fängt hie und da an, es für eine etwas altmodiſche Gewohnheit zu halten.

Auch die fremden Gäſte, die ſich an der Tafel befinden, und aus natürlichen Gründen, gleich den Damen, etwas beſcheiden und ſchüchtern ſind und Andere nicht zum Trinken einladen, werden meiſtens dazu aufgefordert, und man thut ihnen damit eine Ehre an. Gewöhnlich unterläßt es der Wirth des Hauſes nicht, mit ihnen das erſte Glas zu trinken. Ehe ſie aber Alles, was dabei nöthig iſt, etwas einſtudirt haben, machen ſie oft die ſonderbarſten und beluſtigendſten Mißgriffe.

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Fortſetzung.)

Theater. — Hofball. — Franzöſiſche Akademie.

Cagliostro iſt nun faſt zugleich mit den dramatiſirten Myſtères erſchienen. Wer erwartet hatte, in der Operette all das Blendwerk zu finden, das die Hauptperſon während ihres Lebens anwendete, um die Leute zu bezaubern, ſah ſich ſo arg getäuſcht als diejenigen, welche ſich E. Sues Theaterſtück ſo anziehend gedacht hatten als ſeinen Roman. In Scribes Text handelt es ſich nur davon, daß Cagliostro ſich um eine ſteinreiche Erbin bewirbt und durch die Auslieferung eines Lebens- oder vielmehr eines Verjüngungselixirs an die Tante derſelben die Sache zu beſchleunigen ſucht. Der wahre Liebhaber hintertreibt den Handel, und Cagliostro muß ihm die Geliebte nebſt ihrer Million abtreten. Die Fabel wird jedoch durch eine Menge von Nebenumſtänden belebt, wie es Scribe meiſterhaft verſteht. Adam ſcheint ſich vorgenommen zu haben, dießmal eine minder flache Muſik zu ſchreiben, als zu frühern Operetten, und es iſt ihm auch zum Theil gelungen. Nur dann und wann erkennt man den Verfaſſer des Poſtillons wieder. Im Ganzen iſt aber dieſe Muſik kein Meiſterſtück, und die Operette wird ſich nicht zu lange auf der Bühne halten. — Im Odeon ſah man ein neues Trauerſpiel: der alte Conſul, von einem bisher unbekannten Dichter Namens Ponroy. Dieſer alte Conſul iſt Marius, und der ihn auf die Bühne gebracht hat, will ſeinen Ehrgeiz, ſeinen Groll gegen die Reichen und Mächtigen, ſo wie den Unfug der Faktionen in dem bereits verderbten Rom ſchildern. Es fehlt ihm aber an Kraft und Gewandtheit, auch iſt er in der ſceniſchen Behandlung noch allzu unerfahren. Zudem war das großentheils aus Studenten beſtehende Parterre des Odeons am Abend der erſten Aufführung allzu luſtiger Laune, als daß es ſich in die ernſten Zuſtände des alten Roms hätte hineindenken können. Der geplagte Direktor hat überhaupt ſeine Noth mit dieſem jugendlichen Parterre, welches vor 18 Monaten Ponſards Lucretia faſt vergötterte, jezt aber nichts mehr davon hören will. Die Schauſpieler wurden verhöhnt und hatten viele Mühe, ihre Faſſung zu behaupten. Kaltblütigere Zuſchauer fanden jedoch das Stück intereſſant genug, um eine ruhigere Aufführung deſſelben zu wünſchen.

Der diesjährige Faſching geht ſo luſtig vorüber als die frühern. Oper, Operette und Odeon geben ihre wöchentlichen Bälle, und außerdem ſtehen eine Menge Ballſäle den minder Begüterten offen. Die vornehme Welt wagt ſich höchſtens auf die Opernbälle, und auch auf dieſen geht es ihr nicht mehr anſtändig genug zu, ſeitdem Muſard das Orcheſter leitet und den Tänzern allerlei phantaſtiſche Muſik vorſpielt, nach welcher ſie wie von der Tarantel geſtochen umhertaumeln und die nicht Tanzenden zum Rückzug oder zur Flucht in die Logen zwingen. Ueberhaupt zeigen ſich die Vornehmen ſelten auf den öffentlichen Bällen; es gibt ja der Privatbälle genug, auf welchen ſie Pracht und Anmuth entwickeln können. Obgleich der Hof zum Theil noch in Trauer iſt, hat er es doch für nöthig gehalten, wenigſtens einen großen Ball zu geben. Ein Hofball hat Einfluß auf Handel und Gewerbe, und iſt alſo hier nichts Unbedeutendes. Der Hof muß einige tauſend Perſonen einladen. Alle wollen in ihrem beſten Schmucke erſcheinen, und dieß bringt ſehr bedeutende Summen in Umlauf. Die große Galerie und der ungeheure Mittelſaal der Tuilerien werden prachtvoll beleuchtet. Einige hundert Bedienten ſtehen bereit, die Eingeladenen zu bedienen. Erſt bei ſolchen Gelegenheiten ſieht man, welch ungeheuern Vorrath von Juwelen Paris beſizt, und welch außerordentliche Mannigfaltigkeit von Putz und Schmuck die Pariſer Modehändlerinnen hervorbringen. Die jungen Prinzeſſinnen konnten wegen der Familientrauer am Ball nicht Theil nehmen, und das Herz mag ihnen darob geblutet haben. Der fremden eingeladenen Familien oder einzelnen Perſonen war eine große Menge; die Engländer erkennt man von weitem an ihren rothen Röcken, überhaupt an ihren Phantaſieuniformen, die als eine Art Hoftracht gelten ſollen. Beſonders zeichneten ſich die ungariſchen Adeligen durch ihre koſtbaren Hoftrachten aus, gegen welche die franzöſiſchen Uniformen und Trachten ſehr einfach erſcheinen. Daran erkennen überhaupt die Pariſer die Fremden in den großen Verſammlungen, daß dieſe ſich mit Schmuck überladen. Die Pariſer und beſonders die Pariſerinnen behaupten allein im Beſiz des Bongout zu ſeyn und denſelben gleichſam mit zur Welt gebracht zu haben. Eine ächte Pariſerin erkennt ſchon von weitem eine Fremde an ihrer Art ſich zu kleiden, wenn dieſe ſich auch in einem Pariſer Magazin mit den neueſten Moden und Stoffen verſehen hat. Grelle Farbenmiſchung, Ueberladung mit Schmuck und dergleichen wird ſich die Pariſerin ſehr ſelten zu Schulden kommen laſſen. Dieß verhindert jedoch nicht, daß auf dem Hofballe ein großer Reichthum an Kleinodien zu ſchauen war. Aber einen Schmuck, welcher den der Pariſer und der Fremden überwiegt, den der Herzogin von Joinville, deren Diamanten bekanntlich auf eine Million Franken angeſchlagen werden, bekamen die Gäſte dießmal nicht zu ſehen; die Herzogin erſchien nicht, obgleich ſie nicht in Trauer war; vermuthlich hatte ſie den andern Prinzeſſinnen in ihrer Einſamkeit Geſellſchaft geleiſtet; ein um ſo größeres Opfer von ihr, da ſie, ſeit ſie in Europa iſt, noch keinem großen Balle beigewohnt und überhaupt mehr Trauer als Freude geſehen hat. — Außer den Bällen, deren es im Faſching in allen Revieren, und man kann ſagen in allen Straßen gibt, gab es in der lezten Zeit noch manche Tagesbegebenheit, unter andern die akademiſchen Wahlen. Durch einen ſeltenen Zufall waren drei Lehnſtühle der Académie française leer geworden; ſie hatte alſo unter den vielen Bewerbern drei neue ſogenannte Unſterbliche zu wählen. Dießmal war zwar kein hoher Beamte auf der Liſte, um als politiſcher Redner den Gelehrten den Rang abzulaufen; allein es waren Concurrenten genug da, um der Akademie Gelegenheit zu einer ſchlechten Wahl zu geben. Der erſte, welcher gewählt wurde, war St. Marc Girardin, ein geiſtreicher, übrigens aber oberflächlicher Gelehrter, welcher ſeine Erhebung, wie mancher Andere, ſeiner Theilnahme an der Redaktion des Journal des Débats verdankt. Er iſt Profeſſor am Collège de France, Mitglied des Oberraths des öffentlichen Unterrichts und dabei Deputirter; ihm fehlte nur noch die akademiſche Würde; dieſe hat er nun ſo eben erlangt und er gehört jezt zu den angeſehenſten und einflußreichſten Männern. Das Journal des Débats hat nicht unterlaſſen, ihn bei jeder Gelegenheit herauszuſtreichen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 8.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 8.

Sonnabend, 2. März 1844.

[119] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

J. G. von Herder's
ausgewählte Werke.

Ausgabe in Einem Bande
mit dem Bildniß des Verfassers in Stahl gestochen und einem Facsimile seiner Handschrift.
Dritte Lieferung oder Bogen 69 bis 102.
Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Das Bedürfniß einer Ausgabe von Herder's Werken in Einem Bande, mit welcher wir die Reihe unserer compacten Ausgaben von Goethe, Schiller, Platen, Lessing, Klopstock ꝛc. ergänzen, ist schon längere Zeit fühlbar gewesen, um so angenehmer ist es uns jetzt, das Erscheinen dieser Ausgabe hierdurch ankündigen zu können.

Dieselben Grundsätze, welche uns vor einigen Jahren bei der Herausgabe von Goethe's Werken in zwei Bänden leiteten: in eine compacte Ausgabe nicht sämmtliche Werke, sondern nur die Werke von allgemeinerem Interesse aufzunehmen — haben wir auch bei der Redaction von Herder's Werken festgehalten.

Folgendes wird den Inhalt bilden: Herder's Leben. — Gedichte. — Der Cid. — Legenden, dramatische Stücke und Dichtungen. — Volksliedersammlung. — Geist der hebräischen Poesie. — Aelteste Urkunde des Menschengeschlechts. — Ideen zur Philosophie der Geschichte. — Adrastea. — Briefe zur Beförderung der Humanität. — Sophron, gesammelte Schulreden. — Homilien.

Die vierte und letzte Lieferung wird noch vor Ostern die Presse verlassen. Der Preis des vollständigen Werkes ist 14 fl. oder 8 Rthlr.

Stuttgart und Tübingen, Febr. 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

ALLGEMEINE
PHONOLOGIE,
ODER
NATÜRLICHE GRAMMATIK
DER
MENSCHLICHEN SPRACHE.

Mit specieller Anwendung
auf das Hebräische, Griechische, Lateinische, Italienische, Französische, Englische, Deutsche, und die resp. alten und neuen Mundarten.

Von
Max Wocher,
Th. Lic., Professor und Konviktsvorstand in Ehingen an der Donau.

gr. 8. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 12 Gr.

Inhalts-Uebersicht.

Einleitendes. §§. 1 flg. I. Abtheilung. Von der organischen Lautbildung im Allgemeinen. I. Abschnitt. *Die Lautgesetze.* §. 3. Euphonie, das Grundprincip. *Erstes Hauptgesetz.* Euphonie für das Sprachorgan. §§. 4—9. Besondere Lautgesetze. §. 10. *Zweites Hauptgesetz:* Euphonie für das Ohr. §. 11. Das Musikalische im Symphonismus der Sprache. II. Abschn. *Allgemeine Anwendung auf Aussprache und Lautgestaltung.* §. 12. Symphonische Gliederung der Silbenordnungen. (Silbenabtheilung.) §. 13. Die feinern Unterschiede der Vokalaussprache durch Symphonie zu ermitteln. §. 14. Gibt es ursprüngliche Vokale? §. 15. Laut-

wandel je nach Symphonie. §. 16. Weitere Einflüsse der Symphonie: A) in Beziehung auf Silbenquantität. §§. 17—22. B) Symphonie im Accent. §. 23. Einheit von Quantität und Accent in der Aussprache, die Bedingung des Wohllauts. §. 24. Gibt es Ausnahmen? II. Abtheilung. Das Weben des Sprachgeistes in Entwicklung und Ausbildung des Sprachorganismus. I. Abschn. *Das logische Element in der Gestaltung des phonetischen.* §. 25. Betrachtung des Sprachvermögens in Beziehung auf die intellektuelle Technik der Sprachen. I. Kap. *Entstehung der Flexion.* §§. 26—34. Artikel und Genus. Verhältnisse der Genera. Deklination und deren Gliederung u. s. w. II. Kap. *Entstehung der Rektion.* §§. 35—38. Phonetische Gestaltung der Rektion; symphonische Ausbildung der Kasusformen u. s. w. III. Kap. *Organische Gestaltung aller Bestandtheile eines Satzes.* §. 39 a. Symphonie in der Kongruenz von Genus-, Personal-, Numerus- und Kasusformen im Satze. §. 39 b. Das Verbum als Ergänzung eines andern Verbalbegriffes im Satze. §. 40. Casus absoluti. §. 41. Consecutio temporum et modorum. §. 42. Symphonische Wirkung der Partikeln. §. 43. Komposition nach ihren logischen und phonetischen Momenten betrachtet. §. 44. Schlussbemerkungen: Ueber Entstehung der grammatischen Suffixe. II. Abschn. *Relatives Uebergewicht des phonetischen Elements über die Sprachform.* I. Kap. *Symphonische Eigenthümlichkeit eines jeden Sprachorganismus.* §. 45. Organische Ineinsbildung jeder Sprache und Mundart. §. 46. Behandlung der fremden Wörter. §§. 47—52. Die Mundarten. §. 53. Das Eigenthümliche der Schriftsprache. (Leitende Grundsätze.) II. Kap. *Vermittlung der Euphonie durch verschiedene Flexion und Konstruktion.* §§. 54—63. Formenwechsel im Hebräischen, Griechischen, Lateinischen, Italienischen, Französischen, Englischen und Deutschen. §. 64. Wortstellung. Eigenthümliche Gebundenheit derselben nach logischen und phonetischen Momenten. §. 65. Fortsetzung: Wechsel der Wortstellung nach Symphonie. §. 66. Einwirkung des phonetischen Elements auf die logische Technik der Sprachform. III. Abschn. *Inniges Verhältniss des phonetischen und logischen Elements in der Gesammtentwicklung der Sprache.* I. Kap. *Unmittelbare Betrachtung dieses Verhältnisses.* §. 67. Das Onomatopoetische oder Symbolische des Lautes. §. 68. Die Principien der Bewegung und der Stetigkeit. §. 69. Inniges Verhältniss des phonetischen und logischen Elements. II. Kap. *Geschichtliche Veranschaulichung des innigen Verhältnisses im Entwicklungsgang der Sprachen.* §. 70. Das Hebräische, im Verhältniss zu den Dialekten. §. 71. Das Altgriechische. §. 72. Das Neugriechische. §. 73 flg. Das Lateinische, mit Rücksicht auf seine älteste Gestalt. §§. 75—77. Das Italienische, Französische, Englische. §. 78. Das Deutsche. Gothisch. §. 79. Altdeutsch; Mittel- und Neuhochdeutsch. §. 80. Rückblick und Schlussbemerkungen. Beilagen; S. 501—512.

Mottos: „Wer nichts auf wahrnehmungen hält, die mit ihrer factischen gewissheit anfangs aller theorie spotten, wird dem unergründlichen sprachgeiste nie näher treten."

J. Grimm.

„Eine Sprache kann unter keiner Bedingung wie eine abgestorbene Pflanze erforscht werden. *Sprache* und *Leben* sind unzertrennliche Begriffe, und die *Erlernung* ist in diesem Gebiete nur Wiedererzeugung.

W. v. Humboldt.

Durch treue und sorgfältige Naturbelauschung ist es dem Herrn Verfasser gelungen, die einfachen grossen Gesetze zu ermitteln, die allem organischen Bilden und Gestalten des Sprachgeistes zu Grund liegen, und auf unversuchten Wegen Resultate zu gewinnen, die sowohl durch und durch praktisch, als auch theoretisch für die tiefere, wissenschaftliche Sprachkunde manche Räthsel zu lösen geeignet sind. Was man sonst bei den Regeln der Grammatik nur als Willkühr des Sprachgebrauchs, nur als zufällig Gegebenes zu betrachten versucht wird, das erscheint im Zusammenhang des hier dargelegten Systems (welches eben die einfachste und tiefste Grundlage alles rationellen Sprachstudiums ist) als tiefbegründet, als lautere Gesetzmässigkeit. — Uebrigens möchte das Buch nicht blos dem Gelehrten vom Fach gewidmet seyn, sondern auch jedem Freunde anziehender, gründlicher Sprachstudien. Kenner und Liebhaber der alten und neuern Sprachen wird es namentlich anziehen, da auch die Feinheiten des Styls, und mit den Mundarten auch die geschichtliche Entwicklung derselben (beim Deutschen auch das Gothische, Altdeutsche) zur Besprechung kam.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Ueber den Einfluß der Vertheilung des Grundeigenthums auf das Volks- und Staatsleben.

Von

Dr. Carl Wolfgang Christoph Schütz,

Privatdocent an der staatswirthschaftlichen Facultät zu Tübingen.

gr. 8. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 gGr.

Inhalt: Einleitung. Geschichtliche Notizen über die Vertheilung des Grundeigenthums bei den Egyptiern, Juden, Griechen, Römern, alten Deutschen. Die Entwicklung der europ. Grundeigenthumsverhältnisse bis zur französischen Revolution. Die Gestalt derselben seit dieser Zeit. Literatur. Einfluß der Vertheilung des Bodens auf das Volks- und Staatsleben. Große Güter. Der Einfluß derselben auf die materielle Seite des Volkslebens. Einfluß auf Landwirthschaft, Forstwirthschaft, Gewerbe und Handel; auf die Bevölkerung und die Vertheilung des Vermögens und Einkommens unter dieselbe. Gestaltung der Volkswirthschaft. Einfluß auf die geistige Seite des Volkslebens. Intelligenz, Moralität und Religiosität. Einfluß auf die bürgerliche Gesellschaft und den Staat. Privat- und öffentliche Rechtsverhältnisse. Gemeinde- und Staatsverfassung und Verwaltung. Finanzen. Staatskraft. Mittlere Güter. Kleine Güter. Einfluß auf die materielle Seite des Volkslebens. Einfluß auf die geistige Seite des Volkslebens. Einfluß auf die bürgerliche Gesellschaft und den Staat. Privatrechtsverhältnisse. Gemeindeverfassung und Gemeindeverwaltung und öffentliche Rechtsverhältnisse. Finanzen. Staatskraft. Ganz kleine Güter. Von dem Einfluß des Staats auf die Vertheilung des Grundeigenthums. Anhang: Statistik der Vertheilung des Grundeigenthums in England, Spanien, Griechenland, in der Türkei, Oestreich, Preußen, Frankreich, Würtemberg.

In Absicht auf die Vertheilung des Grundeigenthums gelten in den Gesetzgebungen der wichtigsten europäischen Staaten verschiedene einander geradezu entgegenstehende Grundsätze.

Bald wird es aus wirthschaftlichen und politischen Gründen für gerathener gehalten, die Untheilbarkeit größerer Landgüter aufrecht zu erhalten, bald wird die freie Theilbarkeit des Bodens als ein Mittel zu hoher Entwickelung des öffentlichen Wohls angesehen. In der neueren Zeit aber ist namentlich in Deutschland sowohl von Staatsmännern und von Volks-Kammern, als in der Literatur der unbedingte Werth einer grenzenlosen Theilbarkeit und Verkleinerung des Grundbesitzes vielfach in Zweifel gezogen worden.

Der Verfasser hat sich zur Aufgabe gemacht, diesen Gegenstand, der bei der Berathung der neuen Agrikultur-Gesetzgebung eine wichtige Rolle spielen muß, nach allen seinen Seiten mit Rücksicht auf die über den Gegenstand früher erschienene Literatur, und auf den Grund eigener gelegentlich einer wissenschaftlichen Reise gesammelter Erfahrungen einer neuen gründlichen Untersuchung zu unterwerfen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Philosophie der Rede

oder

Grundlinien der Rhetorik,

wissenschaftlich dargestellt von

G. C. J. Hoffmann,

Lehrer an der wissenschaftlichen Bildungsanstalt der Gebr. Paulus auf dem Salon.

8. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 Gr.

In dieser Bearbeitung ist der Rhetorik die umfassende wissenschaftliche Begründung gegeben, deren Mangel in den bisherigen Lehrbüchern so schmerzlich empfunden wurde. Sie wendet sich daher vorzüglich an Lehrer höherer Schulen, um ihnen als nähere Beleuchtung und als Correctiv für den Inhalt des von ihnen im Unterricht gebrauchten Lehrbuchs zu dienen. Zugleich aber erhebt sie ihren Gegenstand zu einem wesentlichen Theil des Gebietes der Philosophie, und möchte daher und namentlich wegen ihres eigenthümlichen Verhältnisses zur jetzigen speculativen Philosophie die Aufmerksamkeit derer verdienen, die sich für den Fortschritt der Philosophie interessiren.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[67] Für Leihbibliotheken und Lesevereine.

In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gesammelte Erzählungen

von der

Verfasserin der Bilder des Lebens.

Zwei Bände.

8. broch. Preis 6 fl. oder 3 Rthlr. 16 Gr.

Statt aller Empfehlung erlauben wir uns hier die in Nr. 34, 1839, der Blätter für Literatur und bildende Kunst stehende Beurtheilung anzuführen: „Der tiefe Sinn, das reine Gemüth, der edle Geist, welcher in den Bildern des Lebens waltet, deren Werth wir auch in diesen Blättern beurkundet haben, findet sich auch in diesen gesammelten Erzählungen wieder. Sie zeichnen sich durch Innigkeit sowohl als durch Klarheit, vor allem aber durch ein echt religiöses und rein sittliches Gefühl vor so vielen Tageserscheinungen aus, welche nur zu blenden, nicht zu erhellen, nur die Zeit zu verflüchtigen, nicht das Gemüth zu erheben suchen. Und darum eignen sie sich auch namentlich vor vielen andern ähnlichen Schriften zur Lektüre für Jungfrauen und Frauen, deren Sinn unverdorben, und deren Geist auf das Höhere und einzig Wahre im Menschenleben gerichtet ist. Sie sind dabei eben so fern von jeder pedantischen Trockenheit wie von zelotischer Eiferung, sondern die lebenvollste Liebe spiegelt sich in ihnen anmuthig und mit den wärmsten Farben in allen Strahlenbrechungen ihrer innigsten Empfindungen. Nur sieht jedes Gemeine fern, und alles trägt den Stempel eines Seelenadels, der, seines innern Werthes sich bewußt, doch von der liebenswürdigsten Demuth durchdrungen ist. Unsre Leserinnen besonders werden mit uns übereinstimmen, wenn sie diese Erzählungen in Geist und Herz werden aufgenommen haben."

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Die Cetaceen

zoologisch-anatomisch dargestellt

von

Wilhelm Rapp,

Professor der Anatomie in Tübingen.

Mit Abbildungen.

gr. 8. Preis 3 fl. oder 2 Rthlr.

Inhalt:

Vorrede. Geschichtliches. I. Zoologischer Theil. Pflanzenfressende Cetaceen: Manatus. Halicore (Duyong). Stellerus. Aechte Cetaceen: Delphinus. Monodon (Narwall). Physeder. Balaenoptera. Balaena. II. Anatomischer Theil. Von den Knochen. Von den Muskeln. Auge. Gehörorgan. Nasenhöhle. Allgemeine Bedeckungen. Nervensystem. Verdauungswerkzeuge. Athmungswerkzeug. Harnwerkzeuge. Gefäßsystem: Herz, Schlagadern, Blutadern, lymphatische Gefäße. Werkzeuge der Fortpflanzung: männliche Fortpflanzungswerkzeuge, weibliche Fortpflanzungswerkzeuge, Milchdrüse. Erklärungen der Abbildungen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Paley's

natürliche Theologie,

mit Bemerkungen und Zusätzen

von

Lord Brougham und Sir Charles Bell.

In deutscher Bearbeitung herausgegeben

von

Dr. H. Hauff.

Mit 25 Holzschnitten.

gr. 8. in Umschl. broch. Preis 3 fl. 24 kr. od. 2 Rthlr.

William Paley's natürliche Theologie ist ein in England sehr berühmtes und hochgeschätztes Werk, das seit dreißig Jahren in den verschiedensten Kreisen vielfachen Nutzen gestiftet hat; es ist das unerreichte Muster zahlreicher ähnlicher Abhandlungen. Im vorigen Jahr erschien eine neue Auflage des Buchs mit reichhaltigen Bemerkungen und Zusätzen vom Lordkanzler Brougham und dem in anderer Sphäre nicht minder berühmten Physiologen und Chirurgen Karl Bell; dieß veranlaßte die deutsche Bearbeitung. — Es wird nicht leicht ein Buch geben, das geeigneter wäre, einerseits eine religiöse Ueberzeugung zu begründen, andererseits die Lust zum

Studium der Naturgeschichte zu wecken und zu beleben. Namentlich der reiferen Jugend, welche sich bereits mit den allgemeinsten Verhältnissen des Thierreichs bekannt gemacht hat, ist das Buch als Anregung und Einleitung zu tieferem Eindringen zu empfehlen. Die Hoffnung, dem allgemein erwachten Triebe zu Naturstudien durch dieses Buch gesunde Nahrung zu geben, hat auch vorzüglich zur deutschen Bearbeitung veranlaßt, bei welcher die eigenthümliche Form des Originals möglichst erhalten worden ist. — Durch Bell's einen Anhang bildende, höchst geistreiche Skizzen von mehreren Einzelnheiten der organischen Bildung hat das Werk sehr an Werth gewonnen und ist nicht bloß dem Lernenden interessant geworden.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Aufzeichnungen

eines

nachgebornen Prinzen

aus der

nachgelassenen französischen Handschrift übersetzt

von

G. G. v. R.

gr. 8. in Umschl. broch. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gGr.

Inhalt: 1. Die regierenden Familien. 2. Antritt der Regierung. 3. Die Liebe des Volks. 4. Die öffentliche Meinung. 5. Humanität. 6. Die Tagblätter. 7. Die Freiheit. 8. Die Werkzeuge der Herrschaft. 9. Aeußeres Erscheinen der Regierung. 10. Die Kunst, sich durch Wohlthun beliebt zu machen. 11. Sorge für das Wohlergehen des Volks. 12. Erhalten und Erneuern. 13. Nachahmung und Originalität. 14. Wahl der Werkzeuge. 15. Einfluß der Wohnung auf den Volkscharakter. 16. Die Statistik. 17. Die Zeit. 18. Vertrauen auf die Zukunft. 19. Erziehung und Unterricht. 20. Realismus und Formalismus. 21. Kräftigung des Volks. 22. Beförderung der Geistesbildung. 23. Pflege der schönen Künste. 24. Beförderung des Kunstfleißes. 25. Geheime Gesellschaften. 26. Von den Religionen überhaupt. 27. Die evangelischen Kirchen. 28. Die römisch-katholische Kirche. 29. Nachbarlichkeit. 30. Die Grenzen. 31. Colonien. 32. Die Gemeinden. 33. Geschichtliche Grundlagen. 34. Verbindungsmittel. 35. Der Adel. 36. Ritterorden. 37. Der Hof. 38. Unbeschränkte Herrschaft. 39. Verfassungsmäßige Herrschaft. 40. Die Völker. 41. Die bewaffnete Macht. 42. Auswärtige Angelegenheiten. 43. Rechtspflege. 44. Gesetzgebung. 45. Finanzen. 46. Handel und Verkehr. 47. Austausch der Gedanken. 48. Fortleitung der Ideen. 49. Die Ehe. 50. Klöster. 51. Sittlichkeit. 52. Schnell erworbener Reichthum. 53. Ist eine Nationaleintracht möglich? 54. Von etwas, was überall fehlt. 55. Vorhersagungen.

Die Erfahrungen und Ergebnisse eines langen und sehr bewegten Lebens sind in dieser Schrift in der Weise zwangloser Besprechung niedergelegt. Sie umfassen, wie die Inhaltsanzeige ausweist, die wichtigsten Gegenstände des öffentlichen Lebens, und wenn die Herausgeber den Titel: **Das Buch vom Fürsten des 19ten Jahrhunderts**, nicht wählten, so geschah es lediglich, weil hier die dogmatische Behandlung Machiavells vermieden wurde, und über die durchgeführte Richtung dieser Schrift — Vermittlung des Bestehenden mit den Bedürfnissen der Zeit — leicht Mißverständnisse hätten entstehen können.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Magyarische Sagen, Mährchen und Erzählungen

von

Johann Grafen Mailáth.

Zwei Bändchen gr. 8. in Umschlag brochirt.

Zweite Auflage.

Preis 3 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 8 gGr.

Inhalt:

Zueignung. — Vorwort. — Der Wilitanz. — Zwölf Worte. — Die Herrin von Ardo. — Die Königstöchter. — Die Salzgewerke. — Die Tabisserie. — Das Schwert Zuniga. — Die Nachschrift. — Der Schatz. — Die Brüder. — Die Sieger von Reniermezo. — Verlegenheit und Hülfe. — Erzsin die Spinnerin. — Zauberhelme. — Die Eingemauerte. — Der weiße Mantel. — Der Zauberbrunnen. — Der Brief. — Fáred. — Pengö. — Salomo, König der Magyaren. — Eisen Laczi. — Andor und Juczi. — Die Gaben. — Epilog. — Anmerkungen.

Die magyarischen Sagen und Mährchen sind, neben den magyarischen Erzählern, eine der vielfachsten Spuren der orientalischen Abkunft des Volkes; sie verdienen nicht nur dadurch große Aufmerksamkeit, sondern sind häufig auch höchst orginell und phantasiereich. Der berühmte Verf. beschäftigt sich schon lange damit, diesen Denkmälern der Volkspoesie nachzuspüren, er ist in seinem Vaterlande selbst als Erzähler berühmt und theilt in der vorliegenden Sammlung eine Reihe von Mährchen und Sagen mit, wie er sie, verknüpfend oder trennend und ausschmückend, aber nichts Wesentliches dazu erfindend, zu erzählen pflegt.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Die Glaubensgegensätze des Protestantismus und Katholicismus

im Lichte der heiligen Schrift und Erfahrung.

Ein Wort zum Frieden an gebildete Nichtgeistliche beider Kirchen

von

Carl Haas,

vormal. evang. Pfarrer zu Obergröningen.

8. Velinpap. broch. Preis 1 fl. 12 kr. od. 18 gGr.

Inhalt: 1) Einigkeit in dem Nothwendigen. 2) Freiheit in dem, was der Stifter unserer Religion selber nicht über allen Zweifel erheben wollte. 3) In allen übrigen Puncten Liebe! 4) Allgemeine Bemerkungen. — Schluß. — Rückblick und Endergebniß.

In dieser, allen Gebildeten außerhalb des geistlichen Standes gewidmeten Schrift, macht der Herr Verfasser auf eine heilige Sache der Zukunft und einige damit in Verbindung stehende Zeitfragen aufmerksam. Bei der Mannigfaltigkeit der zu berührenden Gegenstände und bei der gebotenen Kürze der Darstellung dürften diese Blätter auf den ersten Anblick etwas Mosaikartiges enthalten, indessen wird einige Aufmerksamkeit den leitenden Grundgedanken allenthalben erkennen lassen: — Einigung im Geiste und in der Wahrheit, Zerstörung ihrer Hindernisse und so vieler Mißverständnisse, ehrliches Eingestehen gewisser Schwächen und Hinweisung auf das, was Noth thut.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 55.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 4. März 1844.

— Nec tristis per cunctas fabula coenas.
Juvenal.

Skizzen aus dem häuslichen Leben der Engländer.

(Fortſetzung.)

Die Deutſchen ſind z. B. bei dieſer Gelegenheit ſehr dazu geneigt, ſich mit ihrem Glaſe dem ihres Mittrinkers zu nähern, um beide an einander erklingen zu laſſen. Dieß iſt ganz gegen die engliſche Sitte. Dieſes deutſche Anſtoßen der Gläſer kommt den Engländern viel zu geräuſchvoll und etwas ſtudentenmäßig vor. Indeſſen war es in alter Zeit auch bei ihnen gebräuchlich.

Sonſt war auch der Akt des Zuſammentrinkens in England etwas umſtändlicher, und außer den beiden Trinkern mußte für jeden noch ein Gewährsmann, ein „Pledger“ dabei ſeyn, weil, wie man ſagt, es oft vorgekommen war, daß Jemanden, während er zum Trinken ſich rücklings überbeugte, von einem Feinde die Kehle abgeſchnitten wurde. Der Pledger ſezte ſich dann während des Trinkens mit dem gezogenen Schwerte daneben. — Dieß iſt nun heutzutage nicht mehr nöthig, theils weil ſtatt der großen Humpen kleine zierliche Gläſer Mode geworden ſind, bei denen man ſich nicht mehr ſo tief hinterüber zu biegen braucht, theils weil die Herrn ihre Kehle nun zum Schutz gegen Dolchſtiche mit dichten Cravatten umhüllen.

Beim Braten kommt der ſo äußerſt ſchwierige und ſo gute Erziehung erfordernde Punkt der rechten Haltung von Meſſer und Gabel, worüber man allein ein ganzes Kapitel ſchreiben müßte. — Zum dritten Akt, den „Puddings„ und „Pies“ wirſt du vielleicht ſchon aus eigener Wahl dich nur des Löffels und der Gabel bedienen. Hier treten die Meſſer ganz in den Hintergrund, ausgenommen zum Aufſchneiden des harten Dachs der Paſtete. Wer den Plumpudding oder dergleichen mit dem Stahl attakirt, kann nach der Meinung des Engländers unmöglich ein Gentleman ſeyn, und er fühlt ſolche Mißgriffe wie einen Schnitt in den eigenen lebenden Leib.

Die Haupttugend der Bedienten iſt die, daß ſie völlig ruhig ſind, und daß weder am Tellergeklapper noch an ſonſt etwas ihre Anweſenheit bemerkt wird. Man ſpricht immer mit ihnen ganz kurz. Es iſt in England durchweg nicht Sitte, ſich mit den Bedienten auf vertraulichen Fuß zu ſetzen, mit ihnen in ein patriarchaliſches Verhältniß zu treten, wie dieß wohl in andern Ländern der Fall iſt. Die Bedienten ſind in England niemals, wie wohl hie und da in Deutſchland, gleichſam Mitglieder der Familie. Daher ſieht man dort nirgends weder ſo gütige Herrn noch ſo unverſchämte Bedienten, wie

anderswo. Jeder kennt beſſer ſeinen Kreis und hält ſich ſtrenger innerhalb deſſelben.

Nach dem Braten kommen nun auch die Toaſts, die bei öffentlichen Mahlzeiten faſt gar kein Ende nehmen und immer von langen Reden begleitet werden, in denen die Engländer, wenn man auf eine ſo treffliche Eigenſchaft einen Schatten von Tadel werfen dürfte, eine zuweilen etwas unglückliche Fertigkeit haben. Gewöhnlich iſt der Präſident der Mahlzeit — der Chairman — zugleich auch „toastmaster.“ In der Regel hat er einen Aſſiſtenten hinter ſeinem Stuhle, der einen Stab in der Hand führt und, wenn der Toaſtmaſter reden will, Ruhe gebietet. Dieſer Aſſiſtent macht eine ſehr komiſche Figur. Indem er auf ein paar für ihn bereitete Stufen tritt, ruft er auf Befehl des Toaſtmaſters ſein „Silence!“ über die Geſellſchaft hin, und indem er ſeinen Stab hoch zur Rechten und zur Linken ſchwingt, fügt er ſo lange ſein ſtinkes „scht! scht!“ hinzu, bis er alles Geſpräch bis auf den lezten Funken zum Schweigen gebracht hat; dann verſchwindet er wieder hinter dem Präſidenten. So wie dieſer ausgeredet hat, tritt er wieder hoch und herrſchend hervor, wiederholt mit kurzen Worten, welchen Toaſt derſelbe ausgebracht, und fordert die Geſellſchaft zu dreimaligem Lebehoch auf, welches er ihr mit durchdringender Stimme vorſchreit. Hundertmal hüpft er ſo auf und ab, erſcheint und verſchwindet mit ſeinem „Silence!“ und „scht! scht!“ das er mit ganz eigenthümlicher Schnelligkeit ausſpricht.

Wenn nun endlich das Tiſchtuch aller Laſten entledigt, ja auch von Krümchen frei, wie ein Geſpenſt ſich erhebt und verſchwindet und dann der ſchöne blanke Mahagonitiſch wie ein ſpiegelheller See unter abgehobener Eisdecke all die fröhlichen Geſichter umher wiedergibt, dann ſteht man auf und der Vater oder der Geiſtliche, wenn einer zugegen iſt, ſpricht das Dankgebet (the grace) in folgenden kurzen Worten: „for what we have received, the Lords name be praised.“ Die himmliſche Pomona und der irdiſche Confektbäcker ſtreuen nun ihre Gaben auf dem glatten Spiegel in reicher Fülle aus. Die ganze Compagnie der farbigen Weinkaraffen tanzt auf der glatten Bahn den Reigen rund um den Tiſch sans ceremonie und without mistake. Jeder bedient ſich nach Belieben, aber Jede läßt ſich von ihrem Nachbar bedienen; denn den Damen ſteht immer das Empfangen beſſer, als das Nehmen, und alle ſchieben dann die Flaſchenreihe — gewöhnlich ſind es ihrer vier mit den vier bereits benannten, auf allen engliſchen Tafeln herrſchenden Weinen — ihren Nachbarn zu, die ſie wieder ihrem Nachbar zuſpediren und ſie ſo beſtändig rund um den Tiſch herum ſenden.

(Fortſetzung folgt.)

Novalis und Schiller.

(Fortſetzung.)

Aber er lebt und bleibt vielleicht leben. Stolzer ſchlägt mein Herz, denn dieſer Mann iſt ein Deutſcher; ich kannte ihn und er war mein Freund. Wie lebendig wird mir das Andenken an die Stunden, da ich ihn ſah, beſonders an die, da ich ihn zum erſtenmal ſah, ihn, das Traumbild der ſeligſten Stunden meines Knabenalters, da die höhere Macht der Muſen und Grazien den erſten herrlichen bleibenden Eindruck auf meine junge Seele machte und ich mit meinem Ideal in der Phantaſie vor Schiller trat und mein Ideal weit übertroffen erblickte. Sein Blick warf mich nieder in den Staub und richtete mich wieder auf. Das vollſte, uneingeſchränkteſte Zutrauen ſchenkte ich ihm in den erſten Minuten, und nie ahnete mir nur, daß meine Schenkung zu übereilt geweſen ſey. Hätt' er nie mit mir geſprochen, nie Theil an mir genommen, mich nicht bemerkt, mein Herz wäre ihm unveränderlich geblieben; denn ich erkannte in ihm den höhern Genius, der über Jahrhunderte waltet, und ſchmiegte mich willig und gern unter den Befehl des Schickſals. Ihm zu gefallen, ihm zu dienen, nur ein kleines Intereſſe für mich bei ihm zu erregen, war mein Dichten und Sinnen bei Tage und der lezte Gedanke, mit welchem mein Bewußtſeyn Abends erloſch. Eine Geliebte hätte ich für ihn weinend aus dem Herzen geriſſen, wenn die Vorſehung ein ſo hartes Opfer verlangt hätte, meinem liebſten, Jahre lang gehegten Wunſche am Rande ſeiner Erfüllung entſagt; denn das Leben iſt nicht das ſtärkſte Opfer, was Enthuſiasmus und Liebe ihrem angebeteten Gegenſtande bringen können, denn wir fühlen nicht ſeinen Verluſt. Sein Wort hätte Funken zu Heldenthaten in mir geſchlagen, die keine Noth, kein Hinderniß hätten erſticken können, und vielleicht iſt ſelbſt das Gute und Schöne, deſſen Spuren meine Seele trägt und tragen wird, ſchon durch ſein Beiſpiel größtentheils mit ſein Werk. Brächte ich einſt Werke hervor, die einen innern Werth unabhängig in ſich trügen, thät' ich etwas, das einen edlern Urſprung, eine ſchönere Quelle verriethe, ſo iſt es auch größtentheils Schiller, dem ich die Anlage, den Entwurf zur vollendetern Form verdanke. Er zog in meine Seele die ſanften, weichen Linien des Schönen und des Guten, die meine männlichere Vernunft nur tiefer zu ziehen, nur um die ſchärfſten Ecken zu weben und zu ſchwingen braucht, um mein Glück und meine Ruhe auf Ewigkeiten zu gründen. Er bietet mir vom Port der himmliſchen Vaterwelt die Hände, um die geſunkene Pipche heraufzuheben.

Könnte ihn Jemand beſſer zeichnen, Jemand beſſer die wahrnehmbaren Umriſſe ſeines intellektuellen Weſens,

die die gewagteſten, reinſten, gelungenſten und feinſten ſind, in irgend einer menſchlichen Sprache entwerfen, als er ſelbſt im Bilde ſeines Poſa gethan hat? Nichts hat er vergeſſen, als die Anwendung und die mindere Anmaßung, die ſeinen Charakter noch menſchlicher, liebenswürdiger und umfaſſender macht. Eben dieſe ſtille Größe und ſittliche Erhabenheit, eben dieſes Weltbürgerherz, das für mehr als Menſchheiten ſchlägt, und doch dieſe idealiſche Liebe auf reine Seelen um ſich überträgt und nicht den Einzelnen entgelten läßt, was die Natur minder für ſie, als für's ganze Geſchlecht that, eben dieß nicht auf Erden Heimiſche und doch Zufriedene, nicht Klagende, Heilige, Reſignirende, was die gereifteſte Frucht der Humanität iſt, das Reſultat der höchſten Philoſophie des Sterblichen, welches einſt in jenen traurigen Tagen mit den Griechen verblühte. Ihm gab das Schickſal die göttliche Gabe, alles, was er berührt, in das reinſte Gold des geläuterteſten Menſchenſinns, in das Eigenthum und Erbtheil der ſittlichen Grazie zu verwandeln. Wiſſenſchaften werden im längern Laufe ſeines Lebens unter ſeinem wohlthätigen Fluge aufblühen, und um kurz ein Gemälde vorüber zu geben, das der ſcharfſichtige Blick des Künſtlers ſelbſt vielleicht noch nicht überſehen kann, er wird nebſt einem Manne, den mir die Beſcheidenheit zu nennen verbietet, der Erzieher des künftigen Jahrhunderts werden. Die Nachwelt zeigt ihm ſeinen Platz unter den kraftvollen Männern, die zur treffendſten, bitterſten Charakteriſtik unſerer Zeiten beinahe vergeſſen ſind oder doch vernachläßigt unter ihrer Würde. Welcher Edle ſtimmt mir nicht bei, wenn ich Franklin, Linné, Haller, Newton, Baco, Luther, Hutten, Galiläi, Leſſing, Leibnitz, Spinoza, Michel Angelo, d'Alembert und Machiavell nenne?

Oft, wenn in ſchwärmeriſchen Stunden das Bild der Vorzeit in uns erwacht, wenn die Bonmots der Natur, unſere Voltaire, Helvetius und die andern Modephiloſophen und Modehelden unſeres Jahrhunderts vor den alten herrlichen Söhnen der Natur verſchwinden, wie ein künſtliches Feuerrad beim Morgenſtern, oder ein witziger Einfall vor dem Erguß einer edeln, ungezwungenen, wahren Empfindung, wenn uns unſere Zeiten, unſere moraliſchen Krüppel und Zwitter mit allen ihren Gebrechen und Scheuſalen aneckeln, und wir, wie Hiob, der Stunde unſerer Geburt zürnen, dann verſöhnt uns oft ein Blick auf dieſe unſere Zeitgenoſſen mit Allem, und die mürriſche Klage erſtirbt auf den Lippen in ein Liſpeln des Danks und in die abgebrochenen glühenden Laute der Liebe und Bewunderung.

Mein Morgen- und Abendgebet iſt um Geſundheit: um die glänzendſten Lebensperioden Schillers mit genießen zu können, um von ihm begeiſtert auch höhern Zwecken nachzuſtreben; gibt mir dieſe die Vorſehung, was will ich weiter? Beſchäftigung und Freudigkeit zu handeln hab' ich dann auf Ewigkeiten.

Erlauben Sie mir, daß ich noch einmal* Baggeſen, dieſem göttlichen Menſchen, freilich mit ſehr ungleichen Kräften, auf eine gewiſſe Art nachahme. Ich kenne keine Manier, die fähiger wäre, feinere Nüancen auszudrücken, als dieſe. Wenn noch einſt meine Bewegung zur Thätigkeit, meine Reizbarkeit zu ächtem Gefühl, meine Natürlichkeit zur Natur, meine Funken zur Wärme, meine Genialität zu Genie, mein Entwurf zur Ausführung, meine Vorſtellung der Empfindung zur Empfindung, meine Mäßigkeit in Mäßigung, mein Sinn zu Charakter, meine Anlage zur Ordnung, meine Vielſeitigkeit zur Mannigfaltigkeit, und meine Vielheit zur Einheit, meine Ahnungen zu Syſtem verſchmelzen, und meine Vernunft das entſcheidende Uebergewicht über Sinnlichkeit und Phantaſie erhält, und Natur und Einfachheit meine Hausgottheiten werden, meine Liebe und mein Enthuſiasmus für ſo viele Dinge eine beſtimmte, feſtere Richtung, eine eben ſo leichte, als glückliche Anwendung erhalten: dann verdank' ich wenigſtens Ihnen, Schillern und Schmiden die dazu ſo nöthige Aufmerkſamkeit und Beobachtung meiner ſelbſt, ohne die alle Kämpfe fruchtlos, alle Mühen vergeblich ſind. Empfangen Sie hier meinen glühendſten Dank aus dem gerührteſten Herzen für Alles, was Sie mittelbar oder unmittelbar für mich thaten, für die Aufmunterungen, die Sie mir gaben, für die Geduld, die Sie mit meinen Schwächen, Thorheiten und Rhapſodien hatten, und glauben Sie, daß ſchon der Wunſch, nicht undankbar zu ſeyn, mich zur höchſten Anſtrengung meiner Kräfte bewegen könnte, um Ihnen durch Handlungen und Selbſtbildung zu zeigen, daß Ihre angewandten Bemühungen und der Reiz Ihres Beiſpiels nicht umſonſt waren.

Ich werde in drei Wochen nach Leipzig abgehen, und nach einer gänzlich veränderten Lebensordnung zu leben dort anfangen. Jurisprudenz, Mathematik und Philoſophie ſollen die drei Wiſſenſchaften ſeyn, denen ich dieſen Winter mich mit Leib und Seele ergeben will, und im ſtrengſten Sinne ergeben. Ich muß mehr Feſtigkeit, mehr Beſtimmtheit, mehr Plan, mehr Zweck mir zu erringen ſuchen, und dieß kann ich am leichteſten durch ein ſtrenges Studium dieſer Wiſſenſchaften erlangen. Seelenfaſten in Abſicht der ſchönen Wiſſenſchaften und gewiſſenhafte Enthaltſamkeit von allem Zweckwidrigen hab' ich mir zum ſtrengſten Geſetz gemacht. Γνῶθι σεαυτόν ſoll mein memento mori ſeyn, und λάθε βιώσας der Wahlſpruch meines praktiſchen Lebens. Schiller zeigte mir höhere, reizendere Zwecke in dem Studium dieſer

* Wie oben in der Lobeserhebung Schillers.
A. d. H.

ernsteren Wissenschaften, für die jeder nur einigermaßen an Kopf und Herzen gesunde und unverdorbene Mensch sich feurig und lebhaft interessiren muß. Er lehrte mich dem Wink meines Schicksals lauschen und ihm gehorsam seyn. Er zeigte mir, daß man könne, was man solle, und daß wahre Größe des Geistes und ächte sittliche Schönheit des Charakters mit eingeschränkten Zwecken, wenn man zu höhern Beruf hätte, unverträglich sey. Ich brauche mich auch deßwegen, wie ich neulich an Schiller schrieb, nicht an Kopf und Herz von meiner Brodwissenschaft abälardisiren zu lassen. Musen und Grazien können immer die vertrauten und nützlichen Geipielen meiner Nebenstunden bleiben, Lieblingen derselben immer wärmer und inniger mein Herz entgegenschlagen. Ihre Werke werden immer einen unaussprechlichen, Sinn und Geist hinreißenden, über Alles erhabenen Zauber für mich behalten und im heiligen Selbstgefühl der Unschuld und Sittlichkeit alle meine Gedanken und Empfindungen mit dem Siegel der Begeisterung und Hoheit bezeichnen. Denn das Entzücken, welches hieraus entspringt, verlöscht nur mit dem lezten Auseinanderdrange meiner Fiebern, mit der Bebung, die mein Innerstes gewaltsam auflöst, mit dem Athemzuge, der den Gott in mir befreit. Empfehlen Sie mich der Frau Räthin, dem Nachbild von Schillers Elisabeth, meinem lieben großen Schiller, und denken Sie zuweilen an Ihren Sie innig liebenden Freund und Verehrer

Fr. Leopold v. Hardenberg.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Schluß.)

Die französische Akademie. — Injurienprozesse.

Die zweite Wahl ging nicht so leicht vor sich. Sainte Beuve ist zwar auch Mitarbeiter am Journal des Débats, dieses hat ihn aber weniger gepriesen, und er hat keine politische Stellung wie St. Marc Girardin. Sein Mitbewerber, Alfred de Vigny, ein Dichter aus der neuen Schule, hat auch seine Anhänger, freilich nur unter den Neuaufgenommenen; denn die alten Akademiker haben immer noch einen gewaltigen Abscheu vor allen neueren Dichtern und sogar vor mehreren ihrer jüngern Herrn Collegen, welche ganz wider den Willen der alten Herrn in die Akademie gekommen sind. Man hat diese in ihrer Classicität versteinerten Akademiker auf einem Carricaturblatte lächerlich gemacht, worauf sie als Perrückenstöcke auf Sesseln rund umher gruppirt sind, mit ihren Namen darunter, und allenfalls auch mit der Bezeichnung eines ihrer Werke, wenn diese der Erwähnung werth sind. Ueber diese beiden Concurrenten stolperte ein Herr Batout einher, welcher bei Hofe gut angeschrieben ist, weil er aus Auftrag des Königs die königlichen Lustschlösser und die Gemäldegalerien derselben beschrieben hat. Natürlich hat dieser Hr. Batout, welcher außerdem noch Deputirter ist, also auch darum Rücksicht verdient, die Stimmen der zur Akademie gehörigen Minister und Ministerialen. So kam es denn, daß keiner der drei Mitbewerber die hinreichende Anzahl von Stimmen erhielt und die Akademie nach langem Hin- und Herstimmen den Beschluß faßte, später sich mit dieser, so wie mit der dritten Wahl zu beschäftigen, wodurch dann wenigstens zwei von den drei Concurrenten hineinkommen werden, wenn nicht unterdessen ein gewandterer oder einflußreicherer Kandidat dazwischen kommt. In den kleinen Tageblättern wird über all dieses Ringen und Intriguiren mit Recht gespottet. Deßhalb verlangt aber doch jeder angesehene Schriftsteller oder Redner, so hoch oder niedrig er stehen mag, sehnlichst nach einem der vierzig Lehnstühle, weil Ansehen und Einkommen damit verbunden sind und man es natürlich für eine hohe Ehre hält, zu einem Gelehrtenverein zu gehören, in welchem seit fast zwei Jahrhunderten die meisten großen Gelehrten und Redner Frankreichs gesessen haben. Nur ist heutzutage die politische Beredtsamkeit an die Stelle der geistlichen getreten. Die Geistlichkeit in Frankreich schreibt jezt Pamphlets und wüthet gegen die Universität; die Kanzelberedtsamkeit vernachlässigt sie, weßhalb jezt auch kein Geistlicher mehr in der Akademie sizt. — Der neulich erwähnte Injurienprozeß des Feuilletonschreibers Jules Janin gegen den Journalisten Felix Pyat wegen einer Flugschrift, welche um 5 Sous bei den Buchhändlern im Palais-royal feil war, ist gegen den Beklagten entschieden worden. Das Gericht ist sogar mit einer in solchen Fällen seltenen Strenge verfahren; nicht allein ist Felix Pyat zu einer sehr bedeutenden Geldbuße, sondern auch zu sechsmonatlicher Haft verurtheilt worden, und außer ihm hat das Gericht auch noch den Herausgeber der Zeitschrift, in welcher der Aufsatz zuerst stand, mit Haft und Geldbuße angesehen. Vermuthlich glaubten die Richter, es sey Zeit, den persönlichen Verunglimpfungen in den Zeitschriften durch ein strenges Beispiel ein Ende zu machen. Fel. Pyat hat sich in der Sache ungeschickt benommen. Sicher hatte er bei manchen Beschuldigungen wider J. Janin Recht, welcher in seiner Jugend ohne Ueberzeugung und ohne Gewissen für und wider schrieb, und dessen Feder jedem gut bezahlenden Besteller zu Gebot stand. Dieß weiß ganz Paris, und hätte F. Pyat diese Beschuldigungen vorsichtig vorgetragen, so würde ihn kein Gericht verurtheilt haben. Sein Aufsatz war aber mit solcher Leidenschaftlichkeit abgefaßt, daß er seinem Feinde leichtes Spiel machte. Dergleichen Injurienprozesse kommen hier in der Literaturwelt häufig vor, und gleich nach Jules Janin erhielt Granier de Cassagnac, der Herausgeber eines, wie man glaubt, von den Kolonien besoldeten Blattes, in welchem mithin zu Gunsten der Sklaverei geschrieben wird, Genugthuung wider einen Journalisten, welcher ihn in ein sehr gehässiges Licht gestellt hatte. Nur war diese Satisfaktion nicht so vollkommen, als die Jules Janins, welcher sich auch klüger benommen hatte. Granier de Cassagnac hatte nicht allein auf die Verurtheilung seines Gegners angetragen, sondern auch auf eine Geldentschädigung als Ersaz für den durch die Verläumdung erlittenen Schaden. Das Gericht sah nicht ein, wie eine Geldsumme den einem Schriftsteller als solchem zugefügten Schaden ersetzen könne, und wies daher nicht allein diese Forderung ab, sondern verurtheilte noch dazu den Kläger in die betreffenden Kosten. Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 24.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 56.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 5. März 1844.

Sonderbarer Schwärmer!
Schiller.

Novalis und Schiller.

Novalis an Schiller.

Weißenfels am 7. Oktober 1791.

Ich hoffe, daß mein Brief Sie schon wieder in Jena trifft. Wie gern hätte ich mir nicht selbst das Vergnügen, Sie zu überraschen, gegönnt, wenn es irgend möglich gewesen wäre. Auf Weihnachten geschieht es gewiß. Von Ihrer Gesundheit hoffe und wünsche ich alles mögliche Gute aus vollem Herzen. Wie selig wäre ich, wenn ich Ihnen die Hälfte meines jetzigen Wohlbefindens abtreten könnte! meine eigene Heiterkeit würde gewinnen. Ich leb' und webe in der frischen Herbstluft und neue Ströme von Lebenslust fließen in mich mit jedem Athemzuge. Die schöne Gegend und eine gutmüthige Harmlosigkeit, in die ich aufgelöst bin, zaubern mich in die blühenden Reiche der Phantasie hinüber, die ein eben so magischer, dünner Nebel umschwimmt, als die ferne Landschaft unter meinen Füßen. Ich freue mich mit dem lezten Lächeln des scheidenden Lebens der Natur und dem milden Sonnenblick des erkaltenden Himmels. Die fruchtbare Reife beginnt in Verwesung überzugehen, und mir ist der Anblick der langsam hinsterbenden Natur beinah' reicher und größer, als ihr Aufblühen und Lebendigwerden im Frühling. Ich fühle mich mehr zu edeln und erhabenen Empfindungen jezt gestimmt, als im Frühjahr, wo die Seele im unthätigen, wollüstigen Empfangen und Genießen schwimmt, und anstatt sich in sich selbst zurückzuziehen, von jedem anziehenden Gegenstande angezogen und zerstreut wird. Schon das Losreißen von so viel schönen, lieben Gegenständen macht die Empfindungen zusammengesezter und interessanter. Daher fühl' ich mich auch nie so rein gestimmt und empfänglich für alle Eindrücke der höhern, heiligern Muse, als im Herbst. Ich habe jezt die Odyssee und den Don Carlos gelesen, auf einem Weinberge gelesen, mitten zwischen hoch aufgeschossenen, vollen Rebenbüschen, und beide waren wieder für mich neu. So unterschieden sich die dadurch in mir erregten Empfindungen zu andern Zeiten und in dieser romantischen Lage von einander. Ich habe den Homer wieder so lieb gewonnen in seiner heiligen, einfachen, häuslichen, gutmüthigen Sinn- und Denkart, daß ich Kronen darum gegeben hätte, wenn ich dem biedern Alten um den Hals fallen und mein erröthendes Gesicht in seinem dichten, ehrwürdigen Barte verbergen könnte. So, dachte ich mir, ging er, so sprach er, so trug er sich. Jung und Alt umhüpften den heiligen Greis und baten ihn um ein Lied von ihren Heroenvätern vor Troja. Und dann sang er es ihnen in der simpelsten, faßlichsten, melodischsten Volksart und Weise, kunstlos, aber tief

erschütternd, anschmiegend an Jedes Herz und Sinn, und die himmlische Grazie schwebte leise und ihm nur sichtbar um seine Lippen, und Natur und Einfalt lehnten sich über seine Schultern. Wenn ich mich in diesen entzückenden Augenblicken des freisten Geistesgenusses hätte ärgern können, so wär's gewiß geschehen über alle die Schulfüchse und moralischen Krüppel und Zwerge, die aus seinem einfachen, schlichten Wanderstabe bald eine Pariser Badine, bald eine Krücke für seine seynwollenden Nachfolger und Schüler, verwahrlost an Herz und Kopf, schnizten, und bald mit Lob, bald mit Frechheit und Aberwitz die um sein Grabmahl schwebenden Geister beleidigten, die moralische Grazie und die gerechte Nemesis. Jeder paßte seinen ästhetischen oder moralischen Leisten mit hohem zermalmendem Schulwitz dem ehrlichen Alten an und gab dann nach einer angestellten elenden, sinnlosen Vergleichung sein decisum streng und unerbittlich, wem er seinen demüthigenden Beifall gnädig zuwinken wollte und wen sein Tadel in den Staub niederwürfe. Genossen und empfunden will Homer seyn von seinen Zeitgenossen, und wer sich nicht zu seinen Zeitgenossen erheben kann und will, der bleibe von fern stehen, schlage an seine Brust und sage: Gott sey mir Sünder gnädig! Ossian und Homer, Milton und Ariost, Virgil und Klopstock, jeder ist, was er wollte und konnte, aber keiner wollte je ein infallibler einziger Codex der Gesetze der Schönheit und Wahrheit seyn und ein Idol für alle Zeiten und Völker abgeben. Gewiß, lieber Herr Hofrath, geben Sie mir hierin Recht und verzeihen allenfalls meinen jugendlichen Eifer. Aber ein Fehler ganzer Generationen auf Unkosten des gemeinen, reinen Menschensinns, der die Entweihung unserer Lieblinge angeht, könnte einen zu dem Feuereifer eines Elias berechtigen, welcher die Baalspfaffen auf gut jüdisch am Bache Kidron schlachten ließ. Mir ist alles lieb im Homer, wie mir in der Natur Alles auch lieb und werth ist, und so muß es mit jedem großen Menschen seyn, dessen Geist eine runde vollendete Form hat, wenn sie gleich von der andern himmelweit unterschieden ist. So finde ich auch im Ariost, im Ossian, im Werther, im Don Carlos mehr Homerisches, mehr ächte Homerheit als im Apollonius Rhodius und andern Nachahmern Homers, in deren Händen der Göttliche eine Anthropomorphose ausstehen muß. Aber ich breche hiervon ab, besonders da ich es gewagt habe, vertieft und verloren in diese Betrachtung, einen längern Aufsatz über Homer, seinen Charakter, seine Sinnesart, seine Beurtheilung und den Geist seines Zeitalters im Allgemeinen betreffend, anzufangen, den ich Ihnen vielleicht zur Prüfung nach seiner Vollendung mitzutheilen wagen werde.

Bei Gelegenheit der Lektüre des Don Carlos habe ich noch einmal die Rezension von Bürgers Gedichten gelesen, und sie ist mir beinahe in der Stimmung, worin sie mich versezt hatten, noch zu gelind vorgekommen, da wenigstens der Maßstab, den Sie darin nicht, wie Viele gethan haben, von der Erfahrung mehrerer Jahrhunderte abstrahirten, sondern ihn a priori aus einem, den Gesetzen der Sittlichkeit korrespondirenden Gesetze aufstellten und dadurch der Wissenschaft zu einem einzigen Standpunkt verhalfen, der ihr bis dahin mangelte, ihr eine Anwendung und Grenze zeigten, wodurch unfehlbar alles dazu nicht Gehörende und falsch Angemaßte getrennt und ihr ein Ziel gesezt wird, das im innersten Heiligthume der Schönheit und Wahrheit steht und unendliche Sonnenwege dem forschenden Auge des Genius eröffnet, und dadurch so viel für sie thaten, wie Prometheus der Lichträuber für die Sterblichen — da wenigstens der Maßstab, sag' ich, sich zu den meisten von Bürgers Gedichten nicht harmonisch verhält. O! ich lerne immer mehr einsehen, daß nur moralische Schönheit, je absichtloser sie bewirkt zu seyn scheint, den einzig unabhängig wahren Werth eines jedweden Werks des dichterischen Genies ausmacht, daß nur sie demselben den Stempel der Unsterblichkeit aufdrücken und es mit dem Siegel der Classizität bezeichnen kann. Eine einzige erhabene moralische Stelle im Don Carlos ist mehr werth, als Voltaires Candide, und mehr werth vielleicht im Auge der Nemesis der schönen Künste, als seine Werke zusammen genommen. Ein witziger Gedanke verzischt, wie eine Rakete, der Erguß einer veredelten, reinen Empfindung ist ewig, wie die Welt, und dem Edeln ein nie zu erschöpfender, nie zu verlierender Schatz; jeder ist ein Erbtheil und Eigenthum der Menschheit, das selbst die Zeit nie veräußern kann. Hätte Idris tausendmal schönere Stanzen noch als Oberon, so würde er doch an Werth diesem untergeordnet bleiben. Nur gehört freilich viel zur vollendeten Schönheit, was einem gewähnten Nutzen nicht aufgeopfert werden darf, ohne Verletzung der wesentlichsten Formen. Das Utile muß nicht Zweck werden, sonst sinken wir zu moralischen Predigern und Schlendrianisten herab. Eine ächt erhabene Stelle im größesten Sinne dieses Worts kann nur moralisch seyn. Sie ergreift die Seele in ihren mächtigsten Tiefen und bewegt den ganzen Ocean der Empfindungen; sie erhebt uns über uns selbst und täuscht selbst den Lasterhaften mit einer augenblicklichen sittlichen Existenz. Sie sezt alle Kräfte in Bewegung und läßt uns höher denken und empfinden. Sie bleibt das unzerstörbare Monument der ewigen Schönheit der Seele, in der sie entstand. O! wie viel verdankte ich Ihnen nicht, wenn ich Ihnen auch nur diese einzige Ueberzeugung verdankte! Sie könnte mich allein zu Werken begeistern, die einen höhern Ursprung verriethen, und was noch mehr ist, mir ein Quell des heitersten Bewußtseyns, himmlischer Empfindungen werden. Könnte ich doch diese Liebe zur sittlichen Grazie, zur moralischen

Schönheit, zur reinsten, edelsten Leidenschaft entflammen, die je einen sterblichen Busen durchglühte! Zwar unterbricht sie den ruhigen Strom des Nachdenkens, aber sie läßt uns auch schnell die Größe eines Gedankens erhaschen, der zwar längst geahnet, doch dem stillern Herzen unerreichbar noch lange geblieben wäre. Sie gibt unsern Empfindungen, unsern Gefühlen einen Schwung, dessen Schnellkraft auch gegen verdoppelte Hindernisse und die dicke Atmosphäre der Sinnlichkeit aushält. Der Entschluß tritt dem Entwurfe in die Fußstapfen. Tagtäglich such' ich der Grazien meine Seele würdiger zu machen und an jede Stunde einen kleinen Sieg über meine befangene Seele anzuknüpfen. Die vorüberfliehenden Eindrücke und Typen des Schönen halte ich fest und entlasse sie nicht eher, als bis sie sich auf manchem zerstreuten Blatte meiner Seele verewigten. Vielleicht daß einst das mißgestimmte Instrument rein und voll tönt und Natur und Einfalt ihren verlornen Sohn wieder finden; daß Künstler erneuern, was Pfuscher verdarben, und was Künstelei verstümperte, die Kunst wieder adelt. Vielleicht daß auch die Linie, die hier sich um die Schönheit windet, dort auch an das Gute sich schmiegt und auf ihrem sanft geschwungenen Pfade sich Schönheit und Wahrheit finden und Herz und Geist mit den zartesten Fäden und im reichsten Bunde vereinigt werden. Jünglinge, die ihr mit mir einem gleichen Wege nachspürt, bei den Grazien, folget dieser Spur, die uns unser Lehrer, unser angebeteter Schiller zeigte! Ihr werdet glücklich seyn! — Verzeihen Sie mir, bester Herr Hofrath, diesen wortreichen Erguß des herrschenden Enthusiasmus meiner Seele! Ich war zu voll davon, und konnte ich wohl mich besser ausschütten, als in den Busen eines zärtlich geliebten, duldsamen Freundes? Denn Sie unter dieser Beziehung zu denken, wird immer der Stolz seyn Ihres Sie innig liebenden Verehrers

Fr. Leopold v. Hardenberg.

Skizzen aus dem häuslichen Leben der Engländer.

(Fortsetzung.)

Wie überall in England für den Verkehr auf's Trefflichste gesorgt ist, so ist es auch hier der Fall. Die Flaschen stehen nicht selten in kleinen silbernen Wagen mit silbernen Rädern, und die Mahagonibahn ist noch glatter als eine Eisenbahn.

Hat man nun genug in Trauben und Pfirschen geschwelgt, genug Nüsse geknackt und Puns belacht und selber gemacht, so gibt die Dame vom Hause ihren Freundinnen einen leisen Wink. Sie erheben sich alle, und auch die Herren stehen auf. Der am untern Ende des Tisches sizt, öffnet den hinausschreitenden Huldinnen mit einer Verbeugung, einem Lächeln oder einer schönen Redensart die Flügelthüren, und die Grazien und Ungrazien schreiten hinaus. Die Thüre schließt sich hinter ihnen, und die einsam gelassenen „Lords of the creation" verbleiben zurück in melancholischer Stimmung über all die schmerzlichen Verluste? — so bilden sich die schönen Damen vielleicht ein. Aber nichts weniger als das. Sofort sieht man die Gesichter einer Menge bisher etwas bedrückter Herren alsbald sich aufheitern. Einige reiben sich die Hände und springen lustig zum Kamin; die meisten füllen sich augenblicklich die Gläser von Neuem, die leer gewordenen Stühle der Damen werden unsanft bei Seite geschoben und Alle rücken zu vertraulicherem Gespräche nahe zusammen. Befreit vom Zwang der weiblichen Gegenwart athmen sie freier, und Leute, welche bis zum Stilton-cheese, bis zum Tischtuchabheben, ja bis zu der Damen Ausfahrt ganz still gewesen waren, werden auf einmal ganz lustig und entladen eine Menge von Scherz.

Der kleine silberne Flaschenwagen läuft nun mit Extrapost um den Tisch herum, und Anekdoten und lustige Erzählungen, auch ernste Gespräche kommen auf's Tapet. Hie und da wird es sogar recht sehr laut, bis dann am Ende den Einen oder den Andern nach einer oder zwei Stunden die Neugierde plagt, einmal wieder nach den Damen zu sehen. Die jungen Herren machen sich natürlich in der Regel am ersten davon, besonders wenn auch junge Damen zuvor mit hinausflogen. Von den alten Herren aber bleiben einige noch in tiefem Gespräche, oder auch mitunter in noch tiefere Träume verloren, sanft eingeschlafen in ihren Lehnstühlen am Kaminfeuer sitzen.

Die Damen haben sich indeß in ihrer Nüchternheit — ich glaube — ein wenig gelangweilt; denn ich bin zweifelhaft, ob wir Männer leichter die Entfernung der Damen, oder ob sie leichter unsere Abwesenheit ertragen. Die Damen in ihrem reizenden, nach Liebe und Lob strebenden Wesen blühen bloß für uns; die Männer aber leben und bewegen sich daneben auch für sich selber. In der That, ich glaube, diese Trennungszeit ist nicht die glücklichste im Tagesleben der Weiber. Ich weiß auch gar nicht, was sie indeß anfangen sollten. Wem sollen sie singen? wem Clavier spielen? mit wem scherzen? Wie ärgerlich muß besonders die Vorstellung für sie seyn, daß die Männer indeß so lustig beisammen sitzen? Glücklich noch die Hausfrau, der die Sorge des Kaffee- und Theebereitens obliegt! Die übrigen findet man wohl zu Zeiten in einem Buche oder gar in einem politischen Journale lesend.

Diese Sitte der Auswanderung der Damen ist nach meiner Meinung eine sehr kluge Erfindung der Engländer. Sie beruht auf einer genauen Kenntniß des männlichen Herzens, das die Abwechselung liebt. So angenehm ihm die schönen Frauen für einige Stunden sind, so legen sie ihm doch manchen Zwang auf. Die männlichen Interessen verlangen auch ihr Recht, und sehr klug haben die Engländer dafür gesorgt, daß ihnen dieses Recht werde, indem sie zugleich Sorge dafür trugen, daß die Frauen dabei entfernt wurden, damit nicht etwa ihr holdes Wesen, das nun am Ende zur Zügelung der Männer nicht mehr stark genug seyn möchte, unter der männlichen Unzartheit leide.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus dem Kanton Bern, Februar.

Der Cretinismus.

„Die Schweiz hat, seit des begeisterten Rousseau's Anregung, durch Heinrich Pestalozzi und Emanuel Fellenberg so Herrliches für Menschenbildungsheil geleistet, daß der Funke von Neuhof wie von Hofwyl zur welterleuchtenden Flamme gedieh. Es ist daher wohl an der Zeit, in diesem Lande einmal etwas für jene Unglücklichen zu thun, die dem furchtbaren Uebel unterliegen, das man mit dem dunkeln Namen Cretinismus bezeichnet hat. Es ist der Schlußpunkt menschlicher Bemühungen auf diesem Felde, da durchaus keine größere Vernachlässigung und Entartung des Menschen gedenkbar ist." So rief vor einigen Jahren Doktor Guggenbühl, ein damals noch unbekannter, junger Schweizerarzt, aus, der bald darauf ein Unternehmen begann, an das weder Haller noch Zimmermann gedacht hatten, obgleich diese durch Geist und Kenntnisse und Aeußerungen eines reichen Gefühls so hervorragenden Männer längere Zeit unter Cretinen gelebt hatten. Anders der edle Saussüre, der sich mit Interesse der Sache annahm, und dem man die ersten Vorschläge zur Hebung und Verhütung eines Siechthums verdankt, das, wie neuere Beobachtungen zeigen, fast über den ganzen Erdboden verbreitet ist.

Von den Ufern des Zürichsees, wo Guggenbühl geboren wurde, zog ihn früh schon ein unbestimmtes Sehnen nach den Bergen hin, wo er seine Lebensaufgabe und mit ihr die Mittel sie zu lösen finden sollte. Durch wiederholte Reisen in die Alpengegenden wurde seine Aufmerksamkeit auf das furchtbare Uebel des Cretinismus gelenkt. Wunderbare Anfangsgründe des Geistesvermögens traten ihm bei diesen tief stehenden Geschöpfen entgegen. So beobachtete er in Chur einen Cretin, der die Geburts- und Todesjahre fast aller Einwohner jener Stadt im Gedächtniß behielt, ohne ein verständliches Wort hervorbringen zu können; zu Seedorf im Kanton Uri sah er einen alten, gräßlich verunstalteten Cretin vor einem Marienbilde knieen, und hörte ganz deutlich, wie derselbe ein ihm in früher Jugend eingeprägtes Ave Maria stammelte. Diese und ähnliche Eindrücke prägten sich mit unauslöschlichen Zügen seiner Seele ein, und bald führte ihn der Entschluß, den Cretinismus, diesen Zustand, der dem Menschen das entsetzliche Bild der Ausartung seines Geschlechts vor die Augen führt, zum Gegenstand eines nähern Studiums zu machen, in das einsame Thal am Sernft im Kanton Glarus, wo er zwei Jahre lang mitten unter diesen Unglücklichen als Arzt wirkte. Was unter den gleichen klimatischen Influenzen den einen Menschen zum Cretin macht, den andern nicht, das sind, nach Guggenbühl, die Gelegenheitsursachen, auf deren Ausrottung so viel wie möglich hingearbeitet werden muß. Als die häufigste derselben, die alle übrigen weit überwiegt, erkannte Guggenbühl — nebst schwächenden Einflüssen während Zeugung und Schwangerschaft, welche eine angeborene Anlage zu dem Uebel bedingen — die Lebens- und Erziehungsweise derjenigen Volksklassen in unsern Alpenthälern, denen der Cretinismus besonders angehört. Daher auch das doppelte Faktum der Abnahme des Uebels seit Ende des vorigen Jahrhunderts, als Folge verbesserter Lebens- und Kulturverhältnisse in mehreren Gegenden, und dagegen das Erscheinen des Cretinismus in einzelnen Familien, in ganzen Orten, in denen er früher nie wahrgenommen wurde. Die Zahl der in der Schweiz lebenden Cretins kann mit Sicherheit nicht angegeben werden, da die von der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft angeordneten Nachforschungen noch sehr wenig vorgerückt sind; nach den Schätzungen sachkundiger Männer dürften von 5000 bis 8000 Individuen in höhern Graden mit Cretinismus behaftet seyn. Nach einer von Dr. Karl Rösch im Auftrage seiner Regierung angestellten Untersuchung kommen in Württemberg an 5000 cretinische Individuen vor, wovon jedoch nur eine kleine Zahl auf dem äußersten Punkte der Entartung steht. Unter den klimatischen Ursachen des Cretinismus bezeichnet Guggenbühl eine noch nicht ermittelte Abnormität der Luft und faktisch nachgewiesene Erderhalationen in den Cretinengegenden als die bedeutendsten; für seine Ansicht zeugen die Grenze des Cretinismus, der nie eine Höhe von 5000 Fuß ü. M. übersteigt, und die Möglichkeit der Heilung durch Versetzung der damit Behafteten in reine Gebirgsluft. Daher brachten auch von jeher verständige Eltern Kinder, die mit den Kennzeichen des Cretinismus auf die Welt kamen, oder bei denen sich das Uebel, wie dieß häufig der Fall ist, in den ersten Lebensjahren entwickelte, auf die Alpen, wo der Mensch sich körperlich und geistig so herrlich entfaltet, und, wie Jean Paul sagt, „die alten und unsichtbaren Tempel der Freiheit und der Religion stehen, die wir nie einsinken lassen sollen." Erweist sich indessen der Aufenthalt auf den Bergen als souveränes Mittel selbst gegen angeborenen Cretinismus, so knüpfen sich doch daran gewisse Bedingungen, ohne welche kein Erfolg möglich ist. Für erwachsene Cretins läßt sich z. B. wenig oder nichts thun, und nach dem dritten Altersjahre wird der Erfolg ungewiß; ganz anders aber verhält sich dieß, wenn man früh genug die beginnende Entartung erkennt und das Kind alsdann so bald wie möglich in die reine Bergluft, auf die sonnigen Alpen bringt, in eine Höhe, die wenigstens 5000 Fuß ü. M. beträgt. Auf den Bergen also müssen Anstalten für diese armen, hülflosen Geschöpfe errichtet werden, wenn man da, wo nur mißgestaltete, Ekel und Mitleid erregende Massen ein Dämmerleben hinschleppen würden, menschliche Wesen heranbilden und mit dem Selbstbewußtseyn den göttlichen Funken in ihnen wecken will. Getragen von dieser Idee und von jener reinen Menschenliebe, die, unabhängig von fremdem Beifall, in sich selbst ihren schönsten Lohn findet, gründete Guggenbühl im Jahr 1840 die Anstalt auf dem Abendberg.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 19.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 57.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 6. März 1844.

— Quis iniquæ
Tam patiens urbis, tam ferreus, ut teneat se?
Juvenal.

Paul.

Von A. v. Sternberg.

Zweiter Abſchnitt.

Den Morgen des erſten Tages brachte Paul damit zu, die Stadt zu betrachten, in deren Bereich er ſich jezt befand. Er fing damit an, das Haus in Augenſchein zu nehmen, das er jezt das ſeine nannte. Es war ein kleines beſcheidenes Bauwerk, in dem Paul den Stock über dem Erdgeſchoß bewohnte. Ein Haus in Berlin iſt keine ſo glückliche, von der Kunſt und der Zeit geſchmeichelte Creatur von Menſchenhänden, wie ſo manches in den alten romantiſchen Städten Deutſchlands. Als die Weltgeſchichte durch Berlin ging, blieb ſie mit keinem ihrer langen Schleppgewänder und verwickelten Schleier hängen, ſie paſſirte glatt durch die glatten Straßen, und deßhalb ſehen die Häuſer auch glänzend und unſchuldig aus; man ſieht nirgends einen romantiſchen Fetzen flattern, ein Läppchen oder ein Fähnchen aus dem Mittelalter. Es gibt keine Häuſer, die eigens zum Behuf der alten Balladen gebaut zu ſeyn ſcheinen, mit winkligen Eingängen, mit Balkonen, mit Fallthüren, die in unterirdiſche Gewölbe leiten; auch fehlen die Häuſer von der ſchlauen, ſpitzbübiſchen Bauart, die dem Stein den Ausdruck lauernder Vorſicht gab, und indem ſie enge kleine Fenſterhöhlen eingrub, dem Hauſe den Charakter ſeiner Bewohner aufſtempelte, der darin beſtand, die Vorübergehenden durch allerlei Kunſtgriffe in's Innere zu locken, wo man ſie beraubte. Die Berliner Häuſer ſind wohlhabende, ſtattliche Leute, die ihr gutes Auskommen haben, wohlbeleibte Herrn in grünen und gelben Weſten und in ſteifen ſchwarzen Cravatten. Sie ſchauen aus hellen friſchen Augen tapfer auf die Straße und ſehen aus, als wären ſie ſich's bewußt, daß ſie in guter, wenn auch etwas langweiliger Geſellſchaft beiſammen ſtehen.

Paul, dem die Vorſprünge und Erker ſeines väterlichen Stammhauſes noch vorſchwebten, bewunderte dieſe Symmetrie als das Höchſte und Ueberraſchendſte in der architektoniſchen Kunſt. Er ging von Straße zu Straße und hatte Mühe, die ſymboliſche Bewegung des Mundaufſperrens zu unterdrücken. Das Erſte, was ihm auffiel, war die Theilnahme, die der Berliner Pöbel für Exekutionen hegt; er ſah die Einwohnerſchaft einer ganzen Straße einem Polizeibedienten folgen, der ein altes Weib verhaftete; die zweite Eigenheit kam ihm in der Spottſucht entgegen. Ein kleiner Schuſterjunge lief an ihm vorbei, und auf ihn weiſend, rief er einem paar Genoſſen zu: „Guck, der hat ſeine Stiefel ſchief getreten!“ Dieß war allerdings eine Thatſache, und unſer Held erglühte vor Scham und Unwillen, indem er einen wüthenden Blick dem kleinen Kritiker nachſandte, der

ſich mit einem ausſchweifenden Gelächter in die nächſte Seitenſtraße ſtürzte.

Da man nicht immerfort Häuſer beſehen kann und nichts ſo ſehr ermüdet, als auf den Schildern die Namen von einem halben Hundert Haarkräusler und Parfümeurs zu leſen, ſo fühlte unſer Held endlich, daß es Zeit ſey, ſeine Mittagsſtunde zu halten. Die Adreſſen des Rittmeiſters nannten ein modiſches, in großem Anſehen ſtehendes Kaffeehaus; aber dieſes hochſtehende Etabliſſement hatte es vorgezogen, ſtatt mit der Zeit vorwärts zu gehen, vielmehr zu ſeiner urſprünglichen Niedrigkeit und Demuth zurückzukehren, und war jetzt eine Schenke von ſehr zweideutigem Anſehen und Ruf, an deren Thüre ein Qualm von ſchlechtem Tabak und gebratenen Zwiebeln Paul zurückſchreckte, als er eindringen wollte. Er ſtrich alſo dieſe Adreſſe aus ſeiner Liſte aus und wanderte weiter. Er kam in die Gegend der eleganten Kaffeehäuſer, und nachdem er eines davon gewählt, deſſen Schild ihm den meiſten vornehmen Glanz auszuſtrahlen ſchien, ſtieg er mit der vollen Würde eines Koſtgängers, der einen guten Magen und eine volle Börſe mitbringt, die Treppen hinauf.

Es befremdete ihn, keinen langen gedeckten Tiſch zu finden, ſondern ſtatt deſſen eine Anzahl Spieltiſche, die man zu Speiſetiſchen umgewandelt hatte. Er nahm auf einem bequemen Sopha Platz und man überreichte ihm ein ungeheures Verzeichniß voll franzöſiſcher Namen deutſcher Speiſen. Indem er ſich darein vertiefte und nicht wußte, welcher dieſer vornehmen Masken er zuerſt das Schnupftuch zuwerfen ſolle, hörte er, daß ſeine Nachbarn am nächſten Tiſchchen freie Bemerkungen über ſeine Perſon und Kleidung machten. Paul zuckte ſchnell mit dem Fuß, an dem der unglückliche Stiefel ſich befand, aber es war zu ſpät, ihn unter dem Tiſchtuch zu verbergen, er war ſchon bemerkt und bekrittelt worden. Sein Rock, die Weſte, das Haar, ja ſogar der Zipfel des Hemdkragens, der über dem Halstuche herüberragte, entgingen der Rüge nicht. Paul that, als hörte er nicht, aber er verſchluckte einen Löffel heißer Suppe nach dem andern, ohne ſich zu kümmern, daß er Lippen und Gaumen verbrannte. Er beſchleunigte ſein Mahl und war froh, als er die Thüre zum Hinausgehen öffnete. Auf der Treppe fiel ihm ein, daß er keinen Wein gefordert hatte, und er beſann ſich, daß ſeine Nachbarn mehrere Flaſchen geleert hatten. Schon wollte er umkehren, um ſich nachträglich zwei Flaſchen geben zu laſſen, als ihm einfiel, dieß könnte wiederum Anlaß zum Spott geben. Voll Verdruß und dabei hungrig, denn die meiſten der Speiſen hatte er nicht eſſen können, kam er in ſeiner Wohnung an.

Das Zimmer machte einen froſtigen, unwohnlichen Eindruck; die Koffer ſtanden noch da, ein Theil des Inhalts lag umher. Mit einigen derben Fußſtößen ſchob Paul Alles bei Seite und warf ſich in einen Lehnſtuhl am Fenſter. Nach einer kleinen Weile ward geklopft und die Wirthin trat herein, ein kleines, bis zum Uebermaß eingeſchrumpftes Mütterchen, in grauen Kattun gekleidet und mit einer weit in's Geſicht reichenden Haube. Sie blieb an der Thür und ſeufzte dreimal vernehmlich, ehe ſie es unternahm, weiter vorzuſchreiten. Paul fragte ſie ziemlich rauh, was ſie wolle. „Mein grundgütiges Herrgottchen," entgegnete ſie, „was kann ich anders wollen, als Sie willkommen heißen, mein lieber junger Herr Baron? In dieſen Räumen hat Ihr Herr Onkel gewohnt, und ich danke dem Himmel für die Gnade, daß ich jetzt wieder einen frommen Herrn dieſes Namens habe." — Paul wandte ſich ab und ſah auf die Straße. — „Sie ſind doch nicht krank? Mein liebes Herrgottchen, das wäre ſehr traurig!" — Paul verneinte und fuhr fort, aus dem Fenſter auf die Straße zu ſtarren, ohne daß er ſah, was ſich dort bewegte. Sein Unmuth war ſo heftig, daß er die Stadt, die Menſchen darin, die Reiſe hierher, ſich ſelbſt, ja die ganze Welt verwünſchte.

(Fortſetzung folgt.)

Novalis und Schiller.

Novalis an Schiller.

Töplitz, 23. Julius 1798.

Ein Auftrag der jungen, Ihnen ſchon bekannten Dichterin, Luiſe Brachmann aus Weißenfels, verſchafft mir die angenehme Gelegenheit, Sie, beſter Herr Hofrath, von meiner alten, nie verlöſchenden Achtung und Anhänglichkeit verſichern zu können. Meine Schweſter hat mir die Gedichte, die ihre Freundin, durch Ihren gütigen Brief aufgemuntert, zur Auswahl für den dießjährigen Almanach Ihnen zuſenden will, nebſt einem dazu gehörigen Briefe, zur Beförderung überſchickt. Einige freundſchaftliche Bemerkungen, die ich über ihr Talent und ſeine Ausbildung hatte fallen laſſen, waren der Anlaß ihres Zutrauens zu meinem vorläufigen Urtheil, ob die Gedichte verdienten, an Sie geſchickt zu werden. Es wäre möglich, daß Sie den Almanach als Ausſtellung und Schule betrachteten, und in ſo fern glaubte ich Ihnen die Gedichte ſchicken zu dürfen. Ihre Aufnahme kann mehr Eifer zur Vollendung ſchaffen, als hundert Privatbemerkungen. Wenn meine Geſundheit, die mich hieher genöthigt hat, nicht hier wieder hergeſtellt werden ſollte, ſo hoffe ich Sie vielleicht bald in

Jena zu sehen. Ich denke in diesem Fall, Starke zu consultiren, und freue mich im Voraus auf die angenehmen Stunden, die Sie mir vielleicht erlauben, in Ihrer Gesellschaft zuzubringen. Sie werden jezt schon den trefflichen Schelling in Jena haben. Wie sehr wünschte ich, in ihm Ihren Freund zu finden. Ich wollte gern noch einige Zeit krank bleiben, wenn es mir so wohl würde, sie in Jena zubringen zu können. Mein Glück würde vollkommen seyn, wenn es bei dieser Gelegenheit dem Manne, dem ich so viel verdanke, den ich so unaussprechlich verehre, Ihrem Freunde Goethe gefiele, einmal offen und mittheilend zu seyn, wenn ich dabei wäre, daß ich ein Bild von seinem persönlichen Umgang hätte, das dem Bilde vom Schriftsteller entspräche. Verzeihen Sie diesen frei geäußerten Wunsch; er fiel mir, indem ich schrieb, ein, bei der Erinnerung an den Abend, wo ich lezthin bei Ihnen war und mein Unstern wollte, daß ich Ihren Freund nicht in der Stimmung fand, wie ich ihn mir so sehnlich gewünscht hätte. Empfehlen Sie mich der Frau Hofräthin herzlich und leben Sie wohl.

Fr. v. Hardenberg.

Da Novalis wenigstens noch 1798, drei Jahre vor seinem Tode, Schillern mit solcher Liebe zugethan war und dessen frühere Gedichte, namentlich den Don Carlos und die Künstler, so hoch hielt, wird er nicht an seinen spätern vollendeten Werken einen noch innigern Antheil genommen haben? Daß er in seinen Schriften, selbst in seinen größtentheils im Jahr 1797 geschriebenen Fragmenten, wo er doch von Goethe und Shakespeare spricht, des angebeteten Schiller mit keiner Sylbe gedacht haben sollte, ist nach den obigen Briefen unglaublich. Erwägen wir nun, daß in Novalis' oben erwähnter kurzer Lebensbeschreibung Schiller ganz ignorirt wurde, so ist es wahrscheinlich, daß die Herausgeber seines Nachlasses alle Stellen unterdrückten, welche sich auf Schiller bezogen. So viel ist gewiß, daß Novalis' tiefe, innige, originelle Natur die mächtige Anregung durch den so sehr verwandten Genius Schillers schon erhalten hatte, ehe er zur romantischen Schule überging, und daß wir ein falsches, entstelltes Bild von Novalis haben, wenn wir uns seine Entwicklung außer Verbindung mit Schiller denken. Novalis' tiefgrübelnder, reichgeschmückter Geist nahm nach dem Tode seiner Braut im Frühjahr 1797 und seit seiner Bekanntschaft mit den Schlegeln und mit Tieck entschieden die Richtung zum Romantischen, Mährchenhaften, Mystischen. Er hatte damals die Schule unter Schiller noch nicht vollendet. Wie sehr Novalis' Schreib- und Dichtweise und Lebensansicht, so weit wir sie in seinen Schriften kennen lernen, von der Schiller'schen auch abweicht, so finden wir zwischen beiden doch eine Menge Beziehungen, und diese entgegengesezteſten Geister sind wunderbar übereinstimmend. Bei Beiden ist derselbe philosophische Tiefsinn seltsam mit Dichtertalent gepaart und von hoher Idealität getragen und durchdrungen. Daß diese Idealität sich bei Schiller sittlich-politisch, bei Novalis' religiös-mystisch kund gab, müssen wir nur als eine verschiedene Ausspruchsweise derselben Sache erkennen. In Novalis' Schriften finden wir große Gedankenfülle, ernste Lebensansicht, warme Gemüthsinnigkeit, vorherrschende Reflexion und daher viele in die Darstellung eingestreute Betrachtungen, oft Mangel an Charakteristik oder am Motiviren der Handlungen — und Gleiches oder Aehnliches bei Schiller. Nur daß der Eine die innere Welt dem Gesetze der Schönheit unterwarf, der Andere später die innere Gährung selbst zum Gesetz erhob.

Da durch die mitgetheilten Briefe das nahe Verhältniß beider Schriftsteller dokumentirt ist, so werden wir manches Gemeinschaftliche von Schiller ableiten müssen, mag er es nun in Novalis gepflanzt oder nur angeregt haben. Es gehört zur Art der romantischen Schule, von unsern beiden größten Dichtern höchstens Goethe gelten zu lassen, und Schiller möglichst zu beseitigen und allerwege zu ignoriren. Hier sehen wir Novalis, „diesen heiligen Offenbarer der Romantik und den Verkündiger der Religion, Liebe und Unschuld," wie ihn seine Freunde nannten, die frühesten Geisteskeime im Lichte Schillers entfalten. Novalis' Romantik ist ihrem Wesen nach aus Schillerschen Quellen geschöpft, oder wenigstens durch sie genährt, so wie, nach Goethe's Bemerkung, die Schlegel die Schillersche Lehre der naiven und sentimentalischen Poesie später zur Unterstützung ihrer eigenen romantischen Dichtung anwandten und ausbildeten.

Auch noch in dem, was Novalis von Schiller unterscheidet, scheint Schillers Einfluß fortzuwirken. Wenn in Novalis' Schriften auch Mystik athmet, so ist diese doch frei von allem Ueberlieferungsglauben; mit Recht sondert er selbst sich ausdrücklich von denen, „die historisch religiös sind, von den absolut Gläubigen und Mystikern der Geschichte." Seine Mystik ist klar und besonnen. Schweift er in seinem Roman auch in's Phantastische und Ungeheure aus, so huldigt er dennoch Schillerschen Grundsätzen, z. B. durch den Ausspruch: „der Stoff ist nicht der Zweck der Kunst, sondern die Ausführung." Selbst einige wenige Erinnerungen aus Schillers Werken, die sich in Novalis' Schriften finden (und aus einem zweiten Dichter möchte bei diesem originellsten Menschen nicht leicht eine Reminiscenz vorkommen), bezeugen den fortwährenden geistigen Zusammenhang. Die Worte z. B., die Tieck aus Novalis anführt: „daß Schicksal und Gemüth Namen Eines Begriffes seyen," hatte schon Thekla gesagt: „der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme," und eine Stelle in Schillers Gedicht: „das Ideal und das Leben," findet sich dem Wesen nach in Heinrich von Ofterdingen (S. 166).

Tieck erzählt: „Novalis war groß, schlank und von edeln Verhältnissen. Er trug sein lichtbraunes Haar in herabfallenden Locken, was damals weniger auffiel, als es jezt geschehen würde. Hand und Fuß waren etwas zu groß und ohne seinen Ausdruck. Seine Virtuosität in der Kunst des Umganges war so groß, daß geringere Köpfe es niemals wahrgenommen haben, wie sehr er sie übersah." So hatte durch ein seltsames Spiel die Natur unsern Hardenberg sogar in äußern Zufälligkeiten Schillern ähnlich gebildet. Um so weniger ist es zu verwundern, wenn der Jüngling zu dem prototypischen Meister, der ihn liebte und hoch hielt, in heiliger Begeisterung entbrannte und in dessen Umgang und Studium jene Denkweise sich im Innersten bestimmte, welche er später nur anders ausbildete. So möchte die romantische Dichtung, von der man sagt, daß sie Schillern inficirt habe, umgekehrt zum Theil von Schiller ohne Verschulden ausgegangen seyn.

Köln, im Februar 1843.

Karl Hoffmeister.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus dem Kanton Bern, Februar.

(Fortsetzung.)

Die Anstalt auf dem Abendberg.

Guggenbühl hatte viele Vorurtheile zu bekämpfen, und fand, wenn auch mannigfach ermuntert von Philanthropen, von Männern der Wissenschaft, von ausgezeichneten Zeitgenossen, wie Troxler, der sich schon seit Jahren mit der Frage des Cretinismus beschäftigt hatte, wie Fellenberg, Niederer und des letztern edle Gattin, dennoch wenig thatkräftige Unterstützung, so daß er sich größtentheils auf die eigenen, beschränkten Mittel angewiesen sah, die er freudig für seine Sache hingab. — Der Abendberg, der früher zu wichtigen Kulturversuchen benutzt wurde, liegt im Amtsbezirk Interlachen, von lezterem Orte aus in zwei Stunden erreichbar. Die Anstalt befindet sich ungefähr 5600 Fuß ü. M. und vereinigt in sich alle Elemente der Heilung: reine Alpenluft, eine sonnige Lage, ein vortreffliches, im Sommer und Winter sich gleich bleibendes Wasser. Zur Anstalt gehören 32 Morgen des besten Acker- und Wiesenlandes, welche sich unter anderem trefflich zum Unterhalt der Ziegen eignen, deren Milch hier zugleich Nahrungs- und Heilmittel wird. Die höchst einfache und beschränkte häusliche Einrichtung gestattete bisher nur die Aufnahme von zwölf Kindern; in Folge des Antheils, welchen das Unternehmen nach und nach erweckte, und der sich nicht nur in der Schweiz, sondern besonders auch im Auslande, in Deutschland, Holland und England, thatkräftig aussprach, wurde es endlich möglich, ein neues, größeres Gebäude zu errichten. Diese Freistätte für cretinische Kinder, zugleich ein Denkmal des humanen Sinnes unserer Zeit, ist vor Kurzem feierlich eingeweiht worden und wird nächsten Sommer fünfzig Kinder aufnehmen können. — Es ist besonders seit Anfang dieses Jahrhunderts durch zahlreiche wissenschaftliche Forschungen Licht über die dunkle Natur der vielen Formen des Cretinismus verbreitet, dadurch auch ein allgemeineres Interesse erregt und das Unternehmen Guggenbühls vielfach vorbereitet worden. Unter den über seine Anstalt selbst und ihre Ergebnisse herausgekommenen Berichten nennen wir zuerst denjenigen, der von Regierungsrath Med. Dr. Schneider im April 1841 der bernischen gemeinnützigen Gesellschaft erstattet wurde, und in welchem der Verfasser bereits glückliche Resultate anführen und die gegründete Hoffnung des Erfolges aussprechen konnte. Sodann verdient besondere Beachtung die im Jahr 1842 herausgekommene Darstellung des Dr. Karl Rösch, der in Württemberg die Sache des Cretinismus vertritt; ziemlich umfassend sind hier wissenschaftliche und philanthropische Gesichtspunkte vereinigt, und von dem schönen Streben Guggenbühls und seinen, wenn nicht glänzenden, doch sehr befriedigenden Erfolgen wird mit warmer Theilnahme Zeugniß abgelegt. Allgemeiner bekannt ist die gegen Ende desselben Jahres unter dem Titel: „Die Kinder auf dem Abendberg," erschienene Schilderung der Gräfin Hahn-Hahn, an der man vor Allem die Absicht, die Herzen für die armen Geschöpfe zu erwärmen und zu gewinnen, rühmen muß; nur Schade, daß sie so viel literarisches Flitterwerk enthält, in dessen Schimmer der anspruchslose und einfache Mann auf dem Abendberg sich und sein Walten kaum erkennen wird. Weit mehr angesprochen finden wir uns durch das dem Lord Bischof von Winchester gewidmete, lezten Jahr in London herausgekommene Schriftchen des Dr. William Twining: Some account of Cretinism and the institution for its Cure, on the Abendberg etc. Der englische Arzt war sichtlich ergriffen vom Anblick dieser armen Kinder und ihres durch unendliche Geduld und Sorge aufkeimenden Lebens und Gedeihens. Er beschreibt seine Ankunft auf dem Abendberg mit folgenden Worten: „Man kann sich nicht leicht einen anziehendern Ort, eine herrlichere Aussicht denken, als wir hier vor uns entfaltet sahen. Die prachtvolle Kette der Schneeberge, Eiger, Mönch und Jungfrau, lag in ihrer ganzen Majestät vor uns da, und weit unter uns der See von Brienz und das grüne Thal von Interlachen. Beim Eintritt in die bescheidene Hütte bot sich uns eine unvergeßliche Scene dar; unser Besuch kam unerwartet, und wir fanden den Doktor Guggenbühl mit dem Unterricht seiner kleinen Patienten beschäftigt. Sein väterliches Lächeln, und die Liebe, die aus den Zügen seines Gehülfen sprach, waren selbst bei diesen kaum menschlichen Wesen nicht verloren, denn mehrere von ihnen blickten mit einem Ausdruck von Glückseligkeit auf. Ein sonderbareres und interessanteres Schulzimmer wurde nie gesehen. Das gewöhnliche Verfahren, durch welches wir Alle leicht und unbewußt in unserer Kindheit sprechen lernen, hier angewendet, um Kindern unter sechs Jahren systematisch und mit Anstrengung die Sprache beizubringen, war ein Gegenstand von höchstem Interesse. Hier bot sich eine Aufgabe dar, die wirklich schwer zu lösen ist; denn die Organe, weit entfernt, leicht und begierig Eindrücke anzunehmen, waren so stumpf, daß die kräftigsten Mittel nöthig waren, um sie irgendwie in Thätigkeit zu bringen. Mehrere Kinder saßen um den Tisch herum, auf Stühlen, die dazu eingerichtet waren, diejenigen zu stützen, die sonst nicht hätten aufrecht sitzen können; fast alle trugen die Zeichen ihres furchtbaren Uebels an sich, und den dumpfen, hoffnungslosen Blick eines fast vollständigen Stumpfsinns." — Auch Doktor Twining spricht sich sehr befriedigend über die hier erhaltenen Erfolge in der gradweisen Entwicklung dieser armen Geschöpfe aus. Wenn wir uns für heute versagen, näher in die Behandlung und Pflege cretinischer Kinder einzutreten und an einzelnen Fällen die Wirksamkeit derselben nachzuweisen, so geschieht es vornehmlich, weil Dr. Guggenbühl selbst hierüber eine kleine Abhandlung geschrieben hat, die von Professor Troxler eingeleitet und von Dr. Berchtold in's Französische übersezt, nächstens in dieser Sprache herausgegeben werden wird. Zu dieser Schrift werden wir nach ihrem Erscheinen zurückkehren. Indessen genüge die Bemerkung, daß die Erziehung cretinischer Kinder das Eigenthümliche mit sich bringt, daß gleich in den ersten Lebensjahren ein methodischer Unterricht begonnen werden muß, zu einer Zeit, wo beim gesunden Kinde das Schulmeistern noch gar nicht am Platze wäre. Durch diese frühzeitige Anregung und Bethätigung des Seelenlebens feiert das Hospiz des Abendbergs bereits den Triumph, einige seiner Zöglinge so weit herangebildet zu sehen, daß sie in mancher Beziehung den gut organisirten Kindern vom gleichen Alter bedeutend vorangeschritten sind. — Möchten obige Mittheilungen dazu beitragen, die Theilnahme zu vermehren, die sich seit einigen Jahren dem Abendberg und dem menschenfreundlichen Manne zugewendet hat, der einer so unglücklichen Klasse von Geschöpfen Arzt, Vater und Erlöser aus der schauerlichen Nacht der Stumpfheit zu seyn strebt.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 58.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 7. März 1844.

Sie ſind geſtoßen in des Poles Nacht,
Wo der Natur der Puls im Froſte ſteckt;
Sie aber leben und ihr Blut fließt warm.
W. Scott.

Gedichte von Adelheid von Stolterfoth.

Am Nordkap.

Willkommen, fremder Pilger,
An dieſem eiſ'gen Golf,
Ein grimmiger Vertilger
Heult durch die Nacht der Wolf.
Steig ab von deinem Schlitten,
Den Thieren gönne Raſt,
Und du auch unſern Bitten
Recht lang den ſeltnen Gaſt.

Vereift ſind deine Locken
Wie das Geſträuch am See,
Nimm! dieſer Pelz iſt trocken,
Dein Kleid iſt ſtarr von Schnee.
Nun ſetz' dich zu uns nieder,
Der beſte Platz ſey dein;
Trink aus, und trinke wieder
Vom langgeſparten Wein.

Auf Daun und Bärenfellen,
Erjagt von unſrer Hand,
Soll ſich dein Lager ſchwellen
Nah bei des Herdes Brand;
Dann ſchlafe ſüß im Norden,
So lang es dir gefällt,
Doch wenn du wach geworden,
Erzähl' uns von der Welt.

O flieht ihr Geiſter halbgeſungner Lieder!

O flieht ihr Geiſter halbgeſungner Lieder,
Die ihr um Leben und Vollendung fleht!
Senkt eure farbenreichen Schwingen nieder
Wie Schmetterlinge, wenn der Tag vergeht.

Flieht, Liedergeiſter! Um mich her wird's ſtille,
Denn auf der Ebne bin ich angelangt;
Wohl glänzt es noch umher in reicher Fülle
Von Blüthen, die mein Herz nicht mehr verlangt.

Es mögen Andre ſie zum Kranze ſchlingen;
Viel hab' ich ja — doch läßig nur verſtreut,
Doch allzuſtolz, um einen Ruhm zu ringen,
Wie ihn der laute Markt des Tages beut.

Genug des Sangs! mag meiner voll verhallen,
Eh' ganz die Glut der Sonne von mir ſchied.
Nicht fehlt's am Rhein an ſüßen Nachtigallen,
Singt eine dorten auch ihr letztes Lied.

Paul.

(Fortsetzung.)

Die Alte, die einiges Geräthe geordnet hatte, sagte endlich: „Der Baron Lorenz war ein gar lieber, gottesfürchtiger Herr. Es stehen noch einige Sprüche von seiner Hand hier an den Wänden geschrieben. Sehen Sie hier, Herr Baron, auf der Tapete, gerade unter der großen gelben Rose steht's aus den Sprüchwörtern Salomonis, Kap. 20, Vers 13: „Liebe den Schlaf nicht, daß du nicht arm werdest, laß deine Augen wacker seyn, so wirst du Brods genug haben." Das ging auf den dicken Gastwirth drüben, der Bankerott machte, weil er den ganzen Tag die Nachtmütze über den Ohren hatte. Dann hier ein herzigliebes Sprüchlein, auch vom Könige Salomo: „Einem Manne wird vergolten, danach sein Mund geredet hat, und wird gesättigt von der Frucht seiner Lippen." Kap. 18, Vers 20. Das ging auf den verläumderischen Herrn dort an der Straßenecke, der von dem Herrn Baron Böses gesprochen hatte. Er starb im Elend an einer garstigen Krankheit, als Lohn für seine Bosheit. Dann hier: „Ein schönes Weib ohne Zucht ist wie eine Sau mit einem goldenen Halsbande." Sprüchwörter Salomonis, Kap. 11, Vers 22. Das ging auf die hübsche Nachbarin drüben, die den Herrn Baron belästigte durch eine sündliche Aufmerksamkeit, die sie auf diese Fenster richtete, und besonders auf jenes, wo des Barons Schreibtisch stand. Jezt wohnt die Frau noch dort, aber der Herr hat sie gestraft, indem er ihr die Zähne genommen und ihr eine rothe Nase gegeben hat. Du liebes Herrgottchen, es findet eben alles Schändliche und Böse in der Welt seine Strafe!"

Paul gab seiner Wirthin zu verstehen, daß er allein seyn wolle. Als sie ihn verlassen, fiel er wieder in die finsterste Laune. Die Sprüche seines Onkels, die wohlbekannte Hand hatten ihn lebhaft an Schloß Brunswick und die Räume seiner Heimath erinnert. Dort war er geliebt, dort kannte ihn alles, hier, in der großen Stadt, wußte Niemand von ihm, Niemand nahm an seinem Erscheinen Theil, Niemanden schmerzte es, wenn er wieder ging. Er ließ die Vorhänge herab, um die gegenüberliegenden Häuser nicht zu sehen; dann warf er sich auf's Bett und lag in Dunkelheit und Einsamkeit mehrere Stunden. Es wurde an seiner Thüre geklopft, er öffnete nicht; es wurde völlig Nacht, er bemerkte es nicht; ein Leierkasten tönte dicht unter den Fenstern, er hörte ihn nicht. Endlich raffte er sich auf, warf sich in die Kleider und stürmte auf die Straße hinaus. Seine Absicht war, die beiden Spötter von heute Mittag wieder aufzusuchen, sich an ihnen zu reiben, wie sie sich an ihm gerieben hatten, und gelegentlich mit ihnen Händel zu suchen. Er besann sich, daß sie im Lauf des Gesprächs ein Weinhaus genannt hatten, wo sie Abends sich treffen wollten. Er fragte seine Wirthin, die er im Gange fand, wo dieses Weinhaus liege. Sie schlug die Hände zusammen und schrie: „Herrgottchen! ich soll wissen, wo ein Weinhaus liegt? Sie wollen doch nicht einen solchen Teufelstanzboden aufsuchen, liebes junges Herrchen? Und gleich am ersten Tage Ihrer Ankunft!"

Paul erwiderte nichts, sondern stürmte hinaus. Da lag die große finstere Stadt vor ihm, von den flimmernden Gaslichtern der Laternen wie von Millionen Glühwürmern erleuchtet. Die endlosen geraden Straßen bildeten eine Perspektive von Lichtfunken, die in eine Lichtlinie, wie mit dem Linial gezogen, sich reihten. Paul erkundigte sich bei dem Ersten, der ihm begegnete, nach der Weinstube und erhielt sogleich die erwünschte Auskunft.

Als er eintrat, fand er die, die er suchte, schon an einem Tischchen und wieder in Gesellschaft einer bereits halb geleerten Flasche. Er faßte sie näher in's Auge und bemerkte jezt, daß sie friedfertiger aussahen, als sie ihm heute Mittag erschienen; er schäzte ihr Alter auf achtzehn bis neunzehn Jahre. Sie waren eifrig beschäftigt, ein Stück Torte zu zerlegen und daraus gewisse mystische Figuren auf dem Tischtuch zu bilden. Anfangs konnte unser Ankömmling nicht begreifen, was diese seltsame Beschäftigung für einen Zweck habe, bald bemerkte er jedoch, daß die Zwei Debatten über die neuesten Theorien der Kriegsbaukunst führten, und daß jene Stückchen Biscuit Laufgräben und Außenwerke versinnlichten. Mit der Zeit wurden diese Festungsbaustücke aufgespeist und der Streit hatte ein Ende.

„Bei meiner Ehre," rief der Aeltere, „ich könnte jezt jede Stunde vorrücken und würde gloriös das Examen bestehen." — „Bei meiner Ehre," entgegnete der Andere, „du würdest es nicht bestehen, und ich sehe nicht ein, wie je eine Zeit kommen soll, wo du es bestehen würdest. Wahrhaftig, dieß sehe ich nicht ein." — „Bin ich nicht seit einer Woche entsetzlich fleißig gewesen?" fragte der Aeltere, „kannst du es läugnen?" — „Auf Ehre, nein, das läugne ich nicht; aber bedenke wie streng der neue Lieutenant ist, wie es den einzigen Genuß seines Lebens ausmacht, seine Leute durch's Examen fallen zu lassen." — „Ich glaub's, aber versteh' mich, uns, uns läßt man nicht durchfallen, uns nicht. Ich begreife nicht, wie du dieß nicht einsiehst." — „Auf Ehre, ich begreif' es nicht. Du würdest mir ein Vergnügen machen, wenn du mir dieß erklärtest."

Die Gläser wurden frisch gefüllt und die Erklärung ging vor sich, wurde jedoch so leise hingeflüstert, daß Paul mit dem besten Willen vom Mittel, sich vor dem

Verunglücken beim Examen zu schützen, nichts erfuhr, als einige dunkle Aeußerungen von Geschenken, Reitpferden und guten Aussichten. Nach diesen Andeutungen erklärte der Jüngere, daß er auf Ehre jezt völlig den Stolz und die Zuversicht seines Freundes und Kameraden gerechtfertigt finde. Als dieser Gegenstand beseitigt war, spähten Beide im Zimmer umher nach einem andern, und es konnte nicht fehlen, daß sie sogleich auf Paul stießen. „Du!" rief der Aeltere, „da sizt wieder der Mensch mit den Vatermördern am Kinn. Wer mag nur das Wesen seyn, das noch jezt einen hohen Rockragen und Hemdzipfel am Halstuch trägt?"

Paul erhob sich rasch, trat an den Tisch heran und sagte mit gutmüthigem Lachen: „Hört, liebe Herrn, es langweilt mich in der That, daß ihr wieder anfangt, über mein Halstuch und meinen Rock zu spotten; trinkt lieber ein Glas Wein mit mir. Wir wollen auf gute Kameradschaft anstoßen, denn ich will das werden, was ihr werden wollt. Mein Name ist Brunswick." — „Und ich heiße Rothenstern." — „Und ich Glibbon," riefen die beiden Jünglinge und reichten schnell überwunden ihre Hände hin, in die Paul vertraulich einschlug. „Das ist mir lieb," rief er; „nun brauche ich mich nicht weiter zu ärgern. Es hat mir heute Mittag den Appetit verdorben, und wahrscheinlich hätte es mir heute Nacht den Schlaf geraubt. Also — wie waren die geehrten Namen?"

Die Beiden wiederholten ihre Namen und Paul trank auf ihre Gesundheit, eine Artigkeit, die jene auf der Stelle erwiderten. Das beste Vernehmen war sofort eingeleitet. Die Beiden gaben die Versicherung von sich, die sie nicht unterließen, auf ihre Ehre zu beschwören, daß sie nicht entfernt die Absicht gehabt, über Pauls Kleidung zu spotten, daß sie im Gegentheil aus Allem, was sie zu beobachten Gelegenheit gefunden, bemerkt, daß sie einen jungen Mann von Bildung und Erziehung vor sich hätten, der nur zufällig etwas hinter der neuesten Kleidermode zurückgeblieben wäre, ein Umstand, der sehr geringfügig und unbedeutend sey und gar nicht in Betracht komme, wenn es sich von Charakter und Gesinnung handle. Paul stimmte dieser Ansicht bei und ließ eine zweite Flasche bringen. Man beschäftigte sich eben mit Familienangelegenheiten, und einige Details der Häuser Glibbon, Rothenstern und Brunswick wurden aufgezählt, als sich dem Tische ein Gast näherte, der ungemeine Ehrfurcht, Theilnahme und Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Es war ein Fähnrich, ein Wesen, das schon auf der hohen Stufe der Entwicklung stand, auf welche die andern erst hingelangen wollten. Man empfing ihn mit einem Enthusiasmus, als wenn es der einzige Fähnrich in Berlin, und nirgends sonst, weder für Geld noch für gute Worte ein anderer zu bekommen gewesen wäre. Das Gespräch nahm jezt einen höhern Schwung; es ging geradezu auf Pferde, Opertänzerinnen und Hunde über. Es war erstaunlich, welche tiefeingehende Kenntnisse der Fähnrich in jeder dieser drei Branchen entwickelte. Paul hätte ihn um Alles in der Welt nicht im Fluß seiner Rede unterbrechen mögen, und die beiden Andern hatten nur Zeit, ein „auf Ehre, das ist göttlich!" dazwischen zu werfen. Niemand dachte mehr an das Examen; dieser abscheuliche Drache war tief in den Abgrund der Hölle, aus der er gekommen, wieder zurückgestoßen, wo der Lieutenant, dessen einziger Lebensgenuß es war, „seine Leute durchfallen zu lassen," ihm Gesellschaft leistete.

Es schlug Mitternacht, als der Fähnrich aufstand und bemerkte, er müsse jezt noch einen kleinen Abendcirkel besuchen. Paul gerieth in eine grenzenlose Aufregung. Jezt um Mitternacht noch eine Gesellschaft! Welch wunderbar großartige Stadt mußte dieß seyn. Er fragte schüchtern, ob auch Damen dort zugegen seyen. „Gewiß," lautete die Antwort, „die schönsten. Ich habe einer hübschen Wittwe das Wort gegeben, wir treffen uns dort." Damit knüpfte der Fähnrich sein enges Röckchen noch enger und verließ mit einer graziösen Handbewegung das Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Februar.

Carneval.

Der Carneval hat bei uns seinen Culminationspunkt erreicht. Tausende glühender Paare wirbeln im Tanze hin und der Becher sinnlicher Freuden schäumt in Genüssen über. Von einer Statistik all der in den wenigen Carnevalswochen gehaltenen Bälle, Soiréen, Assembleen, Reunionen, und wie alle die Variationen dieses ununterbrochenen Dionysosfestes heißen mögen, kann hier gar nicht die Rede seyn. Nur die Namen der unzähligen verschiedenen Ballfeste anzuführen, müßte zu einer endlosen Nomenclatur führen. Als stehende Bezeichnung der hiesigen Bälle fallen der Beisatz „groß" und das Pleonastische „Fest" auf; man hat in Wien in der Regel nur „große Ballfeste" und „Festbälle." Eine andere beliebte Bezeichnung heißt: „Gesellschaftsball," so daß der Fremde verleitet wird, zu glauben, diese Bälle seyen, wie in den meisten größern deutschen Städten, von geschlossenen Gesellschaften angeordnet. Dem ist aber keineswegs so; bringt man nur das Prädikat „honett" oder ein diesem Begriffe nur halbwegs entsprechendes Savoir faire mit, so öffnen sich ohne Schwierigkeit die Pforten. Zwar werden die meisten dieser Gesellschaftsbälle allerdings entweder von gewissen Corporationen oder von freien Comités veranstaltet; dieß gibt indessen der Festlichkeit keine ausschließliche Färbung und hindert keineswegs den Anschluß fremder Elemente. Freilich

behaupten unter den Gesellschaftsbällen einige entschiedener den Charakter der „Geschlossenheit," indem sie sich mit einem aristokratischen Nimbus umgeben, was aber weder an sich Wunder nehmen kann, noch das oben Gesagte Lügen straft. Solche Glanzpunkte der Carnevalssaison sind namentlich die von wissenschaftlichen und Künstlercomités veranstalteten Bälle, die in ihren Sälen versammeln, was die Hauptstadt durch Rang, Reichthum und Schönheit Ausgezeichnetes aufzuweisen hat. Auch an Tendenzbällen und Redouten, namentlich im Interesse der Wohlthätigkeit, war der Fasching nichts weniger als karg; so haben wir Armen-, Blinden- und sonstige Wohlthätigkeitsbälle, und sie gehörten mit zu den glänzendsten des Carnevals. Sie gehen namentlich vom Verein adelicher Frauen zur Förderung des Guten aus. Wie ehedem, so gehört auch heute noch der Besuch der Redouten nothwendig zum Genuß des Carnevals, und wirklich findet man auch in den prächtigen und großartigen Räumen der k. k. Hofburg den glänzendsten Theil des Publikums beisammen. Aber von dem, was eigentlich eine Redoute allein zu einer solchen macht, vom phantastischen Maskenleben, ist sehr wenig zu bemerken. Nicht als ob wenige Masken auf den Redouten erschienen, es gibt deren viele, ja mitunter glänzende und sinnreiche, aber sie sind nur vereinzelte Erscheinungen, und von einem Mummenschanz wie in Mainz, Düsseldorf und andern deutschen, namentlich rheinischen Städten ist entfernt keine Rede. Und doch sollte man meinen, keine Stadt der Welt besitze mehr Elemente, besonders lokale, zu der originellsten und großartigsten Mascarade als Wien. Hier mehr als irgendwo sezt man den abenteuerlichsten Narrenalmanach voraus. Von alle dem zeigt sich aber keine Spur; dem Kundigen liegen die Ursachen nahe. Außer den Redoutensälen besitzt die eigentliche Stadt kein großartiges, zu öffentlichen Bällen und ähnlichen Zwecken geeignetes Local; desto weniger fehlt es daran in den Vorstädten und den nächsten Umgebungen Wiens, freilich in Entfernungen, welche die Kosten eines Carnevalgenusses bedeutend erhöhen. Zu den beliebtesten und bekanntesten Sälen gehören, oder sie behaupten vielmehr den ersten Rang: die Lokalitäten zum „Sperl" in der Leopoldstadt, zum goldenen Strauß im Josephstädter Theatergebäude, dann Dommayers Casino in Hieging und das Jägernitzsche in Döbling. Eine ehemalige Lust- und Festarena der Wiener, die „goldene Birne," hat im Laufe der Zeiten Schiffbruch gelitten. Im künftigen Carneval wird jedoch der heiße Wunsch vieler Wiener, endlich einmal eine Art von Ballcolosseum zu besitzen, in Erfüllung gegangen seyn; bereits wird an einem großartigen Baugebäude sammt einem Wintergarten, ähnlich dem in Berlin, gebaut, wenn ich nicht irre, auf Kosten einer Aktiengesellschaft, ein Unternehmen, dem Gott Bacchus hoffentlich seinen Segen nicht versagen wird. — In einem Carnevalsberichte darf Strauß nicht vergessen werden. Sein Stern glänzt noch immer hell am musikalischen Himmel Wiens, der bekanntlich voller Geigen hängt. Zwar haben Strauß's große Erfolge eine ziemliche Anzahl welteifernder Nachtreter erweckt (worunter Fahrbach einer der talentvollsten); allein die Herrschaft konnte keiner dem Meister streitig machen, besonders seit sein alter Rival, der nicht minder gefeierte Lanner, vom irdischen Schauplatze abgetreten ist. Noch immer heißt Strauß der „Walzerkönig," ja seit plötzlich die Quadrille fast auf Kosten des Walzers herrschend geworden und Strauß nun auch Quadrille um Quadrille zaubert, hat er auch in dieser Gattung das Großmeisterthum erlangt.

(Fortsezung folgt.)

Aus dem Kanton Bern, Februar.

(Schluß.)

Projekt zur Correktion der Juragewässer.

Ich kann diesen Bericht nicht schließen, ohne Ihnen von einem großartigen vaterländischen Unternehmen zu sprechen, bei dem, außer unserem eigenen Kanton, auch die Kantone Solothurn, Neuenburg, Freiburg und Waadt betheiligt sind, ich meine die projektirte Correktion der Juragewässer und die damit verbundene Entsumpfung des sogenannten Seelandes. — Die zu korrigirenden Gewässer befinden sich in einem beinahe sechs-und-dreißig Quadratstunden umfassenden, an die Murten-, Neuenburger- und Bielersee grenzenden Gebiet, und setzen dasselbe in einer sehr bedeutenden Ausdehnung theils einer bleibenden Versumpfung, theils oft wiederkehrenden und anhaltenden Ueberschwemmungen aus. Diese zerstörenden Wirkungen rühren hauptsächlich von dem gehemmten Wasserabfluß her, der vor Allem dem Zustande der Verschlammung und Versandung der Ausmündungen der genannten drei Seen, in Verbindung mit den Einwirkungen der Aare, zugeschrieben werden muß. Diese leztere strömt nämlich in der nachtheiligsten Richtung in die Zihl und hemmt den Lauf dieses Flusses oft in solchem Maße, daß seine Rückschwellung bis in den Bielersee, aus dem er bei Nidau ausmündet, hinaufreichen und den Abfluß hindern kann, so daß dann die ganze Gegend der Seen überschwemmt und häufig in eine unübersehbare Wasserfläche verwandelt wird. Der Zweck der Juragewässerkorrektion ist nun, diesem mehr und mehr um sich greifenden Uebel, dem so fruchtbare Gegenden unter den nachtheiligsten Rückwirkungen auf den Organismus der Menschen und der Thiere bloßgestellt sind, zu wehren und den zu hoch liegenden Wasserspiegel der Seen zu senken, um dadurch das versumpfte Land dem Ackerbau wieder zu gewinnen und zugleich dem Handel eine neue, stets bequeme Wasserstraße zu öffnen.

Schon vor mehr als hundert Jahren wurden Plane zu diesem Unternehmen entworfen; es beschäftigten sich die Helvetik, die Mediation und die Restauration mit der Lösung dieser Aufgabe, die auch seither die Aufmerksamkeit der Staatsbehörde mehrfach auf sich zog. Keine der Regierungen aber konnte zu einem probehaltigen Projekte gelangen, während nun, nach kaum dreijähriger Vorbereitung, ein Verein patriotisch gesinnter Männer im Besitze eines Planes ist, der sich des Beifalls aller Sachverständigen erfreut und von einem der ausgezeichnetsten Genieoffiziere der Schweiz, Hrn. Lanicca, entworfen und ausgearbeitet worden ist. Dieser Plan unterscheidet sich von allen frühern besonders durch die Benutzung des kühnen und glücklichen Gedankens, die Aare von Aarberg aus vermittelst eines Kanals von 28,700 Fuß Länge in den Bielersee zu leiten, und diesen als Becken für das Geschiebe der Aare und als Vermittler ihrer Wassermasse zu benutzen, nach dem Beispiele der für den Schweizernamen so ehrenvollen Linthkorrektion, wo die Glarner Linth mit so großem Erfolg in den Wallensee geführt worden ist. Aus dem Bielersee sollen sodann die vereinigten Aare- und Zihlgewässer, vermittelst eines Kanals von 58,700 Fuß Länge, dem alten Aarbette und Solothurn zugeführt werden. — Die Vorbereitungsgesellschaft kommt nun bei den fünf betheiligten Regierungen um die nöthigen Concessionen ein, in der Absicht, die Ausführung, deren Kosten auf 7½ Millionen französischer Franken geschäzt werden, einer Aktiengesellschaft zu übertragen. Der Umfang des entsumpften Landes, welches der Kultur gewonnen werden soll, beträgt nicht weniger als 20,000 Morgen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 20.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 59.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 8. März 1844.

Sprichwort bezeichnet Nationen;
Muß aber erst unter ihnen wohnen.
Goethe.

Skizzen aus dem häuslichen Leben der Engländer.

Jackiade.

Die Jacks und ihre Nachkommenschaft sind in England so zahllos, wie der Sand am Meer. — Im Allgemeinen wird mit dem Worte Jack, eine Abkürzung oder Verstümmlung von John, jedes Ding oder Wesen bezeichnet, das in irgend einer Weise vulgäre Dienste leisten muß. Bratenwender, lederner Schlauch, Krug, Schenkkanne, Zielscheibe, alles das und noch viel mehr heißt Jack. — „A Jack nasty“ wird wohl zum Scherz eine Person genannt, die allerlei kleine Handreichungen thut.

Die Anwendung des Wortes in den angedeuteten Beziehungen erklärt sich sehr leicht aus der Häufigkeit des Namens John oder Jack unter den englischen Christen. Es sind eben so viele Johns in England, als Johanne in Deutschland, Iwans in Rußland, Giovannis in Italien, Jeans in Frankreich, Juans in Spanien. — Da alle Welt John heißt, so bedeutet John auch so viel als alle Welt und ein Allerweltsding. So sagen wir Deutschen auch „Hans in allen Gassen.“ Wir bleiben aber mit unserm Hans bei Personen stehen und tragen nicht, wie die Engländer, diesen Namen auch auf Sachen über. Wir sagen z. B. nicht der „Stiefelhans“ (Bootjack), wie in England der Stiefelknecht heißt, auch nicht „Hanskette“ oder „Hansstiefeln,“ wie man dort die Hemmkette und die Kurierstiefeln nennt (Jack-chain, Jack-boots).

Dagegen ist der Gebrauch des Worts in Hans Hasenfuß, Hans Narr, dummer Hans, Hans im Glücke, Hans ohne Sorgen u. dgl. ganz ähnlich der englischen Anwendungsweise des Jack in vielen Redensarten. — „Hans und Grete“ haben die Engländer ganz so in ihrem „Jack and Gill,“ „Hansnarr“ ist ihr „Jack-a-dandy“ und unser „Hanswurst“ ist ihr „Jack Pudding,“ der, um das Volk zu belustigen, ganze Ellen von Wurst (in England allgemein Pudding genannt) verschlingt, wie der italienische Macaroni seine klafterlangen Nudeln, wie denn, nach Pennants Bemerkung, die meisten Nationen ihren Lustigmacher nach ihrem Lieblingsgerichte benennen. Die Hering fischenden Holländer haben ihren Pickleherring und den Franzosen, die nicht ohne Suppe existiren können, macht Jean-Potage Späße vor.

Die Doble, in England, wie auch sonst in Europa, ein wahrer Hans in allen Gassen, hat allgemein den Taufnamen Jack, Jack daw. Das Irrlicht, das wie ein Hanswurst auf Morästen und Haiden tanzt, wird Jack-a-lantern genannt. Merkwürdig ist es, daß auch der Henker Hans heißt, Jack-catch (Hans-fang). Auf den

Volkstheatern in London und andern Städten wird nicht selten die Hinrichtung eines Verbrechers als Schlußscene der Tragödie * dargestellt. Wenn hiebei der Henker auf der Bühne erscheint, macht er beinahe eine so drollige Figur wie ein Hanswurst, und wird auch vom Pöbel mit Jubel empfangen: „Jack-catch, hoho! Hurrah!“ — Dieser Jack unterschreibt sich in England ernsthafter oder scherzhafterweise so: Yours, till death, Jack catch.

„Jack ass“ ist der Schmeichelname für den Esel und wird auch zuweilen auf Menschen angewendet; das Gegentheil davon, „Jack an apes,“ ist ein „Hans Naseweis.“ Im gewöhnlichen Leben macht übrigens Jeder noch einen Jack, wo es ihm gut dünkt, wie auch wir Deutsche noch eine Menge Hansen erfinden können, die in unserem Wörterbuch nicht stehen. — Bei Shakespeare findet sich ein „Jack sauce“ (Abkürzung von saucy, frech, impertinent). Fluellen, der Welschmann in Henry V., braucht den Ausdruck. — Nicht selten bedient sich Shakespeare des Namens Jack in der oben angegebenen verächtlichen Bedeutung, zur Bezeichnung gemeiner und niedriger Personen und Dinge. — In Richard III. spricht Glocester in Beziehung auf die Erhöhung der Verwandten der Königin Elisabeth von „silken, sly insinuating Jacks,“ und weiterhin sagt dieselbe Person:

Since every Jack became a gentleman,
There's many a gentle person made a Jack.

Merkwürdig ist es, daß der furchtsamste, schlechteste und unköniglichste König, der auf Englands Thron saß, den Namen John trug, und daß dieser King John ein wahrer „Hans im Unglück“ war und ein „König ohne Land,“ ein „Hans Habenichts“ wurde.

„Jack in the green“ (Hans im Grünen) ist eine Pantomime, welche die kleinen englischen Schornsteinfegerburschen (Sweeps) am ersten Mai aufführen, an welchem Tage es in England wie in der ganzen Welt eine Menge von Nationallustbarkeiten gibt. Die kleinen Sweeps stecken dabei den längsten Burschen aus ihrer Mitte in eine Art Korb, der die Gestalt eines Zuckerhuts hat und mit Zweigen und Blumen geschmückt ist, so daß er den ganzen Jungen verdeckt. Diese groteske Figur bewegt sich munter in der Mitte des Haufens, und neben dem tanzenden Korbe geht ein kleinerer Sweep, als Mädchen verkleidet, als „Maid Marian,“ oder „Queen of May,“ die übrigens nicht den Sweeps eigenthümlich ist, sondern bei sehr verschiedenen englischen Maispielen als Königin und Haupttänzerin erscheint. — Ein anderer Haupthans in England ist der „Hans-Theer,“ „Jack-tar,“ wie man den Matrosen nennt. Bei diesem großen Schiffervolke mußte auch der Matrose ein Hans werden, weil er eine so alltägliche Erscheinung ist. Merkwürdig ist es aber, daß man auch die Nationalflagge zu einem Hans gemacht hat. Sie wird allgemein der „Union-Jack“ genannt. Darin steckt wohl ein gewisser Humor.

(Fortsetzung folgt.)

* Eine solche Tragödie ist z. B. the life of a Drunkard. Der junge Trunkenbold steigt darin unter der höchst tragischen, jämmerlichen Musik des Orchesters aufs Schaffot und läßt sich hängen.

Paul.

(Fortsetzung.)

Paul und seine Freunde taumelten in die Höhe und durchzogen Arm in Arm die Straßen in einer Stimmung, wie sie nicht befriedigter und glückseliger gedacht werden kann. Ueberall, wo sie erleuchtete Fenster sahen, blieben sie stehen und sandten ihre Wünsche hinauf für das Gelingen der zärtlichen Unterredung des Fähnrichs und der Wittwe. Endlich kamen sie zu Hause an und Paul beherbergte gastfreundlich beide Freunde, die da behaupteten, ihre Hausschlüssel vergessen zu haben.

Drei Monate waren vergangen und unser Held trug, Dank den guten Empfehlungen, die er mitgebracht, den Rock eines königlich preußischen Fähnrichs. Die erste Stufe auf der Leiter, um sich an die Helden Schwerin, Ziethen, Scharnhorst, Blücher anzureihen, war erstiegen. Der preußische Adler, dieser mächtige und interessante Raubvogel, in der Naturgeschichte der poetischen Wappenthiere einer der anziehendsten und bemerkenswerthesten, entfaltete über seinem Haupte seine Schwingen, und ihr Rauschen machte das Herz unseres Helden zucken. Der Ruhm ist die schöne Geliebte des Jünglings, das angetraute Weib des Mannes.

Paul brachte jezt ganze Nächte damit hin, die Thaten des siebenjährigen Kriegs zu lesen und sich daran zu begeistern. Früher hatte er auch wohl von diesen Thaten gehört, aber er hatte sie vernommen, wie aus weiter Ferne ihm zugerufen und ihn weiter nicht angehend; jezt betrachtete er sich als einen Erben des Ruhms jener Männer; sie hatten den Rock getragen, den er trug, der Degen an seiner Hüfte zeigte dieselben Abzeichen, wie jene Waffe, die an der Marmorstatue Ziethens eine so weltgeschichtliche Bedeutung hat. Und auch sein Degen konnte bestimmt seyn, Lorbeerreißer abzuhauen, auch für ihn konnte die ruhmgekränzte Göttin des Vaterlands, jene ernste Frau mit den stolzen Zügen, ein Lächeln haben. Während er so saß und träumte, verging die Welt um ihn her, und er lebte mit den Gebilden seiner Phantasie.

Doch da er kein Dichter war, verflogen ſeine Träume bald und das wirkliche Leben nahm ihn in Anſpruch. Er machte ſeine Bücher zu, da er fand, daß ſie in ihm einen krankhaften Unmuth erregten. Die Späße ſeiner Kameraden, ihre Thorheiten und das luſtige Leben einer großen Stadt nahmen ihn ganz in Anſpruch.

Nur Einer, und zwar der Jüngere ſeiner Freunde, hatte mit ihm den Dienſtgrad erreicht, der Aeltere war abermals zurückgewieſen worden, eine höchſt betrübende Thatſache, die von ſeinen Freunden für ganz unbegreiflich erklärt wurde, wenn man nicht eine beiſpielloſe Kabale des zweiten Lieutenants und eine beſondere Luſt, ſich einen Genuß zu verſchaffen, beim erſten Lieutenant vorausſetzen wollte. Paul bewohnte mit Emil Gibbon ein Zimmer. Sie hatten ſich als gute Stubenkameraden auf's beſte eingerichtet, und da ſie beabſichtigten, zu gleicher Zeit das Offiziereramen zu machen, ſo waren die gleichen Studien ein Mittel, ſie noch enger zu verbinden. Emil war von ſanftem, nachgiebigem Charakter, mit einem ſtarken Anſatz zur Schwärmerei und zum Verſemachen. Paul verabſcheute die Poeſie; es war bei ihm Grundſatz, nie ein Buch zu leſen, das in Reimen geſchrieben war, und ſelbſt welche zu machen, hätte er für eine dem Jüngling und Mann nicht zu verzeihende Schwachheit gehalten. Dagegen entwickelte er ſehr früh ein Talent zur Satire. Der gewöhnliche Seelenzuſtand, in dem er ſich befand, war immer ein gelinder Hohn, eine nur ſchwach unterdrückte Verſpottung Anderer. Seine natürliche Gutmüthigkeit und ein, obwohl noch ſehr wenig entwickelter Sinn für Größe machte, daß er nie gehäſſig, kleinlich und bitter wurde, und ſein Spott, wenn er ſich ihm überließ, malte immer in breiten, vollen und runden Contouren. Es war jener Spott, der der Jugend ſo natürlich iſt, der aus der Fülle ihrer Kraft und Geſundheit entſpringt, und ſich ſo weſentlich von dem feinen und boshaften Witz unterſcheidet, den die Jahre und die Erfahrung geben. Wir haben das gute Herz Pauls gerühmt, und er beſaß es wirklich und zeigte es gerade da am deutlichſten, wo er ſich ſeinem Hange zum Spott überließ.

Es konnte nicht fehlen, daß unſer junger Freund im Verkehr mit ſeiner Umgebung merkte, daß ihm äußere Vorzüge zugefallen waren, die ſchwer in der Wagſchale unſerer ſo complicirten Verhältniſſe wiegen. Als er ſich zum erſtenmal einen reichen Erben nennen hörte, ſtutzte er und fragte ſich ſelbſt: wie? ſind denn nicht meine Kameraden ſämmtlich reiche Erben? haben ſie nicht daſſelbe, was ich habe? — Man brachte ihn ſchnell über dieſe Frage in's Reine, und die Unterwürfigkeit, die niedrige Naturen ihm bewieſen, zeigte ihm die hohe Rangklaſſe des Beſitzes. Eben ſo machten es ſich einige Excluſive zur Aufgabe, ihn über ſeinen alten Adel und ſeine bevorzugte Stellung (ein alter verdrüßlicher Streitpunkt) zu belehren. Wir werden ſehen, wie Paul beide Offenbarungen aufnahm und ſie mit ſeiner eigenthümlichen Sinnesart verſchmolz.

Im kleinen Zimmer, wo beide Fähnriche wohnten, fand eines Abends eine beſonders aufregende Geſchäftigkeit ſtatt. Vor dem kleinen Spiegel, dem einzigen im Gemache, ſtand bald der Eine, bald der Andere und oft beide zuſammen, und zwei friſche, jugendliche Geſichter, Wange an Wange gedrückt, ſpiegelten ſich in dem etwas trüben Glaſe, indem die Hände beſchäftigt waren, das Haar zu glätten und ſeinem natürlichen Falle die modiſchen Wendungen zu geben, die erſt Ausdruck hineinzubringen beſtimmt waren.

„Du glaubſt nicht," hob Emil an, „wie aufmerkſam meine Tante meinen Anzug muſtert, wie ſehr ich bedacht ſeyn muß, ihr Mißfallen nicht rege zu machen, und dieß würde unfehlbar geſchehen, wenn ich mir die kleinſte Vernachläſſigung zu Schulden kommen ließe. Bei dir, Paul, iſt dieß nicht der Fall, du biſt frei und brauchſt dich nicht nach dem Eigenſinn einer ſo herrſchſüchtigen Frau wie meine Tante zu richten." — „Ich werde," entgegnete Paul, „die Aufmerkſamkeit deiner Tante von dir ab und auf meine Perſon lenken." — „Der Himmel gebe, daß dir dieß gelinge," ſeufzte Emil; „aber ich zweifle. Meine Tante iſt, unter uns geſagt, ernſtlich verliebt in mich. Ja ich behaupte, daß ſie ſogar in ihrer Leidenſchaft für mich etwas zu weit geht." — „Wenn du das fürchteſt," entgegnete Paul, „ſo bitte ich dich, vorſichtig zu ſeyn." — „Das bin ich auch; aber du kennſt meine fatale Gewohnheit, Verſe zu machen. So ließ ich mich verleiten, bei Gelegenheit ihres Namenstages ein Sonnett an ſie zu richten. Dieſes Gedicht hat die Frau ganz närriſch gemacht. Seitdem nennt ſie mich ihren Hofdichter. Dieß iſt ein Unglück, Paul; bekenne, daß ich zu bedauern bin."

Paul hatte ſeine Toilette beendet, er brauchte dazu wenig Zeit. Seine Uniform ſaß nicht ſo glatt, ſeine Taille war nicht ſo eingeſchnürt, ſeine Stiefeln nicht ſo ſpiegelglatt wie bei ſeinem Kameraden; aber da er gut gewachſen war, frei und lebhaft ſich bewegte, ſo trug er dennoch den Sieg davon über die zierlichere, aber nicht ſo friſche Geſtalt Emils. Als Paul mit ſeinem Anzug fertig war, übernahm er's, den Arbeitstiſch, der in der Mitte der kleinen Stube ſtand, etwas zu ordnen. Es herrſchte darauf ein wildes Durcheinander. Die Gelehrſamkeit hatte dem weltlichen Putz weichen müſſen.

(Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Februar.

(Fortsetzung.)

Strauß. — Daums Elysium. — Conzerte. — Mozarts Grabmal.

Ein Ereigniß für die Straußianer und Sperlianer in Wien war das Abschiedsfest Strauß's beim und vom Sperl, welches so eben gelegenheitlich der lezten Produktion des Straußschen Orchesters in jenen Lokalitäten stattgefunden. Der zwischen dem Inhaber der lezteren und Strauß bisher bestandene und nunmehr abgelaufene Contrakt wird dem Vernehmen nach nicht wieder erneuert werden, und doch war der Sperl Strauß's Ruhmeswiege, und umgekehrt dieser das Palladium des Lokals. Ein freilich fabelhaft lautendes Gerücht will sogar von dem gänzlichen Abschiede Strauß's von Wien wissen; es ist kaum glaublich; wie könnten Strauß und Wien von einander lassen? Wie betrübte uns nicht Lanners Abschied, freilich ein ernsterer noch und hoffnungsloserer als jeder andere! Zwanzigtausend Leidtragende sandte Wien zum Grabe seines Orpheus! Und noch heute, wie frisch ist sein Andenken! So eben veranstaltet das vereint gebliebene Lannersche Orchester in Dommayers Casino den Manen des Meisters einen glänzenden Ball — es klingt sonderbar, aber es ist so — d. h. es handelt sich um die Errichtung eines Grabmonuments für Lanner; die schönfüßigen Wienerinnen, die er oft auf den Flittigen seiner Walzer- und Galoppklöne mit fortgetragen, sollen es ihm nun erlangen. Und warum nicht? — Noch habe ich bei Gelegenheit des Carnevals des jährlich während der Wintersaison geöffneten Daumschen Elysiums zu gedenken, da es ein Hauptschauplaz der Faschingsvergnügungen eines gemischten Publikums ist. Mit sehr bedeutendem Aufwande hat der Unternehmer diesen ungeheuern unterirdischen Räumen heuer wieder eine ganz neue Gestalt gegeben, und man muß gestehen, daß bei der bunten und allerdings zunächst auf sinnliche Wirkung berechneten Ausschmückung dieser Gewölbe auch Phantasie und Geschmack zu Rathe gezogen wurden. Die Hauptidee einer malerischen Reise durch alle fünf Welttheile, deren jeder durch etwas Charakteristisches repräsentirt wird, wurde auch dießmal beibehalten, aber so viel einzelne Abänderungen vorgenommen, daß das Ganze füglich als neu hingenommen werden kann. Statt daß z. B. wie früher die Eisenbahn von Amerika durch Grotten und unter Wasserfällen weg nach Australien führte, gelangt man jezt geradewegs in den mit Göttern angefüllten Olymp und zum Sonnentempel als himmlischen Lichtquell; eine phantastische Hyperbel, aber nicht ohne bedeutsame Beziehung auf den Aufschwung der Eisenbahnen. Daum kennt sein Publikum; überdieß läßt er es auch nicht an excentrischen und bombastischen Ankündigungen und Einladungen fehlen, und wenn es auf dem Zettel heißt: „Ungeheurer Faschingsjux für kreuzfidele Wiener.“ „größter Freudenluxus im Elysium.“ „Carricaturen und Faschingszüge zum Todtlachen.“ „Spektakel und Leben in allen Ecken.“ so bleiben die kreuzfidelen Wiener gewiß nicht weg. — Neben Bällen, Assembleen, Redouten und dergleichen blühen auch die Conzerte. Dennoch haben wir weder so viele Conzerte wie im vergangenen Jahr, noch so glänzende wie in frühern Saisons. Beides erklärt sich durch die Uebersättigung in Folge des Uebergenusses und durch den geringen materiellen Erfolg, mit dem sich selbst bedeutende Künstler hatten begnügen müssen. Einige musikalische, ich will nicht geradezu sagen Hunger-, aber doch Diätjahre könnten Alles wieder gut machen, mindestens den abgestumpften Appetit schärfen. Eine eigenthümliche Erscheinung ist dieses Jahr, daß fast lauter junge Virtuosen und Virtuosinnen als ausübende Künstler wie als Componisten auftreten; ein Beweis, daß wir in einem, geistige und technische Kräfte und Fertigkeiten rasch zeitigenden Jahrhundert, daß wir im Zeitalter der Wunderkinder leben, wenn man anders das noch als Wunder bezeichnen kann, was bereits fast zu einer alltäglichen Erscheinung geworden ist. Ich nenne hier zuvörderst den vierzehnjährigen Karl Filtsch, einen Schüler Chopins. Das Publikum bewundert die erstaunliche musikalische Ausbildung des Knaben; es thut aber weh, zu bemerken, daß darüber die Blüthe seiner körperlichen Gesundheit verwelkt ist. Ein Gegenstand der Be- oder vielmehr Verwunderung ist auch der achtjährige Virtuose und Componist Julius Benoni; frühzeitiger kann man wohl kaum beginnen. Mozart und Liszt haben freilich auch ungefähr in diesem Alter schon Staunen erregt; aber sie gehörten auch zu den ausserordentlichsten Ausnahmen von der Regel. — Georg und Joseph Helmesberger, Söhne eines gleichfalls kunstgewandten Vaters, werden von enthusiastischen Bewunderern mit den Schwestern Milanollo in Parallele gesezt, haben aber trotz weit vorgeschrittener Ausbildung diese Höhe dennoch keineswegs erreicht. — Der Redakteur der Wiener Musikzeitung, A. Schmidt, hat eine sogenannte Akademie veranstaltet, wobei es auf die Bildung eines Männergesangvereins abgesehen ist; gewiß eine löbliche Absicht, die aber fortgesezter Bemühung bedarf, wenn sie von glücklichem Erfolge gekrönt werden soll. Beim außerordentlichen, fast excentrischen Musikkultus in unserer Hauptstadt ist der gänzliche Mangel an Vereinen für Vokalmusik sehr auffallend. Sie könnten viel Gutes wirken, wäre es auch nur dadurch, daß sie von der übertriebenen Pflege der Instrumentalmusik abzögen. — Vor Kurzem ist ein fünfzigjähriges Unrecht gegen einen großen Mann nun doch einigermaßen gut gemacht worden. Wolfgang Amadäus Mozart, an dessen Manen sich die Nachkommen dadurch versündigt haben, daß sie seine Grabstätte gänzlich ihrem Andenken entschwinden ließen, hat endlich ein Grabmal erhalten. Es verdankt seine Entstehung der Verehrung der trefflichen Sängerin Frau v. Hasselt-Barth für den großen Todten, und wurde, da der wackern Künstlerin der Weg der Subscription und Sammlung ein viel zu langsamer und problematischer dünkte, auch ganz auf deren Kosten hergestellt. Sie selbst hat sich damit in den Augen aller derer, die ein solches Unternehmen zu würdigen wissen, ein schönes Monument gesezt. Auf grauem Marmor prangen die goldenen Worte: „Jung groß, spät erkannt, nie erreicht.“ Das Bildniß Mozarts en medaillon steht über dieser kurzen Charakteristik. Bei dieser Gelegenheit wurden auch durch die Bemühung eines bekannten Musikkenners und musikalischen Autographensammlers, Aloys Fuchs, mehrere bisher schwankende Daten in Bezug auf Mozarts Tod und Beerdigung constatirt. So seine lezte Krankheit und der Sterbetag; er starb in der Nacht vom 4ten auf den 5ten December 1791 am hizigen Frieselfieber; — dann der Kirchhof, wo er zur Erde bestattet worden: bisher wurde der Matzleinsdorfer Kirchhof häufig als seine Ruhestätte angenommen, nun ist es bewiesen, daß seine irdischen Reste auf dem St. Marxer ruhen; — endlich auch das Sterbehaus und die nähern Umstände bei und nach seinem Hinscheiden. Das Sterbehaus sollte fortan mit dem Namen Mozarts bezeichnet werden, wie bereits das Haus Haydns des Meisters Namen trägt.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 26.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 60.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 9. März 1844.

Thou art valiant, and, to the possibility of thy soldiership, will subscribe for thee.

Shakespeare.

Paul.

(Fortſetzung.)

Eine koſtbare Ausgabe des Livius, von einem alten, einflußreichen Onkel Emil geſchenkt, befand ſich als Träger einer Pomadebüchſe, die einen Theil ihres halbflüſſigen Inhalts ausgeſchüttet hatte, ziemlich übel. Ein Heft voll mathematiſcher Figuren und ſcharfſinniger Beweiſe ſeufzte unter der Laſt dreier Haarbürſten, die ihm rückſichtslos das Raube zukehrten. Eine gelehrte Abhandlung über Kavallerieattaken fand ſich mit einem Stecknadelbrief zuſammen, und eine Halsbinde ſchmiegte ihre ſchwarze Atlaswange zärtlich an eine kleine korpulente halliſche Bibel, ein Geſchenk des Onkel Lorenz und von Paul zuerſt aus der Verwirrung gerettet. Das Tintenfaß wurde, als unverbeſſerliche Gefahr bringend, auf das Fenſterbrett geſetzt, wo es in die Geſellſchaft eines alten, invaliden Lichtſchirms und einer Lichtputze gerieth, die zum Korkzieher mißbraucht wurde. Vom Sopha trug Paul eine Maſſe Bücher und Hefte fort, ſie unter den Tiſch werfend, wo ſie den Waſſerkrug umſtürzten und dieſer eine Ueberſchwemmung veranlaßte. „Himmel! wie ungeſchickt du biſt!“ ſchrie Emil, aus der Waſſerpfütze hinausſpringend. „Laß es doch bleiben, Ordnung zu ſtiften, es gelingt dir doch niemals.“ — „Wenn ich's nicht thue,“ entgegnete Paul, „wer thut's denn? Du weißt, daß unſer alter Stoffel wieder zu tief in's Glas geguckt hat. Ich mag ihn nicht wecken, er ſchläft ſo ſüß, obgleich ich nicht ganz mit ihm in der Anſicht einverſtanden bin, daß er mein Bette immer für das ſeinige hält.“ — „Ich bin fertig, laß uns gehen. Wir dürfen nicht zu ſpät kommen, zum erſten Tanz bin ich mit meiner Tante engagirt.“

Paul ließ ſich nicht ſtören, ſondern ordnete noch die Bilder an der Wand, von denen er behauptete, daß ſie ſich verſchoben hätten, obgleich Emil verſicherte, ſie hätten nie gerader und regelrechter gehangen. Eigentlich wollte Paul auch nur einen Vorwand haben, ſich gelegentlich wieder einmal recht tief in das Anſchauen des Bildes ſeiner Mutter zu verſenken, ohne daß man es gewahr würde. Er rückte an den andern Bildern, aber ſein Auge war immer auf dieſes gerichtet. „Sie iſt doch eine ganz gute Frau,“ murmelte er, „und es iſt eine ganz hübſche Sache, daß ich gerade ihr Sohn bin.“ — „Aber ſo komm doch!“ rief Emil, auf der Thürſchwelle ſtehend. — Paul ſchnallte ſeinen Säbel um, ſezte ſein Mützchen auf's eine Ohr, ſtellte das Licht vorſichtig in die Schüſſel auf dem Waſchtiſche, damit Stoffel, wenn es ihm gefiele, endlich einmal aufzuwachen, doch kein dunkles Zimmer habe, und war dann in wenigen Sätzen die Treppe hinab.

Es war Mondſchein und die Freunde gingen mit klingenden Sporen und mit den Säbeln hie und da das Pflaſter berührend, in's nahgelegene Haus des Generals, von wo ihnen bereits die Tanzmuſik entgegen tönte. Als ſie im Saale erſchienen, bemerkte Emil zu ſeiner großen Verwunderung, daß ſeine Tante ſeine Ankunft nicht abgewartet hatte, ſondern ſich ſchon im Arm eines bärtigen, äußerſt widerwärtig ausſehenden Herrn lebhaft herumdrehte. Auch fand ſie es ſpäter nicht der Mühe werth, ihm eine Entſchuldigung zu machen. Paul und ſein Freund hatten das Vergnügen, den ganzen Abend in der Ecke des Tanzſaals zu ſtehen, denn Niemand beachtete ſie. Es war ein unglücklicher Abend für Fähnriche, denn ſehr viele Offiziere waren da und ſogar ein Prinz. Paul verſchwor ſich, nie wieder das Haus des Generals zu betreten, und Emil verſicherte, daß ſeine Tante Launen habe, wie keine andere Frau auf der Erde.

Zwei Tage darauf kam eine Einladung zu Mittag. Paul wollte ſie nicht annehmen, allein Emil machte ihm begreiflich, daß eine ſolche Einladung ein Befehl ſey, der wie jeder andere Gehorſam heiſche. Pauls Stolz war gekränkt und er ging in der übelſten Laune hin. Die Tafel war ſervirt und der General ſaß am Fenſter und trommelte auf den Scheiben; vor ihm ſtand ein junger Mann, der etwas Scharfes und Gereiztes in ſeinen Zügen hatte, was aber nicht verhinderte, daß er ein ſchöner Mann genannt werden konnte. Es war der Adjutant des Generals; er wandte ſich langſam nach Paul um, nahm ihn an der Hand und führte ihn vor, ihn dem General vorſtellend. Dieſer trommelte weiter und ſagte, ohne ſich umzuſehen: „Sehr willkommen, mein Lieber; ich kannte Ihren Vater, ein ſpaßhafter Mann, das heißt," und hier lachte der General plötzlich und ſehr heftig, „nicht der Mann war ſpaßhaft, ſondern er machte ergötzliche Späße." Hier wandte er ſich zum Adjutanten und rief dieſem zu: „Der junge Mann könnte glauben, ich lache über ſeinen Vater; Sie wiſſen, daß ich mir das nicht erlauben würde, Herr von Sell." — „O, ich weiß," entgegnete der Adjutant, „Excellenz lachen nie über Ihre Nächſten." — Der General lachte, daß die Fenſterſcheiben zitterten: der Adjutant ſah zugleich ſo furchtbar ernſthaft aus, daß, wer ihn anſah, einen heftigen Schreck bekommen konnte. — „Wird meine Frau zu Tiſch kommen?" fragte der General. — Eine alte korpulente Dame mit einer äußerſt bänderreichen Haube trat vor und verſicherte, daß die Generalin ſich unwohl befände und nicht die Ehre haben könnte.

Der General erhob ſich und nahm ſeinen Platz bei Tafel ein; die Andern ſtanden ſo lange hinter ihren Stühlen, dann ſezten ſie ſich ebenfalls. „Der junge Menſch ſoll neben mir ſitzen," rief der General Paul zu, und dieſer nahm die ehrenvolle Auszeichnung dankbar an. Es herrſchte ein tiefes Schweigen bei Tiſch, das nur unterbrochen wurde, wenn es dem General gefiel, ſich mit ſeinem Adjutanten zu necken, was beſonders gegen das Ende der Tafel ſehr oft vorkam. „Haben Sie den Artikel in der Zeitung geleſen, über den Dings da — den Obriſten? — Nun, Sie wiſſen ja, er war ein verdienter alter Offizier aus den Jahren zwölf, dreizehn." — „Ich habe den Artikel geleſen, Excellenz." — „He? und ſind damit unzufrieden?" — „Ich finde, daß man dieſem Herrn viel zu großes Lob ertheilt; überhaupt begreife ich dieſe Vergötterung der Armee von damals nicht. Sind wir denn nichts? Iſt die preußiſche Armee von heut nicht eben ſo gut disciplinirt, nicht eben ſo erleſen, nicht eben ſo tapfer als jene von 1813? Und dann das ewige Lobpreiſen von Heldenthaten, an denen man ſich ſchon ſatt gehört hat! Ew. Excellenz werden mir Recht geben, daß das Große von damals heutzutage eben ſo geſchehen kann, wo nicht noch größer."

Der Adjutant war in ſein Lieblingsthema hineingerathen; es war dieſes: der preußiſche Offizier von 1843 iſt ein Gott, während der von 1813 und 1814 nur ein gewöhnlicher Menſch war, der ohne höhern Aufſchwung und in einem ziemlich gewöhnlichen Sinn ſeine Pflicht that. — Der General antwortete nicht, ſondern lachte vor ſich hin. — „Ich weiß, daß dieſe Anſicht," fuhr der Adjutant, noch röther im Geſicht und mit gereizterer Stimme, fort, „angegriffen wird und daß man ſie nicht gerne hört; beſonders für jene alte Herrn iſt ſie widrig zu hören, die in dem geheimen Schubfach ihres Schreibtiſches noch die Kugel aufbewahren, die einſt in ihren Körper drang, und die dieſe Kugel Söhnen und Enkeln zum ehrfurchtsvollen Kuſſe hinreichen an den Feſttagen der Familie." — Der General lachte und rief: „Gut geſtichelt! Zum Kuſſe hinreichen! Fahren Sie fort." — „Dieſer ſentimentale Schauſpielprunk," ſprach der Adjutant weiter, „darf uns nicht verblenden. Auf unſere ſtarke und feſte Geſinnung ſtüzt ſich recht eigentlich der Staat mit allen ſeinen Intereſſen. Nicht die Schlachten und Kämpfe machen den Krieger, ſondern die Geſinnung, und die iſt im Frieden eben ſo heilig, groß und beachtenswerth, als im Kriege. Sollen wir, Nachgeborene, geringer ſeyn, weil wir in keinem Kugelregen geſtanden? Wenn uns heute fünfzig, was ſag' ich, hundert der blutigſten Kämpfe bevorſtänden, ſo würden wir in allen ſiegen." — „Das Huhn iſt angebrannt, Babet," ſagte der General zur dicken Dame, die darüber anfing den Kopf zu ſchütteln und dieſes Schütteln bis zu Ende der Tafel fortſezte. — „Vortrefflich!" ſezte er hinzu, vor ſich hin lachend, „der Soldat iſt eigentlich für den Frieden, nicht für den Krieg; gute Bemerkung das, tiefeingehend!"

„Und wenn wir die Sache genau betrachten," fuhr der Adjutant fort, jezt roth wie der Kragen ſeiner Uniform,

„was iſt's mit dem Heldenthum jener Tage. Das Glück übernahm damals die Hauptrolle. Die Helden jener Zeit ſind preußiſche Männer, ich werde ſie immer in Schutz nehmen gegen jeden fremden Angriff, aber als Preuße und Preußen gegenüber darf man ſich erlauben, es auszuſprechen, daß ſie vornehmlich künftigen Heldenthaten den Weg bahnten."

(Fortſetzung folgt.)

Skizzen aus dem häuslichen Leben der Engländer.

(Fortſetzung.)

Der Jacks ſind in England ſo viele, daß ſie hier unmöglich alle zuſammen zu beſchwören ſind. Doch wollen wir noch einige citiren, vor allen den „Jack the Giant-Killer" und dann „Jack mit der Bohnenſtange." — Hans der Rieſentödter war aus Cornwallis gebürtig, und er iſt wie Hans mit der Bohnenſtange ein beliebter Mährchenheld der Kinder. Die Geſchichte beider iſt, in einer Menge kleiner Bücher gedruckt und mit ſchönen illuminirten Kupfern verſehen, für einen Sixpence zu kaufen. Drei große Rieſen verwüſteten einſt das ſchöne Land Cornwallis, Jack aber, der junge Roland der engliſchen Kinder, dieſer kleine Hans David, tödtete ſie alle. — „Jack and the Beanstack" iſt eine andere Geſchichte. Aus einigen verzauberten Bohnen, die er ſäet, wachſen Bohnenranken empor, die ſich wie eine Leiter verflechten und ſo hoch und ſo ſtark werden, daß Jack auf denſelben in die Wolken hinaufſteigt, wo er das Reich eines Rieſen findet, der früher ſeinen Vater getödtet hat und dem er dafür eine Henne, die goldene Eier legt, wegnimmt. Zu allem dieſen wird Jack durch eine wohlthätige Fee angeleitet. Er macht drei Reiſen auf den Bohnenranken hinauf und bringt jedesmal große Schätze herunter. Beim zweitenmal iſt es ein Sack mit Gold und ein anderer mit Perlen, beim drittenmal eine Harfe, die von ſelbſt ſpielt und welche er dem Rieſen wegnimmt, während er ſchläft. Hiebei erwacht der Rieſe und läuft ihm nach; aber ehe er noch das Ende der Bohnenleiter erreicht hat, haut Jack ſie ſchnell an der Wurzel um, der Rieſe purzelt herab und wird zerſchmettert. So wurde Jack reich, „worth 10,000 pounds," und konnte ſich verheirathen; das Land aber war von einem böſen Ungeheuer befreit.

Von Jack Sprat (Hans Breitling) exiſtirt folgender allgemein bekannte Vers:

Jack Sprat could eat no fat,
His wife could eat no lean,
And so betwixt them both
They licked the platter clean.

Sehr unrecht wäre es, in einer Jackiade den „Jack in office" (Hans im Amte) zu vergeſſen. Die Engländer können es nicht leiden, wenn ſich ein Beamter auf irgend eine Art ein beſonderes Anſehen gibt, und haben daher jenen Spitznamen für ihn erfunden. — Landſeer, der berühmte Thiermaler, hat ein hübſches Bild gemacht, das er „Jack in office" benannte. Ein tapferer kleiner Spitz ſizt auf dem Wägelchen ſeines Herrn, eines Fleiſchhändlers, und zeigt ſeine Zähne einigen andern hungrigen Hunden, die den Wagen umſchleichen. H B (ſprich Aetſch Bi), der berühmte Carricaturzeichner, hat darauf einen andern Jack in office verfertigt, wo das Geſicht des Spitzes die Züge von Lord John Ruſſel trägt, und die andern Hunde O'Connell, Durham, Brougham und andern Herren gleichen.

„The house that Jack built" (das Haus, das Hans baute), iſt eine Art Geſchwindſpracheſpiel, wie unſer: „der Herr der ſchickt den Jochen aus." Es iſt ebenfalls in einem eigenen kleinen Buche abgefaßt und hat eine Menge hübſcher und komiſchen Bilder. Die Verſe, die man ſchnell nachſprechen muß, lauten: 1) Dieß iſt das Haus, das Hans baute. 2) Dieß iſt das Malz, welches lag in dem Hauſe, das Hans baute. 3) Dieß iſt die Ratze, die aß das Malz, welches lag in dem Hauſe, das Hans baute, und ſo fort durch neue Steigerungen, bis es endlich heißt: Dieß iſt der Prieſter, gekämmt und geſchoren, der traute den Mann in Jacke und Hoſe, welcher küßte das Mädchen ganz alleine, welches milchte die Kuh mit dem krummen Horn, die ſtieß den Hund, welcher biß die Katze, die fraß die Ratze, welche aß das Malz, das lag in dem Hauſe, das Hans baute.

So erſcheint denn der Jack in England als ein wahrer Proteus, und man kann wohl ſagen: „Hans iſt lebendig (Jack's alive) * allenthalben in Britannien. — Ja, die ganze große Nation könnte den Namen Jack tragen, und trägt ihn auch eigentlich: John Bull, Hans Bull. Darum laßt mich fragen: „Why should not Jack be saucy?"

* „Jack's alive" iſt das auch in Deutſchland allgemein bekannte Spiel, wobei ein glimmender Funken in der Geſellſchaft herumgeht.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, Februar.

(Schluß.)

Halms Sampiero. — Oper. — Die Erzherzogin Maria Caroline. — Kunſtverein. — Saphir.

Von den vielen Neuigkeiten, die man auf dem Hofburgtheater erwartet, ſind einſtweilen Halms „Sampiero" und

ein Lustspiel von Roderich Benedix erschienen. Dem ersteren ist es gelungen, sich trotz der nicht unbedeutenden Opposition Geltung zu verschaffen und eine Reihe von Wiederholungen zu erhalten. Bekanntlich ist die Fabel dieses neuesten Produkts Halms der korsischen Geschichte entnommen und zwar dem Befreiungskampfe gegen Genua i. J. 1553, und Sampiero oder San Pietro von Bastelica ist der Held desselben. Geschichtlich ist das unglückliche Schicksal seiner Gemahlin Vanina von Ornano, die eine Aussöhnung ihres Gatten mit der zürnenden Republik Genua beabsichtigt und zu diesem Ende sich in geheime Unterhandlungen mit diesem Staate eingelassen, hiedurch aber den schweren Zorn Sampieros auf sich geladen hatte und demselben auf die kläglichste Weise zum Opfer gefallen war. Auch ist Halm nicht der erste Bearbeiter dieses lockenden Stoffes; derselbe ist mehr als einmal in Novellen- und wohl auch in dramatischer Form behandelt worden, in letzterer namentlich von der Frau von Perin in französischer Sprache (theilweise übersezt von der verstorbenen Pichler). Man kann Halm nicht vorwerfen, daß er zu keck von der Geschichte abgewichen, im Gegentheil ist er ihr fast allzu treu geblieben, wenigstens in der Zeichnung des Helden, des blutigen Sampiero, der sich das ganze Stück über wie ein Wahnsinniger geberdet und endlich die Gattin seinem tigermäßigen Rachedurste opfert. Vortrefflich ist dem Dichter der Charakter Vanina's gelungen, und es hat sich wieder bestätigt, daß Halm glücklicher ist im Auffassen und Schaffen weiblicher Charaktere. Der rothe Faden, der sich durch Halms sämmtliche Dramen zieht: Verherrlichung der Liebe und des fest an ihr hangenden und um ihretwillen allen Rücksichten der Welt trotzenden Frauengemüthes, kommt auch in dieser Tragödie wieder zum Vorschein, nur vermag er nicht ganz für das zu drastisch Gräßliche zu entschädigen. Halm hat dießmal die Prosa dem Metrum vorgezogen und es fehlt abermals nicht an Schönheiten der Sprache. Großen Widerspruch hat der Dichter wegen willkührlicher Aenderung des Schlusses erfahren. Er läßt ursprünglich Sampiero nach vollbrachtem Gattenmord durch die Hand des hereinstürmenden Bruders Vanina's sterben und somit poetische Gerechtigkeit stattfinden; in den folgenden Aufführungen blieb dieß aber weg. — In diesen Tagen wurde uns auch das Lustspiel „Cäsario" von weiland P. A. Wolf als Neuigkeit geboten, dazu ist es aber doch offenbar zu alt; als Carnevalsintermezzo mag man es indessen gelten lassen. Frisch aufgenommen wurde Shakespeares „Romeo und Julie," indessen waren nur die Nebenpartien neu besezt; Fichtner als „Romeo" und Aug. Anschütz als „Julie" sind uns wohlbekannt. Uebrigens werden Kotzebue und Iffland den täglichen Theatergästen häufig als Hausmannskost servirt, was wohl den Hunger stillt, aber den Appetit wenig reizt. — In der Intendanz des Hofburgtheaters ist durch das Abtreten des bisherigen Chefs, Grafen von Czernin, und Besezung dieser Stellung durch den Oberhofceremonienmeister, Landgrafen von Fürstenberg, eine Veränderung vor sich gegangen. Der jetzige Intendant ist als großer Bühnenfreund und sehr bewanderter Liebhaber bekannt. — Auf dem Kärnthnerthortheater wurde kürzlich Otto Nikolai's längst vorbereitete tragische Oper: „des Verbannten Heimkehr," mit glücklichem Erfolg gegeben. Die Oper ist nicht in allen Theilen gleich vollendet und zeigt noch Spuren der frühern ekklektischen Richtung des Tondichters, hat aber schöne Einzelnheiten aufzuweisen und befriedigt insofern selbst strengere Musikfreunde. Minder glücklich lief der Versuch ab, Halevy's „Guido und Ginevra" in Scene zu setzen. Vielleicht trug auch die Kürzung dieser etwas zu lang ausgesponnenen Oper dazu bei. — Die Vorstellungen der französischen Schauspieler wechseln noch immer mit Oper und Ballet ab, des Beifalls ihres Publikums in reichem Maße genießend und denselben wohl auch in ihrer Art verdienend, zumal die Gesellschaft einige sehr gewandte Darsteller zählt. — Von den Vorstadttheatern ein andermal.

Der unvermuthete Tod der Erzherzogin Maria Carolina, ältesten Tochter des Erzherzogs Rainer, hat eine Zeitlang die allgemeinste Aufmerksamkeit in Anspruch genommen. Man wußte, daß die Hingeschiedene Braut gewesen, ein Umstand, der die in solchen Fällen gewöhnliche Sympathie des Publikums ungemein steigerte. Eine zahlreiche Volksmenge war Zeuge der, bestehenden Regulativen gemäß, feierlich einfachen Beisetzung der Leiche in der kaiserlichen Familiengruft bei den Kapuzinern am Neumarkt. Es war ein rührender Anblick, der in einem besonders gebauten, rings mit Glasfenstern versehenen, vergoldeten und in hellen Farben prangenden Leichenwagen dahin schwankende Sarg der fürstlichen Jungfrau in seiner roth und weiß sammtenen Hülle. Sechs milchweiße, prächtig aufgezäumte Schimmel bildeten das zum Ganzen ungemein gut passende Gespann. Dieses Ereigniß gebot allen Carnevalsfestlichkeiten des Hofes Halt.

Das bereits erschienene Programm des hiesigen Kunstvereins verkündet die Eröffnung der Kunstausstellung am 25sten April und eine Dauer derselben bis beiläufig Ende Junis. Nach den in den hiesigen Journalen von Zeit zu Zeit enthaltenen Notizen über rege Thätigkeit in den Ateliers der Wiener Maler dürfte die Ausstellung wenigstens quantitativ reich ausfallen; auf großartige Schöpfungen möchte jedoch schwerlich zu rechnen seyn. Ueberdieß sind die Bilder Gallaits und de Biefves noch so frisch im Gedächtnisse, daß kaum eine andere Kunsterscheinung so bald im Stande seyn wird, diesen Eindruck in den Hintergrund zu drängen oder zu verwischen.

Der Geburtstagsfeier Grillparzers war schnell eine zweite ähnliche gefolgt: das fünfzigste Geburtsfest M. G. Saphirs. Es sollte mich wundern, wenn eine in vieler Hinsicht so merkwürdige Persönlichkeit, wie Saphir, nicht Bedacht darauf nähme, der Welt Denkwürdigkeiten zu schenken. Hat er doch ein so reich bewegtes literarisches Leben gelebt. Wie begierig hat man nicht Holteis „vierzig Jahre" aufgenommen! Ein Kreis von Schriftstellern, Dichtern und Künstlern hatte sich am Festabend um den Jubilar versammelt, so daß wohl die meisten der neun Musen ihre Vertreter haben mochten. Es ist erfreulich, bei solchen Gelegenheiten zu sehen, welche Anzahl und Fülle von geistigen und Kunstkräften Wien besizt; wie Schade, daß ein alle gleich anziehender Mittelpunkt fehlt, durch welchen bei aller Mannigfaltigkeit dennoch Einheit im Wollen und Bewußtseyn hergestellt wäre. Es versteht sich von selbst, daß Toaste, Impromptüs, Gedichte und Vorlesungen mit einander wechselten und den Festabend zu einem poetischen Wettspiele umwandelten. Besonders fesselte eine humoristische Vorlesung Saphirs selbst, worin er sich selber zum Gegenstand genommen, eine humoristische Biographie. Ueberdieß soll sein immer schlagfertiger und nie um Bonmots verlegener Witz manche Leuchtkugel haben aufsteigen lassen. Saphir steht geistig und körperlich noch in rüstiger Mannes-kraft da. Wie man vernimmt, soll er die Absicht hegen, Wien mit einer norddeutschen Stadt zu vertauschen; durch seinen Abschied würde hier eine merkbare Lücke entstehen.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 9.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 9.

Sonnabend, 9. März 1844.

Dritte Auflage von Schwerz Ackerbau.

Bei dem kürzlich erfolgten Hinscheiden des berühmten Veteranen der Landwirthschaft, erlauben wir uns auf folgendes Werk, dessen ächt klassischer Werth längst allgemein anerkannt ist, wiederholt aufmerksam zu machen:

Anleitung
zum
praktischen Ackerbau
von
Joh. Nep. von Schwerz.

Drei Bände.

Mit 15 lithographirten Tafeln.

Dritte, mit dem Bildniß des Verfassers geschmückte Auflage.

Preis 10 fl. oder 6 Rthlr.

Der dritte Band führt den besondern Titel:

Unterricht
für
Anfänger in der Landwirthschaft
oder
Natur, Wahl und Werth aller bekannten Feldsysteme oder Fruchtfolgen.

Es ist gewiß überflüssig, bei der dritten Auflage dieser Schrift sich über ihren Inhalt und ihren Werth zu verbreiten, da diese jedem gebildeten Landwirthe Deutschlands bereits bekannt sind. Auch außerhalb der Grenzen unseres Vaterlandes findet sie immer mehr Anerkennung. Besonders hat der dritte Band, welcher die Feldsysteme oder Fruchtfolgen umfaßt, die wichtige Materie auf eine bis jetzt unübertroffene Weise erschöpft und sich daher des allgemeinsten Beifalls zu erfreuen; im Jahr 1831 erschien zu Metz eine von C. und F. Villeroy unternommene Uebersetzung desselben ins Französische und im Jahr 1834 veranstaltete die Petersburger Landwirthschaftsgesellschaft eine Uebertragung in die russische Sprache.

Obgleich diese dritte Auflage die früheren an typographischer Ausstattung übertrifft, so haben wir doch, um die Anschaffung dieses vortrefflichen Werkes mehr und mehr zu erleichtern, eine abermalige Preisermäßigung eintreten lassen.

Stuttgart und Tübingen, Febr. 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[130] In unterzeichnetem Verlage erscheinen demnächst:

Friedrich Hölderlin's Schriften.

Gesammelt und herausgegeben
von
Christoph Theodor Schwab.

Der Herausgeber, dem das Publikum auch die niedliche Miniatur-Ausgabe der Gedichte Hölderlin's vom J. 1843 verdankt, hat nicht nur die Poesien dieses großen vaterländischen Dichters zu seinem anhaltenden Studium gemacht, sondern auch das persönliche Wohlwollen und Vertrauen desselben in den letzten Jahren seines traurigen Daseyns genossen. Je unglücklicher das Schicksal Hölderlin's war, das ihm nicht vergönnte in Ruhe zu vollenden, was er angefangen hatte, um so mehr war es Pflicht, das, was aus dem großen Schiffbruch übrig geblieben, wiederholt genau zu erforschen und das Gediegene und Fertige, was sich darunter befand, zur Oeffentlichkeit zu

bringen. Die Frucht dieser Bemühungen sind mehrere erst jetzt entzifferte vollendete lyrische Gedichte und Erweiterungen des Fragments Empedokles, welche hier zum erstenmal erscheinen. Außerdem möchte es von hohem Interesse seyn, den Lebensgang des Dichters von seiner ersten Entwicklung an zu verfolgen. Der erste Band wird enthalten: die Gedichte und zwar vermehrt; Empedokles, dramatisches Fragment, gleichmals vermehrt; Hyperion. Der zweite nachfolgende Band aber wird nach vorangeschickter biographischer Einleitung die Jugendgedichte Hölderlin's, so wie Proben seiner Dichtung aus der Zeit seines Wahnsinns, und Briefe des Dichters, aus denen sich eine fortlaufende Geschichte seines äußern und inneren Lebens ergibt, enthalten. So wird also der erste Theil des Werkes seine dem größeren Theil nach schon bekannten Produkte, die Gedichte und den Hyperion mittheilen, der zweite aber uns die bis jetzt noch unbekannten Schätze seines Briefwechsels eröffnen und uns wenigstens in die Werkstatt dieses hohen, leider nicht zur völligen Ausbreitung seines Wesens durchgedrungenen Genius führen, dem das Schicksal die vielen goldenen Pfeile, die ihm noch vom Bogen rauschen sollten, vor der Zeit geraubt hat.

Der erste Band wird zur Ostermesse erscheinen, der zweite im Laufe des Sommers.

Stuttgart und Tübingen, Febr. 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Galerie

zu

Goethe's sämmtlichen Werken.

Neueste Taschen-Ausgabe in 40 Bänden.

Nach Zeichnungen von **W. Kaulbach** und seinen Schülern,

in Stahl gestochen von

Steifensand, Weber, Enzing-Müller, Hoffmann u. A.

40 Blätter in 8 Lieferungen. Preis 5 fl. 20 kr. oder 3 Rthlr. 8 gGr.

Inhalt:

I. Lfg. Elegien. — Faust. — Götz von Berlichingen. — Wilhelm Meister. — Reineke Fuchs.

II. Lfg. Faust, 2tes Blatt. — Egmont. — Legende. — Clavigo. — Wahlverwandtschaften.

III. Lfg. Reineke Fuchs, 2tes Blatt. — Hermann und Dorothea. — Faust, 2ter Theil. — Künstlers Erdenwallen. — Die Braut von Korinth.

IV. Lfg. Goethe, Titelblatt zum ersten Band. — Der Fischer. — Die Aufgeregten. — Dr. Barth und die Evangelisten. — Wahrheit und Dichtung.

V. Lfg. Iphigenia. — Wilhelm Meisters Wanderjahre. — Pater Brey. — Westöstlicher Divan. — Scherz, List und Rache.

VI. Lfg. Tancred. — Werthers Leiden. — Egmont, 2tes Blatt. — Blinde Kuh. — Jery und Bätely.

VII. Lfg. Italienische Reise. — Prometheus. — Satyrus. — Heiden-Röslein. — Wer kauft Liebesgötter?

VIII. Lfg. Aus meinem Leben. — Torquato Tasso. — Der Bürger-General. — Benvenuto Cellini. — Stella.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[129] Das unter Direktion des *G. M. D. Mendelssohn-Bartholdy* mit allgemeinstem Beifall des Publikums und der Kritik aufgeführte

1ste Concerto für Piano von Taubert

Op. 18 mit Orchestre 3⅓ Rthlr., mit Quatuor 2⅓ Rthlr. ist in unserm Verlag erschienen, daraus einzeln auf vielseitiges Verlangen das schöne Andante pour Piano seul. ⅔ Rthlr.

Taubert's allbeliebte Pianostücke: Bacchanale, La Campanella, La Nayade sind im vierhändigen Pianoarrangement erschienen.

Durch alle Musik- u. Buchhandlungen zu beziehen.

Berlin, *Schlesinger*'sche Buch- u. Musikhandlung.

[125] **Interessante Neuigkeit!**

So eben erscheint in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu haben:

Irland.

Von

J. Venedey.

Zwei Theile.

Gr. 12. Geh. 4 Thlr.

Leipzig, im Febr. 1844.

F. A. Brockhaus.

[118] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das nationale System
der
politischen Oekonomie.

Von

Dr. Friedrich List.

Erster Band.

Der internationale Handel, die Handelspolitik
und
der deutsche Zollverein.

Neue unveränderte (3te) Auflage.

Et la patrie et l'humanité.

gr. 8. broch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Inhaltsanzeige.

Vorrede. Einleitung.

Erstes Buch. Geschichte. — Die Italiener. — Die Hansen. — Die Niederländer. — Die Engländer. — Die Spanier und Portugiesen. — Die Franzosen. — Die Deutschen. — Die Russen. — Die Nordamerikaner. — Die Lehren der Geschichte überhaupt.

Zweites Buch. Theorie. — Die politische und die cosmopolitische Oekonomie. — Die Theorie der produktiven Kräfte und die Theorie der Werthe. — Die nationale Theilung der Geschäftsoperationen und die Conföderation der Nationalproduktivkräfte. — Die Privatökonomie und die Nationalökonomie. — Nationalität und die Oekonomie der Nation. — Volks- und Staatswirthschaft, politische und Nationalökonomie. — Die Manufakturkraft und die persönlichen socialen und politischen Produktivkräfte. — Die Manufakturkraft und die natürlichen Produktivkräfte. — Die Manufakturkraft und die Instrumentalkräfte (materiellen Kapitale). — Die Manufakturkraft und das Agrikulturinteresse. — Die Manufakturkraft und der Handel. — Die Manufakturkraft und die Schifffahrt, die Seemacht und die Colonisation. — Die Manufakturkraft und die Cirkulationsinstrumente. — Die Manufakturkraft und das Prinzip der Stetigkeit und Werkfortsetzung. — Die Manufakturkraft und die Reizmittel zur Produktion und Consumtion. — Die Douane als Hauptmittel zu Pflanzung und Beschützung der innern Manufakturkraft. — Die Douane und die herrschende Schule.

Drittes Buch. Die Systeme. — Die italienischen Nationalökonomen. — Das Industriesystem (von der Schule fälschlich Merkantilsystem genannt). — Das physiokratische oder Agrikultursystem. — Das Tauschwerthsystem (von der Schule fälschlich Industriesystem genannt). — Adam Smith. — J. B. Say und seine Schule.

Viertes Buch. Die Politik. — Die Insularsuprematie und die Continentalmächte. — Nordamerika und Frankreich. — Die Insular-Suprematie und die deutsche Handelsunion. — Die Continentalpolitik. — Die Oekonomie der deutschen Nation. — Nachtrag.

Stuttgart und Tübingen, Febr. 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Vorhalle zur
Griechischen Geschichte und Mythologie,
von

Johann Uschold,

Prof. am königl. bayrischen Gymnasium zu Straubing.

Zwei Theile.

gr. 8. Preis 6 fl. 42 kr. oder 4 Rthlr. 4 gGr.

Der Verfasser dieser Schrift hat durch seine Geschichte des trojanischen Krieges bereits bewiesen, wie sehr er mit dem griechischen Alterthume vertraut ist. Während er sich aber in jener Schrift auf den gefeierten Krieg und die zunächst mit demselben in Verbindung stehenden Stoffe beschränkte, verbreitet er sich in dieser Vorhalle über alle jene dunkeln Sagen, welche bisher wenig beachtet wurden, mit einer solchen Gründlichkeit, daß dieselben dadurch nicht blos ihre volle Bedeutung bekommen, sondern überhaupt die ganze Urgeschichte und Mythologie der Griechen neues Licht und eine sichere Grundlage gewinnt. Daher zweifeln wir nicht, daß dieses Werk zur Lösung vieler bisher streitigen Punkte wesentlich beitragen und bei der einfachen Darstellung des Verfassers und dem hohen Interesse des Gegenstandes allen Freunden der Literatur, besonders jener des classischen Alterthums, eben so viel Vergnügen gewähren dürfte, als den Gelehrten vom Fache.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[122] **Binnen 14 Tagen eine neue Auflage.**

So eben erscheint die

2te Auflage

Ainsworths Geheimnisse von London.

Mit Bildern 1s Bdchn. 5 gGr.

Leipzig.

C. Berger's Buchhandlung.

---

[85] In Unterzeichnetem ist erschienen:

Handbuch

des

württembergischen Privatrechts,

von

Dr. J. Weishaar.

Dritte umgearbeitete Auflage.

Dieses Werk, für den deutschen Juristen unentbehrlich, empfiehlt sich Jedem, der sich für die Fortschritte der gesellschaftlichen Ordnung interessirt. Der Verfasser seiner Zeit eben so hochgeachtet als Gelehrter, wie als Mitbegründer der Verfassung seines Vaterlandes berühmt, hat seine Aufgabe aufs glücklichste gelöst, nicht allein durch die Klarheit der Darstellung, sondern auch durch die geistvollste Behandlungsweise, vermöge welcher allenthalben auf das Allgemeine und Praktische hingewiesen und jedem wichtigeren Gesetze seine geschichtliche Entwicklung beigegeben wurde.

Da seit neuerer Zeit mehrere Werke, welche diese Materie behandeln, erschienen sind, so ist der frühere Preis von 11 fl. 15 kr. auf 4 fl. 30 kr. herabgesetzt worden. Alle Sortimentshandlungen nehmen Bestellungen an, und werden in Stand gesetzt, dieses Buch für den genannten Preis zu liefern.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Memminger's

Beschreibung von Württemberg.

In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

J. D. G. v. Memmingers

Beschreibung von Württemberg.

Dritte, gänzlich umgearbeitete und stark vermehrte Auflage.

Herausgegeben von dem

K. statistisch-topographischen Bureau.

gr. 8. broch. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 12 Gr. und mit einer Karte des Landes 5 fl. oder 3 Rthlr. 4 Gr.

Inhalt:

Geschichte: Vorwürttembergische Zeit. Die Grafschaft Württemberg. Das Herzogthum. Das Königreich. — Landeskunde: Geographische Verhältnisse. Natürliche Beschaffenheit. Gebirge und Thäler. Gewässer und Seen. Geognostische Verhältnisse. Boden. Klima. Fruchtbarkeit. — Natürliche Erzeugnisse: Mineralreich, Pflanzenreich, Thierreich. — Volkskunde: Einwohner. Wohnplätze. Nahrungsstand. Landbau. Kunst und Gewerbfleiß. Handel. Münze, Maaß und Gewicht. Volksvermögen. Volks-Einkommen. — Staatskunde: Verfassung. Standesverhältnisse. Verzeichniß der Standesherren, der Ritterschaft. Bürgerstand. Staatsdienstverhältnisse. Regierung. Der König. Hofstaat. Orden. Geheime-Kanzlei. Geheimerath. Staatsverwaltung. Auswärtige Verhältnisse, innere. Kirchen- und Schulwesen. Gemeindeverwaltung. Oberamtsverwaltung. Kreisverwaltung. Centralverwaltung. Allgemeine Anstalten. Wohlthätigkeitsverein. Sparkasse. Evangelisches adeliges Fräuleinstift. Waisenhäuser. Evangelische Kirche. Katholische Kirche. Israelitische Kirche. Volksunterricht. Anstalten für höhere und gelehrte Bildung. Kriegswesen. Finanzverwaltung. Ausgaben. Einnahmen. Hauptfinanz-Etat. — Ortsbeschreibung: Neckarkreis. Schwarzwaldkreis. Donaukreis. Jagstkreis. Höhenverzeichniß. Gefälle der Flüsse Württembergs. Wassermenge derselben. Tabellen über Einwohner, Orte und Gebäude, über Grundeigenthum und Viehstand.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[124] Bei uns ist erschienen:

Gedichte

von

Hoffmann von Fallersleben.

gr. 12. broch. Preis 2 Thlr.

Leipzig, den 22. Febr. 1844.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Handbuch und Wegweiser

für

Auswanderer

nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika

enthaltend

die für sie wissenswerthesten Gesetze, Sitten und Gebräuche. Rathschläge und Warnungen gegen Uebervortheilung. Beschreibung der für sie geeignetsten Landstriche. Rathschläge in Bezug auf Gesundheit, Klima und Boden. Reiserouten. Entfernungen der vorzüglichsten Plätze von den Hauptstädten der Staaten und von Washington. Straßen, Kanäle und Eisenbahnen. Bevölkerung, Produkte, Klima und Boden einzelner Staaten, nebst einer umständlichen Beschreibung aller in den Staaten Ohio, Michigan, Indiana, Illinois und Missouri und in den Territorien Wisconsin und Iowa gelegenen Grafschaften, einem statistischen Anhang und einer illuminirten Karte.

Von

Francis J. Grund.

8. Velinp. broch. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 6 gGr.

Das Bedürfniß eines Buches, welches den Auswanderern ausführliche Belehrung über jene Dinge und Verhältnisse von Amerika gibt, welche sie vor Allem zu wissen nöthig haben, und die sie zugleich gegen Uebervortheilung, Fehlgriffe im Ankauf von Ländereien und Verluste aus Unkenntniß der Gesetze, Sitten und Gebräuche sicher stellen, ist schon lange in Deutschland gefühlt worden. Obige Schrift soll diesem Mangel abhelfen. Der Herr Verfasser hat während eines siebenzehnjährigen Aufenthalts in den Vereinigten Staaten und in den verschiedensten Stellungen, die ihn mit allen Klassen der Gesellschaft in die intimste Berührung brachten, vielleicht mehr wie jeder andere Einheimische oder Fremde Gelegenheit gehabt, die amerikanischen Zustände und die Stellung der eingewanderten Deutschen nach allen Richtungen hin kennen zu lernen, und hält es daher für seine Pflicht, das Ergebniß seiner Erfahrungen seinen Brüdern im deutschen Vaterlande mitzutheilen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 61.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 11. März 1844.

Sie ſprach zu ihm, ſie ſang zu ihm,
Da war's um ihn geſchehn:
Halb zog ſie ihn, halb ſank er hin,
Und ward nicht mehr geſehn.

Goethe.

Das Seeweib.

Aus dem Schwediſchen nach Atterbom. *

Ueberſetzt von T. Homberg.

Der Mond ſteigt bleich aus der See über'n Strand;
Der Jüngling zeichnet dort Runen im Sand.
Und wie er zeichnet, im Runenkreis, fürwahr!
Ein Seeweib ſtehet, mit triefendem Haar.

Es hüllt ein Gewand von Perlen ſie ein,
Wie Waſſer und Luft ſo klar und ſo rein;
Den grünen Schleier erhebt ihre Hand
Von blauer Augen ſchmachtendem Brand.

Und als mit den Augen ſie auf ihn ſchaut,
Da iſt's wie ein Abgrund, vor dem ihm graut,
Dem Himmel wie Tod in der Tiefe ruht; —
Es kühlt ihn wie Eis, es brennt ihn wie Glut.

Sie lächelt ſo freundlich, ſie flüſtert ſo ſchön:
„Und willſt du der Runen Räthſel verſtehn,
So folg' mir, mein Haus iſt der Räthſel Nacht,
Dir öffn' ich die Pforten und geb' dir die Macht."

„„Wo liegt deine Wohnung, du ſüßeſte Maid?""
„Auf ſchönem Korallenriff, nicht gar weit;
Ein fließendes Schloß von Glas und Gold,
Empfängt den Freund, der mir lieb und hold."

Der Jüngling ſäumt noch am Meeresſtrand;
Schön Jungfrau faßt ſeine zitternde Hand:
„Du Jüngling ſo kühn, was zitterſt du doch?"
„„Mich ſchrecken die brauſenden Wogen noch.""

„Die ſchaukelnden Glasberg', die laß du gehn;
Ich geb' dir 'nen Ring, drauf Swall-Runen * ſtehn,
Ich geb' dir 'ne Necklilien-Krone ** ſo fein,
Ich geb' dir 'ne Harfe von Menſchengebein."

* Dieſes Gedicht iſt freilich eine Variation von Goethes Fiſcher, oder von der dieſem herrlichen Gedicht zu Grund liegenden Sage; aber es iſt intereſſant zu ſehen, wie ſich dieß Thema im nordiſchen Coſtüm, in der Bearbeitung eines namhaften Dichters, ausnimmt.

* Swall heißt der Schwall, die heftige Bewegung des Waſſers, das Brauſen, Toben der Wogen. Unter Swall-Runor verſtand man daher ſolche Runen, welche die Kraft beſaßen, das wilde, empörte Element wieder zur Ruhe zu bringen. D. Ueberſ.

** Necklilſan, die größte Blume Skandinaviens und eine der ſymboliſchen der Erde, eine Schweſter der Lotusblume

Die brauſende Brandung am Felſen tobt:
„„Was wird mir denn, folg' ich, noch mehr gelobt?““
„Nie welkende Jugend und Glück zumal,
Das Seeweib zum holdeſten Ehgemahl.“

„„Doch was ſagen Vater und Mutter traut,
Und Gott, der oben vom Himmel ſchaut?““
„Die Beiden, die nahm der Tod ja fort;
Der Dritte, der redet nicht manches Wort.“

Schön Seeweib tanzet auf Perlenſand,
Es klinget die Harfe in ſchwingender Hand,
Vom Buſen, ſo weiß wie zwei Schwäne hold,
Das leichte Gewebe hinunter rollt.

„Komm', Jüngling, und folg' mir zum Meere mein,
Zur Spiegelburg in dem Korallenhain!
Die blutigen Bäume mit purpurnem Dach,
Sie bilden und ſchmücken mein fließend Gemach.“

„Und biſt du ein Ritter, ein Grafenſohn gar,
Von Adel iſt auch meine Mutter fürwahr!
Auf Erden gehört' ſie zum Nornengeſchlecht,
Jezt übt ſie im Reiche der Wunder ihr Recht.“

„Von tauſenden Schweſtern die Schönſte ich bin,
Und wem ich den Zepter von Bernſtein hin
Zum Eigenthum geb', ſie Gehorſam er lehrt,
Mich bannt er zu thun, was ſein Wunſch nur begehrt.“

„„Mir däucht, ich höre Poſaunenklang!““
„Es iſt meiner Schweſtern ferner Geſang;
Der ewigen Tiefe, wohin es dich zieht,
Entſteigen nur mächtige Töne im Lied.“

„„Der Erd' und dem Himmel entſag' ich für dich, —
Betrügſt du auch, Tochter des Meeres, mich!““
„Entſagſt du der Erd' und dem Himmel für mich,
So führ' zu den uralten Göttern ich dich.“

Klein Sternlein erſchimmern bei dieſem Wort,
Wie Weihnachtslichtchen am heiligen Ort;
Er ſeufzet, doch lockt ſie den Eid ihm ab —
Er ſinkt in des Seeweibs Umarmung hinab.

Ein plözlicher Schauder durchrieſelt ſein Blut;
„Nun biſt du auf immer mein köſtlichſtes Gut!“
So ruft ſtolz Seeweib und führt an der Hand
Den bleichen Jüngling durch Perlenſand.

Die brauſenden Wogen, ſie gehn ſo hoch:
„„Wie wechſelſt die Farbe ſo ſeltſam du doch?
Und Himmel! was ſoll dir der Schuppenſchwanz?““
„O Jüngling, ihn brauch' ich zum Seejungferntanz!“

Die Hügel erglänzen im Mitternachtslicht:
„S'iſt Zeit! s'iſt Zeit! laß ſäumen uns nicht!“
„„O rettet mich, Runen!““ — „Ja, ruf ſie nur an! —
Du lernteſt von heidniſchen Männern den Bann!“

Sie ſchlägt mit dem Zepter das wilde Meer;
Es ſpaltet und theilt ſich und donnert umher.
Den Jüngling am Buſen, ſo ſinkt ſie hinab,
Und brauſende Wogen bedecken das Grab.

Wenn Nachts bei der Eiche im Mondenglanz
Die niedlichen Elfen ſich ſchwingen im Tanz,
Dann ſingt er, wie Necken, * vom Strande nicht weit,
Des neuen Lebens Freuden und Leid.

---

und ein Sinnbild der Erhebung der Seele aus Finſterniß zum Lichte. Sie war dem Necken heilig, daher Neckblüjan, die Lilie des Necken. — Lezterer ward als ein See- und Flußgeiſt verehrt, der in der Tiefe der Gewäſſer wohnte und ein Meiſter im Geſang und Harfenſpiel war. In ſtillen Sommernächten ſtieg er empor und ſaß, meiſt in Geſtalt eines ſchönen Jünglings, die goldene Harfe im Arme, auf dem Waſſer. Nach dem Volksglauben übte ſein Geſang einen unwiderſtehlichen Zauber über die Natur und den Menſchen aus, hatte aber einen wehmüthig klagenden Charakter, weil er, eines der Urweſen der nordiſchen Mythe, aber von ſpätern Mächten beſiegt und in ſein Element gebannt, ſehnſüchtig der Erlöſung harrt, die auch ihm der jüngſte Tag bringen ſoll.
D. Ueberſ.

* Man ſehe die lezte Note.

Paul.

(Fortſezung.)

Der Diener hinter dem Stuhl des Generals trat vor und meldete, daß der Sergeant Lebrecht im Vorzimmer warte. Sogleich wurde der Befehl ertheilt, ihn herein zu laſſen. Es trat eine ziemlich unſcheinbare Figur in's Zimmer, die eine buntſcheckige Kleidung trug, halb Livree und halb Uniform, geziert mit dem eiſernen Kreuz, das an einem langen Bande faſt auf die Mitte des Leibes hinabhing. Das Geſicht des Alten zeigte auf den erſten Anblick einen Ausdruck von faſt an Blödſinn grenzender Dummheit; ſeine Augen waren weit aufgeriſſen und gläſern, ſeine Naſe roth, geſchwollen und triefend. Betrachtete man jedoch genauer dieſe nichts weniger als anmuthigen Züge, ſo leuchtete etwas von

Spott und Geist darüber hin, etwa wie ein trübes Irrlichtfeuer über einen Sumpf. Er sah mit seinen glotzenden Augen die Tischgesellschaft an und blieb dann, die Blicke gesenkt, an der Thüre stehen. Während dieses kurzen Blicks hatte er bemerkt, daß zwei Personen seine Gegenwart sehr zuwider war, dem Adjutanten und der Madame Babet. Den erstern empörte es, daß, während er über die bedeutendsten Gegenstände auf die bedeutendste Weise sprach und sich dabei auf ungewöhnliche Weise erhizte, man einen gemeinen Spaßmacher einließ, der gleichsam bestimmt schien, ihn abzulösen; der Frau Babet war der alte Invalide zuwider, weil der Abhub der Speisen, über den sie bereits anderweitig verfügt hatte, jezt diesem ungebetenen Gaste zufiel. Aber der General machte das Uebelwollen der Andern gut, indem er seinen Liebling mit besonderer Gnade und Freundlichkeit empfing.

„Nun, Lebrecht," rief er, „was gibts Neues?" — „Excellenz, dießmal wieder nichts," entgegnete der Alte, indem er sich bemühte, über die großen, starren, runden Augen die Augenlieder zu schließen. — „Hast du nicht wieder etwas geträumt?" fragte der General, und sich zu Paul wendend, sezte er hinzu: „Er hat so merkwürdige Träume! höchst merkwürdige Träume! Hören Sie nur." — „Excellenz, mir träumte, wir bekämen Krieg." — „Ei, mit wem?" — „Mit den Chinesen, und zwar wegen der Spitzen auf den Helmen; sie meinten, das wäre eine chinesische Erfindung und dürfte auch nur in China vorkommen; eben so die Bärte. Die Unsrigen stürmten im Traum die große chinesische Mauer, fingen richtig den Großkaiser von China und brachten ihn hieher nach Berlin, wo wir ihn in der Kleinkinderbewahranstalt festsezten. Ich wollte noch weiter träumen, aber die Censur verbot es."

Der General lachte und forderte den Alten zu immer neuen Späßen auf. Der Adjutant sprach kein Wort mehr, seitdem der Invalide eingetreten war. Die Mittagstafel wurde aufgehoben; der General stellte sich an's Fenster, schürfte den Kaffee, ließ Lebrecht in seine Nähe treten und ergözte sich an den Bemerkungen, die dieser leise und immer in seiner trockenen Weise über die Vorübergehenden machte. Der Adjutant sprach einige Worte mit Frau Babet und beurlaubte sich dann. Auch Paul und sein Freund wollten gehen, als das Kammermädchen auf der Treppe sie auffing und sie zur gnädigen Frau hinauf beschied. — „Gib Acht," murmelte Emil, „meine Tante schlägt das Gewissen und sie will jezt Alles bei mir wieder gut machen; aber du sollst sehen, wie ich sie behandle. Den Frauen darf man nichts hingehen lassen."

Sie traten ein. Die Generalin, eine schöne, wohlbeleibte Dame von dreißig Jahren lag auf einer Couchette, die in eine dunkle Ecke des Zimmers gerückt war. Um sie herum saßen drei Damen, von demselben Alter ungefähr, mit Tapisseriearbeit beschäftigt. Das Zimmer war mit Eleganz und Bequemlichkeit eingerichtet, weiche Teppiche bedeckten den Fußboden. Als die beiden Jünglinge eintraten, bellte das Hündchen der Dame, wurde aber bald zum Schweigen gebracht. Emil stellte seinen Kameraden vor, und die Damen begannen sogleich eine Menge Fragen an ihn zu richten. Paul, der nicht wußte, welcher er zuerst antworten sollte, antwortete Keiner, bis endlich Alle schwiegen und die Generalin ihn fragte, wie es ihm in Berlin gefalle. Paul antwortete hierauf freimüthig; er tadelte Alles, aber heiter und muthwillig, und diese Art schien den Damen sehr zu gefallen. Sie lachten und forderten ihn immer von Neuem auf, zu sagen, was ihm mißfalle, oder was er thöricht und lächerlich finde.

Paul blickte während einer Pause des Gesprächs auf eine Guitarre, die über einem kleinen Notenpult hing; sogleich fragte ihn die Generalin, ob er das Instrument spiele. „Nein," erwiderte er, „aber ich möchte es." — „So will ich Ihre Lehrmeisterin seyn. Zeigen Sie mir Ihre Hände her; ich will sehen, ob es solche sind, mit denen man das Instrument überhaupt spielen kann." Paul wies seine Hände; sie waren durchaus nicht klein, auch nicht weiß und geschont, denn unser Freund hatte bis jezt als ein halber Bauer gelebt, aber sie waren doch zierlich gebaut. Die schöne Frau behielt sie lang in den ihrigen, unter dem Vorwand, sie zu prüfen, dann gab sie sie frei und sagte lächelnd, indem sie sich in ihre Sophakissen zurückwarf: „Auf diese Hände hin will ich's wagen." Paul mußte jezt seine Hände allen übrigen Damen zeigen, und die Eine hatte dieß, die Andere jenes an ihnen auszusetzen. Als Paul aufsah, trafen seine Blicke auf die der Generalin, die sie aufmerksam und ohne die mindeste Befangenheit auf ihm ruhen ließ. Es war eine außerordentliche Sicherheit in den Mienen, Worten und Bewegungen dieser großen, schönen Frau.

Nach einer Weile empfahlen sich die Freunde und die Generalin machte Paul bekannt, um welche Zeit er wieder kommen dürfe. Unser Held war entzückt, die Schönheit der jungen Frau, die Aufmerksamkeit, die sie ihm bewiesen hatte und ein Umstand, der sich ihm nicht als der lezte aufdrängte, die hübschen kleinen Hände, die er geprüft hatte, während sie die seinigen prüfte — Alles das erweckte in ihm ein neues Gefühl von weltlichen höhern und begeisternden Verhältnissen, als er sie bis jezt zu kosten Gelegenheit gehabt. Er verbarg jedoch seine Freude dem armen Emil, den seine Tante heute arg mißhandelt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Mainz, Februar.

Großes Carnevalsfest.

Wir haben so eben einen interessanten Carneval verlebt, den siebenten der neuen Aera, der vielleicht alle frühern an Heiterkeit übertraf. Mit jedem Jahr wird unser Fasching mehr ein Volksfest, und wollte man, wie in mehreren andern Rheinstädten, versuchen, denselben aus der Reihe der Volksvergnügungen zu verbannen, so würde man dem hiesigen Volksleben einen Todesstoß versetzen. Er hat bereits zu tiefe Wurzeln bei uns geschlagen, man fühlt das Bedürfniß dieser jährlichen Auffrischung des Volkshumors, und es sind auch zu viele Besonderinteressen daran geknüpft, als daß man eine so unschuldige Lustbarkeit ohne Gefahr aufheben könnte. — Die Vorbereitungen zum Feste beginnen bei uns gleich nach Neujahr mit den großen und heitern Versammlungen des Carnevalvereins; in öffentlichen Vorträgen werden hier die lokalen und allgemeinen Vorgänge und Zustände, welche die Zeit bietet, auf harmlose Weise mit Witz und Humor besprochen; ebenso werden in diesen Versammlungen die Veranstaltungen zu den drei Faschingstagen berathen. Sind sechs solcher Versammlungen vorüber, dann ist der Fasching da, der Narrenkönig kann seinen Thron aufschlagen, er findet seine Jünger vorbereitet. — Der Faschingsonntag begann auch dieses Jahr wieder mit den militärischen Manövers der Narrengarde, welche sich in diesem Jahr verjüngt und verschönert hatte. Auf dem Gutenbergsplatze stand das große Feldlager, und der Mittelpunkt desselben war wieder das närrische classische Wachthäuschen, das einige Abtheilungen der Narrengarde mit großer Gewissenhaftigkeit bewachten, damit es in diesen kriegerischen Stürmen nicht etwa von einem übelwollenden Zephyr davongetragen werde. Die größten Heldenthaten wurden hier bei Kaffee und Champagner verübt; alles zeigte den höchsten Muth, den größten Diensteifer. Während aber die Ranzengarde hier im Schweiße ihres Angesichts im Dienste des Kriegs- und Weingottes, ihre Lorbeeren erwarb, schmückte sich zu Hause die Nachkommenschaft der Großmutter des Prinzen Carnevals, ein neues Heldengeschlecht, aussehend wie Milch und Blut, um ebenfalls Parade auf dem Gutenbergsplatz zu machen, und wo möglich einige Zweiglein von den Lorbeeren der Ranzengarde um ihre jugendlichen, fürstlichen Häupter zu flechten. Diese fürstlichen Marssöhne kamen auch bald auf stolzen Arabern herangesaust. Aber was will das junge Blut neben den Helden von Marengo-Krähwinkel? Sie nahmen sich aus, wie die heutigen französischen Kriegssöhne neben den Grenadieren der Kaiserzeit; ihr einziger Vorzug ihre fürstliche Abstammung, und deßhalb ließen sich auch die Ranzengarden diese Rivale gefallen und theilten mit ihnen den Ruhm des Tages. — Nach diesen Manövers begann die Narrenvorstellung im Theater. Es wurde dießmal ein Preis-Narrenlustspiel gegeben, genannt „Carnevals Triumph," und von einem jungen Mann aus dem Handwerkerstande verfaßt. Dieses Stück hat den Sieg über zehn andere davon getragen, die vielleicht von gewiegten Schriftstellern herrührten, denen aber der Witz unseres Handwerkerpoeten abging. Der Sieger in diesem Wettkampf ist freilich ein Naturalist, aber sein Versuch zeugt von nicht unbedeutendem Talent, und wie so viele deutsche Städte ihre Naturdichter aus dem Handwerkerstande besitzen, so hat Mainz nun auch seinen Tapezierer-Poeten. Das aufgeführte Narrenstück ist in der Anlage vortrefflich; es spielt im Olymp und in der Türkei; das Ganze ist ein Versuch des Prinzen Carneval, die alten Götter für die Narrheit zu gewinnen, und der Versuch gelingt. Das Stück ist reich an Lokalwitzen und geißelt allgemeine Zustände mit vielem Geschick. Diese Narrenvorstellung erregte beispiellosen Enthusiasmus und mußte am dritten Faschingstage wiederholt werden. Sodann hatte sich unsere lustige Bevölkerung an diesem Tage noch an der großen Kappenfahrt zu ergötzen. Sie begann, sobald der letzte Toast beim Narrenfestmahl verklungen war. Dieser Moment des Carnevals gilt bei Vielen für einen der interessantesten im Fasching. In zahllosen Wagen sitzen die buntbekappten und besternten Narren, versehen mit den Emblemen der Kindheit und der Narrheit, mit Rasseln und Pfeifchen und Trommeln; die großen Kinder machen einen furchtbaren Spektakel und ziehen im Triumphe der neuen Anlage zu, um dem alten Rhein ihre kindlichen Grüße zu bringen. Außerhalb der Barrière wird der Humor der Narrenschaar ungezwungener, und der kurze Aufenthalt der Narren an diesem Lustort ist immer höchst ergötzlich. Hier werden einige närrische Reden gehalten und Lieder gesungen, aber die Hauptsache ist die allgemeine Lust, der Rheinwein und der bacchantische Taumel, zu dem die bunte Umgebung einladet. Nach einigen Stunden beginnt der Wagenzug die Heimkehr, erreicht im Fluge die liebe, freundliche Narrenstadt und durcheilt unter lautem Jubel die dichtbevölkerten Hauptstraßen.

Die Blüthe des Faschings, das Faschingsfest im engern Sinn, findet am Montag statt. Da kommt dann zu Tage, was seit Monaten Witziges für die öffentlichen Züge ersonnen worden. Die großen Erwartungen wurden dießmal übertroffen. Sonst pflegt in den Faschingszügen ein abgerundeter Gedanke in närrischen lebenden Bildern verkörpert zu werden, dießmal war es ein Potpourri von Gedanken und das Ganze mehr eine Schilderei, als ein Gemälde. Eben deßhalb war der Zug dießmal auch viel spaßhafter, Hanswurst durfte sich freier bewegen, und er machte von dieser Freiheit den gehörigen Gebrauch. Wir wurden vom Olymp in den Rauchqualm des Hans Dampf, von der Höhe des erfindungsreichen Jahrhunderts mit seiner ewigen Unruhe in die süße, fade Breizeit eines Geschlechts der Schlaraffen versetzt, das einigefriedet lebte in seiner Nüchternheit und Dumtelheit. Dann kam eine Gruppe der Halbgötter, zuerst Liszt, der schwertumgürtete Clavierdämon und Hechingensche Hofrath, die beiden Milanollos, wie sie durch ein reizendes Pizzicato Deutschland kunstverrückt machen, Fanny Elsler, die durch eine Fußbewegung die alte und die neue Welt erobert. Was die Neuzeit darbietet an Schwächen und Eitelkeiten, fand im Zuge wenigstens seine Andeutung. Vorne an war die Anbetung des goldenen Kalbes versinnlicht durch die Repräsentanten der Geldmacht unserer Zeit. Darauf stellten sich unsern Augen dar die hyperstheinischen Verirrungen der modernen Literatur und Poesie, die Manuscripten- und Makulaturfündfluth unserer Tage, die Schreibseligkeit, die Breittretung und Bewässerung des unreifen und unfruchtbaren Talents in allen Zweigen der schönen Literatur. Auch die socialen Lächerlichkeiten durften nicht fehlen, die Frauenemancipationssucht, die lächerliche Scheu vor dem freien Gedanken, die ewige Sehnsucht nach neuen Ideen in einer so materiellen Zeit, die Vereins- und Aktiensucht, die Räthsel der besten Regierungs- und Erziehungskunst u. s. w.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 27.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 62.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 12. März 1844.

— Where is the rascal cook?
How durst you, villains, bring it from the dresser,
And serve it thus to me, that love it not?
And I expressly am forbid to touch it,
For it engenders choler, planteth anger.

Shakespeare

Skizzen aus dem häuslichen Leben der Engländer.

Küchenangelegenheiten.

„Wollen Sie Muttonchops, mein Herr?“ fragte uns der Waiter des Dampfſchiffs, auf dem wir früh Morgens in die Themſe einfuhren, und warf mir einen Fetzen Fleiſch auf den Teller. Ich ſchnitt es an und fand es roth wie Roſen. Meinem nüchternen Gaumen war es unmöglich, dieſe Speiſe hinunterzubringen. — Wir kamen um Mittag in London an, und nachdem uns das Zollhaus freigegeben hatte, eilten wir in ein Kaffeehaus und verlangten hungrig etwas zu eſſen. — „Was wäre Ihnen gefällig, mein Herr? Kann ich Ihnen mit einem hübſchen friſchen Muttonchop dienen?“ — „Könnten wir nicht etwas Anderes bekommen?“ — „Um dieſe Tageszeit haben wir ſonſt nichts fertig.“ — „Nun, ſo geben Sie uns Muttonchops.“ — Unſer Glaube an die Güte des engliſchen Fleiſches war noch jung und unſer Muth, ſelbſt rohen Hammeln und Ochſen gegenüber, noch friſch, und wir ergriffen arglos den Teller, auf dem einige formloſe Maſſen Fleiſch lagen. Wir zerrten die Portion eine Zeitlang auf unſern Tellern herum, bezahlten dann ſo und ſo viel Schillinge und gingen hungrig von dannen.

Ich gelobte, nie wieder Muttonchops anzurühren, und doch, wie oft mußte ich dieß Gelübde ſpäter wieder brechen! Man entflieht ihnen, wenn man ſein Leben lieb hat, ſo wenig als in Deutſchland dem Sauerkohl, in Oeſterreich den gebackenen Hähndeln und in Italien den Macaroni. Muß man ſchnell etwas zum Hungerſtillen haben, etwa kurz vor der Abreiſe auf der Eiſenbahn, ſo bleibt nichts übrig, als ein Muttonchop zu verlangen, das ſofort dem erſten beſten Hammel aus den Lenden geſchnitten und an einer Gabel ein paar Augenblicke vor's Feuer gehalten wird. — Kann man in London auf dem kurzen Speiſezettel, den man in derſelben Woche ſchon zweimal von oben nach unten und von unten nach oben durchgegeſſen hat, gar nichts mehr finden, was durch Neuheit reizt, und fragt man: „Habt ihr denn nicht noch irgend etwas Anderes, als hier auf dem Zettel ſteht?“ ſo heißt es: „Nein, Herr, Sie wünſchten denn ein recht hübſches, ſaftiges —“ — „Halt! ſprich nicht aus, ich weiß was du ſagen willſt.“ Zur Abwechslung bietet man einem wieder Muttonchops an.

Ich reiste ſpäter durch ganz England, durch Schottland, durch Irland, und kam am äußerſten Ende dieſer Inſel auf jenen berühmten Säulendamm, den die Titanen in die See geworfen, den Giantscauſeway. Es war ein furchtbar ſtürmiſcher Schneetag, und nachdem wir uns an der ganzen Küſte tüchtig herumgetummelt, kamen wir

ermattet und hungrig in unſerm Wirthshauſe an. „Tiſcht uns das Beſte auf, was ihr habt. Fragt nicht, was wir wünſchen. Wir überlaſſen die Wahl ganz euch; aber erquickt uns.“ — Wir hoben den Deckel des Gerichtes ab und die zerlappte, zerfezte braunrothe Phyſiognomie einer Muttonchopfratze grinzte uns vom Teller an. — Es ſey in der That das Beſte, was ſie uns geben könnten, ſagten die Leute; und wir ſchworen damals, Rache zu nehmen an dieſem widrigen Kobold Muttonchop, der ſich in England dem Reiſenden überall an die Füße, oder vielmehr an die Zähne hängt.

„Sie ſind aus Deutſchland, Sir?“ — „Ja.“ — „Ei, ſagen Sie mir doch, eſſen da die Leute nicht ein gewiſſes Kraut, das man „Sourkrout“ nennt?“ — „O ja, wir eſſen es zuweilen zur Veränderung.“ — „Lebt denn dort nicht die ganze Bevölkerung von dieſem Kraute?“ — „Allerdings gibt es Gegenden, in denen es ſehr im Schwange iſt.“ — „Was für ein Brod ißt man denn dazu?“ — „Allerlei, wie es gerade Landesbrauch iſt.“ — „Aber hat man nicht gewöhnlich ein gewiſſes braunes, oder vielmehr ſchwarzes, ganz ſchwarzes Brod, und müſſen die armen Leute nicht faſt allein davon leben?“ — „Allerdings gibt es in manchen Gegenden von Deutſchland ein ſehr dunkles, kräftiges Roggenbrod, das mit ſeiner Farbe an die ſpartaniſche Suppe erinnert.“ — „Ißt man bei Ihnen auch Ochſenfleiſch?“ — „O ja!“ — „Aber nicht wahr, dieſes Ochſenfleiſch iſt faſt immer ſehr ausgekocht und kraftlos? Kocht man es nicht in der Regel ganz zu Muß?“ — Dergleichen Fragen hat man ſehr oft in England zu beantworten, die, wenn weiter nichts, doch beweiſen, welche Vorſtellungen ſich die Engländer von unſerer Küche machen.

Der Anforderungen der Engländer an eine gute Küche ſind im Ganzen wenige. Sie verlangen nur ein feſtes, kräftiges, geſundes Fleiſch; ſie begnügen ſich als Zugemüſe in der Regel mit einigen nüchternen, wäſſerigen Kartoffeln. Suppe eſſen ſie nur ausnahmsweiſe; Brühen verſtehen ſie nicht zu machen; ihre Paſteten ſind feſt und kleiſtrig; ihr Brod iſt zu dicht und ihr Getränk vom ſchwerfälligſten Caliber. — Kräftigkeit, Einförmigkeit und größte Nüchternheit zeichnen ihre Küche aus.

Unter allen ihren Nationalgerichten ſind das berüchtigtſte jene Muttonchops, das berühmteſte aber „the roastbeef of old England,“ wie ſie ſich emphatiſch ausdrücken. Man hat dieſes Gericht, wie übrigens auch mehrere andere, in einem Liede verewigt, welches in Muſik geſezt iſt. Dieſes Lied wird nicht ſelten von den Banden der engliſchen Regimenter geſpielt, um das Mittageſſen anzukündigen. Daſſelbe beſagt ungefähr Folgendes: das mächtige (mighty) Roaſtbeef, des Engländers Koſt, veredle die engliſchen Herzen und bereichere das Blut; es mache die Soldaten brav, die Hofleute gut. Drum ſoll das mächtige Roaſtbeef das Oberkommando haben und alle Leckereien des verweichtlichen Frankreichs, Italiens und Spaniens verdrängen. Der Refrain heißt dann:

The beef of old England!
And oh! for old England's Roastbeef!

Die berühmteſten Diners in England, die Christmasdinner's (Weihnachtsmahlzeiten), können ohne Roaſtbeef nicht beſtehen, und wenn man den Schulkindern oder andern Armen ein Feſt und eine Mahlzeit gibt, ſo iſt Roaſtbeef immer das Erſte, woran gedacht wird.

Dem Roaſtbeef zur Seite ſteht das „leg of Mutton,“ (die Hammelskeule); ſie wird faſt ſo häufig gegeſſen, wie bei uns der Kalbsbraten. Beide zuſammen, Roaſtbeef und leg of Mutton bilden eigentlich die Hauptfundamente der engliſchen Küche. Die Kälber, die von uns Deutſchen ſo ſehr geſchäzt werden, daß wir täglich deren Tauſende um's Leben bringen, ſind den Engländern zu weichlich und zu kraftlos. Eine Kalbfleiſchpaſtete und ein Filet of veal iſt Alles, was ſie den Franzoſen in dieſer Beziehung nachgeahmt haben, während eine Hammelskeule und Roaſtbeef in den Sprachzimmern der Londoner Clubs täglich zu einer beſtimmten Stunde ihre Aufwartung machen.

Beide genannte Gerichte ſind in der Regel vortrefflich, mürbe, kräftig und ſchmackhaft und verdienen ihren großen Namen, der durch die engliſche Schifffahrt über die ganze bewohnte Welt getragen worden iſt; nur möchte man ihnen zuweilen eine beſſere Geſellſchaft wünſchen als die gewöhnliche von zwei aus dem Waſſer gezogenen Kohlblättern und drei im Kerne faſt immer etwas rohen Kartoffeln, die man dazu erhält. — Wegen ſeines Anſehens und ſeiner Würde wird der Roaſtbeef in der Regel vor den Herrn des Hauſes hingeſezt, während das Huhn oder der Puterbraten, die gewöhnlich neben dem Beef herflattern, der Dame am andern Ende des Tiſches zum Tranchiren zufallen.

(Fortſezung folgt.)

Paul.

(Fortſezung.)

„Ich bin überzeugt,“ ſagte der junge Fähnrich, „daß ſie den Platz im dunkeln Winkel nur deßhalb wählte, um mir zu verbergen, wie viel Kummer das Zerwürfniß zwiſchen uns ihr verurſacht; aber Frauen wollen nie ein beſchämendes Geſtändniß ablegen, deßhalb zog ſie's vor, heute kein Wort an mich zu richten, weil ſie fürchtete, ihre Aufregung zu verrathen.“ — „O die Weiber!“ rief Paul. — „Ja die Weiber!“ ſtöhnte Emil. „Aber wie

fandeſt du die Haushaltung meines Onkels?" — „Ganz nach meinem Geſchmacke. Er ſcheint ein Mann zu ſeyn, der gern ſeine Freude an allem hat und dem die ganze Welt verkehrt und toll erſcheint. Gerade ſo mein' auch ich's. Der Adjutant iſt ein wunderlicher Heiliger, dem ich's gönne, daß ihn der General verſpottet. Man muß dieſe beiden Leutchen noch ärger an einander bringen." — „Nimm dich in Acht!" rief Emil. — „Laß mich nur machen," entgegnete Paul lachend.

Ein Monat war vergangen, als der General wiederum die Fähnriche zu Mittag „beordern" ließ. Lebrecht wurde nach der Tafel wie gewöhnlich hereinberufen und trat dießmal mit einer ganz beſonders liſtigen Miene auf. „Lebrecht, was haſt du geträumt?" fragte der General. — „Excellenz, dießmal etwas ganz beſonderes." — „Und was denn?" — „Denken Excellenz, ich kam in den Himmel. Es war ein großer Saal, ſehr ſchön tapezirt, drin ſaßen und gingen und ſtanden allerlei Herrn, die ich nicht kannte. Wie ich mich ganz beſcheiden und verlegen herumdrücke, kommt ein junger Lieutenant herein, gar ſtolz und unbefangen."

Der General wurde aufmerkſam und blickte den Erzähler ſcharf an, indem er fragte: „Hatte der Lieutenant mit irgend Einem, den du kennſt, Aehnlichkeit?" — „Da er die Naſe ſo hoch trug, konnte ich ihn wirklich nicht erkennen," entgegnete der Invalide; „aber es war ein hübſcher, ſtolzer, junger Herr, dem die Uniform vortrefflich auf dem Leibe ſaß und der den ſchönſten Bart von der Welt hatte. Dieſer Lieutenant machte die Tour im Himmelsſaal, ganz ſo leicht, als wäre er in einem irdiſchen Tanzſaale. „Wer ſind Sie?" fragte er einen alten Herrn mit Degen und Federhut. „Ich bin der General Scharnhorſt," erwiderte dieſer. „Ah," ſagte der junge Offizier mit ſehr viel Grazie, „es iſt mir lieb, Sie zu ſehen. Sie ſind nicht ganz ohne Verdienſte; wir haben Ihre Statue in Berlin auf dem großen Opernplatze." Der General verbeugte ſich, und der Offizier ging weiter, bis er wieder auf einen Mann ſtieß, der hohe militäriſche Ehrenzeichen trug, dabei aber ſehr beſcheiden in einer Ecke des Saals ſtand. „Mit wem hab' ich die Ehre?" fragte der Lieutenant. — „Ich bin der General Gneiſenau." „Ah ſo! ganz recht! Ich beſinne mich, Ihren Namen gehört zu haben," entgegnete raſch der Fragende. „Sie haben nicht übel gefochten; aus Ihnen hätte etwas werden können. Auf Ehre, ich freue mich, Sie zu ſehen." Damit ging er leichtfüßig weiter. Da ſtand ein Mann mit einem ungeheuern Schnurrbart, der ihm wie eine Wolke in's Geſicht hing; dabei hatte der Mann Augen, die wunderſam feurig rollten. Nun die alte Frage: „Wer ſind Sie?" — „Blücher!" — „So! freut mich! O Sie haben Ihre Verdienſte! Auf Ehre, die haben Sie! Es wird Niemand leugnen, daß Sie gleichſam ein großer Mann ſind." — Blücher antwortete nichts, denn er liebte im Himmel das unnütze Sprechen ſo wenig, wie er es auf Erden geliebt. Der junge Herr ging weiter und geradezu auf einen alten Herrn in Generalsuniform los, der an einem Tiſche, abgeſondert von allen Andern ſaß und in einem großen Buche las, deſſen Blätter, wenn er ſie umſchlug, ein wunderbares Rauſchen durch den ganzen weiten Saal verbreiteten. Der Lieutenant trat kecklich auf ihn zu und wiederholte auch hier ſeine Frage. Da erhob ſich der alte Herr in der Generalsuniform und entgegnete: „Ich bin Gott Vater!" Da wich der Lieutenant zurück und verſtummte. Ich habe nicht geſehen, wie er aus dem Himmelsſaal wieder hinaus kam, vermuthe aber, daß es nicht auf die langſamſte Weiſe geſchehen iſt."

Der General brach in ein weitſchallendes, erſchütterndes Lachen aus, als Lebrecht ſchloß, und alle Tiſchgenoſſen ſahen den Adjutanten an, der dem Chamäleon das Talent, die Farben zu wechſeln, abgeborgt zu haben ſchien; wenigſtens machte er es möglich, im Verlauf der Erzählung vom dunkelſten Roth in die fahlſte und ſchaalſte Bläſſe überzugehen. Er war eben im Begriff, wieder in's Rothe zurückzukehren, als der General rief: „Man gebe dem alten Lebrecht für dieſen Traum eine Flaſche Wein und eine gute Mahlzeit."

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig, Februar.

Wiſſenſchaftliche Vorträge. — Der Literatenverein.

Im Vergleich mit frühern Jahren iſt der gegenwärtige Winter überaus reich an Vorleſungen, die theils wöchentlich, theils in vierzehntägiger Friſt für ein größeres gemiſchtes Publikum gehalten werden. Profeſſor Erdmann hält Vorträge über Phyſik und erfreut ſich eines ſehr zahlreichen Beſuches. Beſonders nimmt die Frauenwelt lebhaften Antheil an dieſen Vorleſungen, die viel Anziehungskraft erhalten durch die zahlreichen erläuternden Experimente und den eben ſo klaren als geiſtreichen Vortrag des namhaften Phyſikers. Einen noch größern Kreis verſammelte ſchon am Schluſſe des vergangenen Jahres der Philoſoph Weiße um ſich, der, ein Schüler Hegels, die Ideen des Jahrhunderts mit ſichtendem Geiſt prüfend, ſelten eine Gelegenheit vorübergehen läßt, das von Andern Angeregte in eigenthümlicher Weiſe zu verarbeiten. Dießmal nun griff er aus der Maſſe gleich wichtiger Gegenſtände das vielfach gemißhandelte Chriſtenthum heraus und verſuchte es, ſeinem Zuhörerkreiſe eine Kritik deſſelben genießbar zuzubereiten. Ein Juriſt, Privatdocent Dr. Vogel, ſah mehr auf das Praktiſche und las über Beredtſamkeit unter großem Zulauf, während Profeſſor Möbius eine kleine Anzahl ſtiller Geiſter auf der Sternwarte um ſich

versammelte, um diesen die Wunder des Himmels zu deuten. Endlich kündigte am Schlusse vorigen Monats auch der Literatenverein eine Reihe zu haltender Vorlesungen an, deren Ertrag zur Gründung eines Unterstützungsfonds für hülfsbedürftige Schriftsteller verwendet werden soll. Die Wirksamkeit dieses wackern Vereins, der am 21sten Januar in ansprechender, geistig belebter Weise sein zweijähriges Bestehen festlich beging, ist eine durchaus lobenswerthe, wenn ich auch nicht umhin kann zu gestehen, daß es mir scheinen will, als beschäftige er sich allzu lange mit Fragen, die für ihn weder Lebensfragen sind, noch sonst große Früchte tragen können. Dahin rechne ich die endlos dauernden Verhandlungen über die Gründung von Zweigvereinen, die von einem auswärtigen Mitglied angeregt wurden, ferner die Nachdrucksangelegenheit in Journalen, der schon deßwegen kein allgemein befriedigender Abschluß zu prophezeien ist, weil kaum zwei Menschen über den Begriff des Nachdrucks gleicher Meinung seyn möchten. Von diesen etwas unpraktischen und ermüdenden Verhandlungen abgesehen, die seine Sitzungen mehr als wünschenswerth leer machen, verfolgt der Verein nur löbliche, anerkennenswerthe Zwecke, unter denen ohne Zweifel der löblichste die Gründung und Mehrung des erwähnten Unterstützungsfonds ist. Im vergangenen Jahre durfte der Verein seinen eigenen Kräften vertrauen, da diese Vorlesungen etwas Neues waren und, weil es an allem Klingklang dabei fehlte, des Absonderlichen wegen ein Publikum anlocken konnten. Dießmal aber fühlten die Vereinsmitglieder sehr bald, daß es gewagt seyn würde, bei der Menge glänzender Konzerte und anderer Geist und Sinn aufregender Oeffentlichkeiten, mit schlichter Rede eine dem Zwecke entsprechende Zuhörerschaft zusammenzubringen. Der thätige Vorstand ergriff daher das wirksamste Mittel, indem er berühmte Namen des In- und Auslands zu Vorlesungen für seinen Zweck zu gewinnen wußte. In Folge seiner Bemühungen trat zuerst am 4. Febr. der Medizinalrath Dr. Carus aus Dresden mit einer Vorlesung über Kraniostopie auf. Name des Gelehrten, Gegenstand der Vorlesung und ein Apparat zahlreicher Schädelabgüsse, dessen in den Ankündigungen klugerweise gedacht war, versammelten ein verhältnißmäßig sehr großes Publikum, das wohl auch zum größern Theile den klaren, geistgewandten Vortrag befriedigt verließ.

(Fortsetzung folgt.)

Mainz, Februar.

(Schluß.)

Großes Carnevalsfest.

Ferner gab es isolirte Gruppen, die bloß sich selbst und nicht eine besondere Idee repräsentirten. Vor allen die Gruppe der Großmutter des Prinzen Carneval mit ihrem Gefolge von fürstlichen Epigonen. Die edle Matrone, Erzeugerin so vieler Späße seit Erschaffung der Welt, saß da wie die verkörperte Behaglichkeit und Seligkeit, gleichsam als zögen die Menschengeschlechter, die sie erheitert hat, dankerfüllt noch einmal vor ihrem strahlenden Blicke vorüber. Hinter der Großmutter ritten die ertornen Lieblinge ihres Herzens, die süßen und liebenswürdigen Enkel, die so glücklich sind, das ganze heitere Element der Großmutter geerbt zu haben. — Ferner die Krone des ganzen Zugs, Prinz Carneval mit seinem hohen Gefolge, leuchtend in der Sonne seines Ruhmes, in seinem heitern und glückseligen Gesichte keine Ahnung, daß in wenigen Stunden sein Reich wieder dahin sey, plötzlich verlöschend, wie alle Größe dieser Erde. Sodann eine sinnreiche Gruppe, die Kuckucksbrut genannt, eine Versinnlichung der Mainzer Sage von den sitzengebliebenen zwölf Jungfrauen, die für ihr unfreiwilliges Cölibat den schönen und großen Lohn erhalten, den Hahn auf dem hiesigen Dom, so oft er schmutzig ist, putzen zu dürfen. Endlich die Gruppen der berittenen und unberittenen Ehrengarden des Prinzen Carneval, sonst insgesammt „Ranzengarde" genannt, als noch die Mode nicht an dieser stolzen und wohlbeleibten Soldateska geleckt hatte. Diese militärischen Gruppen, die unzerstörbare Schutzmauer jedes Faschings, schritten glanzvoll und im Gefühle ihrer Bedeutung einher, voran die wohlkonditionirte Generalität, sieggewohnt und bis jetzt unüberwunden. Der große Zug durchwanderte in närrischer Ordnung die Hauptstraßen der Stadt und gelangte endlich zur Narrenarena auf dem Marktplatz, wo die Huldigungen begannen und sich der Scherz des Mummenschanzes vollends entfaltete. Gegen 40.000 Menschen waren hier versammelt, die Thorheit war entfesselt und das Volksentzücken unbeschreiblich. — Der dritte Faschingstag zeichnet sich seit drei Jahren durch eine große Narrenmesse aus. Dieselbe wird in der Fruchthalle abgehalten, wo etwa 8000 Menschen daran Theil nehmen können, und wo der Scherz und die Volkslust ohne Grenzen sind. Hier spielt jeder Zuschauer mit; wer etwas Spaßhaftes zu Tage bringen kann, drängt sich in den Mittelpunkt, und die Meisten wollen noch zum Schluß ihr Scherflein zum allgemeinen Ergötzen beitragen. Nichts fehlt hier, um das buntbewegte Treiben eines Jahrmarkts zu vergegenwärtigen. Da sind Leiermänner, Fiedler, Taschenspieler, Marktschreier, Thierbändiger, Springer und Seiltänzer, Affen und Affentänze, Menagerien, Antiquitätenkabinette, Guckkasten und Wurstelntheater; da sind Kaffee-, Chokolade-, Schnaps- und Weinbuden mit holdseligen Kellnermädchen, die gar nicht spröde sind; da liegen auch die Schinkenbrode thurmhoch aufgeschichtet. Die Verkäufer und die Schauspieler, meist Mitglieder des Narrenvereins, verstehen es hier sehr gut, zum Besten der Armen den Leuten das Geld aus der Tasche zu spielen und ihrem Schachergenie widersteht kein wohlthätiges Herz. Am meisten Absatz jedoch fanden die Nürnberger Spielwaaren, besonders lärmende Kinderinstrumente, denn selbst Greise und vornehme Damen verschmähen es in der Narrenmesse nicht, die Kindermusik zu kultiviren. Zwischendurch schmettern die Musikbanden, jauchzen die tanzenden Ranzengardisten, posaunen die Charlatane, schreien die Trödler, toben die Zecher, und hie und da lamentiren im Volksgewühle halb zerdrückte, halb ohnmächtige Damen. Es gibt keinen buntern Anblick als diese Narrenmesse; man sieht in der ungeheuern Menge kein ernstes Gesicht, Harlekin scheint den Leuten sich auf die Nase zu setzen, sobald sie die Schwelle der Fruchthalle betreten. — Von den Anhängseln der Faschingsfreuden, von den drei Theaterredouten und vom großen Heringsfest am Aschermittwoch ließe sich noch viel sagen. Sie kehren übrigens jedes Jahr wieder, und namentlich läßt sich den Redouten selten ein neuer Reiz abgewinnen. Hier herrschen die Grisetten und toben sich aus für ein ganzes Jahr der Entbehrung. Aber sie tanzen vortrefflich, diese Mainzer Grisetten, und die Vornehmen in den Logen, die herablassend dazu lächeln, gäben oft nicht wenig darum, solche Grisettentaillen zu besitzen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 63.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 13. März 1844.

Les femmes peuvent moins surmonter leur coquetterie que leurs passions.

Larochefoucauld.

Paul.

(Fortſetzung.)

„Excellenz," hob der Adjutant an, „ich habe Urſache zu glauben, daß der Alte dieſen Traum nicht ſelbſt erfunden hat. Die Produktionen ſeiner Phantaſie, wie wir ſchon oft gehört haben, ſind ganz anderer und viel matterer Natur." — „Lebrecht," fragte der General; „haſt du dir von Jemand vorträumen laſſen?" — „Bei Seel und Seligkeit nicht, Herr General!" rief der alte Invalide. „Ich werde auch ſo einen ſchlechten ſpitzbübiſchen Traumhandel treiben! Was denken Excellenz von mir?" — „Und ich ſage, daß du lügſt!" rief der Adjutant, ſich vergeſſend. „Ich werde den, der dir dieſe Erfindung eingeblaſen hat, ſchon zu finden und zu beſtrafen wiſſen." — „Mäßigen Sie ſich," rief der General; „das Ganze iſt nur ein Scherz." — „Ich weiß, worauf der Scherz zielt," entgegnete der Gereizte. Er ſtand auf, beurlaubte ſich vom General und verließ das Zimmer.

Die Geſellſchaft blieb in einiger Verſtimmung zurück, ausgenommen der General, der fortwährend in ſich hinein lachte und ſich ein Glas Wein nach dem andern einſchenkte. Nach Tiſche brachte er den Invaliden wieder in die Fenſterniſche und dort mußte der Alte beichten. — Pauls Name, als des Schöpfers des tragikomiſchen Traums, wurde genannt. Der General äußerte gegen unſern Helden nichts, aber von dieſem Tage an war er ſein entſchiedener Liebling. Die Spottſucht und der Uebermuth Pauls ergingen ſich im Hauſe des Generals frei und ungehindert und die nächſte Folge hievon war, daß der Adjutant, den wahren Zuſammenhang der Sache ahnend, einen tödtlichen Haß auf Paul warf.

Während dieſer ſich die Gunſt des Generals immer mehr durch ähnliche Träume, die er Lebrecht träumen ließ, errang, feſſelte er auch die Aufmerkſamkeit der Generalin. Die kecke jugendliche Friſche ſeiner derben Natur, die Gabe der Schmeichelei und des Spottes, die er abwechſelnd anwendete, machten auf dieſe Dame einen eigenthümlichen Eindruck. Die Muſikſtunden erhielten bald den Anſtrich kleiner leidenſchaftlicher Auftritte, bei denen Paul ſich ſehr ungeſchickt benahm. Eines Tages kam er etwas ſpäter, als ſeine Zeit war, und fand die Generalin auf ihrem Sopha ſitzend und in der Dämmerung ihren Träumereien nachhängend. Ohne dazu aufgefordert zu ſeyn, nahm er Platz an ihrer Seite.

„Setzen Sie ſich dort auf jenen Stuhl," ſagte die Dame in einem etwas verweiſenden Tone. — „Weßhalb?" — „Sie ſind mir zu nah. Wenn man Guitarre ſpielen will, muß man die Arme frei haben." — „Aber ich will nicht Guitarre ſpielen." — „Nicht? Nun, ſo ſetzen Sie

ſich dennoch dorthin auf den Stuhl." — Paul blieb ſitzen und die Generalin ſagte nach einer Pauſe: „Ich muß an Ihrer Erziehung arbeiten; ſo erfahren Sie denn, daß es nicht ſchicklich iſt, ſich neben eine Dame auf's Sopha zu ſetzen, ohne dazu aufgefordert zu ſeyn."

Paul verließ, ohne etwas zu erwidern, ſeinen Platz und nahm den Stuhl ein. Dort ſaß er, ſprach kein Wort und war, ſo viel man in der Dunkelheit ſehen konnte, in höchſt übler Laune, ſo daß die Generalin, durch ſeinen Gehorſam bezwungen, ihm erlaubte, wieder auf dem Sopha Platz zu nehmen. Er kam, faßte ihre Hand, küßte ſie und rief: „Möchte nur Niemand kommen, uns zu ſtören. Ich bin ſo gerne allein mit Ihnen." — „Mit mir? Und weßhalb?" — „Ich weiß es nicht, gnädige Frau. Vielleicht wiſſen Sie es." — „Ich? Wie kommen Sie darauf?" — „Sehr natürlich. Eine ſchöne Frau wird immer wiſſen, warum man mit ihr gerne allein ſeyn will. Nicht wahr? ſo denke ich wenigſtens. Hab' ich Recht?"

Die Generalin ſchwieg. — „Hab' ich Recht? Sagen Sie?" — „Sie haben Ihre Halsbinde heute wieder ſehr unordentlich umgeknüpft." — „Ach, binden Sie ſie neu." Die Halsbinde wurde abgenommen und neu angelegt, bei welcher Gelegenheit die beſchäftigten Hände der Generalin von Paul geküßt wurden. — „Da Sie einmal mit meiner Perſon ſich abgeben," rief er, „ſo betrachten Sie meine Hände, ich bitte. Finden Sie, daß die Nägel jezt die rechte Façon haben, daß ſie lang genug ſind?" — „Uebermäßig. Das ſind wahre Vogelkrallen." — „Nun gut, vor einer Woche waren ſie wieder zu kurz. Man kann es Ihnen nie recht machen. Apropos! lieben Sie Ihren Herrn Gemahl?" — „Das iſt eine Frage, die Ihnen nicht zuſteht." — „Nicht? So will ich ſie anders drehen. Liebt Ihr Herr Gemahl Sie?" — „Ich glaub' es." — „Ich glaub' es nicht." — „Wie? Paul!" — „Und wiſſen Sie warum? Er iſt alt und Sie ſind jung; er liebt die Flaſche und Sie lieben nicht die Flaſche."

Die Generalin lachte. „In der That, haben Sie das herausgebracht?" — „Wirklich, Excellenz; ich verſtehe es noch nicht, den Damen Complimente zu ſagen." — „Ich zürne Ihnen darum nicht. Sie ſind noch unverdorben, das iſt ein großer Gewinn für Sie." — „Den ich aber nicht mag. Ich bitte Sie, verderben Sie mich!" Dieſe Worte wurden in vollem Ernſt und mit der trotzigen Naivetät der Unſchuld ausgeſprochen. — Die Generalin hielt das Schnupftuch vor den Mund, doch konnte Sie ſich nicht verſagen, in die dunkeln Augen des Jünglings zu ſchauen, der ſeine ſtürmiſche Bitte wiederholte: „Ich bitte, verderben Sie mich!" — Die Generalin ſtand auf und ging lachend einige Schritte im Zimmer herum, dann ſezte ſie ſich; Paul aber ſang die zwei, drei Lieder, die er wußte, das lezte, ein Liebeslied, ſang er ſehr zärtlich und zugleich ſehr falſch. Zum erſtenmal verbeſſerte ihn ſeine Lehrerin nicht, ſie war beſchäftigt, ſeine Blicke zu erwidern. In dieſem Augenblick trat Madame Babet herein, einen Damenbeſuch anmeldend.

Eines Tages fand Paul auf dem Schreibtiſch der Generalin folgendes angefangene Briefchen an eine Freundin: „Ich befinde mich wohl; ich habe mir ein neues Schoßhündchen erwählt, einen jungen originellen Menſchen, der die Protektion meines Mannes nachſucht. Er hat die ſchönſten Zähne von der Welt." — Paul legte das Blatt hin, denn die Generalin trat in dieſem Augenblick herein. „Wie ſonderbar!" ſagte er bei ſich; „ſie nennt mich ein Schoßhündchen und findet nichts an mir zu loben, als meine Zähne, und ich glaubte ihr Herz erobert zu haben; ich fürchtete jeden Augenblick eine Ausforderung vom General zu erhalten. Wahrlich, entweder ich bin ſehr kindiſch eitel, oder die Frauen ſind ſämmtlich Geſchöpfe ſehr gewöhnlicher Art." Da er das erſte nicht zugeben wollte, nahm er das leztere für wahr an und behandelte die Generalin von der Zeit an ſehr wegwerfend und hochmüthig, eine Veränderung, welche die Dame gar nicht zu gewahren ſchien. Sie hatte, da Paul ihr Intereſſe erſchöpft haben mochte, ſich ein neues „Schoßhündchen" verſchafft und die Muſikſtunden hatten ein Ende. — Emil, da er ſah, daß ſein Freund nicht glücklicher war als er ſelbſt, tröſtete ſich und fertigte ein ſehr langes, wohlgelungenes Gedicht im elegiſchen Versmaaße. — Paul ſagte lachend: „Das ſind die Leiden und Freuden der Fähnrichsexiſtenz."

(Fortſetzung folgt.)

Skizzen aus dem häuslichen Leben der Engländer.

(Fortſetzung.)

Es iſt eine Eigenthümlichkeit der engliſchen Küchenſprache, daß ſie beſondere Namen für die verſchiedenen Thiergattungen hat, ſobald ſie getödtet und für die verſchiedenen Speiſezwecke zurecht geſchnitten ſind. — So heißt der Ochſe, ſo lange er lebendig auf der Wieſe geht: Ox. Auch wenn er getödtet iſt, heißt er noch Ox, ein todter Ochs. So wie er aber in Stücken für die Küche zerſchnitten iſt, heißt dieſer Stoff „Beef." Eben ſo ſagt man Sheep (Schaaf) und Wether (Widder), wenn die Thiere graſen; das Fleiſch aber, das als Braten auf den Tiſch kommen ſoll, heißt „Mutton." — Wir in Deutſchland ſagen: „Geben Sie mir Kalbfleiſch oder

Ochſenfleiſch;“ in England könnte nur ein Wolf ſeine Bitte ſo ſtellen. — Alle Ausdrücke für die lebendigen Thiere ſind ſächſiſchen oder deutſchen Urſprungs, während die Worte für das Küchenfleiſch dem Normänniſchen oder Franzöſiſchen entnommen wurden. So heißt ferner das Kalb calf, das Kalbfleiſch veal (veau), das Schwein swine, das Schweinefleiſch porc. — Das Sächſiſche wurde von den Normannen den Schlächtern und Hirten gelaſſen, die es ſich nicht nehmen laſſen wollten. Ihre franzöſiſchen Köche aber wollten die ſächſiſchen Kochprodukte und Kunſtausdrücke nicht anerkennen, und als beide Elemente zu Einer Sprache und Einem Volke zuſammenſchmolzen, verglichen ſie ſich dahin, daß die Küche ganz den Normannen geräumt und Stall und Wieſe den Sachſen belaſſen wurden.

Nur beim Geflügel beſteht der erwähnte Unterſchied nicht, denn chicken, pheasant, fowl, turkey heißen ſowohl die geſpeisten Hühner, Faſanen und Puter auf der Tafel als die ſpeiſenden im Hofe. — Der Haſe hat ebenfalls im Tode ſeinen ſächſiſchen Namen hare behalten; er wird aber in England anders ſervirt als bei uns. Dort läßt man dem „poor Puss,“ wie die Engländer den Haſen nennen, den Kopf, und er ſieht daher aus, als wollte er ſogleich von ſeiner Schüſſel wieder wegrennen; aber die Jäger rings umher ſind zu ſchnell, und hinunter muß er, „down the red lane,“ die rothe Gaſſe hinab, wie die Engländer die Paſſage des Gaumens nennen. Bei uns läßt man die Läuſe mit Haut und Haar am Thier und köpft es dagegen, was viel anſtändiger ausſieht. Uebrigens muß man kein Wild in England eſſen. Sie verſtehen es nicht zu bereiten, und da ſie es in den Parks hegen, ſo iſt es auch in der Regel ſo zahm und fade, wie sheep und mutton.

Die welſchen Hühner gehören zu den beliebteſten und nationalſten engliſchen Braten. Wie in Oeſterreich ſind ſie ein ſehr gewöhnliches Geſchenk, mit dem eine Hausfrau die andere überraſcht, beſonders um Weihnachten, wo die Landkutſchen und Eiſenbahnen mehr Truthähne, in kleinen Körbchen wohl verpackt, als Menſchen zu führen haben. Ein Dampfſchiff führte während des lezten Weihnachtsfeſtes, nach den Journalen, nicht weniger als 11,000 welſche Hühner auf einmal nach London, ich weiß nicht mehr aus welchem Truthahn-ſhire. Sie treffen bei den Weihnachtsmahlzeiten theils mit dem Roaſtbeef zuſammen, theils mit einem eben ſo nothwendigen Beſtandtheile dieſer Mahlzeiten, mit dem bunt ausgeſchmückten „hogs head“ (Schweinskopf), der um Weihnachten gegen das Ende der Tafel aufgetragen wird, und auf den, wie auf das Roaſtbeef, Lieder gemacht ſind.

Der Roast beef of old England iſt ganz eng verſchwiſtert mit dem Plumpudding. „Oh the roast beef and plumpudding of old England, when merry Christmas-time comes near!“ Es iſt eine Schweſter, die nicht weniger ſubſtantiell und auch nicht weniger beliebt iſt; und wir kommen mit ihr ſogleich in das Gebiet der engliſchen Mehlſpeiſen, unter denen ſich auch viel Nationales, mit den Sitten des Volks Verknüpftes findet. Die Gemüſe, Vegetables, bleiben mit Recht in dieſer Beziehung völlig unbeachtet. Die Engländer finden ſie zu weichlich und haben nicht eine einzige vegetabiliſche Subſtanz einer beſondern Aufmerkſamkeit gewürdigt, während viele andere Völker irgend ein Gewächs geradezu als Hauptſahne auf die Tiſche pflanzen, wie z. B. die Ruſſen Ichtschi, die Ungarn Kaposta, einige deutſche Stämme „Sourkrout,“ die Orientalen Reis, die Brandenburger Rüben, die Chineſen Thee u. ſ. w.

Der engliſche Plumpudding iſt leichter nachzuahmen als das Roaſtbeef. Das Mehl und die Korinthen (Plums) ſind ſo viel leichter zu haben, als die tüchtige engliſche Rinderrace und ihre nahrhaften Weiden, daher er denn auch jezt über ganz Europa verbreitet und in allen Ländern, wohin Engländer kommen — und wohin kommen ſie nicht? — eingebürgert iſt. Plumpudding bildet bei den erwähnten Mahlzeiten, welche man den Armen, den Schulkindern u. ſ. w. gibt, den gewöhnlichen Nachläufer des Roaſtbeef, und wenn dieſe beiden Dinge vorhanden ſind, ſo gilt dem Engländer die Mahlzeit für eine vollſtändige.

Eben ſo national und mehr auf die großbritanniſchen Inſeln beſchränkt ſind die „Mince pies“ (die gehackten Paſteten), die beſonders um Weihnachten gemacht und noch lange nach dieſem Feſt aufgetragen, nie aber wieder abgetragen werden, weil ſie Jedem munden. Sie ſind das Schmackhafteſte, was die engliſche Küche hervorbringt, und beſtehen aus einem Gebäckſel von Fleiſch, Eiern, Zucker, Korinthen, Citronen und Orangeſchalen und verſchiedenen Arten von Gewürzen, welches alles in einem loſen fetten Blätterteig ſteckt. Man hat behauptet, die gewürzreichen Mince pies ſtammen aus dem Oriente, oder ſollen doch an ihn erinnern, namentlich an die Spezereien, Gewürze und Myrrhen, mit welchen die Könige aus dem Oſten das Chriſtkind beſchenkten. Dieß mag wohl ſeyn; denn es gibt Beiſpiele genug, daß die Bäcker und Köche gelegentlich heilige Gegenſtände aus der Bibel nachahmen. So gibt es Länder, wo man die Dornenkrone in einem Backwerk darſtellt, oder das Kreuz; und in England backen die Bäcker ſogar eine kleine Figur, welche das Chriſtkind vorſtellen ſoll und die ſie um Weihnachten an ihre Kunden ſenden. Sie wird „Dough,“ wohl das Niederdeutſche Docke (Puppe), genannt.

(Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Februar.

(Fortsetzung.)

Oeffentliche Vorträge. — Studentenversammlung.

Bekanntlich hat Dr. Carus die Kraniostopie neuerdings zu einer Wissenschaft in strengerem Sinne erhoben, und nur die Grundlinien dieser Wissenschaft legte er dem gemischten Publikum in jener Vorlesung dar. Möglich, daß Anatomen und gebildete Aerzte manches als nicht vollkommen haltbar in seinen Behauptungen bezweifeln mögen, der Laie mußte von der Grundwahrheit des Carus'schen Systemes überzeugt werden. Ich würde, wollte ich auch nur oberflächlich darauf eingehen, diesem Briefe die Ausdehnung einer Abhandlung geben müssen, weßhalb hier nur angedeutet werden mag, daß Carus die Lehre Galls im Prinzip als durchaus irrig verwirft, und aus der Bildung der Gehirnmassen (des vordern, mittlern und kleinen Gehirns), die er als die Blüthe des Rückenmarks darstellt, die größere oder geringere geistige Befähigung der Individuen ableitet. Ist der Satz richtig, was Carus durch zahlreiche Beispiele, sogar durch Messungen und Zahlen bewies, daß nämlich das vordere Gehirn die Werkstätte der Intelligenz, das mittlere die des Gefühls, das kleine endlich jene des Triebes und Willens sey und mithin durch die bedeutendere Ausbildung des einen die Entfaltung der andern beiden verringert, dadurch aber die Geistesthätigkeit des Individuums bestimmt werde, so lassen sich auch alle übrigen bedeutenden Folgerungen daraus willig zugeben, und die Wichtigkeit der Lehre selbst, namentlich für Psychologen und Richter, ist nicht zu verkennen. — Endlich muß ich noch einer eigenthümlichen Art von Vorlesungen Erwähnung thun, die charakteristisch für unsere Zeit sind und vor vier oder fünf Jahren gewiß weder Publikum noch Beachtung gefunden haben würden. Dieß sind die „Uebungen im freien Sprechen," die ein hiesiger junger Privatdocent und Custos an der Universitätsbibliothek, Dr. Schletter, ein gewandter Kopf und auch literarisch ungemein thätiger Mann, den Studenten unentgeldlich gibt. Die lebhafte Theilnahme an diesen Uebungen zeugt für deren Zweckmäßigkeit, und es verdient jedenfalls Anerkennung, daß gerade die studirende Jugend unter geschickter Leitung eines der Zeit gewachsenen Mannes das freie Wort, dieß blinkende Schwert des Bürgers, das unser Jahrhundert nie mehr in die Scheide stecken darf, wenn sie ihre große Reformation auf gesetzlich ruhigem Wege vollenden will, bei Zeiten handhaben lerne. Wir bedürfen in Zukunft nicht bloß der werdenden, wir bedürfen der fertigen Redner in den Kammern deutscher konstitutioneller Staaten. Die Wahl der Gegenstände steht den Sprechern frei. Der Redende hält seinen Vortrag, über welchen sodann die andern Theilnehmer eine vollkommen parlamentarisch gehaltene Diskussion eröffnen. — Beinahe hätte ich die Vorträge des Grafen Suzor vergessen, die derselbe in französischer Sprache über französische Kunst und Literatur hält. Dem gewandten Schwätzer strömt ein zahlreiches Publikum, namentlich von Frauen, zu, das ihm sicherlich fehlen würde, wäre er nicht eben ein Ausländer, der französisch spricht. In dieser Beziehung werden die Deutschen noch lange vor andern Nationen sich lächerlich machen. Indeß hat die Begeisterung für den französischen Grafen, dessen Aechtheit von Manchen in Zweifel gezogen wird, seit einigen Tagen stark abgenommen, da sich der feine Weltmann im öffentlichen Conzerte gegen einen geachteten hiesigen Bürger ein Benehmen erlaubt hat, das man allenfalls rohen Handwerksburschen auf Bierbänken hingehen läßt. Der Lohn dafür ward ihm sogleich von dem Beleidigten in gewichtigem deutschem Handgelde ausgezahlt, und seit diesem Vorfalle schütteln sogar viele Damen ihre schönen Lockentöpfe über den zungenfertigen Franzmann.

Das lebenslustige, sorgenfreie Volk der Studenten ist auf einmal ernsthaft geworden. Auch sie fühlen den vollen, feurigen Pulsschlag der Zeit und sehen nachgerade ein, daß es noch etwas Besseres zu thun gibt, als große Hunde durch die Straßen spazieren zu führen, in Kanonen herum zu laufen, zu bramarbasiren und die Philister zu verhöhnen. Die Nichtlandsmannschafter hielten sich von jeher von solchem Treiben fern, weil aber unter ihnen ein rechtes Zusammenhalten fehlte, gebrach ihnen zugleich auch Kraft und Ansehen, um sich den Corps gegenüber aufrecht zu erhalten und eine gewichtige Stimme in studentischen Angelegenheiten zu führen. Dieß hat sich seit längerer Zeit in etwas geändert. Wissenschaftlich strebsame Jünglinge traten zusammen und suchten, ohne gerade eine Verbindung zu stiften, auf einen großen Theil der Studenten in sittlichem Sinne einzuwirken. Die so Gesinnten nebst ihrem Anhange nannten sich „Allgemeinheit." Eine Zeit lang ging Alles vortrefflich. Es ward ein Ehrengericht constituirt, das vornehmlich unnütze Duelle verhindern sollte. Bald aber kehrten Einige und unter diesen vielleicht die tüchtigsten Köpfe eine entschieden politische Meinung heraus. Es entstand Streit, die „Allgemeinheit" löste sich auf und der übrig bleibende Stamm trat in eine fester geschlossene Verbindung zusammen, die wohl schon länger bestanden haben mochte, sich aber nie besonders hervorgethan hatte. Die Mitglieder dieser Verbindung, denen man burschenschaftliche Zwecke Schuld gab, wurden vor nunmehr beinahe Jahresfrist zu lang dauernder Untersuchung gezogen, und vor Kurzem theils mit Consil, theils mit Carcer ꝛc. bestraft. Im Laufe dieser Untersuchung mochte viel Willkührliches vorgekommen seyn, was die gesammte Studentenschaft erbitterte und sie nur auf einen geeigneten Zeitpunkt harren ließ, um sich dagegen zu stemmen und ihrer Haut zu wehren. Die Vorfälle in Berlin gaben diesen gewünschten Anstoß. Einige der Stimmfähigsten traten zusammen, machten einen Anschlag und riefen alle Studenten, welcher Farbe sie auch angehören mochten, zu einer Generalversammlung auf. Obwohl der Anschlag durch die Pedelle einigemale abgerissen wurde, erfolgte doch von Seiten des Senates kein Verbot, und so fanden sich am bestimmten Tage wohl gegen fünfhundert, also etwa zwei Drittheile sämmtlicher Studirenden, im Saale des Schützenhauses ein. Die Urheber der Versammlung setzten ihren Commilitonen die Nothwendigkeit zukünftiger Einigkeit auseinander und beantragten den Entwurf einer Petition an Senat und Ministerium, worin Aufrechthaltung vollkommener Hörfreiheit gefordert werden sollte. Außerdem ward viel über die unzweckmäßige Einrichtung der Carcer gesprochen und Abänderung derselben mehrfach gewünscht; ob auch Abschaffung des Universitätsgerichts angeregt worden ist, weiß ich nicht zu sagen. Einige behaupten es, Andere wollen es läugnen. Die Versammlung, die ziemlich parlamentarisch abgehalten wurde, verlief ohne Störung, ja es hatte den Anschein, als geschähe sie unter Aufsicht des Senats, denn die Pedelle waren zugegen, ohne hindernd einzuschreiten.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 10.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 10.

Mittwoch, 13. März 1844.

[115]

Die vollständigsten und wohlfeilsten
französisch-deutschen und deutsch-französischen
Wörterbücher.

Mozin's
vollständiges Wörterbuch
der deutschen und französischen Sprache,

nach den neuesten und besten Werken

über Sprache, Künste und Wissenschaften;

enthaltend die Erklärung aller Wörter, die Aussprache der schwierigeren, eine Auswahl erläuternder Beispiele zur Verständlichkeit ihrer verschiedenen Bedeutungen, die hauptsächlichsten sinnverwandten Wörter, Sprüchwörter und sprüchwörtlichen Redensarten beider Sprachen, die Ausdrücke des französischen Gesetzbuchs, die Münzen, Gewichte und Maaße der verschiedenen Staaten, ein Verzeichniß der gebräuchlichsten Eigennamen von Personen, Ländern, Flüssen ꝛc.

Mit Beiträgen von

Guizot, Biber, Hölder, Courtin und **mehreren andern Mitarbeitern.**

Auf's Neue durchgesehen und vermehrt

von

Dr. A. Peschier,

Professor an der Universität Tübingen.

4 Bände. In 8 Lieferungen von ungefähr 30 Bogen. Subscriptionspreis 14 fl. od. 8 Rthlr. 8 Gr.

Jede Lieferung 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 1 gGr.

In diese neue Ausgabe wurden die neuesten Vokabeln und Redensarten aufgenommen, welche entweder dem politischen und literarischen Federkrieg, den Salons, der Phraseologie der neuen Schule, oder der besonderen Sprache der Parteien, zuweilen auch dem Dialekt der niederen Klassen angehören. Bereichert ist dieselbe ferner durch eine Menge Etymologien, durch eine vergleichende Synonymik, durch Angabe der unregelmäßigen Bildung der Mehrzahl, endlich durch manche Sprüchwörter und Redensarten, welche die Eigenthümlichkeit beider Sprachen am besten bezeichnen. Ungeachtet dieser zahlreichen Zusätze wird der Umfang der neuen Auflage nicht bedeutend vergrößert; daher kommt es, daß wir im Stande sind, dieses sorgfältig überarbeitete und reich vermehrte Wörterbuch um einen verhältnißmäßig so ungemein billigen Preis zu liefern.

Wir hoffen somit, daß diese neue Auflage die Brauchbarkeit und Verbreitung des längst anerkannten vortrefflichen Werkes noch bedeutend erhöhen wird.

Auf die äußere Ausstattung — Schrift, Druck und Papier — verwandten wir eine ganz besondere Sorgfalt; wie man sich durch Einsicht des Werkes überzeugen wird.

Abbé Mozin's

kleines deutsch-französisch und französisch-deutsches
aus dem vollständigen Taschen-Wörterbuch Mozin's von ihm bearbeitetes

Hand-Wörterbuch,

enthaltend

die gemeinnützlichsten Wörter nach der Aussprache.

Zum Gebrauche

der Realschulen und Lehranstalten beiderlei Geschlechts bearbeitet.

Neue Auflage.
Durchgesehen und vermehrt
von

C. G. Hölder,

Dr. phil. und Professor am königlichen Gymnasium in Stuttgart.

Preis 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr. 4 gGr.

In dieser neuen Auflage sind nicht nur die Fehler, die sich in die vorhergegangene eingeschlichen hatten, sorgfältig verbessert worden, sondern sie wurde auch beträchtlich mit Wörtern und Phrasen vermehrt.

Man wird nicht wohl ein Hand-Wörterbuch finden, in welchem die verschiedenen Bedeutungen der Wörter genauer bestimmt sind, entweder durch Abkürzungen, welche die Wissenschaft oder Kunst bezeichnen, denen das Wort angehört, oder durch Einschaltung von Wörtern und Phrasen. Auch ist die Aussprache der Wörter, die einige Schwierigkeit darbieten, angezeigt.

Druck und Papier werden jeden Käufer aufs höchste befriedigen.

Neues

deutsch-französisches und französisch-deutsches

Taschen-Wörterbuch,

welches

die in den neueren Wörterbüchern über Sprachen und Wissenschaften aufgenommenen Wörter, die Aussprache der schwierigeren, viele der verschiedenen Bedeutungen derselben anzeigende und der Verwechselung vorbeugende Redensarten und Erklärungen, wie auch diejenigen Eigennamen der Personen, Länder, Städte, Flüsse ꝛc., die in beiden Sprachen nicht gleich lauten, enthält.

Von

Abbé Mozin.

Der frühere Ladenpreis dieses Taschenwörterbuchs in 2 Theilen war 3 fl. oder 2 Rthlr.; um dasselbe aber wegen seiner Gemeinnützigkeit auch in Schulen und für Minderbegüterte käuflich zu machen, haben wir diesen, bei der großen Bogenzahl immer noch sehr billigen Preis auf

1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr. 6 gGr.

für unbestimmte Zeit herabgesetzt.

Französische Sprachlehre (Grammaire française) **in einer neuen und faßlichen Darstellung,** die auf die einfachsten Grundsätze zurückgeführten Regeln, durch viele Beispiele erläutert, und sowohl für Anfänger als solche, welche schon Fortschritte in der französischen Sprache gemacht haben und sich darin vervollkommnen wollen. Von Abbé **Mozin.** Elfte, umgearbeitete und verbesserte Ausgabe. Preis 1 fl. 24 kr. oder 20 gGr.

Diese Sprachlehre enthält außer der größtmöglichsten Ausführlichkeit einen besondern Abschnitt über den französischen Versbau, was gewiß für manche Lehrer oder Liebhaber der französischen Sprache von besonderm Interesse seyn dürfte.

Vollständiger Auszug (Abrégé complet de la gramm. franç.) **der französischen Sprachlehre,** oder: Neue und leichte Art, französisch zu lernen durch Darstellung der wesentlichsten Regeln in beiden Sprachen, nebst vielen französischen und deutschen Uebungen über dieselben. Von Abbé **Mozin.** Vierte, mit mehreren Uebungen vermehrte Ausgabe. Preis 1 fl. oder 16 gGr.

Dieses Werk ist insbesondere für die deutsche Jugend und für die Schulen bestimmt. Da alle Redetheile in

beiden Sprachen abgehandelt sind, so haben die Schüler den Vortheil, daß sie sich mit den beiderseitigen Kunstausdrücken der Sprachlehre bekannt machen können.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[133] In Unterzeichneter ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

A. W. Iffland's
ausgewählte theatralische Werke.

Zweite Lieferung oder 4—6r Band. Subscriptionspreis 1 Rthlr.

Inhalt:

IV. Scheinverdienst. Der Spieler. Der Komet. V. Verbrechen aus Ehrsucht. Leichter Sinn. Die Hagestolzen. VI. Die Aussteuer. Das Erbtheil des Vaters.

Diese neu veranstaltete Auswahl von Iffland's besten dramatischen Schriften erscheint in 10 Bändchen kl. 8. auf schönem Velinpapier, in Format, Druck und Papier vollkommen an die beliebten Ausgaben von Goethe, Schiller, Wieland, Klopstock, Lessing ꝛc. sich anschließend; dem 10ten Bändchen wird eine Lebensbeschreibung und ein Bild des Verfassers in Stahlstich beigegeben.

Die dritte Lieferung, Band 7—10 enthaltend, wird jedenfalls noch vor Ostern versendet werden. — Der Subscriptionspreis für alle 10 Bände ist 3 Rthlr.

Leipzig, im März 1844.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

---

[121] Bei uns ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Contes populaires
de
l'Allemagne
par
le comte de Corberon.

Tome I. Paris und Leipzig. 2 Thlr.
Ausgabe auf Velinpapier 2½ Thlr.

Leipzig, Jan. 1844.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

---

[132] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Vademecum des Mechanikers
oder
praktisches Handbuch
für Mechaniker, Mühlbauer, Ingenieurs, Techniker und Gewerbsleute.

Von

Prof. Christoph Bernoulli.

Vierte Auflage,
umgearbeitet und stark vermehrt
von

Joh. Gustav Bernoulli,
Maschinenfabrikant zu Immendingen.

8. Velinp. Cart. Preis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

Indem wir die vierte Auflage dieses nützlichen Werkes dem Publikum übergeben, glauben wir über den Inhalt desselben nichts Weiteres bemerken zu dürfen, als daß er hauptsächlich dahin geht, sowohl dem angehenden Gewerbsmann eine kurze und mit Beispielen erläuterte Anweisung zur Auflösung der ihm im praktischen Leben vorkommenden Fälle zu geben; als auch dem geübteren Techniker durch Zusammenstellung von numerischen Werthen, Formeln und Tabellen Erleichterung und Zeitersparniß in seinen Berechnungen zu verschaffen.

Es ist nichts versäumt worden, um dieser neuen Auflage den möglichsten Grad von Vollkommenheit zu geben, namentlich ist unter Berücksichtigung der bedeutenden Ausdehnung, welche die Dampfschifffahrt, so wie das Eisenbahnwesen in neuerer Zeit auch in den deutschen Staaten erhalten hat und noch erhalten wird, schon in den früheren Ausgaben einige darauf Bezug habende Berechnungen über den Inhalt, die Oberfläche und den Schwerpunkt unregelmäßiger Körper angegeben und denselben nun in gegenwärtiger neuen Ausgabe noch das Wesentlichste über die Construction der Dampfschiffe und Locomotiven selbst beigefügt worden.

Stuttgart und Tübingen, März 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[126] **Vollständig** ist jetzt erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Georg Forsters
sämmtliche Schriften.

Herausgegeben von dessen Tochter
und begleitet
mit einer Charakteristik Forsters
von
G. G. Gervinus.

Neun Bände.

Mit achtzehn lithographirten Abbildungen.

Gr. 12. Geh. 9 Thlr.
(Auch in Lieferungen oder bandweise zu beziehen.)

Leipzig, im Febr. 1844.

F. A. Brockhaus.

[131] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

JAHRBUCH

für

1844.

Herausgegeben

von

H. C. Schumacher,

mit Beiträgen von

Steinheil, Moser und Argelander.

8. Velinp. cart. Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Inhalt:

Astronomische Ephemeride für 1844. — Hülfstafeln. — Schreiben des Herrn Professor von Steinheil an den Herausgeber über folgende Gegenstände: a) Meridiankreis. b) Astrograph. c) Das Heliotrop. d) Mikrometer. e) Beiträge zur Optik. f) Corrections-Fernrohr. g) Prismenkreis. h) Photometer. i) Technik. k) Galvanische Uhren. l) Piroskop. m) Optische Probe. n) Weingeist-Probe. — Ueber das Licht von L. Moser. — Aufforderung an Freunde der Astronomie zur Anstellung von eben so interessanten und nützlichen, als leicht auszuführenden Beobachtungen über mehrere Zweige der Himmelskunde von F. Argelander.

Stuttgart und Tübingen, März 1843.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[128] So eben ist bei uns erschienen:

Schutt.

Dichtungen

von

Anastasius Grün.

Sechste Auflage.

gr. 12. broch. Preis 1 Thlr.

Leipzig, den 13. Febr. 1844.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Vorschule der Geometrie

von

M. G. Wunderlich.

Ephorus des Seminars in Schönthal.

Mit vier lithographirten Tafeln.

gr. 8. Preis 1 fl. oder 16 gGr.

Gegenwärtige Schrift enthält den vorbereitenden Cursus zur Geometrie. Es ist für denselben der praktisch heuristische Weg gewählt; aus den Anschauungen und Verzeichnungen werden die Begriffe und die wichtigsten elementarischen Sätze abgeleitet; wie bei der Sprache durch mehrfällige Uebung Richtigkeit und Fertigkeit zu erhalten gesucht wird, so wird auch hier durch vielfache Uebung an immer neuem, der Fassungskraft der Schüler angemessenem Stoffe eine vertraute Bekanntschaft mit den abstrahirten Lehrsätzen, besonders mit denen über die Congruenz der Dreiecke, erzielt. In den ersten Aufgaben, wo es sich zunächst um Anleitung zur genauen Ausführung der am häufigsten vorkommenden Konstruktionen handelt, wird Einiges ohne weitern Beweis aufgestellt, im Verfolge aber derselbe meist so einfach als möglich gegeben, oder kurz angedeutet, um allmälig an die Führung desselben zu gewöhnen. Die Aufgaben selbst sind so weit fortgeführt, daß sie zusammen ein Ganzes bilden, das der Anfänger leicht überschauen, und durch dessen Anwendung bei Gegenständen des gemeinen Lebens er sich von dem Nutzen des Gelernten überzeugen und zur weitern Beschäftigung mit der Geometrie aufgemuntert finden kann.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Die

Geschichte der Seele.

Von

Dr. G. H. v. Schubert.

Dritte Auflage.

Nebst acht lithographirten Tafeln.

gr. 8. Velinp. Preis 7 fl. 12 kr. oder 4 Rthlr. 8 gGr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Die Vertheidigung

von

Süddeutschland

gegen

die Franzosen,

mit Zuziehung der Eisenbahnen, unter Berücksichtigung der verschiedenen Spurweite.

Eine strategische Skizze von Pz.

gr. 8. Velinpapier. broch. Preis 24 kr. oder 6 gGr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Der gegenwärtige Zustand

der

Vaccination

von

John Baron, M. D.

Aus dem Englischen

von

F. G. Gmelin,

Dr. und ordentl. Professor der Medizin.

gr. 8. in Umschlag broch. Preis 48 kr. oder 12 gGr.

Der Bericht über die Vaccination ist durch die Mittheilungen vieler der angesehensten Aerzte Englands entstanden, und setzt uns über den jetzigen Zustand der Vaccination in England auf eine authentische Art in Kenntniß. Besondern Werth erhält derselbe durch die Nachrichten über frühere und jetzige Pocken-Epidemieen unter dem Rindvieh, durch künstliche gelungene Versuche über die Hervorbringung von echten Kuhpocken durch Einimpfung einer Kuh mit Menschenpocken, wodurch die Natur der Kuhpocken vollkommen ins Licht gesetzt wird. Es dürfte daher dieser Bericht nicht bloß für Aerzte, sondern auch für das größere Publikum von Wichtigkeit seyn, das sich für den Gegenstand interessirt.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 64.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 14. März 1844.

Ce sont les convives qui font les cuisiniers, comme c'est le parterre qui fait les acteurs.

Brillat-Savarin.

Skizzen aus dem häuslichen Leben der Engländer.

(Fortſetzung.)

Wie bei uns, und wie vom Oſterlamm der Iſraeliten an bei jeder Nation, hat auch in England jeder Feſttag ſeine eigene Speiſe. — Es gibt Michaelis-, Oſter- und andere Feſtkuchen. Ein auch bei uns in ganz Deutſchland, ja in allen Germanenländern, in Dänemark, Norwegen, Schweden üblicher Feſtbraten, der Gänſebraten zu Anfang des Herbſtes, iſt auch in Großbritannien allgemein gebräuchlich, nur mit dem Unterſchied, daß die Engländer ihn nicht auf St. Martinstag, ſondern an dem ihm nahen Michaelistage verzehren. Ich aß dieſes chriſtliche Gericht in der Mitte Schottlands und in der Mitte Rußlands unter dort anſäßigen Deutſchen, zwei Punkte, die beinahe ein halbes Tauſend Meilen aus einander liegen. Geht die Martinsgans vielleicht noch über die engliſche und ruſſiſche Chriſtenheit hinaus?

Man hat in England ſogar einen „Pfannenkuchentag.“ Pancake-tuesday heißt der Faſtendienſtag. Die Glocke, welche an dieſem Tage geläutet wurde, um die Leute zur Kirche zu rufen, wurde die Pfannkuchenglocke genannt,

But hark, I hear the pancake-bell,
And fritters make a gallant smell,

und Brand in ſeinen Alterthümern hat ein ganzes Kapitel über die engliſchen „Paucake customs,“ in welchem die ſonderbarſten Dinge vorkommen. — Es iſt eine Sage unter den Engländern, die Pfannkuchen ſeyen in Derbyſhire erfunden worden; aber es iſt bemerkenswerth, was ſie jezt überſehen, daß in keinem Theile Deutſchlands die Pfannkuchen ſo ſehr Nationalgericht ſind als in dem, aus welchem die deutſchen Vorväter der Engländer kamen, in den Ländern der Weſer- und Elbemündungen. — Andere Gerichte ſind dagegen rein engliſch, wie dieß ſchon die ſonderbaren, kaum überſetzbaren Namen andeuten, z. B. Apple dumplings, Rolly-Polly-pudding, Apple hop abouts, Yeomanry-pudding etc.

Die Einförmigkeit der engliſchen Speiſebereitung zeigt ſich beſonders auch am Brod. Die einzigen Brodarten, die man in England ſieht und genießt, ſind white broad, brown broad und oat cakes (Haferbrod). Alle unſere ſo mannigfachen Nüancen vom weißen bis zum kohlſchwarzen Brode kennen ſie nicht. Man trete in einen einzigen deutſchen oder franzöſiſchen Bäckerladen, und man wird dort eine weit größere Verſchiedenheit in Behandlung und Geſtaltung des Mehles finden, als in allen engliſchen Bäckerladen zuſammen. Es iſt durchweg in ganz England daſſelbe gutgebackene, dichte Waizenbrod, welches von allen Claſſen gegeſſen wird. — Die Form der Laibe (boafs) iſt ebenfalls überall in England dieſelbe.

Es iſt ein kleines Rund, auf ein größeres geſezt, die dann im Backen etwas zerfließen und ſich abplatten. Die Kruſte zwiſchen den beiden Abtheilungen, die etwas rauh iſt und für die viele eine beſondere „fancy“ haben, wird „kissing crust“ genannt. — Das braune Brod wird gewöhnlich in den Häuſern in kleineren Quantitäten gebacken für ſolche, die eine beſondere Liebhaberei dafür haben. Es iſt etwas gröber und dunkler als das andere. Die „Oat cakes,“ in Schottland, Irland und im Norden von England das gewöhnliche Brod der Armen und Landbewohner, ſind ein ſo geſchmackloſes und unkräftiges Brod, wie wir es in Deutſchland nirgends haben. Es iſt ein grober Mehlbrei, der auf einer eiſernen heißen Platte ausgebreitet wird und ſo eine gewiſſe Garheit erhält. Es iſt mit Einem Wort ein ganz primitives Brod.

Iriſche und ſchottiſche Gerichte.

Die Schotten, die Irländer, die Walliſer haben ſich natürlich mehr oder weniger den Geſetzen der engliſchen Köche unterworfen und alle die genannten engliſchen Nationalgerichte werden auch bei ihnen gegeſſen. Doch haben ſie, wie ſich von ſelbſt verſteht, auch ihre beſondern Liebhabereien, und manche ihrer Leckerbiſſen, wie z. B. das Walliſer Gericht, die „Welsh rabbits,“ d. h. „welſche Kaninchen“ (geröſteter Käſe auf Brod) ſind über ganz England verbreitet. Das Meiſte und Beſte muß man aber im Lande ſelbſt aufſuchen; z. B. in Schottland das beliebte „Haggis,“ welches aus der gehackten Leber eines Schafes nebſt Kräutern, Gerſtenmehl ꝛc. gemacht und dann in den Magen des Schafes eingenäht und ſo gekocht wird. Dieß ſchottiſche Gericht iſt rund wie ein Pudding und kommt immer ganz heiß und dampfend auf den Tiſch, riecht lockend und ſchmeckt hoch wie Wildpret.

Ein anderer Leckerbiſſen der Schotten iſt der „Singed sheep's head“ (geſengter Schafskopf); das iſt ein Schafskopf, der mit der Wolle in's Feuer geſteckt wird. Die Haut wird vor dem Auftragen nicht abgezogen. Dieß riecht ſtark nach den wilden Hochlanden. Uebrigens iſt auch in einigen öſtlichen Theilen von Deutſchland der Schafskopf ein ſehr beliebtes Nationalgericht. In Curland z. B. werden oft bei großen Mahlzeiten auf langen Schüſſeln 20—30 Schafsköpfe auf einmal aufgetragen und jeder Gaſt nimmt einen vor ſich, um die von der Natur in den verſchiedenen Winkeln des Skeletts verborgenen guten Biſſen daraus hervorzuſuchen. Daſſelbe ſoll in Oſtpreußen der Fall ſeyn. In Schottland ſieht man zuweilen eine arme Frau mit ihrem Schafskopf in eine Grobſchmiede gehen, um ihn zu ſengen.

Das Fundament aller ſchottiſchen Kocherei, das Hauptnahrungsmittel des Volks iſt aber „Oat meal porridge,“ oder wie die Schotten es ausſprechen „porritch,“ Hafermehlgrütze. Es iſt das gewöhnliche Früh- und Spätеſſen der Hochländer. Auch in Northumberland und Weſtmoreland iſt es gemein, und ſelbſt anderswo gibt man es den Kindern aus allen Claſſen, weil es ſo geſund iſt und ſie „fat“ macht. — Schottland iſt ferner berühmt wegen aller Arten von Kuchen und ſüßen Sachen. Ein ſchottiſches Frühſtück beſteht gewöhnlich aus Fiſch und Kuchen und Eingemachtem aller Art, und iſt überhaupt eine große Affaire, größer noch als in England. Darum heißt auch einer der Titel Schottlands: „The land o' cake's,“ den der ſchottiſche Volksdichter Burns nicht ſelten in ſeinen Liedern anwendet.

(Fortſezung folgt.)

Paul.

(Fortſezung.)

Zwei Jahre waren vergangen, unſere Freunde zählten jezt achtzehn Jahre und bereiteten ſich vor, den Grad eines Offiziers zu erlangen. Sie ſaßen und ſtudirten auf's eifrigſte. Die böſe Stunde fand ſie gerüſtet und der Soldat-Student und der Soldat-Poet erhielten beide ihre Patente. Paul hatte ſich ein Huſarenregiment ausgewählt, und der junge achtzehnjährige Huſarenlieutenant machte eine ganz ſtattliche Figur. Emil blieb blaß und ſchwächlich, ſeine Uniform war nicht glänzend, Mann und Kleid waren in vollſtändigem Einklange. Als Paul eben ſeine Offiziersabzeichen anlegte, brachte man ihm einen ſchwarzgeſiegelten Brief vom Rittmeiſter, in welchem dieſer den Tod von Pauls Vater meldete. „Die nähern Umſtände dieſes traurigen Falls, der Schloß Brunswick erſchütterte, wirſt du von deinem Oheim, dem Herrn von Potter, erfahren, der nach Berlin reist,“ ſo ſchloß der Brief.

Pauls Händen entfiel die glänzende Huſarentaſche, er faltete das Schreiben zuſammen und blickte ſtarr und unbeweglich deſſen ſchwarzes Siegel an. — „Mein Alter iſt todt,“ ſagte er endlich zu Emil, der ihn fragend anblickte. — „Todt? — Ach, mein Freund, unſere Väter müſſen ſterben, um uns Platz zu machen. Unſer iſt die Welt! Der Jugend gehört ſie! Laß dich das tröſten.“ — „Es war ein guter Vater, und ich hab' ihm Kummer gemacht.“ — „Das haben wir Alle unſern Vätern. Der meinige pflegte ſtets zu ſagen, ich ſey ein verlorner Sohn, und dieß ſagte er nur, weil ich Verſe machte.“

Pauls Blicke fielen auf das Bild ſeiner Mutter, und ſeine Miene voll Troſt und Beruhigung ſchien zu ſagen: Sie iſt mir geblieben. Er legte die glänzende Uniform weg und ging in ſchwarzer Kleidung zu ſeiner Tante, die bereits nach ihm geſchickt hatte. Er fand ſie

im erſten Stock eines Hotels prachtvoll eingerichtet. Sie kam ihm mit einem ſchwarzen, lang nachſchleppenden Flor entgegen, der ihre kleine bucklichte Geſtalt in langen Wellen umflog und ihr das Anſehen einer Fee gab, die eben ihren Drachenwagen verlaſſen hat. Herr v. Potter ſaß an einem Tiſchchen und verzehrte ein ungeheures Auſternfrühſtück.

„Lieber Paul," ſagte die kleine Tante, indem ſie die volle, jezt ſchon etwas bräunlich geröthete Wange ihres Lieblings ſtreichelte, „es freut mich, dich ſo kräftig und ausgebildet wieder zu finden. In der That iſt deine Stellung im Leben jezt eine bedeutend andere. Dein Vater hat, was wir Alle nicht gewußt haben, hübſche Summen bei Seite gelegt, auch an den Schulden unſeres Stammgutes immer im Geheim abgetragen, ſo daß du dich jezt als einen reichen Erben anſehen kannſt, wie's wenige im Lande gibt. Mein Mann — lieber Freund, endigen Sie doch endlich einmal Ihren Auſternſchmaus — wird dir die Papiere und Rechnungen vorlegen. Er iſt zu deinem Vormund ernannt, auf die kurze Friſt bis zu deiner Großjährigkeit. — Alfred, liebſter Alfred, kommen Sie doch endlich von Ihren Auſtern weg! Hier iſt Paul — Sie haben ihn noch nicht begrüßt. In der That, das finde ich nicht ganz freundlich!"

Herr v. Potter erhob ſich auf dieſe Aufforderungen ſeiner Dame ſchwerfällig vom Tiſch und reichte Paul die Wange hin, indem er zugleich ſeine Arme um den Nacken des Jünglings ſchlang. „Willkommen, lieber Freund, willkommen! Meine Frau hat Ihnen noch nicht Alles geſagt. Lieber Engel, du haſt unſerm Vetter noch nicht geſagt, daß er auch die beiden Oheime in's Haus ſchlachtet; denn weder Anton noch Lorenz werden heirathen. Dafür leiſte ich Bürgſchaft." — „Es iſt wahr," ſagte die Tante, „die beiden Brüder beerbſt du ebenfalls." — „Er wird koloſſal reich!" rief Herr v. Potter und knöpfte ſich ein paar Knöpfe der Weſte auf. „Puh!"

Paul hatte in dieſem Augenblick nur ſeinen todten Vater vor Augen. „Wo lag die Leiche?" fragte er. — „Im großen Saal," entgegnete die Tante. „Die ſechs Candelaber, die, wie du weißt, auf dem Boden hinter dem großen Schornſtein ſtanden und ſeit dem Tode deines Aeltervaters — dein Großvater hatte ſich die Candelaber ausdrücklich verbeten — nicht gebraucht worden, ſtanden um den Sarg. Ich und deine gute Mutter flochten Kränze aus weißen Roſen. Ich zerſtörte meinen Brautkranz, denn es fehlte an weißen Roſen." — „Ja, mein Engel, das hätten Sie doch nicht thun ſollen," bemerkte Herr v. Potter. „Was fängt der alte Mann mit den weißen Roſen im Himmel an? Ich ſehe nicht ein, wozu 's ihm dienen ſoll."

Die Tante fuhr fort: „Der Amtmann, der Verwalter, der Gerichtsvogt, der Schloßintendant, der Schulmeiſter und der Küſter trugen ihn zu Grabe in die Familiengruft. Mehrere Edelleute, da eben große Jagd in der Nähe war, kamen zum Trauergeleite, und ſelbſt der Adelsmarſchall der Provinz hatte ſeine Kutſche und ſeine Livree geſendet. Man ſang das Lied: „Nun, Herr, läßt du deinen Knecht in Frieden fahren." — „Ich muß Ihnen ſagen, liebſte Amelie," hob Herr v. Potter an, die Uhr hervorziehend, „daß es die höchſte Zeit iſt, in's Atelier zu fahren. Wollen Sie uns begleiten, Vetter? Wir wollen uns daguerrotypiren laſſen." — „Alfred," ſagte die Tante, „wie können Sie die Augenblicke, die ich dem Schmerze meiner Familie weihe, wo ich mit dem Erben des Namens und der Verdienſte eines theuern Bruders ſpreche, ſo grauſam ſtören?" — „Als er noch lebte," murrte der Geſcholtene, „haben Sie ſich nie mit ihm vertragen können." — Paul begleitete ſeine Tante, als ſie ging, ihren Mantel umzulegen. Dann ſchloß er ſie in ſeine Arme, ſeine Thränen befeuchteten ihre Wange, und das einſtmalige kleine, magere Fräulein ſchmiegte ſich mit großer Innigkeit an den ſchönen, ſtolzen, kräftigen Jüngling, den ſie einſt ihren Schüler nannte.

Als Paul ſich beim General meldete, fand er dieſen alten Herrn in einer ungewöhnlich ernſten Stimmung. „Junger Mann," ſagte er, Pauls Hand erfaſſend, „Sie ſind jezt Offizier, Sie treten ein in die Reihen eines glänzenden und heldenmüthigen Heeres. Sie haben mir mit einem für Ihre Jahre ſeltenen Scharfblick gezeigt, welch ein Makel der Soldateska unſerer Tage anklebt. Wir ſtehen faſt wieder da, wo wir 1806 ſtanden, als die Zeit der Prüfung herankam und uns unvorbereitet fand. Der lange Friede hat uns übermüthig gemacht, der Krieg wird uns wieder demüthig machen; denn aus der Demuth, beim Soldaten wie bei jedem Andern, wächst das Große. Dann, mein Freund, ein väterlicher Rath. Sie lieben den Spott, geben Sie ihm nicht Raum. Ich kann Ihnen aus Erfahrung verſichern, daß er nicht gut thut. Ein Soldat beſonders ſoll ſich des Spotts enthalten, denn ſeine ganze Stärke beſteht im Einverſtändniß mit dem Ganzen, der Spott jedoch iſolirt." — Er ſchüttelte hier nochmals Pauls Hand und entließ ihn. Paul ließ ſich bei der Generalin melden; ſie nahm ihn nicht an. „Der Schoßhund iſt zu groß geworden," murmelte Paul, indem er von der Treppe niederſtieg.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig, Februar.

(Fortſetzung.)

Univerſitätshändel. — Theater. — Guſtows Zopf und Schwert.

Es erfolgte auch nichts in den zwei erſten Tagen nach der Verſammlung, am dritten aber erſchien ein Anſchlag

am schwarzen Brett, worin Rektor und Senat auf Befehl des Ministeriums jede fernere derartige Zusammenkunft bei strenger Strafe verbot, die Anstifter der gehaltenen aber laut eines citirten Paragraphen aus dem Criminalgesetzbuche zur Untersuchung zog. Diese wurde sofort eingeleitet, scheint aber nicht vom Universitätsgericht, sondern lediglich vom Ministerium geführt oder vielmehr beendigt werden zu wollen, und wie die Sachen liegen, steht den Erlassern des Aufrufs kaum etwas anderes, als das Consil bevor. Um nun die in die Klemme gerathenen Commilitonen als möglichst unschuldig hinzustellen, unterzeichneten sich die meisten der Mittheilhaber an jener Versammlung und reichten eine Namensliste — an 400 — dem Senat ein, der sie ebenfalls dem Ministerium zu geneigter Ansicht übermacht haben soll. Dieß auffallende Verfahren, am meisten aber die angeordnete Untersuchung auf jenen Paragraph des Criminalgesetzbuches, dessen Inhalt nicht einmal volle Anwendung auf den Vorfall erleiden möchte, erbittert nicht bloß die Studenten, sondern macht auch unter der gesammten Bevölkerung das größte Aufsehen. Jeder billig Denkende beklagt die getroffenen Maßregeln, wohl einsehend, daß in solcher Weise der geistige Strom der Zeit zwar gehemmt und auf Seitenbahnen eingeleitet, nie aber gänzlich aufgehalten werden kann. Man kann immerhin die Ungesetzlichkeit jener Versammlung tadeln und, muß es seyn, auch durch ernstliche Verwarnungen bestrafen, man sollte aber nicht in der regen Theilnahme der Studenten an ihren und der Zeit Angelegenheiten, in dem erwachten Sinne für öffentliches Leben und dem damit innigst zusammenhängenden Wunsche, für alle Stände Gleichheit der Rechte eingeführt zu sehen, staatsgefährliche Tendenzen vermuthen.

Ein ehemaliges Mitglied des hiesigen Theaters, als es noch unter königlicher Direktion stand, Hr. Rott aus Berlin, gab neuerdings einen Cyclus von Gastrollen. Ich hatte ihn seit seinem Weggange von hier nicht mehr gesehen, und war begierig auf die Fortschritte, die er in so langer Zeit an der königlichen Bühne zu Berlin gemacht haben würde. Meine Täuschung war aber leider vollständig. Ich fand noch dieselben grandiosen Mittel, aber auch die nämliche Manierirtheit, letztere nur noch in gesteigertem Grade. Die Auffassung „Richards III." von Shakespeare, eine Rolle, auf die er sich viel zu Gute thut, war ohne alle Tiefe. Der Höcker, ein leidlich höhnisches Gelächter und überlautes Erheben der Stimme — darin bestand die Characteristik. Es ist überhaupt an diesem begabten Schauspieler zu tadeln, daß er zu sichtlich auf den Effekt hinspielt und, merkt er, daß etwas Anderes nicht helfen will, mit seiner Stimme Alles erzwingt. Der Beifall eines gewissen Publikums wird ihm dadurch freilich nicht entgehen, der Kunst aber schnüren dergleichen Concessionen die Kehle zu. Besonneneres Streben, ernsterer Kunstsinn und Bemeisterung kleinlicher Eitelkeit würden es ihm möglich machen, sich den besten Schauspielern seiner Zeit an die Seite zu stellen. Der bisher von ihm verfolgte Weg kann ihm wohl den Namen eines routinirten, talentvollen Schauspielers, nie aber den eines denkenden Künstlers sichern. Außer Richard III. trat er in „Macbeth," „Wilhelm Tell," „Otto von Wittelsbach" und „Vor hundert Jahren" auf. Als „alter Dessauer" im letztgenannten Stück war er bei weitem mehr an seinem Platze, als in den vorzugsweise von ihm beliebten tragischen Rollen. — An neuen Stücken fehlt es bei uns nie, an guten, d. h. an solchen, die vor der Kritik Stand halten, fast immer. Lange Jahre hat man unser Publikum mit französischem Marzipan gefüttert und es durch diese süßliche Speise so verwöhnt, daß es kaum mehr Gutes und Schlechtes unterscheiden kann. Diät thut ihm also eben so Noth als kräftige Kost. Ein Pröbchen von letzterer ward ihm verabreicht in Gutzkow's „Zopf und Schwert," das kürzlich aufgeführt wurde. Außer „Richard Savage" und „Werner" sah unser Theaterpublikum kein Drama von Gutzkow. Vielleicht war dieß die Ursache, weßhalb Gutzkow hartnäckig an der Meinung festhielt, es gebe hier eine Clique, die ihm entschieden feindlich gesinnt wäre. Ich kann aber versichern, daß es unter den hiesigen Literaten nicht mehr und nicht weniger Cliquen gibt, wie anderwärts. Wer etwas erstrebt, kann hier eigentlich ganz allein stehen, wenn er Lust dazu hat. Es kümmert sich Niemand um ihn und es verdenkt es ihm Niemand. Ein festes Zusammenhalten, oder gar gemeinsames, von irgend einem Stimmführer geleitetes Wirken ist nicht vorhanden. Will man demnoch eine Vergesellschaftung annehmen, so zerfällt diese höchstens in zwei Parteien, deren eine die Politik ausschließlich predigt, die andere die Produktion vertritt. Die politische Partei nennt diese letztere spottweise den „produktiven Liberalismus," doch ist es mir nicht bewußt, daß dieser irgendwie für seine Zwecke wirkt, es müßte denn in Sachen des von ihm vorzugsweise versehmten Panslavismus seyn. Doch zurück zu „Zopf und Schwert." Die Aufführung fand statt vor gedrängt vollem Hause und ward theils in den Zwischenakten, theils am Schlusse mit Beifall aufgenommen. Furore machte das Stück nicht, was theils in der Mangelhaftigkeit der Darstellung seinen Grund haben mochte, theils wohl auch im Stücke selbst liegen dürfte. Ein an französischen Firlefanz gewöhntes Publikum, wie das unsrige, mußte von der urdeutschen Neuheit des Gutzkowschen Stückes dermaßen frappirt werden, daß es im ersten Augenblick das Applaudiren vergessen konnte. Gutzkow hat einen ungemein glücklichen Griff gethan, der vielleicht von unberechenbaren Folgen für die Entwickelung des deutschen Lustspiels im Allgemeinen und des historischen insbesondere seyn kann. Es gibt kein deutscheres, kein patriotischeres Stück als dieses. Das Einzige, was man etwa dagegen einwenden könnte, dürfte die an Uebertreibung streifende Derbheit seyn, die durchgehends im Stücke herrscht. Die Anlage der Intriguen, die Fort- und Durchführung ist unläugbar fein, geistreich, und zeugt von Bühnenkunde, alles Andere aber strotzt von derber Kraft, die sich hin und wieder auch etwas ungeschliffen geberdet. Was man aber auch an Einzelnheiten tadeln mag, was man von Auswüchsen einer übermüthigen Kraft hinwegwünschen möchte: das Ganze kann Anerkennung fordern in so vollem Maße, wie sie ihm bereits vielfach zu Theil geworden ist. Manche Scenen sind musterhaft, so das erste Zusammentreffen des Königs mit Seckendorf und Grumbkow; ferner die Abschiedsaudienz Rothams, vor Allem aber das Tabakskollegium. Schade, daß die Rolle des Prinzen von Bayreuth in unglücklichen Händen war, sonst hätte die Gedächtnißrede auf den König von noch größerer Wirkung seyn müssen, als sie ohnedem hervorbrachte. Unter den Darstellern zeichneten sich Reger als König und Mad. Dessoir als Prinzessin Wilhelmine vor Allen aus. Baudius als Seckendorf übertrieb viel zu sehr und machte aus dem österreichischen Gesandten einen vollkommenen Hanswurst. Die Uebrigen gewinnen am meisten, wenn Niemand von ihren Leistungen spricht.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 22.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 65.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 15. März 1844.

Most smiling, smooth, detested parasites,
You fools of fortune, trencher-friends, time's flie's,
Cap and knee slaves, vapours, and minute-jacks!
Shakespeare.

Paul.

(Fortſetzung.)

Nichts verräth ſich leichter in der Welt, als das Daſeyn des Goldes; Jeder beeilt ſich, ſeinem Nachbar die Anzeige zu machen, Freund und Feind vereinigen ſich, um eine ſo willkommene Botſchaft ſo weit als möglich auszubreiten. Eine ſchöne That zu verbergen, genügt der durchſichtigſte Schleier, das Blinken des dämoniſchen Metalls zu verdecken, ſind alle Hüllen der Welt, und die Welt zählt bekanntlich ſehr viele und ſehr dichte, nicht zureichend. So erfuhr die große Stadt bald, daß ein reicher junger Erbe in ihren Mauern weilte; vor allen aber erfuhren es jene vornehmen Kreiſe, die auf Namen und Reichthümer Jagd machen, denen der Menſch nichts und ſeine Hülle Alles iſt, die in dieſem Augenblicke vor der Tugend anbetend niederknien, weil ein Ordensſtern ſie ziert, und in jenem Moment ihr höhnend in's Geſicht ſchlagen, weil ſie dieſen Ordensſtern verloren hat. In dieſen Kreiſen ward Pauls Empfang mit Jubel vorbereitet. Der Name des Huſarenlieutenants, des Barons von Brunswick lag offen hingelegt in den Boudoirs eleganter Frauen, auf dem Schreibtiſche angeſehener Männer; man verſteckte dieſe kleine Karte nicht, denn man hatte mit dem Träger dieſes Namens Großes im Sinne.

Herodot erzählt von einer Abtheilung der Prieſterkaſte der alten Egyptier, die ſich einen kleinen ſchwarzen Fleck auf die Wange malte, um dadurch anzuzeigen, daß ſie eines näheren Umgangs mit den Göttern gewürdigt ſey. Dieſer kleine ſchwarze Fleck iſt das Abzeichen unſerer Ariſtokratie. Wenn der Nil austrat und Verwüſtungen anrichtete, ſo hatten die Schwarzbefleckten das Vorrecht, ſich und ihr Eigenthum zuerſt in Sicherheit zu bringen, und wenn bei uns im Volke Elend und Noth einbricht, ſo haben unſere Schwarzbefleckten das Vorrecht, davon keine Kenntniß nehmen zu dürfen. Dieß war bei weitem nicht ſo ſchlimm, ſo lange der Adel, wenn auch nicht ganz dazu berufen, den erſten Platz einnahm, als es jezt iſt, wo die Rohheit in Gold gekleidet ſich als Ariſtokratie breit macht. Jezt iſt der kleine ſchwarze Fleck von der giftigſten Natur; dieß kann man bei jedem Austreten des Nils bemerken. Uebrigens iſt dieß eine Bemerkung, die wir Herodot zu Liebe hier eingeſchaltet haben. Man muß auch manchmal den Alten eine Gefälligkeit erzeigen.

Die erſte That unſeres jungen Helden in ſeinem neuen glorreichen Wirkungskreiſe war, daß er großmüthig eine Herausforderung annahm, die der Adjutant des Generals ihm zukommen ließ, als er Gewißheit

erlangt hatte, daß jene Traumgeſchichte eine Erfindung Pauls war. Da es in einer großen Stadt ohne Politik und öffentliche Meinung immer eine große Anzahl Leute gibt, die die Langeweile plagt, ſo machte dieſes Duell, das ſo gefahrlos ablief, als jemals eine Angelegenheit beendet ward, in der man Waffen braucht, doch großes Aufſehen und der junge Mann in der Mode ſtieg ſchnell noch eine Staffel höher in der Aufmerkſamkeit und Gunſt der Geſellſchaft. Der Adjutant hatte eine Dame aus den höhern Kreiſen zur „Beobachterin," denn Freundin oder gar Geliebte würde in einer Zeit, die ſo diskret und tugendhaft iſt, einen gehäſſigen Nebenbegriff hervorrufen. Dieſe Beobachterin fiel in Ohnmacht, und da ſie dieß unglücklicherweiſe in Gegenwart zweier Freundinnen that, die ihrerſeits ſchon lange die Beobachterin beobachteten, ſo ging ein leiſes Murmeln in die Geſellſchaft über und Paul wurde zum Mörder eines hochbegabten himmliſchreinen Engels gemacht. Unſere Zeit iſt ſo heuchleriſch; die alte Ariſtokratie hatte ihre Liebſchaften, ſie ging mit großem Muthwillen und großer Heiterkeit in allerlei verwickelte Verhältniſſe ein und kam darin um; wir ſind ſo vorſichtig, wir machen ſo kleine Schritte, und fallen dennoch. Zum Glück erholte ſich der reine Engel wieder und entſchloß ſich, zu aller Welt Freude, weiter zu leben; ein Umſtand, den Niemand für möglich gehalten hatte. Sie ging noch weiter und behauptete, ſie wolle „den Reſt ihrer Tage" (ein Ausdruck, der ihren Freundinnen Thränen ablockte) dazu anwenden, für die armen Negerkinder Kleidungsſtücke zu machen.

Die angeſehenern und reichern Offizieren hielten zuſammen und tauſchten mit einander ihre Börſen, ihre Liebſchaften und ihre Reitpferde. Der engſte Ausſchuß dieſer Excluſiven beſtand aus etwa dreißig jungen Herrn, die ſich die Ritter ohne Furcht und Tadel nannten und den Bayardclubb bildeten. Paul wurde für's Erſte als Ehrenmitglied aufgenommen. Man theilte ihm am Abend ſeines Eintritts ein kleines, grün eingebundenes Buch mit, deſſen Blätter etwas vergriffen waren und das eine Anzahl unſchätzbarer Notizen enthielt. Die hiſtoriſche Abtheilung führte die Namen berühmter Ritter auf, ſchöne, wohlklingende Namen aus Tagen, die längſt verrauſcht ſind. Auf einem der erſten Blatter las man in kleiner gekritzelter Schrift den Namen „Schill." Dieſe verblaßten Züge waren hingemalt, als hätte eine kleine Putzmacherin ſie geſchrieben, die an Nervenzuckungen leidet, und doch war dieſer Name der männlichſte unter allen, doch lockte er glühende Thränen aus den Augen des Jünglings, der mit dem Stolz eines preußiſchen Herzens zum erſtenmal den Namen dieſes armen Geächteten las. Er hatte ihn geſchrieben, als ſchon der große Gedanke aus dem ſtillen Buſen gewaltſam hervorſtrebte, um That zu werden, in der Nacht, die ſeinem Auszuge aus Berlin vorherging. Dieſem Namen folgten andere, lauter Söhne jener ſchwarzen blutigen Tage, theure Namen, ſo oft von zitternden Lippen genannt, in Schmerz und Klage, und dann wieder unter Siegeshymnen in Freude und Errettung. Dann folgten aus den Tagen des Friedens die Helden mit den griechiſchen Profilen, die keine andern Siege zu nennen hatten, als die über ſchöne Frauen.

(Fortſetzung folgt.)

Skizzen aus dem häuslichen Leben der Engländer.

(Fortſetzung.)

„Bannocks o' barley meal," Gerſtenmehlkuchen ſind ein Gebäck, worüber es auch ein altes Lied gibt. Der Held dieſes Liedes iſt jener allen Freunden von W. Scotts Jeanny Deans bekannter Herzog von Argyle, der ihr die Zuſammenkunft mit der Königin Caroline verſchaffte. In dieſem Liede ſehnt ſich jener mächtige Hofmann nach dem grünen Tartan ſeines Clans und nach den „Bannocks o' barley meal" ſeines Vaterlandes.

Das ſchottiſche „brose and butter" beſteht aus Honig und Whiskey. Die Hochzeitleute haben in Schottland einen Gebrauch, den ſie „running for the brose" nennen. Derſelbe beſteht darin, daß die jungen Burſchen gleich nach der Trauung einen Wettlauf zum Hauſe des Bräutigams anſtellen. Wer die frohe Nachricht von der Vollendung der Ceremonie zuerſt dahin bringt, wird mit einer Schüſſel voll Broſe belohnt. — Auch in einer alten ſchottiſchen Ballade wird von dieſem Gerichte erzählt. König Karl II. nahm ein fröhliches Mahl beim Laird of Cockpen ein, wobei dieſer ihm nicht nur das Gericht brose and butter auftiſchte, ſondern auch die alte Melodie, die denſelben Namen trägt, vorſpielen ließ. Der König aß das Gericht, wie das alte Lied ſich ausdrückt: „cheek by jowl with the Laird of Cockpen" (Backen an Wange mit dem Laird von Hahnenfeder). Der Laird erwies dem Könige auch außerdem noch wichtige Dienſte und ſchoß ihm ſogar Geld vor. Alles dieſes vergaß Karl, nachdem er wieder zum Throne ſeiner Väter gelangt war, ſeiner Weiſe gemäß. Nicht ſo aber der Laird von Cockpen; und um die geliehene Summe wieder zurück zu erhalten, erſuchte er eines Sonntags den Organiſten der königlichen Kapelle, ihn am Ende der Muſik das Nachſpiel vortragen zu laſſen. Er ſpielte darauf die Melodie: „brose and butter." — „Worauf der König," ſo fährt die Ballade fort, „aufſprang und ausrief: „Meiner

Treu! das muß der Laird of Cockpen seyn!" — Das Ende vom Liede ist dann, daß der König nach der Versöhnung noch einmal vom lieben brose and butter speist, Backe an Wange mit dem Laird von Hahnenfeder.

Irland ist von Schotten und Engländern erobert, zum Theil sogar kolonisirt. Es findet sich daher dort sowohl die englische als die schottische Küche eingeführt. Dennoch hat sich natürlich auch in den irischen Küchen Vieles von diesem Einflusse unabhängig erhalten und eigenthümlich gestaltet; z. B. das berühmte „Irish stew," gedämpftes Fleisch, das in Irland selbst auch unter dem Namen „Beggar's dish," des Bettlers Gericht, bekannt ist. Es besteht aus Hammelrippen mit Kartoffeln zusammengekocht, welches beides — leider! — in einer tüchtig gepfefferten und gezwiebelten Sauce schwimmt.

Mehrere sehr beliebte Nationalgerichte holen sich die Irländer aus der See, nicht nur Austern, Fische und anderes Fleisch, sondern auch Gemüse, z. B. ihren Lever oder Laver. Sie bereiten dieses Gericht aus einer gewissen Art von Seetang, der denselben Namen trägt. Es sieht grün aus, fast wie grüne Seife, hat die Consistenz unseres Zwetschenmußes und ist eine der Eßwaaren, die man entweder verabscheut oder in die man verliebt ist. Es muß sehr heiß gegessen werden und wird in demselben kleinen irdenen Tiegel auf den Tisch gebracht, in dem es gekocht wurde, und stets wieder auf's Feuer gesetzt, wenn die Gäste sich bedient haben. Man versendet dieses Fabrikat auch durch England, und in London verkündigen die Krämer den dortigen Kindern der Smaragdinsel durch einen besondern Anschlag an ihren Buden, wenn sie frischen Laver empfangen haben. — Auch an den Küsten Englands und Schottlands werden hie und da mehrere Arten von Seegräsern gegessen, im armen Irland aber bei weitem häufiger. Eine sehr gewöhnliche Speise dieser Art ist der Dillisk, den man in Belfast, Kingston und wahrscheinlich auch in andern irischen Küstenorten so häufig auf den Märkten feil geboten findet, wie bei uns die Gemüsearten des Festlands. Dieser Dillisk wird von den Küstenbewohnern roh gegessen. Er ist knorplich, und es gilt für eine Unterhaltung, ihn zu kauen. Als Gewürz dient dabei das Salz, mit dem das Seewasser ihn überzogen, daher es verkehrt wäre, ihn abzuwaschen. In einigen Theilen Irlands findet man ihn sogar in den Häusern der Wohlhabenden. Man hat oft einen Sack voll Dillisk in den Gesellschaftszimmern liegen, und langt gelegentlich hinein, um mit diesem Seekonfekt die gewöhnliche Langeweile der Zähne zu unterbrechen, was man um so lieber thut, da die Speise für sehr gesund gehalten wird.

Auch Curragheen oder Currakeen ist ein Geschenk, das die Nereiden den irischen Köchen machen. Es sieht etwa aus wie blanc manger und wird ebenfalls aus einem Seegras bereitet. Dieses Seegras ist weiß und zart und wird in Milch ganz zu einem Brei gekocht, dann in Formen geschüttet, worin es bleibt, bis es steif wird.

Wie aber in England hoch, stolz und kräftig über alle andern Gerichte das mächtige Roastbeef emporragt, so übertrifft alle Nationalspeisen im armen Irland, sowohl an Verbreitung als an Beliebtheit, der kleine, runde Erdknollen, den sie schmeichelnd „tatoes" (eine Art Diminutiv statt patatoes) nennen. Die Kartoffel, die dort in viel größern Varietäten erscheint als in England, ist geradezu das einzige Nahrungsmittel von Millionen von Irländern, und selbst die Reichen machen dort mehr daraus als anderswo. Ganze Schüsseln voll heißer Kartoffeln, meist „with their jackets on," werden eine nach der andern beim Diner hereingebracht.

Die irischen Armen verzehren die Kartoffeln gewöhnlich mit dünner Buttermilch oder auch mit Häring, die, welche sich beides nicht verschaffen können, mit Salz. Mit dem Häring gehen sie sehr sparsam um, und oft essen sie ihn nicht, sondern reiben nur die Kartoffeln ein wenig daran herum, um diesen wässerigen Knollen doch den Geschmack von irgend etwas zu geben. Der Häring oder das Salzstück hängen dabei über der Mittagstafel an einem Bindfaden.

Eine andere Art irischen Kartoffelgerichts, welche dem Ganzen die Krone — freilich eine Trauerkrone — aufsetzt und mit deren Anführung wir unsere Bemerkungen über brittische Nationalgerichte schließen, sind die „Patatoes and point," „Kartoffeln mit Fingerzeigen." Wenn die Leute so arm sind, daß sie sich weder einen Häringsschwanz noch Salz anschaffen können, so essen sie die wässerigen Kartoffeln ohne beides und zeigen, indem sie sie in den Mund stecken, auf die Stelle hin, wo der Häring hängen sollte. Es hilft gewiß ein wenig; denn die Phantasie der Irländer ist mächtig und das Gericht ist ein ächt irisches den trovato.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Februar.

Das Stadttheater.

Durch die Concurrenz des Thaliatheaters ist die Direktion des Stadttheaters zu ausserordentlichen Anstrengungen genöthigt, welche ihr hin und wieder von einer rücksichtslosen Opposition noch erschwert werden. Erwägt man aber die besondere Stellung dieses Instituts, so kann man die Direktion gerechterweise einer Vernachlässigung ihrer Pflichten nicht beschuldigen. Zuvörderst darf man nicht vergessen, daß das Stadttheater in Hamburg nicht, wie andere Anstalten seines Ranges, die Hülfe einer fürstlichen Munificenz im Hinterhalte hat, sondern ganz allein auf den Besuch des Publikums angewiesen ist. Letzterer wird nicht allein durch die genannte Concurrenz, sondern auch durch eine Menge von Vergnügungen aller Art geschmälert; auch sind die beiden

Hauptpostitage der Woche dem Theaterbesuch nicht günstig, und endlich entführt die schöne Jahreszeit die besten Theatergänger auf ihre Landsitze. Dennoch beweist das Repertoire des Stadttheaters, daß es hinter den ersten Bühnen Deutschlands nicht nur nicht zurückbleibt, sondern ihnen oft noch voraus ist. Die Direktion ist mit dem noch zu wenig befolgten Beispiel der Tantièmen für vaterländische Dichter vorausgegangen; sie hat noch kürzlich sogar die erste Aufführung eines neuen Dramas zum Benefiz des Verfassers veranstaltet; sie hat fast alle Neuigkeiten von Bedeutung vorgeführt und einige derselben zuerst vor allen deutschen Theatern; sie hat die vorzüglichsten Schauspieler und Sänger zu Gastvorstellungen veranlaßt, und honorirt endlich ihre Mitglieder in der Weise königlicher Bühnen. Neben diesen allgemeinen Ausgaben hat sie noch eine große Bürde in den besondern Kosten für Miethe, Pension, Inventurzinsen u. s. w., die ihr erwachsen, eben weil sie eine auf sich selbst angewiesene Privatanstalt ist. Es wird versichert, daß das Budget des Stadttheaters die Höhe von etwa 240,000 Gulden erreiche, was eine Durchschnittseinnahme von 700 Gulden für die Vorstellung ausmacht. Dieses bedeutenden Status ungeachtet scheut die Direktion kein Opfer für die Erwerbung neuer Stücke, und in der lezten Zeit sind deren sehr viele gegeben worden. Zuerst das schon 1840 von Grillparzer verfaßte vieraktige Mährchendrama „der Traum ein Leben." Das Stück erfreute sich nur in der ersten Hälfte eines entschiedenen, in den beiden lezten Akten eines getheilten Beifalls. Die Handlung schreitet nicht rasch genug vorwärts; der Dialog ist mit Sentenzen unnöthig geschwängert, das Sujet ist schon oft und hie und da glücklicher behandelt worden. Es ist der Kampf zwischen der Leidenschaft für Ruhm und Glanz und der Liebe. Die lezrere siegt, wie vorgebracht, und ihr Sieg wird ihr um so leichter, als der Verfasser den Helden des Stücks nicht den Glanz des Ruhms, sondern den Glanz der Schande träumen läßt. Ferner: „Mutter und Sohn." Schauspiel in zwei Abtheilungen und 5 Aufzügen, mit freier Bearbeitung des Romans „die Nachbarn" von Frederike Bremer, von Charlotte Birch-Pfeiffer. Die Verfasserin dieses Bühnenstücks ist durch ihre langen Titel und ihr großes Glück beim Publikum berühmt genug, um des Erfolgs ihrer Arbeiten im Voraus gewiß zu seyn. Noch mehr Interesse gab sie diesem Drama, indem sie die Hauptpartie als Gastrolle übernahm. Der Inhalt des Romans, nach welchem sie dasselbe bearbeitet, ist in ganz Deutschland bekannt. Das Drama gibt die Geschichte desselben bis zur Versöhnung Brunos mit der Gräfin von Mansfeld genau wieder, nur in einigen Nebenpunkten, und nicht zum Vortheil des Bühnenstücks, abweichend. Der Dialog ist in den effektvollsten Scenen mit der Bremer eigenen Worten zusammengestellt. Die Bearbeitung für die Bühne ist kunstgerecht und dankbar; ist es doch ein Hauptkunststück der Bearbeiterin, dankbare Rollen anzulegen. „Mutter und Sohn" ist auch, wie die meisten ihrer frühern Arbeiten, ein Kassenstück geworden. Ueber den ästhetischen Werth desselben läßt sich nicht mehr und nicht weniger sagen, als über ihr „Nacht und Morgen."

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Februar.

(Schluß.)

Neues Preßgesetz. — Die Schwestern Milanollo. — Noth. — Diebereien.

Zu Anfang dieses Monats ist auch ein neues Preßgesetz publizirt worden, das mit dem ersten Mai in Kraft treten wird. Autoren und Verleger gewinnen wenig oder nichts, es sieht aber doch aus, als könnte sich mit der Zeit aus dem unscheinbar flackernden Flämmchen, das über diesem Gesetze sichtbar wird, ein hell leuchtendes Licht entwickeln. Vorläufig sind außer allen Schriften über 20 Bogen — was unter einem Bogen zu verstehen ist, hat das Gesetz anzugeben vergessen — Visiten-, Verlobungs- und Vermählungskarten, Etiquetten aller Art und anderes unschädliches Spielzeug censurfrei. Irre ich nicht, so wurde in dem Edikt insbesondere auch noch der lutherischen Bibelübersetzung als bei neuem Abdruck der Censur nicht bedürftig gedacht.

Die Schwestern Milanollo, denen ein großer Ruf vorausging, haben bei drei- oder viermaligem Auftreten hier ein Aufsehen gemacht, wie vor ihnen nur etwa Franz Liszt und Paganini. Diese Mädchen sind aber auch wirklich ein paar Wunderkinder. Ein eigenthümlicher Zauber umschwebt namentlich die älteste Schwester. Mit ihrem bleichen, sinnigen Gesicht, ihren großen, schwarzen Augen, ihrem glänzenden Haar erinnert sie unwillkührlich an Goethes Mignon. Mit graziösem Schwunge handhabt sie den Bogen, entlockt bald jauchzende Töne der Freude, bald melancholische Klagelaute den Saiten und reißt auch den ruhigsten Zuhörer zu lauter Bewunderung hin. Therese Milanollo spielt nicht, wie so viele Virtuosen, mit bloßer Kunstfertigkeit, die wohl Staunen erregen kann; sie spielt mit voller Seele, mit dem weichen, naiven und wieder so räthselhaften Gemüth eines schuldlosen Mädchens. Das ist neu, das ist bezaubernd, und so mögen immerhin diese Schwestern von Land zu Land pilgern und mit ihrem wunderbaren Spiel noch Tausende rühren und entzücken.

Man liest allwöchentlich herzbrechende Schilderungen von der Noth arbeitloser Weber in den schlesischen Gebirgen und von allerorten überhandnehmender Armuth und Nahrungslosigkeit. Diese sich mehrenden Weheruse mögen wohl mit beigetragen haben, daß der hiesige Magistrat seit einem Monat eine Anstalt errichtet hat, wo Arbeitslosen Arbeit nachgewiesen wird. Die bisherigen Ergebnisse thun dar, daß ein derartiges Institut recht an der Zeit war. So viel mir bekannt worden ist, haben binnen etwa 14 Tagen weit über 500 Personen Arbeit nachgesucht, von denen natürlich einem verhältnißmäßig nur geringen Theile wirklich Arbeit gegeben werden konnte. Hilft ein solches Bureau auch nicht Allen und nicht unmittelbar, so ist doch mit ihm in so fern viel gewonnen, als solche Individuen, von denen nicht viel Gutes zu erwarten steht, sich melden müssen, wenn man ihnen nicht bald auf die Finger klopfen soll. — Wie in allen stark bevölkerten Städten, mangelt es auch bei uns nicht an einer Menge Volk, das gern lustig leben, aber nicht arbeiten möchte. Die vielen Einbrüche und Diebstähle, die in den lezten Monaten vorfielen, deuteten auf das Vorhandenseyn einer ansehnlichen Diebsgesellschaft hin. Man war aufmerksamer als gewöhnlich, verfolgte mit Umsicht vereinzelte Spuren und entdeckte so erst vor Kurzem ein ganzes Nest von Gesellen und Gesellinnen, die noch etwas allzufrüh für den gegenwärtigen Zustand civilisirter Staaten den communistischen Grundsatz, alles Eigenthum sey ein Unsinn, praktisch ausübten. Unsere Polizei wird wohl noch Zeit genug haben, diese Liebhaber fremden Eigenthums im Zucht- und Arbeitshaus sicher unterzubringen, bevor dieser vielseitig gewünschte neue beste Staat wirklich in's Leben tritt.

Beilage: Literaturblatt Nr. 28.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 66.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 16. März 1844.

Sind es Kämpfe, die ich ſehe?
Sind es Spiele? ſind es Wunder?
Fünf der allerliebſten Knaben,
Gegen fünf Geſchwiſter ſtreitend,
Regelmäßig, taktbeſtändig,
Einer Zaubrin zu Gebote.

Goethe.

Skizzen aus dem häuslichen Leben der Engländer.

Der Strickſtrumpf.

„Wandelt ſie mit ihrem Strickſtrumpf über die Berge;“ durch dieſe Worte, die er von der Sonne ſpricht, hat der heitere Hebel das Strickzeug unſerer deutſchen Frauen auf alle Zeiten geadelt. — Da bei uns ſogar die Sonne ſtrickend über die Berge geht, wer mag es uns ſtreitig machen, daß dieſe Arbeit unſerer deutſchen Frauenwelt ganz eigenthümlich angehöre? Nur die deutſche Sonne kann ſtricken, da nur ſie eine Frau iſt. Engländer und Franzoſen und überhaupt die meiſten Völker haben ſie zum Mann gemacht. Aber was ſtrickt ſie? — „Gewölk aus himmliſchen Düften.“ — „Das kommt ja wohl euern Rauchern ganz bequem,“ höre ich eine engliſche Dame zu einer deutſchen ſagen; „denn damit iſt ja wohl weiter nichts gemeint, als die Tabakswolke aus der Pfeife eures liebenswürdigen Ehegemahls, wie ſie ſich langſam um ihn und um die geduldige Ehehälfte herumzieht und ſie ganz einhüllt, ſo daß ſie am Ende nicht weiß, ſtrickt ſie den Strumpf oder ſtrickt ſie das Rauchgewebe.“

Schon das kleine Mädchen von vier oder fünf Jahren, ſobald es ſeine Händchen in die Höhe halten und die weichen Finger krümmen kann, ſteht in Deutſchland an ſeiner Mutter Seite, um die Stricknadeln den dicken Faden drehend. — Haben unſere Genremaler aus dieſer Scene ſchon ein hübſches Gemälde gemacht? Es wäre ein ächt deutſches Bild. — In England kommt das Strickzeug in der Reihenfolge der weiblichen Handarbeiten zu hinterſt; dieſe Kunſt wird am ſpäteſten gelernt, weil ſie ſo — ſchwer iſt; nur Erwachſene entſchließen ſich dazu. Aber auch dann werden keine Strümpfe geſtrickt; wozu? man trägt meiſt ſeidenes oder leinenes Gewebe aus den Fabriken, zum großen Theil ſogar aus den deutſchen, und begreift nicht, wie unſere Arbeiter die Zeit damit hinbringen können. — Sie richten an die deutſchen Strickerinnen die Frage: „wie macht ihr denn einen Hacken? Ich begreife es nicht! Wie ſchwer muß es ſeyn!“ Und ich glaube, wenn ſie eine deutſche Strickerin ſehen, wie ſie ihres Sohnes oder ihres Gemahls langen Fuß an den Händen baumeln hat, ſo geſtalten ſich dabei in ihrem Kopfe allerlei patriarchaliſche Ideen. Eine engliſche Touriſtin aber könnte ſich etwa ſo vernehmen laſſen: „Wie altväterlich und fein bürgerlich lebt man doch in Deutſchland! Wie Eva im Paradieſe dem kleinen Kain und Abel und ihrem Manne die erſte Bekleidung ihrer Blöße verfertigte, wie die Prinzeſſinnen im Homeriſchen Alterthume ſpannen und webten, ſo bereiten auch die deutſchen Frauen, ſowohl die geringen Weiber als die

vornehmen, und zuweilen die vornehmſten Damen ihren Männern die erſte und gröbſte Bekleidung ihres nackten Fußes, mitten in anſtändiger Geſellſchaft. Man ſieht oft große Damengeſellſchaften, wo hundert Finger den ganzen Abend in beſtändiger, raſtloſer Bewegung ſind, ſchaffend, raffend und nimmer raſtend, was ungefähr ſo ausſieht, wie die vielen Räder und Maſchinentheile in unſern großen Fabriken. — Sie ſtricken ſogar in den öffentlichen Gärten Sonntags, wo ſie im Freien bei Beethoven'ſcher oder Mozart'ſcher Muſik ſitzen. Ja es gibt ſogar Städte in Deutſchland, wo man, ehe der Vorhang zur Vorſtellung eines Müllner'ſchen Trauerſpiels oder eines Iffland'ſchen Familienſtücks aufgeht, die Damen ihre Arbeitsbeutel öffnen [und was hervorholen ſieht? — ein Strickzeug. Ich glaubte Anfangs, die Leute ließen die Füße aus den Logen baumeln, und ich möchte wohl einmal eine Carrikatur von unſerem H. B. auf dieſe deutſche Strumpfſtrickpaſſion ſehen."

„Ich glaube, eure deutſche Frauen ſind mit fünf Stricknadeln und einem angefangenen Strumpf in der Hand auf die Welt gekommen, wie ihr Männer mit einer brennenden Pfeife im Munde," ſo hat mir zwar kein Engländer geſagt; aber es iſt gewiß, daß mir bei günſtiger Gelegenheit hunderte es hätten ſagen können. — Was unſere Pfeifen betrifft, ſo wollen wir dieſe hier ruhen laſſen, und ich weiß nicht, ob unſere Rechtfertigung in dieſer Beziehung ſo leicht ſeyn würde. Aber den Strickſtrumpf unſerer Frauen wollen wir vertheidigen und wollen ſie bitten, ihn allen Nationen zum Trotz feſtzuhalten und hoch empor zu heben als ein Symbol deutſcher Arbeitſamkeit und einfachen deutſchen Häuslichkeitsſinnes.

In neuerer Zeit ſind in England mehrere berühmte Bücher über das Stricken und über das Filetmachen herausgekommen, und man fängt auch dort jezt an, ein Bischen zu ſtricken. Aber was iſt es? Nur cuffs, mollatres (Manſchetten, Pulswärmer) und andere ſolche kleine, zum Schmuck dienende Siebenſachen, nie aber und unter keiner Bedingung Strümpfe. Und doch iſt dieß gerade die Hauptſache. Eben die natürliche Anſpruchsloſigkeit, die Ungeziertheit und dann die große Brauchbarkeit dieſes unentbehrlichen Kleidungsſtücks gibt allen Geſellſchaften, in die es eingeführt wird, jenen gemüthlichen, häuslichen und patriarchaliſchen Anſtrich, den wir lieben.

Hoch, ſage ich, laßt unſere deutſchen Frauen den Strickſtrumpf erheben. Sie können ihn zu ihrem Union-Jack machen; denn er iſt auch ein Symbol der allgemeinen Gleichheit des Geſchlechts. Im Schweiße eures Angeſichts ſollt ihr alle euer Brod erwerben, und alle unſere flinkſtrickenden Damen könnten dieß im Nothfall. Die Dame des Hauſes ſizt auf der Bank in ihrem Garten und ſtrickt; die Wärterin ihrer Kinder ſtrickt gleichfalls und ſtrickend begegnet ſie der ſtrickenden Frau ihres Pächters. So verſtrickt ſich das Strumpfgewebe aus der Hütte des Armen zum Palaſte des Reichen, alle ſammt und ſonders in ſeinem Netze fangend. Möchten unſere Frauen ſich dieſe Arbeit nicht von den Maſchinen aus der Hand winden laſſen! Iſt es nicht jedesmal ein unerſezlicher Schaden für die Geſellſchaft, wenn ein ſolcher Faden abreißt, der ſie mit dem Naturzuſtande des Menſchen in Verbindung hält?

Und iſt es nicht ſchon ein ſchwerer Verluſt, daß das traute, emſige, ſchnurrende Spinnrad mehr und mehr in Vergeſſenheit und Mißkredit geſunken iſt? Ich begreife nicht, wie ein Mann eine Frau heirathen kann, die ſich nicht darüber auszuweiſen vermag, daß ſie zu ſpinnen verſteht und die ſich im Ehecontrakte nicht verbindlich machen will, dieſe edle Kunſt fleißig im Hauſe zu üben. Glücklicherweiſe iſt in Deutſchland noch nicht Alles verloren. Man findet noch ſolche Frauen genug, und man kann ſogar in den Zimmern deutſcher Fürſtinnen ein elegantes Spinnrad finden. * In England, glaube ich, würde man dergleichen in allen „Mauſions" vergebens ſuchen, und ſelbſt in den Hütten nur ſelten finden.

Die engliſchen Frauen arbeiten und ſchaffen in den häuslichen und geſelligen Kreiſen nicht halb ſo viel als unſere deutſchen. Sie kennen nicht den „Arbeitsbeutel," ohne den unſere Frauen faſt nie ausgehen („und unſere Männer kennen nicht den Tabaksbeutel, mit dem ihr Deutſchen verwachſen ſeyd," höre ich eine Engländerin hinter meinem Rücken flüſtern). — Ihre lange „dressing-time" (Ankleidezeit), ihr Spazierengehen und Reiten, ihre endloſen Newspapers, ihr Kaminfeuer und ihr anmuthiges Nichtsthun laſſen den fair-ones nicht Zeit genug dazu. Nur für „Fancy-work" (Phantaſiearbeit), wie ſie alle künſtliche Stickerei und Strickerei nennen, ſind ſie ſeit einiger Zeit leidenſchaftlich eingenommen. Der Anſtoß dazu ging wahrſcheinlich auch von den fleißigen deutſchen Schaffnerinnen aus. Gewiß iſt es, daß unſere Stickmuſterhändler den engliſchen Damen das Material dazu liefern. In jeder größern Stadt Englands, in London, Edinburg, Glasgow, Liverpool ꝛc. gibt es jezt Verkaufslokale für Berlin-Embroidery (Berliner Stickerei). — Die Engländer verſtehen dieſe geſchmackvollen Sachen nicht zu machen, und Muſter, wie Wolle und Canevas, werden von Berlin verſchrieben. — Man kann dort auch angefangene und halbfertige Arbeiten kaufen, wo dann im Drawing-room nur die lezten Stiche hinzugefügt zu werden brauchen. — Jene elegant gebundenen Bücher über knitting und netting, die wir erwähnt, liegen auch bereits auf allen runden Arbeitstiſchen.

* Z. B. bei der Erzherzogin Palatin in Ofen.

Paul.

(Fortsetzung.)

Der preußische Adler saß zahm zu den Füßen der Aspasien und die Antinousse der Kongreßzeit prunkten in den Opernlogen, um Henriette Sontag singen zu hören. Es war eine kokette, tumultuarische Zeit, und mancher Paris, der damals goldene Aepfel ausgetheilt, wandert noch, ein gealterter Don Juan, über die Straßen und Plätze, wo sonst schwarze Eloiren und bunte Zerlinen ihm nacheilten. Dann kam die Zeit der Tugend und der Langeweile — Arme Jugend! was hilft dir in so schläfrigen Tagen deine Apollogestalt? Unter dem Zank unserer Tage zerbricht die schöne Form, und der Kuß der Liebe findet nur kalte, kranken Unsinn schwatzende Lippen. Dennoch schrieb Paul seinen Namen mit Freudigkeit hin. Jede Jugend glaubt ihrer Zeit den Stempel ihrer eigenen Kraft und Schönheit aufdrücken zu können. Jedes junge Herz hat Recht, denn es hofft, und dem Hoffenden gehört die Welt.

Dem historischen Theil des grünen Buchs folgte der administrative; er enthielt Gesetze, die bestimmten, wie die „Crême" es mit Liebeshändeln und Duellen gehalten wissen wollte. Es kamen hier feine psychologische Züge vor, und jenes mysteriöse Etwas, das man die „Ehre" nennt, das wie das höchste Aroma der Liebe nur gefühlt, nicht beschrieben werden kann, wurde hier dem Eingeweihten in zwölf Thesen vorgeführt. Der Finanzabschnitt gab kostbare Adressen an von Wucherern, die mit Diskretion behandelt werden mußten, weil sie bei den kleinlichsten Leidenschaften große Namen trugen und mitten in der exclusiven Gesellschaft ihren Sitz hatten. Ein kleiner amüsanter Anhang enthielt die Geschichte einiger in Mode stehenden und von den Exclusiven mit Aufmerksamkeiten beehrten Schönheiten, doch waren es meist Corinnen und Aspasien aus früheren Tagen; in der neuesten Zeit fehlten diese kleinen Romane, entweder weil die Ritter keine Damen mehr gefunden hatten, oder weil sie sie nicht mehr nennen mochten.

Am Abend der Aufnahme Pauls wurden einige Reden gehalten; dieß war ein Modezeitvertreib des Bayard-Clubbs, und wie nicht zu leugnen war, manchmal ein sehr langweiliger. Die Redenden mußten oft mit Gewalt zum Schweigen gebracht werden, und dieß bewirkte man dadurch, daß man sechs oder acht Redner auf einmal losließ, die wie bissige Hunde über einander herfielen und sich gegenseitig aufrieben. An diesem Abende jedoch sprach ein berüchtigter Witzbold und Tonangeber, der Erbe eines großen Vermögens und durch Reisen gebildet. Wir wollen ihn Elfried nennen. Er war nichts weniger als schön, klein von Wuchs, hinkte ein wenig, war aber dessen ungeachtet der keckste und geschickteste Reiter. Als vortrefflicher Pistolenschütze stand er in Achtung; im Uebrigen waren jedoch seine geselligen Tugenden von sehr problematischer Art. Da er von guter Familie, seine Angehörigen vermögend und angesehen waren, so erlaubte man ihm viel, er aber erlaubte sich noch viel mehr selbst, und da konnte es nicht fehlen, daß sein Umgang nicht eben der bequemste und gesuchteste war. Er fühlte sogleich zu unserem Helden eine Neigung, und die Rede, die er jezt hielt, war besonders an Paul gerichtet.

„Der Offizier von heute," hob er an, „ist ein Wesen ernsterer und soliderer Art geworden, als er vor dreißig Jahren war. Werfen wir einen Blick auf unsere Väter, meine theuern Brüder, so entdecken wir zweierlei; erstens einen großen und allgemeinen Mangel an Interesse für Wissenschaft und Kunst, und zweitens eine außerordentliche und nicht zu entschuldigende Leichtfertigkeit im Umgang mit den Frauen. Das sind zwei Uebelstände, die wir uns nicht verbergen können, wenn wir die großen Standbilder unserer Erzeuger betrachten. Es ist betrübend, gestehen zu müssen, daß unsere Väter sich nichts daraus machten, der Grammatik unheilbare Wunden zu versetzen und den Artikel als ihren persönlichen Feind zu betrachten. Sie übten eine unbeschreibliche Despotie über den Casus aus, und von dem Druck, den er unter ihrer Herrschaft litt, ist der hinfällige Zustand, den er noch jezt hie und da zeigt, herzuleiten. Sie waren die eigentlichen Gründer des „Berliner Deutsch," jenes wunderbaren und in seinen Combinationen so unerforschlichen Jargons. Aber nicht damit zufrieden, der Sprache fortwährend auf die Hühneraugen zu treten, führten sie auch einen Vertilgungskampf gegen die Wissenschaften im Großen und Allgemeinen. Jede wurde auf kränkende Weise ignorirt und zurückgesezt. Beispiele anzuführen ist unnöthig. Der Offizier von heute adoptirt großmüthig die Wissenschaften; er läßt es geschehen, daß, wenn man ihn am Morgen besucht, man ihn in Ranke's Geschichte der Päpste lesend findet; er hat wenig Zeit für seinen Schneider und noch weniger Zeit für seine Geliebte. Ebenso adoptirt er die Künste und studirt die Schönheit der Form nicht am Nacken eines Kammermädchens, wie unsere Väter es thaten, sondern an der gefurchten Stirn eines Cicero, an dem schönen Faltenwurf der Toga eines antiken Imperators."

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Februar.

(Fortsetzung.)

Gutzkows Zopf und Schwert.

Mit einiger Neugierde erwartet man hier die Birch-Pfeiffersche, noch nicht vollendete Bearbeitung des „Thomas

Thyrnau" der Madame Paalzow. Angenommen ward dieselbe schon, nachdem die Direktion nur die erste Hälfte im Concept angesehen. — „Die Schule der Armen." Originalschauspiel von Dr. Bärmann. Von diesem Autor, der in Hamburg lebt, wurde schon 1812 ein nach dem Französischen bearbeitetes Lustspiel auf dem hiesigen Theater aufgeführt. Deßhalb, heißt es in seiner Anzeige im hiesigen Lokalblatt, habe die Direktion ihm ein „Jubiläumsbenefiz" bewilligt, und zwar die erste Aufführung seiner Armenschule. Wie nun aus der Subtraction der Ziffer 12 von 45 ein Jubiläum herauszubringen ist, überläßt Bärmann der Phantasie seiner Freunde. Den Armen mag man indessen die Gelegenheit schon gönnen, und so erregte es auch mehr Mitleid als Tadel, daß Dr. Bärmann, der wackere Bürger und brave Familienvater, in einer ziemlich kläglichen Intelligenzanzeige das Publikum dringend um zahlreichen Besuch seiner Armenschule bat. Dieser inständigsten Bitte ward gebührend entsprochen; man fand aber kein Originalschauspiel, sondern eine dürftige Exposition des hundertmal bearbeiteten Themas von einem reichen Onkel, der sein früher begangenes Unrecht an den Kindern seiner Schwester gut machen will. Das Stück ist in Versen geschrieben, die sich nirgends zur Poesie erheben, in den ersten beiden Akten aber eine Art pragmatischer Geschichte der Leiden und Freuden der Armuth bilden. Diese akademische Vorlesung langweilte bis zur Peinlichkeit. Die nachsichtigste Kritik gab dem Verfasser wohlgemeinte Winke zur Abkürzung seines Dramas; er aber erklärte gleich darauf im Lokalblatt, daß ein wahres Kunstwerk durch solche Aenderungen nur leiden könne. Im Prinzip hat er Recht, ob aber mit Anwendung auf sein Stück? Es ward nochmals vor fast ganz leerem Hause gegeben und ad acta gelegt. — Ihm folgte „Zopf und Schwert," historisches Lustspiel von Gutzkow. Wie bei allen Werken dieses Autors, hatte man auch bei diesem dafür gesorgt, daß ihm Stabstrompeter vorausbliesen. Der Korrespondent, die Nachrichten, das Frankfurter Journal, die Kölner Zeitung u. s. w. wußten schon viel zum Lobe desselben zu sagen, bevor es noch irgendwo zur Anschauung gekommen war. Mit solchen vorgeborenen Recensionen soll die unparteiische Kritik verblüfft werden. Merkwürdigerweise haben die Leute aus allen Vorgängen nicht gelernt, daß dieses Manöver immer zum Nachtheil ihres Autors ausfällt. Die selbstständige Kritik läßt sich nicht blenden; das Publikum aber ist, eben solcher Manöver halber, zu wenig von Recensionen abhängig. Es wundert sich wohl, daß dieses und jenes angepriesene Stück gut seyn soll, fürchtet aber die Langeweile oder Täuschung und geht nicht hin. Das Stadttheater ist indessen vielleicht noch nie besuchter gewesen, als an diesem Abend, wozu aber der Umstand, daß ein beliebter Schauspieler sich das Stück zum Benefiz gewählt, nicht wenig beitrug. Es wurde gut aufgenommen, aber keineswegs ohne merkliche Opposition. Ich halte „Zopf und Schwert" für die beste von Gutzkows dramatischen Leistungen, weil sie volksthümlich ist und sich nicht übernimmt. Sie hat einzelne originell gedachte und glücklich ausgeführte Scenen, wie z. B. die, in welcher der König seinem Kammerdiener die Befehle hinter den Koulissen her zuruft, das Menuet der gefangenen Prinzessin mit ihrer Gesellschaftsdame, das Tabakscollegium des Königs. Die dem Deutschen angestammte Spießbürgerlichkeit ist hie und da ohne Haß gegeißelt, das Wichtigthun eines neuen Königshauses mit heiterer Ironie karrikirt. Wenn aber Gutzkows Partei behaupten will, er habe mit diesem Werk eine neue Gattung des Lustspiels geschaffen, oder zuerst die vaterländische Geschichte in einem Lustspiel auf die Bühne gebracht, so kann man zu solchen Behauptungen nur lächeln. Zuvörderst ist „Zopf und Schwert" strenge genommen kein Lustspiel, und dann behandelt es durchaus keinen Akt der Geschichte, sondern ein Stück Privatleben des Königs Friedrich Wilhelm, und selbst der Charakter dieses bizarren Mannes ist nicht historisch gehalten. Man kann doch unmöglich die Zusammenstellung geschichtlicher Namen und einzelner Züge aus ihrem Leben Historie nennen. Auch möchte es nicht erlaubt seyn, die diplomatische Form so zu vernachlässigen, wie sie nicht nur vom König, was hingehen möchte, sondern auch vom österreichischen und englischen Gesandten vernachlässigt wird. Die auf ihren noch neuen Rang so eifersüchtige, eitle Königin vermag nicht einmal die Würde einer gebildeten Bürgersfrau zu behaupten, und die andern Personen gruppiren sich nicht minder unbeholfen um sie. Die eigentliche Handlung ist sehr locker und unbedeutend; eine Verwickelung ist eigentlich gar nicht da, und die Intrigue besteht mehr in Worten als in Handlungen. So viel Seckendorf auch von „Combination" spricht, so wird doch nichts combinirt. Nimmt man die komischen Situationen heraus, welche durch die Persönlichkeit des Königs erzeugt sind, so fällt das ganze Lustspiel zusammen. Noch einen andern Punkt habe ich auf dem Herzen. Die Lobredner des Lustspiels haben nämlich auch die „deutsche" Gesinnung im Stück gerühmt und des Beifalls freudig gedacht, den die Worte des Königs: „Deutschland wende ich mich mit ganzer Seele zu u. s. w.." in Dresden gefunden haben sollen. Nichts ist aber kläglicher für uns Deutsche, als eine Gesinnung, wie sie hier dem König beigelegt wird. Nachdem er lange und hoffnungsreich mit England wegen der Vermählung seiner Tochter mit dem Prinzen von Wales unterhandelt, nachdem er in dieser Verbindung seine größte Ehre und einen Bundesgenossen gegen Oesterreich (und Deutschland) gesucht, wendet er sich plötzlich diesem lezteren Lande zu, weil er durch eine vom Parlamente gestellte Bedingung nicht Deutschlands, sondern seine Particular-Interessen bedroht sieht. Wahrlich, die Anwendung der Fabel vom Fuchs und den Trauben liegt hier gar zu nahe. Wer aber ist so arm an Gemüth oder so kurzsichtig, um dergleichen für Patriotismus hinzunehmen? — „Zopf und Schwert" erlebte bis jezt bereits fünf Wiederholungen, während Gutzkows früher hier aufgeführten Dramen es in der Regel nicht über drei brachten.

(Fortsetzung folgt.)

Logogriph.

Ich bin der Nemesis geweihter Ort,
Der Ort, wo ihre Todesschrecken hausen,
Mit Blut wird hier gerächt der blut'ge Mord,
Gebein und Schädel grinst dich an mit Grausen,
Die Unglücksvögel siehst du schreiend dort
Am ekelen Verwesungsmahle schmausen;
Den Wandrer kommt ein eis'ger Schauer über,
Geht er um Mitternacht an mir vorüber.

Zwei Zeichen wechsle: und des Zaubers Flügel
Ist's, der dich in ein schwäbisch Schloß versezt.
Es hebt sich niedlich auf dem Blumenhügel,
Der durch die Aussicht deinen Blick ergözt,
Thal, Stadt und Dorf, des Flußes blauer Spiegel,
Der diese paradies'sche Landschaft nezt,
Das Alles schaut der Wandrer mit Entzücken
Von dieses königlichen Hügels Rücken.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 67.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 18. März 1844.

— Take from thence all error, with his might,
And make his eye-balls roll with wonted sight.
Shakespeare.

Der Ring der Faſtrada.

Sage.

1.

Im hohen Kaiſerſchloſſe zu Ingelheim am Rhein
Erglänzt's in ſtillen Nächten wie Fackelflammenſchein;
Es zittern Sterbeſeufzer ſo ſchaurig durch die Luft,
Und aus den öden Hallen quillt trüber Leichenduft.

Das ſind die Todtenfackeln im prächt'gen Ritterſaal,
Die flammen an der Bahre von Kaiſer Karls Gemahl;
Das ſind des Kaiſers Seufzer aus gramzerriſſner Bruſt,
Sind ſeines Jammers Töne, voll wilder Todesluſt.

Im hohen Kaiſerſchloſſe zu Ingelheim am Rhein,
Da ruht im Leichenhemde, auf ſchwarzem Leichenſchrein,
Die ſchönſte aller Roſen im weiten deutſchen Reich,
Geknickt vom Hauch des Todes, erſtarrt und ſtumm und bleich.

Das traf des Gatten Seele wie hellen Blitzes Strahl,
Zur Bahre ſank er nieder in unermeſſ'ner Qual
Und rief: „Das ſind des Todes, des Grabes Züge nicht!
„Ein tiefer Schlummer trübte nur ihrer Augen Licht!"

Und zu den Fürſten ſprach er: „Was trauert ihr und klagt?
„Die Kaiſerin erwachet, wenn es im Oſten tagt!
„Seht, ihre Lippe regt ſich, ſie lächelt himmliſch mild,
„Es iſt der Tod ja nimmer, iſt nur des Todes Bild!

„Nur ſchlummertrunken ſenkte ſie das geliebte Haupt,
„Wer iſt's, der ſeines Kaiſers, der meinem Wort nicht glaubt?
„Wer wagt es noch zu ſprechen das falſche Wort vom Tod?
„Sie ſchläft und wird erwachen beim erſten Morgenroth!"

Und als die Morgenſonne ſie kalt und todt nur fand,
Doch aus des Kaiſers Seele der kranke Wahn nicht ſchwand;
Und ſucht' er auch vergebens der Wangen zartes Roth —
„Sie wird erwachen," rief er, „ſie ſchläft nur, iſt nicht todt!"

Und als die Fürſten nahten, die Ritter und die Herrn,
Da fanden ſie gebrochen, ach! ſeines Auges Stern;
Es glühte Fieberwahnſinn im bleichen Angeſicht
Und ihres Mundes Worte verſtand der Kranke nicht.

Es ſprach Turpin der Biſchof: „Mein Karl, o edler Held!
„Dich irren finſtre Mächte aus falſcher Geiſterwelt,
„Es hält des Böſen Zauber dein frommes Herz umgarnt;
„Wach auf, es iſt die Stimme des Freundes, die dich warnt!

„Laß in die Gruft verſenken Faſtrada's todten Leib,
„Wohl wird ſie einſt erwachen, dein holdes theures Weib —
„Doch nicht die Morgenröthe und deine Stimme nicht,
„Sie weckt Poſaunendonner nur und das Weltgericht!"

Da ſprach der Kaiſer düſter: „O ſchweige, falſcher Mund!
„Was thuſt du Lügenworte, Verblendeter, mir kund?
„Hinweg, ihr blinden Thoren, daß ihr ſie nicht erweckt,
„Daß eurer Waffen Klirren mein ſchlafend Weib nicht ſchreckt!" —

So ſchwanden Tage, Wochen, es ſchwanden Monde hin,
Und immer wilder wurde des Kaiſers düſtrer Sinn;
Nur enger ihn umſtrickte der ſüße Wahn mit Macht,
Doch iſt Faſtrada nimmer aus ihrem Schlaf erwacht.

2.

Im hohen Kaiſerſchloſſe zu Ingelheim am Rhein
Ertönt die Sterbeglocke, glänzt Fackelflammenſchein;
Aus ſeinem ſchweren Traume iſt Kaiſer Karl erwacht,
Den Zauber hat gebrochen Turpin durch Gottes Macht.

Einſt ſtieg des Kaiſers Wahnſinn zum ſchreckenvollſten Grad
Und weinend aus dem Saale enteilte der Prälat;
In ſtiller Schloßkapelle da hat die ganze Nacht
Für ſeinen Kaiſer betend Turpin voll Gram gewacht.

Wohl nimmer drang zum Höchſten ein inniger Gebet!
Wohl nimmer haben Lippen ergreifender geflebt!
Aus tiefſter Herzensfülle und heil'ger Andacht voll
Dort für des Kaiſers Seele ſein Glutgebet erquoll.

Die Morgenſonne glänzte ſchon durch die Scheiben klar
Und ſchlummertrunken kniete er noch am Hochaltar;
Da ward ihm hohe Gnade, ein himmlisch Traumgeſicht:
Vor ſeinem Auge ſtralte ein Cherub mild und licht,

Der ſprach in holden Tönen: „Turpin, du biſt erhört!
„Du ſollſt den Zauber brechen, der Kaiſer Karl bethört.
„In's goldne Haar geflochten der todten Kaiſerin
„Wirſt einen Ring du finden und dieſen Ring nimm hin!

„Er hat gar hohe Kräfte; wer ihn auch immer trägt,
„Des Kaiſers Herz voll Liebe ihm ſtets entgegen ſchlägt,
„Er kann von dem nicht laſſen, der dieſen Ring beſitzt,
„Wenn er auch einem Todten am ſtarren Finger blitzt."

Als nun Turpin, vom Auge des Kaiſers unentdeckt,
Den Zauberring entwandte, im goldnen Haar verſteckt,
Da ſank in tiefem Schlafe Karl auf den Sarkophag,
Und beim Erwachen ward es in ſeiner Seele Tag.

Mit unermeßnem Staunen im fahlen Angeſicht
Empfing er nun der Fürſten ergreifenden Bericht:
Wie ihm des Böſen Zauber ſo eng umſtrickt den Sinn,
Daß ſchlafend er nur wähnte die todte Kaiſerin.

Da ward ihm Gottes Gnade, die ihn errettet, klar,
Und heiße Dankgebete bracht' er dem Höchſten dar,
Faſtrada wird verſenket mit kaiſerlicher Pracht,
Und neu in ſeiner Seele die alte Kraft erwacht.

Verborgen jedem Auge an reicher Kette hing
Jezt auf der Bruſt des Biſchofs der zaubervolle Ring;
Und als der Kaiſer einſten der Freunde Schaar gezählt,
Da hat Turpin von allen zum Bruder er gewählt.

Er mußte mit ihm trinken aus Einem Goldpokal,
Die Speiſe mit ihm theilen getreu bei jedem Mahl,
Er ſaß an ſeiner Seite auf goldnem Königsthron
Und ſchlief an ſeinem Herzen wie nicht des Kaiſers Sohn.

(Schluß folgt.)

Paul.

(Schluß.)

„Das zweite Gebrechen unſerer Erzeuger waren ihre heitern, aber unhaltbaren Grundſätze im Umgang mit Frauen. Sie waren darin von Frankreich angeſteckt, dieſem Lande der kleinen Füße und der großen Irrthümer. Sie ahmten Frankreich nach; wir aber ahmen keinem Volke nach, ſondern indem wir es großmüthig andern Nationen überlaſſen, uns nachzuahmen, beſchäftigen wir uns unabläſſig, die großartigen Keime von Tugenden, die in unſerer militäriſchen Nationalkraft liegen, auszubilden. (Beifall und einige Stimmen, die „hört! hört!" rufen.) Es liegen betrübende Beiſpiele vor, wie wenig unſere Väter die Frauen achteten, obgleich ſie ſich alle Stunden des Tages und der Nacht in ihre Nähe drängten. Wir drängen uns nicht zu ihnen, wir beobachten ſie aus der Ferne mit großer Achtung und einer rührenden Ehrfurcht. Dieß gereicht unfehlbar den Frauen unſerer Tage zu unendlich großer Genugthuung. Sie erſparen die Zeit, die ſie anwenden müßten, thörichte Annäherungen, die zu nichts führen, abzuweiſen, und dieſe erſparte Zeit wenden ſie an, die edelſten Werke der Mildthätigkeit auszuüben, Werke, an die unſere Mütter nicht denken konnten, weil man ſie beſtändig in unnütze Liebeshändel verwickelte."

So weit war der Redner, da unterbrach ihn ein Anderer, der ſtürmiſch die Rednerbühne uſurpirte. „Was, Frauen!" rief dieſer leidenſchaftliche Jüngling, deſſen

Stimmung einige Gläser Ananaspunsch noch erhöht hatten, „wir wollen Krieg! Schlachtenlärm, Manifeste, Truppenmärsche, Vorpostengefechte, Belagerungen, Ausfälle — seht da, das sind Worte, die erschüttern und beleben! Die Kasernen müssen sich entleeren, der müßige Soldat soll erfahren, wozu er da ist. Ihr werdet mir das alte Wort erwidern: Es gibt keinen Krieg! — Ei, so mache man ihn. Wenn man das träge Menschenvolk viel fragen wollte, so möchten sie wohl ewig Frieden haben. Der König nehme nur, wie der große Fritz es gethan, irgend einem Nachbar eine Provinz weg; gleich wird Geschrei und Tumult da seyn, gleich haben wir Krieg. Und dann sollt ihr sehen, wie wir die patriotischen Leierkastenmänner aus dem Lande hinausjagen, wie wir die kleinen Verdrußmanufakturen sprengen und die ganze übelriechende, dintesudelnde, König und Adel verklatschende, alten Weiberzank ausstüftelnde Sippschaft mit dem geschwinden Kehrbesen unserer guten blanken Schwerter über die Schwelle fegen werden! Teufel und Doria! Alle Welt spielt heutzutage Conzerte, soll nur der Soldat allein auf seinem Instrumente, der Flinte, nicht spielen dürfen?“

Eine Stimme erhob sich, die da rief: „Achtung für den Frieden! Achtung für das freie Wort, für die freie Forschung!“ — Alle Blicke wandten sich nach dem Ausgangspunkte dieser Stimme hin, und ein Jüngling ward sichtbar mit ernstem Antlitz, dunklem Haar und feurigen Augen. Er stand da, an die Thüre des Eingangs gelehnt, in vollem Waffenschmuck, die Arme über die Brust gekreuzt und mit stolzer Ruhe in die Versammlung blickend. Paul hatte diesen jungen Helden noch nie gesehen; er fühlte sich von der Erscheinung desselben getroffen, und die ehrfurchtsvolle Stille, die auf jene herausfordernden Worte folgte, fand ein besonderes Mitgefühl in seiner Brust.

Langsam und mit festen Schritten kam der junge Mann aus der Tiefe des Gemachs hervor und trat dicht an den Tisch, an welchem die lärmenden Gruppen Platz genommen hatten. Niemand forderte ihn auf zu sprechen; er schien eine solche Aufforderung nicht abwarten zu wollen, sondern sagte in kurzen und scharfen Sätzen: „Wißt ihr, was ihr thut, indem ihr diesen Unmuth nährt, ihm Sprache und Geltung gebt? Wißt ihr, was das Wort „Friede“ bedeutet? Habt ihr bedacht, welche Macht der Unterwelt ihr heraufbeschwört, indem ihr die Gewalt der Waffen zum Kampfrichter bestellt? Unsere Väter haben dem Kriegsdämon gestanden, weil er sie aufsuchte; wollt ihr vermessen den Dämon reizen, der euch nicht aufsucht? Wollt ihr ihn aus seiner dunkeln Höhle gewaltsam hervorziehen? Habt ihr vergessen, welch düstere Gemälde uns alte Krieger von jenen Schlachtfeldern entwerfen, auf denen Deutschlands Jugend blutete? Habt ihr Leipzigs schauriges Siegesfest vergessen? Geht und betrachtet die schwarzen Tafeln in den Kirchen der Dörfer und zählt die Menge der Opfer, die auf den Stufen des Altars des Vaterlands fielen! Wollt ihr von Neuem den Donner der Kanonen wach rufen, die Schärfe des Schwertes frei geben? von Neuem brennende Dörfer, verwüstete Städte, entvölkerte Provinzen zur Schau stellen, und das Alles, um einem Kitzel des Ehrgeizes, einem Verlangen ungeduldiger Jugendhitze zu genügen? Dankt es der klugen Versöhnlichkeit der Fürsten, die jezt Europas Throne einnehmen, daß uns Zeit bleibt, an unserer Veredlung als Menschen, als Bürger, als denkende und fühlende Glieder eines großen Staatsganzen zu arbeiten. Dankt es den Friedensjahren, die uns erlauben, nicht bloß Soldaten, auch Bürger zu seyn.“

Diese Rede rief lebhafte Debatten hervor. Sämmtliche Bayardritter fingen jezt an, unbeschreiblich viel Punsch zu trinken, und zugleich war jezt der Zeitpunkt da, wo acht Reden zugleich gehalten wurden. Als die Versammlung aus einander ging, hing sich Elfried an Pauls Arm und sagte lachend: „Hier haben Sie, mein verehrter Kamerad, drei gleich vortreffliche Reden gehört, die alle drei die Stimmungen unserer geliebten Brüder in Mars veranschaulichen; die lezte noch am wenigsten. Ich gab nur einige populäre Gesichtspunkte an, kleine, harmlose Andeutungen, meine beiden Nachfolger gingen aber sogleich der Sache hart auf den Leib. Das ist lächerlich! Glauben Sie mir, unser ganzer Stand, die bunten Lappen, die wir tragen, die Waffen, die Redensarten — Alles, Alles ist nicht werth, daß ein vernünftiger Mann nur ein ernstes Wort darüber verliert. Auch der Adel, die Fürsten, die Beamten, das Volk — alles Spielerei und schlechter Spaß. Ich habe nur Eine Freude auf der Welt und das ist — mein Pferd. Wenn ich so in schauerlicher Nacht, bei Sturm und Blitz über die Haide jage, wenn sich in mir der langweilige Mensch, das Gardeoffizierliche, das Gräfliche, das Gesellschaftspuppische schlafen gelegt hat und der andere Bursche, den ich nicht zu benennen weiß, in mir erstehet, dann wird mir wohl, dann lach' ich zum Monde hinan und werfe der alten Mutter Nacht Kußhände zu.“

Er hielt inne, sah Paul scharf an und rief: „Verstanden?“ — „Nicht ganz,“ entgegnete Paul. — „'S wird schon werden,“ meinte der Andere, indem sie sich trennten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Februar.

(Fortsetzung.)

Die Bernsteinhexe. — Der Sommernachtstraum. — Thaliatheater.

Die nächste Neuigkeit war „die Bernsteinhexe, historisches Schauspiel in 5 Aufzügen, nach einer wahren Geschichte

aus Schweibler-Meinholds Chronik von Heinr. Laube." Erinnert dieser lange Titel schon an die Dramen der Madame Birch-Pfeiffer, so würde man auch dem Inhalte nach eines ihrer Werke zu sehen glauben, wenn nicht der Name des Verfassers und die minder bühnengerechte Behandlung dem widerspräche. Der Inhalt ist ein Hexenprozeß aus dem Jahr 1630 mit allen Details, Verhör, Folterkammer, Scheiterhaufen; die Bilder sind alle grell und mit schreienden Farben gemalt; Alles ist auf Effekt berechnet und dazu sind die gröbsten Mittel verwendet; durch Schauer und Graus wird die Seele in einer Spannung erhalten, die fieberhaft und peinlich ist. Der Hauptcharakter des Dramas ist der Amtshauptmann Wittich von Usedow. Was der Autor mit ihm bezwecken will, darüber wird man nicht leicht in's Klare kommen. Es ist Mephistophelesbosheit mit einer Art Faustphilosophie in ihm wunderlich gemischt; während er mit dem Aberglauben des Volks den schändlichsten Mißbrauch treibt, fröhnt er selbst demselben Vorurtheile. Dieser Widerspruch kommt aber durch die fünf Akte hindurch nie zum innern Kampfe bei ihm; er hat nie die Angriffe seiner eigenen bessern Erkenntniß, sondern nur die von Andern ihm schwach bestürmenden abzuwehren. Wir sehen auch nicht die mindeste Entwickelung seines Charakters; er erscheint als Böse wicht, und ist es am Ende nicht minder und nicht mehr als zu Anfang. So ist im ganzen Stücke der Kampf zwischen den Prinzipien des Guten und Bösen nirgends ein innerer, sondern überall ein äußerlicher, zufälliger, ja selbst der Sieg des Guten ist nur zufällig; denn in der lezten Scene, wo die Pfarrerstochter, der Hexerei wegen angeklagt und verurtheilt, auf dem Scheiterhaufen steht, um verbrannt zu werden, wird diese schauerliche Operation nur dadurch verzögert, daß das Holz, vom Regen naß, nicht brennen will. Diesem Uebelstand würde Wittich bald abgeholfen haben, wenn nicht gerade der Blitz in den Baum, unter welchem er Platz genommen, eingeschlagen und unter der zusammenkrachenden Eiche ihn zerschmettert hätte. Auch die Sprache des Schauspiels ist nichts weniger als schön; Fluchen, Schimpfen und Schreien herrscht vor; der Dialog ist trivial. — Um den Contrast zwischen diesem Stücke, insofern es die Richtung und den Geschmack unserer Zeit repräsentiren kann, und der ächten Poesie recht deutlich zu zeigen, wurde bald darauf Shakespeares „Sommernachtstraum" in der Schlegelschen Uebersezung und mit der Musik von Mendelssohn-Bartholdy gegeben. Ueber die Dichtung ist Ihren Lesern hier nichts zu sagen und die Musik hat Ihr Berliner Korrespondent besprochen; so hätte ich nur einige Bemerkungen über die Darstellung und deren Aufnahme zu machen. Die Direktion hatte, was ihr der Denkende Dank wissen muß, die Dichtung nicht mit Dekorationen und Flitterwerk überladen; die Scenerie war zweckmäßig, aber einfach; dem Tanz war eben nur zur höchsten Nothdurft Genüge geschehen. Man kann sagen, daß der Sommernachtstraum keine andere Unterstützung hatte, als den Fleiß der Darsteller und die Freude der Gebildeten. So ward er in's Treffen geschickt gegen den durch spannende Gräuelscenen verdorbten Geschmack der Galerie und der zahlreichen andern Zuschauer, die von Shakespeare nichts wissen und nichts hören wollen. Er hat gesiegt; nur eine einzige Stimme auf der Galerie pfiff am Ende der Vorstellung. Das läßt sich freilich nicht läugnen, daß der Erfolg viel mehr dem Eselskopf Zettels, als dem geistreichen Witze des muthwilligen Genius zu danken ist. Die komischen Situationen erzeugten allgemeine Heiterkeit; aber die feine Ironie, die treffende Satire, die hoch über dem Stoffe waltende wundervolle Poesie ging für die Meisten verloren. Sie freuten sich darüber, daß die Feenkönigin einen Esel liebkost, daß die Herzen der Verliebten in einer Nacht mehrmals zwischen Gluth und Eis wechseln, daß die Meisters vor dem Herzog eine Tragödie travestiren; sie hatten aber keine Ahnung davon, wie nahe ihnen die Nutzanwendung liegt. Das Haus war sehr besezt, da der Ruf einer zwanzigmaligen Aufführung in Berlin die Neugierde rege gemacht, und Due. Stich an diesem Abend ihren Benefizantheil hatte. — Im Fache der Oper sind seit dem noch immer ziehenden „Feensee" Lortzings „Wildschütz" und Aubers „des Teufels Antheil" neu gegeben worden und haben beide gefallen, vorzüglich aber Lortzings Oper, da sie recht komische Situationen und Musikpartien hat.

Nicht weniger Thätigkeit entwickelt sich auf unserer zweiten Bühne, dem Thaliatheater, das sich seit dem Neubau vorne an in die Reihe der zweiten Bühnen Deutschlands gestellt hat. Die Concession, welche der Direktor vom hamburgischen Senat erhielt, schließt zwar die große Oper, Concerte und gewissermaßen auch den Kothurn aus; allein es möchte diese Beschränkung dem neuen Hause weder in merkantischer noch finanzieller Hinsicht schädlich seyn. Freilich sind die meisten Stücke, welche hier gegeben werden, französischen Ursprungs; dieß kann aber nicht der Direktion zur Last fallen, sondern der Produktion unserer Schriftsteller. Nicht daß zu wenig geschrieben würde, aber sie streben fast alle nach der Höhe des Parnasses. Wie wenig wird für das Lustspiel gethan! — Unter den Uebersetzern nimmt hier W. Friedrich die erste Stelle ein; mit wenigen Ausnahmen haben alle seine Bearbeitungen sowohl auf dem Stadttheater als auf der Thaliabühne entschiedenen Beifall gefunden, einige aber wahren Enthusiasmus erregt. Dieß lezztere gilt vom französischen Vaudeville: „Mariette und Jeanneton, oder die Heirath vor der Trommel." Seit wenigen Wochen wird dieses Lustspiel bereits zum zwanzigstenmale aufgeführt und bringt jedesmal ein volles Haus. Die Handlung des Stücks ist einfach, die Verwickelung kaum nennenswerth; aber die Bearbeitung ist originell, die Situationen sind neu und die Hauptrollen, eine Marketenderin des französischen Freiheitsheeres und deren adeliche Nebenbuhlerin, sehr dankbar. — Eine Bearbeitung von d'Emerys Bohémiens de Paris, von demselben Uebersezer, erinnert an den Victor Hugo'schen Geschmack, schildert aber auch die heitere Seite aus dem Leben der Pariser Vagabunden. Auch diese fünfaktigen „Geheimnisse einer großen Stadt" wurden für das Thaliatheater ein Kassenstück. Bei dieser Gelegenheit kann ich eine Ungerechtigkeit der Hamburger Recensenten nicht unerwähnt lassen; während man es ganz in der Ordnung findet, daß im Thaliatheater Zugstücke bis zu hundertmal wiederholt werden, wird es dem Stadttheater vorgeworfen, wenn es z. B. die Birch-Pfeifferschen Dramen zehn- oder zwölfmal wiederholen läßt, und doch ist es nicht minder ein auf eigene Kräfte angewiesenes Privatinstitut, als das Thaliatheater. Die Concurrenz zwischen beiden scheint bis jezt nur wohlthätig zu wirken. Das Interesse für die Bühne überhaupt ist dadurch in Hamburg bedeutend lebendiger geworden, und der Eifer der Schauspieler hat einen neuen Sporn erhalten.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 29.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 68.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 19. März 1844.

Die deutſche Periode umſpannt den Sinn wie eine Scheere, die ſich bald öffnet und bald wieder ſchließt, um ihn zu faſſen.

Frau v. Staël.

Skizzen aus dem häuslichen Leben der Engländer.

Short and Sweet.

„Short and sweet," „kurz und bündig," iſt der Wahlſpruch der engliſchen Styliſten, der Brief- und Bücherſchreiber, und wenn es wahr iſt: „le style c'est l'homme," ſo finden wir auch hierin einen charakteriſtiſchen Zug der Nation. Schiller zufolge wären ſie dann Meiſter des Styls.

„Jeden andern Meiſter erkennt man an dem, was er ausſpricht;"

„Was er weiſe verſchweigt, zeigt mir den Meiſter des Styls."

Wie kommen wir Deutſchen bei dieſer Vergleichung weg? — Ich ſage: zuerſt ſchlecht, nachher kann es aber vielleicht wieder beſſer werden.

Schiller ſelbſt hat nicht immer ſeinem Ausſpruche gemäß gearbeitet, wenigſtens nach dem Urtheile der Engländer, die ſehr oft in ſeinen Dramen Längen finden wollen. — Ein Engländer, der Maria Stuart überſetzt hatte, ſagte mir, er ſey genöthigt geweſen, viele Stellen auszulaſſen; er habe gefürchtet, das brittiſche Publikum würde ſich ſolche Wiederholungen nicht gefallen laſſen. — Ein Anderer äußerte die Meinung, mehrere Partieen des Don Carlos möchte er lieber herrlich dialogiſirte Abhandlungen als dramatiſche Scenen nennen.

Dem ſey indeſſen wie ihm wolle, ſo viel leuchtet ein, unſer deutſcher Briefſtyl iſt nicht short and sweet. Da werden oft drei Seiten voll geſchrieben, wo drei Zeilen genügten, da ſtehen oft ſechs Adjective für eines. Man leſe einen engliſchen Brief, die einſylbige Anrede Sir, die zwei Wörter des Schluſſes: „Yours truly," den klaren Inhalt, wo mit wenigen Worten gedankt, gebeten, erzählt wird.

Für alle unſere Wörter: weitſchweifig, weitläuftig, ſchwülſtig u. ſ. w. haben ſie nur eines: „prosy," und ich glaube, es gibt nur Eine Art von Styl in England, wobei alle jene Worte ihre volle Anwendung finden; dieß iſt der Styl der Geſetze und öffentlichen Proklamationen, die alle ſo über die Maßen weitſchweifig und prosy ſind, daß unſere deutſchen Geſetze dagegen von lakoniſcher Kürze erſcheinen.

Ein Engländer, der ſich ſehr viel mit den deutſchen Tabakswolken beſchäftigte und aus ihnen unglaublich Vieles im deutſchen Charakter und Weſen, in Leben und Literatur erklären wollte, meinte in ihnen auch die Grundwurzel unſerer Weitläuftigkeit zu erkennen. — Die in Tabaksrauch gehüllten deutſchen Schriftſteller, ſagte er, ſehen nicht, was ſie bereits geſchrieben haben, und wiederholen ſich zum Ueberdruß. „Und dann," meinte

er, „habt ihr eine unzählige Menge kleiner Adverbien und Partikeln, die überall wie Mückenschwärme eure Reden umschwirren: wohl, schon, ja, noch, auch, doch, mal. Sie treten freilich verbindend und mildernd ein, aber wozu? Sie machen eine Phraſe ſo lang wie O'Connels Schweif, z. B.: „Ich möchte nun doch wohl einmal ſehen;" engliſch: „I should like to see." — „Es iſt ja aber doch wohl vielleicht ſchon zu ſpät;" engliſch: „I believe, it is to late."

Mehr als die Rauchwolken ſind daran wohl unſere Gründlichkeit und Vielſeitigkeit Schuld, zwei Dinge, von denen das Eine uns jeden Gegenſtand in ſeiner ganzen Mannigfaltigkeit vor die Augen führt, und das Andere uns zu dem ſchwierigen Verſuche verleitet, ihn in dieſer Mannigfaltigkeit mit Worten zu ſchildern. — Aus der Bündigkeit des engliſchen Styls folgt aber auch noch etwas Anderes, wobei wir Deutſchen triumphiren. Der Styl aller Engländer gleicht ſich wie ein Ei dem andern. „Verba valent sicut nummi," gilt bei ihnen viel mehr als bei uns. Ueberall haben ſie ausgeprägte und allgemein angenommene Ausdrücke, in deren Kreiſe ſich jede Feder bewegt, und es wäre oft ſogar ſchlechter Geſchmack, ſie ein Bischen nach eigener Weiſe verändern zu wollen. Jeder gebildete Deutſche hat dagegen ſeinen eigenen Styl. Der Reichthum und die Ungebundenheit unſerer Sprache erlaubt Jedem, ſie nach Gefallen zu handhaben und ſich ſein eigenes Kleid zurecht zu ſchneiden; daher bei uns weniger allgemeine Claſſicität, aber mehr Originalität.

Es wäre gewiß intereſſant, dieſe Stylverſchiedenheiten aus der Verſchiedenheit des Charakters beider Nationen gründlich zu erklären. Doch möchte es ſchwer ſeyn, dabei nicht gegen die ſchöne engliſche Regel: „short and sweet," zu verſtoßen.

Storch und Nachtigall abweſend.

„Ebär, lange Bär, bring' uns 'nen kleinen Bruder her!" ſo rufen die Kinder im Norden Deutſchlands dem Storch zu, wenn ſie ihn vorüber fliegen ſehen. In England gibt es keinen Storch; das heißt in der engliſchen Ornithologie findet man freilich einen white und einen black stork aufgeführt; aber der Reiſende bekommt weder den einen noch den andern zu ſehen und die Einwohner wiſſen auch nichts davon. Die Ornithologen mögen ihn zu den engliſchen Vögeln rechnen, weil er doch dann und wann einmal über den Kanal hinüber geführt wird. Wie ſelten dieß aber ſeyn müſſe, geht ſchon daraus hervor, daß man den Storch in den engliſchen Menagerien zeigt und ihn in den zoologiſchen Gärten als etwas ganz Fremdartiges bewundert.

Die engliſchen Babies (kleinen Kinder) werden daher nicht vom Storche gebracht, wie die unſrigen, ſondern aus dem Peterſilienbette gegraben, oder ſie kommen von London in einer Schachtel, * wohl eingepackt und ſorgfältig verwahrt in Baumwolle. — Unſere Kinder haben es im Schnabel des Storchs nicht ſo comfortabel und kommen auch weiter her, wohl gar aus Egypten. — Vielleicht weil wir einmal in unſerer Jugend mit ihm gereist, haben wir Deutſchen alle den Storch unſer ganzes Leben lang ſo lieb. — Die Engländer kennen dieſe Liebe nicht. Erzählte uns doch Jemand zu unſerem gerechten Zorn, daß zwei Engländer kürzlich ſich in Holland damit beluſtigt hätten, auf die Storchjagd zu gehen, in Holland, dieſem deutſch geſitteten Lande, in deſſen Hauptſtadt man den Störchen ſogar mitten auf dem Markte ein kleines Palais gebaut hat, in welchem dem ganzen Geſchlechte zu Ehren beſtändig einige zahm gemachte Störche freigehalten und auf Staatskoſten unterhalten werden, gleich den heiligen Vögeln auf dem römiſchen Capitol. — Ja, iſt doch in Blaine's Encyklopädie der „Rural Sports" ein eigenes Kapitel überſchrieben: „Schooting heron's, crane's and stork's (das Schießen der Reiher, Kraniche und Störche), und auf die Schilderung der Details der Storchjagd wird nur deßwegen verzichtet, weil er ſo ſelten in England vorkomme.

Wie gefühllos, wie unmenſchlich! Iſt doch dieſer unſer größter europäiſcher Vogel ein majeſtätiſches kluges Thier, wenn er am Sumpfe ſo langbeinig wie ein Menſch einherſchreitet, Schlangen, Fröſche und Kröten zu vertilgen; iſt er doch ein ehrlicher Miethsmann, der ſich vertrauensvoll ſeinem Wirthe anſchließt und den Hausherrn bezahlt mit doppelten und dreifachen Zinſen; iſt er doch in ſeinem eigenen Hauſe der beſte Hausvater, der unermüdlich ſeinen Jungen im Neſte ſchmackhaftes Ungeziefer zuträgt! Iſt er nicht dazu ein trefflicher Muſikant, der mit der traulichen Wetterfahne des Dorfkirchthurms in die Wette klappert und knarrt? Und iſt er nicht gar ein famoſer Reiſender, der, geſprächig und ſchnatternd wie Herr Urian, etwas erzählen kann von Land und Meer, wenn er im Frühling in unſern Dörfern anlangt, und mit dem unſere deutſchen Gedanken in ferne Länder, nach Egypten und dem Oriente ziehen, wenn er im Herbſte von uns Abſchied nimmt? Iſt er nicht mit einem Worte unſer heiliger, geliebter deutſcher Vogel, ** unſer guter, trauter Freund, dem keiner, auch nicht der unartigſte Knabe eine Feder krümmen möchte, den jeder Landmann auf ſein Dach zu

---

* „In a bandbox," d. h. in einem pappenen Kaſten, wie ſie in England für die Bänder, Blumen u. ſ. w. gebräuchlich ſind. Dergleichen bequeme und billige Schachteln, wie man ſie aus weißem Holze ſchlecht und recht bei uns ſchnitzt und aus unſern Wäldern auf die Märkte bringt, kennt man in England ſo wenig wie die Störche.

** Auch in Frankreich gibt es erſt von Straßburg an Störche. Und die Franzoſen betrachten ein Haus mit einem Storchneſte darauf als etwas Nationaldeutſches.

locken ſucht, deſſen Begegnung bei ſeiner erſten Ankunft dem Wanderer Glück und Heil verkündet, der dem Glauben unſeres Volkes gemäß den Frieden unter dem Dache erhält, ſo lange er darauf haust, der uns treu bleibt bis in den Tod, ſelbſt am Nil und auf den Pyramiden noch unſer gedenkt und von dort den Weg zu unſerem niedern Dach, das er ſich für ſeine ganze Lebenszeit erkoren, richtig zurückfindet? Kurz, ich bedaure alle engliſchen Kinder, die dich, mein guter Hausgenoſſe, nicht kennen und lieben und dich nicht anders ſehen, als in den zoologiſchen Gärten, und da wiederum bedaure ich dich ſelbſt als einen armen Gefangenen.

(Fortſetzung folgt.)

Der Ring der Faſtrada.

(Schluß.)

3.

Im Strahl der Abendſonne, zu Frankenberg am See,
Da lag geſenkten Hauptes, in unermeßnem Weh,
Am ſtillen Ufer betend Turpin, der hohe Greis,
Die Züge gramumdüſtert, das Auge thränenheiß.

In ſeiner Rechten blizte Faſtrada's mächt'ger Ring,
Deß Zauber einſt den Kaiſer ſo ſchreckenvoll umfing.
„O Ring des Böſen," rief er, „voll Liebe du und Trug!
„Du biſt des Landes Segen, doch meiner Seele Fluch!

„Du haſt das Herz des Kaiſers mir mächtig zugewandt,
„Du legteſt ſeines Reiches Geſchick in meine Hand;
„Auch hab' ich immer Gutes und Reines nur gewollt,
„Es blieb des Volkes Liebe und Dank mein einz'ger Sold!

„Doch nicht des Himmels Gnade gab dir ſo hohe Kraft,
„Du biſt ein Werk des Böſen, der nimmer Gutes ſchafft!
„Du haſt den reinen Frieden der Seele mir geſtört,
„Mit gottvergeßnem Stolze mein frommes Herz bethört!"

Da warf er in die Fluthen den trügeriſchen Ring,
Und ſtiller Frieden wieder den Büßenden umfing;
Im hohen Dom zu Aachen da hat die ganze Nacht
Aus tiefſter Seele betend Turpin voll Gram gewacht.

4.

Einſt ſtand der Kaiſer ſinnend am Frankenberger See,
Von alten Zeiten träumend, von Liebesluſt und Weh;
Er blickte in die Fluthen, von ſüßem Schmerz erfüllt,
Da trat vor ſeine Seele Faſtrada's holdes Bild.

Ein Sehnen tief und mächtig des Helden Bruſt durchzog,
Und zu dem See voll Liebe das müde Haupt er bog;
Es zog ihn zu den Fluthen mit ſtürmiſcher Gewalt,
Er ſah in jeder Welle der Kaiſerin Geſtalt.

„Hier möcht' ich weilen!" rief er, „was haſt du, ſchöner See,
„Mir angefacht im Herzen das alte Liebesweh?
„Was blicken mich die Wellen ſo heimlich rauſchend an,
„Daß ich den Blick nicht wenden von ihrem Glanze kann?"

Und an der ſchönſten Stelle, wo jenen Ring Turpin
Verſenkte, der des Böſen verlockend Werk ihm ſchien.
Da ließ der König eilig — er drängte Tag und Nacht —
Ein ſtolzes Schloß erbauen mit unermeßner Pracht.

Doch als vollendet herrlich der hohe Prunkpalaſt,
Den Kaiſer immer tiefer die Sehnſucht nur erfaßt,
Da rief er ſeine Fürſten von Ingelheim am Rhein
Und Frankenberg erkor er zum Kaiſerſitz allein.

Und bei der Morgenröthe, beim Abendſonnenſtrahl,
Da ſtieg der Kaiſer ſinnend hernieder in das Thal,
Und ſaß erinnrungtrunken am tiefen ſtillen See
Und träumte goldne Träume von Liebesluſt und Weh.

W. C. Schmitt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, März.

Der Sommernachtstraum auf der Bühne.

Bei der erſten Aufführung des Sommernachtstraums von Shakespeare auf hieſiger Bühne hatten Kunſtliebe und Neugier ſich in das Schauſpielhaus getheilt. Durch das Gerücht von dem gewaltigen Eindruck, den das Stück in Berlin gemacht, waren die beiderſeitigen Erwartungen auf das Höchſte geſpannt worden. Leztere zeigte ſchon die ungemeine Aufmerkſamkeit, welche die, von Mendelſohns charaktervoller Ouverture an bis zum Schluſſe des Schauſpiels nur durch Beifall und herzliches Lachen unterbrochene, bedeutſame Stille verkündete. Natürlich darf man nicht erwarten, daß ein ſo ganz aus der unergründlichen Tiefe von Shakespeares Genius hervorgequollenes Kunſtwerk die Mehrheit des Publikums in dem Grade angeſprochen haben ſollte, wie manche, deren Faſſungskraft zugängliche dramatiſche Produktionen. Aber dieſe beſondere Aufmerkſamkeit iſt an ſich ſchon von hohem Werthe. Sie deutet den guten Willen an, ſich mit dem Geiſte des Meiſters zu befreunden. Mit möglichſter Treue war man im Allgemeinen bei der Aufführung dem in Berlin beobachteten Verfahren in Rückſicht auf den Gang des Stücks, die Decorationen und das Coſtüm gefolgt, und hatte unter anderem auch die drei mittlern Akte in Einen zuſammengezogen. Ohne allen Zweifel gehört gerade der Sommernachtstraum zu den großartigſten, wunderbarſten Schöpfungen des Dichters, der in ſeiner unbegrenzten Größe unter allen Dramatikern neuerer Zeit einzig daſteht. Mit welcher Anmuth hat er darin den alten Volksglauben zur tiefſinnigſten Darſtellung der Räthſel, Irrſale und Täuſchungen der Liebe zu benutzen gewußt! Je länger unſer Auge an dem Kunſtwerke haftet, je inniger ſich mit deſſen Weſen unſere Gedanken und Gefühle vermählen, deſto genugthuender ſpricht ſich allenthalben in dem anſcheinend oft ganz

willkührlichen Muthwillen der gewichtigste Ernst aus, desto wohlthätiger blickt uns mitten aus Tanz und Scherz der hohe Sinn an, welcher dem schön abgerundeten Ganzen zu Grunde liegt. Der Anfang des fünften Akts gewährt unstreitig den besten Schlüssel zum Verständniß der Dichtung. Der mit einer ausgezeichneten Figur und Haltung begabte Schauspieler Winger, der in der Rolle des Theseus auftrat, trug die betreffende Stelle so angemessen und wohllautend vor, daß sie den beabsichtigten Eindruck kaum verfehlen konnte. Erst neuerlich hatte dieser Künstler in dem Drama „Zopf und Schwert" durch eine recht glückliche Auffassung der dem Dichter so wohl gelungenen Eigenthümlichkeit des Vaters Friedrichs des Großen allgemeinen Beifall gefunden, und so zu dem bedeutenden Erfolg dieses Zeitbildes wesentlich beigetragen. — Auch das Burleske gestaltete sich recht ergötzlich, wenn es auch durch Ueberladung manchem Einzelnen Anstoß gab. Unsere besten Komiker nahmen sich der Sache mit Liebe an, und so wußten sie selbst den für unsere Zeit etwas zu robusten Späßen Dank und Anerkennung zu erringen; das herzlichste Lachen zeugte davon. Wie der ganze Sommernachtstraum als ein vollständiger Triumph der Ironie betrachtet werden kann, so läßt sich das feine Wesen derselben sogar in dieser derben Komik nicht verkennen, wenn auch im Allgemeinen Immermann in seiner scharfsinnigen Abhandlung über den Ajax des Sophokles mit vollem Rechte sagt: „Shakespeares Ironie ist viel größer, als daß sie aus den Späßen seiner Bedienten und Rüpel begriffen werden könnte." Fünfmal wurde bereits das Stück kurz nach einander gegeben, ein Umstand, der zwar allerdings keinen neuen Beweis für seinen hohen Werth liefert, aber doch gewiß das Interesse darthut, welches selbst das große Publikum daran genommen hat. Mag lezteres immerhin sich von den unterhaltenden ernsten und komischen Dramen aus dem gewöhnlichen Familienleben mehr angezogen fühlen, so zeigt die Aufnahme des mit dergleichen so ganz kontrastirenden Sommernachtstraums doch, daß ihm der Sinn für das Höhere nicht verloren gegangen ist. Alle bedeutenderen Bühnendirektionen sollten sich zuweilen zu Anstellung ähnlicher Versuche bewogen finden. Es kann ja hiemit keineswegs darauf abgesehen seyn, dem Zeitgeschmack durch Entziehung dessen, was er auch auf der Bühne am sehnlichsten erwartet, Gewalt anzuthun. Vielmehr werden die Theaterintendanzen nothwendig schon aus Rücksicht auf die ökonomischen Verhältnisse fortdauernd vorzugsweise nach solchen Dramen greifen, durch welche das große Publikum seine geistigen Bedürfnisse am erwünschtesten befriedigt sieht. Nebenher aber dann und wann ältere, zum Theil vergessene, zum Theil nie auf der Bühne erschienene Stücke von entschiedenem Werthe in Scene zu sezen, das wäre gewiß an der Zeit. Ließe sich auch ihre Einträglichkeit nicht immer im voraus verbürgen, so würden sie doch oft, als Curiosa und zur Abwechslung, wenigstens genügende Einnahmen gewähren.

(Fortsezung folgt.)

Hamburg, Februar.

(Schluß.)

G. Loy. — Neubau. — Lebende Bilder in Altona.

Georg Loy, der Herausgeber der Originalien, ist in seinem 60sten Lebensjahre nach langer literarischer Thätigkeit hier gestorben. Loy war seit seinem 30sten Jahre erblindet; aber selbst das Mitleid darf die Unparteilichkeit nicht schwächen. Was Loy als Schriftsteller geleistet, bedarf keiner besondern Kritik; es ist bis auf die Stellen, die seine zahlreichen Romane und Uebersezungen auf den Brettern der Leihbibliotheken einnehmen, aus der Zeit verschwunden; aber seine journalistische Wirksamkeit verdient als eine sehr tadelnswerthe der Erwähnung. Bald nach seiner Erblindung gründete er die „Originalien," und indem er das ihm widerfahrene große Unglück stets zur Schau trug, vermochte er das Mitleid zum Abonnement auf seine Zeitschrift. Dieß ist mindestens nichts Böses. In den „Originalien" bildete eine „Hamburgische Theaterzeitung" einen fortlaufenden Artikel, in welchem er gegen die Direktion und mehr noch gegen solche Künstler und Schauspieler, welche nicht auf sein Blatt abonnirten (andere Gefälligkeiten zu verschweigen), seine blinde, sehr willkührliche und bittere Kritik übte. Obgleich nun der Einfluß der Originalien immer nur sehr unbedeutend war, so wird doch versichert, daß die größten Künstler, einheimische und Gäste, ihm den Hof machten, und daß kaum Jemand hier aufgetreten sey, ohne sich vorher mit ihm abzufinden. Uebrigens war er sehr fleißig; seine Frau las ihm die neueste Literatur Deutschlands und des Auslandes vor, und ihr diktirte er seine Uebersezungen und Nachbildungen. Die „Originalien" werden von der Wittwe unter Assistenz ihres Bruders, des bekannten Lustspieldichters Dr. Töpfer, fortgesezt. — In sonstiger Beziehung ist aus Hamburg nichts Besonderes zu melden. Der Neubau, im Ganzen rasch fortgehend, hat durch den periodischen Frost augenblickliche Unterbrechungen erlitten. Den Maurern ward während desselben die Arbeit streng untersagt, da der beim Frost verwandte Kalk hernach die Bindekraft verliert und so mit Gefahr des Einsturzes droht. — Ueber die Gasbeleuchtung der Stadt ist mit einem hiesigen geachteten Handelshaus, das mit einer englischen Compagnie in Verbindung steht, ein Vertrag abgeschlossen. Lebhafte Debatten erregte die Frage, ob es vortheilhafter für Stadt und Privaten sey, wenn die Beleuchtung auf Rechnung des öffentlichen Wesens besorgt werde; Beispiele von andern ähnlichen öffentlichen Anstalten sprechen dagegen. — Der große Sielbau, eines der kolossalsten Bauwerke unserer Zeit, ist bereits so weit vorgeschritten, daß die meisten Straßen des Neubaues ihre Privatsiele in denselben münden lassen konnten. Dieser Bau hat von verschiedenen Gesichtspunkten aus die heftigste Opposition erfahren; die Leiter desselben und der Rath ließen sich jedoch nicht irre machen.

In unserer Nachbarstadt Altona erregen die „lebenden Bilder," welche der sogenannte Professor Quirinus Müller dort auf dem Stadttheater zur Anschauung bringt, die lebhafteste Theilnahme und ziehen von Hamburg eine große Zahl Zuschauer an. Hier wurde die Vorstellung derselben aus Gründen der Sittlichkeit nicht erlaubt. Indeß sind Alle, welche sie gesehen, darüber einig, daß trotz der scheinbaren Nudität der Darsteller die Sinnlichkeit keineswegs errege, vielmehr jeder unsittliche Gedanke durch die Weihe der Kunst niedergehalten werde. Quirinus Müller ist, wie es heißt, auf höchste Anordnung nach Kopenhagen berufen; um so mehr muß man sich wundern, daß seine wiederholten Bemühungen, auch hier Eingang zu finden, zurückgewiesen worden sind, und zwar, wie man sagt, mit verweisender Härte. Die lebenden Bilder stellen Scenen aus der biblischen Geschichte und der alten Mythologie dar. Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, zu bemerken, daß die Herrschaft des Pietismus und des Sektenwesens hier leider fortwährend im Wachsthum begriffen ist.

Beilage: Kunstblatt Nr. 23.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 69.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 20. März 1844.

— Aus dieſen Tönen heben
Sich Geſtalten zart und klar,
Zauberzeichen wunderbar.
Juſtinus Kerner.

Die Macht der Töne.

Nach den Sagen der alten Griechen hat Orpheus mit den Tönen eines muſikaliſchen Inſtruments Thiere gebändigt und Felſen bewegt. Auch die älteſten Ueberlieferungen anderer Völker legen den Tönen und Worten einen beherrſchenden Einfluß auf die Natur bei, und ähnliche Vorſtellungen haben ſich noch in den Schriften des Mittelalters erhalten. Die Wiſſenſchaft der lezten Jahrhunderte erklärte dieſe Vorſtellungen der Alten für bildliche Bezeichnung der Gewalt, welche die Töne auf die Gemüther und ſo mittelbar auf die Natur üben. Man unterſchied ſtreng zwiſchen lebloſer und belebter Natur und bezeichnete die erſtere als gänzlich unfähig, Töne zu vernehmen oder durch dieſelben bewegt zu werden. — Die moderne Wiſſenſchaft, die ſorgfältigen Beobachtungen der neuern Naturforſcher deuten nun aber darauf hin, daß jener Anſicht der Alten in gewiſſer Beziehung etwas Wahres zu Grunde liegt, daß die äußere ſogenannte lebloſe Natur doch nicht ſo ganz unempfänglich für die Töne, nicht mit vollkommener Taubheit behaftet iſt. Es wird den Leſern nicht unwillkommen ſeyn, über dieſen Gegenſtand Einiges zu vernehmen; ſie erhalten dadurch auf leichte Art einen Blick in die tiefern, wiſſenſchaftlichen Theile der ſo weit verbreiteten und hochgeachteten Tonkunſt.

Alle Töne entſtehen und verbreiten ſich in Begleitung von Schwingungen der Körper; ſie ſind bald Urſache, bald Wirkungen ſolcher Schwingungen. Bei genauerer Unterſuchung hat man nun aber gefunden, daß die Geſchwindigkeit und damit die Menge derſelben erſtaunlich groß ſeyn kann. Ihre Zahl an einem tönenden Körper wechſelt bei jedem hörbaren Ton von 16 bis zu 12,000 in der Sekunde. Nun iſt aber die Fortpflanzung eines Tons nach allen Seiten nur dadurch möglich, daß alle Theile der Luft oder der Körper, durch welche der Ton fortgeht, gleichfalls in eben ſo viele Schwingungen gerathen. Bedenkt man nun, daß die Stimme eines Mannes nach allen Seiten auf eine Entfernung von 800 Fuß gehört werden kann, der Schall eines Flintenſchuſſes auf 2400 Fuß, eines Kanonenſchuſſes auf mehrere, oft ſogar auf 20 Meilen, ſo erſtaunt man über die Millionen von Bewegungen, welche ein einziger Ton hervorruft. Noch mehr überraſcht, daß dieſe Bewegungen nicht etwa bloß im leichten Reich der Lüfte ſtattfinden, wie man vermuthen könnte, ſondern ſelbſt in den feſteſten Stoffen, ja in dieſen noch mehr als in der Luft. Denn die Schnelligkeit der Fortpflanzung des Schalls iſt in der Luft die geringſte; ſie iſt im Waſſer 4mal größer, im Zinn 7mal, im Silber 9mal, im Kupfer, Eiſen und Glas 12mal. Dabei iſt in den feſten Stoffen der fortgepflanzte Schall oft viel deutlicher. Biot beobachtete,

daß Worte, in den Eingang einer 2827 Pariſer Fuß langen Röhre hinein geſprochen, am Ende vollkommen gut verſtanden wurden, und daß auch bei ganz leiſem Sprechen auf dieſem langen, mehr als das Achttheil einer geographiſchen Meile betragenden Weg eine vollſtändige Unterredung möglich war. Die Waſſerleitung des Claudius ſoll den Schall mehrere italieniſche Meilen weit leiten. Franklin verſichert, den Schall unter dem Waſſer eine halbe engliſche Meile weit gehört zu haben; der Minengräber hört beim Ausgraben ſeines Ganges die Schläge des entgegenarbeitenden Arbeiters und beurtheilt darnach die Richtung deſſelben.

Bei der Bewegung eines Pendels, eines Rads bezeichnen ſchon ſechzehn Schwingungen oder Umläufe in der Sekunde eine ſehr bedeutende Geſchwindigkeit. — Wenn aber ein elaſtiſcher Stab nur 16mal in der Sekunde ſchwingt, ſo gibt er nur einen ganz dumpfen, kaum hörbaren Ton. Bei den gewöhnlichen Tönen ſteigt die Zahl der Schwingungen gleich in die Tauſende, auf Zahlen, welche bei einem gewöhnlichen Pendel oder ſich drehenden Rad ganz außerordentlich oder gar nicht mehr erreichbar wären. Ferner iſt die geringſte Geſchwindigkeit bei der Fortpflanzung des Schalls in der Luft 1028 Pariſer Fuß in der Sekunde, alſo immer 20mal größer als die der ſchnellſten Lokomotive auf einer Eiſenbahn. Betrachtet man nun dieſes Alles, die außerordentliche Menge der Bewegungen, die große Geſchwindigkeit der Fortpflanzung und die Zunahme derſelben in den härteſten Stoffen, ſo findet man eine Summe von Kraftentwicklungen, die, wenn auch jede einzelne unendlich klein gedacht wird, doch in ihrer Geſammtheit weit, faſt unendlich mal größer iſt als die Kraft, welche ſie hervorgerufen hat, die Bewegung des Muſikers oder des Sprechenden.

So oft die bewegende Urſache von der hervorgebrachten Wirkung nach mechaniſcher Berechnungsweiſe ſo ſehr übertroffen wird, iſt man genöthigt, einen andern als den bloß mechaniſchen Zuſammenhang, einen dynamiſchen, lebendigen, zwiſchen Urſache und Wirkung anzunehmen; und ſo müſſen wir uns auch hier in allen Stoffen, welche einen tönenden Körper umgeben, eine gewiſſe Empfänglichkeit, eine Fähigkeit denken, die Töne zu hören, durch dieſelben erregt zu werden. Nur nach der mechaniſchen Anſchauungsweiſe iſt der Stoß gleich dem Gegenſtoße, die Kraft gleich der Laſt; bei den Tönen aber verhält ſich die Urſache zur Wirkung eher wie die Kraft, welche der Reiter mittelſt der Zunge anwendet, um ſein Pferd aufzumuntern und anzutreiben, zu der Kraft, welche das Pferd ſofort entwickelt.

Noch mehr ſtellt ſich dieſes dynamiſche, mehr lebendige, geiſtige Verhältniß der Körper zu den Tönen heraus, wenn man die Bewegungen, welche die Töne veranlaſſen, nicht bloß der Menge, ſondern auch der Art nach betrachtet. — Schon Galilei hat die Beobachtung in ſeinen Schriften niedergelegt, daß die Schwingungen der tönenden Körper nicht nach allen Seiten gleich ſich vertheilen und ausbreiten, ſondern nach einzelnen Richtungen und Linien mehr als nach andern, nach einzelnen aber gar nicht, in denen ſich dann ſogenannte Knotenlinien bilden. Derſelbe zeigte auch, daß dieſer Unterſchied der Vertheilung nicht von der verſchiedenen Zuſammenſetzung des Körpers, noch von der Entfernung vom Mittelpunkt der Bewegung, ſondern von der Qualität des Tons ſelbſt abhänge. Dieſe Beobachtungen von der qualitativen Einwirkung der Töne auf die Stoffe waren lange vergeſſen, wenigſtens unberückſichtigt geblieben, als Chladni zu Ende des vorigen Jahrhunderts ſie wieder aufnahm und weiter führte. Derſelbe zeigte, daß eine überraſchende Regelmäßigkeit in der Entwicklung dieſer Linien ſtattfinde, und ſuchte ſie auf geradlinigte mathematiſche Figuren zurückzuführen, von denen alle andern nur Verzerrungen, Abweichungen ſeyn ſollten. Die ſpätern Unterſuchungen, beſonders durch Savart und Strehlke, haben die bewundernswürdige Regelmäßigkeit in dieſen Linien beſtätigt; ſie zeigten aber auch, daß die geraden Linien nicht die urſprünglichen ſeyen, ſondern die Linien der höhern Ordnung, die ſich am leichteſten darſtellen und aus denen nur mit großer Mühe und mittelſt vieler Hemmungen bei Entwicklung tiefer, oft dumpfer Töne geradlinigte Geſtaltungen ſich ableiten laſſen.

(Fortſetzung folgt.)

Skizzen aus dem häuslichen Leben der Engländer.

(Fortſetzung.)

Eben ſo ſehr, oder noch mehr aber beklage ich deine Abweſenheit in dieſem Lande, holde Nachtigall! Man ſagt im Norden Englands, im Süden des Landes finden ſich Nachtigallen, ſie überſchreiten aber den Fluß Trent nicht, und vorzüglich Devonſhire beherberge eine Menge dieſer Sängerinnen. Indeſſen hat mich Jemand verſichert, der im Mai und Juni dort geweſen, daß er auch in jenem berühmten Shire keine Nachtigall gehört, und man möchte daher faſt glauben, daß ſie die unmuſikaliſche Inſel faſt ganz flieht. In Irland gehört jedenfalls die liebliche Philomele zu den „Abſentees," zu welcher honorablen Sekte dort auch noch Schlangen, Kröten und anderes Ungeziefer zu zählen ſind. *

* St. Patrik, der Schutzpatron Irlands, verbannte der Sage zufolge alle genannten Thiere, welche der Inſel völlig fehlen.

Aber dich in den engliſchen Parks entbehren zu müſſen, geliebte Nachtigall, das fällt einer deutſchen Seele ſchwer. Die Engländer begreifen freilich nicht, wie Einer bis nach zwölf Uhr draußen auf der Bank ſitzen und dir zuhorchen kann, wie deine Stimme über Teich und Garten ſchallt durch die Stille der Nacht, du wunderbares Geſchöpf. Es mag ſeyn, daß ſie im Süden ihre Nachtigallen haben (Engländer zeigten einmal einem Deutſchen einen Rohrſperling, indem ſie ihn herausriefen und ſagten: horch, da iſt eure Nachtigall!), aber dann denke ich mir, ſie müſſen eine andere Stimme haben, als unſere. Sie ſagen: „the nightingale *sings*;“ unſer ſchmetterndes, herzklopfendes *Schlagen* haben ſie nicht in ihrer Sprache.

Uebrigens haben die Engländer in ihrem „Robin Redbreast“ (Robert Rothbruſt, das Rothkehlchen) einen kleinen Erſatz gefunden, und ſie ſchenken dieſem kleinen Vogel einen großen Theil der Liebe, die wahrſcheinlich der Nachtigall gehörte, wenn ſie jenes Land ſo häufig durchzöge, wie das unſrige. Die Aufmerkſamkeit, welche die Engländer dem Rothkehlchen ſchenken, iſt eine vollkommen freiwillige Gabe, weil man nicht begreift, womit dieſes geſanglose, unnütze Thierchen ſich dieſelbe erwerben mochte. — Cock-Robin iſt nun aber einmal der Liebling aller Kinder und Erwachſenen in England, den die Bauern gern in ihre Häuſer locken, den ſie füttern, dem ſie ſchmeicheln, ſo weit man einem wilden, unſteten Thierchen von weitem mit Blicken und Lächeln ſchmeicheln kann. Ja er iſt nach dem Verſe:

A Robin and a Wren
Are God Almighty's cock and hen,

in Gottes beſonderem Schutze und ein heiliger Vogel, den jeder zu tödten ſich ſcheuen würde.

Wie unſere Dichter viel ſchöne Lieder von der Nachtigall ſingen, ſo hat das Rothkehlchen die Ehre, faſt von jedem engliſchen Dichter beſungen oder doch erwähnt zu werden, ſelbſt von den bedeutendſten. So kommt der Vogel unter andern vor bei Pope, Thomſon und Shakespeare. Das Rothkehlchen iſt naſeweis, keck und dreiſt und dabei in ſeinen raſchen Bewegungen poſſierlich (*funny*), und es mag daher auch darin etwas Charakteriſtiſches für die Nation liegen, daß die Engländer ſich ihm angeſchloſſen haben, wir Deutſchen aber der grau gefiederten, wenig ſichtbaren und tiefſinnigeren Nachtigall.

Gern kommt Cock-Robin nahe zu den Menſchen und ihren Wohnungen heran, beſonders im Winter, wenn der Schnee draußen liegt und keine Würmer und Inſekten zu finden ſind; dann kommt er zum Fenſter, ſetzt ſich auf den Rand, wo die Pächter die Brodkrumen hingeſtreut haben, pickt ſie auf und läßt ſich zuſehen. Darum lernen die Kinder in England auch mitleidige Verschen auf das Thierchen, die ſie ſingen, wenn es heranflattert.

Die Sagen von dieſem Vogel ſind in England eben ſo weit verbreitet, als ſonderbar, und man weiß im Grunde nicht, in welcher Verbindung ſie mit der Natur des gefiederten kleinen Weſens ſtehen, z. B. die Sage von ſeiner Neigung, überall den mitleidsvollen Todtengräber zu ſpielen. Wo Cock-Robin, ſo erzählt das Volk, den Leichnam irgend einer mit Vernunft begabten Creatur findet, da bedeckt er, wenn nicht den ganzen Körper, doch das Geſicht mit Moos. — Es gibt eine alte, in England ſehr bekannte Ballade, „die zwei Kinder im Walde“ genannt. Ein grauſamer Oheim läßt darin zwei Kinder umbringen, und das unglückliche Pärchen erhält ſein Begräbniß von Cock-Robin, der ſie trauervoll und mühſam mit Moos bedeckt. Auf den Londoner Theatern wird daher auch gelegentlich in gewiſſen Zauberſtücken aus Cock Robin ein guter Genius herausidealiſirt.

Verheirathet iſt Cock-Robin mit Wren, der Zaunkönigin. Im Engliſchen iſt leztere Vogel ein Weibchen, und in Volksliedern wird es komiſch beſchrieben, wie der galante Cock-Robin oder, wie er auch genannt wird, Tom Tit, um Jenny Wren freit, wie er ſeine Verbeugung vor ihr macht und ihr Kirſchenkuchen und Johannisbeerwein verſpricht, und ihr ſchwört, daß er ſie kleiden wolle wie Frau Goldfinkin, und wie er dann mit ſolchen und andern Artigkeiten ihr Herz gewinnt und ſie endlich überredet, den Tag zu beſtimmen. Wie dieſe Ehe ausgefallen, wird nicht weiter geſagt, doch ſcheint Cock-Robin zuweilen mit der Nachtigall etwas ſchön zu thun und zu ſentimentaliſiren. Wenigſtens findet ſich ein Vers, in welchem er ſie auffordert, wenn er ſterbe, die Glocke zu läuten, und ihr ſeinerſeits verſpricht, im Fall ihres frühern Todes den Todtengräber zu machen und ſie mit Moos zu bedecken.

Am Ende müſſen auch die Todtengräber der Erde geben, was der Erde iſt, und ſo gibt es denn auch eine lange, tragikomiſche Geſchichte vom Tode und Begräbniſſe Cock-Robins, welche man ebenfalls in Verſen beſungen, mit Bildern illuſtrirt, in vielen Ausgaben unter dem Volk verbreitet findet. Es kommen in dieſem Gedichte eine Menge Thiere der Schöpfung vor, die alle eine Rolle beim Begräbniſſe übernehmen, z. B.

Wer will ſein Grab machen?
Ich, ſagte die Eule mit Schaufel und Spaten,
Ich will ſein Grab machen!

Wer will der Hauptleidtragende ſeyn?
Ich, ſagte die Lachtaube, will trauern für meinen Lieben!
Ich will die Hauptleidtragende ſeyn!

Es iſt merkwürdig, daß es bei ſo vielen Völkern, bei den Deutſchen, den Engländern, ſogar bei den Letten und Litthauern ſolche Begräbniß- und Hochzeitlieder gibt,

in welchen mancherlei Thiere der Schöpfung ganz in derselben Weise auftreten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, März.

(Fortsetzung.)

Theater. — Baulust.

Da mit der antiken Tragödie bereits ein so glücklicher Anfang gemacht worden, so sollte diese wohl zunächst allen vorwärts strebenden deutschen Theatern zum Augenmerk dienen. Sie ist ja noch viel mehr, als Shakespeares in den mannigfachsten Farben und Klängen vorüberrauschende romantische Welt, von den Eigenschaften entblößt, welche Geschmack und Mode heutigen Tages zunächst einem Bühnenstücke ansinnen; um so merkwürdiger erscheint es, daß nach glaubwürdigen Berichten aus Preußens Hauptstadt die stille Einfachheit des antiken Drama die Aufmerksamkeit der Theaterfreunde nicht minder gefesselt zu haben schien, als das in den Dramen des großen Britten vorherrschende Getöse. Wenn die Aufführung des Sommernachtstraums zu demselben Resultate führte, so war dieß begreiflicher, weil das romantische Drama lange nicht so sehr, als das antike, dem Zeitgeschmack aus dem Wege liegt. Diese Versuche sind für unsere Bühne schon dadurch von hohem Werthe gewesen, daß sie dem gewöhnlichen Zuschauer eine Aufmerksamkeit wiedergegeben haben, welche schon seit langer Zeit von einem nur halbwachen Zustande verdrängt worden war, der in völlige Lethargie überzugehen drohte, hätten nicht Pomp und Dekorationsglanz ihn zuweilen etwas aufgerüttelt. Wohl möchte es daher mit zum Berufe der Bühnenvorsteher gehören, auf dem neubetretenen Pfade fortzuschreiten und beiden, dem antiken wie dem romantischen Drama, fortdauernd Sitz und Stimme im deutschen Schauspielhause zu erhalten, weil dieß für die Kunst, das Publikum und die Dichter in jeder Hinsicht nur von guten Folgen seyn kann. Man geht bei hiesigem Theater bereits darauf um, dem griechischen Alterthume sein Recht widerfahren zu lassen. Doch soll nicht, wie früher verlautete, eine Tragödie des Euripides, sondern die Antigone des Sophokles den Anfang machen.

Der Rigorismus hat über die, dem antiken wie dem romantischen Drama neuerlich beigegebene Musik den Stab zu brechen versucht; zum Glück ohne Erfolg. Ist sie es doch gerade, welche den alten Kunstwerken bei einem ziemlichen Theil der nunmehrigen Verehrer derselben Eingang verschaffte. Auch dient sie überhaupt zur Vermittlung zwischen dem Alten und Neuen, ohne des ersteren Sinn im mindesten zu beeinträchtigen. So äußerten denn auch bei der hiesigen Aufführung des Sommernachtstraums die weichen, süßen Töne, mit denen der Componist das geisterhafte Wesen der Elfen so anmuthvoll auszudrücken wußte, einen bedeutenden Einfluß auf das Gelingen des ganzen Unternehmens. Besonders schmeichelten Anfang und Schluß der Ouverture dem Ohre des Zuhörers. — Es kommt wohl im Ganzen bei Verpflanzung altgriechischer, wie altenglischer oder spanischer Dramen auf die heutige Bühne durchaus nicht darauf an, gleichsam einen blos mechanischen Abguß aller Hergänge und der der Periode ihrer Entstehung angehörenden Unvollkommenheiten zu veranstalten, sondern darauf, so viel als möglich das hinwegzuräumen, was dem Eindruck und dem Verständnisse der unsterblichen Dichterwerke irgendwie Eintrag thun kann. Am Schlusse der oben angeführten Abhandlung über den Ajax, in welcher Immermann überzeugend darthut, wie verfehlt die Idee ist, alte Werke mit allen ihren Eigenthümlichkeiten nachzuahmen, sagt er hinsichtlich ihrer Benutzung als ewige Vorbilder so wahr als geistvoll: „Es scheint richtiger zu seyn, wenn wir den ehrwürdigen Nachlaß verschwundener Zeiten, ohne die Anmaßung ihn vermehren zu wollen, betrachten und unsere Kraft daran stärken, um desto frischer die uns gesetzten Preise zu erkämpfen. Denn das ist eben des Schönen Natur und Würdigkeit, daß es fort und fort den Stachel der Begeisterung in fähige Seelen drückt und neue Geburten der Schönheit hierdurch in ihnen zu erzeugen, niemals ermattet."

Mendelssohns musikalische Elfenergötzlichkeiten und besonders sein klangvoller Hochzeitmarsch hallten noch auf allen Pianos der Stadt wieder, als Donizettis lang ersehnte „Regimentstochter" zum erstenmal auf unsere Bühne trat und vorzüglich durch Gesang und Spiel der Heldin, Frau Spazer-Gentiluomo, und der andern hiesigen Virtuosen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog und viel Beifall einerntete. — Am Fastnachtstage füllte sich das Schauspielhaus abermals übermäßig durch eine Posse, nach der ebenfalls lange zuvor das gesammte amusable Publikum als nach einer nahrhaften, nicht Fasten-, sondern Fastnachtsspeise um so mehr gelechzt hatte, als man den Verfasser Emden nannte, unter welchem Autornamen der beliebte „Weltumsegler wider Willen" gegeben wird, und der kein Anderer als unser erster Komiker Räder seyn soll. Die Posse hieß: „der Ritter Don Quixote," nicht aus dem Französischen, sondern aus dem Spanischen frei bearbeitet, und war mit Musik und Tänzen reich versehen. Wer an die Möglichkeit geglaubt hat, daß die Quintessenz des von Cervantes mit ewiger Jugend ausgestatteten Meisterwerks in eine Posse für einen Schauspielabend zu pressen seyn werde, der mag es seiner eigenen Kurzsichtigkeit zuschreiben, wenn er nach beendigtem Stücke das Schauspielhaus unzufrieden verließ. Es ist dem verständigen Verfasser gewiß nicht eingefallen, eine Bearbeitung dieser Art zu versuchen; aber manches in dem Roman Vorkommende als Material zu einer muntern Farce mit scherzhaften Anspielungen auf die Gegenwart zu verwenden, das ist ihm gelungen, und der verdiente Beifall steigerte sich noch um Vieles bei der Wiederholung des Stücks, das durch zweckmäßige Weglassung und Abkürzung mancher Scene sehr gewonnen hatte.

Die hiesige Baulust scheint sich wieder mehr als bisher der eigentlichen Stadt zuzukehren, seit eine ziemliche Zahl außerhalb der Stadt liegender, zum Theil sehr ansehnlicher neuer Häuser, trotz dem Vorzuge, den man im Ganzen den neuen vor den ältern Häusern zugesteht, keine oder doch nicht hinreichende Miether gefunden haben. Obgleich in der Mitte der Stadt die etwa noch vorhandenen Bauplätze nur zu enormen Preisen zu haben sind, ist den Baulustigen die entlegenste Gasse nicht zu schmal und zu schlecht, um große Häuser von drei bis vier Stockwerken hineinzusetzen. Es kann kaum fehlen, daß, sobald die Sucht der einheimischen und fremden Miether, nur neue Gebäude zu beziehen (deren oft noch triefende Wände gewiß schon Manchen einem zu frühen Grabe zuführten), abnimmt, dergleichen Häuser bei der unverhältnißmäßigen Höhe der Kosten als ganz verfehlte Spekulationen erscheinen müssen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 11.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 11.

Mittwoch, 20. März 1844.

Vier und zwanzig Bücher
Allgemeiner Geschichten,
besonders der
europäischen Menschheit,
von
Johannes von Müller.

Neue Ausgabe in Einem Bande.

Mit dem Bildniß des Verfassers in Stahlstich.

Preis 5 fl. 24 kr. oder 3 Rthlr. 8 gGr.

Diese neue Ausgabe des anerkannt ausgezeichnetsten Geschichtswerks deutscher Zunge, welcher wir die beliebte Einrichtung der Ausgaben in Einem Bande gegeben haben, und die sich in Format, Schrift und Papier ganz der Ausgabe von „Menzels Geschichte der Deutschen" anreiht, ist durch ein ihren Werth gar sehr erhöhendes Register bereichert worden.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Handbuch
für
Officiere des Generalstabs,
mit besonderer Rücksicht auf die
Organisation des K. Württembergischen
und des
achten deutschen Armee-Corps,
von
F. v. Baur,

Hauptmann im K. W. Generalquartiermeisterstab.

Mit Genehmigung des K. W. Kriegsministeriums.

32½ Bogen, 5 Quart-Tabellen und 2 Lithographien.

Preis brochirt 3 fl. rhein. oder 1 Rthlr. 20 gGr.

Kurzer Inhalt des Handbuches:

1ster Abschnitt. **Heeresverfassung. Stärke und Eintheilung der deutschen Bundesarmee; Stärke und Eintheilung des 8ten deutschen Armee-Corps; Stärke und Eintheilung des K. Württembergischen, Großh. Badischen und Hessischen Armee-Corps,** je mit Anführung für jede Waffe ihrer Formation, Stände, Bewaffnung, Munition, Ausrüstung, Aufstellung, Bewegung, Fechtart. — 2ter Abschnitt. **Organisation des Hauptquartiers des 8ten deutschen Armee-Corps.** — 3ter Abschnitt. **Eintheilung und Funktionen des Generalstabs der 3 Divisionen des 8ten Armee-Corps.** — 4ter Abschnitt. **Organisation des K. Württembergischen Generalquartiermeisterstabs.** — 5ter Abschnitt. **Vorschriften und dienstliche Bestimmungen über den Wirkungskreis des Generalstabs.** 1ste Abthl. Bureaugeschäfte. 2te Abthl. Geschäfte im äußern Dienste. 3te Abthl. Kriegsoperationen. 6ter Abschnitt. **Heeresverpflegung.** — 7ter Abschnitt. **Militärische und allgemeine Notizen.**

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[160] **Zu Ostern- und Confirmations-Geschenken**

sind in unterzeichnetem Verlag folgende empfehlenswerthe Schriften erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ueber die wichtigsten Erscheinungen im Seelenleben.

Christliche Reden

an gebildete Leser des weiblichen Geschlechts

von

Dr. Gerhard Friederich.

Mit einem Stahlstich.

Velinpapier. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gGr.

Jakob Glatz,

Woldemar's Vermächtniß an seinen Sohn.

Ein Buch für Jünglinge, zur Bildung und Veredlung ihres Geistes und Herzens.

Zweite verbesserte Auflage.

Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gGr.

Unter dem Besten, was Glatz in seinem segenreichen Wirken für die Jugend geschrieben hat, verdient immer Woldemar's Vermächtniß an seinen Sohn die erste Stelle, weßhalb wir dasselbe mit Recht jedem für das Wohl heranwachsender Söhne treubesorgten Vater empfehlen können.

Dr. J. P. Hebel's

biblische Geschichten.

Für die Jugend bearbeitet.

Neue unveränderte Auflage.

2 Thle. 36 kr. oder 8 gGr.

Dr. J. P. Hebel's

biblische Geschichten

für die katholische Jugend eingerichtet von einem katholischen Geistlichen.

2 Thle. 36 kr. oder 8 gGr.

Dr. J. P. Hebel's

Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes.

Neue Auflage.

Preis 1 fl. 12 kr. oder 18 gGr.

Geschichtchen

für meine Söhne,

von

A. von Kotzebue.

Neue Auflage.

gr. 8. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gGr.

Es mangelt zwar nicht an Erzählungen für Knaben, doch kennen wir nur wenige, die im Stande wären, die Einbildungskraft ihrer jungen Leser zu fesseln, und ohne diesen Zauber darf man sich keine Wirkung versprechen. Viele sind zu trocken, mit Moral überladen, die doch nur der Knabe selbst aus den Begebenheiten ableiten sollte. Nicht für Knaben allein, mehr noch für Jünglinge sind diese Erzählungen geschrieben.

Evangelischer Liederschatz

für

Kirche und Haus.

Eine Sammlung geistlicher Lieder aus allen christlichen Jahrhunderten, gesammelt, systematisch geordnet und nach den Bedürfnissen unsrer Zeit bearbeitet

von

M. Albert Knapp.

Zwei Bände in großem Median-Oktav, zusammen 1650 Seiten mit 3590 Liedern, einer Abhandlung über das Kirchenlied und 4 Registern, nämlich einem biographischen, alphabetischen, Melodien- und Spruchregister.

Velinpapier 4 fl. oder 2 Rthlr. 12 gGr.

Perlen der heiligen Vorzeit.

Von

Johann Ladislav Pyrker.

Inhalt: Abraham (Verheißung), Moses (Gott, Erlösung, Auferstehung), Samuel (Gericht), Helias (Glaube, Liebe, Hoffnung), Elisa (Tod, Unsterblichkeit), Makkabäer (Trost, Hingebung, Sieg).

8. Preis 48 kr. oder 12 gGr.

Katholisches Gesangbuch

zur Feier des öffentlichen Gottesdienstes

im Bisthum Rottenburg.

Preis 12 kr. oder 3 gGr.
Mit Gebetbuch 30 kr. oder 8 gGr.
Melodien zum Gesangbuch 8 kr. oder 2 gGr.
Melodien mit mehrfach untersetztem Text und den nöthigen Responsorien 40 kr. oder 12 gGr.
Titelkupfer zum Gesangbuch „Christus am Oelberg" oder die „Madonna" schwarz 3 kr. oder 1 gGr.
Colorirt 9 kr. oder 2 gGr.

Katholisches Gesang- und Gebetbuch.

Miniatur-Ausgabe. Velinpap. mit 4 Kupfern 1 fl. oder 16 gGr., ohne Kupfer 48 kr. oder 12 gGr.

Stuttgart und Tübingen, März 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[151] Bei A. Wienbrack in Leipzig ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Bilder aus dem Leben

in Erzählungen und Novellen von **P. Hellmuth.**

8. 3 Theile. 3 Rthlr.

Der Ernst, mit welchem der Verf. über menschliche Verirrungen spricht, sein tiefer Blick in das im sittlichen Kampfe begriffene Herz, sein fester Glaube an die Weltregierung und das Göttliche im Menschen, sichern diesen acht interessanten Erzählungen, welche ein wohldurchdachtes Ganze bilden, in der Lesewelt einen bleibenden Werth.

[153] **Neue Musikalien im Verlage von Fr. Hofmeister in Leipzig:**

Burgmüller, Karl, Op. 14. 4tes Quartett f. 2 Viol., Alto u. Velle. 1 Thlr.

Henselt, A., Si oiseau j'étais. Etude de Concert, transcrite p. Viol. seul avec Accomp. de Pfte. par B. de Hunyadi. 10 Ngr.

Marschner, H., 2 Arien und ein Duett neu componirt zu der Oper: Hans Heiling, (bei Gelegenheit der Aufführung auf dem Hoftheater in Wien). Nro. 8.ᵇ Scene und Arie f. Sopr.: „Einst war so tiefer Friede mir im Herzen." Nro. 17.ᵇ Gr. Scene, Gesang in der Capelle und Arie für Bariton:

„Ha, ihr glaubt euch schon am Ziel.“ 10 Ngr.
Nro. 18. Duett (Sopr. u. Tenor): „Nun bist du mein.“ 17½ Ngr.

Mayer, C., Op. 61. Nro. 2. Le Trémalo. Gr. Etude p. Pfte. 12½ Ngr.

Müller, Jul., Tabaks-Cantate, ein musikalischer Scherz f. Männerstimmen. Part. u. St. 2te Auflage.

Müller, Fr., Op. 54. 2e Symphonie à gr. Orchestre. 4 Thlr. 10 Ngr.

Taubert, W., Op. 81. 8 Lieder von R. Burns für eine Singst. mit Pfte. 1stes Heft. 12½ Ngr. 2tes Heft. 15 Ngr.

Wadniaki, T., Op. 3. Impromptu p. Pfte. 12½ Ngr.

---

[156] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Preis des Jahrgangs 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gGr.

Monat Februar 1844.

Größere Aufsätze.

Dschennat und Bola. Eine tschelschnische Novelle. — Achmed Bei von Constantine. Erster Abschnitt. Zweiter Abschnitt. — Die asiatische Gesellschaft in London. — Merkwürdiger Prozeß zu Cayenne. — Jütlands Nordwestküste. — Sesameinfuhr in Frankreich. — Ausflug eines schwedischen Reisenden in Südafrika. — Etwas über den Nachdruck in den Vereinigten Staaten. — Skizzen aus Oberitalien: Venedig. — Hrn. Violets Fahrten und Abenteuer. Vierter Abschnitt. — Wasservertheilung des Brunnens von Grenelle und Einfluß der Erdbeben. — Einige Bemerkungen über Weißrußland. — Die Durchsuchungsverträge und der Sklavenhandel. — Die Bucharen. 1) Ausbreitung des Volks. 2) Eintheilung: Bevölkerung, Städte und Dörfer. — Die englischen Sports. Einleitung. 1) Pedestrianism. 2) Das Boxen. 3) Das Ringen. — Mittheilungen über Kislär. 2) Sagen über den Namen der Stadt. Ansiedelung der Griechen, Tataren und Russen am untern Terek. Gründung der Stadt. Einfälle der Bergbewohner. — Ausflüge in die Umgegend Roms. Die römische Campagna. 2) Streifereien durch die Sabiner- und Albanergebirge. — Die Eröffnung des englischen Parlaments. — Ueber verschiedene Namen des Elephanten. — Ueber den alten Lauf des Oxus. — Die christliche Religion auf den Sandwichinseln. — Die Hyhlentempel in Indien. — Der untergegangene Riesenvogel von Neuseeland. — Die Neger in Marokko. — Flüchtige Bemerkungen auf einer Reise von Moskau nach Odessa. — Das Pflaster zu Paris. — Kurze geschichtliche Anzeige über die Abelantados in Spanien. — Nachrichten über das Oregongebiet.

Kleinere Mittheilungen.

Brod- und Mehlverbrauch in London. — Zahl der Katholiken in England. — Diebe in Paris. — Fälschung der Lebensmittel in England. — Slawische Sagen. — Sir Hudson Löwe's Papiere. — Vulkanischer Ausbruch auf den Sandwichinseln. — Veränderung des Klima's in Frankreich. — Merkwürdige Wirkung eines Blitzes. — Theebau auf Mauritius. — Die Bevölkerung in Petersburg. — Milne's Reise in China. — Bretter aus Kautschuk und Kork. — Schnelle Daguerreotypie. — Uebertragung der Lichtbilder auf Stein. — Nachricht von dem ostafrikanischen Flusse, Haines-River genannt. — Neue explodirende Kraft — Atricha clamosa. — Merkwürdiger leuchtender Fleck im Meere. — Epacris nivalis und impressa. — Condors in England. — Ueber ein Silbergefäß im Besitz des Grafen S. Stroganow. — Der Park von Chillingham. — Neue dramatische Stücke in Paris. — Erdbeben in Schottland. — Die Sammlung der letzten englischen Südpolarexpedition. — Ungeheurer Regensturz. — Antiquarische Nachrichten aus Frankreich. — Legislative Maßregeln gegen Handelsbetrug. — Ueber die Bekehrung von Ceylon. — Die Wedahs in Ceylon. — Die Rodiyas in Ceylon. — Werk über georgische Münzen. — Aeolische Seesignale. — Kunstschule für Bauleute. — Auffindung eines gälischen Grabes. — Werk über die georgische Geschichte. — Die Trümmer einer gallorömischen Stadt. — Gurten am Nordcap. — Etwas über die Pyramiden in Mittel- und Unterägypten. — Die Bäuerinnen von Dignano. — Strenge der Patentgesetze in England.

---

[152] In unserm Verlage ist so eben, nach Ausgabe der letzten Lieferung, vollständig erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz zu haben:

Handwörterbuch der griechischen Sprache, von Prof. Dr. W. Pape. 3 Bände, zusammen 197 Bogen gr. Lex.-8. auf feinem geglättetem Velinp. Subscriptionspreis 7⅓ Thlr.

Um die Verbreitung dieses vortrefflichen Buches und seine Einführung in die Lehranstalten thunlichst zu fördern, haben wir die löbl. Sortimentshandlungen in den Stand gesetzt, bis zur **Leipziger Ostermesse 1844 auf sechs Exemplare ein Freiexemplar** zu bewilligen. Nach dem genannten Termine hört diese Vergünstigung unabänderlich auf, und ersuchen wir die Herren Lehrer und Schüler, welche von ihr Gebrauch machen wollen, sich zu vereinen, und zeitig an ihre nächste Buchhandlung sich mit Bestellungen zu wenden.

Braunschweig, 1. Febr. 1844.

Friedrich Vieweg und Sohn.

---

[144] In Unterzeichnetem ist erschienen:

Ueber Vermögen

und

Sicherheit des Besitzes.

Gespräche

zwischen

dem Beamten, dem Freiherrn und dem Kaufmann.

gr. 8. Velinp. broch. Preis 3 fl. 30 kr. od. 2 Rthlr. 6 Gr.

Der Herr Verfasser läßt in diesem originellen Buch durch persönliche Repräsentation die drei Hauptelemente des Staates über Eigenthum und Besitz sich in abweichenden Meinungen ergehen, und gibt ein treffendes Bild jener Gegensätze, die sich in unsrer Zeit staatsökonomisch geltend zu machen suchen. In dialogischer Form tauschen die Regierungsgewalt, der Grundbesitz und der Handelsstand ihre Ansichten über den Ursprung und Fortgang des Nationalreichthums aus, über die drückendsten Lasten, die besonders das unbewegliche Eigenthum in seiner Ergiebigkeit hindern, über Staatsschuldenwesen und eine Reihe von Fragen, die mehr oder weniger wirklich hieher gehören oder durch geschickte Seitendiversionen des dialektisch feingebildeten Herrn Verfassers mitherangezogen werden. Wir sind überzeugt, daß dieses interessante Werk seinen Zweck, populare Anregung, lebenvolle Entfesselung einer starren Wissenschaftsfrage, unmittelbaren Hinweis auf die wirklich vorhandenen Uebelstände, Wünsche und Hoffnungen nicht verfehlen wird.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Achtunddreissigster Jahrgang.

1844.

April.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem Morgenblatt bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das **Morgenblatt** kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Uebersetzungen oder Bruchstücke mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das **Morgenblatt** eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Manner, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fachern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn diese dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das Literaturblatt

stellt sich die Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der socialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Das Kunstblatt.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des **Kunstblatts** als regelmäßiger Beilage des **Morgenblatts** veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jezt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das **Kunstblatt** bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend und beurtheilend seyn; in denen lezterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesezt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannigfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erscheinende Bücher und Kunstwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneter Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem **Kunstblatt** ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „**Morgenblatts,**“ mit Einschluß des „**Literaturblatts**“ und „**Kunstblatts,**“ kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „**Literaturblatts**“ und „**Kunstblatts,**“ ohne das „**Morgenblatt**“ . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „**Literaturblatt**“ . . . . . 6 fl
das „**Kunstblatt**“ . . . . . 5 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Hauptpostamt in Stuttgart, das „**Morgenblatt**“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Spanien. Von F. Battus. 79.
Erfahrung. Von W. Menzel. 80.
Bergmannslied. Von W. Menzel. 81.
Bei Hölderlins Tod. Von J. Minckwitz und L. Pfau. 84.
Das Ammonshorn. Von W. Menzel. 89.
Waldlieder von Nic. Lenau. 92—94.
Der Schwarzwald. Von W. Menzel. 96.
Auf Friedrich Creuzers Jubiläum. Von G. Schwab. 99.
Der Wasserreiter am Untersberg. Von Wagner v. Laufenburg. 101.

Charade.

Johanna (d'Arc). 89.

Räthsel.

Der Phönix. 79. — Der Tintenfleck. 104.

Erzählungen.

Der alte Hammelmann. Von W. v. Chézy. 88—97.
Die Claviermamsell. 98—100.
Ein Vertrag. Von Ernst Willkomm. 102—104.

Naturwissenschaftliches.

Neueres vom Gebiete der Geologie. 95—98.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Ueber das Sklavenwesen des Alterthums in Vergleichung mit dem modernen. 79—85.
Skizzen aus dem häuslichen Leben der Engländer. Von J. G. Kohl. 79—81.
Karl Johann, König von Schweden. 82—86.
Londoner Puffpoeten. 90. 91.
Ueber die Verhältnisse und Zustände der antiken Frauen. 100—104.

Korrespondenz.

Zürich. 79. 80. 81. — Prag. 82. 83. 84. 85. — Paris. 83. 84. 85. 86. — 101. 102. 103. — Wien. 87. 88. — Nürnberg. 89. 90. 91. — Leipzig. 92. 93. 94. 95. — St. Petersburg. 93. 94. — Genf. 95. 96. — Aus Oberschlesien. 97. — Stuttgart. 98. 99. — Berlin. 99. 100. 101. 102. 103. 104.

Literatur-Blatt.

Nro. 54.

Reisen. Reise im europäischen Rußland in den Jahren 1840 und 1841. Von J. H. Blasius. — Skandinavische Literatur. Der Upsalazug. Reise der dänischen Studenten zu ihren schwedischen Brüdern.

Nro. 55.

Philosophie. Geschichte der Philosophie vom allgemeinen wissenschaftlichen und geschichtlichen Standpunkt von Dr. J. C. W. Siegwart. — Geschichte. Geschichte der englischen Revolution von F. C. Dahlmann.

Nro. 56.

Kulturgeschichte. Allgemeine Kulturgeschichte der Menschheit, von Gustav Klemm. Nach den Quellen mit Abbildungen ꝛc.

Nro. 57.

Geschichte. Geschichte der lezten Kämpfe Napoleons. Revolution und Restauration. Von Konrad Ott. — Kulturgeschichte. Allgemeine Kulturgeschichte der Menschheit, von Gustav Klemm. (Schluß.)

Nro. 58.

Dichtkunst. Ein Frühling, Fortsetzung des Winters von K. J. Schuler. — Philosophie. Die falsche Wissenschaft und ihr Verhältniß zum Leben. Von J. G. v. Wessenberg. — Roman. Elisenhof. Ein Roman aus der großen Welt. Von Jeanne Marie.

Nro. 59.

Astronomie und Physik. Jahrbuch für 1844. Herausgegeben von H. C. Schumacher, mit Beiträgen von Steinheil, Moser und Argelander. — Vermischte Schriften. Bilder aus der Heimath und Fremde. Herausgegeben von Dr. Karl Riedel. — Roman. Waldheim. Ein Roman von Henriette von Bissing.

Nro. 60.

Neuestes Werk über Irland. Irland. Von J. Venedey. — Romane. Ein Roman von Maria Lenzen, geb. Sebregondi. — Jenny. Von der Verfasserin der Clementine.

Nro. 61.

Lyrische Dichtkunst. Gedichte von E. M. Arndt. Der neuen Ausgabe zweite vermehrte Auflage. — Pädagogik. Dr. David Stow's System christlicher Jugendbildung, wie es in den neuerrichteten Training-schools in Schottland befolgt wird. Mit Rücksicht auf die deutschen Zustände auszugsweise übertragen von H. A. Jäschke.

Nro. 62.

Roman. Zehntausend Pfund Renten. Von Samuel Warren, Verfasser der Mittheilungen aus dem Tagebuch eines Arztes. Aus dem Englischen von Dr. C. Kolb. — Biographie. Vierzig Jahre von Karl v. Holtei.

Nro. 63.

Roman. Zehntausend Pfund Renten. Von Samuel Warren. Aus dem Englischen von Dr. C. Kolb. (Schluß.) — Lyrische Dichtkunst. Allemannia. Gedichte in allemannischer Mundart von L. F. Dorn, Pfarrer Schneider, Dr. Hagenbach, Eichin; nebst einer Korrespondenz zwischen Hebel und Regierungsrath Gyßer.

Nro. 64.

Kriegsgeschichte. Geschichte des Feldzugs von 1814 in dem östlichen und nördlichen Frankreich bis zur Einnahme von Paris, als Beitrag zur neueren Kriegsgeschichte.

Kunst-Blatt.

Nro. 27.

Ueber den Einfluß der Technik auf den Kunstwerth der Medaille. (Schluß.) — Nekrolog. 4. Karl Ruß. — Denkmäler. — Bauwerke. — Malerei.

Nro. 28.

Kunstliteratur. Leben der ausgezeichnetsten Maler, Bildhauer und Baumeister, von Cimabue bis zum Jahr 1567, beschrieben von Giorgio Vasari. Aus dem Italienischen von Ludwig Schorn und nach dessen Tode von Ernst Förster. — Malerei. — Plastik. — Münz- und Medaillenkunde.

Nro. 29.

Die Gebrüder Rosenthaler. Ein Beitrag zur oberdeutschen Kunstgeschichte. — Alterthümer und Ausgrabungen.

Nro. 50.

Ausgrabungen von keltischen oder germanischen Alterthümern in der Schweiz und dem südlichen Deutschland. — Die Gebrüder Rosenthaler. (Schluß.) — Alterthümer.

Nro. 51.

Die Düsseldorfer Kunstschule im Jahr 1843. — Ausgrabungen von keltischen oder germanischen Alterthümern in der Schweiz und dem südlichen Deutschland. (Fortsetzung.) — Kunsthandel. — Neue Bilderwerke. — Neue Stiche. — Lithographie. — Literatur.

Nro. 52.

Die Düsseldorfer Kunstschule im Jahr 1843. (Fortsetzung.) — Ausgrabungen von keltischen oder germanischen Alterthümern in der Schweiz und dem südlichen Deutschland. (Schluß.) — Literatur. — Nekrolog. — Persönliches. — Ausstellungen.

Nro. 53.

Ausstellungen in Frankfurt a. M. — Nekrolog. 5. Ulrichs. — Ausstellungen. — Akademien und Vereine.

Nro. 54.

Archäologie. 1. Archäologische Mittheilungen aus Griechenland, nach C. O. Müllers hinterlassenen Papieren herausgegeben von Adolf Schöll. 2. Anecdota Delphica edidit Ern. Curtius. Accedunt tabulae duae Delphicae. — Akademien und Vereine.

Nro. 55.

Die Restaurationen am Kölner Dom. — Literatur. Ueber monumentale und nationale Kunst ꝛc., von J. M. Ziegler. — Akademien und Vereine. — Museen und Sammlungen. — Denkmäler.

№ 79.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 1. April 1844.

Mitem animum —
Præcipit atque animas servorum et corpora nostra
Materia constare putat paribusque elementis.

Juvenal:

Ueber das Sklavenweſen des Alterthums in Vergleichung mit dem modernen.

I.

Der Menſchheit adelvolle, großgeſinnte und großgeſittete Jugend, das Leben der Griechen und Römer in den Blüthenzeiten ihrer geſchichtlichen Wirkſamkeit, iſt ein Schauſpiel von unerſchöpflicher Anregungskraft, Stärkung und Labe für den empfänglichen Geiſt. Mit Recht ſind die unvergänglichen Blätter, auf denen die Schickſale dieſer Völker verzeichnet ſind, die Werke ihrer genialiſchen Dichter, die feurigen Worte ihrer Redner, das Erſte und Vornehmſte, womit wir das erwachende Geiſtesleben unſerer, eine wiſſenſchaftliche Ausbildung anſtrebenden Jugend tränken, um derſelben einen Zunder des Großen in die Herzen zu ſenken, einen Stachel des Schönen in ihre Empfindung zu drücken, ihr einen Impuls der Begeiſterung und des idealiſchen Denkens auf den Weg durch das Daſeyn zu geben. Was unſerer Bildung das Griechen- und Römerthum iſt, dafür gibt es kein Aequivalent, und die modernen Fanatiker, welche dieſe Baſis unſeres höheren Unterrichts neuerdings mit erbitterter Wuth bekämpfen, werden dem geſunden Sinne den Werth dieſer Grundlage ſo wenig hinwegräſonniren, als wenn ſie etwa zur täglichen Nahrung den Honigkuchen ſtatt des Brodes, oder den Himbeerſaft ſtatt des Weines empfehlen wollten.

Aber in dieſes Licht großartiger Anſchauungen, herzerhebender Thatenfülle, in Geiſtes- und Kunſtgenüſſen ſchwelgenden Entzückens fällt ein langer, ungeheurer Schlagſchatten herein, der uns bei Betrachtung des antiken Lebens zu tiefem Ernſte ſtimmt, mit welchem unſäglichen Jammer vieler Millionen Individuen durch einen Zeitraum mehrerer Jahrtauſende jene Herrlichkeiten erkauft wurden, die den Ruhm der ſo gefeierten Muſternationen bis an's Ende der Tage tragen werden. Dieſe ernſte, ſchwarze, düſterſtimmende Schattenſeite der alten Welt iſt das Sklaventhum. Zwar in ſittlicher Hinſicht haben jene Nationen vor uns nicht zu erröthen. Es hat mitten in der Gottſeligkeit chriſtlicher Civiliſation, in Zeitaltern, wo man ſich auf eine zur Ehre des Höchſten bis zur Eiferwuth gehende Frömmigkeit viel wußte, es hat noch in den Epochen der größten philoſophiſchen Erleuchtung Nationen und Staaten gegeben und gibt es noch, welche die ſchmählichſte Entwürdigung ihrer Mitmenſchen und Brüder für unverfänglich halten, ja aus wer weiß welchen politiſchen und ſtaatsökonomiſchen Argumenten hartnäckig in Schutz nehmen und für ein Verhältniß, welches in dem Augenblicke, wo ſeine Widerrechtlichkeit erwieſen wird, unmittelbar aufhört, auch

nur den Schatten einer Zulässigkeit zu behalten, mit frecher Barbarei fortkämpfen. Wie hätten wir da ein Recht, die Völker des Alterthums, denen keine Religionsvorschrift gebot, alle Söhne der Erde als ihres Gleichen zu lieben, über das Unmoralische eines solchen Verhältnisses zur Rede zu stellen?

Ja es übersteigt nicht die Glaubwürdigkeit, daß die Summe der Unmenschlichkeiten, welche die fluchbeladenen Pflanzer und Pflanzerinnen Westindiens und der nordamerikanischen Sklavenstaaten in den drei Jahrhunderten seit Entdeckung Amerikas an ihren Sklaven geübt haben, vielleicht diejenige noch hinter sich läßt, welche im Sklavenwesen Griechenlands und Roms durch zwei volle Jahrtausende sich aufgehäuft hat. Ist es doch eine notorische Wahrnehmung, daß eine Usurpation um so härter ausgeübt wird, je unsicherer der Usurpator in seinem Rechte sich selber fühlt; und die Christen, welche Sklaven gehalten haben, wußten alle recht gut, daß dieß eigentlich verboten und von Seiten der Sittlichkeit abscheulich war, während die Griechen und Römer von der ruhigen Voraussetzung ausgingen, daß Natur und Gesetz ihnen diese Willkühr über untergeordnete Menschen gestatte, und durch dieses überlegene Gefühl im Allgemeinen zu einer größeren Lindigkeit und großmüthigeren Behandlung gestimmt waren. Denn ein edler Charakter (und den hatten in den meisten Fällen jene Heiden vor diesen Christen voraus) wird durch die faktische Gewißheit seines Rechtes befriedigt und enthält sich jener kindischen Versuche, dasselbe so oft wie möglich geltend zu machen, worin kleinliche Seelen, leidenschaftliche, schwache, feige und ungebildete Geschöpfe, die ihren Befugnissen selbst mißtrauen, eine Genugthuung suchen.

Luxus und Verdorbenheit machen ferner grausam; einfache, unschuldige, in ihren Bedürfnissen genügsame Naturen behalten auch in ihrer Denkart eine gesunde Nüchternheit, die sie abhält, sich Zeitvertreibe des Muthwillens und des Blutdurstes zu suchen; sie verlangen von ihren Untergebenen Ehrerbietigkeit und pünktliche Befolgung der denselben aufgelegten Pflichten, aber über diese Forderung gehen sie nicht hinaus und tyrannisiren Niemanden, der ihren Stolz nicht herausfordert. Die Griechen waren beinahe die ganze Zeit ihrer weltgeschichtlichen Existenz hindurch solche mäßige, human gesinnte Charaktere; ihre gesammte Geschichte zeugt für das natürliche Wohlwollen eines heiteren Temperaments, einer leicht zufrieden gestellten Begier, eines Grundsatzes zu leben und leben zu lassen. Einzelne, besonders den Spartanern nachgesagte, aber nicht einmal völlig bewahrheitete Grausamkeiten ausgenommen, war bei ihnen die Behandlung der Sklaven gelassen und leutselig, sie haben sich nie, wie die Römer, und auch diese nur in der verhältnißmäßig kurzen Epoche ihres politischen Verfalls, zu beharrlicher Entmenschung vergessen.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus dem häuslichen Leben der Engländer.

Familiengottesdienst.

Es gibt dreierlei Arten und Formen des Gottesdienstes, den öffentlichen, den Familien- oder häuslichen Gottesdienst, und den im verborgenen Kämmerlein. — Alle drei sind auf gleiche Weise wichtig für die Heilung unserer Seele, und wir finden in jedem derselben eine eigene Art von Erbauung, ein besonderes religiöses Bedürfniß unseres Herzens befriedigt.

Der Gottesdienst in Einsamkeit ist sicherlich von hoher Bedeutung, denn hier besonders kann unsere Seele, ungestört durch irgendwelche äußere Eindrücke, ganz aus ihrem Gehäuse, gleich einer zartfühlenden Schnecke, die jede äußere Berührung erschreckt, hinaustreten und sich hinstellen vor ihren Schöpfer, wie er sie schuf in ihrer Nacktheit. Mit Niemanden als mit Gott sind wir auch in unserem einsamen Kämmerlein zusammen, und da der Geist immer nach Gesellschaft strebt, so wendet er sich seinem Schöpfer dann vor Allem mit Innigkeit zu. Ja, jede Einsamkeit ist eine Art Gottesdienst, und zu bedauern ist die arme Seele, die sich Gott dann nicht nähert und zu der die Engel da nicht herantreten.

Allein die Seele, diese arme Gefangene, die von so vielen Fesseln und Leiden gequälte, ringt oft vergebens darnach, zum Himmel sich aufzuschwingen. Sie ist mit sich selbst oft zerfallen und hat der Hülfe anderer frommer Seelen, der Ermahnung, der Belehrung, des gleichzeitigen Gebetes der Mitmenschen nöthig, um mit ihnen gemeinsam ihren zerstörten innern Tempel wieder zu errichten. Der allgemeine Gottesdienst in der Gemeinde aller Menschen, in der heiligen Gemeinschaft der das ganze Geschlecht umfassenden Kirche mit Gott, als ihrem Oberhaupte, ist daher für jeden Menschen ein entschiedenes Bedürfniß.

Nun aber der Familiengottesdienst, ist er nicht gleicherweise ein Bedürfniß? Es ist eine erhebende, es ist eine herrliche Idee, mit allen Menschen, Bekannten und Unbekannten, in der großen Gemeinde, in welcher Alle Brüder und sich liebende Freunde sind, vor Gott niederzufallen. Allein wir sind nicht immer im Stande, diese erhabene Idee festzuhalten und von ihr uns erfüllen zu

lassen. Gleichgültigkeit und Feindschaft mit unsern Nachbarn und Mitmenschen hindern uns daran, uns häufig auf jenen höchsten Höhen der Liebe zu ergehen. Wir ziehen uns mit unserer Liebe für gewöhnlich in den Kreis unserer nächsten Freunde und unserer leiblichen Verwandten zurück. Und nur, wo unsere Liebe weilt, da kann auch unsere Frömmigkeit gedeihen. Für die, welche wir lieben, haben wir die meisten Wünsche und Bitten zum Himmel zu schicken, sie möchten wir vor allen Dingen lehren, ihren Trost immer in sich selbst und in ihrem Gott zu finden, und im Kreise derer, die Gott selbst uns zunächst stellte, und mit denen wir einst in jener Welt wieder vereint vor ihm zu stehen hoffen, müssen wir uns schon jezt gewöhnen, vor den Schöpfer hinzutreten.

In der That, wo ist das Gebet natürlicher und mehr an seinem Platze, als in der Familie, und wo kann es zugleich wohlthätiger wirken als hier, bei denen, die täglich und stündlich mit einander umgehen, die in gegenseitigem Vertrauen unter Einem Dache wohnen, und der Liebe, des Trostes, der gegenseitigen Stärkung in Ertragung der Leiden in jedem Augenblicke bedürftig sind?

In keinem Lande ist die Wichtigkeit des Familiengottesdienstes besser erkannt als in England, und in keinem ist derselbe, wenn wir uns hier für eine göttliche Sache eines menschlichen Ausdrucks bedienen dürfen, eine allgemeinere Sitte, als dort, wo überhaupt Alles mit Gebet anfängt, die Vorlesungen auf den Universitäten, die Versammlungen der Assisen, die Mahlzeiten, wie überhaupt Alles, was die Menschen einigermaßen Wichtiges thun, nach der sehr richtigen Idee, daß eigentlich Alles, was wir beginnen, in Gott gethan seyn sollte.

In den meisten englischen Familien, sowohl in denen, die in den Städten leben, als in denen auf dem Lande, und bei dem Gutsbesitzer so gut wie bei seinem Farmer, ist es Sitte, den Tag mit einem gemeinsamen Familiengebete zu eröffnen. Bei einigen ist statt des Morgengebets das Abendgebet Sitte. Einige vereinigen, wie es eigentlich seyn sollte, beides.

Gewiß ist das Morgengebet von der größten Bedeutung, da wir an jedem Morgen gewissermaßen von Neuem geboren werden, und vor allen Dingen von Neuem uns aller unserer Pflichten erinnern und in gegenseitiger Liebe stärken sollen, und es mag daher auf den ganzen Tag einen wohlthätigen Schein werfen. Der Abend ist ohnedieß schon mehr zur Versöhnung geneigt und führt die Seele von selbst mehr zum Gebet. Auch ist es schwerer, am Abend alle Mitglieder des Hauses zu vereinigen, als am Morgen.

(Fortsetzung folgt.)

Spanien.

1.

Hat je ein Volk, so weit Geschichte reicht,
So mannhaft sich, so adelig bewährt,
Wie der Iberer Volk? — Ein Cäsar ehrt
Den Muth, der selbst dem römischen nicht weicht. —

Wie Herrliches geleistet hat ihr Cid?
Wie Herrliches die ganze Nation?
Dem mächt'gen Corsen sprach allein sie Hohn —
Geschichte rühmt's, und ein homerisch Lied. —

Und diesem Volk ist nun ein Kind gesezt,
Ein weiblich Kind, als Herrscher! — O, wie schwer
Wirst, Menschheit, du im Heiligsten verlezt!

Anarchisch Treiben haust im off'nen Feld —
Und Spanier sieht man, der Altvordern Ehr'
Vergessend, fröhnen gallo-brit'schem Geld!

2.

Und nochmal zieht es mir den Blick dahin —
Die Krone, einst dem fünften Karl zu schwer,
Erdrückt, obgleich die alte Last nicht mehr,
Das zarte Haupt der jungen Königin.

Minister halten, voll verkehrtem Sinn,
Gleich bösen Geistern, ihren Thron umbannt —
Gewaltsam führen sie und frech die Hand
Dem Königskind zum — Ich die Königin —

Es perlen Thränen — Ach! das junge Herz,
Es fühlt gar wohl, daß man mit ihm nur treibt
Ein schnödes Spiel — Es klagt den bittern Schmerz

Der jüngern Schwester — „Sieh! wie arm ich bin —
„Von Spaniens sonst so mächt'gem Throne bleibt
„Mir eigen nicht mein — Ich die Königin!"

Battus.

Korrespondenz-Nachrichten.

Zürich, März.

Disteli. — Vogel.

Disteli, dem deutschen Publikum hinlänglich durch seine Zeichnungen zum deutschen Michel bekannt, von dem im Zeitraum eines Jahres an 20,000 Exemplare verkauft worden seyn sollen, gibt seit mehreren Jahren einen Bilderkalender heraus, der einer ungemeinen Popularität genießt und dießmal durch eine französische Uebersetzung auch der romanischen Schweiz zugänglich gemacht worden ist. Disteli behandelt in seinem Kalender theils Gegenstände

der Schweizergeschichte, dieses Jahr Scenen aus dem Burgunderkriege, theils Tagesbegebenheiten; jene mit Ernst und Würde, diese mit nie erschöpfter Fülle von Witz und Humor. Die Thorheiten und Extravagauzen unseres politischen Lebens werden da eben so unerbittlich mitgenommen, als das Spießbürgerthum unserer Städte, und es ist beinahe unmöglich, sich beim Anblicke dieser, mit der entschiedensten Anlage zur Satire hingeworfenen, kecken Bilder des Lachens zu enthalten. Daß die Umtriebe in den katholischen Kantonen und der Jesuitismus dießmal besonders berhalten mußten, das liegt wohl in der Natur der Sache; eben so begreiflich ist, daß Disteli, der erbittertste Feind religiöser Heuchelei, die rechte Grenze nicht überall inne halten und daher vielfach Anstoß geben mochte. Unter anderem ist eine Prozession von Mäusen, mit einer Fledermaus als Insignie im Panier, wodurch eine alterthümliche Luzerner Prozession persiflirt wird, als besonders ärgerlich bezeichnet worden. Der Bischof von Basel hat auch nicht ermangelt, den Distelikalender, als sittenverderblich und gotteslästerlich, kirchenamtlich zu verwerfen, worauf er in mehreren katholischen Kantonen verboten und mit Beschlag belegt worden ist, während in andern die Klage des Bischofs fruchtlos verhallte, oder, wie ein eifriger Zeitungsschreiber jammernd ausruft, von den Regierungen in den Abgrund des Protokolls geworfen wurde. — Zum Anregendsten von Distelis dießjährigen Compositionen gehört wohl die dem Ereigniß vorangehende Darstellung des Einzugs der Jesuiten in Luzern, die als Beilage zu der freien Schweiz, einem neu gegründeten Blatte, herausgekommen ist. Hier finden sich wirklich Ernst und Humor in ergreifender Weise gepaart. Der Künstler führt uns in eine Alpenschlucht; vor uns sitzt am tannenbewachsenen Felsenhang eine schöne Sennerin in Schweizertracht, das symbolische Bild ihres Landes; sie hält mit der rechten, auf die neben ihr stehende Milchbutte gelehnten Hand einen Busch von Alpenrosen, bestimmt, den Kranz zu schmücken, der ihrer Linken zu entsinken droht. Mit einem Gemisch von Schrecken und Trauer sieht die holde Schweizerin das Ungethüm des Jesuitismus, dem sie hingeopfert werden soll, herannahen. Die Brüder Jesu aber kommen in ihrer Ordenstracht auf Schlangen und Drachen angeritten. Auf der Höhe des gegenüberstehenden Felsens erblicken wir einen wohlgenährten, dichtbepelzten Fuchs, der mit andächtig erhobener Pfote und offenbarem Wohlgefallen dem Schauspiele zusieht, das sich im Thalgrunde entfaltet. Hier zeigt sich uns in der Ferne die stattliche Hofkirche von Luzern, von der untergehenden Sonne, deren Mittelpunkt einen Jesuitenhut birgt, hell beleuchtet; ihr wendet sich die Prozession der Brüder Jesu zu, in ihrem Gefolge Aberglaube, Fanatismus und Geistesarmuth, trefflich charakterisirt und in traumähnlichen, luftigen Umrissen von den krassen Gebilden umschwebt, mit denen das Mittelalter die Hölle ausgestattet hat. * — Zu ernsteren Kunstschöpfungen übergehend, hätten wir zuerst eines Gemäldes von Paul Deschwanden zu gedenken, das, nach dem menschenfreundlichen Geber, der es zum Besten der Armen kaufen und verloosen ließ, den Namen des Mallet'schen Johannes davontrug. Wenn wir indessen die Wahrheit gestehen sollen, so hat dieses Bild, nachdem wir es mehrmals betrachtet, keinen Gedanken in uns geweckt, als etwa den, daß dem Talente des Künstlers mehr Zeit und Muße wohl zu gönnen wären. Einen ganz andern Eindruck machte uns hingegen die historische Composition, mit der Ludwig Vogel gegenwärtig beschäftigt ist; dießmal in der Wahl des Gegenstandes von außen bestimmt, aber doch von dem Mittelpunkt der Idee ausgehend, die ihn seiner wahren künstlerischen Sendung zugeführt hat. Bekanntlich fällt das nächsten Sommer in Basel abzuhaltende eidgenössische Freischießen beinahe mit der Säcularfeier der Schlacht bei St. Jakob an der Birs zusammen. In dieser Schlacht wurden zwar die Schweizer, diese „rupigen Bauern," wie der deutsche Adel sie nannte, den 26sten August 1444 von der Uebermacht der französischen Heerschaaren, mit denen sie sich zum erstenmale auf offenem Felde maßen, erdrückt, aber nicht ohne wie Löwen bis auf den lezten Mann gefochten und durch ihren Heldenmuth selbst dem fürstlichen Gegner Bewunderung eingeflößt zu haben. Die oft verspottete Regierung von Baselland hatte nun den guten Gedanken, ein auf dieses Ereigniß bezügliches Gemälde zu ihrer Schützengabe zu bestimmen, und Ludwig Vogel, den einzigen Schweizerkünstler, der der Aufgabe gewachsen war, mit der Ausführung zu beauftragen. Vogel, auf einen bekannten Vorfall nach der Schlacht angewiesen, führt uns mitten auf den Wahlplatz; in der Ferne erblicken wir rechts Basel, links die brennende Kirche von St. Jakob und in der Tiefe das Birsthal. Ringsum Todte und Sterbende, Menschen, Pferde, Waffen in grausem Gewirre. Ritter Burkhard Mönch zu Pferde, Hohn und Prahlerei im Gesichte und halb zu seinen Begleitern gewendet, spricht, auf einen sterbenden Schweizer deutend, die verhängnißvollen Worte aus. * Dieser, ein riesiger Krieger, aus tiefer Brustwunde blutend, rafft sich mit der lezten Anstrengung auf und ergreift, während er sich mit der einen Hand auf sein Schwert stützt, mit der andern den gewichtigen Stein, der dem Gegner den Tod bringt. Die Darstellung ist so lebendig und auch im Einzelnen mit so viel Wahrheit durchgeführt, daß diese Episode, wie sehr sie auch neben dem großen Drama der Schlacht in den Hintergrund tritt, vom Geiste schweizerischer Heldenzeit durchweht, den Beschauer mächtig fesselt.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Als wir diese Zeilen schrieben, glaubten wir nicht so schnell nachholen zu müssen, daß auch Disteli in's Land gegangen, aus dem, wie Shakespeare sagt, noch kein Reisender wiederkehrte. Er starb den 18. März an der Grippe, die er, um ärztliche Hülfe unbekümmert, vernachlässigt hatte. Einer seiner Freunde meinet von dem originellen Menschen: „Ein Politiker von der Art, wie man sie heutzutage nach Systemen ordnet, war er keiner; seine Politik wurzelte bei ihm in Fleisch und Blut, weßhalb sie auch Gepräg und Färbung seiner eigenen, kecken Natur an sich trug." — Ihn langweilte und ärgerte oft, daß ihm nicht mehr Anlaß geboten war, seine Thatkraft zu beweisen; er hätte für sein Leben gern (Disteli war Oberst der Milizen) vom Leder gezogen, und mußte zusehen, wie unsere meisten Kriege fast immer mit Federstrichen statt mit Kolbenstreichen ausgemacht wurden. Wäre er ein Spanier gewesen, so hätte er als Guerillasführer seine eigene Fahne aufgesteckt und die Politik auf eigene Faust betrieben; so aber blieb ihm nichts übrig als — seinen Bitterkalender aufzuthun und mit Bildern statt mit Thaten zu kämpfen, diesen Kalender, der, nun auch mit ihm gestorben, das treue politische Abbild des Todten ist, und dem gewaltigen Einfluß, der ihm nicht abgesprochen werden kann, durch zu große Rücksichtslosigkeit selbst Schranken setzte.

* „Wir haben heute in Rosen!" Der Schweizer begleitete den tödtlichen Steinwurf mit den Worten: „Hier friß eine der Rosen." Dieses geschichtliche Zwiegespräch soll dem alterthümlich gehaltenen Rahmen des Bildes eingegraben werden.

Beilage: Literaturblatt Nr. 34.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 80.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 2. April 1844.

Bist du ein Herr, dem Andre dienen,
So sey ihr Beispiel, sey es stets,
Und feire täglich gern mit ihnen
Die selge Stunde des Gebets.

Gellert.

Skizzen aus dem häuslichen Leben der Engländer.

(Fortsetzung.)

Wie die Form aller Gebete in England vortrefflich ist, so ist es auch die Weise, wie der Familiengottesdienst geübt wird. Es erscheinen dabei früh Morgens noch vor dem Frühstück alle Mitglieder des Hauses, entweder in dem Diningroom, wo man dem Herrn für das tägliche Brod dankt, oder um seine Langmuth bei unserem täglichen Undanke bittet, oder in dem Drawing-room, welches als Haupt-, Wohn- und Sitzzimmer gewiß die beste Kapelle für den häuslichen Gottesdienst ist. Zuweilen wird auch das School-room dazu genommen, um insbesondere bei denen die Frömmigkeit einzuführen, die ihrer noch am meisten bedürfen.

Es erscheinen dabei alle, Kleine und Große, bis zu den Mägden und Knechten des Hauses hinab. Auf sie nimmt man auch besonders dabei Rücksicht; denn eine alte englische Dame sagt mit Recht: „Das Familiengebet ist abgesehen von unserer eigenen höhern Pflicht gegen Gott, abgesehen davon, daß wir Alle dazu berufen sind, Missionäre entweder im Hause oder im Heidenlande zu seyn, eine Schutzwaffe gegen unsere eigenen unfriedlichen Leidenschaften. Wie könntest du dich vergessen, und heftig oder gar hart und grausam gegen eine Magd werden, wenn sie ein Versehen begangen hat, nachdem du am Morgen mit ihr im Gebete vor Gottes Angesicht auf den Knieen gelegen hast! Und sie auf der andern Seite wird ihrer Pflichten besser eingedenk seyn und nicht so leicht impertinent werden. So ist denn das Familiengebet ein Zaun der Sittlichkeit, den alle Hausmitglieder jeden Morgen von Neuem wieder aufbauen, um sich streng in seinem Zirkel zu halten."

Gewöhnlich macht der Herr des Hauses oder die Hausfrau oder der älteste Sohn den Priester. Gemeiniglich wird erst ein Kapitel aus der Bibel, oder eine Exposition über irgend ein Bibelkapitel vorgelesen. Dieser Expositionen über die Bibel, die zu diesem Zwecke abgefaßt sind, gibt es eine Menge in der englischen Literatur. Dann folgt ein Gebet. Auch dieser gibt es im Englischen eine Menge sehr schöne. Schon in dem „Book of Common prayer," in dem allgemeinen Gebetbuche der englischen Kirche, steht eine Reihe von Morgen- und Abendgebeten für jeden Tag im Monate. — Mit dem Vaterunser, das alle dem Vorbeter laut nachsprechen, wird dann wohl der ganze Gottesdienst geschlossen.

Wie die Engländer überall knieend beten, so liegt denn auch die ganze Hausgenossenschaft bei diesem Familiengebete auf den Knieen. Sie sagen, es sey dieß die

einzige angemeſſene demüthige Stellung, in der wir vor Gott, vor dem wir wie ein Wurm im Staube ſind, uns nahen dürfen. Wenn wir ſitzend und ſtehend zu unſerm Nächſten reden, ſo ſollen wir beim Geſpräche mit Gott einen Unterſchied machen.

„Ja es iſt uns das Knieen, ſagen die Engländer, von Gott ſelbſt vorgeſchrieben: im Brief an die Philipper, 2, 10, wo es heißt, daß in dem Namen Jeſu ſich beugen ſollen alle Kniee derer, die im Himmel und auf Erden ſind; und im Römerbrief 14, 11: „So wahr als ich lebe, ſpricht der Herr, mir ſollen alle Kniee gebeugt werden und alle Zungen ſollen Gott bekennen!“ — Wenn alſo ſchon die Inbrunſt unſeres eigenen Herzens, wenn das Gefühl unſerer Nichtigkeit uns in den Staub wirft vor Gottes Angeſicht, ſollte dann nicht noch mehr Gottes eigene gebietende Stimme unſere Kniee beugen, während unſere Zungen bekennen?“

So ſagen die Engländer; wir Deutſche nehmen jene citirten Bibelſtellen wohl mehr nur ſymboliſch, und ich glaube, wir ſehen das Beugen der Kniee mehr als ein Ueberbleibſel aus den katholiſchen Zeiten an.

Ich weiß eine Stadt in Deutſchland, in welcher eine Kinderwärterin die beiden jungen Mädchen, die ihrer Pflege anvertraut waren, einſt bei ihrem Gebete knieend fand, und darüber ſich ſehr wunderte, ja beinahe böſe wurde. Sie gab ihnen die Lehre, daß ſolche übertriebene äußere Abzeichen Gott nicht verlange und daß nur die Katholiken ſich derſelben bei ihrer Andacht bedienen. Sie ſollten hübſch ſtill und natürlich des Morgens im Bette liegend ihr Gebet verrichten und dann aufſtehen.

In England würde eine Kinderwärterin im Gegentheile darüber erſtaunt und böſe ſeyn, wenn ſie ihre Pfleglinge bei einer ſo heiligen Handlung im Bette liegend, oder ſitzend oder ſtehend fände. Es würde dort übrigens auch keinem Kinde einfallen, anders als knieend zu beten. Ja die kleinſten Weſen, ſobald ſie nur ſprechen können, laſſen ſchon ihre Gebete Morgens und Abends, wobei ſie regelmäßig auf dem Schoße ihrer Amme oder ihrer Mutter knieen. Auch die erwachſenen Engländer verrichten gewöhnlich ihr Abend- und Morgengebet knieend vor ihrem Bette. Ich bin zuweilen auf der Reiſe in entlegenen Theilen des Landes mit jungen Engländern zuſammen getroffen, mit denen ich genöthigt war, ein Zimmer zu theilen, und dann habe ich faſt immer dieſe Sitte bei ihnen bemerkt.

Am Sonntag wird dem Morgengebete des Familiengottesdienſtes in der Regel auch noch ein feierliches Abendgebet hinzugefügt. Bei dieſem fehlt dann kein Hausgenoſſe, ſelbſt in den Häuſern nicht, in welchen man für die Wochentage die Hausfrau, Kinder und Mägde das tägliche Gebet allein verrichten läßt. — Gewöhnlich lieſt der Hausherr dabei eine lange Predigt vor und läßt dann hinterher noch ein Gebet aus dem allgemeinen Gebetbuche folgen. Es ſizt dabei die ganze Dienerſchaft in ihrer Rangordnung vom Stewart (Hausverwalter) und Butler (Oberſchenk) bis zu den Footmen (Bedienten) und Groom's (Burſchen) hinab, und dann wieder von der Skullerymaid (Aufwaſchmädchen) bis zu der Lady's maid (Kammermädchen) hinauf, der Herrſchaft gegenüber. Und wenn das Gebet zu Ende iſt, verbeugen ſich beide Theile gegen einander und ziehen ſich zurück. — Sogar diejenigen Familienglieder, die am Sonntag den öffentlichen Gottesdienſt nicht beſuchen können, ſitzen alsdann während der Kirchenzeit zuſammen und leſen einander diejenigen Gebete vor, die während der Zeit vom Prediger und der Gemeinde in der Kirche geleſen werden. Einer pflegt dabei den Prediger zu machen, und ein Anderer die Amen und die andern Worte zu leſen, welche des Küſters Theil in der Kirche ſind.

Ich glaube, daß es in Deutſchland unter tauſend Familien nur äußerſt wenige gibt, die ihren häuslichen Familienkreis in einem ſolchen Bann und Zaubercirkel — ich wollte, es könnte mir Jemand beſſere Worte geben — des Gebetes eingerahmt haben. Und es iſt kein Zweifel, daß man bei uns dieſe wenigen, die es ſo halten möchten, faſt überall für übertrieben andächtig, für pietiſtiſch, für bigott halten würde. Dieß iſt gewiß zu bedauern; ich glaube, daß wir Deutſchen mit einer ſolchen Form auf dem Gebiete der wahren Frömmigkeit eben ſo weit kommen würden, als die Engländer. — Es iſt freilich wahr, daß in England in unzähligen Familien viele täglich zuſammen beten, die doch nachher am Tage nichts weniger als in chriſtlichem Frieden zuſammen den Weg des Lebens und des Herrn wandeln. Ja es mag wahr ſeyn, daß durch dieß viele und lange Beten und durch die Verbindung des Gebets mit Dingen, die gar nichts mit der Frömmigkeit zu thun haben, z. B. glänzenden Mahlzeiten, das Gebet profanirt und zu einer hohlen gleißneriſchen Form nicht ſelten herabgewürdigt wird. Allein mit nur ein Bischen Beſchränkung des Uebermaßes wäre die Verfaſſung des engliſchen Familien- und Hausgottesdienſtes ein Muſter, das man allen Nationen, und namentlich unſerer frommen deutſchen Nation zur Nachahmung empfehlen könnte.

Die Engländer haben eine Menge deutſcher Gebetbücher und religiöſen Werke, z. B. die von Witſchel, beſonders die Krummacherſchen Schriften überſezt und mit großem Beifall aufgenommen. Es wäre in der That der Mühe werth, auch manche von ihren Gebetformeln, die als Formeln größtentheils vortrefflich ſind, und deren ſie einen unglaublichen Ueberfluß haben, bei uns *aufzunehmen*. Ueberſezt ſind ſie zum Theil ſchon.

Ueber das Sklavenwesen des Alterthums in Vergleichung mit dem modernen.

(Fortsetzung.)

Dagegen hat der Geist rohen Uebermuths, niedriger, von Ehrgefühl und Sittlichkeit entblößter Gesinnung und rassinirter Heimtücke, welchen jene zahllosen, in Europa verdorbenen, wegen ihrer Laster gebrandmarkten und ausgestoßenen Abenteurer, aus denen die Mehrzahl amerikanischer Sklavenbesitzer bestand und theilweise noch besteht, über das Weltmeer getragen, daselbst ein System von Unbarmherzigkeit und viehischer Teufelei erzeugt, welches jeden rechtlichen, geschweige denn menschlichen und gebildeten Sinn empören muß und der Geschichte christlicher Civilisation einen Schandfleck aufbrennt, gegen welchen keine Verirrung, der sich das Heidenthum in der sich selbst überlassenen Ueppigkeit seiner Sitten hingegeben hat, in Anschlag zu bringen ist. So rechtmäßig Griechen und Römer den Sklavenbesitz hielten, so verachtet und verworfen waren bei ihnen die Individuen, welche sich den Menschenhandel gestatteten. Ein Sklavenhändler, ein Seelenverkäufer, war der beschimpfendste Name, den irgend ein Erwerbszweig führen konnte; lediglich der Auswurf der Menschheit, selbst ehemalige Sklaven, Barbaren und Ehrlose gaben sich damit ab. Dagegen ist bekannt, daß kein freier Amerikaner, in den Sklavenstaaten zum mindesten, dieses ruchlose, dem Abschaum der Menschheit ziemende Gewerbe unter seiner Würde hält; daß da, wo die Freiheit als das Panier der segensreichsten menschlichen Fortschritte aufgepflanzt wird, die sittliche Würde des Menschen noch allein einen so geringen Werth hat, daß man ihn zur Sache, zum schnöden Werkzeuge der unmäßigsten Despotie zu erniedern keinen Augenblick ein Bedenken trägt. In Griechenland und Rom waren Söhne und Töchter der Sklavenhändler infam; in Amerika können sie Präsidenten werden oder den Präsidenten heirathen.

Im Allgemeinen schwebte den alten Völkern bei ihren Sklavenverhältnissen der Gedanke vor, daß jeder, der nicht zu ihrem Lande gehöre, ein geborener Feind sey, gegen den man sich eventuell im Stande der Natur befinde, so daß, wer durch das Recht des Stärkern dem Andern anheim falle, diesem zu dienen durch die Nothwendigkeit verpflichtet sey. Menschenraub durch Hinterlist und Seeräuberei hielten die Griechen und Römer ihrer unwürdig; sie brandmarkten seeräuberische Nationen als die untersten der Barbaren, sie schlugen den überführten Seeräuber an's Kreuz; ihre Sklaven gewannen sie durch den Krieg oder durch Kauf. Und zwar galt in Griechenland kein Kriegsrecht gegen die Bürger griechischer Staaten; die gegen Landsleute gewonnenen Kriegsgefangenen wurden in Depots gebracht und gegen Lösegeld frei gegeben oder vertragsmäßig ausgewechselt; zu eigentlicher dauernder Knechtschaft konnten sie nicht verurtheilt werden. Auch gebot die Bürgerpflicht, jedem in Kriegsgefangenschaft, besonders aber in Sklaverei bei einem fremden Volke gerathenen Landsmanne durch Fürsprache und Geldunterstützung zu seiner Freilassung behülflich zu seyn. In die Sklaverei verkauft zu werden, gehörte zu den infamirenden Strafen schwerer Vergehen gegen das Vaterland, z. B. wenn man sich aus Feigheit dem Kriegsdienste zu entziehen gesucht hatte; und bei den Römern wurde jeder freie Mann und jedes freie Weib, das zu einer entehrenden Todesstrafe, z. B. zum Gefecht mit wilden Thieren, oder zur Zwangsarbeit in den Bergwerken verurtheilt wurde, vor der Vollziehung dieser Strafen zum Sklaven oder zur Sklavin degradirt.

An sich selbst ertheilten dem Bestehen eines Sklaventhums in den antiken Verhältnissen viele Umstände einen milderen Charakter, welche auf das transatlantische Sklavenwesen der modernen Zeit keineswegs anwendbar sind, und dieses deßhalb um so mehr als einen grellen und schreienden Mißstand heutiger Gesittung erscheinen lassen. Die Verhältnisse der Völker hatten sich noch durchaus nicht in allgemeinen gleichmäßigen Vorstellungen vom Rechte des Menschen, von Beziehungen der Staaten zu einander, von bestimmten Zwecken der menschlichen Gesellschaft, als eines idealischen Ganzen festgesezt; es bestand vielmehr ein noch prekärer, tumultuarischer Zustand, wo selbst die klarsten Bestimmungen der Humanität, welche sich nach unsern Begriffen ohne alle Vorfrage von selbst verstehen, durch besondere Verträge in einem kleinlich mißtrauischen Sinne stipulirt werden mußten, um nur einigen Verkehr und völkerrechtliche Annäherungen herbeizuführen.

Im Allgemeinen waren die Nationen gegen einander isolirt, und bei dem ewigen Fehdestand konnte das Schicksal, in Sklaverei zu gerathen, über Barbaren und Civilisirte, Reiche und Arme, Männer und Frauen gleichmäßig einbrechen, so daß das Loos, ein Sklave zu seyn, wenn es auch natürlich eine bürgerliche Geringschätzung unausweichlich einschloß, doch in moralischer Hinsicht keine Schande, sondern bloß ein Unheil war. Es blieb folglich jene gräßliche Vorstellung fern, die den Menschenwerth nach Farben classifizirt und an die sklavische Geburt einen Makel unaustilgbarer Verworfenheit knüpft, welche selbst noch den Freigelassenen als eine befleckende, unholde Erscheinung aus der Gesellschaft stößt, so daß ein unheilbarer Stempel der Erniederung ihn durch das Leben begleitet, der ihm sein Daseyn um so verhaßter machen kann, als er gegen die Barbarei solcher Kastenansichten eine empfindlichere Seele hat.

(Fortsetzung folgt.)

Erfahrung.

Schwer ist's, der Freiheit Treue zu bewahren,
Stehn ihre Feinde mit dem Glück im Bunde.
Viel Freunde sieht man da sich von ihr trennen
Und los sich schwören mit meineid'gem Munde.

Doch schwerer ist es, sie dann noch zu lieben,
Wenn sie im Glücke von unwürd'gen Freunden
In Narrheit und in Unthat übertrieben
Mehr wird geschändet als von ihren Feinden.

Dem Tod sich weihen, ist für Biedermänner
Leichter, als Freiheit sehn in solchen Banden,
Doch keiner rühme je sich ihr Bekenner,
Der beide Proben noch nicht überstanden.

Wolfgang Menzel.

Korrespondenz-Nachrichten.

Zürich, März.

(Fortsetzung.)

Vogels Winkelried. — Orelli. — G. Meyers Kanton Zürich.

Wir können nicht umhin, hier noch eines Bildes zu erwähnen, das Vogel vor dem eben beschriebenen vollendet hat, nach unserem Gefühle eines der schönsten von allen, die aus des Meisters Hand hervorgegangen sind, ein Bild, das auch Thorwaldsens Beifall fand, als er, vor ein paar Jahren durch Zürich reisend, seinen alten Freund damit beschäftigt fand. Wir meinen den Tod Winkelrieds. Der Sieg ist errungen, und fernher kehren schon Haufen von der Verfolgung des Feindes zurück. Vor uns liegt die Leiche Winkelrieds, umgeben von einer Gruppe von Kriegern, Schmerz, Staunen, Bewunderung in ihrer Haltung und in ihren Zügen; unter ihnen zwei Söhne Winkelrieds, neben der Heldenleiche knieend, während Habsburgs stolze Fahne zum Siegesgruß sich vor dem Todten neigt. Ueber das blasse, aber unentstellte Antlitz Winkelrieds ist die Ruhe der Verklärung ausgegossen und das Bewußtseyn jener Kraft, die freudig dem Vaterland das Opfer des eigenen Daseyns dargebracht hat. — Dieses, bereits von Gonzenbach in Kupfer gestochene Bild befindet sich nun im Besitze eines Züricherischen Kunstfreundes, H. Zieglers von Winterthur, dem die Kunst auch die von Märzens Meisterhand nach Cornelius ausgeführten Cartonstiche der bedeutendsten Fresken der Münchener Ludwigskirche verdankt.

Ein Zufall ließ uns vor einigen Wochen dem Ständchen beiwohnen, das von einigen der hiesigen Studirenden unserem Orelli zu seinem 58sten Geburtstage dargebracht wurde. Orelli wohnt in der Nähe der Hochschule, in einem Theile der Stadt, der noch am meisten von seinem alterthümlichen Typus bewahrt hat. Da geht es auf schlecht gepflasterten Wegen bergauf, bergab, durch enge Gassen, an Häusern mit spitzen Giebeldächern vorbei, dem offenen Platze zu, wo der im gebildeten Europa von so Vielen hoch geschätzte Gelehrte im dritten Stockwerk eines unscheinbaren Hauses wohnt. Hier begrüßten die Jünglinge beim Glanze der Fackeln den geliebten Lehrer erst mit Gesang, dann in einfachen, herzlichen Worten, als Stifter der Hochschule, der er stets so viel Sorge und Pflege zugewendet, als Verbreiter des ächten humanistischen Geistes, als väterlichen Freund der Studirenden. Orelli, der, obgleich schon von den Jahren gebleicht, noch jugendliche Erregbarkeit nährt, war sichtbar bewegt. Er dankte mit schöner Wärme und sagte dann, wie er sich glücklich schätze, einst Mitgründer unserer Universität gewesen zu seyn, als einer neuen, freien Burg der Wissenschaft, nicht nur für das Vaterland, sondern für die gesammte deutsche Nation; er versicherte, daß keine Unbill der Zeiten ihn je dieser Bildungsanstalt entfremden könne, und daß er, wenn sie als ein Opfer unserer unseligen Parteikämpfe fallen sollte, bis zu seinem letzten Athemzuge die Hoffnung bewahren werde, daß sie, seine jungen, thatkräftigen Freunde, dieselbe neu begründen würden. Auch wir, die wir mit ein paar Freunden aus einiger Entfernung zugehört hatten, waren von dieser äußerlich so unscheinbaren, aber durch ihren innern Gehalt um so bedeutendern Scene ergriffen. Orelli stand nun an der Schwelle des Greisenalters, aber wie er in trüben, drückenden Zeiten frühere Generationen für die Freiheit und jedes ideale Gut begeistert und sich zur innigsten Anerkennung verpflichtet hatte, so wußte er noch jetzt, in schönster Ausübung des Lehrerberufs, die jugendlichen Herzen mit Dankbarkeit und mit jener tiefer wurzelnden, allein wahren Verehrung zu erfüllen, die dem seltenen Vereine ausgezeichneter Geistesgaben und einer edeln Gesinnung gilt.

Unser Staatsarchivar, Gerold Meyer von Knonau, schon bekannt durch mehrere historische und geographisch-statistische Arbeiten und besonders verdient durch die von ihm begonnenen Gemälde der Schweizerkantone, welche sich eines guten Fortgangs erfreuen, hat eine zweite Auflage des Kantons Zürich und zwar in zwei Bänden veranstaltet, von denen der erste vor Kurzem die Presse verlassen hat. Meyer führt uns hier in klaren und bestimmten, durch interessante Details gehobenen Umrissen das innere und äußere Leben unseres kleinen Staates, mit seinen Beziehungen zur Vergangenheit, vor Augen; Geschichte, Alterthums-, Landes- und Volkskunde sind alle reichlich bedacht, und die dem Verfasser weniger nahe liegenden naturwissenschaftlichen Gebiete finden sich durch Beiträge geschätzter Fachmänner vertreten. Meyer beginnt diesen Band, nach Angabe der reichhaltigen Quellen, die ihm zu Gebote standen, mit einer übersichtlichen Geschichte des Kantons von den Römerzeiten bis zur Verfassungsrevision des Jahres 1858, und schließt mit dem Handel und Gewerbfleiß und den Beförderungs- und Hülfsmitteln desselben. Wir lassen hier einige statistische Angaben folgen, die, da sie über die Verhältnisse eines der ersten Schweizerkantone Licht verbreiten und zum Theil auch wichtige Zeitfragen berühren, ein allgemeines Interesse darbieten dürften. Ueber den Gang und Stand der Bevölkerung finden sich schon Angaben von 1467, genaue jedoch erst seit 1634; damals zählte der Kanton 85,575 Bewohner, während die Zählung von 1856 251,576 Einwohner nachweist, deren Zahl gegenwärtig auf 260,000 gestiegen seyn mag. Zufolge der neuesten Zählung beträgt die Gesammtbevölkerung der Eidgenossenschaft 2,188,542 Seelen, so daß der Kanton Zürich etwas mehr als den neunten Theil des Ganzen ausmacht und mit seinen 7,512 Menschen auf die Quadratmeile eine der stärksten Bevölkerungen unseres Welttheils darbietet, ungeachtet eine geringere städtische Bevölkerung vorhanden ist, als beinahe in allen Staaten Europas.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 27.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 81.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 3. April 1844.

Sein Beruf lehrt ihn unermüdliche Geduld.
Novalis.

Bergmannslied.

Von Wolfgang Menzel.

O wohlgemuth, laß wohlgemuth mich ſeyn,
Bin ich auch ganz verlaſſen und allein
Im tiefen Berge.
Vom grünen Lenz und Sonnenlichte fern,
Doch leb' und ſterb' ich fröhlich Gott dem Herrn.
Glück auf!

Aus finſtern Schlünden lauſcht der Gnomen Schaar,
Einſturz und böſe Wetter drohn Gefahr
Im tiefen Berge.
Doch biet ich Trotz der Hölle Spott und Hohn,
Wie Doktor Luther that, der Bergmannsſohn.
Glück auf!

Was ich gewann, das Gold war niemals mein.
Mein war die ſchwere Arbeit nur allein
Im tiefen Berge.
Ich weiß wo's lag, wo's jezt liegt weiß ich nit,
Doch gab ich ſtets ihm meinen Segen mit.
Glück auf!

Das Gold, das ich gefördert aus dem Schacht,
Sah ich im Erze nur ſchwarz wie die Nacht
Im tiefen Berge.
Doch wird es andern Licht und Sonne ſeyn,
Wenn von der Krone glänzt ſein goldner Schein.
Glück auf!

Wenn Morgenroth zu dämmern kaum begann,
Da glimmt' ich mir mein Grubenlicht ſchon an
Im tiefen Berge.
Und ſtieg ich auf, da war ſchon Abendroth,
Dem ich den lezten Gruß noch traulich bot.
Glück auf!

So zwiſchen Nächten wandelt' ich allhier,
Kein Tag und keine Sonne ſtrahlte mir
Im tiefen Berge.
Dafür geh' einſt in's Paradies ich ein,
Wo ew'ger Tag und nie mehr Nacht wird ſeyn.
Glück auf!

Mein Lebenlang mußt' ich in Trauer gehn,
Man darf an mir ein ſchwarzes Kleid nur ſehn
Im tiefen Berge.
Mir ſtarb die Welt, die ganze Welt mir ab,
Doch fröhlich grab' ich ſelber mir das Grab.
Glück auf!

Wenn einſt ihr Engel kommt in Bergmannstracht
Und klopft hier an in ſtiller Grabesnacht
Im tiefen Berge.
Dann laßt in mir ein Körnlein Gold auch ſeyn,
Daß ihr mich führt in Gottes Himmel ein.
Glück auf!

Ueber das Sklavenweſen des Alterthums in Vergleichung mit dem modernen.

(Fortſetzung.)

In Griechenland zwar erhielt ein Sklave durch die Freilaſſung kein Bürgerrecht; er konnte nur zum Schutzbürger oder Beiſaßen erhoben werden. Da aber in dieſer Kategorie, namentlich zu Athen, oft ſelbſt die allervermögendſten und einflußreichſten Leute ſtanden, inſofern ſie ſich als Fremde, z. B. des Handels wegen, niedergelaſſen, da die griechiſchen Freiſtaaten mit ihrem Bürgerrechte geizten und es nur um Verdienſt, nicht um Geld hingaben, ſo gab jenes Verhältniß dem ehemaligen Unfreien eine vollkommen angemeſſene, ehrenhafte Exiſtenz, bei welcher er, ſobald er ſich nur ſonſt rechtſchaffen benahm, nicht im Mindeſten ungünſtig angeſehen wurde. In Rom befolgte man ſogar ein entgegengeſetztes Prinzip, und die geringe Schwierigkeit, die es hatte, daß freigelaſſene Sklaven die vollen Rechte Eingeborener erlangten, hat daſelbſt den öffentlichen Intereſſen nicht geringen Eintrag gethan.

Dieſes Rom, welches Jahrhunderte lang den billigen Forderungen ſeiner tapfern, wohlhabenden und ehrenwerthen Bundesgenoſſen, italiſchen Landsleuten und Blutsverwandten hartnäckig widerſtand und erſt im ſiebten Säculum ſeiner Exiſtenz durch einen blutigen, den Wohlſtand des Reichs an ſeinen Wurzeln verheerenden Krieg ſich das Zugeſtändniß abzwingen ließ, alle Italiener als Bürger anzuerkennen, geſtattete jedem griechiſchen, orientaliſchen oder celtiſchen Knechte, ſobald ihm ſein Herr die Freiheit ertheilte und nichts gegen ſeinen perſönlichen guten Ruf zu ſagen war, daß er ſich in die Bürgerliſten eintragen ließ und als ächter unverwerflicher Römer ſein Gewerbe begann. Auf ihm ſelbſt zwar haftete in der Leute Mund ganz natürlich der Nachhall ſeines Urſprungs; ſeine Stimme hatte in der Volksverſammlung nicht das Gewicht der altgeborenen, freibürtigen Bürger; ein eigentlicher und perſönlich noch Freigelaſſener iſt bis in die ſpäteren Kaiſerzeiten zu keiner höheren Magiſtratswürde, am wenigſten zum Conſulate gelangt. Das Höchſte, was ſie unter den Kaiſern vor dem dritten Jahrhundert erreichten, waren die Landpflegerſtellen, das was in den deutſchen Kaiſerzeiten ungefähr die Schultheißen in den Reichsſtädten und die Landvögte in der Schweiz waren. Sie hatten in dieſem Amte den Blutbann in den kaiſerlichen Provinzen und zugleich die Erhebung der Renten. Der bekannte Landpfleger Felix, vor welchem ſich der Apoſtel Paulus verantworten mußte, war ein ſolcher Freigelaſſener. Welche angeſehene bürgerliche Stellung würde ſchon dergleichen heutzutage gewähren! Wenn aber Perſonen dieſer Art die höheren Staatswürden verſagt blieben, ſo darf man erwägen, ob denn allenfalls auch der feſſelloſeſte Liberalismus ſich einen der nun befreiten Neger von Jamaica als Gouverneur der Inſel, oder einen emancipirten Juden Altenglands als Lord Oberrichter zu denken Luſt hätte.

Genug, daß in dieſem Stücke die politiſche Freigebigkeit der alten Römer eher zu weit ging, als hinter den Anſprüchen der Menſchlichkeit zurück blieb, und in dieſem Staate, was durch die Unrechtmäßigkeit der Knechtſchaft überhaupt geſündigt ward, durch die Conceſſionen an Freigelaſſene und den übermüthigen Gebrauch, welchen dieſe namentlich als Leibdiener und Vertraute der Kaiſer von ihren Vortheilen gemacht haben, den Freien reichlich vergolten worden iſt. Denn was man heutzutage an unſern Höfen an tafelfähig machenden, um die höchſten Perſonen beſchäftigten Chargen lediglich dem höchſten Adel des Landes zutheilt, die Oberhofmeiſter-, Hofmarſchall-, Kammerherrn-, ſelbſt Kanzlerſtellen, das war im kaiſerlichen Rom ſammt und ſonders ein Amt der Freigelaſſenen.

Bei der antiken Sklaverei war ferner einiger Troſt in dem Umſtande, daß dieſelbe nicht dem Zuſtande der Freiheit, wie heutzutage, in einer ungeheuern Kluft gegenüber ſtand, ſondern daß zahlreiche Abſtufungen des bürgerlichen Verhältniſſes überhaupt den Uebergang vom Freien zum Knechte ſanfter machten. Die Ureinwohner der meiſten Landſchaften waren von ſiegreichen Eroberern unter mannigfachen Bedingungen zu Leibeigenen gemacht; kriegeriſch eingenommenen Ländern und Städten wurden nach Umſtänden härtere oder leidlichere Geſetze vorgeſchrieben, unter denen, wenn ſie nicht ausgetilgt oder zu förmlichen Sklaven gemacht werden ſollten, ihnen fortzubeſtehen vergönnt blieb. Dieſe Verhältniſſe bildeten überall verſchiedene Grade der Unfreiheit, welche bei weitem die Mehrzahl der damals lebenden Menſchheit betrafen, ſo daß eines vollſtändigen und unverkümmerten Genuſſes vollkommener Freiheit überall nur wenige froh wurden. Dieſes Verhältniß ſoll hier nicht gelobt werden, wir führen es lediglich als eine hiſtoriſche Thatſache an. Wenn Steffens ſchon in ſeinem 1814 geſchriebenen Werke: „die gegenwärtige Zeit und wie ſie geworden," und ſeitdem auch bei andern Gelegenheiten der Leibeigenſchaft das Wort redet und meint, die untern dienenden Stände würden ſich in einem Verhältniſſe der Hörigkeit ſowohl

ſelbſt beſſer befinden, als auch wir alsdann beſſeres Geſinde haben, ſo iſt dieß eine grob egoiſtiſche Anſicht, wenig würdig eines Geiſtes, der ſich unter den Philoſophen hervorzuthun geſucht hat. In jenen grauen Zeiten, von denen wir hier reden, waren ſolche Verhältniſſe eine Naturnothwendigkeit, wenn anders die Menſchheit an der Hand der Erfahrung ſich zu einem vernunftmäßigen Gebrauche ihrer ſittlichen und intellektuellen Kräfte allſeitig entwickeln ſollte. Und jene Nationen, die dergleichen Verhältniſſe unter ſich duldeten oder einander auflegten, ſind durch die Unkenntniß edlerer Beſtimmungen des individuellen Lebens entſchuldigt. Wer heutzutage der Leibeigenſchaft in irgend einer Form ſich günſtig zu äußern vermag, ſtellt dagegen ſeine eigene Würdigkeit, als ein freier Menſch geboren zu ſeyn, in den bedenklichſten Zweifel.

(Fortſetzung folgt.)

Skizzen aus dem häuslichen Leben der Engländer.

Shaking hands.

Die Engländer gebrauchen als vornehmſtes Inſtrument der Feindſchaft die geballte Fauſt, nicht den Dolch, wie die Spanier und Italiener. Sie halten die Fauſt für ein männlicheres, edleres und auch, weil mehr zur Hand, wirkſameres Inſtrument. Ebenſo dient ihnen zur herzlichſten Vermittlung der Freundſchaft gleichfalls die Hand, die offene Hand, nicht der Kuß, wie den Polen. Die Hand gilt ihnen als das würdigſte, männlichſte zugleich und innigſte Zeichen der Liebe.

Das Händeſchütteln der Engländer hat für uns, beſonders wenn es mit ſo übertriebenen Geſten ausgeführt wird, wie es häufig der Fall iſt, etwas ſehr Komiſches. Es hat aber auch ſeine ſchöne Seite. Man kann in dieſer allgemeinen Sitte des herzlichen, kräftigen, derben Händeſchüttelns ein Bild der innigen Verkettung dieſer großen Nation erblicken. Wer zählt alle die Handglieder, die während einer Stunde ſich über Großbritannien hin ineinander fügen? Es iſt wie die Tour grande chaine im Cotillon.

Die Verflechtung unſeres körperlichen Weſens, oder doch eines Theils davon, wie ſie mittelſt der zehn Finger möglich wird, iſt ein ſchönes Symbol der Verſchlingung der Seelen, und faſt alle Völker betrachten daher auch zwei verſchlungene Hände als ein Sinnbild der Treue und des feſten Zuſammenhaltens. Und dabei iſt es möglich, alle Nuancen der Innigkeit dieſes Vereins damit zu bezeichnen. Man denke an die ungemein verſchiedenen Grade des Händedrucks, des Händeergreifens, des Händehaltens, des Händeverſchlingens, des Händeſchüttelns, vom lauen, leiſen Ineinanderlegen bis zum krampfhaften Feſthalten.

Es liegt eine ganze Sprache in dieſem Shaking-hands. So iſt der Händedruck eines Paſtors oder Biſchofs ganz beſonderer Art. Er iſt lang und innig und beſagt ſo viel als: auch du biſt ein Schaf meiner Heerde; weide unter Gottes Auge! Iſt der Geiſtliche wirklich ein Mann Gottes und ſind auch wir, die wir den Händedruck empfangen, von Frömmigkeit beſeelt, ſo iſt ein ſolcher Händedruck eine zweiſtündige Predigt werth. Wenn man Abſchied nimmt auf lange, ſo ruht die eine Hand in der andern, abwechſelnd ohne Bewegung und mit leiſem Druck. Wehmuth, Trauer iſt leiſe, langſam; man will die geliebte Rechte nicht laſſen bis zum lezten Augenblicke. Und bei Leuten, welche nur wenig mit einander bekannt ſind, oder das Händeſchütteln nur als allgemeines äußeres Höflichkeitszeichen nicht unterlaſſen, innerlich aber ſich abgeneigt ſind, wie zögernd und lau fällt die eine Hand in die andere; wie unthätig und ſpannkraftlos, wie Oel auf dem Waſſer, liegen ſie übereinander, und wie gleichgültig ſchlüpfen ſie wieder aus ihrer heuchleriſchen Verbindung! Innige Freunde dagegen, die ſich lange nicht geſehen haben, mit welcher raſchen Wärme ergreifen ſie ihre Hände, wie verwachſen ſie ineinander und ſchmelzen zuſammen, faſt wie die Glieder einer Kette! Selbſt denen, die von Liebe zu einander entbrannt ſind, was bleibt ihnen als beſtes und dauerndſtes Liebeszeichen anders, als der Druck der lange und treu verſchlungenen Hände? Der Kuß iſt doch im Ganzen nur für Momente, da er ſowohl das Sprechen hindert, als auch den Anblick unmöglich macht. Der Kuß iſt daher ein ſehr ſchwieriger Gegenſtand für den Maler, während die Umarmung, bei der Hand in Hand liegt und Auge in Auge ſchwimmt, ein ſo reizendes Bild gewährt.

Vielleicht könnte man, wie aus der Handſchrift oder dem Putzen des Lichtes, ſo auch aus der Art und Weiſe des Händeſchüttelns den Charakter einer Perſon errathen. Es gibt da unendlich viele Variationen, die ſich aber beſſer ſehen als beſchreiben laſſen. Manche thun es mit graziöſen Bewegungen; bei Manchen möchte man ausrufen: „Erlauben Sie, dieſe Hand iſt mein Privateigenthum!“ Es kann bei dieſer Sitte kein Geheimniß bleiben, ob Einer harte oder weiche, warme oder kalte Hände hat, und die lezteren kommen unſerem deutſchen Sprichwort zufolge: „je kälter die Hand, deſto wärmer das Herz,“ wohl am beſten dabei weg. Bulwers Eugen Aram gab immer die linke Hand zum Gruß, weil ſeine rechte einen Mord begangen hatte. Darin liegt die Lehre, daß wir unſere Rechte unbefleckt zum ſchönen Händedruck bewahren ſollen. Es gibt Leute genug, die, wenn ſie auch

kein so großes Verbrechen wie Eugen Aram begangen haben, doch kein so reines Gewissen besitzen, daß sie eines kräftigen, offenen, herzlichen Händedrucks fähig wären. Ich kenne Menschen, welche die linke Hand zu geben pflegen, andere, die wenigstens nie die Faust tüchtig angreifen und herzlich schütteln, und ich weiß nicht, ob ich ihnen unrecht thue, aber ich traue ihnen eben so wenig ganz, als denen, welche einem nicht mit offenen Augen gerade in's Gesicht schauen können. Ich finde auch, daß es den Engländern viel Ehre macht, dieses „handshaking" zum Nationalfreundschaftszeichen erhoben zu haben.

Wenn man erst Bekanntschaft mit einander gemacht hat, so schüttelt man sich das erstemal nicht die Hand, aber das zweitemal, und nach einer solchen Annäherung fließt die Conversation viel leichter, als bei unserer bloß höflichen Verbeugung. — Indessen muß man dieß Alles nur im Ganzen und Großen verstehen, und im gewöhnlichen, alltäglichen shaking hands der Engländer darf man nicht zu viele abgestufte Bedeutung suchen. Dieses allgemeine Alltagsbrod des Händegebens besteht in einem raschen Ergreifen und häufigen, oft etwas wilden Schütteln. Ich möchte wissen, was dieses übertriebene Schütteln eigentlich mit dem Händegeben gemein hat und wie man dazu gekommen ist? Dieses leidenschaftliche Schütteln, das oft so aussieht, als wollte die eine Hand die andere auffressen, ist denn doch gewöhnlich etwas übertrieben und künstlich und so gut ein Zeichen der englischen Derbheit, als die Faust im Kampfe.

Korrespondenz-Nachrichten.

Zürich, März.

(Schluß.)

Statistisches.

Die Statistik der Altersverhältnisse liefert das unerwartete Ergebniß, daß die industriellen Bezirke des Kantons nicht nur für das Lebensalter vom 40sten Jahre an, sondern auch für die Kinderjahre in einem günstigeren Verhältnisse stehen, als die ackerbautreibenden, so wie, daß in neueren Zeiten die Menschen im ganzen Lande durchschnittlich ein höheres Alter erreichen, als früher.* Achtziger von beiden Geschlechtern sind nicht selten. Unter den Personen, die das hundertste überschritten haben, führt Meyer eine 1822 verstorbene Fräulein Keller an, die 102 Jahre alt wurde, und 1750 der berühmten, von Klopstock besungenen Fahrt auf dem Zürchersee beiwohnte. — Ausführlich behandelt Meyer das Kapitel der Wohngebäude, deren Zahl sich im Jahr 1836 auf 29,169 belaufen haben soll, so daß im Durchschnitt auf jedes Wohngebäude 8 Personen (im Bezirk Zürich über 10 und in der Stadt Zürich beinahe 12 Personen) kommen würden.* — Mit besonderem Interesse wird man Meyers Angaben über Landbau, Handel und Gewerbsfleiß lesen, da sich der Kanton Zürich in diesen Beziehungen auszeichnet. Auf 400,000 Jauchart (Morgen) kulturfähigen Landes kommen 15,000 Jauchart Weinland, 96,000 Wald, 129,000 Wiesen und Weiden, und 160,000 Acker- und Gartenland. Der Gesammtwerth der übrigens stark verschuldeten Güter kann sich auf 100 Millionen Schweizerfranken belaufen; natürlich finden hier ungemeine Verschiedenheiten statt, je nach der Lage und Fruchtbarkeit der Grundstücke, so daß z. B. die Preise des Ackerlandes von 40 bis 1760 Franken, und die des Weinlandes von 160 bis 5200 Franken die Jauchart variiren. Der Züricher Wein hat im Ausland nicht den besten Ruf, was daher rühren mag, daß die größere Anzahl der Weinbauer nur auf die weit einträglichere Produktion gemeiner Sorten hinarbeitet; doch lassen sich mehrere Züricher Weine den gesuchtesten fremden Weinen an die Seite stellen. — An nutzbaren Hausthieren (Pferden, Rindvieh, Schafen u. s. w.) besitzt der Kanton ein Vermögen von annähernd 5½ Millionen Franken. — In dem Abschnitte über Handel und Gewerbsfleiß, deren Verhältnisse in Folge der Bemühungen unserer neu gegründeten Industrievereine genauer als je zuvor beleuchtet werden konnten, finden wir, daß die Industrie nahe an 80,000 Individuen, also ein Drittheil der Bevölkerung beschäftigt, deren jährlicher Arbeitslohn zu 9 Millionen Franken angeschlagen wird. Die Baumwollenindustrie nimmt den ersten, die Seidenindustrie den zweiten Rang ein; jene setzt ein Kapital von 9 bis 10 Millionen und an 27,000 Menschen, diese ein Kapital von 12 bis 14 Millionen Franken und 18,000 Menschen in Thätigkeit. Besondere Erwähnung verdient hier noch die von so vielen Fremden besuchte mechanische Werkstätte der Herrn Escher, die, neben vielen vorzüglich der Baumwollenindustrie bestimmten Maschinen, dem europäischen Verkehr bereits neunzehn Dampfschiffe geliefert hat. — Die schon im Jahr 1508 in Zürich eingeführte Buchdruckerei beschäftigt gegenwärtig 56 Pressen und 150 Menschen. — Die Zahl der Handwerker berechnet Meyer, hier ebenfalls fremden Erhebungen folgend, auf 12,000, mit einem Jahresverdienst von 5,400,000 Franken und einem Betriebskapital von 6 Millionen. — Wir haben hie und da rügen hören, daß der Verfasser, seinem brevis esse laboro zum Trotz, mitunter in zu große Spezialitäten eintrete, und z. B. bei der Postverwaltung das ganze Personal, Mann für Mann, nebst jedem Boten aufzähle, ferner in seiner Schilderung Züricherischer Wohnhäuser eine Umständlichkeit verwalten lasse, die jedem Hausrathstück seine Stelle anweist, und selbst gewisse Details niederländischer Genremaler nicht verschmäht u. s. f. Allein abgesehen davon, daß in einer Zeit, die in ihrem raschen Gange bald die Spuren der Vergangenheit verwischt, solche Einzelnheiten spätern Generationen dasselbe Interesse darbieten können, mit dem wir jezt zu den bürgerlichen Zuständen und dem häuslichen Leben unserer Vorfahren zurückkehren, erscheint dieser Uebelstand als ein sehr geringer, im Vergleiche mit dem ausdauernden Fleiße, welchen der Verfasser seiner, durch amtliche Statistik nur wenig unterstützten Arbeit zugewandt hat. Die ältere Darstellung empfiehlt sich durch Klarheit und Frische, und trägt nicht wenig dazu bei, einzelne trockene Gegenstände zu beleben.

* Es ist dabei nicht zu vergessen, daß die Industrie im Kanton Zürich bis jezt so ziemlich Hand in Hand mit dem Landbau ging, und in diesem Wechsel der Beschäftigung mag wesentlich der Grund des angeführten Verhältnisses liegen; doch fangen die Nachtheile einer mehr überhandnehmenden, ausschließenden Fabrikbeschäftigung bereits an fühlbar zu werden.

* Zur Zeit der Volkszählung von 1836 waren in Zürich sieben Privatwohnungen von mehr als 40 Menschen bewohnt, worunter eine von 46, in der 10 Jahre vorher nur 4 Personen gewohnt hatten.

Beilage: Literaturblatt Nr. 35.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 82.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 4. April 1844.

His life was gentle, and the elements
So mix'd in him, that Nature might stand up,
And say to all the world: This was a man!
Shakespeare.

Karl Johann, König von Schweden.

Wir entnehmen die folgenden Notizen über den kürzlich verſtorbenen König von Schweden der ungedruckten Denkſchrift eines deutſchen Offiziers, der Gelegenheit hatte, den König näher kennen zu lernen.

Als ich den König Karl Johann zum erſtenmal ſah, war er vier-und-ſechzig Jahre alt, konnte aber ſeinem glänzend ſchwarzen Haare, ſeiner ſchönen, in voller Manneskraft erhaltenen Geſtalt, ſeinen raſchen lebhaften Bewegungen nach, recht gut für einen rüſtigen Fünfziger gelten. Seine ſcharfen, markirten, aber ſehr angenehmen Geſichtszüge, ſein feiner, ſchöngeformter Mund, ſeine großen feurigen Augen bildeten ein Ganzes, deſſen geiſtreicher, genialer und dabei doch ſehr liebenswürdiger Ausdruck äußerſt einnehmend war. Sehr merkwürdig war der Blick ſeines Adlerauges, das den mit ihm Sprechenden nie verließ und durchdrang. Ich glaube, es war ſehr ſchwierig, dem König mit Unbefangenheit und ohne Furcht eine Unwahrheit vorzutragen, und ich habe ſpäter, bei einer zweiten Reiſe, wo meine Stellung mich dem Hofe nahe brachte, Höflinge oder Beamte, die mit ihrem Gewiſſen nicht ganz im Reinen ſeyn mochten, von dieſem durchdringenden Blicke, der im Innerſten des Herzens zu leſen ſchien, wie vom Blitze getroffen, beſchämt und verwirrt daſtehen ſehen. Bernadotte ſelbſt ſchien dieſes Eindrucks ſeiner Blicke bewußt zu ſeyn, und er ſoll von Männern, die ſie nicht zu ertragen vermochten, von vorne herein keine gute Meinung gehabt haben.

Unbeſchreiblich ſchnell wechſelte der Ausdruck dieſes vielſagenden Auges. — Als ich einſt von einer langen, in wichtigen Angelegenheiten unternommenen Courierreiſe, die ich ſo ſchnell zurücklegte, daß die deutſchen und franzöſiſchen Zeitungen ihrer als einer Merkwürdigkeit erwähnten, in Stockholm ankam, wo ich mich ſogleich beim Könige melden ließ und von ihm empfangen wurde, hatte ich Gelegenheit, auf dem Geſichte des Königs den Ausdruck des liebenswürdigſten Wohlwollens in den ſprühenden Blick des Zornes plötzlich umgewandelt zu ſehen. Der König hatte die von mir mitgebrachten Depeſchen auf den Tiſch gelegt, und indem er mich nachläßig aus einer Flaſche mit Eau de Cologne beſprizte, was er oft that, um den ihm verhaßten Geruch des Rauchtabaks zu vertreiben, richtete er über mir bekannte Umſtände mehrere Fragen an mich, auf welche ich ihm befriedigend antwortete. Zulezt fragte er, in wie viel Zeit ich meine Reiſe zurückgelegt habe, und ich nannte genau die Zahl der Tage und Stunden, die ich gebraucht

hatte. Plötzlich warfen seine bis dahin so freundlichen Augen mir einen vernichtenden Blick zu. „Monsieur," donnerte er mich an, „souvenez vous que c'est à moi que vous parlez, et que je ne souffre pas les mauvaises plaisanteries!" Ich versicherte ehrfurchtsvoll, daß ich weit davon entfernt sey, mir etwas der Art zu erlauben, aber erst, als er bei Eröffnung der Briefe durch das Datum derselben die Wahrheit meiner Aussagen bestätigt fand, kehrte seine gute Laune zurück.

Sein Benehmen hatte übrigens durchaus nichts Einschüchterndes; im Gegentheil besaß er im höchsten Grade das, einem Fürsten so nützliche Talent, jedem gerade das zu sagen, was ihm am Angenehmsten seyn kann, und überhaupt die Leute durch seine Unterhaltung so einzunehmen, daß Jedermann entzückt von ihm wegging. Von seiner merkwürdigen Ueberredungsgabe und der großen Wirkung seines persönlichen Auftretens nur ein Beispiel. Als einst, ich weiß nicht mehr in welchem Jahre, der norwegische Storthing, der bekanntlich fast immer in Opposition mit der Regierung steht, wieder einmal alle Vorschläge derselben verwarf und ein förmlicher Bruch vorauszusehen war, eilte der König nach Empfang dieser Nachrichten, von einem einzigen Adjutanten begleitet, nach Christiania, wo er ganz unerwartet ankam. Karl Johann sprach noch an demselben Abend mit mehreren einflußreichen Männern, trat am folgenden Tage in der Versammlung auf, haranguirte diese und brachte es in kurzer Zeit dahin, daß die Gährung sich legte, Ruhe und Ordnung hergestellt und die übrigens sehr gemäßigten und zweckmäßigen Propositionen der Regierung angenommen wurden.

Diese Gabe, sich, freilich nicht allein durch Worte, sondern auch durch wirkliche Güte und Milde beliebt zu machen, hat sehr viel dazu beigetragen, ihn auf den schwedischen Thron zu bringen. Großen militärischen Ruhm hatten andere französische Marschälle in eben dem Grade erworben, wie Bernadotte; er aber hatte durch seinen längern Aufenthalt in Ansbach und später in Hannover den Ruf eines guten, gerechten und milden Administrators, durch die gütige Behandlung der von ihm im Feldzuge von 1806 bei Lubeck gefangenen Schweden den eines edeln und großmüthigen Feindes gewonnen. Bei diesem schwedischen Corps befanden sich mehrere Offiziere, die zu den einflußreichsten adeligen Familien Schwedens gehörten, und welche, durch die edle Behandlung, die Liebenswürdigkeit des Marschalls, und das lebhafte Interesse, womit er sich über die Zustände ihres Vaterlandes erkundigte, ganz eingenommen, einen hohen Begriff von seinem scharfen, Alles umfassenden Geist und tief gefühlte Dankbarkeit für seine Wohlthaten nach Schweden mitnahmen, wo später ihr und ihrer Familien Einfluß zu der von der Reichsversammlung zu Oerebro im Jahr 1810 vorgenommenen Wahl des Marschalls zum Kronprinzen von Schweden nicht wenig beitrug.

Es ist unrichtig, daß die Schweden durch die Wahl eines französischen Marschalls dem damals allmächtigen Napoleon schmeicheln wollten. Die Schweden wußten damals so gut, wie Jeder, der die Verhältnisse am französischen Hofe nur im Geringsten kannte, daß der Kaiser schon seit langer Zeit Bernadotte nicht wohl leiden konnte und ihn sogar in gewisser Hinsicht fürchtete. Napoleon hat des Prinzen von Ponte Corvo Wahl zum Kronprinzen von Schweden weder gewünscht, noch begünstigt; er kannte den Charakter dieses Mannes, der ihm schon mehreremale offen und freimüthig opponirt hatte, und wußte nur zu gut, daß Bernadotte sich gewiß niemals zu der untergeordneten, entehrenden Rolle eines französischen Präfekten herabwürdigen würde, zu welcher der Kaiser seine mit europäischen Staaten von ihm belehnten Brüder und Verwandten verurtheilte. Und darin hatte er sich auch nicht geirrt, und er erhielt bald die deutlichsten Beweise, daß sein ehemaliger Marschall im vollen Ernste und von ganzem Herzen ein Schwede geworden sey und, wie von ihm zu erwarten war, das Interesse des Landes, das ihn adoptirt hatte, dem seines ehemaligen Vaterlandes vorziehe.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber das Sklavenwesen des Alterthums in Vergleichung mit dem modernen.

(Fortsetzung.)

Ueberdieß machte im Alterthum eben die Vielerleiheit in den Modifikationen der bürgerlichen Existenz den Uebergang von einer Stufe zur andern an sich selbst leicht. Die Erlaubniß, sich frei zu kaufen, war nirgends gehemmt; in sechs Jahren konnte, nach Ciceros Bemerkung, ein fleißig arbeitender römischer Sklave bei seinem ihm herkömmlich aufzuerlegenden Tagewerk so viel nebenher verdient haben, um seinem Herrn den Kaufpreis für sich zu erstatten, und fanden sich ja Bedenken, ihm seine Freiheit zurück zu geben, so hatte er das Recht, einen Stellvertreter anzuschaffen und für sich arbeiten zu lassen. Mehr als einmal haben die alten Freistaaten ihre Sklaven bewaffnet, und für das Verdienst, an des Vaterlands Rettung tapfern Antheil genommen zu haben, ihnen Freiheit und Bürgerrecht geschenkt. Die Siegesschlacht bei Marathon wurde theilweise durch Sklaven erfochten.

Nichts aber war, bei den Römern besonders, häufiger, als daß die Hausherren treue und verdiente Sklaven entweder schon bei ihren Lebzeiten in Freiheit sezten, oder mindestens in ihrem Testamente derzn Freilassung verordneten, wofür dieselben, einen Hut als Zeichen ihres veränderten Standes auf dem Kopfe, den todten Gebieter zu Grabe zu tragen verpflichtet wären. Im Hausstande der römischen Großen bestand die Dienerschaft, welche die nächste Umgebung des Gebieters ausmachte, seine Kammerdiener, Vorleser, Sekretäre, an denen es in keinem einigermaßen gebildeten und einflußreichen Hause fehlte, lediglich aus Freigelassenen, da es dem vornehmen Tone nicht angemessen schien, in so unmittelbarer Nähe Sklaven um sich zu haben. Die Freigelassenen blieben Zeitlebens mit der Familie ihres Herrn, in dem sie fortwährend eine rechtmäßige Behörde zu verehren hatten, und der auch ihre Angelegenheiten vor Gericht als Patron oder Fürsprecher vertrat, durch ein Band der Pietät verknüpft, welches durch Undank oder schlechtes Betragen verlezt zu haben als schwere Versündigung galt. Die meisten Freigelassenen blieben in der Herrschaft Hause und sezten da die mit der Freiheit verträglichen Verrichtungen ihres alten Verhältnisses fort. Kinderlose Gebieter machten dieselben zu ihren Erben, und gerade durch eine Ueberzahl solcher zu unvermuthetem Glückssegen gelangten Freigelassenen, welche die Ehre, Bürger Roms geworden zu seyn, minder zu schäzen wußten, als sie sich der ihnen zu Theil gewordenen Mittel in allen erdenklichen Wollüsten zu ersättigen strebten, ging in späteren Tagen Roms sittliche Würde zu Grabe.

Die alten Staaten hielten selbst eine Menge Sklaven zum öffentlichen Dienste. In Athen bildete eine Anzahl gekaufter Barbaren, meist aus den Gegenden des heutigen Rußlands, daher insgemein die Scythen genannt, die Polizeiwache, also die Sicherheitsgarde des athenischen Volks. Ihre Zahl wurde allmählich von dreihundert auf zwölfhundert gebracht. Sie kampirten in Zelten auf dem Marktplatze und waren mit Pfeil und Bogen bewaffnet. Auch geringere Posten in der öffentlichen Verwaltung, Schreiber-, Herolds- und Einnehmerstellen wurden in Athen durch Sklaven bekleidet; deßgleichen waren in Rom die Boten und Ordonnanzen der Magistrate Sklaven des Staats. Sie erhielten eine jährliche Besoldung und befanden sich in ihrer Lage ganz gemächlich. Nur die gefürchteten Liktoren, jene Staatswaibel, welche die Zeichen der Herrschgewalt, Beile und Ruthen, den Consuln und Prätoren vorantrugen, waren freie Leute. Freie Bürger, die sich Subordinationsvergehen gegen den Feldherrn zu Schulden kommen ließen, konnten nur von den Liktoren hingerichtet werden. In Friedenszeiten war nämlich die Todesstrafe für Bürger, so weit das Vergehen nicht Verrath am Staate betraf, in die Verbannung umgewandelt worden, und erst die Kaiser führten dieselbe Anfangs unter dem Scheine der Majestätsklage, später auch für geringere Uebelthaten, oft unter den nichtigsten Vorwänden, zurück. Die Liktoren vollzogen die Strafe der Enthauptung; Kreuzigung, Hängen, Verbrennen und andere, ursprünglich nur an Sklaven vollziehbare Exekutionen, wurden vom Büttel, einem Sklaven des Staates, verrichtet. Es scheint diesem altrömischen Herkommen beizumessen, daß noch jezt die Enthauptung für eine ehrenvollere Todesart gilt, als das Hängen, daher jene in manchen Staaten heutzutage für die Edelleute reservirt wird, während sich Bürgerliche mit dem Stricke begnügen müssen.

Es ist Thatsache, daß die Behandlung der Sklaven bei den Griechen, dem humanen Charakter dieses Volks gemäß, im Allgemeinen wohlwollend und menschlich war. Besonders wird die Leutseligkeit der Athenienser in diesem Stücke gerühmt. In diesem Staate unterschied man den Freien von dem Unfreien vornämlich nur an der edleren Sitte. Der freie Athener ging ernst, würdevoll und gelassen einher; der Sklave lief, schäkerte, und es ging ihm mancher Muthwille des Wortes ahndungslos hin. Daher vernehmen wir auch in Bezug auf Athen nur in dunkler Kunde, daß einst sich die Sklaven in den Silberbergwerken aufgelehnt, ihre Wache übermannt und das Land durch ihren Ausbruch in Schrecken gesezt. Dagegen bei den Spartanern, diesen hartherzigen, hochmüthigen Oligarchen, in Thessalien, wo ein schwelgerischer Magnatenadel vom Schweiße des Leibeigenen praßte, in Sicilien, wo despotische Kaufleute harten Uebermuth übten, kommen alle Augenblicke Sklavenaufstände vor, und wie wenig gefehlt habe, daß nicht lange vor den Sullanischen Zeiten der Verzweiflungskampf empörter Sklaven, unter Anführern, in denen der Brutus und der Catonen würdige Seelen wohnten, die Herrschaft Roms gestürzt hätte, ist auch den Anfängern in historischer Kenntniß geläufig.

Die griechischen Staaten hatten schon die Pflicht der Klugheit zu üben, indem sie mit dieser Menschenclasse schonend verfuhren. Diese Staaten waren klein, die Zahl ihrer Bürger gering, die Sklaven bildeten überall die bei weitem überwiegende Mehrzahl. Wir lassen, an die Größe und den welthistorischen Glanz griechischer Heldenthaten gedenkend, in der Regel die zum Erstaunen unbedeutende physische Macht dieser Völkerschaften aus dem Auge. Attika war ein Land, nicht größer als das ehemalige Gebiet der Reichsstadt Nürnberg; es hatte, bei einer freien Bevölkerung von etwa 120,000 Seelen, 400,000 Sklaven; die Insel Aegina, vom Umfange einer Quadratmeile, zählte 470,000 Sklaven. Solch eine numerische Uebermacht konnte, neben dem Uebergewicht, welches dem Freien sein Muth, seine Hülfsmittel und

die dem gebildeten Elemente über das rohe (denn dieses Verhältniß bestand, den Barbaren gegenüber, für die Griechen durchaus) natürlich zustehende imposantere Haltung ertheilt, nur durch Güte und Gerechtigkeit im Zaume gehalten werden.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, März.

Erzherzog Stephan. — Carneval.

Der Erzherzog Stephan, welchen der Monarch an die Spitze der politischen Leitung des Königreichs Böhmen gestellt hatte, wurde hier mit aufrichtigem Jubel empfangen, der sich zuvörderst bei der ersten Erscheinung des Erzherzogs in dem festlich beleuchteten Schauspielhause, noch lauter und kräftiger als allgemeine Volksstimme bei dem reichen und glänzenden Fackelzuge aussprach, den die Bürgerschaft Prags veranstaltet hatte. Die Zünfte mit ihren Fahnen, die Bürgercorps mit ihren Musikbanden und Tausende von andern Bewohnern der Hauptstadt strömten durch die Straßen der Altstadt über die Brücke, und im Vorschreiten vergrößerte sich der Zug so lawinenartig, daß viele Theilnehmer an der Brücke zurückbleiben mußten und den Jubel nur über das Wasser herüber schallen hörten und jenseits ein Flammenmeer unzähliger Fackeln erblickten. Vor dem Regierungsgebäude — der Wohnung des Erzherzogs — bildeten die Bürgergarden ein Viereck, in dessen Mitte die Mitglieder der Sophienakademie eine für dieses schöne Fest komponirte böhmische Cantate aufführten, an deren Schluß sich ein vieltausendstimmiges Lebehoch anschloß und abwechselnd mit der Volkshymne in wachsender Kraft und Fülle wiederkehrte. Eine Deputation der Bürgerschaft begab sich in die Appartements des Erzherzogs, um demselben ein Prachtexemplar der Cantate zu überreichen, und eine böhmische Anrede wurde von dem erlauchten Landeschef in derselben Sprache beantwortet. — Es liegt außer dem Plane unserer Berichte, die Hoffnungen und Wünsche des Volks, wie die erfreulichen Wirkungen der Anwesenheit des Erzherzogs auf die politischen Angelegenheiten zu besprechen, doch müssen wir den Einfluß erwähnen, den die Gegenwart zweier kaiserlichen Prinzen (der Erzherzoge Stephan und Karl Ferdinand, k. k. Generalmajor und Brigadier) auf die Geselligkeit der höhern Kreise äußert; denn es ist unläugbar, daß seit Decennien kein Carneval in der Elite so glänzend begangen wurde, als der diesjährige. Auch die adeligen Gesellschaftsbälle wurden heuer in dem Saale der Sophieninsel abgehalten, da aber die hohe Societät nicht so zahlreich ist, um den großen Saal auszufüllen, wurde derselbe mittelst weißer Draperiewände und Säulen an beiden Enden abgeschnitten und von dem übrigen Raum die kleinere Hälfte zum Thee- und Conversationssalon umgeschaffen. Große Pflanzengruppen in den Ecken des Saals und kleinere vor den dekorirten Fenstern gaben dem Tanzfest den Anstrich des Frühlings. Da die Hoftrauer um die Erzherzogin Marie Karoline die beiden Erzherzoge längere Zeit von den Carnevalslustbarkeiten entfernte, so wurde die Zahl der Societätsbälle noch um einen vermehrt, welcher der belebteste von allen war, und in der letzten Woche jagte in den Palästen der Großen eine Tanzunterhaltung die andere. Von den übrigen Gesellschaftsbällen, welche sich in der Regel durch Eleganz der Tanzordnungen und Dekoration des Damentoilettezimmers zu überbieten pflegen, war der erste der Juristenball — denn bei uns geben noch immer die Studenten Bälle — welcher sehr zahlreich besucht war, auf dem jedoch so wenig Ordnung herrschte, daß Tänzer und Tänzerinnen sich bitter beklagten, und die Ausschüsse selber in einer Notiz der „Bohemia," welche „die eingehaltene Ordnung" lobte, eine ungeheure Ironie zu finden glaubten. Hier wurde zum erstenmale der „Körtanz" getanzt, den Tanzmeister Raab im vorigen Jahre aus Ungarn mitbrachte und, sonderbar genug, als „ungarische Quadrille" bezeichnete. Auch der Medizinerball war gefüllt, und die Ordnung etwas besser. Die Tanzordnung, die den Damen überreicht wurde, war ein Notizenbüchlein, welches an einer bronzenen Kette mit Ring hing und sich fächerartig öffnete, wodurch die Tänze, die auf sieben einzelnen, verschiedenfarbigen Blättchen verzeichnet waren, sichtbar wurden. Wenn diese Idee auch keine neue ist, so ist die Ausführung doch so vortrefflich, daß man mit Recht sagen kann, diese Tanzordnung verdiene unbedingt vor allen frühern den Preis. Die Toilette war ein weiß und roth dekorirter, von weißen gewundenen Säulen getragener Tempel, in dessen Mitte die herrlichsten Blumen dufteten. — In den beiden Militärreunionen, welche seit Jahren zum Mißvergnügen der tanzlustigen Schönen aus dem Reiche unserer Ballfeste verschwunden waren, herrschte wie gewöhnlich die fashionable Disciplin, welche, trotz der Ueberfülle der Gäste, es doch möglich machte, daß das Tanzvergnügen in vollem Maße genossen werden konnte. Eine glänzende Gesellschaft und ein höchst geschmackvolles Arrangement wiesen auch heuer wieder diesen Reunionen den ersten Rang unter den Ballfesten ein. Die zweite dieser Tanzunterhaltungen besuchten auch die beiden Erzherzoge, und in der That gewährt es einen eigenthümlichen und wahrhaft imposanten Anblick, durch den hell erleuchteten Saal die Menge der verschiedenartigen reichen und glänzenden Uniformen wogen zu sehen, zwischen welchen die Damentoiletten gleich vielfarbigen Blumen auftauchen. — Der Künstlerball, der dieses Jahr zum erstenmal in einem größern Lokale gehalten wurde, zeichnete sich durch Ungezwungenheit und sorgsame Wahl der Tänze aus, deren Lust bei genügendem Raume ganz genossen werden konnte. Das geschmackvolle Arrangement und die sinnreiche Tanzordnung in Form eines Albums, wozu jeder der vorzüglichsten Künstler ein Blatt geliefert hatte, fanden allgemeine Anerkennung und Beifall. — Für den böhmischen Ball war der Saal geschmackvoller dekorirt als im vorigen Jahre. Die Tanzordnung brachte nebst einem Gedicht an den Erzherzog Stephan und dessen Porträt eine — moralische Erzählung. — Die Redoute ist bei uns seit Jahren fade; die einzige heurige am Faschingsdienstag entsprach dieser Bezeichnung im Uebermaß. Masken gab es wenige und von diesen nenn Zehntheile stumme. Das Einzige, wodurch sich dieser Maskenball vor vielen in den vergangenen Jahren auszeichnete, ist der Umstand, daß die Prager Herren sich doch endlich daran gewöhnen, im Frack zu erscheinen. Gehröcke wurden wenig gesehen, und ein einziger lichter Paletot zeigte die komplete Winterkleidung im wohlgeheizten Saale. Die Damen erschienen im Gegensatze zum Theil in voller Balltoilett.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 28.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 83.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 5. April 1844.

Indigna digna habenda sunt, heros quæ facit.
Plautus.

Ueber das Sklavenweſen des Alterthums in Vergleichung mit dem modernen.

(Fortſetzung.)

Bei den Römern waren in den ſchönen Zeiten alter Einfachheit und Patriarchalität die Sklaven wie die Kinder des Hauſes; von ihnen hat das Wort Familie ſeinen Urſprung; denn familia hieß die Geſammtheit der in einem Hauſe befindlichen Dienerſchaft, famul war die Bezeichnung eines einzelnen Sklaven. Sie ſpeiſten mit dem Hausherrn am Herde, die Mägde ſpannen im Kreiſe um die Hausfrau herumſitzend die Wolle.

Ueber die Volksmenge von Rom haben wir nicht ſo authentiſche Nachrichten, wie über die von Athen; es iſt hier nur eine annähernde Berechnung möglich. Man nimmt als die Kopfzahl der Freien im Zeitalter des Auguſtus auf's Allermindeſte 650,000 an und rechnet auf jeden Freien wenigſtens einen Sklaven. Dieß iſt äußerſt mäßig gezählt; man darf die Zahl der Freien leicht auf eine Million anſchlagen, wenn man bedenkt, daß Auguſtus auf dem ſogenannten Ancyraniſchen Monument, einer marmornen Gedächtnißtafel ſeiner Thaten, von ſich ſelbſt ausſagt, er habe in ſeinem zwölften Conſulate, d. i. im Jahre der Stadt 752, zwei Jahre vor der Geburt Chriſti; dem Stadtvolke jedem 60 Denare geſchenkt, und deſſen Zahl ſey 320,000 geweſen. Dieß waren die erwachſenen Plebejer männlichen Geſchlechts; nun mußten doch der Senat und die Ritterſchaft und deren aller Weiber und Kinder hinzukommen. Und auf jedes freie Haupt Einen Sklaven gerechnet, iſt auch ein ungemein beſcheidener Anſatz, da kein Menſch in Rom, und wäre es der ärgſte Don Rannudo de Colibrados geweſen, ohne ſeinen Bedienten war. Bei weitem die meiſten hatten aber wenigſtens ſo viele Bedienten, als Kinder, und eine beträchtliche Bürgerzahl noch unendlich viel mehr.

Wenn wir alſo für die Million Freier zugleich eine Million Sklaven annehmen, ſo verirren wir uns nicht im Geringſten über die Grenzen der Wahrſcheinlichkeit hinaus. Darunter waren nun zugleich große Schaaren waffenkundiger, kriegsgeübter Männer, welche zu den Fechterſpielen beſtändig bereit gehalten wurden. Aber römiſche Denkart war ungleich weniger als griechiſche von Natur zur Milde geneigt, und namentlich trug die aus urahnlichen Zeiten ſtammende Hausgeſetzgebung den Charakter der Rohheit. Dieſer nämlichen Hausgeſetzgebung indeß blieb bis in die Kaiſerzeiten die Juſtiz an Sklaven überlaſſen. Der Herr hatte ein unbedingtes Recht gegen ſie über Leben und Tod, und übte dieſes

Recht in der Leidenschaft oft aus den geringfügigsten Anlässen. Im Zeitalter des Augustus fütterte ein Freund desselben, Vedius Pollio, seine Muränen, eine Art Meeraal, die man in besonders ausgegrabenen und mit Seewasser gefüllten Behältern mästete, mit dem Fleische seiner Sklaven, wenn dieselben etwas verbrochen hatten. Als einst der Kaiser bei ihm speiste, zerbrach ein Sklave ein kostbares Krystallgefäß; der Befehl lautete, wie gewöhnlich, den armen Teufel in den Muränenteich zu werfen. Er warf sich dem Kaiser zu Füßen und dieser bat für ihn bei seinem Wirthe. Da dieser aber mit Augustus auf einem sehr vertrauten Fuße stand und sich, selbst unter dem Murren des Volkes, viel bei ihm erlauben durfte, wollte er auf seiner Sentenz beharren. Dießmal ging ihm seine Grausamkeit nicht durch: der Herrscher gebot, alle Krystallgefäße, die sich im Hause befanden, herbeizubringen, und ließ dieselben vor seinen Augen sämmtlich zerschlagen. Jezt wagte Vedius nicht mehr, den Sklaven für ein so zufälliges Versehen den Fischen zur Speise zu geben.

Geißelungen der Sklaven mit mehr oder minder harten und knotigen, selbst mit eisernen Widerhacken versehenen Peitschen waren eine alltägliche Züchtigung; sie wurden dabei mit den Händen an einem Pfosten in die Höhe gezogen und die Füße mit Gewichten beschwert, so daß sie sich nicht rühren noch krümmen konnten. Bekanntlich regalirt bereits der Homerische Zeus seine Hausfrau Hera auf diese Weise mit zwei Ambossen, die er ihr an die göttlichen Füße bindet, so daß sie in freier Luft vom Himmel schwebt, eine Artigkeit, die das spätere Eherecht Gottlob kassirt hat.

Nichts war in Rom gewöhnlicher, als daß die Sklaven Gelegenheit suchten, davon zu laufen, und bei dieser Gelegenheit mitgehen hießen, was sie nicht Niet- und Nagelfestes zusammenraffen konnten. Freilich erging es ihnen schlimm, wenn sie erwischt wurden; in diesem Fall brannte man ihnen den Buchstaben F, welcher fugitivus, einen Ausreißer, bedeutete, mit dem Namen ihres Besitzers an die Stirne, und sie wurden in Ketten und Banden auf das Land gegeben, wo sie die niedrigsten Arbeiten verrichten mußten. Gleichwohl vernehmen wir, daß auch solche Sklaven noch manchmal die Freiheit erlangt, ja zu glänzendem Vermögen gekommen, so daß sie sich als zum Ritterstande gehörig benehmen durften, was bei einem baaren Vermögen von 20,000 Thalern nach den censorischen Gesetzen ohne Anstand jedem vergönnt war. Wie verbargen nun solche Subjekte das Brandmal, welches ihre ehemaligen niedrigen Verhältnisse verrathen konnte? Sie bedeckten es mit Schminkpflästerchen in Gestalt eines Halbmondes oder sonst einer koketten Figur; denn diese seltsamen Schönheitsmittel wurden aus feinem schwarzem Leder in den Zeiten der Cäsaren, so gut wie aus englischem Tafft im Zeitalter Ludwigs XIV., und zu demselben oft sehr ominösen Behufe angefertigt.

(Schluß des ersten Artikels.)

Karl Johann, König von Schweden.

(Fortsetzung.)

Die Einführung des Continentalsystems, dieser fixen Idee des Kaisers, welcher er so vieles opferte und durch welche er ganze Völker, welche ihm sonst vielleicht treu ergeben gewesen und geblieben wären, in das Elend stürzte und sich entfremdete, das Continentalsystem war auch hier der Stein, an welchem das bisher wenigstens äußerlich erhaltene gute Verhältniß zwischen den beiden merkwürdigen Männern scheiterte. Für Schwedens Handel wäre die von Napoleon unbedingt verlangte Einführung des Continentalsystems der Todesstoß gewesen; der Kronprinz schrieb dieß dem Kaiser und weigerte sich, als dieser auf seiner unbilligen Forderung beharrte, geradezu, auf dieselbe einzugehen. Ich bin selbst im Fall gewesen, einen großen Theil dieser Korrespondenz zu lesen, welche von Seiten Napoleons den Charakter des Despotismus und der Leidenschaftlichkeit, von Seiten des Kronprinzen den Stempel eines festen, würdevollen Widerstandes, edler, muthvoller Unabhängigkeit und des vollen Bewußtseyns der gegen sein neues Vaterland eingegangenen Pflichten an sich trägt. Einen Verräther, einen Rebellen nennt der Kaiser den Kronprinzen in seinen Briefen, und dieser antwortet, daß er dann diesen Namen verdienen würde, wenn er, seines Eides und seiner Verpflichtungen uneingedenk, das schwedische Interesse dem französischen zum Opfer brächte. Das Betragen Bernadottes war bei dieser Gelegenheit eben so klug, als das des Kaisers im höchsten Grade unpolitisch.

Der Bruch mit Schweden fand kurze Zeit vor dem Feldzug nach Rußland statt. Dänemark hielt damals fest an Napoleon. Hätte nun dieser, statt sich mit dem schwedischen Hofe zu überwerfen, diesen im Gegentheil durch einige Concessionen in sein Interesse zu ziehen und auf seine Seite zu bringen gewußt, so hätte der Kronprinz, während die Franzosen durch Polen nach Rußland marschirten, mit einem combinirten Armeekorps von Dänen und Schweden in das den Russen feindlich gesinnte, noch fest an Schweden hängende Finnland einfallen und eine mächtige Diversion bewirken können, wodurch vielleicht der ganze Feldzug eine andere Wendung bekommen hätte. So aber war es natürlich und der gesunden Politik ganz

gemäß, daß Schweden sich mit England und Rußland fest verband und später der nordischen Coalition beitrat.

Einen Vorwurf habe ich dem Kronprinz von Schweden namentlich von preußischen, aber auch von schwedischen Offizieren sehr oft machen hören, nämlich, daß sein Betragen während des Feldzuges i. J. 1813 nicht offen gewesen sey, daß man ihm nicht habe trauen können, daß er einige Gelegenheiten, die Franzosen zu schlagen, versäumt, dagegen jede Gelegenheit, sie zu schonen, ergriffen, aus eben diesem Grunde seine eigenen Truppen, die Schweden, so wenig als möglich in das Treffen geführt habe. Dieser Vorwurf ist wohl nicht ganz gerecht. Ein wirkliches Interesse, die Franzosen, oder richtiger gesagt, Napoleon zu schonen, konnte der Kronprinz von Schweden nicht haben; es lag im Gegentheil ganz und gar in seinem Interesse, ihn zu vernichten; denn er kannte seinen ehemaligen Feldherrn zu genau, um nicht fest überzeugt zu seyn, daß dieser, wenn er in diesem Kampfe auf Leben und Tod Sieger bleiben sollte, ihm sein Betragen gegen ihn niemals verzeihen und seiner wahrlich nicht schonen würde. Daß er aber nicht leidenschaftlich, ja sogar mit einer gewissen Nachsicht, vielleicht selbst mit einer Art Widerwillen gegen seine Landsleute zu Felde zog, gereicht ihm in meinen Augen eher zur Ehre, um so mehr, da er seinen Mitverbündeten, dem Kaiser von Rußland und dem Könige von Preußen, gleich von Anfang an seine Ansichten mittheilte und ihnen nicht nur rieth, die Franzosen aus Deutschland zu vertreiben, sondern darauf bestand, es könne Napoleon gegenüber von keinem Friedensversuch die Rede seyn, so lange noch ein französischer Soldat auf deutschem Boden bleibe. Freilich suchte er auch die beiden Fürsten zu bereden, den französischen Boden nicht zu betreten, und erklärte ihnen auch freimüthig, daß er zu dem erstern Zwecke aus allen Kräften mitwirken, zur Occupation von Frankreich jedoch auf keine Weise beitragen werde. Mehreremale schrieb er damals mit Wissen der Monarchen von Rußland und von Preußen an Napoleon, um ihn dringend zum Frieden zu ermahnen, setzte ihm klar und deutlich die Unmöglichkeit auseinander, in seiner Lage langen Widerstand zu leisten, und sagte ganz richtig voraus, was ihm geschehen würde, wenn er nicht die Hand zum Frieden biete. Als dieser Rath fruchtlos blieb, trug Bernadotte offen und redlich dazu bei, das deutsche Gebiet von den Franzosen zu säubern. Daß er dabei keinen Haß, keine persönliche Feindschaft gegen dieselben an den Tag legte, ist eben so natürlich, als die Leidenschaftlichkeit der Preußen, welche große Unbilden zu rächen hatten, und es sey mir erlaubt hinzuzusetzen, daß diese die Lauheit des Oberfeldherrn vielleicht mit um so größerer Bitterkeit zu tadeln das Recht zu haben glaubten, als sie sich erinnern mußten, daß dieser Oberfeldherr derselbe sey, der ihnen im Jahr 1806 bei Halle bewiesen hatte, daß es ihm an Energie nicht fehle.

Des Kronprinzen etwas auffallende Saumseligkeit bei Großbeeren, wo er, die Artillerie ausgenommen, welche unter dem General Cardell mächtig zum Siege beitrug, sein ganzes schwedisches Corps in der Reserve und nicht am Kampfe Theil nehmen ließ, rührte aus der eben angeführten Quelle, aus seinem allerdings sehr übel angebrachten Widerwillen, seine eigenen Truppen gegen die Franzosen agiren zu lassen. „Il s'agissait de sauver Berlin, il était juste que les Prussiens combattissent en première ligne pour leur capitale; le role des Suédois ne devait être que de porter du secours en cas de défaite.o Grace à mes dispositions, à l'habileté avec laquelle les généraux prussiens les exécutèrent, et à l'enthousiasmo et la bravoure de leurs troupes, le secours ne fut point nécessaire.“ Dieß sind Ansichten, die ich, wenn nicht gerade mit denselben Worten, doch gewiß in demselben Sinne, mehr als einmal von Karl Johann selbst habe aussprechen hören. Nach der Schlacht bei Leipzig trennte sich der Kronprinz von den Alliirten, operirte mit seiner Armee gegen die Dänen, später gegen die in Belgien sich befindlichen Franzosen, und ließ, seinem Grundsatze getreu, sein schwedisches Corps an der französischen Grenze stehen, ohne zu erlauben, daß es diese überschreite.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Carneval. — Die Polka.

Mit den Maskeraden auf den Gassen hat es während des Carnevals und am Tage der Mitfasten wenig auf sich gehabt, wenn man den alterthümlichen Zug mit dem fetten Ochsen abrechnet, der deßwegen nicht unterbleibt, weil er den Fleischerknechten, welche dabei handelnde Personen sind, Mittel zur Schlemmerei gibt, und weil der Verkäufer des fetten Ochsens sowohl als der Ankäufer sich dabei einen gewissen Ruf erwerben. Die Normandie schickt längst die fettesten Ochsen auf die großen Viehmärkte um Paris herum, und unter den normännischen Viehzüchtern hat einer, Namens Cornet, seit mehreren Jahren den zum Aufzuge bestimmten Ochsen, oder vielmehr zwei oder drei Ochsen (in diesem Jahre sogar sieben) geliefert, und eben so hat ein Fleischer in Paris, Namens Rolland, sich den Ruhm erworben, daß er jährlich mehrere tausend Francs für solches Vieh ausgibt, und zwar alles aus wohl überlegter Spekulation. Der andern Masken, welche, statt etwas bei einem öffentlichen Aufzuge zu gewinnen, das Ihrige zusetzen müssen, um eine stattliche Figur zu machen, erscheinen immer weniger. Die Leute mögen wohl einsehen, daß es eine Thorheit ist, ihr Geld zu verschwenden, um die Vorübergehenden zu belustigen, die ihnen nicht im mindesten dankbar dafür sind,

und daß es nicht weniger albern ist, sich vor Leuten zu verkleiden und zu maskiren, denen sie auch mit bloßem Gesicht nicht bekannt wären. Dazu kommt, daß um die Carnevalszeit kaltes oder nasses Wetter zu seyn pflegt, und daß die Masken, welche so gutmüthig sind, das Volk zu belustigen, frieren oder durchnäßt werden, indeß die Zuschauer wohl eingehüllt oder unter dem Regenschirm umhergehen. Man geht oder fährt aber immer noch auf den Boulevards spazieren in der Erwartung der Masken, die da kommen sollen, aber nicht kommen, und beim Mangel an Masken sieht man einander an, was ungefähr eben so vernünftig ist, aber die Kinder nicht so belustigt. Nur auf den öffentlichen Bällen hat das Maskenwesen nach wie vor seinen Fortgang, weil es zur allgemeinen Belustigung und auch wohl zur Beförderung der Liebeshändel dient. — Da die Pariser immer etwas haben müssen, das sie beschäftigt, wie ein Spielzeug die Kinder, so haben sie sich diesen Winter sehr lebhaft für einen aus Deutschland herübergekommenen slavischen Tanz, die Polka, interessirt. Tanzmeister haben mit dem Unterricht in demselben viel Geld verdient. Tonsetzer haben Polka's in Menge herausgegeben, und nun hat das Theater im Palais-royal auch einen Schwank über die Polka zur Aufführung gebracht, indessen andere Bühnen gleichfalls ihre Polka's vorbereiten. An Späßen in den Tageblättern hat es natürlich bei dieser Gelegenheit nicht gefehlt. Die Pariser lachen gern über ihre eigenen Thorheiten, wenn man sie ihnen witzig vorhält. Vermuthlich wird die Polka das Schicksal aller andern Thorheiten theilen, welche die Pariser getrieben haben. Zudem hört das Ballwesen auf, und mithin läuft die Polka Gefahr, eines natürlichen Todes zu sterben. Im Tanzen sind die Franzosen viel beständiger, als man vermuthen sollte. Zwar haben sie ihr altes Menuet fahren lassen und Niemand tanzt es mehr, aber an ihren Contretänzen halten sie fest; alle fremden Tänze, die man eingeführt hat, konnten sich nicht halten; der Contretanz ist und bleibt das wahre Element aller hiesigen Bälle, und nur dem deutschen Walzer ist es gelungen, festen Fuß zu fassen und etwa ein Fünftel, höchstens ein Viertel der Tänze auf den Bällen in Beschlag zu nehmen. Im Augenblick aber machen nur die Mystères der Polka die Ehre streitig, das müßige Publikum zu beschäftigen. Seitdem Eug. Sue's Roman so ungewöhnliches Glück gemacht hat, werden wir hier von Mystères aller Art überschwemmt; kaum hatte der Dichter sie aus seinem Roman auf die Bühne versetzt, so erschienen auch schon Parodien des Stücks auf den kleinern Bühnen. In einer derselben wird der deutsche Fürst Rudolph in einen Neffen des Prinzen von Monaco verwandelt, welcher eine ganz besondere Vorliebe für Landstreicher und Possenreißer hat, sich mit ihnen abgibt und in Sous aus der in Frankreich verrufenen Monaco'schen Münzfabrik bezahlt.

(Fortsetzung folgt.)

Prag, März.

(Fortsetzung.)

Theater. — Zopf und Schwert.

Nun hat uns unsere Bühne (wenn ich nicht irre, die erste im österreichischen Staate) auch Gutzkows historisches Lustspiel: „Zopf und Schwert" gegeben. Es machte bei uns nicht den großen Eindruck, den es auf andern Bühnen hervorgebracht haben soll. Ich muß gestehen, daß ich in Gutzkow von jeher den Kritiker und Publicisten weit über den Dichter gestellt habe, weil in Allem, was er Poetisches wirkte, die Absicht zu sichtbar, der Verstand thätiger als die Phantasie ist, und daher so manches hervortritt, was wohl geistreich, aber gesucht und unnatürlich, daher unwahr erscheint. So geht es auch mit seinen dramatischen Arbeiten, die durch Geist und Scharfsinn glänzen, ohne durch rein Menschliches zu erwärmen und zu ergreifen. Das Schlimmste an der Sache ist, daß Gutzkow, je mehr er die theatralischen Effekte kennen lernt, auch dem Götzen Publikum (auf dessen Köhlerglauben er fest baut) immer mehr schmeichelt und opfert, sollte es auch auf Kosten der literarischen Moral geschehen. Das historische Lustspiel ist allerdings eine Form, in welcher es noch Lorbeeren zu erringen gibt, da die meisten Versuche in dieser Gattung in allen Sprachen mehr oder minder verunglückt sind. Doch glaube ich, die erste und billigste Forderung an den Dichter eines historischen Lustspiels dürfte die seyn, die Charaktere historischer Personen mit möglichster Wahrheit darzustellen, insbesondere ohne dieselben wegen wirksamer Momente unter ihren eigentlichen moralischen und geistigen Werth herabzuziehen. Die Eigenschaften Friedrich Wilhelms I., so wie manche Anekdoten aus seinem Leben sind zu mehreren Effekten benutzt, doch ist ihm bei diesem komischen Prozesse so viel Königliches verloren gegangen, daß er hie und da an die komischen Alten der Posse mahnt und man kaum in ihm den Mann wieder erkennen wird, von dem Friedrich der Große (der doch bekanntlich keine Ursache hatte, zu große Parteilichkeit für seinen Vater zu hegen) behauptete, „daß man in dem arbeitsamen Leben dieses Fürsten und in seinen weisen Anordnungen die Quelle des Glückes suchen müsse, dessen das Königshaus sich später erfreute." Es ist eine Eigenheit Gutzkows, daß ihm von allen Charakteren die stolzen, ehrgeizigen Frauen am besten gelingen. Wie die Lady in „Richard Savage" ist auch hier der Charakter der Königin, wenn gleich auch nicht historisch wahr, doch am besten und consequentesten gezeichnet, und wo diese Rolle so trefflich dargestellt wird wie hier, kann ihr der Erfolg nicht fehlen. Daß Gutzkow zum Humoristen und Figaro des Stücks einen Engländer wählte, gehört unter die Sonderbarkeiten, welchen wir in allen seinen Dramen begegnen, und die wir nur dem scharfen Geiste, der sie durchweht, verzeihen. Uebrigens berechtigt die Bezeichnung „historisches" Lustspiel noch zu so manchen Forderungen in Bezug auf Costüm der Sprache und Manieren, so wie auf Richtigkeit der chronologischen Daten. Was das erstere betrifft, so sagt hier der Erbprinz eines regierenden Hauses zu dem Kammerdiener, der König zu einem Kammerfräulein „Sie" in der vielfachen Zahl u. s. w. Man hat Scribe's „Glas Wasser" den Vorwurf gemacht, das Stück wäre gar nicht zu Stande gekommen, wenn vor dem Palaste der Königin ein Portier stände, der nicht alle Welt wie in einem Taubenhause aus- und einziehen ließe. Derselbe Tadel trifft „Zopf und Schwert;" denn so einfach die Haushaltung Friedrich Wilhelms I. gewesen seyn mag, so ist es doch nicht leicht begreiflich, daß im ganzen Schlosse vom Portale bis zu den Gemächern der königlichen Familie nicht ein Lakai vorhanden gewesen, der dem Erbprinzen entgegen getreten wäre, bevor er mit der Prinzessin Wilhelmine im Vorgemach Bekanntschaft gemacht, wie es mir überhaupt nicht ganz wahrscheinlich vorkommt, daß ein Fürst gleich nach der Reveille, von der uns gesagt wird, daß sie um 6 Uhr Morgens stattfindet, einen Besuch bei einem königlichen Verwandten abzustatten sich einfallen lassen werde. Ueberhaupt hat „Zopf und Schwert" manches mit dem „Glas Wasser" gemein.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 36.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 84.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 6. April 1844.

— Willkommen, Stille der Schattenwelt!
Zufrieden bin ich, wenn auch mein Saitenſpiel
Mich nicht hinabgeleitet; Einmal
Lebt' ich wie Götter, und mehr bedarf's nicht.
Hölderlin.

Bei Hölderlins Tod.

I.

Blind war Oedipus, weitherrſchend in Theben einſt;
Lang noch irrt' er, zu grauvollſtem Geſchick verdammt,
Durch Hellas' Gefilde, lebend
Den Erblichenen beigezählt.

Ihm gleich, weilteſt du blind unter den Sehenden,
Bis dein jugendlich Haupt bleichte der Jahre Schnee,
Ruhmwürdig genannt in Deutſchland
Und der ſchwäbiſchen Dichter Zier!

Ihn traf Göttergeſchick, waltend in Dunkelheit;
Ruhmvoll löst' er der Sphinx ſinniges Räthſel zwar,
Doch wendete nicht die Weisheit
Der Unſterblichen Rathsbeſchluß.

Schuldvoll ſchleppt' er das Netz ſeiner Verirrungen
Nach; unwiſſend anheim fiel er dem Rachegott;
Aufwachend begrub in Nacht er
Der beſchuldigten Augen Licht.

Harmlos wandelteſt du, trugſt du des Lebens Weh;
Tonreich ſprach der Geſang, was du gelitten, aus;
Doch wendete nicht Apollo
Des Verhängniſſes dunkeln Gang!

Sein mitleidig Geſicht kehrte der helle Gott
Ab; wie brennender Süd, mitten im holden Lenz
Aufrauſchend, ein Blatt entblättert
Am erbebenden Roſenſtock:

Fiel dein reines und weitklingendes Saitenſpiel,
Hellas' Tönen geweiht, aus der geübten Hand;
Allmählig verſtummend, klirrt' es
In den Schauern des Windes auf.

War unglücklicher einſt Laios armer Sohn?
Mitleidswerther? Du trugſt geiſtige Nacht, indeß
Sein Leiden empfand vervielfacht
Der unſelige müde Greis.

Ein's nur weiß ich und klar ſprech' ich es aus: dich birgt
Dein friſcherdiger Grabhügel, Erlöſter, nun;
Doch werfen die Söhne Deutſchlands
Unverwelkliche Kränze drauf!

J. Minckwitz.

II.

Ja! treulich hat der Schutzgott dich bewacht,
Als Schlangen um dich ihre Ringe wanden,
Du ringender Pilot nach sel'gen Landen,
Zertretner Kämpfer in des Lebens Schlacht!

Mit leiser Hand hat er dich losgemacht
Aus deines Lebens Schmerz und schweren Banden;
Als alle Tage dich in Thränen fanden,
Gab er dich hin der stillen Tröst'rin Nacht.

So hat er dich zu den ersehnten Auen,
Die du im Wachen nimmer konntest schauen,
Dem göttlichen Odysseus gleich, gebracht:

In tiefem Schlafe lagst du wohl geborgen;
Als lichthell aufging dir der große Morgen,
Bist du am Ziele froh erstaunt erwacht.

L. Pfau.

Karl Johann, König von Schweden.

(Fortsetzung.)

Wie viel Karl Johann für Schweden gethan, ist allgemein bekannt. Er hatte sich auch durch seine Leutseligkeit und durch sein einnehmendes Wesen allgemein beliebt gemacht. Um so mehr muß es auffallen, daß es vielleicht kein Land in Europa gibt, wo die Polizei gegen die Fremden mehr Mißtrauen und übertriebene Vorsicht an den Tag legt, als gerade in Schweden. Der würtembergische Graf G , der sich vor etwa fünfzehn Jahren in Copenhagen aufhielt, wo er sich auf der dortigen vortrefflichen Reitbahn für das Stallmeisterfach ausbildete, machte einst von Dänemark aus eine kleine Reise nach Schweden, um das in Schonen, nicht weit von Lund gelegene königliche Gestüt Strömsholm zu besichtigen. In Lund angekommen, mochte ein dortiger Beamter einige Aehnlichkeit zwischen seinen Gesichtszügen und denen des jungen Prinzen Wasa gefunden haben; denn der Graf, dessen Papiere in der größten Ordnung waren, wurde, ohne daß man ihm irgend einen Grund bekannt gemacht hätte, angewiesen, Schweden in vier-und-zwanzig Stunden zu verlassen. Vor zwei oder drei Jahren erst kam einer meiner sehr genauen Bekannten, ein Schweizer, Herr von S., mit den besten Empfehlungen nach Stockholm. Es traf sich zufällig, daß dieser junge Mann, welcher sehr reich ist und sich durchaus nicht mit politischen Umtrieben irgend einer Art befaßt, einen Verwandten gleichen Namens hatte, der dem vertriebenen und damals vor nicht langer Zeit in St. Gallen verstorbenen Obersten Gustavsohn einige Dienste geleistet. Die Kinder des Exkönigs waren bei dieser Gelegenheit im Falle gewesen, mit dem Oheim des jungen S. einige Briefe zu wechseln und ihm ihre Dankbarkeit für seine Dienstleistungen zu bezeugen. Dieser so einfache Verkehr mochte bekannt geworden seyn und durch den zufälligen Umstand, daß S. über Wien, wo er jedoch den Prinzen Wasa gar nicht gesprochen, vielleicht gar nicht gesehen, und Petersburg nach Stockholm gekommen war, größere Wichtigkeit erhalten haben. Als er nach einigen Tagen Aufenthalt in Stockholm die Absicht äußerte, Dalekarlien zu besuchen, und seinen Paß dahin visiren lassen wollte, erhielt er statt dessen ebenfalls die Weisung, die Hauptstadt in vier-und-zwanzig Stunden, das Land in vier Tagen zu verlassen. Ich bin fest überzeugt, daß der Hof von diesen kleinlichen polizeilichen Maßregeln nichts wußte; aber sie erregten Aufsehen und Mißvergnügen unter den Schweden selbst, wurden im Auslande auf allerlei Weise besprochen und beurtheilt, und waren überdieß höchst unpolitisch und zweckwidrig, indem sie die Aufmerksamkeit des schwedischen Publikums gerade darauf hinleiteten, von wo man dieselbe abzuziehen wünschte.

Karl Johanns Lebensweise war höchst einfach, und seiner von jeher angewöhnten Mäßigkeit verdankte er die erstaunliche Erhaltung seines Aeußern und seine feste Gesundheit. Sehr oft, ja gewöhnlich blieb er während eines großen Theils des Vormittags im Bette, wo er jedoch schon von acht Uhr an arbeitete und Personen empfing. Gegen zwei Uhr fuhr er bei gutem Wetter gewöhnlich aus und begab sich öfters nach seinem Lieblingsaufenthalte, dem im Thiergarten gelegenen, von ihm selbst gebauten und sorgfältig geschmückten niedlichen Schlößchen Rosendal, wo er dann auch zuweilen speiste. Selten besuchte er die Tafel der Königin, welche in der Regel mit den Herrn und Damen speist, die den Dienst bei ihr haben. Gewöhnlich speiste er nur in Gesellschaft von zwei oder drei Männern, hohen Hof- und Staatsbeamten, oder auch Gelehrten, Fremden oder sonst interessanten Personen, mit denen er sich näher zu unterhalten wünschte. Das Theater besuchte er selten, hauptsächlich wohl, weil er der schwedischen Sprache nicht mächtig genug war; die lezten Stunden des Tages brachte er entweder arbeitend oder im Familienkreise zu.

Mit Vergnügen und gerechtem Stolz weilten die Gedanken Karl Johanns auf seiner frühern Laufbahn, und oft sprach er mit Liebe von der Zeit, wo er noch niedere militärische Grade bekleidete. „Lorsque j'étais sergeant," oder „à cette époque je venais d'être nommé officier," sind Ausdrücke, welche ich öfter aus seinem Munde gehört habe. Auch hatte er ein unglaubliches Gedächtniß für alte Kameraden und Bekannte, und als

ich ihm zum erstenmale vorgestellt wurde, mußte ich ihm über eine Menge seiner Waffenbrüder Auskunft geben. Auch hat er vielen unter ihnen, die sich in traurigen Umständen befanden, sehr viel Gutes gethan, jedoch die kluge Vorsicht beobachtet, ihnen seine Wohlthaten immer in Frankreich reichen zu lassen, und keinem zu erlauben, nach Schweden zu kommen. Und darin war er so konsequent, daß er nur einen einzigen Franzosen, seinen Milchbruder, den General Camps, bei sich hatte, und daß, so viel ich weiß, keiner seiner Verwandten, welche übrigens sehr bemittelte Leute sind, je nach Schweden gekommen ist. Hätte der König an diesem Grundsatz nicht so fest gehalten, so wären nach und nach eine Menge der Regierung des ältern bourbonschen Zweiges abgeneigte Franzosen nach Schweden gekommen, um ihren ehemaligen Feldherrn mit Bitten um Anstellung zu bestürmen, deren Gewährung die Schweden nur ungern gesehen hätten.

Obgleich der König, wie schon gesagt, gewöhnlich lange im Bette blieb, seine Gesundheit sehr schonte, selten ritt, beinahe niemals auf die Jagd ging und sich überhaupt so wenig als möglich ermüdete, so konnte er doch, wenn es seyn mußte, trotz seines Alters, Strapazen aushalten, welche sogar den jüngern Leuten seiner Umgebung angreifend vorkommen mußten. — Ich habe bei großen Manövers den König mehrere Tage hinter einander acht bis zehn Stunden zu Pferde sitzen sehen, wobei er sich stets durch seine edle kriegerische Haltung und die große Einfachheit seiner Kleidung unter seinem zahlreichen glänzenden Generalstabe auszeichnete. Seine öftern Reisen nach Norwegen unternahm er oft im Winter bei der größten Kälte, und führte sie auf Straßen, die in dieser Jahreszeit nicht immer die besten sind, mit größter Schnelligkeit aus.

Einen Zug aus Bernadottes Leben will ich hier anführen, welcher ihm große Ehre macht, und sowohl von seiner Redlichkeit, als auch von der Macht seiner Rednergabe und dem Einfluß zeugt, den er von jeher auf seine Umgebungen ausübte. Als im Jahre 1789 die Revolution ausbrach, war Bernadotte vor nicht langer Zeit von seinem Hauptmann zum Unteroffizier ernannt worden. Dieser Hauptmann, der aus derselben Provinz gebürtig war und ihm sehr wohlwollte, hatte ihm schon oft Vorwürfe über seine Vorliebe zu den damals immer mehr überhand nehmenden revolutionären Ideen gemacht und ihn versichert, daß diese ihn zu nichts Gutem führen könnten; er sey une mauvaise tête, und trotz seiner guten Erziehung und seiner Kenntnisse, werde er es doch zu nichts bringen. Als nun die Unruhen förmlich ausbrachen und Ordnung und Disciplin überall aus der Armee gewichen waren, geschah es, daß mehrere Regimenter ihre Offiziere absezten, oder ihnen doch den Gehorsam aufkündigten und aus ihrer Mitte sich neue Anführer wählten. Das Regiment, in welchem Bernadotte diente, folgte diesem Beispiel, arretirte seinen Oberst und seine Offiziere und wählte einstimmig den Sergeanten Bernadotte zum Führer. — Nachdem dieser die neue Würde angenommen, versammelte er das Regiment und dankte seinen Kameraden für ihr Zutrauen, dessen er, sagte er, sich würdig fühle und würdig zeigen wolle. „Vor Allem," so schloß er seine Rede, „muß ich euch darauf aufmerksam machen, daß ohne Disziplin kein Militär bestehen kann, und wenn ich euch kommandiren und gut und kräftig für euch wirken soll, so müßt ihr mir blinden, unbedingten Gehorsam schwören." — „Das wollen wir!" riefen die Soldaten einstimmig. — „Also bleibt es dabei," fuhr der Sergeant-Oberst fort, „daß derjenige, welcher meinen Befehlen nicht augenblickliche Folge leistet, nach dem Kriegsrecht bestraft wird? Schwört ihr mir dieß zu?" — „Wir schwören es!" riefen die Soldaten.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, März.

(Fortsetzung.)

Theater.

Das Lustspiel „Zopf und Schwert," an dem mich nichts so sehr verdrossen hat, als das so oft wiederholte Horchen der einzelnen Personen, zählt viele sehr interessante und geistreiche Scenen und schlagende Situationen, die jedoch mehr Wirkung machen müßten, wenn sie in drei, höchstens vier Akte zusammengedrängt wären; denn, obgleich es sich hier um ein Viertelduzend erlauchte Freiwerber handelt, ist doch der Stoff nicht reichhaltig genug für fünf Akte, und diese Ausdehnung führt daher manche Längen mit sich. Von den komischen Situationen des Stücks ist eine der geistreichsten das erste Zusammentreffen der Königin mit dem Erbprinzen von Bayreuth, den sie, ohne zu ahnen, daß er die Prinzessin bereits gesehen hat und liebt, zum Negociateur ihrer Verbindung mit dem Prinzen von Wales ernennt, sich nicht mehr besinnen kann, ob er Erbprinz von Bayreuth oder Ansbach sey, und ihm auch fortwährend den leztern Titel gibt. Die Situation, wo der König seine Tochter und ihre Dame überrascht, die sich von dem wachhabenden Grenadier zum Tanze vorgeigen lassen, ist frappant, streift jedoch — wie der Dialog des Königs mit dem englischen Gesandten durch Grumbkow — mehr an die Posse, als ein historisches Lustspiel sollte, und zumal erscheint der König in jener Scene als completer Comödienpapa, da jede von ihm diktirte Strafe dem Verurtheilten als eine Belohnung erscheint. In der Tabagiescene entfaltet sich der Gutzkowsche Geist am reichhaltigsten, und sie dürfte wohl überall entscheidend für die Wirkung des Stücks seyn. Hier war sie ein wahrer Besänftiger, reichte jedoch nicht hin, eine ganz günstige Stimmung für den fünften Akt vorzubereiten, wozu freilich wohl die

mangelhafte Besetzung einiger Rollen beitragen mußte. Ein unläugbares Interesse des Stücks ist die lebhafte Spannung der Erwartung und Neugierde. Wer nur zehn Schauspiele gesehen und Theaterzettel gelesen hat, wird (wenn er auch nicht aus der Geschichte weiß, daß der Erbprinz von Bayreuth ein Eidam Friedrich Wilhelms I. wurde) errathen, daß am Ende dieser Erbprinz mit Prinzessin Wilhelmine vermählt werden muß; auf welche Weise aber so unübersteigliche Hindernisse, wie hier der Ehrgeiz der Königin und die Abneigung des Königs gegen die Neuerungssucht und Prunkliebe des Markgrafen von Bayreuth bilden, besiegt werden können, das kann man auch nach der Tabagiescene noch nicht errathen; leider ist aber auch nicht zu verkennen, daß die Hebel, welche dem Stücke zu dem glücklichen Heirathsschluß verhelfen, im höchsten Grade unwahrscheinlich sind. Sowohl der Sermon als die preußische Montur können den König zwar wohl mit dem Erbprinzen versöhnen, aber daß er ihm deßhalb die Tochter zur Frau gibt, ist sehr theatralisch, und noch schwächer motivirt ist die endliche Zustimmung der stolzen Königin. — In der „Bohemia" erhob sich eine sonderbare Polemik über „Zopf und Schwert." Der Redakteur des Blattes hat das Lustspiel zwar ernstlich, wie es sich bei einem Schriftsteller von Ruf versteht, doch lange nicht so streng beurtheilt, als Gutzkow selbst, so lange er noch Kritiker war, über die Werke Anderer sprach; dagegen tritt Ulfo Horn, ein Freund des Redakteurs, auf, und schreibt den geringen Erfolg des Stücks großentheils der Beschränktheit des Publikums zu. Horn hat schon einmal durch die Vertheidigung des Lenau'schen „Savonarola" einen Undankbaren gemacht, und auch diese zweite Defension wird schwerlich Gutzkow befriedigen, da er zwar viele, mitunter schöne Worte zusammengestellt, doch nichts bewiesen, viel geläugnet, doch nichts widerlegt, und überhaupt die Sache sehr oberflächlich behandelt hat. Der Redakteur hat diesen Brief nicht mehr beantwortet. — „Ghismonda, oder die Opfer des Schweigens," von Karl Immermann, war bei uns eine Neuigkeit. Anderswo in Deutschland hat es nicht nur gefallen, sondern sich auf dem Repertoire erhalten; bei uns wird wohl die erste Produktion auch die letzte gewesen seyn. Es ist ein großer Uebelstand, daß die Hauptperson, Guiscardo, schon im dritten Akte stirbt, und nun die Lamentation durch zwei Akte — im vierten durch lauter weibliche Soprane — fortdauert und mit dem altmodischen Gifte endet. Auch der vielen gereimten Verse sind wir so entwöhnt, daß sie mehr ungünstig als vortheilhaft wirken. — Seit Meyers „Mara" haben wir nur zwei neue Opern gesehen: „der Wildschütz, oder die Stimme der Natur," nach Kotzebues „Rehbock" bearbeitet von Lorzing, und: „des Teufels Antheil" von Auber, der leider alle Tage älter wird, was noch anginge, wenn man es seinen Werken nicht ansähe, in welchen er sich zu einer ewigen Jugend zu zwingen scheint. Dieser „Antheil des Teufels" enthält kaum zwei bis drei Nummern, die man dem Tonsetzer der „Stummen von Portici" zutrauen würde. Keine dieser Opern hat das Publikum angesprochen und beide dürften bald wieder vom Repertoire verschwinden.

(Schluß folgt.)

Paris, März.

(Fortsetzung.)

Mystères. — Die französische Akademie.

Wer die Mystères nicht leiden kann und ihnen dadurch ausweichen will, daß er kein Theater besucht, läuft dennoch Gefahr, sie anderswo anzutreffen. Die Kunsthändler haben ganze Suiten von Darstellungen aus dem Sueschen Roman, und die Tagesliteratur bringt ein Mystère nach dem andern hervor. Bereits gibt es Londoner Geheimnisse, Geheimnisse der Pariser Theater, Geheimnisse der französischen Akademie, kleine Pariser Geheimnisse u. s. w., und so wird wahrscheinlich das Publikum bald mit Geheimnissen übersättigt werden. Ueber die Geistlichkeit werden vermuthlich auch Geheimnisse erscheinen; sie ist jetzt so rührig und zeigt einen so widerspenstigen Geist, daß sich gewiß viel von den geheimen Bewegungen derselben in Frankreich und in Italien erzählen ließe. Das Buch: „Geheimnisse der französischen Akademie, oder Indiskretionen eines Neidischen," ist weiter nichts, als eine Sammlung literarischer Notizen über jedes der vierzig Mitglieder der Akademie, mit Beurtheilung seiner literarischen Leistungen. Ueber Jouy heißt es: er lasse sich gern Herr von Jouy nennen, sey aber nichts destoweniger eine literarische Null; über Droz: der Mann habe sehr erbauliche moralische Schriften herausgegeben, sey jedoch derzlich langweilig; über Campenon: jeder repräsentire in der Akademie irgend einen Theil der Literatur, dieser das Drama, jener die Beredtsamkeit, Campenon aber gar nichts. Von Guizot und Villemain heißt es, sie hätten besser gethan, wenn sie Professoren geblieben wären, statt sich in die Politik und sogar in's Ministerium zu versteigen. Der Art sind die vorgeblichen Geheimnisse der französischen Akademie. Man sieht, sie waren leicht zu machen, und daher erscheinen auch oft ähnliche Schriften über die Mitglieder der Akademie, welche sich allmählig durch die neuen Wahlen umgestaltet und ihr altes classisches Gepräge verliert, um neuere Schriftsteller aufzunehmen, so daß sie zuletzt doch den literarischen Charakter der jetzigen Zeit darstellt, so sehr sie sich auch Anfangs dawider sträubte. Durch die Aufnahme Victor Hugos, der für den genialsten Repräsentanten der neuern französischen Literatur gilt, war bereits die Bahn gebrochen, und es ist daher Niemand aufgefallen, daß sie nun auch Schriftsteller wie St. Marc Girardin, Sainte Beuve und Mérimée aufnimmt. Einige alte Akademiker, welche zur Zeit der Napoleonischen Herrschaft auf dem Parnaß glänzten und ihren Herrn bestmöglich in Versen und in Prosa rühmten, z. B. Jouy, Jay, Lacretelle, sehen sich fast verlassen und ihre Schriften vergessen. Jouy lebt nur noch in einigen Operntexten, und kann Spontini dafür danken; sogar sein Hermite de la chaussée d'Antin, welcher bei seinem Erscheinen so großes Aufsehen machte und mehrmals aufgelegt wurde, wird wenig mehr gelesen; mit Jays Schriften gibt sich das junge Geschlecht nicht ab, und der achtzigjährige Lacretelle hat kein besseres Mittel gefunden, sich diesem Geschlechte bemerklich zu machen, als darin, daß er gegen die Jesuiten Vorträge hält, und, was sonderbarer ist, daß er Dichter wird, nachdem er sein ganzes langes Leben hindurch Prosaiker und zwar Geschichtschreiber gewesen war. Die Académie française sollte man eigentlich erweitern; sie ist offenbar viel zu klein für alle Schriftsteller, welche Anspruch auf einen Sitz in derselben machen können. Alex. Dumas, Soulié, Eug. Sue sind eben so talentvolle, wo nicht noch talentvollere Schriftsteller, als die jüngst aufgenommenen; sie müssen aber draußen bleiben, weil die Zahl 40 jetzt voll ist. Beranger sollte längst unter den Unsterblichen sitzen, er bewirbt sich aber nicht darum und lebt ganz im Stillen von einer Pension der Regierung.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 13.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 13.

Sonnabend, 6. April 1844.

Mozin's grosses Wörterbuch.

[165] So eben haben wir an die verehrlichen Sortimentshandlungen versandt, die erste Hälfte der siebenten Lieferung von

Mozin's

vollständigem Wörterbuch

der deutschen und französischen Sprache,

nach den neuesten und besten Werken

über Sprache, Künste und Wissenschaften;

enthaltend die Erklärung aller Wörter, die Aussprache der schwierigeren, eine Auswahl erläuternder Beispiele zur Verständlichkeit ihrer verschiedenen Bedeutungen, die hauptsächlichsten sinnverwandten Wörter, Sprüchwörter und sprüchwörtlichen Redensarten beider Sprachen, die Ausdrücke des französischen Gesetzbuchs, die Münzen, Gewichte und Maaße der verschiedenen Staaten, ein Verzeichniß der gebräuchlichsten Eigennamen von Personen, Ländern, Flüssen ꝛc.

Mit Beiträgen von

Guizot, Biber, Hölder, Courtin und mehreren andern Mitarbeitern.

Auf's Neue durchgesehen und vermehrt

von

Dr. A. Peschier,

Professor an der Universität Tübingen.

4 Bände. In 8 Lieferungen von ungefähr 30 Bogen. Subscriptionspreis 11 fl. od. 8 Rthlr. 8 Gr.

Jede Lieferung 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 1 gGr.

Endliche — Gerade.

Es gereicht uns zum Vergnügen, den verehrlichen Subscribenten dieses Wörterbuchs die Nachricht geben zu können, daß neugetroffene Maßregeln uns in den Stand setzen, die weiteren Lieferungen in so kurzen Zwischenräumen folgen zu lassen, daß wir uns der Hoffnung hingeben dürfen, dieses treffliche Werk bis zum Schlusse des laufenden Jahres zu vollenden.

Stuttgart und Tübingen, März 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[164] Bei Carl Gerold und Sohn, Buchhändler in Wien, ist so eben erschienen:

Jahrbücher der Literatur.

Hundert vierter Band. 1843.

Oktober, November, December.

Inhalt:

Art. I. Geschichte des Kaiser Friedrich's IV. und seines Sohnes Max I. Von Josef Chmel. Zweiter Band. Geschichte K. Friedrichs IV. als König (1440—1452. (Schluß). II. 1) The Eastern of the Celtic Nations, proved by a comparison of their dialects with the Sanscrit, Greek, Latin and Teutonic Languages, by Prichard. Oxford 1831. 2) De l'Affinité des Langues Celtiques avec le Sanscrit, par Adolphe Pictet. Paris 1837. 3) Ueber die celtischen Sprachen vom Gesichtspunkt der vergleichenden Sprachforschung, von Bopp. (Schluss). III. 1) A summer ramble in Syria, by Vere Monro. 2) Rambles in Egypt and Candia, by C. Rochfort Scott. 3) Visit to the Great Oasis, by G. A. Hoskins. 4) Exposé de la religion des Druzes, par S. de Sacy. 5) Wanderung nach dem Orient im Jahre 1838, von Max in Bayern. 6) Syria the holy land, Asia minor etc. illustrated, by John Carne. 7) Lustreise ins Morgenland, von Titus Tobler. 8) Quinze jours au Sinaï, par Alex. Dumas et A. Dauzats. 9) Souvenirs de l'Orient, par le Vicomte de Marcellus. 10) Narrative of a voyage to Madeira, Egypt, Palestine, Syro, Rhodes, Telmessus etc., by W. R.

Wilde. 11) Pérégrinations en Orient, par Eusèbe de Salle. 12) Operations carried on at the pyramids of Gizeh, by Howard Vyse 13) Meine Wanderung nach Palästina, von J. U. Visino. 14) Deux ans en Syrie; par Edouard Blondel. 15) Incidents of travel in Egypt, by J. L. Stephens. 16) Acht Wochen in Syrien, ein Beitrag zur Geschichte des Feldzugs 1840. 17) Commentaire géographique sur l'Exode et les Nombres, par Léon de Laborde. 18) Morgenland und Abendland, vom Verfasser der Cartons. 19) Reise in Griechenland, Unterägypten, im nördlichen Syrien und südöstlichen Kleinasien, von Joseph Rußegger. 20) La Syrie, par M. Ferdinand Perrier. 21) Syrien im Jahre 1840, von Dr. Franz Allioli. 22) The modern history and condition of E ypt, by William Holt Yates (Schluß). IV. Ludwig Philipp der Erste, König der Franzosen. Darstellung seines Lebens und Wirkens, von Birch. Zwei Bande. Stuttgart 1841 - 1843. V. Gedichte von Friedrich Hebbel. Hamburg 1842. VI. Deutsche, lateinische und griechische Gedichte von Stein. Wien 1843. VII. Goethe's Werke. Sechs und fünfzigster bis sechzigster, der nachgelassenen Werke sechzehnter bis zwanzigster Band. Stuttgart und Tübingen 1842. VIII. Die deutschen Volksbücher. Für Jung und Alt wieder erzählt von Gustav Schwab. Zweite Auflage. Stuttgart 1843. IX. Niederländische Sagen. Gesammelt und mit Anmerkungen begleitet herausgegeben von Wolf. Leipzig 1843. X. Delectus poetarum Anthologiae Graecae cum adnotatione critica Augusti Meinekii. Accedunt coniectanea critica de Anthologiae Graecae locis controversis. Berolini 1842.

Inhalt des Anzeigeblattes Nr. CIV.

Das alte Stadt- und Bergrecht der königlichen Frei- und Bergstadt Schemnitz in Ungarn aus dem dreizehnten Jahrhunderte. — Die Kapelle der katholischen Gemeinde zu Kopenhagen. — Epigraphische Exkurse. Vom Custos J. G. Seidl. — Register.

---

[138] In der Balz'schen Buchhandlung zu Stuttgart ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz vorräthig zu haben:

Der deutsche Hausfreund.

Eine Monatsschrift zur Verbreitung der nöthigen und nützlichsten Kenntnisse aus dem Gebiete der Geschichte, der Erdbeschreibung, der Naturwissenschaften, der Handwerks- und Fabrikenkunde, der deutschen Sprache u. s. w. Für Lehrer und Lernende, besonders aber zur leichten und angenehmen Selbstbildung. Populär geschrieben von einem Vereine wissenschaftlich gebildeteter Männer und herausgegeben von

Dr. J. H. M. von Poppe,

Hofrath und Professor zu Tübingen, Ritter des Ordens der württ. Krone.

Mit erläuternden Abbildungen.

Die Bürger- und Bauern-Zeitung von Fürst spricht sich in ihrer Nr. 49 über dieses Unternehmen also aus:

„Unter diesem Titel beginnt aus dem Verlage der Balz'schen Buchhandlung in Stuttgart eine Monatsschrift, auf die wir die hohen Regierungs-Organe aller Länder, die Obrigkeiten aller Provinzen, die Vorstände aller Gemeinden, die Lehrer aller Real- und Gewerbeschulen, die Bürger aller Städte, hauptsächlich aber das Volk des gesammten deutschen Vaterlandes für sich selbst, mit allem Nachdrucke aufmerksam machen.

Die Schule unserer Jugend bereitet uns zum Eintritte in die Welt; jede gewerbliche Lehrzeit zum Fortschritte in derselben nur für wenige Lebensjahre vor; bald schleudert uns das fortrollende Rad der Zeit aus der Bahn aller Concurrenz, wenn uns nicht Mittel geboten werden, zu den Ansprüchen, die der dermalige Umschwung eines mit Riesenschritten herbeieilenden Weltverkehres an uns macht, uns weiter zeitgemäß und für das ganze Leben ausreichend zu befähigen.

Dieses Ziel hat sich der hier angekündigte „deutsche Hausfreund" gesetzt, das Ziel einer stetigen Weiterbildung, nicht nur in dem besondern Gewerbs- und Kunstzweige, den Einer ergriffen hat, sondern auch in allem Demjenigen, um was sich das öffentliche und allgemeine Interesse dreht, was zur richtigen Würdigung der Erscheinungen und Ansprüche der Zeit, was zum rationellen Betrieb jeglichen Geschäftes gehört.

Der Plan eines solchen Unternehmens verdient höchste Beachtung, und da bereits drei Hefte, mit einer Karte und vielen Holzschnitten, in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes für nur 5 gGr. oder 6½ Ngr. oder 18 kr. per Heft, zu haben sind, so vertrauen wir dem gesunden Sinne des deutschen Volkes: man werde sich wenigstens sogleich dieser Hefte zu selbst eigener Gewinnung einer vollständigen Ein- und Uebersicht des ganzen Planes verschreiben, auch Anderen davon Nachricht geben und sie dazu ermuntern, damit so dem ganzen deutschen Volksleben der so wohlthätige Dienst erwiesen werde, von einer je länger je weniger entbehrlichen Gelegenheit zur Vermehrung seines Wissens alsbald Gebrauch machen zu können."

---

[169] **Neuer Roman von Samuel Warren.**

In S. G. Liesching's Verlagsbuchhandlung zu Stuttgart ist so eben erschienen und an alle solide Buchhandlungen versandt worden:

Zehntausend Pfund Renten.

Eine Erzählung

von

Samuel Warren,

Verfasser der „Mittheilungen aus dem Tagebuche eines Arztes."

Aus dem Englischen von Dr. C. Kolb.

Drei Theile. Kl. 8. 111 Bogen Velin. Preis 3 Thlr. fl. 5. 24 kr. rhein. fl. 4. 30 kr. C.M.

Wir machen alle Freunde der „Mittheilungen aus dem Tagebuche eines Arztes" — namentlich aber Lesezirkel jeder Art — auf diese neue größere Erzählung Warrens aufmerksam, die hiermit zum erstenmale in Deutschland erscheint. Die wirksamste Empfehlung für dieselbe wird seyn, daß sie nach dem Urtheile sehr vieler Leser an Interesse und Gehalt jenes erste Werk des hochgeschätzten Verfassers noch übertrifft.

Frühjahr, 1844.

Vorräthig in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands und der angränzenden Länder.

---

[155] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Dinglers Polytechnisches Journal.

Erstes Februarheft 1844.

Inhalt: Parkins Verbesserungen an Dampfmaschinen. Mit Abbildungen. — Verbesserungen an den mit Anthracit oder Steinkohlen geheizten Dampfkesselöfen, von John Rymer und Thomas Hodgson Leighton, Chemiker. Mit Abbild. — Ueber die rollende Reibung der Eisenbahnräder, von

Hrn. de Pambour. — Mahlmann's Bohrmaschine. Mit Abbild. — Verbesserungen an Chronometern und andern Uhren, von John Dent, Chronometerfabrikant zu London. Mit Abbild. — J. Hawkins Federwischer. Mit Abbildungen. — Keely's und Aulor's patentirte Centrifugal-Trockenmaschine. Mit Abbild. — Neue Wolltrockenmaschine von Gbye u. Comp. Mit Abbild. — Verbesserungen an Maschinen zur Fabrikation der Lichter, von Jos. Henry Tuck. Mit Abbild. — Ueber die Verfertigung der Kohlencylinder zu Bunsens constanter galvanischer Batterie, von Hrn. Reiset. — Ueber die durch Spannung ihres Dampfes oder ihre Vermischung mit Weingeist zur Beleuchtung dienlichen mineralischen Oele, von Hrn. Selligue. — Ueber die Beleuchtung des Innern der Gebäude mit sogenanntem Leuchtspiritus, von Hrn. V. Audouard. — Ueber die rothen Pilze auf dem Brode, die Aufbewahrung des Getreides und Bereitung des Brodes; Bericht einer Commission an den französischen Kriegsminister. — Ueber die Fruchtbarmachung des Bodens durch Ammoniaksalze, salpetersaure Salze und andere stickstoffhaltige Verbindungen, von Hrn. F. Kuhlmann. — Ueber die Wirkungsweise der Ammoniaksalze als Dünger und den Zustand des Natrons in den Seegewächsen, von Boussingault. — Ueber flüssigen Dünger und Ammoniaksalze zur Düngung; dann über das Zusammendrücken der Felder mittelst der Chausseewalze, von Hrn. Schattenmann. — Ueber Reinigung des Thrans, von L'heritier und Dufresne. — Verfahren, um den in den Bodensätzen der kalten Indigoküpen noch enthaltenen Indigo wieder zu gewinnen, von dem Färbereibesitzer J. F. Krause. Mit Abbild. — Ueber Stabeisenfabrikation und Eisenpreise in Belgien, von Fr. Heeren. — Ueber die Darstellung des reinen Goldes und das Probiren des Goldes, von Hrn. A. Levol. — Ueber die Verfertigung des schattirten Emails, von E. Trélat, Director der Fabrik zu Rubelles bei Melun. — Miscellen. Neue Art Schiffdampfkessel. — Deutsche, belgische und englische Eisenbahnschienen. — Durand, über die gepreßten Kupferwaaren von Fugère in Paris. — Ueber holzgenagelte Fußbekleidung. — Ueber die Mittel, Bier, welches verderben will, wieder aufzubessern. — Ueber die Darstellung des gallussauren Eisens in Gestalt eines sammetschwarzen Pulvers. — Auf galvanischem Wege vergoldeter, versilberter oder verkupferter Tüll. — Ueber Bereitung einer Javelle'schen Bleichlauge, welche auch die durch Eisenoxyd vergelbte Wäsche rein weiß macht.

Zweites Februarheft.

Inhalt: Studien über Dampfmaschinen und Untersuchungen über das Trägheitsmoment, welches dem Schwungrad verschiedener Dampfmaschinen-Systeme zu geben ist, von Arthur Morin. — Ueber den Druck des Dampfes in dem Cylinder der Dampfmaschinen, und über einige andere die Theorie dieser Maschine betreffende Punkte, von de Pambour. — Beschreibung eines Anzeigers oder Dynamometers für Dampfmaschinen, welcher von Hrn. Mac Naught erfunden und von Hrn. Combes verbessert wurde. Mit Abbild. — R. Tregaskis's Instrument, um die Geschwindigkeit des Kolbens einer Dampfmaschine an jeder beliebigen Stelle des Hubes zu messen. Mit Abbild. — Beale's patentirte Rotations-Dampfmaschine und Röhrendampfkessel. Mit Abbild. — Verbessertes Schieberventil für Condensations-Dampfmaschinen, von J. Maxton. — Mit Abbild. — Ueber Heizung der Locomotiven mit Holz und Torf und die auf den herzoglich braunschweigischen Eisenbahnen hierüber angestellten Versuche. — Robertson's Schraubenwinde. Mit Abbild. — Beschreibung einer Presse zum Verfertigen von Röhren aus Blei und Zinn, von Hrn. Kehr. Mit Abbild. — Versuche zur Bestimmung des Druckes, welchen das bewegte Wasser gegen verschiedene senkrecht und schief gestellte Flächen ausübt, unter der Annahme, daß die Flächen unbeweglich und in einen als unbegränzt zu betrachtenden Strom gänzlich eingetaucht seyen, von Fourneyron. — Verbesserungen an der Jacquardmaschine, von Fred. Goos, Verfertiger von Jacquardmaschinen zu Manchester. Mit Abbild. — Craumis' und Kemps Holzpflaster. Mit Abbild. — Ueber die Befestigung von Mosaikſteinen zu Fußböden, nach Prosser und Blashfield, von Hrn. F. O. Ward. Mit Abbild. — Ueber den zwischen ungesunden Fabriken und Wohnhäusern zu lassenden Abstand, von Hrn. d'Arcet. Mit Abbild. — Ueber die Maßregeln, welche zur Einführung einer allgemein gültigen Normal-Branntweinwage in Bayern ergriffen worden sind, von Dr. Steinheil. — Morewoods und Rogers' patentirtes Verfahren, Eisenbleche zu verzinnen und zu verzinken. Mit Abbild. — Ueber die Auflöslichkeit des metallischen Goldes in Cyankalium und die Anwendung dieser Lösung zur Vergoldung, von Dr. L. Elsner. — Ueber Bereitung künstlichen Eises, von P. H. Boutigny. — Ueber Blutegel, ihre Geschichte, Vermehrung und Behandlung, von H. Faber. — Miscellen. Ueber Anwendung der galvanischen Elektricität zur Beleuchtung. — Ueber die Zusammensetzung der unter dem Namen Argentinmetall (metal argentin) bekannten Metallcomposition und die Analyse der Zinn-Antimon-Legirungen. — Ueber die Natur und Wirkung des Königswassers. — Chevalier über Frémy's Fabrikation des Glas- und Sandpapiers. — Zuckerfabrik mit Derosne's Apparaten auf Cuba. — Bereitung der Seife unter Anwendung eines erhöhten Druckes. — Ueber Schwarzfärben. — Methodische Vergiftung der Kinder in den englischen Schnurfabriken.

* * *

Von diesem alle Zweige der Technik umfassenden Journale erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang, aus 24 Heften mit 30 bis 36 großen Tafeln Abbildungen bestehend, mit einem vollständigen Sachregister versehen, macht für sich ein Ganzes aus, und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen nur 9 Rthlr. 8 gGr. oder 16 fl. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

Real-Index

zu Dr. Dinglers

polytechnischem Journal.

Von Band I bis LXXVIII.

Von

Dr. Michael Stecker,

k. k. Universitäts-Professor und Secretair der Landwirthschafts-Gesellschaft in Wien.

gr. 8. broch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 4 gGr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[150] Bei A. Wienbrack in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu bekommen:

Die Liebe am Rhein.

Ein Lebensbild aus der Gegenwart.

Von

L. L. August.

8. 1⅓ Rthlr.

Zarteres, Innigeres und Frömmeres zugleich, wie diese liebliche Erzählung, gibt es so leicht nicht. Ueber das Ganze hat die Liebe in ihrer herrlichsten und reinsten Art den himmlischen Glanz verbreitet, welcher alle Schatten irdischen Wahnes, menschlicher Thorheit verscheucht, welcher selbst in den düstern Hütten der Armuth die Leuchte des Glücks entzündet. Die reizendsten Bilder, die ergreifendsten Scenen stellen sich in diesem Buche dar; es wird dem Publikum damit ein Schatz in die Hand gegeben, der um so größeren Werth hat, als

er zu den unvergänglichen gehört, welche ihr Daseyn auf die glänzenden Beispiele der Tugend und Sittlichkeit gründen.

---

[132] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Vademecum des Mechanikers

oder

praktisches Handbuch

für Mechaniker, Mühlbauer, Ingenieurs, Techniker und Gewerbsleute.

Von

Prof. Christoph Bernoulli.

Vierte Auflage,

umgearbeitet und stark vermehrt

von

Joh. Gustav Bernoulli,

Maschinenfabrikant zu Immendingen.

8. Velinp. Cart. Preis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

Inhalt:

1. Angabe und Vergleichung der gebräuchlichsten Maße und Gewichte. — 2. Berechnungen von Flächen mit geradlinigter Begrenzung. — 3. Berechnung von Kreisflächen. Tabelle. — 4. Berechnung von Flächen, welche von krummen Linien eingeschlossen sind. Tragbarkeit der Schiffe. Straßenverebnung. — 5. Berechnung der Oberfläche und des Inhalts von Körpern. Diverse Verhältnisse. — 6. Inhalt und Gewicht des Wassers in cylindrischen Röhren. Tabelle. Inhalt von Fässern. — 7. Von der Reibung. Von der Transmission der Bewegung endloser Riemen. — 8. Ueber die Steifigkeit der Seile. — 9. Von dem dynamischen Effekte der Kräfte. Tabellen. Messung des Nutzeffektes vermittelst des Dynamometers von Prony. — 10. Von den mechanischen Potenzen. Vom Hebel. Vom Rad an der Welle. Von der Rolle. Von der schiefen Fläche. Vom Keile. Von der Schraube. — 11. Auffindung des Schwerpunktes. Schwerpunkt bei Schiffen. — 12. Berechnung fallender Körper. Tabelle über die verschiedenen Fallhöhen korrespondirender Geschwindigkeiten. Regeln für geworfene Körper. — 13. Berechnung der Rammmaschinen. — 14. Berechnung der Pendelbewegungen. — 15. Vom spezifischen Gewichte. Tabelle. — 16. Berechnung des Gewichtes eines Körpers. Tabelle von Eisenblech. Tabelle von Metallplatten. Tabelle von Eisenstangen. Tabelle von Blei- und Zinnröhren. — 17. Zur Berechnung des Luftballons. — 18. Von der Stärke der Materialien. — 19. Von dem senkrechten Widerstande der Körper. — 20. Longitudinaler Widerstand. Stärke der Seile. Patentketten von Brunton. — 21. Transversalstärke der Körper. — 22. Resultate verschiedener Versuche über die Transversalfestigkeit. Tabelle über krumme Hölzer. — 23. Dicke der Wellzapfen. Tabelle für die Wellzapfen an Schwungrädern. — 24. Von Räderwerken. Tabelle über die Raddurchmesser. — 25. Dimensionen der verschiedenen Theile an Rädern. — 26. Berechnung des Wasserdrucks. Dicke von Wassermauern. — 27. Ueber einige andere Gesetze der Hydrostatik. Druck der atmosphärischen Luft. — 28. Berechnung der hydraulischen Pressen. — 29. Wassermenge, die aus Oeffnungen fließt bei constanter Druckhöhe. Wassermenge bei nicht vollständiger Contraction. Wassermenge bei Ueberfällen. — 30. Ausfluß des Wassers aus Behältern, die keinen Zufluß erhalten. — 31. Von der Geschwindigkeit des Wassers in Flüssen und Kanälen. — 32. Bewegung des Wassers in Kanälen und Röhren und Bestimmung der Neigung derselben. Bestimmung der Dicke der Röhren. — 33. Von den Wasserrädern. Von dem Nutzeffekte der verschiedenen Arten Wasserräder. Tabelle zur Bestimmung der Anzahl Umgänge. — 34. Von den verschiedenen Theilen der Wasserräder. — 35. Beispiele zur Berechnung der Wasserräder. Poncelet'sches Wasserrad der Fürstlich Fürstenbergschen Mahlmühle zu Donaueschingen. — 36. Berechnung der Turbinen. — 37. Berechnungen über Mahlmühlen. Kunstmühle zu Neustadt (auf dem Schwarzwald). — 38. Windmühlen. — 39. Berechnung von Wasserpumpen. Nutzeffekt bei Handpumpen. Berechnung größerer Pumpen. Druckpumpwerk zu Mahlstetten (Württemb. Oberamt Spaichingen). — Ueber die Reibung des Kolbens in Pumpencylindern. — 41. Von den Schwungrädern. Schwungrad für das Walzwerk der HH. Gebrüder Erdtschler zu Tiefenstein bei Waldshut. Id. für das Walzwerk des Hrn. Carl Schedl zu Kleinzell bei Wien. — 42. Ausdehnung der Körper durch die Wärme. — 43. Von den Scheersteinen. — 44. Von der spezifischen Wärme der Körper. — 45. Heizkraft verschiedener Brennmaterialien. — 46. Uebergang der Körper vom festen Zustand in den flüssigen. Schmelzgrade verschiedener Körper. Andere bemerkenswerthe Hitzgrade. — 47. Data zur Berechnung von Dampfmaschinen. Tabelle über den Dampfdruck. Wärmegehalt des Dampfes. — 48. Berechnung der verschiedenen Theile des Dampferzeugungsapparates. Heizfläche. Tabelle der Kesseldicken. Id. über Dimensionen und Gewicht von Kesseln. — 49. Bestimmung der Dimensionen der hauptsächlichsten Theile der Dampfmaschinen. Bestimmung der erforderlichen Quantität von Brennmaterial. Bestimmung des Nutzeffektes von Dampfmaschinen ohne Expansion. — 50. Berechnung des Nutzeffektes bei Expansions-Maschinen. Tabelle. — 51. Tabellen über Dampfmaschinen. — 52. Dampfschiffe. — 53. Von den Dampfwägen. Berechnung der Locomotive Jackson. Dimensionen einiger Locomotiven. — 54. Cylindergebläse. Tabelle über Druck und Geschwindigkeit des Windes. Dampfmaschinengebläse auf dem Fürstlich Fürstenbergschen Eisenwerke zu Amalienhütte bei Donaueschingen. — Anhang. Von der praktischen Anwendung des Dampfes zum Forttreiben der Projectile. Geschwindigkeit abgeschossener Kugeln. Id. des Schalles. Regeln für das Bohren und Abdrehen. Geschwindigkeiten in der Maschinenfabrik zu Immendingen.

Es ist nichts versäumt worden, um dieser neuen Auflage den möglichsten Grad von Vollkommenheit zu geben, namentlich sind unter Berücksichtigung der bedeutenden Ausdehnung, welche die Dampfschifffahrt, so wie das Eisenbahnwesen in neuerer Zeit auch in den deutschen Staaten erhalten hat und noch erhalten wird, schon in den früheren Ausgaben einige darauf Bezug habende Berechnungen über den Inhalt, die Oberfläche und den Schwerpunkt unregelmäßiger Körper angegeben und denselben nun in gegenwärtiger neuen Ausgabe noch das Wesentlichste über die Construction der Dampfschiffe und Locomotiven selbst beigefügt worden.

Stuttgart und Tübingen, März 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[163]

Erklärung.

Für denjenigen Theil der deutschen Lesewelt, welcher meine Arbeiten bisher wohlwollend aufgenommen hat, erlaube ich mir hierdurch die Erklärung, daß die beiden in Deutschland erschienenen Romane:

„Emma's Herz" und „Der Reichsverweser."

Schwedischer Roman von **Emilie Flygare-Carlén.** Aus dem Schwedischen übersetzt von **L. Tarnowski.** 3 Theile. (Grimma 1844).

nicht von mir verfaßt sind. Demnach ist sowohl mein früherer als mein gegenwärtiger Name gemißbraucht worden. Des letzteren werde ich mich ausschließlich sowohl für die bei Herrn F. H. Morin in Berlin nächstens erscheinende Arbeit „das Fideicommiß" als auch für meine später herauszugebenden Schriften bedienen.

Stockholm, den 20. Febr. 1844.

Emilie Carlén.

№ 85.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 8. April 1844.

A man he was, to all the country dear,
And passing rich with forty pounds a-year;
Remote from towns he ran his godly race,
Nor e'er had chang'd, nor wish'd to change, his place.
Goldsmith.

Der alte Hammelmann.

Erzählung von Wilhelm v. Chézy.

Das neugierige Auge des Reiſenden, der zu ſeinem Vergnügen, oder aus langer Weile, oder auch nur weil es ſo Mode iſt, die Welt durchzieht, findet allein diejenigen Gegenden ſchön, deren Anblick eine maleriſche Abwechslung mannigfaltiger Gegenſtände darbietet, und für den allerreizendſten Aufenthalt erklärt er das rauhe Hochgebirg mit den kahlen Felſenhäuptern, wo oben der Schnee nie ſchmilzt, unten in den Thälern kaum der Haber um Michaelis herum reif wird, und der Bauer kein Ackersmann, ſondern bloß ein Hirt iſt. Darum beſucht auch kein Reiſender das in der Ebene zwiſchen dem Abhang des Gebirges und dem Strom weit abſeits von der Heerſtraße gelegene Dörflein Moos; dagegen aber würde auch kein Bauer im Ort ſeine fruchtbaren Saatfelder, ſeine grünen Wieſen, ſeine Eichwälder und Erlengehölze mit der ſchönſten Felſengegend vertauſchen mögen, ſogar nicht einmal mit einem Rebgelände, obſchon er recht gern einen Schoppen Wein trinkt, wenn er ihn haben kann. Und der Bauer von Moos kann allerdings ſchon ein Schöpplein ſich gönnen; erntet er doch in einem Sommer von ſeinem Acker die menſchennährende Frucht und Futterkraut für das liebe Vieh, von ſeiner Wieſe grüne Koſt für Kühe und Rinder ſammt reichlichem Wintervorrath an Heu, und von ſeinen Bäumen Obſt aller Gattungen; ſeine Felder erzeugen den Hanf, den Weiber und Dirnen mit fleißigen Händen verarbeiten, bis er als Gewand den Leib umhüllt, das Lager und den Tiſch deckt, und ſeine Schafherden tragen die Wolle, woraus das Tuch gemacht wird.

Noch bis zum heutigen Tag geht es den Bauern von Moos um gar vieles beſſer, als den Hirten des Hochgebirges und den verſchuldeten Winzern des Rebgeländes; aber es geht ihnen doch lange nicht mehr ſo gut, als noch vor etwa fünf-und-zwanzig Jahren zu den Zeiten des hochwürdigen Herrn Pfarrers Nepomuk Pachmayr, der über ein halbes Jahrhundert hindurch die Seelen ſo verſtändig gehütet hatte, wie der alte Hammelmann die Schafe. Die Bauern geriethen dazumal ſo wenig in Hader und Prozeſſe, als die wollige Heerde, und hatten trotz der ſchlimmen Zeitläufte keine Schulden, weil der große Krieg, den die Könige mit Kanonen führen, die Unterthanen bei weitem nicht ſo theuer zu kommen pflegt, als der kleine Krieg, den die Nachbarn mit Stempelbogen unter einander anfangen.

Der Herr Pfarrer war nach und nach ein gar alter Mann geworden, doch wollte er vor ſeinem Tode die Gemeinde nicht verlaſſen, in der kaum einer oder eine lebte, die er nicht getauft, und ganz gewiß kein Ehepaar,

das er nicht eingesegnet; aber er hatte sich doch entschließen müssen, um einen Kaplan einzukommen, weil er es nimmer aushalten konnte, in Wind und Wetter zum Friedhof hinauszugehen, oder inmitten der Nacht das bequeme Bett zu verlassen, um einem Sterbenden die heilige Wegzehrung zu reichen. Dem Begehr wurde entsprochen, und eines Tags kam der Kaplan in eigener Person herbei, ein noch sehr junger Mann, eben aus dem Seminar getreten, in Haltung, Gang und Wesen noch ganz ein Student, und dabei offenbar hübscher Leute Kind, mit feinen Kleidern, noch feinerer Wäsche und Mutterpfennigen ausgerüstet. — „O weh," dachte der alte Herr bei dem ersten Anblick des neuen Hausgenossen, „das hochwürdigste Ordinariat hat sich übel vergriffen. Sie hätten mir einen vierschrötigen Bauernsohn schicken sollen, einen aus dagebuchenem Holz gezimmerten Burschen, wie ich selber einst einer war, und nicht so ein feines Herrlein, das alle Tage in der ganzen Woche gewichste Stiefeln trägt! —" — Indessen wußte der Pfarrer gar wohl, daß das Ordinariat selber keine große Auswahl gehabt, weil die jungen Leute dünn genug gesät waren, und da die Sache vor der Hand nicht zu ändern stand, so schickte er sich darein, so gut es gehen wollte, nahm den Ankömmling wie einen werthen Gast auf und empfahl ihn der besondern Fürsorge der alten Sibylle, seiner Hauserin.

Wenn der Hagebuchene, welchen Pachmayr im Stillen sich gewünscht, in den Pfarrhof nach Moos gekommen wäre, dem hätte das Herz im Leibe gelacht bei dem Anblick des geräumigen Gehöftes, der weitlauftigen Ställe, der glatten Rinder und der rührigen strammen Mägde mit den reinlichen Melkkübeln; der Herr Rieder jedoch rümpfte verächtlich die Nase, da er von seinem Zimmerchen aus den gewaltigen Dunghaufen wahrnahm, und wähnte zur Stelle aus der Haut fahren zu müssen, da er auf seine ängstliche Erkundigung nach der Ankunft der Briefpost den Bescheid erhielt: wenn es sich je einmal füge, daß ein für Moos bestimmter Brief auf der Post anlange, so lasse es der Expeditor von Erlenbach gelegentlich herüber sagen. — „Und wie bekommt ihr denn die Zeitungen?" forschte der entsetzte Kaplan weiter. — „Wir bekommen keine andere Zeitung nach Moos, als das Wochenblatt, und das bringt alle Jahr zwei oder dreimal der Krämerseppel von Erlenbach mit." — „Was ist Erlenbach? eine Stadt oder ein Marktflecken?" — „Erlenbach ist ein Zinken von vier oder fünf Häusern, vier Stunden weit von hier, mit einer großen Fuhrmannsherberge, die immer starke Einkehr hat, weil die zwei Hauptstraßen sich dort kreuzen. Der Wirth ist Posterpeditor für die ganze Gegend." — „Wo kommt aber das Wochenblatt eigentlich her?" — „Aus der Amtsstadt Besenheim, drei Stunden hinter Erlenbach; ein großer gewaltiger Ort, worin die Häuser so dicht beisammen stehen, daß sie an einander anstoßen, und wo über tausend Leute wohnen, wie der Herr Pfarrer sagt."

Der Kaplan forschte nicht weiter, das Fragen war ihm verleidet, weil die erhaltene Auskunft ihm schier übel und weh machte, vor allem die angenehme Aussicht, nicht nur keine neuen, sondern gar keine Zeitungen zu empfangen, wenn es ihm nicht gelang, durch eigene Anstrengung dem Uebelstand abzuhelfen. Er beschloß deßhalb, an seinen Freund, den Rechtsanwalt Brüggemann zu Besenheim, zu schreiben, sich indessen die Zeit damit zu vertreiben, mit Ort und Menschen bekannt zu werden, und zu diesem Behuf auch in freien Stunden die Umgegend zu durchstreifen, obschon diese ihm nicht recht gefallen wollte, weil er für den Segen der Felder keinen Sinn hatte und viel lieber drüben gewesen wäre, von wo die fernen Berge so blau herüber dämmerten. Wo er auf Acker und Wiese, oder im Holz einen Menschen antraf, redete Rieder ihn an, um nach Weg und Steg zu fragen und um wo möglich ein Gespräch anzuknüpfen; das aber wollte ihm nicht gerathen, es war, als ob die Leute vor ihm eine gewisse Scheu hegten, ganz im Gegensatz zu der zutraulichen Ehrfurcht, womit sie dem alten Pachmayr begegneten, um von den kleinen und großen Angelegenheiten ihres Lebens mit ihm zu reden, das Wohl ihres Hausstandes wie das Heil ihrer Seele auf seinen guten Rath stützend.

(Fortsetzung folgt.)

Karl Johann, König von Schweden.

(Fortsetzung.)

Bernadotte nimmt sogleich eine Compagnie, diejenige, bei welcher er stand und auf die er unbedingt rechnen konnte, stellt sich an ihre Spitze, führt sie zum Gefängnisse und holt die Offiziere heraus, mit welchen er sich wieder vor die Fronte des noch versammelten Regiments begibt. „Soldaten," ruft er, den Obersten bei der Hand fassend, „ihr habt mir freiwillig das Kommando über euch ertheilt und mir Gehorsam geschworen; ich befehle euch nun, euren ehemaligen Oberst und eure Offiziere wieder anzuerkennen. Wir wollen eine gute Sache nicht mit Rebellion und Unordnung beginnen; mein Kommando ist aus, ich übergebe es unserem frühern Chef." Aber dieser hatte genug gesehen und war von den Begebenheiten in Paris und ganz Frankreich zu gut unterrichtet, um das ihm angebotene Kommando

wieder anzunehmen; er lehnte es ab und verließ mit den meiſten Offizieren das Regiment, deſſen Befehl Bernadotte wieder übernahm.

Als er ſpäter als Marſchall von Frankreich und Fürſt von Ponte Corvo nach Ansbach kam, traf er dort ſeinen ehemaligen Hauptmann, der als Emigrirter ſich da aufhielt. Er nahm ihn mit vieler Freundlichkeit auf, bot ihm ſeine Dienſte an, lud ihn zu ſich ein und ſtellte ihn ſeinen Offizieren als ſeinen alten Chef vor, der ihn zum Unteroffizier gemacht. „Vous voyez," ſagte er lächelnd zu ihm, „que malgré ma mauvaise tête et vos prédictions, je n'ai pas trop mal fait mon chemin."

Aber trotz ſeiner Gutmüthigkeit und Liebenswürdigkeit verſtand Bernadotte recht gut, zudringliche Bittſteller auf indirekte Art von ſich zu weiſen. Als er franzöſiſcher Marſchall war, hatte er einen Adjutanten, der ihm zwar gute Dienſte geleiſtet hatte, für welche derſelbe auch ſchon durch den Grad eines Oberſtlieutenants und das Offizierkreuz der Ehrenlegion belohnt worden war, der aber, damit nicht zufrieden, ſeinen Chef bei jeder Gelegenheit mit der Bitte beſtürmte, ihn zum Oberſten vorzuſchlagen. Eines Abends, nachdem der Offizier ſich ſogar in Gegenwart ſeiner Kameraden wieder ſehr deutliche Anſpielungen auf verkannte Verdienſte, langſames Avancement und dergleichen erlaubt hatte, erzählte der Marſchall folgenden Apolog: „Als ich noch Unteroffizier war, ging ich einſt mit einigen Kameraden in eine Hundekomödie. Ich war entzückt und noch mehr erſtaunt über die Kunſtfertigkeit dieſer Thiere und erkundigte mich beim Direktor, wie er es anfange, um ſeine Zöglinge ſo gut zu dreſſiren. „Wenn Sie," antwortete dieſer, „morgen gegen Mittag hieher kommen wollen, ſo werden Sie mein Erziehungsſyſtem gleich begreifen; es iſt ſehr einfach." — Ich ermangelte nicht, mich zur beſtimmten Stunde einzufinden, und die Lektion begann mit einem ältern, zwar ſchon dreſſirten Hund, der aber doch noch einer Lektion bedürfen mochte. Sein Herr zeigte ihm in hoch empor gehobener Hand einen großen leckern Biſſen Fleiſch, und der Hund tanzte vortrefflich und that alles, was von ihm verlangt wurde. Als dieß eine Zeitlang gedauert hatte, bat ich den Mann, das gehorſame Thier nicht länger auf ſeine Belohnung warten zu laſſen und ihm das Fleiſch zu geben. „O nein, noch nicht," verſetzte er, „das verſtehen Sie nicht! So lange ich dem Hunde das Fleiſch zeige, arbeitet er, in der Hoffnung, es zu bekommen, fleißig und emſig fort; ſobald er aber das Ziel ſeiner Wünſche erreicht hat, legt er ſich hin und läßt ſich zu allem zwingen."

Die größten, geiſtvollſten Männer haben ihre Schwachheiten. Peter der Große konnte keine Eidechſe anrühren, der Marſchall von Sachſen fiel beinahe in Ohnmacht, wenn eine Katze ihm zu nahe kam, und es iſt bekannt, daß König Guſtav Adolph den größten Widerwillen gegen Spinnen hegte. Karl Johann ſoll einen unüberwindlichen Abſcheu vor Hunden gehabt haben, und dieß ſoll daher rühren, daß einer ſeiner nahen Bekannten am Biſſe eines tollen Hundes geſtorben, noch mehr aber daher, daß er auf einem Schlachtfelde geſehen, wie der Leichnam eines ſeiner Freunde von Hunden, unter welchen des Verſtorbenen eigener Hund ſich befand, zerriſſen wurde. Ich kann nicht ſagen, ob dieß wahr iſt, aber des Königs Widerwillen gegen die Hunde iſt eine bei Hofe wohl bekannte Sache. Der Kronprinz hatte einen ſehr ſchönen Jagdhund, den man dreſſirt hatte, ſobald ſich der König nur von weitem blicken ließ, oder wenn nur die Worte „der König kommt" geſprochen wurden, in aller Eile davon zu laufen, oder, wenn dieß nicht möglich war, ſich wenigſtens unter den Möbeln zu verbergen, wo er ganz ruhig liegen blieb, ſo lang der König im Zimmer war.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Fortſetzung.)

Die Feuilletons. — Die italieniſche Oper.

Man ſieht in den Kunſtläden ein poſſirliches Carricaturbild, einen zur Akademie wallenden Candidaten vorſtellend, ein Seitenſtück zu der Prozeſſion der Dichter auf dem Weg zum Ruhm, welche vor zwei Jahren ſehr guten Abſatz gefunden hat. Die Nachahmung iſt, wie es bei Kopien zu geſchehen pflegt, bei weitem nicht ſo komiſch, als das Original war. Eug. Sue wird von den Perſonen ſeines lezten Romans, dem Chourineur, der Goualeuſe u. ſ. w., unterſtüzt, was zwar eine richtige Anſpielung, aber nicht ſo witzig iſt, als wenn auf dem frühern Carricaturblatt Scribe auf einer Dampfmaſchine ſizt, aus welcher allerlei Theaterſtücke hervorkommen, oder wenn Ancelot mit dem Hute ſeiner Frau und ſie mit dem Hute ihres Mannes erſcheint, da die Frau männlicher dichtet als der Gatte, und man nicht immer unterſcheiden kann, was von ihm und was von ihr herrührt. Vielleicht wäre es noch komiſcher geweſen, wenn man ſie unter Einen Hut geſteckt hätte. — Der Unfug, daß die Romanſchreiber ihre Werke ſtückweiſe in den Feuilletons der Journale drucken laſſen und hernach beſonders herausgeben, iſt durch das Glück, das E. Sues Roman auf dieſem Wege gemacht hat, noch geſteigert worden. Dieſe Spekulation rührt jedoch nicht immer von den Schriftſtellern, ſondern auch wohl von den Verlegern her, welche, um ſchnell wieder zum bezahlten Honorar zu kommen, den Roman an ein Tageblatt verkaufen, mit dem Vorbehalt des Rechts, ihn hernach bandweiſe wieder drucken laſſen zu können, wie es Goſſelin mit dem Sueſchen Roman gemacht hat. Schon ſeit mehreren Jahren erzählt man dem Publikum in den Feuilletons und in den Revues allerlei, Gutes und Schlechtes, Intereſſantes und Langweiliges, vor. Das Publikum benimmt

ſich wie die Kinder, es will immer neue Erzählungen, und jedes Tageblatt, angeſehen oder unbekannt, hat ſeine Erzähler, von denen manche ſehr ſtark honorirt werden. Die Romane und Novellen haben in den Tageblättern die literariſche Kritik verdrängt, und nur dann und wann erſcheint noch eine Beurtheilung eines neuen Werkes; meiſtens iſt es aber eine Lobeserhebung, und eine unparteiiſche Kritik der neuen literariſchen Produkte wird den Verfaſſern der Tageblätter immer fremder. Nur das Theater wird in denſelben noch ſcharf und regelmäßig beurtheilt, und jedes Tageblatt hat ſeinen Theaterkritiker, ſogar mehrere, nach den verſchiedenen Gattungen der Dramatik. Und dieſe haben immer zu thun; denn nicht ſelten gebiert eine einzige Woche ein halb Dutzend neue Theaterſtücke.

In dieſer Jahrszeit nehmen auch die Conzerte faſt täglich die Aufmerkſamkeit des Publikums in Anſpruch. Man könnte ſich wundern, daß ſo viele Künſtler, von denen manche nur ſehr geringen Ruf haben, es doch dahin bringen, einen Conzertſaal zu füllen, obgleich der Eintrittspreis 5, 10, auch wohl 15 Francs beträgt. Sie bringen dieß allein durch Privatverbindungen zuwege. Sie tragen zur Verherrlichung der Privatſoiréen bei, und wenn ſie ein Conzert geben wollen, bieten ſie in den Häuſern, wo ſie geſungen oder geſpielt haben, Billete an; die Familien können nicht umhin, dieſe ſelbſt zu kaufen oder unterzubringen, um dadurch dem Tonkünſtler ſeine Gefälligkeit zu erwidern. — Die italieniſche Oper wird nächſter Tage geſchloſſen werden, zum Bedauern der reichen Abonnenten, welche gewöhnt ſind, ſich dreimal in der Woche dort zuſammen zu finden, ihren Putz zur Schau zu tragen, und ſich zwei oder drei Stunden lang an der Virtuoſität des Geſangs zu ergötzen, der in der That in keinem Pariſer Theater ſo vollkommen iſt, als in der italieniſchen Oper. Von Donizetti iſt dieſen Winter nichts zu hören geweſen; dagegen waren zwei andere italieniſche Tonſetzer da, um ſelbſt die Vorſtellungen ihrer Stücke zu leiten, Ricci mit ſeinem Beliſario, und Perſiani mit ſeinem Fantasma. Letzterer iſt der Ehemann einer der beſten Sängerinnen der italieniſchen Oper, und man hat es ganz natürlich gefunden, daß er ſeiner Frau die beſte Rolle zugetheilt und ihr Gelegenheit gegeben hat, ihre Stimme auf's vortheilhafteſte herauszuheben. Das Fantasma und Madame Perſiani, und wahrſcheinlich auch Herr Perſiani, ſind aber bereits davongegangen nach London, ohne das Ende der Saiſon abzuwarten.

(Schluß folgt.)

Prag, März.

(Schluß.)

Theater.

Neſtroys „Liebesgeſchichten und Heirathsſachen" haben auf der zweiten Bühne kein großes Glück gemacht und die Poſſe iſt dort nur viermal gegeben worden. Der Verfaſſer wird wieder ſelbſt kommen müſſen, ſeinem Kindlein auf die Beine zu helfen. Jetzt wird daſelbſt „Timurl, der Tartar-Chan, oder die Reiterei zu Fuß." Parodie mit Geſängen, Tänzen und Tableaux in vier Abtheilungen, nebſt einem Vorſpiel unter dem Titel: Hilf, was helfen kann — iſt das vielleicht das Symbol der Direktion? — von Meisl (ein zwanzigjähriger Ladenhüter, der ſchon bei ſeiner erſten Erſcheinung unter die ſchlechteſten Wiener Poſſen gehörte), vor leeren Häuſern abgeleiert. Auf dieſer Bühne gingen auch einige „große herkuliſche" Kunſtvorſtellungen der „erſten Athletin" Eliſe Straßa Luftmann ſpurlos vorüber, und Döbler erſchien wieder, ohne den Erfolg zu erringen, den er ſonſt, zumal von den Damen, ſpielend erwarb. Es ging Anfangs die großartige Sage, er habe bereits beſchloſſen, ſich in's Privatleben zurückzuziehen und von ſeinen durch natürliche Magie geſammelten Schätzen in Ruhe zu leben; bloß weil man ihn noch einmal nach London berufen habe, wo man ohne ſeine „dissolving views" gar nicht mehr leben könne, wolle er auch uns en passant damit bekannt machen. Die optiſchen Nebelbilder erſchienen, machten aber nicht denſelben Eindruck, wie man uns denſelben aus andern Provinzialſtädten geſchildert hatte; man fand die allmählige Entfaltung eines Bildes aus dem andern recht artig, aber die Maler meinten, die Tableaux wären meiſt ſehr ſchlecht gemalt, während die Kenner der Phyſik behaupteten, ſein Beleuchtungsapparat ſey ſo mangelhaft als möglich. Dem Publikum gefielen einzelne Partien recht gut, andere nahm es auf Treu und Glauben als trefflich hin. Döbler hat noch alle ſeine Maſchinen, denen er vielleicht manche neue hinzufügte, er iſt noch ſo gewandt und ſprachfelig, noch ſo unermüdlich in ſeinem „noch ein Sträußchen, und noch ein Sträußchen!" u. ſ. w. wie von jeher, ja er iſt noch immer ein recht hübſcher Mann für ſeine Jahre; doch Eins fehlt, welches den alten, tauſendmal geſehenen Taſchenſpielkünſten den eigentlichen Reiz verlieben, die Jugendfriſche, welche die Blicke der Damen auf ſich zog. — Größeres Aufſehen und mit Recht machten die Produktionen der gymnaſtiſchen Künſtler aus London. Wir haben ſchon Vieles der Art geſehen, vom ſeligen Kliſchnigg bis zu den Arabern hinauf, ja wir haben zahlreichere und halsbrechendere lebendige Pyramiden u. ſ. w. bewundert, aber noch nie einen Acrobaten, welcher mit der Kraftfülle und Gewandtheit ein ſo hohes äſthetiſches Intereſſe vereinigt hätte. Die warme Theilnahme des Direktors unſerer Akademie der zeichnenden Künſte, Ruben, iſt der ſicherſte Beweis für dieſe Behauptung. In der „magiſchen Stange" legt ſich der Producent mit in die Höhe geſtreckten Beinen auf einen Tiſch und balancirt eine runde Stange von beträchtlicher Dicke mit den Füßen, daß er gleichſam einen verkehrten Seiltänzer darſtellt. Im „neuen Böttchermeiſter" läuft er auf einer rollenden Tonne umher, ſie nach Belieben wendend und lenkend. Er trieb dieſe Tonne über zwei ſtarke Holzſcheite hinweg, ließ ſie über eine ſtark geneigte Fläche hinaus- und, was noch mehr überraſchte, wieder zurückrollen, ohne daß er ſich umwandte. Aber noch intereſſanter ſind die akademiſchen Exerzitien und Gruppen, in welchen dieſe Engländer die kühnſten Combinationen von drei und vier Perſonen bilden, einer auf die andern hinaufſteigt, wie auf eine Leiter, und in einem Nu fliegen ſie endlich auseinander und ſtellen wieder ein maleriſches Tableaux nach antiken Muſtern vor. Die eigenthümliche Formſchönheit der Gruppen, die Elaſticität, noch mehr aber die Grazie der Gymnaſtiker ertheilt dieſen Kraftübungen ein ganz eigenthümliches Intereſſe. Dieſe fünf Männer gehören zu dem Aſtleyſchen Cirkus in London, nach deſſen Brande ſich bekanntlich die Mitglieder vorläufig in alle Weltgegenden zerſtreuten. Es iſt wahr, die Zahl ihrer einzelnen Produktionen iſt nicht groß und dieſe ſind immer ohne alle Abwechslung dieſelben, daher aber kommt auch wohl die große Virtuoſität und Sicherheit in ihrer Ausführung. Zu Hauſe bilden ſie wahrſcheinlich einzelne Theile in den mannigfaltigen Vorſtellungen des Cirkus.

Beilage: Literaturblatt Nr. 37.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 86.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 9. April 1844.

Let me but bear your love, I'll bear your cares;
Yet weep, that Harry's dead, and so will I:
But Harry lives, that shall convert those tears
By number into hours of happiness.

Shakespeare.

Karl Johann, König von Schweden.

(Schluß.)

Es ſind über das Leben Karl Johanns mehrere Werke erſchienen, wovon einige, namentlich das von Touchart Lafesſe, obgleich ein wenig romantiſch gehalten, ziemlich treu ſeyn ſoll. Es iſt jedoch zu hoffen, daß die von dem merkwürdigen Manne ſelbſt verfaßten Memoiren, die er einem ſeiner Ordonnanzoffiziere diktirt haben ſoll, veröffentlicht werden. Sie müſſen über viele noch dunkle Punkte der Geſchichte des Direktoriums, des Conſulats und der Kaiſerzeit die intereſſanteſten Aufklärungen geben.

Karl Johanns Privatleben als Gatte und Vater war vorwurfsfrei, die ſonſt ſo geſchäftige tauſendzüngige Fama weiß hier nur Gutes zu berichten, und die chronique scandaleuse ſchweigt. Beſonders lobenswerth war ſein Betragen gegen ſeine Adoptiveltern, den König Karl XIII. und deſſen Gemahlin, eine geborene Prinzeſſin von Holſtein, welche leztere, wie man ſagt, ihn nicht wohl leiden konnte. Der Kronprinz ſoll ſtets gegen beide die Pflichten eines aufmerkſamen, liebreichen Sohns, eines gehorſamen Unterthans erfüllt haben, und er ſprach auch immer von ſeinem Adoptivvater mit Ehrfurcht und Liebe.

Wenn die ganze Erſcheinung des Königs ſowohl durch ſeine Perſönlichkeit, als durch den Ruhm, den er ſich erworben, durch die großartigen Erinnerungen, welche ſich an ſeine Perſon knüpfen, eine höchſt bedeutende war, ſo kann man nicht wohl ein ſchöneres, in jeder Hinſicht intereſſanteres Paar ſehen, als ſeinen Sohn, den jetzigen König, und deſſen Gemahlin. König Oskar vereinigt mit einem kräftigen, männlichen Wuchs überaus ſchöne, ausdrucksvolle Geſichtszüge. Seine Augen ſind von jenem dunkeln Schwarz, von dem eine Franzöſin einſt ſagte: ce sont des yeux de velours noir doré de feu, und ſeine Blicke zeugen von ungewöhnlichem Geiſte, von Feſtigkeit und Entſchloſſenheit, verbunden mit unverkennbarer Güte. — In gewiſſer Hinſicht möchte der Charakter Oskars den Schweden beſſer zuſagen, als der Karl Johanns. Hauptſächlich wurde lezterem vorgeworfen, daß er immer mehr verſprochen, als er zu halten im Stande und gemeint geweſen. In ſeinem Eifer, ſich beliebt zu machen und Jedermann zufrieden zu ſtellen, begegnete es ihm nicht ſelten, daß er die ihm vorgetragenen Bitten gewährte, während er wohl wußte, daß die Sache in der Ausführung unmöglich ſey. Dadurch entſtanden viele Täuſchungen, viel böſes Blut und ſchlechtes Vertrauen auf das königliche Wort. Oskar dagegen verſprach

bisher wenigstens nicht viel und selten; er hörte die Leute ruhig und theilnehmend an, prüfte ihre Rechte, ihre Ansprüche, oder die mehr oder minder große Wahrscheinlichkeit des Gelingens ihrer Bestrebungen und Wünsche, sprach offen seine Meinung darüber aus, half wo er konnte, aber hütete sich wohl, falsche Hoffnungen zu erregen. Uebrigens hat sich Oskar als Mitglied des Staatsraths, als kommandirender General, als Chef der Artillerie und Großadmiral, stets als ein tüchtiger und fleißiger Arbeiter, als ein sehr kenntnißreicher Offizier und als gerechter väterlicher Chef gezeigt und bewahrt. Beim Volk, der Armee, der Flotte ist er sehr beliebt, und man will behaupten, daß die öftern Aeußerungen dieser Liebe und Anhänglichkeit höchsten Orts etwas mißfällig aufgenommen worden, und daß dieß der Grund gewesen sey, warum der Kronprinz in neuerer Zeit die meisten Geschäfte aufgegeben und beinahe allem direkten Einfluß entsagt hatte, um sich mit Wissenschaften, mit der Erziehung seiner sehr begabten Kinder und mit den schönen Künsten zu beschäftigen. — Dem Urtheil aller derer zufolge, die ihn kennen, und dem ich gerne beipflichte, muß Oskar zu den ausgezeichnetsten Fürsten Europas gezählt werden; mit einem lebhaften Sinn für Alles, was recht und gut ist, mit ruhigem, männlichem Muthe, mit aufrichtigem Streben nach dem Guten verbindet er einen sehr gebildeten Geist, eine umfassende wissenschaftliche Bildung und bedeutende Talente. Er soll namentlich ein sehr tüchtiger Mathematiker und ein guter Astronom seyn, und sein Talent als Musiker und Compositeur habe ich selbst oft zu bewundern Gelegenheit gehabt. „Quel dommage," sagte einst eine alte Französin aus dem Faubourg St. Germain, als ich ihr den Prinzen Oskar schilderte, „quel dommage, que tout cela ne soit pas légitime!"

Die jetzige Königin, eine Tochter des edlen Herzogs von Leuchtenberg, überstrahlt an Schönheit und Grazie die Damen des Hofes, wie sie ihnen auch als Muster aller weiblichen Tugenden vorleuchtet. — Sie hat bisher jeden unmittelbaren oder mittelbaren Einfluß auf die Geschäfte vermieden. Uebrigens ist die Liebenswürdigkeit in der ganzen Familie Leuchtenberg angeboren und einheimisch. Mit allen Vorzügen eines französischen Geistes, „solide dans le sérieux et charmant dans les bagatelles," vereinigen die Mitglieder dieses Hauses die werthvollen, edlen Eigenschaften des deutschen Nationalcharakters, und haben sich dadurch überall, wo die Vorsehung sie hin berief, die Anhänglichkeit ihrer Unterthanen oder ihrer Umgebungen zu erwerben gewußt.

Der alte Hammelmann

(Fortsetzung.)

Wie der Kaplan am vierten oder fünften Tage nach seiner Ankunft auf einem seiner einsamen Spaziergänge aus dem Erlenbruch hervortrat, sprang ihm mit einemmal und ganz unversehens ein langzottiger, nicht allzugroßer Hund mit unfreundlichem Gebell entgegen. Das Thier glich einem hochgestellten, langgestreckten Hatzhund von der leichteren Art, mit geringem Behang und von schwarzgrauer Farbe, fletschte gefährlich seine blanken Zähne, und würde den Ankömmling in einige Besorgniß versetzt haben, wenn nicht das Wedeln der abwärtsgekehrten buschigen Federruthe angedeutet hätte, daß der Angriff weder bös noch ernstlich gemeint sey. Auch dauerte die Verlegenheit nur wenige Augenblicke, denn alsbald ertönte ein greller Pfiff, welchem der Zottel so rasch gehorchte, als ob er von rauher Faust an der Leine herumgerissen würde.

„Herein, Fassan!" rief eine starke Stimme, „so recht, mein Hund! Schön herein, leg' dich!" — Fassan that sich nieder und blickte mit seinen hellen Augen aus ihrer buschigen Umgebung treuherzig und verständig zu seinem Herrn empor, in welchem Nieder alsbald einen Schafhirten erkannte. Der stämmige alte Mann in dem blauen Kasbend und den flatternden Zwillichhosen, mit dem breitkrempigen Schlapphut auf dem Haupt und dem Wollenkotzen auf den breiten Schultern glich durch den langen schwarzgrauen Bart einigermaßen seinem Hund; doch führte er nicht Fassans große Augen in seinem derben, fuchsartig zugeschnittenen Angesicht, das überhaupt mehr Pfiffigkeit als Ehrlichkeit zur Schau legte. Vom Heerdengatter umstellt, weidete die Heerde auf dem Stoppelacker und daneben stand das Schäferhäuschen auf seinen zwei Radern. — „Gott zum Gruß, geistlicher Herr!" sagte der Schäfer zu dem näher tretenden Kaplan; „wie kommt Er daher? Ist Er vielleicht der Gesell, der neulich bei unserem hochwürdigen Herrn eingestanden ist?"

Nieder fand die Anrede „Er" nicht ganz passend, die Bezeichnung „Gesell" aber höchst anstößig, und versetzte ziemlich barsch: „Ich bin kein Gesell." — „So?" entgegnete der Hirt gedehnt; „wär' Er etwa der Meister auf dem Pfarrhof geworden? Davon müßt' ich auch was wissen. Und „Knecht" kann ich doch nicht zu Ihm sagen." — „Ich bin der Kaplan oder Vikar, mein Freund," erklärte der junge Geistliche, „und als Priester gewohnt, daß man mich mit Sie anredet." — Der Schäfer lachte hell auf, und eine Verwünschung murmelnd, ging der Kaplan seines Weges, um daheim bei dem Pfarrer sein

Abenteuer zu erzählen und ſich über den Grobian zu beklagen.

Pachmayr hörte ihm lächelnd zu und ſagte dann ruhig: „Mein lieber Herr, Sie befinden ſich hier nicht in der Stadt, ſondern auf dem Land unter groben Bauern, die nicht gewohnt ſind, mit modiſchen Redensarten um ſich zu werfen. Sie meinen Wunder, wie höflich ſie ſind, wenn ſie einen „Herrn“ mit „Er“ anreden, wie ſie's von ihren Vorfahren gelernt haben.“ — „Sie hätten die Burſchen beſſer ziehen ſollen,“ bemerkte Rieder ſpitzig. Der Pfarrer runzelte die Stirn. „Mein junger Freund,“ ſagte er ſehr ernſt, „meine letzte Handlung als Vikar in der Hauptſtadt war, Ihren Großvater mit Ihrer Großmutter zu trauen, und das großſtädtiſche Brautpaar ſagte damals „Er“ zu mir, gerade ſo wie jetzo noch meine Pfarrkinder. Seitdem iſt es freilich Mode geworden, die Leute „Sie“ zu nennen, und ich für meine Perſon füge mich dem Gebrauch, wie Sie merken können, ſo ſchwer mir es auch Anfangs ankam, mich daran zu gewöhnen. Zu meinen Pfarrkindern ſag' ich ſchlechtweg „du,“ weil ich die bei weitem bedeutendſte Mehrzahl herangezogen habe, und ich hatte wahrlich in meinem Beruf andere Pflichten zu erfüllen, als den Leuten das Complimentirbüchlein auszulegen. Als ich vor ſieben-und-fünfzig Jahren mein Amt hier antrat, traf ich ein verwildertes Geſchlecht. Mein Vorfahr — der Himmel mög' ihm gnädig ſeyn! — war von der Peſt des achtzehnten Jahrhunderts, der fälſchlich ſogenannten Philoſophie, durch und durch angeſteckt geweſen, hatte ein laſterliches Leben geführt und vielleicht mehr noch durch ſein Beiſpiel verdorben, als durch ſeine Lehren. Ich hatte wahrlich mit entſetzlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, bevor ich es nur dahin brachte, daß die hartgeſottenen Sünder in der Gemeinde, vornehmlich ein paar ausgediente Soldaten mit ihrem Anhang, mich nicht mehr laut verſpotten durften. Indeſſen wuchs die Schuljugend heran, bei der meine Mühe und der Fleiß eines ehrenwerthen Schulmeiſters nicht ganz verloren gegangen waren, die alten Spötter ſtarben aus, einige ſchlechte Hausväter kamen von Haus und Hof und boten mir die ſchickliche Gelegenheit, ſie als abſchreckendes Beiſpiel zur Warnung für die Uebrigen aufzuſtellen, und als in den neunziger Jahren die böſe gefährliche Zeit heranrückte, welche ſo manchen Frieden und ſo manches ſtille Glück über den Haufen warf, da fand die Gefahr die Meinen wohlgerüſtet, und mit Gottes Beiſtand gelang es mir, die zahlreich aufſchießenden Keime des Unkrauts aus dem vom Sturm aus Frankreich herüber gewehten Samen auszujäten, und während der ſchweren Kriege, die an die fünf-und-zwanzig Jahre faſt ununterbrochen fortdauerten, das mir anvertraute Waizenfeld rein zu halten. Und jetzo ſehen Sie ſich um in der ganzen Gemeinde; Sie werden darin lauter ehrbare chriſtliche Genoſſen finden, unter den Bauern keinen, dem es ſchwer fiele, ſeine Steuern und Gaben zu erlegen, unter den Häuslern und Hinterſaſſen keinen Bettler. Seit mehr denn dreißig Jahren iſt in der Gemeinde kein Rechtsſtreit vorgekommen, welchen der Schulz nicht ſchnell zu Ende gebracht hätte; eben ſo wenig iſt ein ſchweres Verbrechen verübt worden, und da ich einen bedeutenden Theil dieſes Ergebniſſes der Mühe zuſchreibe, die ich mir von jeher gab, meine Bauern in der hergebrachten ſchlichten Geſinnung zu erhalten, ſo ſeh' ich keinen Grund, weßhalb ich jene kleinen, geringfügig ſcheinenden Neuerungen hätte einführen ſollen, welche ſo leicht größeren Neuerungen Bahn brechen könnten.“

Rieder hatte die lange und feurig vorgetragene Rede geduldig angehört, gleichſam zur billigen Strafe für ſeine Uebereilung gegen den ehrwürdigen Greis, und wenn ihm, als einem Kind der neuen Zeit, die „altfränkiſchen“ Anſichten des Pfarrers auch gegen den Strich liefen, ſo ſpürte er für den Augenblick doch keinen Beruf in ſich, ſeine Weisheit geltend zu machen, ſondern behielt ſich in Gedanken vor, zu rechter Zeit und am rechten Ort das Seinige zu thun, und brachte die Rede wieder auf den groben Schäfer. — „Der Mann heißt eigentlich Jakob Hahmann,“ erläuterte der Pfarrer, „doch nennt ihn Niemand bei uns anders, als den alten Hammelmann, oder auch Schafjockel, weil er ſeit einem Menſchenalter die Schafe hier hütet. In ſeiner Jugend war er Fahnenſchmied in einem kaiſerlichen Dragonerregiment, verließ aber die vortheilhafte Laufbahn, um die Tochter des Schäfers zu heirathen, die er, auf Urlaub heimgekommen, hatte kennen lernen. Er gehört zu den ärmſten Mitgliedern der Gemeinde, aber auch zu den zufriedenſten. Er haust in der abgelegenen Hirtenwohnung mit einem Enkel und einer Enkelin, die ſein Haus und ſein Stückchen Feld beſtellen, und wenn ihn im Ganzen die Leute auch meiden um ſeines Gewerbes willen, das immer noch bei ihnen für nicht ganz ehrlich gilt, ſo iſt er doch immerhin mehr noch geliebt als gefürchtet, weil er ſchöne Kenntniſſe in der Heilkunde beſitzt, und der Himmel ihn mit einer ganz abſonderlichen geheimnißvollen Gabe begnadigt hat.“

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Schluß.)

Theater. — Faſtenpredigten. — Deutſcher Hülfsverein.

Rieci mußte ſeinen Beliſario etwas umformen, wenn er den Pariſern behagen ſollte, denen mit dem gewöhnlichen

Zuſchnitte der italieniſchen Opern nicht immer gedient iſt. Die italieniſchen Operntexte ſind längſt hier verrufen, und es ſcheint nicht, daß in dieſem kleinen Literaturzweige bedeutende Fortſchritte gemacht werden. Die neuern Libretti ſind ungefähr eben ſo läppiſch als die ältern, wenn nicht etwa ein Scribeſches Vaudeville dem Librettomacher als Muſter gedient hat, weil dann doch etwas franzöſiſcher Witz mit in die italieniſche Nachahmung übergeht. Dazu kommt, daß die unwandelbare Eintheilung der italieniſchen Opern in zwei Aufzüge und die Aengſtlichkeit der Cenſur in Italien den Dichtern einen Zwang auflegen, von welchem die franzöſiſchen Dichter befreit ſind. — Es iſt ſchon ſeit einiger Zeit die Rede davon, daß, nach dem Beiſpiele Berlins, das hieſige Odeon die Antigone des Sophokles mit den Mendelsſohnſchen Chören aufführen will. Dieſe Chöre wurden neulich von Deutſchen unter Leitung eines Schülers von Mendelsſohn in der Soirée eines deutſchen Bankiers ſehr gut geſungen und fanden großen Beifall; aber die Tragödie eines griechiſchen Dichters vor Pariſern, und beſonders vor dem ſpöttiſchen jungen Parterre des Odeon — das iſt ein ſehr gewagtes Unternehmen. Was mich jedoch einigermaßen beruhigt, iſt, daß der Text von zwei jungen Theaterdichtern, welche wahrſcheinlich nicht griechiſch verſtehen, arrangirt werden ſoll. Da wird denn Sophokles auf franzöſiſche Art zugeſchnitten, und der einfältige Theil des Publikums glaubt, er ſehe ein griechiſches Stück, und wird es nicht allzu verſchieden von denen finden, die man täglich darſtellt. — Ein deutſcher Informator in einer franzöſiſchen Familie, F. Philippi, hat ſo eben eine recht gute deutſche Ueberſetzung des im Odeon mit ſo großem Beifall aufgeführten Ponſardſchen Trauerſpiels Lucretia im Versmaaß des Originals herausgegeben. Dieſes Trauerſpiel iſt und bleibt eine auffallende Erſcheinung, und bei den vielen dramatiſchen Mißgeburten, welche die hieſige Bühne beſtändig hervorbringt, läßt ſich ſehr wohl begreifen, warum ſie ſo großes Aufſehen erregt hat. Man erwartete, der junge Dichter werde durch neue Geiſteskinder den ſchnell erworbenen Ruhm befeſtigen. Er iſt aber längſt in ſeine Provinz zurückgekehrt, und ſcheint ſich zu hüten, dieſen Ruhm durch ein zweites Stück, welches mißlingen könnte, auf's Spiel zu ſetzen, und daran thut er ſicher ſehr klug. Von Victor Hugo, deſſen Burggrafen die Ponſardſche Lucretia gleichſam eingeſcharrt hat, haben die Zeitungen neulich behauptet, er ſey ganz entmuthigt und habe den Entſchluß gefaßt, für's Theater gar nicht mehr zu arbeiten. Daran darf man aber zweifeln; wenn die Burggrafen ſich nicht auf der Bühne halten konnten, obwohl der Verfaſſer einen gewaltigen Erfolg von dieſem ſeinem lezten Geiſteskinde erwartet hatte, ſo iſt doch ſein Hernani mit nicht geringem Beifall auf der Bühne des Théâtre français wieder vorgenommen worden, das Odeon gibt manchmal ſeine Marie Tudor, und auch ſeine Lucretia Borgia wird dann und wann dem Publikum wieder vorgeführt.

Er iſt hier etwas ſehr Gewöhnliches, daß die Reichen, welche Abends die italieniſche oder die franzöſiſche Oper beſuchen und ſich daſelbſt an Tanz und Geſang ergötzen, am Tage die Kirche beſuchen, um einer wohlgeſetzten Charité-Predigt beizuwohnen und ihr Silber- oder Goldſtück zur Linderung des vielfachen Elends zu ſteuern. Dieſe Predigten, deren in der Faſtenzeit wöchentlich mehrere gehalten werden, ſind für Fremde merkwürdig wegen der vielen in vollem Putze erſcheinenden Damen aus der vornehmen Welt; und dieſe Damen ziehen von ſelbſt eine Menge faſhionabler Herrn herbei, welche nicht umhin können, reichlich zu der Kollekte beizuſteuern, wenn junge und ſchöne Damen ihnen den Beutel darreichen, in welchen Gold und Silber hineinregnet, wenn ſie recht anmuthig und graziös um eine Beiſteuer für die Armen bitten. Es werden auf dieſe Weiſe ſehr bedeutende Summen erſammelt, und die Beredtſamkeit des Predigers und die Grazie der Dames quêteuses haben gleichen Theil an dieſem verdienſtlichen Werk. Man muß den Reichen auf alle Art beikommen, und es iſt daher der weiblichen Anmuth wohl zu verzeihen, wenn ſie etwas kokettirt, um die Herzen zu rühren und zur Freigebigkeit zu bewegen. Es iſt in allen Winkeln des Elends gar viel; eine Menge nützlicher Anſtalten bedürfen kräftiger Unterſtützung, um zu gedeihen, und der Staat hat allzu viele ſonſtigen Ausgaben, als daß er überall, wo es Noth thut, helfen könnte. Da muß denn die Freigebigkeit der Privaten in's Mittel treten. — Der deutſche Hülfsverein, von dem ich neulich ſprach, ſcheint einen guten Fortgang zu haben und wird unter verſtändiger Leitung viel Gutes ſtiften können. Der von mir geäußerte Wunſch, auch deutſche Geſandte dieſem Verein beitreten zu ſehen, iſt ſchneller in Erfüllung gegangen, als ich gehofft hatte. Bereits haben mehrere unter ihnen Beiträge eingeſchickt, und es ſteht zu hoffen, daß ſie auch an der Leitung des Vereins Theil nehmen werden. Der Verein darf keine andere Abſicht haben, als zu verhindern, daß nicht deutſche arbeitſame Familien hier durch unverſchuldetes Unglück verkümmern. Zu dieſem Zwecke muß man aber von den Geſandten Auskunft über die Bittſteller zu erhalten ſuchen. Vor Allem müſſen Gauner und Abenteurer fern gehalten werden. Ich weiß wohl, daß es eine Klaſſe von Bedürftigen gibt, denen die Geſandten nicht hold ſind, ich meine die politiſchen Flüchtlinge, unter welchen ſich doch manchmal ſehr achtbare und des Mitleids würdige Leute befinden. Allein die Geſandten ſollen ja auch nicht an die Spitze des Vereins treten, es ſoll kein diplomatiſcher Verein werden, aber er ſoll auch nicht dazu dienen, jedem Taugenichts Mittel an die Hand zu geben, um durch die Welt zu wandern und überall die Gutmüthigen zu prellen. — Während Abbé Ravignan hier predigt, hält ſein College Combalot Faſtenpredigten in der Hauptkirche zu Verſailles und erbaut die Leute, nachdem er neulich vom Aſſiſenhofe wegen ſeines heftigen Pamphlets wider die Univerſität zur Haft und Geldbuße verurtheilt worden. Er hat um die Erlaubniß gebeten, erſt ſeine Faſtenpredigten vollenden zu dürfen; am Oſtermontag wolle er ſich zur Haft ſtellen; dieß iſt ihm auch ohne Schwierigkeit bewilligt worden. Ich weiß nicht, ob je ein Geiſtlicher hier unter ſo ſonderbaren Verhältniſſen aufgetreten iſt. Combalot wird als Verleumder vor Gericht verurtheilt, und zu gleicher Zeit tritt er auf die Kanzel, um den Leuten Gehorſam gegen die Obrigkeit und Achtung vor dem Geſetze zu predigen. Freilich muß er glauben, er habe ſehr wohl gethan, ſeitdem ihm der Biſchof von Chalons zu ſeiner Verurtheilung Glück gewünſcht hat. — Der gewaltige Lärm, den die Geiſtlichkeit gegenwärtig macht, wird in der nächſten Zeit die Pariſer weniger beſchäftigen als bisher; denn die Kunſtausſtellung hat begonnen. Hievon ein andermal. Dg.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 29.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 87.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 10. April 1844.

Factum senatusconsultum ultioni juxta et securitati, ut si quis servis interjectus esset, ii quoque, qui testamento manumissi sub eodem tecto mansissent, inter servos supplicia penderent.

Tacitus.

Ueber das Sklavenweſen des Alterthums in Vergleichung mit dem modernen.

II.

Die ſchrecklichſte Maßregel unſtreitig, welche über Sklaven verhängt werden konnte, trat ein, wenn der Herr des Hauſes von einem Sklaven ermordet war, der Thäter mochte nun ausgemittelt werden oder verborgen bleiben: in dieſem Falle nämlich wurden ſämmtliche Sklaven des Hauſes, Männer und Weiber, Erwachſene und Kinder, Mitſchuldige oder Unſchuldige hingerichtet, indem man annahm, ein blutiges Attentat auf den Gebieter habe nicht ohne Zeugen und Mitwiſſer vollzogen werden können, und dieſe hätten die Pflicht gehabt, und auf jeden Fall ſey irgend einem Einzelnen die Möglichkeit geblieben, den Bedrohten zu warnen. Ein Vorfall der Art trug ſich im achten Jahre der Regierung des Nero zu. Der Stadtpräfekt Pedanius Secundus ward von einem Sklaven, weil er ihm die bedungene Freiheit gegen den angebotenen Kaufpreis nicht zugeſtehen wollte, oder weil er deſſen Eiferſucht in einem Liebeshandel erregt hatte, in ſeinem Hauſe erſchlagen. Vierhundert Sklaven, die ſich im Palaſte befanden, ſollten zum Tode geführt werden; das Volk, über eine ſolche Härte empört, machte einen Auflauf und war nahe daran, die Curie, wo der verſammelte Senat ſo eben ſeinen Spruch fällte, zu ſtürmen. Viele Senatoren waren ſelbſt, entweder aus Furcht oder aus Menſchlichkeit, geneigt, Gnade vor Recht ergehen zu laſſen. Da ſprach ein alter Senator, Cajus Caſſius, mit republikaniſcher Strenge der Vorzeit für die Sitte der Väter. „Ein conſulariſcher Mann," ſo äußerte er ſich, „wird durch Argliſt ſeines Bedienten umgebracht, ohne daß Jemand dieß hindert oder ihm einen Wink gibt, obgleich der Senatsbeſchluß, kraft deſſen in ſolchem Falle das ſämmtliche Geſinde hingerichtet werden ſoll, noch unerſchüttert ſteht. Laßt dieſen Fall ungeahndet, wem wird fernerhin die Würde ſeiner Perſon etwas helfen, wenn ſie dem Stadtpräfekten nichts geholfen hat? wen wird auch nur ein einziger Sklave künftighin ſchützen, da den Pedanius Secundus vierhundert nicht geſchützt haben? Wer wird noch an ſeinen Leuten eine Stütze haben, wenn dieſe ſelbſt bei obſchwebender Furcht ſich nicht darum bekümmern, was uns betreffen kann? Was auch dieſer Sklave für Unbilden an ſeinem Herrn zu rächen haben mochte, wollen wir beſchließen, daß einem Sklaven zuſtehe, an ſeinem Herrn Rache mit deſſen Ermordung zu nehmen? Und ſollte ein Sklave, der dieſen verbrecheriſchen Entſchluß gefaßt hatte, ſich nicht durch irgend eine Drohung verrathen haben, ihm kein unvorſichtiges Wort entfallen ſeyn, aus dem

die andern sein Vorhaben hätten entnehmen können? Wenn ein Heer, welches seine Pflicht in der Schlacht nicht gethan hat, verurtheilt wird, daß der zehnte Mann nach dem Loose den Tod leiden soll (diese, auch bei modernen Heeren nicht unerhörte Kriegsmaßregel war ein Gesetz altrömischer Disciplin, das mehr als einmal buchstäblich vollzogen worden ist), so müssen auch die schuldlosen Tapfern mitlosen und gemeinsam mit den Feiglingen sterben. Ein großes Straferempel, das zu heilsamem Schrecken für Viele dienen soll, kann nicht anders als gegen den Einzelnen hart ausfallen, und man muß sich dabei damit beruhigen, daß das Interesse des gemeinen Besten gewahrt wird."

Solche energische, nach einer sanfteren Moral freilich unverantwortliche Gründe siegten. Niemand wagte, ihnen entgegen zu treten; bloß schwache Stimmen ließen sich zu Gunsten der nach Geschlecht und Alter muthmaßlich Unschuldigen und einer Imputation Unfähigen vernehmen. Unterdeß tobte das Volk und drohte, die Senatoren zu steinigen und ihnen die Häuser über dem Kopfe in Brand zu stecken. Der Kaiser mußte ein scharfes Edikt ergehen lassen, um dasselbe in seine Schranken zu weisen, und alle Straßen, durch welche die armen Leute zur Richtstätte zu gehen hatten, wurden mit starken Militärposten besetzt, so daß die Hinrichtung ohne Störung vollzogen werden konnte.

Eigentliche Ehen zwischen Personen aus dem Sklavenstande waren nicht gesetzlich, d. h. es konnte keine auch noch so treue und ernstgemeinte Verbindung solcher Personen die bürgerlichen Wirkungen einer von Freien eingegangenen Ehe haben. Denn erstlich stand dem Herrn zu, die Sklavenehe zu lösen, wenn er z. B. den einen Theil zur Strafe oder um seines Vortheils willen verkaufte; und zweitens waren die von Sklaven erzeugten Kinder selbst Sklaven und Eigenthum des Herrn, welchem die Eltern gehörten. Da aber auf diese Weise sowohl der Hausstand seiner Personenzahl nach durch arbeitsfähige Glieder vermehrt wurde, als auch insbesondere solche in der Sklaverei schon Geborene in der Regel fügsamer und geduldiger waren, als die erkauften Knechte, so sahen auch die Herrschaften gern, wenn ihre Sklaven sich nach wechselseitiger Neigung als Eheleute vereinigten, und ließen das Verhältniß, so lange sich die Leute gut aufführten, ungestört. Die Haussklaven wurden in der Regel mit den Kindern des Gebieters erzogen, und auch dadurch ergab sich, indem bei weitem die Mehrzahl aller in Griechenland und Italien gehaltenen Sklaven solche Zöglinge des Hauses waren, eine freundlichere Annäherung zwischen Freien und Knechten.

Ueberhaupt kam es besonders auch auf die Herkunft, Heimath, Geschicklichkeit und Bildung der Individuen an, wie man sie im Hause verwenden konnte, und darnach richtete sich ihre Behandlung. — Die Sklaven in der Nähe der Herrschaft, wenn schon sie deren Launen am meisten ausgesetzt waren, hatten es doch im Ganzen am leidlichsten und wurden in Kleidung, Kost und der Art, mit ihnen umzugehen, am besten gehalten. Den direkten Gegensatz zu ihnen bildeten die auf entfernten Landgütern arbeitenden Ackersklaven, die unter der Aufsicht harter Verwalter, meist übermüthiger Freigelassenen oder selbst Sklaven standen und oft, mit eisernen Sprengern zwischen den Beinen, gleich den heutigen Galioten, unter der Peitsche eines Treibers schaarenweise auf die Felder geführt wurden.

(Schluß folgt.)

Der alte Hammelmann.

(Fortsetzung.)

„Nun?" fragte Rieder voll gespannter Neugier den plötzlich in seiner Rede Stockenden, „was ist das für eine Wundergabe?" — „Der Schäfer hat nicht gern, wenn man davon spricht," hob Pachmayr nach einer geraumen Weile wieder an; „dennoch ist es nothwendig, daß Sie als Seelsorger davon erfahren. Durch Auflegen seiner Hände heilt er Kröpfe und hat auf dieselbe Weise sonst auch schon manches harte Siechthum gehoben; doch entschließt er sich nur äußerst schwer zu einem solchen Verfahren bei Kranken, weil er, wie er sagt, nicht recht wissen könne, ob der liebe Gott die Wunderkraft nicht eigentlich bloß um der Kröpfe willen ihm verliehen habe, und ob die Heilung anderweitiger Uebel nicht etwa ein Mißbrauch sey, der früher oder später durch das völlige Erlöschen der Begabung sich bestrafen müsse." — „Das ist der reine thierische Magnetismus," bemerkte der Kaplan. Der Pfarrer zuckte die Achseln. „Nennen und erklären Sie es, wie Sie wollen und können," versetzte er; „ich für mein Theil halte es lieber für göttlich als für thierisch." — „Verstehen Sie mich recht, Herr Pfarrer," erläuterte Rieder; „in unsern Tagen hat der berühmte Meßmer die wichtige Entdeckung gemacht, daß gewisse Erscheinungen, wie zum Beispiel die eben von Ihnen erwähnte, weder auf Gaukelstückchen, noch auf Betrug oder Aberglauben beruhen, sondern aus ganz natürlichen Ursachen entspringen, und die lange bunte Reihe dieser Erscheinungen nennt Meßmer den thierischen Magnetismus." — „Ich bin zu alt, um noch begreifen zu lernen, wie ein Wunder eben doch kein Wunder seyn soll," sprach der Pfarrer; „aber ich sehe mit Freuden aus Ihrer

Aeußerung, daß die Welt nicht mehr so kurz und gut mit dem Unglauben alles das abfertigt, was sie nicht erklären kann, wie dieß noch vor kurzer Zeit ihre leichtfertige Gewohnheit war."

Rieder versäumte nicht, bei der ersten günstigen Gelegenheit seinem Freund in der Amtsstadt wegen der Zeitungsblätter zu schreiben, ohne die er so wenig zu leben vermochte, als etwa ein Matrose auf wilder See ohne Tabaksblätter; er schilderte dabei in seinem langen Brief sein Leben und seine Umgebung zu Moos, und vergaß natürlicherweise nicht, des wunderthätigen Schäfers ausführlich zu erwähnen, ohne zu ahnen, in wie hohem Grade er damit die Theilnahme Brüggemanns erregte, weil er denselben nur von der Hauptstadt aus kannte und mithin von seinem Hauswesen nichts wußte. Nun aber war Brüggemann in allen andern Dingen viel glücklicher, als in diesem seinem Hauswesen. Er besaß einen feinen Verstand, viel Witz und Gelehrsamkeit, hatte sich als Rechtsanwalt bereits ein bedeutendes Vermögen erworben, und obschon er den größten Theil desselben Mitteln verdankte, die wohl vor dem irdischen Gesetz mit Kniffen und Pfiffen zu vertreten waren, aber nicht vor dem Richterstuhl der ewigen Gerechtigkeit stichhaltig schienen, so genoß er doch des ganzen Ansehens, das einem reichen Mann immerdar und überall nicht zu fehlen pflegt, weil das Geld ein Götze ist, vor dem die Welt im Staube liegt. An seinem Herd aber sah der gefürchtete, der beneidete Mann ein bitterböses geiziges Weib schalten und walten, einen verzogenen ungerathenen Buben dem lieben Herrgott den Tag abstehlen, und ein krankes Mädchen mit geschwollenen Halsdrüsen langsam dahinwelken, um trotz aller Mühe und Sorgfalt wahrscheinlich sich nur allzubald da zur Ruhe zu betten, wo schon drei oder vier andere seiner Geschwister lagen. Der verzogene Liebling der Mutter, Ludwig, zählte damals neunzehn Jahre, das Mädchen, des Vaters Herzblatt, vierzehn, und just zu derselben Stunde, in der Rieders Brief anlangte, fühlte der Anwalt die bitterste Verzweiflung wegen des Kindes, dem alle zu Rath gezogenen Aerzte nicht mehr helfen wollten. Brüggemann war zwar von jeher der hartnäckigste aller Zweifler gewesen, wie aber der Ertrinkende selbst nach dem schwimmenden Strohhalme hascht, so klammerte er sich mit seiner lezten Hoffnung an eine Möglichkeit, an die er doch im Innersten seiner Seele nicht glaubte, und der nächste Morgen sah ihn auf dem unbekannten Weg nach dem entlegenen Dorf.

Die guten Leute von Moos wähnten zu träumen, als der nie vernommene Ton eines Posthorns schmetternd an ihre Ohren schlug, und liefen schaarenweis zusammen, um den Reisewagen anzugaffen, der vor der verschlossenen Thüre des einzigen Wirthshauses, zum Engel, hielt. — „He, Wirthschaft, Wirthschaft!" schrie Brüggemann nach langem vergeblichen Klopfen, „wo hat denn der böse Feind das verdammte Volk?" — Ein junges vorwitziges Mädchen wagte sich aus dem Kreise der Gaffer hervor, um Red und Antwort zu geben, und durch sie erfuhr der Fremdling, die Wirthsleute befänden sich im Wald, um Holz zu holen, was die Wirthschaft betreffe, so werde diese bloß Sonntag Nachmittags besucht, und es stehe sehr im Zweifel, ob nur ein ordentliches Gastbett in der Kammer zu finden sey. Brüggemann verwünschte die Uebereilung, in der er versäumt, vorher den Rath seines Freundes, des Kaplans, wegen einer schicklichen Unterkunft einzuholen; zum Glück jedoch war der alte Pfarrer, der die Ankunft des Reisewagens eben so schnell inne geworden, als sonst wer im Dorf, neugierig herbeigekommen, und beeilte sich nun, den Fremden einzuladen, sich's im Pfarrhof gefallen zu lassen. Der Anwalt machte keine langen Umstände, das freundliche Erbieten dankbar anzunehmen, und da er nun vollends sich als einen Freund des Kaplans zu erkennen gab, sagte Pachmayr: „Ich sollte dem fremden Herrn eigentlich Vorwürfe machen, daß er nicht geradezu bei mir angefahren ist. Im Engel wäre selbst ein kerngesunder, abgehärteter Mann schlecht aufgehoben, und nun vollends gar das liebe Kind im Wagen drin, das nicht ganz wohl zu seyn scheint. Kommen Sie; was mein geringes Haus vermag, steht zu Ihrer Verfügung, und der Herr Rieder wird auch nicht lange säumen heimzukommen." So hielt denn der Vater mit seinem kranken Kind seinen Einzug im Pfarrhof, wo die rührige alte Sybille der bleichen Amalie sich mit demjenigen Wohlwollen annahm, das gutmüthigen Weibern gegen leidende Geschöpfe Gottes so natürlich ist und so schön ansteht.

Der Kaplan kam richtig bald nach Hause, bewillkommte den überraschenden Besuch mit um so größerer Freude, je weniger er darauf hatte hoffen können, und erfuhr mit doppeltem Erstaunen die Ursache davon. — „Also der ländliche Magnetiseur ist es," rief er lachend, „welcher den ungläubigen Thomas herbei zieht?" — Worauf Brüggemann ganz ernsthaft entgegnete: „Spotten Sie nicht, mein Lieber. Es ist in der That wahr, daß ich, dem modernen Wunderglauben gegenüber, bisher die Rolle des Thomas spielte; aber ich wünsche nichts sehnlicher, als durch den Augenschein überführt, aus dem ungläubigen der gläubigste und dankbarste aller bekehrten Zweifler zu werden, und wie die Reue die erste Staffel zur Tugend, so ist der Wunsch nach Ueberzeugung schon die halbe Ueberzeugung selbst. Gehen Sie, eilen Sie, mir Ihren Wundermann holen zu lassen."

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, März.

Theater.

Wir haben nun die Fastenzeit bald im Rücken, oder, in der Sprache der Salons, die Wintersaison ist ihrem letzten Stadium nahe gerückt. Um so hastiger und geschäftiger ist sie, um noch alle ihre Genüsse an Mann zu bringen und ihren geselligen Freudenschatz zu erschöpfen. Daher Theater und Conzerte, Assembleen und Piquenits, Casinos und Soiréen, Spiel und Conversation in Hülle und Fülle. Wie sollte auch das durch den Carneval in Bewegung gesetzte sociale Rad mitten im Umschwung inne halten, wie sollte ein Veto von den Kanzeln der Fasten- und Bußprediger herab der Mode gebieten, den fashionablen Salonecultus stören und das emancipirte Fleisch im Zaume halten? — Ich sage heute mehr als sonst wohl vom Theater. Die Hauptnachricht wissen Sie freilich bereits, daß die Hoftheaterdirektion plötzlich die dramatischen Tantièmen eingeführt hat. Sie wissen wohl auch, in welcher Form dieser Beschluß bekannt gemacht worden ist und wie die Bedingungen lauten. Diese Maßregel kündigt sich zwar nur als eine provisorische an, ist aber immer etwas, ein anregender Schritt, ein äußerer Sporn, der jedenfalls seine Wirkung auf manche schlummernde, oder bisher zu wenig gereizte Kraft nicht verfehlen wird. Gleichwohl lassen sich von diesem, allerdings auf Einsicht und Billigkeit gegründeten Versuche noch keine glänzenden Resultate erwarten; einmal sitzt das Uebel, dem abgeholfen werden soll, viel zu tief, dann müßten bei uns und anderswo noch gar manche äußere beengende Schranken fallen, und endlich ist eine dreijährige Probezeit viel zu kurz, als daß man sich bis dahin einen sichern Ausschlag versprechen könnte, abgesehen von der Mißlichkeit eines und des andern Punktes der neuen Maaßregel. An Tantièmebewerbern wird es freilich nicht fehlen, darauf möchte aber das Wenigste ankommen. Wie man vernimmt, hat dabei die hiesige Hoftheaterdirektion im Einverständnisse mit der Berliner gehandelt. — Die nächste Neuigkeit unserer Hofbühne wird Töpfers „Canovas Jugendliebe" seyn, und somit werden diesem Bühnendichter und ehemaligen Mitglied des hiesigen Hoftheaters die ersten Tantièmen zu Theil werden. So eben theilt die Theaterzeitung ein Schreiben der Hoftheaterdirektion an den Dichter Friedrich Halm mit, worin dem letzteren für seinen kurz vor der Publikation der Tantièmen aufgeführten „Sampiero" der Bezug derselben neben dem bereits empfangenen Honorar zugesichert wird, eine Rücksichtnahme, die die Direktion den Verdiensten des Dichters um die hiesige Bühne schuldig zu seyn glaubt. Ob man uns wohl auch Gutzkows „Zopf und Schwert" mit eben der Bereitwilligkeit, wie seine früheren Stücke, vorführen wird? Es würde von großer Liberalität zeugen und man erfüllte einen allgemeinen Wunsch. — Unter Umständen, wie die gegenwärtigen, glauben wir an das bereits seit längerer Zeit verbreitete Gerücht von einem abermaligen Wechsel der Theaterdirektion nicht. — Das Kärnthnerthortheater brachte außer Nikolais „Heimkehr des Verbannten" eine neue Oper: „Pasqual Bruno" von John Hatton, einen Engländer, wie schon der Name sagt. Der Componist kam ausdrücklich deßhalb nach Wien. Hatton ist unverkennbar ein kenntnißreicher Musiker, der sich besonders an classischen Vorbildern begeistert; aber die erste Aufführung seines „Pasqual Bruno" war nicht sehr gelungen. Um so öfterer Wiederholungen erfreute sich Nikolais neue tragische Oper, die manches Schöne enthält. Zwei neue Ballette, „Gypsi" und „Peri," sprachen nur mittelmäßig an, nur daß in letzterem Dlle. Blangy, die Prima Donna des hiesigen Ballets, ungefähr denselben Enthusiasmus erregte, wie die Grisi in Paris. — Die französische Theatergesellschaft nimmt nun Abschied, um wieder einem andern Gaste, der italienischen Oper, Platz zu machen. Man überredet sich, ohne diese exotischen Kunstgenüsse gar nicht mehr bestehen zu können. — Neuerdings taucht das Gerücht von einem Umbau des Kärnthnerthortheaters, oder vielmehr von dem Bau eines ganz neuen Opernhauses auf. Daß es an der Zeit wäre, läßt sich nicht läugnen. Warum sollte Wien nicht eben so gut wie Paris ein Odeon besitzen? Zur Zeit leidet es gänzlichen Mangel an einem Gebäude, dessen Kunstzweck sich schon in seinem Aeußern ankündigte und das zugleich eine architektonische Zierde der Stadt wäre. In dieser Hinsicht steht manches Provinzialtheater ungleich würdiger da. — Der Zustand der Vorstadttheater, oder vielmehr der Volksbühne, bietet noch immer keine tröstlichen Aussichten. Frivolität, Gemeinheit, Augenblendwerk und alleinige Berücksichtigung dessen, was der Theaterkasse frommt, dieß sind die herrschenden Momente. Seit das Vaudeville bei uns heimisch geworden und die sogenannten „Ausstattungsstücke," wie der „Zauberschleier," in Mode gekommen sind, ist es mit dem eigentlichen ächten Volks- und Lokalstücke vollends vorüber. Bisher galt noch Nestroy als letzter Anker der sinkenden Lokalposse; allein auch er fängt an zu weichen und zu wanken. Bekanntlich fiel eine seiner neuesten Possen gänzlich durch und verblüffte alle, die in verba magistri zu schwören pflegten. Zwar erfocht er mit seinem jüngsten Bühnenprodukte: „Eisenbahnheirathen," wieder einen Sieg und sammelte seine Getreuen auf's Neue um sich; nichtsdestoweniger ist es nur ein flüchtiger Triumph. Nestroy hat im Ganzen eine Richtung eingeschlagen, die, je hastiger sie verfolgt wird, desto tiefer abwärts führt in die Sumpfregion grasser Gemeinheit und Sittenfäulniß. Im Wort- und Situationswitz, in burlester Gestaltungsgabe und drastischer Komik thut es ihm allerdings Keiner zuvor; allein gar oft sieht man diese, wenn mit weiser Oekonomie benützt, trefflichen Bühnenmittel bis zur Grimasse verzerrt und sich zu grellen Unwahrscheinlichkeiten aufgipfeln. Man wird begreifen, was unter solchen Umständen aus dem gesunden Humor, der Seele des Volksstücks, wird, und wie sofort lediglich auf die augenblickliche Wirkung losgearbeitet wird. Nestroys Nachtreter und Nachahmer haben vollends das Kind mit dem Bade verschüttet. Der Ursprünglichkeit und drastischen Kraft ihres Vorbilds entbehrend, müssen sie sich begnügen mit dem äußern Schein von Aehnlichkeit, mit der kernlosen Schale; daher die saft- und kraftlosen Späße, die hohlen, handlungs- und charakterarmen Compilationen, „lokale Lebensbilder" genannt, und die matten, poesielosen Erfindungen. Worin man es am weitesten gebracht, das sind gewisse schlüpfrige Zweideutigkeiten und Verblümungen, dann die Einkleidung gewisser Zeit- und Lokalstoffe in Couplets, die auf bänkelsängerische Weise heruntergeleiert und gejodelt werden. Ein sprechender Zeuge der Erfindungsarmuth ist das nun häufiger denn je vorkommende Zugrundelegen französischer Stoffe selbst bei Lokalstücken. Natürlich, man hat da schon im Original die sichere Methode, Effekt zu machen, vorgezeichnet, und arbeitet nun getrost auf den gleichen Zweck los.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 14.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 14.

Mittwoch, 10. April 1844.

Galerie
zu
Goethe's sämmtlichen Werken.

Neueste Taschen-Ausgabe in 40 Bänden.

Nach Zeichnungen von **W. Kaulbach** und seinen Schülern,
in Stahl gestochen von
Steifensand, Weber, Enzing-Müller, Hoffmann u. A.

40 Blätter in 8 Lieferungen. Preis 5 fl. 20 kr. oder 3 Rthlr. 8 gGr.

Inhalt:

I. Lfg. Elegien. — Faust. — Göh von Berlichingen. — Wilhelm Meister. — Reineke Fuchs.
II. Lfg. Faust, 2tes Blatt. — Egmont. — Legende. — Clavigo. — Wahlverwandtschaften.
III. Lfg. Reineke Fuchs, 2tes Blatt. — Hermann und Dorothea. — Faust, 2ter Theil. — Künstlers Erdenwallen. — Die Braut von Korinth.
IV. Lfg. Goethe, Titelblatt zum ersten Band. — Der Fischer. — Die Aufgeregten. — Dr. Barth und die Evangelisten. — Wahrheit und Dichtung.
V. Lfg. Iphigenia. — Wilhelm Meisters Wanderjahre. — Pater Brey. — Westöstlicher Divan. — Scherz, List und Rache.
VI. Lfg. Tancred. — Werthers Leiden. — Egmont, 2tes Blatt. — Blinde Kuh. — Jery und Bätely.
VII. Lfg. Italienische Reise. — Prometheus. — Satyrus. — Heiden-Röslein. — Wer kauft Liebesgötter?
VIII. Lfg. Aus meinem Leben. — Torquato Tasso. — Der Bürger-General. — Benvenuto Cellini. — Stella.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[174] **Vortheilhaftes Anerbieten**
für die Besitzer
früherer Auflagen
des
Conversations-Lexikon.

In allen Buchhandlungen ist eine ausführliche Ankündigung zu finden, in welcher die Verlagshandlung des **Conversations-Lexikon, F. A. Brockhaus** in **Leipzig**, sich erbietet, **frühere Auflagen** dieses Werks gegen die jetzt neu erscheinende **neunte** verbesserte und sehr vermehrte Auflage umzutauschen. Es werden daher die Besitzer **früherer Auflagen des Conversations-Lexikon** auf dieses Anerbieten, welches nur für eine **kurze Zeit** in Kraft bleibt, aufmerksam gemacht.

[167] **Zedlitz Waldfräulein.**
Zweite unveränderte Auflage.

In Unterzeichnetem hat so eben die Presse verlassen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Waldfräulein.

Ein Mährchen in 18 Abentheuern
von
Zedlitz.

Zweite, unveränderte Auflage.

8. Velinp. broch. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gGr.

Die erste Auflage wurde in dem kurzen Zeitraum von 6 Monaten vergriffen und rasch musste dieser zweite unveränderte Abdruck veranstaltet werden.

Ein Gedicht von Zedlitz, dem Sänger der berühmten Todtenkränze, dem trefflichen Dolmetscher von Byrons Childe Harold, bedarf übrigens der Empfehlung einer Buchhandlung nicht; nur darauf sey hinzudeuten erlaubt, daß der Dichter hier auf einem ganz andern Gebiete der Poesie, als früher, und in einem von dem der feierlich ernsten Todtenkränze, sehr verschiedenen Tone, aber mit gleicher vollendeter Meisterschaft und vielleicht noch erhöhter Jugendfrische, mit der heitersten Schöpfung hervortritt.

Demnächst versenden wir:

Gedichte

von

Zedlitz.

Elegante Taschen-Ausgabe in englischem Einband mit Goldschnitt und zwei Stahlstichen.

In dieser hübschen Ausgabe, welche sich an die in gleichem Format und gleicher Ausstattung bereits erschienenen Editionen von Goethe's Faust, Hermann und Dorothea, Egmont, Schillers Tell, Wallenstein, und den Gedichten von Goethe, Schiller, Lenau, Uhland, Freiligrath, Hölderlin, Platen, anreiht, erscheinen die „Todtenkränze" nunmehr zum achtenmale abgedruckt.

Stuttgart und Tübingen, März 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[170] In S. G. Liesching's Verlagsbuchhandlung zu Stuttgart ist so eben erschienen und versandt worden:

Herodes der Große,

in zwei Stücken

von

Friedrich Rückert.

Erstes Stück. Herodes und Mariamme.

Octav. 200 Seiten auf schwerem Velinpapier. Geheftet. 1 Thlr. 5 Sgr. — 2 fl. rh. 1 fl. 45 kr. C.-M. netto.

Das zweite Stück: „Herodes und seine Söhne" wird unverweilt folgen und 1 Thlr. — 1 fl. 36 kr. — 1 fl. 30 kr. C.-M. netto kosten.

Frühjahr, 1844.

Vorräthig in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands und der angränzenden Länder.

---

[159] In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Nero.

Tragödie

von

Karl Gutzkow.

Velinp. in Umschl. broch. Preis 2 fl. od. 1 Rthlr. 8 gGr.

Maha Guru,

Geschichte eines Gottes.

Ein Roman in 2 Theilen

von

Karl Gutzkow.

8. Velinpapier. Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Das gebildete Publikum erhält hier einen Roman aus einem Genre, das es ziemlich aus den Augen verloren hat, dessen Wiedereinführung aber insofern zeitgemäß erscheint, als der bisher beliebte historische Roman, trotz des Aufwandes von Malerei im Detail, und vielleicht eben deßhalb zu einer trockenen und nicht selten prosaischen Ansicht von Welt und Geschichte stimmt. Die Art, wie der Verfasser den philosophischen Roman aufgefaßt hat, ist übrigens eine ganz originelle. Lamaismus und chinesische Sitte bilden in diesem Buche die Elemente zu einem eben so umfassenden Gemälde menschlicher Zustände, und auch der Leser, dem diese Dichtungsart fremd ist, oder seit Ablauf der Wielandschen Zeit fremd geworden ist, wird sie schnell liebgewinnen und poetischen Genuß dabei finden.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[176] So eben ist bei Meyer & Zeller in Zürich erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Schachkampf in Paris

im November und December 1843

zwischen

Mr. Staunton und Kl. de St.-Amant.

Mit Anmerkungen und Varianten herausgegeben

von Dr. Karl Meier.

Nebst einem Anhange

über das hundertste Endspiel des Philipp Stamma von Aleppo.

8. Broch. 12 Gr. oder 54 kr.

Landwirthschaftliche Schriften

von

J. G. Elsner,

welche, im Verlag der Unterzeichneten erschienen, durch alle Buchhandlungen bezogen werden können:

Meine Erfahrungen

in der

höhern Schafzucht.

Zweite stark vermehrte Auflage.

Preis 2 fl. 12 kr. oder 1 Rthlr. 8 Gr.

Diese neue Auflage ist mit einer Menge von Zusätzen, neuer Erfahrungen, die Herr Elsner seit der Erscheinung der ersten Auflage zu machen Gelegenheit hatte, bereichert worden.

Handbuch

der

veredelten Schafzucht.

gr. 8. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr.

Hand- und Hülfsbuch

für den

kleinen Gutsbesitzer und Landmann.

gr. 8. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 Gr.

Die deutsche

Landwirthschaft

nach ihrem jetzigen Zustande dargestellt.

2 Thle. gr. 8. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 Gr.

Dieses Werk ist die Frucht vieljähriger Beobachtungen und freundschaftlicher Mittheilungen der ersten Landwirthe unserer Zeit, eine reiche Fundgrube.

Die Politik
der
Landwirthschaft.
2 Thle. gr. 8. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 18 Gr.

Wie soll der Landwirth bei der Erzeugung und Verwerthung seiner Produkte speculiren?
Auf Erfahrung begründete
Rathschläge und Lehren
für
den Landwirth.
8. Preis 1 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr.

In dieser Schrift legt der Verfasser seinen Schatz von Erfahrungen über die Chancen und Conjuncturen im Verkehr mit landwirthschaftlichen Produkten nieder. Von welchem Nutzen das Buch für jeden Landwirth, ja selbst auch für den Kaufmann seyn muß, welcher in ländlichen Erzeugnissen Geschäfte macht, ist leicht abzunehmen, wenn man bedenkt, wie viel daran liegt und was es einträgt, die Conjuncturen für die Verwerthung der Produkte richtig zu beurtheilen und wahrzunehmen.

Guter Rath
beim
An- und Verkauf von Landgütern.
8. in Umschlag broch. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 Gr.

Mißgriffe bei Kauf und Verkauf von Gütern haben nur allzuoft schon großes Unheil gestiftet und den Grund zum Untergange ganzer Familien gelegt. Wie man solchen am sichersten entgehe, dazu gibt das hier angezeigte Werkchen Anleitung. Völlig aus dem Leben entlehnt und klar und erschöpfend ist der Gegenstand gegeben. Sonach kann es wohl mit vollem Recht eine werthvolle und dankenswerthe Gabe des verdienten Verfassers genannt werden.

Die
Bildung des Landwirthes
in der weitesten Bedeutung.
gr. 8. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 Gr.

Mit dem hier angezeigten Buche glauben wir dem betreffenden Publikum um so mehr eine Freude zu machen, als es eine Lücke in der landwirthschaftlichen Literatur ausfüllt, die man seither sehr empfindlich gefühlt hat. Sollten wir ein Urtheil darüber aussprechen, so würden wir behaupten, daß dasselbe unter dem vielen Guten, was dessen Verfasser bereits geliefert hat, zu dem Vorzüglichsten gehören dürfte.

Das
goldene Vließ
oder
die Erzeugung und der Verbrauch der Merinowolle,
in
ökonomischer, merkantilischer und statistischer Hinsicht.
gr. 8. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 Gr.

Dieses Buch gibt eine übersichtliche Darstellung von der Wichtigkeit und dem Ertrage der Wollerzeugung aller europäischen Länder und hat daher sowohl für den Kameralisten als für den Kaufmann fast eben so hohes Interesse, wie für den Landwirth.

Das Edelschaf
in allen seinen Beziehungen.
Als Schlußstein dessen, was der Verfasser bereits über veredelte Schafzucht geschrieben.
8. Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Inhalt: I. Das Edelschaf. II. Die Wolle. A. Ihr Wesen und ihre Beschaffenheit. 1) Feine und grobe Wolle. 2) Sanfte und rauhe. 3) Nervige und schlaffe. 4) Gekräuselte und schlichte. 5) Schüttere und dichte. 6) Klare und filzige. 7) Krepp- und Glanz-Wolle. 8) Kurze und lange Wolle. 9) Stumpfe und spitzgestapelte. 10) Gesunde und kranke. 11) Weiße und schwarze. 12) Edle und unedle. B. Die Umgestaltung der Wolle zur Waare. I. Die Wäsche. 1) Blanke und weiße Wäsche. 2) Nicht zu starke und nicht zu schwache Entfettung. II. Die Schur. III. Der Wollhandel. III. Die Erzeugung der edlen Wolle. A. Von der Menge der Wolle. B. Von der Güte. IV. Züchtung edler Schafe. A. Das Ideal eines edlen Schafes. B. Die Classification. C. Die Aufzucht edler Schafe. 1) Von innen heraus. 2) Von außen hinein. V. Erhaltung des Edelschafs auf seinem Standpunkte. A. Consequenz. B. Consolidirung. C. Constanz. VI. Die Uebersiedlung des Edelschafs. A. Von den Vorsichtsmaaßregeln, die dabei zu nehmen sind. 1) Für weite Ferne wählt man am vortheilhaftesten das Edelste. 2) Man hüte sich vor erblichen Krankheiten. 3) Man wähle zum Transport geübte und zuverlässige Leute. 4) Nicht zu große Heerde zum Uebersiedeln. 5) Behandlung der Schafe nach ihrer Ankunft. B. Von der Veränderung, welche die Uebersiedelung des Edelschafs in seiner Wolle hervorbringt. C. Geschichtlicher Gang der Uebersiedelung des Edelschafs. VII. Von der Degeneration des Edelschafes. A. Die wahre Degeneration. 1) Saumseligkeit oder angewandte unrichtige Grundsätze bei der Züchtung. 2) Unedles Blut, welches man sich bewußt oder unbewußt in die Heerde bringt. B. Die vermeintliche Degeneration. VIII. Einfluß des Edelschafes auf Agricultur und Bevölkerung. A. Sein Einfluß auf die Agricultur. 1) Der materielle Einfluß. 2) Der intellectuelle. B. Einfluß auf die Bevölkerung.

Gründlicher
Elementar-Unterricht
in der
rationellen Schäferei.
8. Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

In diesem neuesten Werkchen trägt der Verfasser die praktische rationelle Schafzucht mit einer Klarheit vor, in der sie auch dem Laien verständlich ist, und es ist wohl nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß ein so gründlicher Elementar-Unterricht in dem betreffenden Fache kaum noch jemals gegeben seyn dürfte.

Besonders dürfte derselbe seiner Fassung, des Preises und Formates wegen für den Unterricht der Schäfer empfohlen werden, von denen keiner dieses Büchlein in seiner Tasche entbehren sollte, wie der nachfolgende Inhalt beweisen mag:

Inhalt: I. Die Vorbereitung des Schäfers zu seinem Beruf. II. Berufstreue und Stellung eines Schafmeisters. III. Die Einrichtung im Schafstalle. IV. Die Fütterung und Verpflegung der Schafe. A) Die Verpflegung im Sommer. Art und Benützung der Hutweiden. Die Abrichtung des Hundes. Fernere Regeln für den

Digitized by Google

Weidegang. Von der Sommerstallfütterung. Vom Hürden im Freien. Hülfsmittel bei plötzlichen Krankheitsfällen. b) Die Verpflegung der Schafe im Winter. Ordnung im Schafstalle. Ordnung beim Füttern. Verschiedene Futterarten. Das Tränken der Schafe. Das Salzgeleck. V. Vom Bocken (Stäbren) der Schafe und von der Lammung. Vom Bocken. Vom Lammen. VI. Von der Erkennung der Schafe. Nach ihrem Aussehen. Nach ihrem Alter. VII. Von den Krankheiten der Schafe. 1) Die Drehkrankheit. 2) Die Traber- oder Gnubberkrankheit und das Kreuzdrehen. 3) Die Raude oder Krätze. 4) Die Klauenseuche oder Krümpe. 5) Der Blutschlag oder das laufende Feuer, auch Staupe genannt. 6) Die Pocken oder Blattern. 7) Die Lämmerlähme. 8) Die Ruhr. 9) Der Husten und die Kachexie. 10) Die Egelkrankheit und die Fäule. VIII. Von der Aufbewahrung des Futters. 1) Das Heu. 2) Das Stroh und die Spreu. 3) Die Wurzelgewächse. IX. Von der Wollkenntniß. X. Von der Schwemme und Schur der Schafe. 1) Die Schwemme oder die Wäsche. 2) Die Schur. XI. Vom Vertrage (Contracte) des Schäfers. XII. Einige Anweisungen auf besondere Fälle. 1) Bescheidenes, höfliches Betragen. 2) Benehmen bei vorkommenden plötzlichen Verlusten in der Heerde. 3) Verhalten bei eintretender Futternoth. 4) Der Schäfer soll ohne Erlaubniß keinen Fremden in den Schafstall lassen. 5) Wie er ein Schaf greifen und Wollmuster nehmen kann. 6) Er soll weder Schweine, Hühner, noch anderes Vieh im Schafstalle haben. 7) Wie er sich zu benehmen hat, wenn er Schafe von der Ferne her holen muß. 8) Was er thun soll, wenn den Schafen augenscheinliche Gefahr droht. 9) Erlernung und Anwendung des in diesem Buche Abgehandelten.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[173] So eben ist bei uns erschienen:

Engelhard.

Eine Erzählung

von **Konrad von Würzburg.**

Mit Anmerkungen

von **Moritz Haupt.**

gr. 8. Preis 1½ Thlr.

Leipzig.

Weidmann'sche Buchhandlung.

---

[112] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lehrbuch

der

philosophischen Rechtswissenschaft

oder des

Naturrechts

von

Dr. Karl Heinrich v. Gros,

k. würt. Geheimen Rathe (vormal. Prof. des Rechts zu Erlangen.)

Sechste, unveränderte, nach dem Tode des Verfassers erschienene Ausgabe.

gr. 8. Preis 3 fl oder 1 Rthlr. 20 gGr.

Obgleich dieses mit seltener Klarheit geschriebene Werk ursprünglich ein Handbuch zum Gebrauch für akademische Vorlesungen ist, so kann doch ebenso jeder Gebildete über die wichtigsten Fragen der Rechtslehre auf die einfachste Weise darin Belehrung finden.

Der Verfasser geht nicht vom göttlichen Recht, sondern vom Gesellschaftsvertrage aus. Er leitet die Staatsgewalt aus dem Willen und Interesse der Staatsmitglieder her; er glaubt, daß sie vernünftigerweise nie etwas anders seyn könne, als der Ausdruck des Gesammtwillens, und daß sie keinen andern Zweck haben könne, als das allgemeine Beste.

In der Durchführung dieses Grundgedankens bewährt der Verfasser großen Scharfsinn. Immer hält er den Begriff des allgemeinen Besten fest und weist alle weitere einseitige Anforderungen an das Naturrecht, so wie alle möglichen Verwechslungen und Täuschungen zurück. Indem er aber unter dem allgemeinen Besten immer nur den wohlverstandenen, überlegten, allen zum Bewußtseyn gekommenen Gesammtwillen versteht, und sogar die Ausübung dieses Willens unter Controle stellt, weist er die einseitige Lehre ab, nach welcher das allgemeine Beste etwas den Menschen Aufgedrungenes seyn soll, vielmehr entspreche nur derjenige Staat der Idee der Rechts, in welchem das Volk durch Personen aus seiner Mitte bei der Ausübung der Staatsgewalt mitwirke; denn es sey nicht genug, daß man die Staatsgewalt als ursprünglich aus dem Gesammtwillen hervorgegangen und denselben repräsentirend betrachte, der Gesammtwille habe damit nicht aufgehört zu existiren, sondern bestehe neben der Staatsgewalt fort und habe nicht nur das Recht und die Pflicht, sie zu controliren, sondern auch erforderlichen Falls zu reformiren.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[154] So eben ist erschienen und durch alle solide Buchhandlungen zu haben:

Niccolini, Arnoldo di Brescia, tragedia in 5 atti. gr. 8. 10 Sgr. 36 kr. rhein. (Nr. 11 des Teatro italiano.)

Diese neueste Tragödie erregt ihres hohen poetischen Werthes halber das höchste Interesse. Vom Papste ist sie mit dem Interdikt belegt worden. Die Pariser Ausgabe kostet 2½ Rthlr.

Dr. Schulte. Das englische Parlament. gr. 8. ½ Rthlr. — 54 kr. rhein.

C. Blum. Theater. Bd. IV. Vicomte von Letorières. Tempora mutantur oder die gestrengen Herren. 8. 1 Rthlr. — 1 fl. 48 kr. rhein.

Berlin.

Schlesinger'sche Buch- u. Musikalienhandlung.

Ueber

das Wesen der Gletscher

und

Winterreise in das Eismeer.

Von

F. J. Hugi.

gr. 8. broch. Preis 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr. 4 gGr.

Diese Schrift, so schroff sie andern Arbeiten über die Gletscher entgegensteht, hat sicher ihr Gutes, wenn es auch nur in diesem Widerspruch und in vielen früher noch nicht beobachteten Thatsachen bestünde. Ueber das Wesen der Gletscher ist bis jetzt nur noch so wenig bekannt, daß die hier mitgetheilten schwierigen Untersuchungen der Wissenschaft in vielfacher Beziehung förderlich seyn werden und als ein nicht unbedeutender Gewinnn für dieselbe betrachtet werden dürfen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 88.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 11. April 1844.

Ein tiefer Blick in die Natur!
Hier iſt ein Wunder, glaubet nur!
Goethe.

Der alte Hammelmann.

(Fortſetzung.)

Nieder wies dieſes Begehren an den Pfarrer mit dem Vorgeben, daß auf ſein eigenes Geheiß der Hirt ſchwerlich kommen werde. Pachmayr ſah höchſt bedenklich drein und zweifelte ſehr an der Bereitwilligkeit des Erſehnten, ſich zu ſtellen und nach dem Wunſch des Fremdlings zu thun. Der Rechtsgelehrte aber war nicht darum ein erfahrener Anwalt, um ſich mit Ausreden abſpeiſen zu laſſen, ſondern ſtellte mit ſo beredten Worten die Angſt und Sorge eines Vaterherzens um den leidenden Liebling dar und führte überhaupt ſeine Sache ſo meiſterhaft, daß der alte Mann helle Thränen weinte und nur mit Mühe abgehalten werden konnte, den Schäfer ſelbſt zu ſuchen und zu holen. Als jedoch der Bernſene erſchien, ließ Pachmayr es ſich nicht nehmen, das Begehren des Gaſtes ſelber vorzutragen und dem zaudernden Hammelmann eine Standrede zu halten, deren kräftigſter Theil aus dem beſtand, was kurz vorher der beredte Anwalt für ſich angeführt. Der Hirt aber weinte nicht, ſondern ſagte ganz gelaſſen: „Warum macht Er denn ſo viele Worte, hochwürdiger Herr?“ — „Weil du nicht auf mich hören willſt,“ entgegnete Pachmayr. — „Er läßt mich ja gar nicht zum Wort kommen, um ja oder nein zu ſagen,“ fuhr der Jakob fort, „ſonſt hätt' ich längſt geantwortet, daß ich eigentlich zu nichts weiterem berufen bin, als Kröpfe zu heilen.“ — „Das Kind hat ja einen Kropf,“ fiel ihm Brüggemann in das Wort. — „Ei, warum hat Er das nicht gleich geſagt!“ rief der Schäfer; „nach des Herrn Pfarrers erbaulicher Predigt hätt' ich zwar auch ohne den Kropf alles unternommen, was ihr von mir begehrt, aber ſo iſt mir's doch lieber. Wo iſt das Mädel? Führt mich zu ihm.“

Erſchöpft von der ungewohnten Beſchwerlichkeit der Fahrt, lag Amalie mehr als ſie ſaß in dem mit Federkiſſen ausgefütterten Großvaterſtuhle, und ſah mit matter Verwunderung den zottelbärtigen Schäfer in Begleitung ihres Vaters und der zwei geiſtlichen Herren hereinkommen. — „Lieber Vater,“ liſpelte ſie, „was ſoll das bedeuten? was will der wilde Mann?“ — „Er will dir helfen, mein Kind,“ ſagte der Anwalt. — „O nur nicht mehr helfen!“ jammerte ſie mit ſchwimmenden Augen; „ich kann keine Hülfe mehr aushalten!“ — „Sey getroſt, mein Kind,“ fuhr der Vater fort; „der gute Mann iſt nicht gekommen, um dich mit Pflaſtern und Latwergen, mit Merkur und Teufelsdreck zu peinigen, oder gar mit Meſſern und Zangen, mit Eiſen und Schwefel zu martern. Er wird mit dir beten und dich dem Schutz des Allmächtigen anbefehlen.“

Amalie lächelte mit dem verklärten Ausdruck, der kranken Kindern so eigenthümlich ist, und entblößte ohne Widerrede ihren Hals. Der Schäfer nahm ihre beiden Hände in seine Linke, gebot ihr, still für sich zu beten und ihm dabei fest in die Augen zu blicken, und hielt während dessen die zwei ersten Finger seiner Rechten ausgestreckt ganz nah gegen ihren Hals hin, doch ohne denselben zu berühren. So blieb er eine geraume Weile stehen, starr wie ein ehernes Bild, mit zusammengezogenen Brauen und schier furchtbar anzublicken; aber das Kind fühlte keine Angst, sondern schaute voll Vertrauen zu ihm empor und schien endlich sogar ein gewisses Behagen zu empfinden, bis es, zusammenschaudernd, einen leichten Schrei ausstieß. Der Schäfer hatte mit den zwei ausgestreckten Fingern ihren Hals berührt, und diese Berührung war, wie Amalie später aussagte, gleich der von einem glühenden Eisen gewesen. Und sie wußte, die arme Kleine, wie glühendes Eisen thut! Jakob nahm schnell ihr Tuch, umwickelte damit ihren Hals, legte ihr seine beiden Hände auf's Haupt und sprach dazu: „Halte dich ganz ruhig, Töchterlein. Lege dich gleich zu Bett. Löse das Tuch nicht von deinem Hals bis morgen früh. Du wirst in einen tiefen und gesunden Schlummer versinken. Gott befohlen, mein Kind!" — Mit diesen Worten wandte er sich um, ging zur Thüre hinaus, ohne die andern Anwesenden weiter zu beachten, und sie sahen durch das Fenster, wie er gemessenen Schrittes still von dannen wandelte, umkreist in lustigen tollen Sprüngen von dem wedelnden Fassan, der treu und geduldig auf der Schwelle seinen Herrn erwartet hatte. Brüggemann küßte seines Mädchens Stirn und die Männer gingen, um die Kranke durch Sibylle zu Bett bringen zu lassen.

Der Pfarrer ging seiner Gewohnheit nach mit den Hühnern zur Ruhe, und die zwei Freunde blieben bei einander in traulicher Zwiesprach sitzen. Sie hatten sich das Wort gegeben, denjenigen Gegenstand, der zur Stunde dem zärtlichen Vater vorzüglich am Herzen lag, mit keiner Sylbe zu berühren, sondern den Ausgang in stummer Ergebung abzuwarten; und da es nun gerade deßwegen doppelt nothwendig ward, eine Saite anzuschlagen, welche stark und voll im Gemüthe wiederhalle, so ergab es sich ganz natürlich, daß der Rechtsgelehrte gar bald auf das verfiel, was seine Seele Tag und Nacht beschäftigte, nämlich auf die Wünsche seines emporstrebenden Ehrgeizes, der seit einiger Zeit angefangen hatte, dem Verlangen nach Geld und Gut in ihm den Rang streitig zu machen, um mindestens mit demselben gleichen Schritts Hand in Hand zu gehen. — Hier ist nun Folgendes zu wissen.

Der Herr des Landes hatte einige Jahre zuvor seinem Volke eine landständische Verfassung verheißen und traf die ernstlichsten Anstalten, sein Versprechen zu erfüllen. Bereits war das Grundgesetz verkündet, und mit Nächstem sollten die Urwahlen ausgeschrieben werden, um die Wahlmänner zu bezeichnen, welche dann die Abgeordneten für den ersten Landtag zu ernennen haben würden. Ein solcher Zustand mußte nun alle Erwartungen auf's Höchste spannen, die Leidenschaften in ihren Grundtiefen aufrühren, denn an Bewerbern „um das Vertrauen des Volkes," wie sie's nennen, war kein Mangel. Auch Brüggemann gehörte dieser Zahl an, und er hätte in dem Bezirke seines Wohnsitzes gegen alle andern Nebenbuhler schon im Voraus gewonnenes Spiel gehabt, wäre nicht der einzige, den er wahrhaft zu fürchten hatte, ein reicher Fabrikant aus einer Nachbarstadt, wider alles Vermuthen just zu Besenheim in die Schranken getreten.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber das Sklavenwesen des Alterthums in Vergleichung mit dem modernen.

(Schluß.)

Den Hirten ging es schon erträglicher; sie lebten mit ihrem Vieh die meiste Zeit des Jahrs, vom April bis zum November, in den ungeheuern Bergwaldungen unter freiem Himmel, beschäftigten sich nebenbei mit der Jagd, zu welchem Behufe, und weil man weder in Griechenland noch in Italien vor Bären und Wölfen sicher war, sie die Erlaubniß hatten, Waffen zu tragen, und bildeten, wie uns die Hirtengedichte Theokrits und Virgils anmuthig belehren, mit ihren Geliebten oder ihr Loos theilenden Gattinnen einen idyllischen Staat für sich. Wenn man erwägt, daß ein Viehstand von 400 Stück Rindern und 10,000 Schafen auf den großen römischen Landgütern nichts Ungewöhnliches war, auf je sechzig bis hundert Häupter Vieh aber ein, auch wohl zwei Hirten kamen, so ergibt sich für diesen Staat auch eine ziemliche Bevölkerung.

Die städtischen Sklaven waren um den Herrn, die Frau und die Kinder nach den verschiedensten Bedürfnissen vertheilt. Ueber leztere führten Wärterinnen und alte, zuverläßige Männer, Pädagogen genannt, die Aufsicht, begleiteten sie auf den Schulwegen und zurück, und besondere Knaben trugen denselben ihre Bücher, Rechentafeln und Schreibmaterialien nach. Jeder ausgehende Römer hatte mindestens einen Leibdiener hinter sich, der ihm der bloßen Parade wegen auf dem Fuße folgte und allenfalls einen gelegentlichen Befehl empfing. Da Vornehmere sich in der Regel der Sänften oder vielmehr der Palankins bedienten und dann natürlich

auch ein größeres Gefolge mit ſich führten, ſo pflegten in der Regel ein oder mehrere Läufer voran zu gehen, um das auf Roms Straßen jederzeit dicht zudrängende Volk aus dem Wege zu ſchieben. Zu dieſen Läufern wählte man die langen, knochigen, hagern Braunen oder Schwarzen Nordafrikas; ihre Tracht war eine mit Silberblech belegte Kopfbedeckung, die man dem Pferdeſchmuck entlehnt hatte und welche in fürſtlichen Reſidenzen, da wo dieſes Geräthe hoffärthiger Pracht im Gebrauche geblieben, noch jezt zu ſehen iſt, eine ſcharlachene Tunika, ein ſchneeweißer Schurz und ein Stab mit ſilbernem Knopfe, das Coſtüm, welches die fürſtlichen Republikaner den unrepublikaniſchen Fürſten bis auf heute vererbt haben.

Bibliothekare, Sekretäre, Vorleſer, Bücherabſchreiber gehörten zu dem Hausſtaate wiſſenſchaftlich gebildeter Römer, den in der Regel ein in der Freiheit lebender oder freigelaſſener griechiſcher Philoſoph als Hausfreund und Geſellſchafter vollendete, ein Möbel, das den Vornehmen Italiens für ſo manche Anliegen des Geiſtes und Herzens, zuweilen ſogar als Vermittler des Hausfriedens ſo unentbehrlich geworden iſt, daß ſie daſſelbe in Geſtalt eines Hauskaplans noch gegenwärtig bewahren. Sklaven dieſer Art wurden theuer bezahlt; doch iſt ſo ziemlich die höchſte Summe, welche wir als Preis ausgezeichnet ſchöner, gebildeter oder geſchickter Sklaven angegeben finden, 5000 Thaler, während ein gemeiner Sklave, ein Arbeiter, Handwerker oder Gladiator allenfalls in Griechenland zu 50, in Rom zu 100 bis 200 Thalern zu haben war. Den Horaz koſtete ſein Bedienter 100 Thaler; er hatte aber überhaupt in der Stadt drei Sklaven, auf ſeinem Landgute einen Verwalter und acht Arbeiter, nebſt einer Schaffnerin.

Ferner hielten ſich vornehme Herrn eine Kapelle, und es verſteht ſich, daß auch die zu dieſer gehörigen Sklaven hoch im Preiſe ſtanden. Sie hatten zu Pagen ſchöne griechiſche und aſiatiſche Knaben mit langen blonden Haaren, welche lediglich als Mundſchenken der Hausherrn dienten, ihm bei der Sieſta mit einem Pfauenfächer die Fliegen wedelten, ihn Abends auskleideten, Morgens beſchuhten, der Dame vom Hauſe das Frühſtück auftrugen und alle jene halbentbehrlichen und doch ungern vermißten Dienſte des Luxus verrichteten, die am wohlfeilſten zu thun ſind und mit Gunſt und Gaben am theuerſten bezahlt werden. Dieſe Knaben ſtanden vielleicht am höchſten im Preiſe.

Da ferner alle Kleidungsſtücke, Zeuge, Hausgeräthe und Lebensmittel im Hauſe zubereitet wurden, ſo hatte man für alle dieſe Zweige des Haushalts die gehörigen Sklaven und Sklavinnen. Für die Tafel zeichneten ſich der Bäcker, der Conditor, der Geflügelſtopfer, ferner der Tafeldecker und Bratenzerleger aus. Einiger dieſer lezteren haben wir bereits in einem früheren Aufſatze gedacht, als wir die römiſchen Tafelgenüſſe behandelten. Die Handwerker arbeiteten größtentheils fabrikmäßig, und geſchickte Leute ihrer Art wurden auf Spekulation gehalten, um vermiethet zu werden. Selbſt Schauſpieler finden wir unter den Sklaven, und z. B. der gefeierte Mime Roſcius, Ciceros Freund, gab ſich damit ab, junge Sklaven in ſeiner Kunſt zu unterrichten, um aus deren Vermiethung an die Bühne Gewinn zu ziehen. Deßgleichen hielten Spekulanten Platzbedienten oder Lohndiener, Ciceronen für Reiſende, Herumträger von Waaren, Gladiatoren und anderes Geſinde, alles, um dieſelben zu vermiethen.

Der Hausſtand mancher römiſchen Großen, was die Sklaven betrifft, ging eben ſo in's Ungeheure, als ihr Lebensluxus, ihre Garderobe, oder ihr politiſcher Unternehmungsgeiſt. Man hatte buchſtäblich förmliche Armeen von Sklaven, denn es gab Magnaten, die ihrer zehn-, ja zwanzigtauſend beſaßen. Kein Wunder daher, daß die wenigſten Herrn ihre Sklaven alle perſönlich kannten, oder auch nur deren Namen wußten. Sie hatten ihre Leute unter den Freigelaſſenen oder vertrauten Leibeigenen, welche über dieſelben eine Liſte führten, den Abgang der Verſtorbenen, Davongelaufenen oder unbrauchbar Gewordenen durch neue Ankäufe erſezten, die Maſſen in Unterabtheilungen theilten und dieſen eigene Vorſteher gaben. Wohldenkende Herren, beſonders in der ältern Zeit, verkauften keinen Sklaven, weil er alt und arbeitsunfähig, oder wenigſtens weniger einträglich geworden. Sie vergönnten ihm auf irgend einem ihrer Landgüter in ſorgenfreier Muße das Gnadenbrod.

Hier iſt ein Unterſchied liberaler und illiberaler Geſinnung an zwei im Staatsleben zu verſchiedenen Epochen des römiſchen Staats gleich hochſtehenden Männern intereſſant zu bemerken. Cato der Cenſor, im Zeitalter der Scipionen, gebietet, einen alten Sklaven zu verkaufen, einen ausgedienten Stier zu ſchlachten; Plinius, der unter Titus, als Admiral der römiſchen Flotte, bei dem Ausbruche des Veſuv ein Opfer ſeiner Wißbegier wurde, tadelt den Patriarchen wegen dieſer Knickerei, und empfiehlt, ſolche Arme bis an ihren Tod großmüthig zu füttern. Das Sklavenperſonal eines veräußerten Grundſtücks ging als Inventarium an den Käufer über.

Eigenthum konnte kein römiſcher Sklave beſitzen, ſo wenig wie ein noch in Vaters Gewalt ſtehender Sohn; beide hatten lediglich ein Spargut, das aus Geſchenken und kleinen Vergünſtigungen, z. B. bei einem Hirten aus der Erlaubniß, ſich einige Stücke für ſich aufzuziehen, erwuchs. Der Herr hatte über dieß Spargut ein Recht der Verfügung, zum Pfande des Wohlverhaltens, ließ es aber dem wohlgeſinnten und ſich gut aufführenden Sklaven, damit er ſich die Freiheit erkaufe, oder ſchenkte es ihm mit dieſer.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, März.

(Schluß.)

Theater. — Saphir. — Alterthümer. — Heinrich von Osterdingen.

Im Theater an der Wien wurde kürzlich als Neuigkeit „die Spielkameraden," Lokalposse von Friedr. Kaiser, gegeben. Kaiser ist ein talentvoller, junger Bühnendichter, und mit Nestroy eine Stütze der genannten und der Leopoldstädter Bühne; gleichwohl gelingt ihm nicht jeder Wurf, zumal er sein Talent zu unnatürlicher Fruchtbarkeit zwingt, daher denn unreife, übereilte Produkte. Das Theater in der Josephstadt gibt fast ausschließlich Ausstattungsstücke, deren man indessen auch müde zu werden anfängt. Solche Zugstücke imponiren eine Weile der Masse, steigern aber allmählig die Ansprüche der Schaulust so in's Maßlose, daß endlich kaum mehr der glänzendste Spektakel befriedigt, wenn nicht etwas mitgeboten wird, was auch den innern Sie irgendwie beschäftigt. So fiel neulich ein nur auf äußern Effekt berechnetes Stück: „Ein Morgen, Mittag und Abend in Wien," als Pendant des im Theater an der Wien gegebenen französischen: „Ein Abend, eine Nacht und ein Morgen in Paris," völlig durch. Diesen Augenblick spielen auf der Josephstädter Bühne die englischen Gymnastiker Chapman, Hollyoak u. s. w. mit großem Beifall. In der That leisten sie auch in ihrem Fache Außerordentliches; aber Künste dieser Art gehören in eine Arena oder in einen Circus, nicht auf eine Bühne. Doch wozu hat das Theater nicht schon dienen müssen!

Saphirs längst angekündigte musikalisch deklamatorische Akademie hat nun im Josephstädter Theater vor einer zahlreichen Versammlung stattgefunden. Er hat nun bei zwanzig humoristische Vorlesungen in Wien veranstaltet, und immer hieß es von der jüngsten, sie sey die glänzendste von allen gewesen. Dasselbe war auch diesmal der Fall. Sein Thema ist immer ein frisch aus der Gegenwart gegriffenes, daher auch palpables. Diesmal gab der Vorleser: „natürliche Betrachtungen über das Thier-, Pflanzen- und Mineralreich, als drei Reiche der Natur, und über Dichter, Verliebte und Eheleute, als drei Arme," zum Besten. Der bekannte, seit geraumer Zeit hier anwesende Dr. Wiest bereitet auch humoristische Akademien vor. Er ist ein Wiener und machte sich in früherer Zeit als witziger Kritiker in der Bäuerleschen Theaterzeitung, später als Redakteur einer pikanten Zeitschrift bekannt. Eine Concurrenz mit Saphir in einem vom letzteren fast ausschließlich beherrschten Fache ist immerhin ein Wagstück.

Die k. k. Bildergalerie im Belvedere hat kürzlich eine interessante Bereicherung erhalten. Es wurde dort das Originalölgemälde von Aerttinger: „Erzherzog Karl, umgeben von den berühmtesten Generalen seiner Zeit," aufgestellt. Es wäre überflüssig, sich hier über den historischen Werth des Bildes auszusprechen; der künstlerische besteht in korrekter Zeichnung, schöner Gruppirung, harmonischer Anordnung und effektvollem Colorit. Bekanntlich existirt von diesem Bilde eine meisterhafte Lithographie Hanfstängels in München. Aerttinger erhielt zum Schutze gegen Nachdruck ein fünfjähriges ausschließliches Privilegium. — Bemerkenswerth ist auch die Bereicherung des Antiken- und Münzkabinets durch neuerliche Ausgrabungen in der Nähe von Wien. Sie dürften sich noch meiner Mittheilungen über i. J. 1842 gefundene römische Meilensteine erinnern; ein nicht minder interessanter Fund sind die kürzlich in Klein-Schwechat (einige Stunden von Wien) unter der Sohle eines unausgemauerten Brunnens zu Tage gekommenen Antiquitäten. Es sind dieß sechs römische Milliarien aus den Zeiten des Antoninus Pius, Septimius Severus, Trajanus, Maximinus Thrax, Gordianus und Valerianus. Einige derselben sind noch in gutem Zustande, der größere Theil besteht aus Fragmenten, wobei sich aber die Inschriften befriedigend ergänzen lassen. Der besterhaltene darunter ist der von Gordianus. Er ist von weißem Sandstein und wurde 238 n. Ch., also im ersten Jahre der Regierung Gordians, gesetzt. Auf den Fragmenten eines andern kommt der Name des Fabius Cilo, Proprätors in Pannonien und spätern Consuls, vor. Dieser Meilenstein dürfte um 200 n. Ch. gesetzt worden seyn. Außerdem wurden zwei kleine Büsten von roher Arbeit und mehrere Münzen gefunden. Auch haben die Eisenbahnbauten manchen interessanten Gegenstand aus dem Schooß der Erde zu Tage gefördert. — Bekanntlich haben es österreichische Gelehrte versucht, das Nibelungenlied für Oesterreich zu vindiciren, indem sie Heinrich von Osterdingen, den Sänger im Wartburgstreite, als Dichter desselben bezeichnen und letztern wieder nur als Oesterreicher gelten lassen wollen. Wie um Homer, streiten sich mehrere deutsche Stämme um die Landsmannschaft des Nibelungendichters, und wie man in neueren Zeiten im Dichter der Ilias nur eine mythische Person, oder einen bloßen Compilator jener uralten Gesänge erblicken wollte, so wollen auch mehrere Kritiker von einem Heinrich von Osterdingen als Dichter nichts wissen, oder glauben ihm nur das Verdienst eines Anordners und Bearbeiters des Nibelungenliedes zugestehen zu dürfen. Ueberdieß wird die Wiege Heinrichs von Osterdingen bald nach Thüringen, bald nach Schwaben, bald nach Mainz u. s. w. versetzt. Gegen solche Behauptungen tritt nun Anton Ritter von Spaun, ein in das Studium des Nibelungenliedes, so wie der deutschen Heldensagen überhaupt tief eingedrungener Gelehrter, kräftig auf und bekämpft namentlich die Ansichten Lachmanns, der überhaupt keinen einzelnen Dichter als Verfasser der Nibelungen gelten lassen will. Von Spaun hat bereits früher eine besondere Schrift über Heinrich von Osterdingen veröffentlicht, und er gab sich seit mehreren Jahren in einer Reihe von Aufsätzen (abgedruckt in der Zeitschrift des Linzer Francisco-Carolino-Museums) Mühe, über alle Oesterreich angehörigen Heldengedichte und über deren inneren Zusammenhang Nachweise zu liefern. Nach ihm ist Heinrich von Osterdingen auch Verfasser des „König Laurin" (dieses Gedicht trägt die Unterschrift H. v. O.), der wieder seinerseits mit „Piterolf" in Verbindung steht. Es kann nicht die Rede davon seyn, hier die Gründe des Gelehrten anzuführen; genug, er combinirt alle historischen, geographischen, sprachlichen und sonstigen äußeren und inneren Zeugnisse und zieht daraus den Schluß, daß der Dichter des Nibelungenliedes kein anderer als Heinrich von Osterdingen und dieser wieder nur ein Oesterreicher sey. Die Existenz des Geschlechts der Freien von Ostbering oder Osterding zur Zeit des Wartburgkriegs, und bereits ein halbes Jahrhundert früher, im Traungau, läßt sich urkundlich nachweisen. Zwar läßt sich auch das Daseyn eines „Ostberingen" beim Schlosse Rusling dokumentiren, wo das Geschlecht der Rudolfinger oder Rudolfdinger gehaust, und in die Stadt Ostberingen oder nach Mainz wird nun das Stammhaus des Patriziergeschlechts der Osterdingen oder Afterdingen versetzt; allein der Bestand dieser Familie kann nur mit Urkunden aus dem 14ten Jahrhundert nachgewiesen werden.

Beilage: Kunstblatt Nr. 30.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 89.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 12. April 1844.

Meerwunder! ruft ihr, wenn ihr was entdeckt,
Worüber wir uns wundern nicht von ferne;
Wir ſind gewohnt, was ſtaunend euch erſchreckt,
Euch ſind es Himmelskörner, Meeresſterne.
Ihr ſolltet in Corallenwäldern dürfen
Erſt wandeln, Stoff da gäb' es, daß man lerne.

F. Rückert.

Das Ammonshorn.

Ein Nautilus, ſein rieſenhaftes ſchöngeripptes Rad,
Halb unter Waſſer tauchend und die zartgeaderten
Flügel wie große Segel weithin ausbreitend, durchfuhr
Des Urmeers heil'ge Stille, ſeine goldnen Seiten in
Der Sonne blendend, widerſpiegelnd in der ſtillen Fluth,
Gemächlich, weich, wollüſtig, als ob die neugeborene
Natur in ihm zum erſtenmal empfände. Denn noch war
Nichts als das Meer, von niedern Palmeninſeln überſä't
Und leicht umſtrickt von Lotos, deſſen ſüßer Wohlgeruch
Den Morgen der Welt durchduftete und oft mit Blüthenſtaub
Die goldne Muſchel im Vorüberziehn bepuderte.
Noch war kein andres Thier. In dunkler Tiefe barg ſich noch
Das lebenmordende Geſchlecht. Kein Laut ward noch gehört
Der Luft, des Weh's. Kein Menſch noch war, die Herrſchaft der Natur
Theilte die Sonne nur mit jenem ſchönen Muſchelrad,
Das ſie nachahmend ſpielte mit der Fluth, ſanft umgerollt.

Jahrtauſende vergingen und in tiefer Bergesnacht
Begraben lag ſo lange Zeit der ſchöne Nautilus,
Goldglänzend noch, obgleich ihn keine Sonne mehr beſchien,
Von ſchöner Windung noch, wie ſchaukelnd auf der weichen Fluth,
Doch eingemauert in den ſtarren Felſen, lebenlos
Und von metalliſchen Stoffen ſo durchdrungen, daß er ſelbſt
Sein ehern Monument war. Denn das Weſen, das zuerſt
Empfunden hatte unter allen, welche ſterblich ſind,
Sollte, wenn todt auch und begraben, doch nicht untergehn.

Auf einer Oaſe, welche mitten in den brennenden
Sandwüſten lieblich grünte, gruben einen Brunnen einſt
Die Aethiopen und entdeckten tief im Felſengrund
Den Nautilus. O welches Staunen faßte ſie und rings
Das Volk, die Prieſter, die ſich um das Wunder ſammelten.
Es iſt das Horn des Sonnengottes, der als Widder im
Frühling die Welt befruchtet, Ammons Horn, leibhaftig, ja,
Rief alles, und ſo groß und golden, wie er ſelbſt es trug.
Und alle ſanken auf die Knie und beteten es an,
Und wölbten einen ungeheuern Tempel drüber hin,
Geſchmückt mit allen Schätzen Afrikas: Ammonium.

Wolfgang Menzel.

Der alte Hammelmann.

(Fortſetzung.)

„Dieſer Mitbewerber erregt mir ſchwere Sorge," ſagte der Anwalt unter anderem; „er iſt um vieles reicher

als ich, setzt eine große Masse von Leuten in Nahrung, theils durch die Arbeit, welche er ihnen aufträgt, theils durch die Geschäfte, welche er mit ihnen macht. Die kleinen Kaufleute, die Krämer der ganzen Umgegend stehen mit ihm in laufender Rechnung, und es werden wenige unter ihnen seyn, die ihm nicht mit verfallenen Forderungen dermaßen verpflichtet wären, daß er sie nicht zu jeder Stunde verderben könnte. Somit hat er eine einflußreiche Classe von Bürgern gänzlich zu seiner Verfügung, und ich muß mir alle erdenkliche Mühe geben, den mir dadurch entstehenden Ausfall durch Stimmenwerbung auf dem platten Land zu decken. Auch will ich Ihnen nur gestehen, mein Freund, daß Ihr Moos zu den Ortschaften gehört, in denen ich festen Fuß fassen möchte, und daß ich hierin nicht wenig auf Ihren Beistand rechne."

Rieder meinte dagegen, es verstände sich wohl von selbst, daß er dem Freunde, vorzüglich dem gleichgesinnten Freunde, mit allem Eifer zu Diensten stehe, doch fürchte er, daß in Moos nicht viel zu hoffen, denn die Gemeinde werde schwerlich einen andern Wahlmann ernennen, als den alten Pachmayr, und dieser seine Stimme sicherlich nicht dem Mitglied eines Standes geben, gegen welchen er außerordentlich eingenommen sey. Der Pfarrer pflege die Rechtsgelehrten eine Landplage zu nennen, sie so schwarz an die Wand zu malen, wie ein Missionär den Gottseibeiuns, um die Bauern zu schrecken, und das Sprüchwort im Munde zu führen: „Juristen schlimme Christen, Advokaten Teufelsbraten!"

Mit höhnischem Lächeln bemerkte Brüggemann dagegen: diese Schwierigkeit sey nicht unübersteiglich, wenn der Kaplan ihn nicht im Stich lassen wolle. — „Ich will nicht umsonst in dieses heillose Bauernnest verschlagen seyn," betheuerte dieser; „rechnen Sie auf mich in allen Stücken. Vor der Hand aber bitt' ich Sie, mir Ihre Gedanken ein wenig auseinander zu setzen, denn ich tappe noch sehr im Dunkeln." — Brüggemann zauderte nicht, diesem Begehren zu willfahren, und der Meister aller Ränke fand in seinem jungen Freund einen so gelehrigen Schüler, daß, als sie um Mitternacht sich trennten, ein tief angelegter Plan fertig war, wie sie, Pachmayrs langjähriges Wirken zerstörend, alle schlimmen Leidenschaften, vor allem die Streitsucht und den Geiz in der Gemeinde zur Gährung bringen wollten.

So fällt der wilde Indier den Baum, um mit Bequemlichkeit die Früchte zu pflücken. Die zwei seinen Herrn aber sagten nicht etwa zu einander: sie hegten im Sinn, die Gemeinde in ihrem Glück zu stören; sondern vielmehr: „wir müssen das Volk aufklären, über seine bürgerlichen Rechte belehren, zum Bewußtseyn seiner Bürgerpflicht erwecken und es mündig machen," und was der hochtrabenden Redensarten mehr waren, wie überhaupt kein Mensch auf Erden lebt, der sein Handeln und Wandeln nicht mit geschraubten Worten und allerlei Spitzfindigkeiten vor sich selbst zu beschönigen strebte. Doch schlug das Gewissen dem Kaplan ein wenig wegen der Verpflichtung, die er übernommen, eine gewisse ihm zu übergebende Geldsumme zum Besten seines Freundes zu verwenden, aber bald beschwichtigte er die mahnende Stimme mit dem Satz: „der Zweck heiligt die Mittel, und ich war eher Bürger als Geistlicher."

Der ehrgeizige Rechtsgelehrte hatte über dieser, all sein Denken und Sinnen in Anspruch nehmenden Verhandlung so sehr jede Sorge und jede Hoffnung des Vaterherzens vergessen, daß er nicht einmal mehr an das Daseyn sogar des Kindes gedachte, bis am frühen Morgen eine weiche Hand ihn schmeichelnd aus dem Schlummer weckte und er, die Augen aufschlagend, seine Amalie vor sich erblickte. — „Welch ein schöner Traum," rief er aus, da er statt der unförmlichen Geschwulst vom vorigen Tage die schlanke ebenmäßige Form des Halses erblickte. — „Kein Traum, mein Vater, sondern ein Wunder," antwortete die Kleine, ihn umarmend. Und in der That war die rasche Verwandlung des Mädchens wie ein Wunder zu betrachten. Nicht nur waren die geduntenen Drüsen in ihre natürlichen Verhältnisse zurückgekehrt, sondern mit der krankhaften Erscheinung war auch die Krankheit selbst verschwunden; Amaliens bisher so matte und schmachtende Augen leuchteten in frischem Glanze, munter und beinahe schelmisch. Der glückliche Vater wußte sich vor Entzücken kaum zu fassen, seine Freude theilte das ganze Haus, und vor allem der ehrwürdige Pachmayr, welcher nicht versäumte, noch an demselben Morgen — es war just Sonntag — von der Kanzel die Gemeinde zu ermahnen: dem lieben Herrgott für ein Wunder zu danken, das er zur Stärkung ihres Glaubens durch einen frommen Mann aus ihrer Mitte gewirkt habe. Worin das Wunder bestehe, sagte er nicht, weil die Leute es ohnehin wußten und die Betheiligten in der Kirche anwesend waren. Nach beendigtem Gottesdienst trat vor der Kirchenthür der dankbare Vater zu dem Retter seines Kindes und bat denselben, ihm einen Augenblick zu folgen. — „Er wird doch nicht auch einen Kropf haben?" fragte der Hammelmann. — „Nein, mein Freund. Aber ich wünsche Ihm meine Dankbarkeit zu beweisen." — „Danke Er nur dem lieben Gott, der heiligen Jungfrau Maria und den Heiligen," brummte der Schäfer. — „Das hab' ich allerdings nicht vergessen," versetzte Brüggemann, „und werd' es auch fürder thun so lang' ich lebe. Aber Ihm möcht' ich sagen, daß Er einen Freund an mir gewonnen hat, auf den Er in jeder Noth rechnen kann." — „Schon recht, und wenn ich Ihn 'mal brauchen sollte, will ich Ihn dran erinnern. Glaub' aber schwerlich, daß es so kommen wird."

Mit dieſen Worten wandte Jakob ſich zum Gehen. Der Anwalt ging eine Weile ſtumm neben ihm her, bis ſie von den Leuten weg waren, und hob dann wieder an: „Hör' Er 'mal, Hubmann, ich hätte noch eine große Bitte an Ihn.“ Der Schäfer blieb ſtehen. „Nun?“ fragte er, „was ſoll's?“ Brüggemann ſtotterte ziemlich verlegen allerlei Redensarten hervor, von denen der andere nicht viel mehr als das Erſuchen verſtand: ein kleines Andenken nicht zu verſchmähen. Der Hammelmann ſteckte die Hände in die Hoſen und verſetzte ziemlich trotzig: er brauche nichts und nehme nichts, denn es wäre eine Sünde, wenn er um Lohn gethan hätte, was er nur um Gotteswillen thun möge. — „So muß Er das Ding auch nicht anſehen,“ ſagte der Anwalt; „von Lohn und Arbeit iſt hier ja keine Rede, ſondern ich, als Sein guter Freund, wünſche Ihm eine kleine Freude zu machen. Will Er mir das verwehren?“ — Der Hirt ſtutzte, und weil der Andere ihm ſo beweglich zuredete, ließ er, halb überzeugt und halb, um den Zudringlichen los zu werden, zuletzt ſich herbei, das in ein Papier gewickelte Geſchenk anzunehmen. „Gott vergelts,“ ſagte er, indem er das Päckchen in die Taſche ſchob und fürbaß ging; „ich werd's auf Seine Geſundheit bei Gelegenheit vertrinken.“ — Lächelnd ſah ihm der Anwalt nach und freute ſich im Stillen auf die Ueberraſchung des Mannes, wenn er die Rolle öffnen würde, von der er offenbar glauben mochte, ſie enthalte kleine Münze, da ſie doch aus zwanzig Dukaten beſtand, ein Kapital für die höchſt beſcheidenen Glücksumſtände des alten Hammelmanns.

Brüggemann ſtellte ſich an, als wollt' er noch an demſelben Tage die Heimreiſe antreten, und fragte nach Pferden, die ihn nach Erlenbach brächten. Da er jedoch in Folge ſeiner nächtlichen Unterredung mit ſeinem Freunde insgeheim feſt entſchloſſen war, bis zum nächſten Morgen zu bleiben, ſo ward es dem guten alten Pfarrer nicht allzuſchwer, ihn durch ſein dringendes Zureden dazu zu bewegen, und es wäre in der That ſchon ein Unrecht gegen die Hauſerin geweſen, wenn die Gäſte die Mittagstafel verſchmäht hätten, durch welche ſie das ohne alle Vorbereitung aufgetragene ſchmale Nachteſſen vom vorigen Abend wieder gut zu machen gedachte, und auch wirklich gut machte, was Alle durch That und Wort freudig und freundlich anerkannten, doch Niemand in ſo hohem Grade, als der zum Schmaus geladene Schulmeiſter, ein klapperdürres altes Männlein, von dem die ſtaunende Amalie gar nicht zu errathen vermochte, wo es all das Zeug hinbrächte, was es zwiſchen Kinn und Naſe durchſchob.

Das Wirthshaus zum Engel bot nach der Veſper einen ganz andern Anblick dar, als Tags zuvor. Thüren und Fenſter waren geöffnet, alle Räume belebt von rührigem jungem Volk, und unter der gewaltigen Linde auf dem freien Platz vor dem Engel ſaßen auf der ſteinernen Brunneneinfaſſung die ältern Hausväter mit dem Schulzen. Auf dieſe Gruppe deutete Rieder, als er mit Brüggemann aus dem Hauſe trat, wo ſie den Pfarrer ſeiner Mittagsruhe überlaſſen hatten. — „Sehen Sie dorthin,“ ſagte der Kaplan, „der wohlgenährte, rothwangige Greis iſt der weiſe Daniel des Dorfes, und es ſollte mich wundern, wenn er nicht eben heute einen Spruch zu fällen hätte; mir iſt, als hätt' ich ſo etwas munkeln hören.“ — „Deſto beſſer,“ verſetzte der Rechtsgelehrte, und ſie geſellten ſich zu den „Dorfhonoratioren,“ welche ihnen freundlich genug Platz machten, und auch bald Red' und Antwort gaben, denn Brüggemann verſtand ſich beſſer darauf, als der in der großen Hauptſtadt geborene und erzogene Kaplan, mit Bauersleuten eine Unterhaltung zu führen, und hatte es darauf angelegt, dem jungen Freunde durch ſein Beiſpiel zu zeigen, wie er es anzufangen habe, um die Zungen zu löſen.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Nürnberg, März.

Der Donau-Mainkanal. — Armenweſen. — Luxus und Antiluxusverein.

Unſer altes Nürnberg wird ſich doch am Ende immer mehr bequemen müſſen, ein neues zu werden. Obgleich z. B. der Donau-Mainkanal, der voriges Jahr eröffnet wurde, wohl auf der halben Strecke, von Nürnberg nach Bamberg, nicht aber ſchon von Nürnberg an die Donau hin befahren werden kann, ſo hat ſich doch ſchon ein ziemlich lebhafter Verkehr auf demſelben angeſponnen, der in dieſem Jahr noch lebhafter werden wird. Sind die hieſigen Kaufleute aufmerkſam und thätig, laſſen ſie nicht die günſtige Gelegenheit vorübergehen, ſo kann Nürnberg leicht ein Mittelpunkt für einen geregelten Getreidehandel zwiſchen Donau und Main bis gegen den Rhein zu auf der einen Seite und nach Sachſen zu auf der andern werden. Gedeiht nämlich das Getreide in den untern Main- und Rheingegenden, ſo iſt das in der Regel in Ober- und Niederbayern nicht der Fall, und umgekehrt. — Was wird aber erſt die Eiſenbahn, wenn ſie hergeſtellt ſeyn wird, für einen Umſchwung, für eine Umgeſtaltung alles bisherigen Handels zur Folge haben! Es iſt keine Frage, daß Alle, welche am Alten und Hergebrachten eigenſinnig feſthalten wollen, zu Grunde gehen, und nur die ſich erhalten und emporſchwingen werden, welche entſchloſſen und gewandt genug ſind, den neuen Verkehrsgeſetzen ſich zu fügen. Schon jetzt hat, in Folge zu großer Concurrenz, der alte, bequeme und einträgliche Commiſſions-, Speditions- und Manufakturwaarenhandel aufgehört, bequem und ſo einträglich wie ſonſt zu ſeyn. Wer geſcheut iſt und die Mittel beſitzt, fängt ſchon jetzt an, mit dem kaufmänniſchen das Fabrikgeſchäft zu verbinden, zu welchem ſich ſpäter

wohl die Meisten werden entschließen müssen. Ob aber mit dem fabrikmäßigen Betrieb alles dessen, was bisher immer noch großentheils einzelne Werkstätten geliefert haben, diese nicht zu Grunde gehen müssen, ist eine Frage, die nicht verneint werden kann. Es ist vielmehr vorauszusehen, daß Hunderte von Familien, die freilich jetzt schon ein kümmerliches Daseyn fristen, an den Bettelstab kommen und die auch bei uns besorglich anwachsende Zahl der Proletarier vermehren werden. Schon jetzt wendet die Commun auf ihre Armen jährlich die Summe von 80,000 Gulden, und man sieht voraus, daß bald 100,000 Gulden werden aufgewendet werden müssen, und daß man auch dann der wachsenden Noth nicht genügend begegnen wird. Es scheint, daß bei uns, wie anderswo, die Grundsätze und Maßregeln der Armenunterstützung nicht die richtigen sind. Allgemeiner Grundsatz sollte wohl seyn, daß jeder Unterstützung, Kranke und Schwache ausgenommen, eine bestimmte Leistung oder Arbeit entsprechen müßte. Es müßte jeder bedürftigen Familie oder Person Arbeit zugewiesen werden, der sie gewachsen ist, und die Unterstützung müßte durchaus nach der geleisteten Arbeit gewährt, gesteigert, versagt werden. So streng und hart dieß klingt, so wäre es gewiß eine wahre Wohlthat und jedenfalls geeignet, die wirklich Arbeitslosen und Arbeitunfähigen erst kennen zu lernen. Denn ist auf der einen Seite nicht zu läugnen, daß Mangel an Gelegenheit, sich etwas zu verdienen, Ursache der Verarmung ist, so spielt Arbeitscheu, Genuß- und Prunksucht dabei gewiß eine eben so große Rolle. Wenn man Sonntags auf unsere städtischen Promenaden, welche unsere Stadt umgeben, geht, so sieht man an Männern und Frauen aller Stände eine Kleiderpracht, von welcher man meint, auf allgemeinen Wohlstand schließen zu dürfen. Ebenso zeigt sich die Genuß- und Vergnügungssucht ohne Maß. Nicht bloß Sonntags, auch an den meisten Wochentagen sind die zahlreichen Vergnügungsorte gedrängt voll und es ist ein Leben dort, als ob beständig ein besonderes Fest zu feiern wäre. Man erzählt sich, daß nicht selten von Frauen aller Stände Wirthshausschulden von bedeutendem Betrage gemacht werden, ja daß der regelmäßige, fast tägliche Wirthshausbesuch früher wohlhabende Familien vollkommen ruinirt habe. Dieß muß man wissen, um zu begreifen, wie man bei uns auf den Gedanken kommen konnte, einen Verein gegen übertriebenen Luxus in Kleidung und Genuß zu gründen. An der Spitze des Vereins steht der erste Bürgermeister, Dr. Binder, der als Vorstand der Polizei und der Armenpflege am besten wissen muß, was hinter dem gleißenden Schein steckt, mit welchem so Viele bemüht sind, die Zerrüttung ihrer Finanzen möglichst lange zu verhüllen. Der Verein zählt mehrere hundert Mitglieder und hat auch die Genehmigung der K. Kreisregierung erhalten; allein es ist Grund vorhanden, ein durchgreifendes Wirken desselben zu bezweifeln. Denn wie ist die Grenze zu bestimmen, wo für irgend Jemand der Luxus, auch nur der übertriebene, anfängt. Diese Grenze ist für Jeden eine andere, und sie kann daher von keinem Verein angegeben und noch weniger ihre Ueberschreitung gerügt werden. Nur ein Verein von Leuten gleichen Standes und ziemlich gleicher Vermögensumstände könnte hier zu einer Uebereinkunft gelangen. Nur die höhern Stände, welche bisher durch ihr Beispiel die niedern verführt haben, es ihnen in äußerem Prunk und Genüssen aller Art gleich zu thun, könnten vielleicht auch durch ihr Beispiel zu einem gewissen Maß und Ziel darin zurückführen. Aber was sagt hiezu die moderne Staatsökonomie? Sie muß ja den Luxus, in Kleidern und Möbeln ꝛc. wenigstens, grundsätzlich befördern, damit alle dem Luxus dienenden Fabrikations- und Gewerkszweige gedeihen, ja, wie z. B. die Lyoner Seidenfabrikation, nur erhalten werde. Und wo blieben denn die Millionen, die der bayersche Malzaufschlag einträgt, wenn es einem allgemeinen Mäßigkeitsvereine — was freilich nicht zu erwarten steht — gelänge, das Biertrinken in Bayern abzuschaffen? Wenn etwas ein Luxus ist, so ist es das Tabakrauchen; aber wer es abschaffen könnte, würde schwerlich die Tausende, welche von der Tabaksfabrikation leben, auf andere Weise ernähren können. Dieß und viel mehr noch ist gegen einen Antiluxusverein gesagt worden und steht seiner Wirksamkeit in der That entgegen. Am meisten verwundert haben sich aber Manche darüber, daß der Verein gegen übertriebenen Luxus sogar von Geistlichen mißbilligt worden ist. Allein die Verwunderung hört auf, wenn man sich erinnert, daß auch im nördlichen Deutschland gerade solche Geistliche sich lau und selbst tadelnd über die Mäßigkeitsvereine ausgesprochen haben, weil sie sich die Herrschaft auf einem Gebiet anmaßten, welches eigentlich der Kirche angehöre. Sehet da, die protestantischen Päpstlein!

(Fortsetzung folgt.)

Charade.

Die erste stellt im mythischen Gedichte
Als Mensch, als Thier sich und als Gött in dar;
Zwei weitere nach biblischem Berichte
Sind einzureiben frommer Frauen Schaar,
Das Ganze schildert die Profangeschichte
Als eine Heldin, wie Debora war,
Ein David Strauß, man könnte darauf wetten,
Wird alle drei in's Grab der Mythe betten.

Ein Königskind ist unser Kind der Mythe
Und mit der Venus holdem Reiz geschmückt,
Von ihrer Schönheit, ihrer Jugendblüthe
Ward Jupiter von Liebe selbst berückt;
Doch dessen Furcht vor Junos Zorngemüthe
Hat sie dem Kreis des Menschlichen entrückt,
So zärtlich auch des Donnerers Behandlung,
So unbehaglich ward ihr die Verwandlung.

Und sie, die Fromme, die vor Gott mit Thränen
Die heil'gen Tempelhallen oft genezt,
Ward endlich durch ein Kindlein auf ihr Sehnen,
Gleich ihrer Namensschwester, hoch ergezt,
Ein Kind, das, wohl einst Haupt von Juda's Söhnen,
Sich selbst die Krone nicht auf's Haupt gesezt,
Von dessen Munde floß des Herren Wahrheit,
Dem selbst der Zukunft Dunkel ward zur Klarheit.

Ein schwaches Mädchen nur nach dem Geschlechte
Half ab das Ganze ihres Volkes Noth,
Das rauhe Kampfschwert schwang die zarte Rechte
Und ihrer Fahne folgte Sieg und Tod;
Denn Gott, der Herr, war's, der ihr im Gefechte,
Darf man ihr glauben, Schutz und Hülfe bot;
Betrog sie Andre? war sie selbst betrogen?
Das bleibt ein Räthsel für den Psychologen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 38.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 90.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 13. April 1844.

Then let us soar to-day; no common theme,
No eastern vision, no distemper'd dream
Inspires — our path, though full of thorns, is plain;
Smooth be the verse and easy be the strain.

Byron.

Londoner Puffpoeten.

Ehe London Puffpoeten beſaß, was nicht lange her iſt, und von Homer, Aeſchylus und Pindar bis auf dieſe Zeit wurde die Poeſie in drei Claſſen getheilt, das Epos, das Drama und die Lyrik. Dank Rowlands Macaſſaröl, Day und Martin's Stiefelwichſe und Mechi's Palmſeife, iſt die edle Sangkunſt in unſern Tagen um eine Claſſe reicher worden, iſt eine neue Blume in den Gärten des Parnaſſes erblüht, deren Duft die Zeitungen den Sterblichen bringen: ſie heißt Puffpoeſie.

Es iſt abgedroſchen, daß Napoleon die Engländer ein Krämervolk genannt hat. Wer das bezweifelt, daß ſie auch ein Dichtervolk ſind, und des Engliſchen nicht ganz unkundig iſt, nehme die erſte beſte engliſche Zeitung, leſe die Avertiſſements, und er wird ſeinen Zweifel widerrufen. Wie tief, wie innig, wie dammdurchbrechend muß der poetiſche Drang einer Nation ſeyn, der ſich an Röcken ausläßt und an Kaffee, an Talglichtern und Raſirmeſſern, Macaſſaröl und Fiſchſaucen, Laranzen und Schnupftabak, Pillen und Seife! Ich behalte abſichtlich einen Gegenſtand zurück, der für die Liſte ſolcher Gemeinheiten viel zu edel, viel zu wichtig iſt, der nie anders als mit Trompeten und Pauken angekündigt wird, jenes „über alle Schätzung erhabene mixtum compositum, das ſich in allen Welttheilen, unter allen Zonen hält und das zarteſte Weißzeug nicht beſudelt," jene exquiſite Flüſſigkeit, an welcher neuere Dichter ſich eben ſo begeiſtert haben wie ältere am Kryſtall der Hippokrene. Ich meine natürlich Stiefelwichſe, engliſch blacking.

In England wie auf dem Feſtlande klagen die von Weltſchmerz ergriffenen Dichter, daß die Poeſie jezt nicht geachtet, das Reich der Fiktion durch Auswanderung in die Gebiete ſolider Wiſſenſchaft und praktiſcher Nützlichkeit immer mehr entvölkert werde, daß man ſich nicht mehr um den Wolkenflug der Genies, nur um den Dampfflug der Lokomotiven kümmere, mit einem Wort, daß trotz ſeiner Flügel Pegaſus auf dem lezten Loche pfeife. Daß dieß nicht wahr iſt, wenigſtens was England und in England vorzugsweiſe London betrifft, zeigt ein Blick in eine Londoner Zeitung. Die koloſſalen Spalten voll Anzeigen ſind nationale Denkmäler gewürdigter dichteriſcher Beſtrebungen. So ſcheint es denn, daß wenigſtens in England die klagenden Dichter eine falſche Richtung verfolgen, daß ſie nur darum keine Beachtung finden und ihr bleicher Weltſchmerz blaſſer Neid iſt über die goldenen Erfolge ihrer vom Avertiſſement begeiſterten Kollegen. Sie verſchwenden ihre Zeit und ihre Reime an epiſche Geſänge, an Tragödien und Oden; damit freilich können ſie nicht gedeihen. Wollten ſie ihre Phantaſie hineinfließen laſſen in den Puffſtrom, ſo brauchten

ſie nicht länger über Vernachläſſigung zu klagen und böſen Hunger zu leiden. In Tauſenden von Abdrücken würden ihre Gedichte verbreitet und für je ſechs Stanzen empfingen ſie ſieben Thaler. Sie und ihre deutſchen Genoſſen — ſollten leztere auch leiſe anfragen, ob nicht in ähnlicher Weiſe Verbreitung und Thaler zu erlangen ſeyen — werden aufbrauſen und von Entweihung des Genies, von Proſtitution der Muſen ſprechen. Das läßt ſich Alles hören, ſie haben aber dennoch Unrecht. Sie thäten klüger, einen Rath zu benutzen, der ihre hohe Miſſion durchaus nicht verkleinert, ſie keineswegs von den Höhen der Dichtkunſt auf die platte Erde niederreißt. Wie wäre das möglich, da nicht der Stoff den Dichter, ſondern der Dichter den Stoff adelt, dem Magier des Morgenlandes gleich, der Alles in Gold verwandelt, was ſein Zauberſtab berührt!

War Burns ein Dichter? Man glaubt's in England und wohl auch in Deutſchland. Was ſcheint proſaiſcher als Zahnweh? Sollte aber das Zahnweh je von der Erde verſchwinden, Burns hat ihm eine dauernde Erinnerung geſichert. Was erſcheint niedriger und irdiſcher als Stiefelwichſe? Vermag ſie aber das hervorzubringen, was nach Wordsworths Definition Poeſie iſt, „the spontaneous overflow of powerful feelings," der ungezwungene Erguß mächtiger Gefühle, warum ſoll, wer ſie empfindet, ſie nicht friſch herausſtrömen laſſen in die Spalten der Zeitungen? Und worin beſteht am Ende der Abſtand zwiſchen einer Flaſche Schuhſchwärze und einer Flaſche Wein? Ob die Muſe des Dichters ſich in Portwein oder in Stiefelglanz berauſcht, kann unmöglich von Belang ſeyn. Ja, bei ruhiger Ueberlegung findet ſich ſogar, daß der Stiefelwichsdichter gegen den Weindichter zwei Vortheile voraus hat. Der Wein war nie ein moraliſcher Stoff, und was noch ſchlimmer, der Stoff iſt bis zur Fadenſcheinigkeit abgenuzt. Sofern aber Schuhſchwärze in ihrer Unſchuld jedes Menſchen äußere Erſcheinung verſchönt, darf ſie wohl ein moraliſcher Stoff heißen, und da die Alten ſie nicht gekannt haben, läuft der Dichter keine Gefahr, Horaz und Virgil zu begegnen.

Es wäre aber Unrecht, wollte man den Beweis, daß die Londoner Puffpoeten auf den Höhen der Dichtkunſt wandeln, mit ihren Oden auf Stiefelwichſe beginnen. Stiefelwichſe iſt von Allem, was ſie beſingen, der begeiſterndſte Gegenſtand, ſie iſt für den Puffpoeten, was die Schönheit für den Lyriker. Alſo tiefer herab, nur daß die Wahl ſchwer fällt, denn es läßt ſich behaupten und ließe ſich durchführen — hier allerdings nicht — daß es in dem Alles fabrizirenden England kein zum Kauf ausgebotenes Fabrikat gibt, das nicht irgend einmal „unerzwungenen Erguß mächtiger Gefühle" hervorgebracht. So liegt vor mir ein Gedicht auf Winterröcke, ſehr paſſend kurz vor Weihnachten eingerückt und „Christmas" überſchriben.

Wie weiß hier der Dichter ſeinen Stoff zu adeln, daß der höchſt Geſtellte den gemeinſten Stoff ferner nicht verachten kann! Jeder muß geſtehen, daß hier ein zierlich und regelrecht gefertigtes Miniaturepos vorliegt. Ohne den geringſten Anlauf ſtürzt der Dichter mit edler Keckheit in medias res. Die Zeit fliegt ſchnell, ſagt er, der Sommer iſt vorüber; Weihnachten vor der Thür. Am Feuer, wo der Weihnachtsklotz lodert, ſchaaren ſich die Knaben um den Vater. Man ſpricht von dieſem und jenem, lebhaft und zwanglos; unbemerkt, faſt hinterliſtig nähert ſich der Dichter ſeinem Zwecke. Der Vater iſt glücklich im Geſpräche mit ſeinem Knaben, aber er iſt ein verſtändiger Mann. Hübſche Jungen, philoſophirt er, und gute Jungen, nur kleine koſtſpielige Menſchen. Allerdings, indeſſen ſo gar koſtſpielig nicht, wenn ſie bequeme und warme Röcke haben, denn das ſteht nicht zu leugnen, daß ein geſunder Knabe ein ganzes Jahr hindurch weniger koſtet als ein vom Arzt beſuchter in Einem Monat. Hier hält der Dichter einen Augenblick an, um nach der Regel des Epos eine Anſpielung auf das claſſiſche Alterthum einzuſchalten. Aeußerſt geſchickt wählt er Julius Cäſar und Brutus und die verhängnißvollen Idus, und gelangt ſo ohne Sprung zu den Winterröcken, den Tags, den Yorker Ueberziehern, den Cheſterfields. Am Ende wird Alles kurz zuſammen gefaßt und in vollſter Klarheit treten Sinn und Zweck des Gedichts hervor: „kauf dir bei Moſes einen Tag, Yorker Ueberzieher, Cheſterfield, der ſchüzt den Leib dir gegen Kält' und Sturm." Ich ſetze den Schluß dieſes kleinen Meiſterſtücks her:

Winter is come, as Caesar declared the Ide,
But I, like Brutus, say it's not passed — provide
From Moses' store a Tag — York wrapper — Chesterfield,
That from cold or storm the body safe will shield.
Of boys' clothes, too, they have an ample store;
Year after year they save you more and more.
Then hie at once, whate'er your station ranks,
And for my advice I'm safe to have your thanks.

(Schluß folgt.)

Der alte Hammelmann.

(Fortſetzung.)

Das ganze Geheimniß beſteht nämlich in etwas, das leicht zu ſagen und ſchwer auszuführen iſt, in der Kunſt, geduldig zuzuhören, denn wer zuhören kann, wird für weiſe gehalten, und wer für weiſe gilt, den trifft dann ſeinerſeits auch die Reihe, zu reden. Nun fand Rieder freilich die ganze Sache ziemlich langweilig, aber „um des

höheren Zweckes willen" ertrug er auch die Langeweile wie ein Mann, bis sich durch das Erscheinen zwei streitender Parteien endlich die ersehnte Abwechslung ergab.

Die Streitenden waren ein paar Männer von rüstigen Jahren, so zwischen vierzig und fünfzig, reiche Bauern in stattlicher Feiertagstracht, mit gewaltigen Dreieckern auf den Köpfen, in schönen langen blauen Tuchröcken mit Silberknöpfen, in gelben Lederhosen, blauen Strümpfen, Schnallenschuhen, jeder mit einem seidenen Tüchel um den Hals, darunter den rothen Brustfleck zwischen den breiten Hosenträgern, und im Mund den silberbeschlagenen Maserkopf an einem ganz kurzen Rohr. — „Gott zum Gruß, Vater Krumm," rief der eine den Schulzen an; „mein Nachbar, des Engelwirths Hansen Michel, will mich verklagen. Komm doch ein Bissel herunter." — „Schon recht, Peter," versetzte der Schulz, „komm du aber lieber mit dem Michel her, das wird sich viel besser schicken und ist immer so gewesen."

Michel sah bedenklich auf den fremden Herrn, der aber sagte: „Nur näher, mein Freund. Versteh' ich mich doch selber auf derlei Angelegenheiten, und habe darin schon manchem braven Mann mit gutem Rath ausgeholfen." — „Voran denn, ihr zwei Beide," rief Krumm. Sie traten wirklich näher und des Engelwirths Hansen Michel hob an: „Mit Verlaub also und nichts für ungut. Drum hat mir des unteren Müllers-Jörgen-Aloysen Peter vor vier Wochen achtzehn Malter Haber, fünfzig Centner Heu und zweihundert Gebund Stroh abgekauft, zusammen für zwei-und-neunzig Gulden Waaren, die er an den Hausknecht im Bären zu Erlenbach für zehn Carolin wieder verkauft hat. Aber mein Geld hat er mir nicht gegeben und will mir's auch nicht zukommen lassen." — Der Schulz fragte den Beklagten, ob das Alles wahr sey? — „Gewiß," sagte der Peter, „die Geschichte ist ganz richtig, aber sie hat nur einen kleinen Haken. Mein Nachbar und Gevatter hat vor sechs Wochen an den Bräumeister zu Zell eine große Lieferung von Gerste abgeführt, und bei der Gelegenheit zwanzig Malter, das Malter zu drei Kronenthalern, von mir erhalten, weil sein eigener Vorrath nicht langen wollte. Er ist mir dadurch sechzig Brabanterthaler, das macht hundert-und-zweiundsechzig Gulden, schuldig geworden. Ich habe also noch siebzig Gulden von ihm heraus zu bekommen, und nicht etwa ihm etwas zu geben." — „Die sechzig Kronenthaler ist dir der Bräumeister schuldig," wandte Michel dagegen ein; „er wird sie auch zu Martini zahlen und ich will sie keine Stunde im Sack behalten, ohne sie dir zu geben." — „Wenn aber nun der Bräumeister nicht zahlt?" fragte Peter. Worauf der andere versetzte: „Wenn der Himmel einfällt, schlägt er uns Alle mitsammen maustodt. Der Brauer ist in seinem Leben noch Niemanden um eines Hellers Werth über die bedungene Zeit schuldig geblieben, und ich bürge für ihn ohne Weiteres. Zu Martini zähl' ich dir deine sechzig Brabänter auf den Tisch, und kein Knopf muß daran fehlen, der Andere mag nun bezahlt haben oder nicht, einerlei. Jetzt aber will ich meine zweiundneunzig Gulden haben, oder das Donnerwetter soll dich erschlagen." — „Ei, mein Michel," hob der Schulz an, „ich hätte nicht geglaubt, daß du um neunzig Gulden anstehst, oder auch um hundert, oder zweihundert. Deine Steuern und Gaben hast du ja für das ganze Jahr zu Lichtmeß schon vorausbezahlt, und deine vorjährige Ernte wird so ziemlich verkauft seyn. Auch wüßte ich nicht, daß du just nöthig hättest, Gäule, Rinder, oder sonst ein Stückel Vieh anzuschaffen." — „Das ist Alles ganz richtig, Vater Krumm," sagte der Michel darauf, „ich steh' auch nicht um dreißig Carolin an, Gott Lob, aber ich habe einmal meinen Kopf aufgesetzt, das Geld von dem hartmäuligen Peter herauszubringen. Ich will, ich muß es haben."

Während dieses Auftrittes hatte sich ein Kreis von neugierigen Hörern versammelt, der mit Beifallsgemurmel die Ermahnung anhörte, welche der Schulz nun an den Trotzkopf richtete. Der Vater Krumm war nämlich mit den Ortsverhältnissen vertraut genug, um zu wissen, daß der ganze Hader von nichts anderem herrührte, als von einem thörichten Weibergezänke, in das die Männer mit verwickelt worden, ohne doch recht zu merken, wie und warum. Der Schulz aber merkte es recht gut, richtete seine Rede danach ein, sprach über die Pflicht verständiger Hausväter: Weiber, Kinder und Gesinde im Zaum zu halten, statt sich von ihren kleinen Zänkereien anstecken zu lassen, und war auf dem besten Wege, die Gegner zu überzeugen und zu versöhnen, als der auf der Lauer sich haltende Rechtsgelehrte, eine entstandene Pause rasch und geschickt benutzend, zu Michel sagte: „Er ist ganz in Seinem Recht, mein Freund." — „Freilich bin ich," bekräftigte Michel, „aber der Schulze will mir's nicht gelten lassen." — „Das römische Recht," fuhr Brüggemann fort, „sagt ausdrücklich: liquidi non est compensatio cum illiquido, das heißt auf deutsch: eine verfallene Forderung darf keineswegs durch eine nicht verfallene wettgeschlagen werden. Da nun Seine Forderung an den Peter schon seit vier Wochen verfallen ist, die Forderung des Peters an Ihn aber erst zu Martini zahlbar wird, bis wohin noch eine ziemlich lange Frist zu verstreichen hat, so hat der Peter Ihm Seine zwei-und-neunzig Gulden sammt den landesüblichen Zinsen vom Tag der Klage an abzuführen, und das von Rechtswegen."

(Fortsetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Nürnberg, März.

(Fortſetzung.)

Wirkſamkeit der Kirche. — Criminalprozeß wegen der Kniebeugung. — Kunſt. — Literatur.

Daß ſich freie Vereine bilden, deren Zweck allerdings ein ſolcher iſt, deſſen Erreichung zugleich ſittliche Beſſerung mit ſich führt, weil die Stiftung jener Vereine ſelbſt aus ſittlichen Erwägungen hervorgeht, beweiſet zweierlei: erſtlich, daß die Menge ſittlichen Antrieben zugänglich iſt, wenn man es verſteht, ſie dafür zu gewinnen, indem man ſich an ihre Vernunft und an ihren freien Willen, welcher die Wurzel aller Sittlichkeit iſt, wendet. Zweitens, daß unſer kirchliches Leben und die Wirkſamkeit unſerer Geiſtlichen nicht von der Art ſind, daß ſie ſich eines ähnlichen Erfolges verſehen könnten. Warum letzteres leider ſo iſt, wie es iſt, hier auseinander zu ſetzen, würde zu weit führen; nur das Eine ſey erwähnt, daß unſere Geiſtlichen aller Confeſſionen nicht brüderlich und väterlich genug zu ihren Gemeinden ſtehen, ſondern entweder als Beamte, oder als Auserwählte des Herrn von oben herab lehren, warnen, drohen, die Gemeinde zu buchſtäblich als die Heerde, ſich als die Hirten betrachten, die allein wiſſen, was Recht iſt. Die Menſchen thun aber nur das gern, wobei ſie ſelbſtthätig ſeyn, ihren guten Willen aus freiem Antriebe äußern können. Unſer Kirchenweſen wird nicht eher wahrhaft beſſernd auf die Sittlichkeit wirken, ehe das Leben in den Gemeinden nicht ein gemeinſames iſt, ehe nicht jedes Gemeindeglied als ein lebendiges, ſelbſtthätiges, frei mitwirkendes betrachtet und irgendwie in Anſpruch genommen wird. Dann werden, wenn ſie noch nöthig und nicht vielmehr überflüſſig geworden ſind, Mäßigkeits- und andere Beſſerungsvereine aus dem Schooße der Gemeinden ſelbſt hervorgehen. — Gegenwärtig beſchäftigt alle die, welche ſich nicht gleichgültig gegen kirchlich religiöſe Fragen verhalten, die Criminalunterſuchung, welche über den proteſtantiſchen Pfarrer und Dekanatsverweſer Röttenbacher verhängt worden iſt, weil er eine Synodialrede durch den Druck bekannt gemacht hat, in welcher er den proteſtantiſchen Soldaten es als eine Glaubens- und Gewiſſenspflicht vorſtellt, die Kniebeugung vor der Monſtranz zu unterlaſſen, aber auch willig die Strafen zu dulden, welche ſie dafür treffen mögen. Der Mann iſt bereits in ſeinen Amtsfunktionen ſuſpendirt und ſieht, wie man vernimmt, der Amtsentſetzung und ſchwerer Strafe entgegen. Die Theilnahme für ihn iſt bei allen Proteſtanten lebhaft und allgemein, und der Convent ſämmtlicher Geiſtlichen des Nürnberger Decanats hat einſtimmig eine Eingabe an das Oberconſiſtorium beſchloſſen, worin ſie mit Entſchiedenheit Röttenbachers Partei ergreifen, und ſeine Handlungsweiſe als eine ſolche bezeichnen, die nur der Ausfluß der Pflicht ſey, welche ihm als proteſtantiſchem Geiſtlichen obliege.

Wenden wir uns von der Religion zur Kunſt, ſo läßt ſich zunächſt von der bildenden Folgendes berichten. Burgſchmied, der den Albrecht Dürer gegoſſen, iſt jetzt eifrig mit dem Guß Beethovens beſchäftigt, und ſeine Sorgfalt, Umſicht und künſtleriſche Liebe laſſen erwarten, daß dieſe zweite größere Arbeit ſeinen Namen als Bronzeſtatuengießer allgemein und für immer begründen werde. Burgſchmied hat vor andern Erzgießern offenbar das voraus, daß er ſelbſt ein Bildhauer, und zwar nicht allein von Profeſſion, ſondern noch mehr voll plaſtiſchem Sinn und Gefühl iſt. Wird er nun noch Herr aller Vortheile beim Gießen, wie ſich nach ſeinen bisherigen Leiſtungen gar nicht zweifeln läßt, ſo muß er ſich immer mehr vor andern hervorthun. Daß er aber nie zu handwerks- oder rein fabrikmäßigem Betrieb ſich verflachen werde, dafür bürgt ſeine Liebe zur Kunſt, und es kommt mir daher faſt wie Ironie vor, wenn er jüngſt von der K. Kanalbauinſpektion auserſehen worden iſt, die Buchſtaben zu der Inſchrift zu gießen, mit welcher der Denkſtein an der Kanalſchleuſe bei Erlangen verſehen werden ſoll. — Was die übrige Kunſtthätigkeit anlangt, ſo iſt ſie, wie immer, ziemlich rege, aber Großes, Bedeutſames, zu neuen Erwartungen Berechtigendes, iſt mir auf der lezten Kunſtausſtellung im Herbſt von hieſigen Künſtlern nicht entgegengetreten. Ein Carton Enzingmüllers, den erſten Sturz Lucifers darſtellend, machte einen unerfreulichen Eindruck; denn „Alles war Abſicht und Alles Bedeutung," und dennoch hatte der Künſtler ſehr wohl daran gethan, unten am Bilde eine ſchriftliche Erklärung über die Menge perſonificirter Bosheiten, Sünden und Laſter anzuhängen. Auge, Sinn und Empfindung konnten den Knäuel ſchlangenartig durcheinander gewirrter Figuren nicht faſſen, noch weniger davon angeſprochen werden. Hier ſah man Kaulbachs ſchon bis zur äußerſten Grenze vorſchreitende ſymboliſch-allegoriſche Manier übertrieben und dazu des phantaſtiſchen Zaubers beraubt, den Kaulbach ſelbſt über ſeine Schöpfungen auszugießen weiß. Es iſt überhaupt gewiß ein Irrthum der neuern Kunſt, wenn ſie glaubt, alle religiöſe Stoffe neu behandeln zu können. Die Zeit dafür iſt vorüber; unſere neue Altgläubigkeit iſt ſelbſt keine urſprüngliche mehr, kann es nicht ſeyn, ſondern ſie iſt durch und durch auf Reflexion und Spekulation beruhend, und forcirt. Das kann ſich nun im bloßen Wort noch ziemlich ſtattlich, ernſt und würdig ausnehmen; im Bilde aber tritt das Gemachte, Unlebendige, Ueberbotene augenblicklich an's Licht. — Unter Kupferſtichen verdient Wagners Porträt Holzſchubers von Albrecht Dürer Auszeichnung. Es ſtellt ſich würdig neben Reindels Apoſtel; nur ſcheint es für den, welcher das Originalgemälde kennt, etwas zu ſcharf und markirt gehalten. — Für die Herausgabe von Heideloffs „Ornamentik des Mittelalters" iſt Nürnberg der rechte Ort; denn nicht allein haben wir eine gehörige Anzahl trefflicher Kupferſtecher, ſondern dieſe ſind auch von Jugend auf an Auffaſſung und Darſtellung des Mittelalterlichen gewöhnt. Das Werk ſelbſt zeigt in den bisherigen Lieferungen einen überraſchenden Reichthum ſchöner und keineswegs allgemein angewendeter, architektoniſcher Formen und Verzierungen. Möge es Anerkennung und Heideloff Zeit und Muße zur Fortſetzung finden. — Von unſerem Theater ſchweige ich; es iſt gar zu armſelig, und wenn es nicht hie und da einen bedeutenderen Künſtler, wie neulich den trefflichen Temoriſten Holzmüller, herbeizöge, der Genuß bereitet, ſo möchte man wünſchen, es wäre gar nicht da. — Ein wiſſenſchaftliches Leben im eigentlichen Sinne findet bei uns nicht ſtatt, obgleich es uns keineswegs an wiſſenſchaftlich tüchtigen Männern fehlt; aber ſie iſoliren ſich. Auch unſer Buchhandel befleißt ſich neuerdings nicht eben, wiſſenſchaftlich oder auch nur literariſch bedeutſame Werke in's Leben zu rufen. Chillany's Menſchenopfer der Hebräer, die bei L. Schrag erſchienen, ſind zwar ein umfangreiches Buch und behandeln eine wichtige Frage, die aber ſchon von Daumer und Nork in ähnlichem Sinne beantwortet worden iſt, als Hauptfrage, allein trotz aller Umſtändlichkeit nicht gründlich genug, um dieſelbe zu einem Epoche machenden Abſchluß gebracht zu haben.

(Schluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 91.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 15. April 1844.

In this, in every place
Fix the litigious ruplure-stirring race,
Who to contention as to trade are led,
To whom dispute and strife are bliss and bread.
G. Crabbe.

Der alte Hammelmann.

(Fortſetzung.)

Der ſchlichte Vater Krumm war über die eben ſo unerwartete als unberufene Einmiſchung erſtaunt und dabei von dem lateiniſchen Sprüchlein ſo verblüfft, daß er mit offenem Mund und weitaufgeriſſenen Augen den gelehrten Fremdling anſtarrte; wie er, machten es auch die Umſtehenden, bis auf Michel, der ſich ſchmunzelnd die Hände rieb. Peter aber fuhr den Anwalt ſehr grob an: „Er könnte auch Sein Maul halten! Was gehen Ihn anderer Leute Händel an? Mach' Er, daß Er weiter kommt, wenn ich Ihm gut zum Rathen bin.“ Bei dieſen Worten ballte der Bauer die derben Fäuſte und trat mit bedrohlicher Miene näher. Brüggemann jedoch ließ ſich nicht einſchüchtern und antwortete gelaſſen: „Ich verbitte mir jede handgreifliche Erklärung, guter Freund. Auch will ich Ihm ſagen, was anderer Leute Händel mich angehen, ich bin Advokat. Verſteht Er mich?“ — „So, Er iſt alſo ſo ein verdammter Rechtsverdreher?“ höhnte der Peter. — „Nehm' Er ſich in Obacht,“ fuhr Brüggemann kaltblütiger fort, „ſonſt werf' ich Ihm eine Ehrenkränkungsklage an den Hals, die ihm tauſend Gulden koſten kann wie einen Kreuzer. Ich bin der Rechtsanwalt Heinrich Brüggemann von Beſenheim, und habe ſchon ganz andere Leute, wie Ihn, zu Paaren getrieben. Weil Er aber mich und meines Gleichen Rechtsverdreher ſchimpft, ſo will ich Ihm und dieſen guten Leuten doch erklären, was eigentlich ein Advokat vorſtellt. Wollt ihr mir wohl erlauben, euch das ein wenig auseinander zu ſetzen?“

Die Bauern drängten ſich noch näher und riefen ihm zu, ſeine Weisheit auszukramen. Der Redner hob an, dem Anſchein nach ganz gelaſſen, doch nach und nach in paſſender Weiſe den Nachdruck ſeines Vortrags ſteigernd und zuweilen auch, wie von eigenem Feuer hingeriſſen, leidenſchaftlich ausbrechend: „Es koſtet viele lange Jahre, meine Freunde, um einen Rechtsgelehrten zu bilden; er rückt ſeine Jugend, ſeine Geſundheit und das erſparte Geld ſeiner Eltern daran, um Tag und Nacht über den Büchern zu brüten und ſich zu ſeinem Berufe ernſtlich vorzubereiten. Ihr werdet nun freilich ſagen, der Herr Amtmann ſey eben ſo gut ein ſtudirter Mann und ein Rechtsgelehrter, als der Anwalt; dagegen aber iſt zu bemerken: wenn der Amtmann nach überſtandenem Examen einmal im Staatsdienſt angeſtellt worden, ſo kann er in Gottes Namen in ſeinem Lehnſtuhl ganz bequem ſitzen bleiben, ſeine Beſoldung verzehren und vergeſſen, was er gelernt hat, denn dafür iſt der Advokat da, um ihm vorzutragen, was das Geſetz in dem und dem Fall vorſchreibt; und da muß der Advokat die Ohren

ſteif halten, meine Lieben, denn er iſt nicht allein beim Amtmann, ſondern es ſteht ihm einer gegenüber, der eben ſo fleißig und viel gelernt hat, als er ſelber, und mit gleichem Scharfſinn die Sache der Gegenpartei führt. Nun denkt euch einmal den Zuſtand, wenn es keine Advokaten gäbe, welche das Geſetz immer im Gedächtniß gegenwärtig haben, und die Parteien müßten ihre Sache ſelber führen, und zwar vor einem feiſten ſchläfrigen Richter, der längſt vergeſſen hätte, was das Geſetzbuch vorſchreibt und — viel zu träge zum Nachleſen — nach Gutdünken und Willkühr urtheilen würde. Denkt euch noch dazu die Parteien ſelbſt, die weder das Geſetz erlernt haben, noch gewohnt ſind, eine Angelegenheit, eine verwickelte Streitfrage, klar und deutlich auseinander zu ſetzen und eine Schrift darüber abzufaſſen. Wenn ihr euch eine ſolche traurige Verwirrung recht lebhaft vorſtellt, ſo werdet ihr klar erkennen, daß der Stand des Advokaten eben ſo unentbehrlich als ehrenvoll iſt, und werdet mir gerne Glauben ſchenken, wenn ich euch erkläre, woher die Benennung „Rechtsverdreher" eigentlich ſtammt. In jedem Prozeß hat immer einer Unrecht, und weil der nun vor Gericht ſeine Sache verliert, ſo läßt er ſeinen thörichten Grimm an den Advokaten aus, indem er ihnen alle mögliche Schimpfnamen beilegt, während er lieber mit ſich ſelber grollen ſollte, weil er ſo einfältig war, eine ungerechte Forderung mit Gewalt durchſetzen zu wollen; der Anwalt aber, durch den er verloren und ſein Gegenpart gewonnen hat, der verdient keinen Tadel, ſondern Lob, denn er hat dem guten Recht den Sieg verſchafft, und das gute Recht, meine Freunde, iſt das höchſte Heiligthum der bürgerlichen Geſellſchaft. Eben darum ſind die Advokaten auch die natürlichen Vertreter des Volkes, und wie ſie als ſolche vor Gericht ſeit undenklichen Zeiten ſich bewährten, ſo werden ſie in unſern Tagen gar bald eine noch beſſere Gelegenheit finden, ihrem erhabenen Berufe zu entſprechen. Ich denke, ihr verſteht mich?"

Die Hörer ſchüttelten verneinend die Köpfe. — „Ei, ei," fragte Brüggemann, „hat der Pfarrer euch noch nicht verkündet, welche neue Morgenröthe der Gerechtigkeit und der Freiheit über dem Vaterlande aufgeht?" — „Kein Wort!" — „Ihr wißt alſo nicht, daß die längſt verheißene Verfaſſung endlich uns gegeben ward und nächſtdem in's Leben tritt?" — „Verfaſſung? Was iſt Verfaſſung?" — „Verfaſſung iſt die geſetzliche Bürgerfreiheit." — „Was gehen uns die Bürger an? — Wir ſind Bauern." — „Jeder Eingeborene des Landes iſt ein Bürger deſſelben, ein Staatsbürger nämlich, der Fürſt ſo gut als der Taglöhner, der Bauer nicht minder als der hochmüthigſte Baron. Die Verfaſſung ſpricht aus, daß wir Alle gleich ſind vor dem Geſetz und Alle gleichmäßig zu den Laſten des Staatshaushaltes beitragen müſſen, mithin die Abgaben nicht mehr, wie ehedem, auf den Bauern allein liegen ſollen."

(Fortſetzung folgt.)

Londoner Puffpoeten.

(Schluß.)

Eine ſehr gelungene Stanze, welche den Abſatz von Schnupftabak bezweckt, lautet folgendermaßen:

Great was the power that did to man impart
Creative genius and inventive art;
The second praise is, doubtless, Grimstone, thine!
Wise was thine head, and great was thy design!
Our precious sight, from danger now set free,
Wives, widows, fathers, praises sing to thee.
E. R., 19. Ball Street, Marylebone.

Die Feinheit des Dichters zeigt ſich hier vornämlich in der Unterſchrift. Der Dichter des Schnupftabakfabrikanten Grimſtone hat begriffen, daß, wenn er dieſem das Lobgedicht in den Mund legte, ihn ſelbſt redend einführte, die Aufrichtigkeit und Wahrheit des Lobes verdächtig erſcheinen müſſe. Was thut er alſo? Er läßt eine Dichterin reden, Miß E. R., eine Sappho, die in der Ballſtraße des Kirchſpiels Marylebone Nummer 19 wohnt. Ihr Worte bezeugen, daß ſie an kranken Augen gelitten, Grimſtoneſchen Schnupftabak gebraucht, ihn probat gefunden und dem Drange nicht zu widerſtehen vermocht hat, ihre Dankbarkeit in einem Liede auszuſprechen. Es war der erſte Dienſt, den ſie von den geſunden Augen begehrt — ein gewiß eben ſo poetiſcher als effektvoller Gedanke. Uebrigens erkennt jeder ſcharfſinnige Leſer das myſtiſche Gewand und muß ſich ſagen, daß die Kunſt, die es gewoben, die einzige wahre iſt, Kunſt zu verbergen.

Von der Naſe zum Kinne iſt ein ſich von ſelbſt bietender Uebergang, und ſeit Männer die Thorheit begangen, den Bart abzunehmen, ſind Raſiren und Poeſie enge Verbündete geweſen. Es gibt kein Anzeigen enthaltendes Zeitungsblatt ohne erweichende Stanzen auf Seife, ſcharfe Epigramme auf Scheermeſſer und abgezogene Witze auf Streichriemen. Aus der großen Maſſe nur Eine Probe, Empfehlung eines cutler, eines Meſſerſchmieds:

Most people complain that shaving 's a bore,
Each day's painful scrape only chafes the old sore;
Choose the cutler who stands at the head of his trade;
Half the battle depends on a well-tempered blade.

Wie ſtolz und wie beſcheiden! The cutler! Der auf den Artikel the gelegte Accent bezeichnet im Engliſchen den Erſten von Allen, die gleiches Gewerbe treiben,

gleichen Namen führen, gleichen Ranges ſind. The banker iſt der Bankier Rothſchild, the Miss Sharpe iſt die Malerin, the Duke iſt der Herzog von Wellington. Demgemäß nennt ſich der Meſſerſchmied Rippon the cutler. Er iſt aber auch beſcheiden: er oder ſein Dichter ruft nicht auf: „Wählt den Meſſerſchmied Rippon, der an der Spitze ſeiner Zunftgenoſſen ſteht.“ Nein, den Namen unterdrückt er, und läßt er auch errathen, daß er, der Unterſchriebene, ſich meint, ſo ſagt er es doch nicht und tritt daher keinem Zunftgenoſſen zu nahe. Im Uebrigen verſchmäht er alle Partikularitäten. „Wer ihn nicht kennt, erklärt ſich ſelbſt für ungekannt.“

Nun aber zurück oder vielmehr hinauf zur Stiefelwichſe. Da iſt jedoch das Material wirklich ungeheuer; des beſten viel, des guten mehr, des ſchlechten nichts. Innere und äußere Gründe entſcheiden indeſſen für zwei der kürzeſten Gedichte, deren erſtes, abgeſehen daß es einen Beitrag zu Byrons Biographie liefert, ein nettes, eines Martial vollkommen würdiges Epigramm iſt, während das zweite in überraſchender Weiſe die Allianz zwiſchen Schuhſchwärze und Civiliſation darthut.

1) Substance and Shadow.

Lord Byron laid a bet on two game-cocks, that they,
When pitted, would turn from each other away;
So next day in boots of resplendency grand,
By Warren's famed jet, Nr. 50 the Strand,
He came; when, relinquishing grosser pursuits,
The cocks fiercely flew at the mirror-like boots,
And each on his shadow made desp'rate attack,
Nor could they again to the scratch be brought back;
Thus triumph'd Lord Byron, Warren's blacking the cause
Of victory — while hail'd with unbounded applause.

2) The triumph of merit.

When first from the mart, No. 50 the Strand,
The jet emanated to polish each land,
There sprang up of impotent rivals a host —
But where are they now? In obscurity lost!
The blacking of Warren, while spreading its name,
And gaining distinguished and permanent fame,
Through intrinsic worth, for its splendour unfurl'd,
Pervades now the whole of the civilised world!

Welche Ausſichten für die Dichtkunſt, da es ohne Zweifel, auch in Deutſchland, bald dahin kommt, daß ein ſich etablirender Krämer oder Handwerker, neben den bisherigen drei Erforderniſſen, neben Geld, Waaren und Kunden, noch eines vierten bedarf, eines Dichters! — Wie ſchon bemerkt, beträgt das Honorar der Londoner Puffpoeten für je ſechs Stanzen ſieben Thaler. Dieß iſt die Regel, die Taxe; es gibt aber natürlich Abweichungen davon, auf und ab. Scheint nun auch ſieben Thaler wenig, zumal auf dem theuern Londoner Pflaſter, ſo dünkt es doch manchem Gewerbtreibenden viel, beſonders wenn er im eigenen Buſen „den unerzwungenen Erguß mächtiger Gefühle“ empfindet und ein Anhänger des ächt engliſchen Sprichwortes iſt: ein erſparter Pfennig ein verdienter Pfennig. Er pflegt dann, ſtatt in die Börſe, in den Buſen zu greifen und die daſelbſt ſprudelnden Gefühle drucken zu laſſen. Dann beſtätigt ſich aber meiſt ſowohl der Spruch: Schuſter, bleib bei deinem Leiſten, als die alte Erfahrung, daß unhonorirte literariſche Leiſtungen ſelten etwas taugen. Das Ausland muß daher bei ſeinem Urtheil über die Londoner Puffpoeſien ſehr vorſichtig ſeyn, um nicht die Sünden der Dilettanten den beſtellten Dichtern aufzubürden. Sudeleien z. B. wie die häufig vorkommenden eines Londoner Fiſchhändlers, etwa —

If wanting soles, or eels, or skate, to-day,
A swingeing price you must most decidedly pay;
Salmon is dear; of cod there is not any;
And as for whiting, I tell you candidly, it is not worth
a penny —

könnten einem honorirten Dichter nie in den Sinn, geſchweige in die Feder kommen. Der fragliche Fiſchhändler hat ausgezeichnete Fiſche, die beſten in London, aber die Gabe des Liedes haben die Götter ihm verſagt, wie ſo Vielen.

Undank iſt der Welt Lohn, und ungeachtet der Niedrigkeit des üblichen Honorars wird auch dieſes den armen Poeten bisweilen vorenthalten, und ſie müſſen zur Geltendmachung ihres guten Rechts gerichtliche Hülfe anrufen. Ein ſolcher Fall kam kürzlich im Guildhall Court of Requests vor, einem der ohne Weitläufigkeit ex aequo et bono entſcheidenden Gerichtshöfe für Forderungen von nicht zwei Pfund Sterling, für ſogenannte Bagatellſachen, im preußiſchen Gerichtsjargon Lumpen. Dieſe Verhandlung erläutert ſehr gut das hier beſprochene Thema, und ſo mag ſie hier in treuer Ueberſetzung aus der Times folgen.

„John Evans, ein poetiſcher Puffſchriftſteller, wider den Wachslichtzieher Charles Davies wegen einer Forderung von ein Pfund vier Schillinge für ein auf die Wachslichter beſagten Davies gefertigtes Lobgedicht. Der Kläger ließ ſich darüber im Weſentlichen folgendermaßen aus. Ich habe in meinem Fache ſchon viel und Bedeutendes geleiſtet, habe mehr Gedichte in die Welt geſchickt als Coleridge, Wordsworth und Byron zuſammengenommen. Ja, meine Herren, ich ſchreibe poetiſche Artikel auf Stiefelwichſe, Salben, Pillen, Pomade, Stiefeln und Schnupftabak. Sie erſcheinen täglich in den geachtetſten Zeitungen und wöchentlich in den beſten Sonntagsblättern, und muß ich auch zur Unehre dieſer ſämmtlichen Organe bekennen, daß ſie unter den Anzeigen ſtehen, ſo ſetze ich doch mit Stolz und Freude hinzu, daß ſie in mehr Abdrücken cirkuliren und mehr Leſer finden, als die Ergüſſe irgend eines lebenden Poeten. Dieß iſt meine

Beschäftigung; nun der Grund, warum ich hier bin. Ich bin hier um der Gerechtigkeit willen. Zwei Nächte habe ich zugebracht, um etwas zu komponiren, was diesen Mann und seine Wachslichter berühmt machen kann, und er verweigert mir den Ehrensold. — Verklagter stellte die Richtigkeit der Forderung nicht in Abrede, behauptete aber, das Gedicht entspreche seiner Erwartung nicht, es sey geradezu elendes Gewäsch. — „Wirklich!" rief der Kläger. „So bitte ich um Erlaubniß, es dem Gerichtshofe zur Beurtheilung vorzulesen." Und er las:

In praise of candles now I write,
Which show the most resplendent light;
Indeed, 'tis true, I am not puffing
These candles, which require no snuffing.

Oh! some may sing in praise of snuff,
And many men may call me muff;
But I will write of candles still,
Made by Davies of Holborn Hill.

Of brilliant white; they're nice and round;
And only one-and-four the pound:
So, ladies, quick your purchase make,
They've real wax-wicks, and no mistake'."

Der Richter erklärte seine Inkompetenz in Sachen der Poesie und rieth zu gütlichem Vergleiche. Verklagter bot die Hälfte; dieß wies der Kläger mit Verachtung zurück, wollte aber für eine zweite Anzeige drei Stanzen liefern und dann das Ganze um ein Pfund lassen. Verklagter war das zufrieden und die Klage dadurch erledigt."

Korrespondenz-Nachrichten.

Nürnberg, März.

(Schluß.)

Literarischer Verein. — Vorlesungen. — Die polytechnische Schule. Maschinenfabriken. — Eisenbahnhof.

Die fünfte Auflage von Chamisso's Peter Schlemihl mit einer vortrefflichen englischen Uebersetzung von William Howitt, und mit sechs Stahlstichen nach neuen geistreichen Zeichnungen von P. C. Geißler, beweist nur, wie dieß sinnvolle Mährchen immer noch fortfährt, sich in der Gunst der Lesewelt zu erhalten. Doch ich will Ihnen keinen Literaturbericht liefern, sondern nur noch Einiges über unsere Empfänglichkeit für literarische Unterhaltung und Bildung mittheilen. Schon seit ein paar Jahren besteht auch bei uns ein literarischer Verein, der es sich zur Aufgabe gestellt hat, den Sinn für literarische Unterhaltung zu beleben. Alle Monate werden Vorträge gehalten, die entweder in eigenen poetischen Produktionen, oder in charakterisirenden Berichten über Dichter oder Dichtungen bestehen, hie und da auch historische, naturwissenschaftliche, psychologische Fragen populär behandeln. Die Theilnahme an diesen Unterhaltungen ist noch im Steigen begriffen, und nach einem Album zu urtheilen, welches der Verein jüngst herausgegeben hat, ist die Tendenz derselben eine recht ehrenwerthe. Es sprechen sich gar verschiedenartige Ansichten neben einander aus, und das gerade ist zu loben. Unter den poetischen Produktionen sind einige recht artige, und die von einem jungen Drechslermeister C. Weiß verdienen Auszeichnung, obgleich auch sie sich, trotzdem daß sie formell an die modernen Romantiker erinnern, nicht über die liebenswürdig melancholische Manier eines Hölty und Salis erheben. Die andern Dichtungen zeigen mehr poetische Bildung, nicht aber so entschiedene Begabung. — Diesen Winter sind allwöchentlich in dem Verein Vorlesungen über deutsche Literatur von Dr. W. B. Mönnich gehalten worden, während Professor Lochner, Verfasser einer Geschichte des Mittelalters und mehrerer andern werthvollen geschichtlichen Arbeiten, Vorlesungen über die neueste Zeit, vom zweiten Pariser Frieden an, vor einem ziemlich zahlreichen und gewählten Auditorium gehalten hat. Möchten nur auch die Herrn Professoren unserer polytechnischen Schule es als ihren Beruf anerkennen, naturwissenschaftliche Vorträge, namentlich über Physik und Chemie, vor einem größeren Publikum zu halten. Dadurch würden sie mindestens eben so vielen Nutzen stiften und selbst eine größere Theilnahme für ihre Wissenschaft gewinnen, als wenn sie sich auf die streng wissenschaftlichen Vorträge für die Schule beschränken. Sie würden sogar der Anstalt selbst mehr Freunde erwerben, als sie bis jezt hat, weil das größere Publikum sich immer noch keinen rechten Begriff von dem zu bilden weiß, was und wozu dieß oder jenes in den polytechnischen Anstalten getrieben wird. Was die Mechanik anlangt, welche von dem Mechanikus Späth bisher allein in größerem Style vertreten war, so dürfte auch sie demnächst bei uns einen immer breitern Boden gewinnen, einmal durch die englische Maschinenfabrik, deren Anlage wir unserem Mitbürger, dem Kaufmann Klett verdanken, und die uns ein Muster englischer Accuratesse, Geschicklichkeit und Praktik vor Augen stellt; nicht minder aber auch durch die großen Maschinenwerkstätten, welche auf unserem neuen Eisenbahnhof für die Bahn an die sächsische Grenze eröffnet werden sollen. Schmiede-, Schlosser-, Wagner- und Schreinerwerkstätten zu Duzenden werden dort auf einmal eröffnet werden und sind es zum Theil schon. Zunächst freilich sollen nur die Eisenbahnwagen (man spricht von tausend Stück) gemacht werden, später wird man aber die Ausbesserung der Lokomotiven, ja selbst den Bau neuer übernehmen. Doch Näheres hierüber behalte ich mir für einen folgenden Bericht vor, wenn sich Alles noch entschiedener entwickelt haben wird. Uebrigens haben die Arbeiten auf dem Eisenbahnhof, der vor dem nach Regensburg hinausführenden Frauenthore gelegen ist und mit seinen vielen Gebäuden einer neuen Vorstadt ähnlich wird, den ganzen Winter über nicht aufgehört, und jezt wird überall mit großer Lebhaftigkeit gearbeitet; und da die Hauptarbeit, der Tunnel in Erlangen, dem schwierigsten Theile nach der Vollendung nahe ist, so leben wir der festen Hoffnung, im Herbst noch nach Bamberg fahren zu können.

Auflösung der Charade in Nr. 39:

Johanna (d'Arc).

Beilage: Literaturblatt Nr. 39.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 92.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 16. April 1844.

Sey willkommen, Wandersmann,
In des Waldes Einſamkeit!
Was ein armes Leben freut,
Hier man einzig finden kann.

J. Kerner.

Waldlieder von Nicolaus Lenau.

1.

Am Kirchhof dort bin ich geſtanden,
Wo unten ſtill das Räthſel modert,
Und auf in Grabesroſen lodert;
Es blüht die Welt in Todesbanden.

Dort lächelt auf die Gräber nieder
Mit himmliſch duldender Geberde
Vom Kreuz das höchſte Bild der Erde;
Ein Vogel drauf, ſang ſeine Lieder.

Doch kaum daß ſie geklungen hatten,
Flog ſcheu zum Wald zurück der Wilde,
Ich ſang, wie er, ein Lied dem Bilde,
Und kehrte heim in meine Schatten.

Natur! will dir an's Herz mich legen!
Verzeih, daß ich dich konnte meiden,
Daß Heilung ich geſucht für Leiden,
Die du mir gabſt zum herben Segen.

In deinen Waldesfinſterniſſen
Hab' ich von mancher tiefen Ritze,
Durch die mir leuchten deine Blitze,
Den trüglichen Verband geriſſen.

2.

Die Vögel fliehn geſchwind
Zum Neſt im Wetterhauche,
Doch ſchleudert ſie der Wind
Weitab von ihrem Strauche.

Das Wild mit banger Haſt
Iſt in's Gebüſch verkrochen;
Manch grünend friſcher Aſt
Stürzt nieder, ſturmgebrochen.

Das Heer der Wolken ſchweift
Mit rothen Blitzesfahnen,
Aufſpielend wirbelt, pfeift
Die Bande von Orkanen.

Das Bächlein, ſonſt ſo mild,
Iſt außer ſich gerathen,
Springt auf an Bäumen wild,
Verwüſtend in die Saaten.

Der Donner bricht herein,
Es kracht die Welt in Wettern,
Als wollt' am Felsgeſtein
Der Himmel ſich zerſchmettern.

Der Regen braust; nun schwand
Das Thal in seiner Dichte;
Verpfählt hat er das Land
Vor meinem Augenlichte.

Doch mir im Herzensgrund
Ist Heiterkeit und Stille;
Mir wächst in solcher Stund'
Und härter sich der Wille.

3.

Durch den Hain mit bangem Stoße
Die Gewitterlüfte streichen;
Tropfen sinken, schwere, große,
Auf die Blätter dieser Eichen.

An ein banges Herzensklopfen
Mahnt mich dieser Bäume Schwanken,
Mahnt mich an Gewittertropfen,
Die aus lieben Augen sanken.

Muß ein großer Schmerz in Zähren
Sich entlasten unaufhaltsam,
Stürzen ihm die großen, schweren
Tropfen plötzlich und gewaltsam.

War die Thräne noch zu fassen,
Kam sie nicht hervorgebrochen,
Denn der Schmerz will sie nicht lassen,
Will sie heißer, herber kochen.

O! es waren heiße, herbe,
Die aus ihren Augen quollen;
Und ich werde, bis ich sterbe,
Sehen diese Thränen rollen.

4.

Bist fremd du eingedrungen,
So fürcht' Erinnerungen,
Sie stürzen auf Waldwegen
Wie Räuber dir entgegen.

Willst du im Walde weilen,
Um deine Brust zu heilen,
So muß dein Herz verstehen
Die Stimmen, die dort wehen.

In froher Kinder Kreise
Verjüngen sich die Greise,
Und Grambeladne werden
Noch einmal froh auf Erden.

Verjüngender doch wirken
In heimlichen Bezirken,
Im Schooß der Waldesnächte
Natur und ihre Mächte.

Hier quillt die träumerische,
Urjugendliche Frische,
In ahndungsvoller Hülle
Die ganze Lebensfülle.

Es rauschet wie ein Träumen
Von Liedern in den Bäumen,
Und mit den Wellen ziehen
Verhüllte Melodieen.

Im Herzen wird es helle
Und heim zum ew'gen Quelle
Der Jugend darfst du sinken,
Dich frisch und selig trinken.

Sehnsüchtig zieht entgegen
Natur auf allen Wegen,
Als schöne Braut im Schleier,
Dem Geiste ihrem Freier.

Thautropfen auf den Spitzen
Der dunklen Halme blitzen
Wie helle Liebeszähren,
Ein süß nach Ihm Begehren.

Sie schweigt, in Sehnsucht lauschend,
Dann plötzlich, freudig rauschend,
Scheint selig sie zu spüren,
Daß er sie heim wird führen.

All ihre Pulse beben,
In ihm, in ihm zu leben,
Von ihm dahinzusinken,
Den Todeskuß zu trinken.

So lauscht und rauscht die Seele,
Daß Gott sich ihr vermähle,
Fühlt schon den Odem wehen,
In dem sie wird vergehen.

Der alte Hammelmann.

(Fortsetzung.)

Das Letztere leuchtete den Hörern besser ein, als das sogenannte Bürgerthum, das ihrem Bauernstolz nicht recht behagen wollte; sie brachen in lauten Jubel aus und drangen in den Sprecher, ihnen noch mehr von dem neuen Heil der Verfassung zu verkünden, worauf dieser in langem Vortrag Punkt für Punkt ihnen zu erklären

ſuchte, worauf es eigentlich dabei ankäme, bis er endlich auch bei der Wahl der Abgeordneten zum Landtag anlangte, wo er unter anderm äußerte: „Wie es alſo nothwendig ſcheint, daß eine Gemeinde keinen andern Wahlmann ernenne, als von dem ſie zum Voraus überzeugt iſt, er werde ſeine Stimme keinem Bewerber geben, als einem ſolchen, der ihr ſelber genehm iſt, eben ſo wichtig und eigentlich noch wichtiger iſt es, im Voraus zu erwägen, wer ſich am beſten zum Abgeordneten eigne, denn der Bewerber werden gar viele auftreten, und die meiſten von ihnen werden nicht durch die Liebe zum Volke, ſondern durch ihren Ehrgeiz ſich dazu bewogen finden. Und hier kommen wir nun auf den Punkt, von welchem ich ausging, da ich ſagte: die Advokaten ſeyen die natürlichen Vertreter des Volkes. Wer iſt gewohnt, wie ein Anwalt, eine Angelegenheit von allen Seiten zu beleuchten, frei und offen ſelbſt dem erſten Miniſter die Wahrheit in's Geſicht zu ſagen und eben ſo furchtlos als uneigennützig das Beſte derjenigen zu befördern, welche ihn mit ihrem Vertrauen beehrten? Wär's etwa der Beamte? Sicherlich nicht, denn der Angeſtellte hat einen Vorgeſezten, den er einestheils fürchtet und von dem er andererſeits ſeine Beförderung erwartet. Oder wär's der Offizier? Noch weniger, denn der Offizier iſt ein Soldat, und als ſolcher an den ſtrengſten Gehorſam gewöhnt. Dann iſt's vielleicht der Kaufmann, der Fabrikant? Nein, tauſendmal nein, denn dieſe würden ſich einzig beſtreben, auf Koſten des Landbaues und der Gewerbe den Handel übermäßig zu begünſtigen. Der gewöhnliche Gewerbsmann aber iſt nicht darin geübt, mit dem nöthigen Scharfſinn öffentliche Vorträge zu halten, ſo wie der Geiſtliche zwar im Stande iſt, recht ſchön zu reden, aber in bürgerlichen Dingen nicht die rechte Erfahrung, und als Angeſtellter auch nicht die hier ſo unentbehrliche Unabhängigkeit beſizt. Daraus ſchließ' ich, meine Lieben, daß der Advokat einzig und allein der wahre, der aufgeklärte, der unabhängige und freimüthige Freund und Vertreter des Volkes iſt, den Gott und die Natur ſelber zu dieſem erhabenſten aller Ehrenämter beſtimmt haben, und daß mithin jeder Wähler, welchem das Heil des Landes wirklich am Herzen liegt, in ſeinem Gewiſſen verbunden iſt, nur einem Anwalt ſeine Stimme zu geben. Und ſomit wollen wir für heute dieſe Unterhaltung abbrechen. Ich hoffe, daß ihr alleſammt meine Meinung vollkommen begriffen habt. Wenn euch indeſſen irgend etwas dunkel geblieben, ſo wendet euch mit euern Zweifeln an den hochwürdigen Herrn Kaplan Rieder, den ich ſchon längſt als einen klugen und entſchloſſenen Freund des Volkes kenne. Mich ſelbſt aber empfehl' ich euerm Wohlwollen."

Mit dieſen Worten ſtieg Brüggemann vom Brunnenrand die zwei oder drei Staffeln hinab, drückte rechts und links den Bauern die Hände, und kehrte mit Rieder in den Pfarrhof zurück, überzeugt, einen entſcheidenden Schritt vorwärts zum Ziele gethan zu haben. Und darin hatte er ſich nicht getäuſcht, denn die Mooſer ſprachen und träumten von Stund an von nichts anderem, als von Verfaſſung, Wahlordnung, Wahlmännern, Abgeordneten, Anwälten und Prozeſſen. Der erſte, welcher ſich als Client meldete, war Michel, dem jedoch gar bald viele andere folgten. Eine wahre Wuth zu rechten und zu ſtreiten ſchien ſich plözlich der Bauern bemeiſtert zu haben; die gütlichen Ermahnungen des Pfarrers, die Vorſtellungen des Schulzen waren in den Wind geredet, und wo ſie hätten wirken können, da wußte des ſchlauen Anwalts gelehriger Schüler, zum Theil mit Beihülfe der ihm in häufigen Sendungen zukommenden Zeitungsblätter, vorzubauen und abzulenken. Es ging wie eine Wallfahrt auf dem ſonſt ſo ſelten betretenen Wege von Moos nach der Amtsſtadt, während zu gleicher Zeit eine noch ſtärkere Wallfahrt von allen Seiten der gegen Moos anhob. Doch um das zu erklären, müſſen wir unſere Aufmerkſamkeit wieder dem Schäfer zuwenden, den wir ein Weilchen aus den Augen verloren haben, um zu ſehen, wie Brüggemann die ihm gewordene Gnade des Himmels ſo dankbar den Mooſern vergalt.

Der Hammelmann ging an jenem Sonntagsmorgen mit nicht ganz reinem Bewußtſeyn ſeinem entlegenen Häuschen zu. Es war ihm im Innerſten ſeines Herzens zuwider, daß er von dem fremden Herrn etwas angenommen hatte, und er dachte allen Ernſtes daran, die Gabe zu einem Almoſen zu verwenden, bis er ſich erinnerte, daß es im ganzen Dorf keinen Aermeren gab, als ihn ſelber. Dann fiel ihm auch bei, daß es für einen Mann ſeines Standes durchaus keine Schande ſey, ein Trinkgeld von einem reichen Stadtherrn anzunehmen, ſo wie er ja auch als Fahnenſchmied bei verſchiedenen Anläſſen allemal mit Kratzfuß und Kußhand den von einem Offizier dargereichten Siebenzehner in den Sack geſteckt habe. Hiemit beſchwichtigte er die mahnende Stimme, und vergaß die ganze Angelegenheit, bevor er nur ſeine Wohnung erreichte, wo ihn ſeine Enkel, die kleine dicke Grethe und der rothe Baſtian, bereits erwarteten. Während die rührige Dirne die Mittagskoſt bereitete, ſezten der Alte und der Junge ſich vor die Thür auf die Staffeln und redeten von der Feldwirthſchaft und den Heerden. Nach dem Eſſen eilte der Burſch alsbald von dannen, um ſeine Liebſte in einem benachbarten Dorf zu beſuchen, die Grethe ging zur Veſper nach Moos hinein und verweilte dort bei ihren Geſpielinnen, während Jakob ſich ſeiner Gewohnheit gemäß zurechtſezte, um den Sonntag Nachmittag mit dem Leſen eines lehrreichen oder erbaulichen Buches hinzubringen, das ihm der Herr Pfarrer geliehen hatte.

(Fortſezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, März.

Das neue Gesangbuch. — Streit über das Glaubensbekenntniß.

Mit dem Sonntage Palmarum soll in allen Kirchen der hiesigen Diöcese ein neues Gesangbuch eingeführt werden. Seit einer Reihe von Jahren ist von den verdientesten Geistlichen unserer Stadt daran gearbeitet worden, und mancher, wie z. B. Dr. Goldhorn, starb vor dessen Beendigung. Die bisher, ich weiß nicht, seit wie lange, gebräuchliche Liedersammlung mußte Nichteinheimischen durch die vielen sogenannten verbesserten Lieder auffallen, die jedoch im Grunde nur verwässerte waren. Vergeblich suchte man darin den kräftigen lutherischen Glauben in der alten, aber nicht veralteten Kernsprache unseres großen Reformators, und so noch viele andere alte Lieder, wie sie in der Vorzeit religiöse Begeisterung und heiliger Glaubenseifer der Männer der Kirche gedichtet haben. Leipziger Eingeborenen fiel dieß nicht auf, was dann zur Folge hatte, daß bei Ankündigung des neu einzuführenden Gesangbuches viele Stimmen sich mißbilligend über aufgenommene längst veraltete und dem Geiste des Fortschritts nicht entsprechende Gesänge hören ließen. Sie wären vielleicht als die nicht kompetenten Kritiker ganz überhört worden, hätte der böse Zufall ihnen nicht unerwartet ein scheinbar sehr großes Gewicht verliehen und dadurch einen Glaubens- und Meinungskampf angeregt, wie er mit gleichem Eifer vielleicht seit hundert und mehr Jahren bei uns nicht mehr geführt worden ist. Um Ihnen einen Einblick in die Anfangs selbst der Mehrzahl hiesiger Einwohner unklare Angelegenheit zu eröffnen, muß ich in die Vergangenheit zurückgehen. Es mögen etwa vierzig Jahre her seyn, daß Superintendent Dr. Rosenmüller, einer der bedeutendsten Kanzelredner seiner Zeit, auf den Gedanken kam, das sogenannte apostolische Glaubensbekenntniß, wie wir es Alle aus Luthers Katechismus kennen und wie es in allen Schulen der gesammten Christenheit gleichlautend den Kindern gelehrt und eingeprägt wird, bei der Confirmation dahin abzuändern, daß die unverständlichen oder doch einer Erklärung bedürftigen drei Stellen: „empfangen vom heiligen Geiste," „niedergefahren zur Hölle" und „Auferstehung des Fleisches" weggelassen wurden. Ob Rosenmüller diese Abänderung völlig willkührlich vornahm und ob sie ohne Widerspruch von Seiten seiner Amtsbrüder angenommen worden ist, darüber scheinen bestimmte Nachrichten zu fehlen. Wahrscheinlich ist es, daß Niemand, vermuthlich aus Achtung vor dem allverehrten Manne, widersprochen hat, so wie, daß die oberste geistliche Behörde des Landes nicht davon in Kenntniß gesetzt worden ist. Das abgeänderte, oder, wie die Menge sagt, das verbesserte Glaubensbekenntniß gewann somit Bürgerrecht, doch nirgend anders, als bloß in Leipzig, und noch dazu bloß bei der Confirmationshandlung. Wo kein Kläger ist, da ist auch kein Richter. Nach diesem gut deutschen Sprichworte schienen seither alle Geistlichen ihr Verhalten geregelt zu haben. Mißfiel auch diesem oder jenem das moderne Glaubensbekenntniß, so schwieg er doch, weil die Andern nicht reden mochten, und so blieb der allerdings wunderliche und nichts weniger als zu billigende Uebelstand, daß alle hiesigen Kinder in sämmtlichen Schulen das alte apostolische Glaubensbekenntniß lernten, im Sinne der Kirchenlehrer erklärt erhielten, und erst ganz unvermuthet bei der Confirmation von dem Vorhandenseyn eines andern Kenntniß erhielten. Erst in diesem Jahre machte ein junger hiesiger Geistlicher, der seither als Lehrer an der Bürgerschule Religionsunterricht ertheilt hatte und in seiner neuen Stellung die Confirmanden vorzubereiten hat, auf die Widersinnigkeit eines doppelten Glaubensbekenntnisses den jetzigen Superintendenten Dr. Großmann aufmerksam. Damit verband er zugleich auch die Bitte, schon des Einklanges, noch mehr aber der Sache selbst wegen das alte apostolische Glaubensbekenntniß auch bei der Confirmation wieder einzuführen. Großmann stimmte diesem Vorschlage vollkommen bei, es ward eine Conferenz gehalten und, wie es scheint, nach längeren Debatten die Einführung des alten Bekenntnisses von der Mehrzahl der Geistlichen dekretirt. Ohne Zweifel wäre dieser Beschluß ohne Aergerniß zur Ausführung gekommen, hätte nicht ein Mitglied jener Conferenz aus der Schule geplaudert, die Sache selbst als einen Rückschritt, als eine Sünde gegen den Geist der Zeit, als die ersten Eingriffe auftauchender Dunkelmänner ꝛc. dargestellt. Genug, jener Beschluß wurde der Bürgerschaft bekannt, und zwar, in einer solchen Entstellung des eigentlichen Hergangs der Sache, daß auf der Stelle, erst heimlich und anonym, dann offen und laut, die gehässigsten Ausfälle im „Tageblatt" gegen die „Sieben" — so viel hatten dafür gestimmt — erschienen. Man wollte hierarchische Zwecke darin erblicken, Aufrichtung eines neuen Papstthums in der protestantischen Kirche wittern, und versäumte natürlich nicht, das mit scheelen Augen angesehene neue Gesangbuch mit seinen alten Liedern auf's Engste damit in Verbindung zu bringen. Das Gesangbuch war der ununterrichteten Menge die erste Schwelle zu dem neuen päpstlichen Throne, den die hiesige Geistlichkeit angeblich besteigen wollte! Sie können ermessen, wie heftig binnen wenig Tagen dieses Thema von Berufenen und Unberufenen besprochen ward. Jeder glaubte sich berufen, über das Kleinod seines Glaubens zu wachen, darüber zu reden, dafür zu kämpfen, und gerade diejenigen, die sonst an Kirche und Religion sicher das ganze Jahr nicht denken, waren die allereifrigsten Schmäher der Männer, die das Symbolum apostolicum auch für die Leipziger Kirchengemeinde gerettet wissen wollten. Der Streit, der alle Kreise ergriffen hatte, der selbst die unbefangene Kinderwelt aus ihrer Harmlosigkeit heraus-scheuchte, wurde noch heftiger und allgemeiner, als sich Dr. Großmann durch die unwürdigen Angriffe und vielfachen Entstellungen bewogen fühlte, den wahren Hergang der Sache in einem mit klassischer Einfachheit und edler Ruhe geschriebenen Aufsatze den irregeführten Gemüthern darzulegen, und die Beibehaltung des apostolischen Bekenntnisses nothwendig und, weil es das allgemein christliche ist und eben die Symbole des Christenthums in sich schließt, unerläßlich zu nennen. Der Mann, der erst vor Kurzem so freimüthig die Freiheit der protestantischen Lehre vertheidigte, dem deßhalb das gesammte Land zugejauchzt hatte; derselbe Mann mußte jetzt die niedrigsten Verleumdungen über sich ergehen lassen und Aeußerungen hören, wie sie nur ungebildeten Eiferern zu verzeihen sind. Die Stadt ward dermaßen aufgeregt, daß sogar die Stadtverordneten in dieser schwierigen Angelegenheit eine besondere Sitzung hielten und — seltsam genug — für Beibehaltung des neuen Rosenmüllerschen Glaubensbekenntnisses sich entschieden! Ein Beweis, daß diese würdigen Männer wohl nicht genau mit der Entstehung und Bedeutung des Symbolum apostolicum bekannt seyn mochten.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 31.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 93.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 17. April 1844.

Vom Grün, das um ihn thauet,
Iſt ihm der Blick geſtärkt,
Daß er Vergangnes ſchauet,
Und Künftiges erwerkt.
Der Wald, in nächt'ger Stunde,
Hat um ſein Ohr gerauſcht,
Daß es in ſeinem Grunde
Den Geiſt der Welt erlauſcht.

L. Uhland.

Waldlieder von Nicolaus Lenau.

5.

Wie Merlin
Möcht' ich durch die Wälder ziehn,
Was die Stürme wehen,
Was die Donner rollen
Und die Blitzen wollen,
Was die Bäume ſprechen
Wenn ſie brechen,
Möcht' ich wie Merlin verſtehen.

Voll Gewitterluſt
Wirft im Sturme hin
Sein Gewand Merlin,
Daß die Lüfte kühlen,
Blitze ihm beſpülen
Seine nackte Bruſt.

Wurzelfäden ſtreckt
Eiche in den Grund,
Unten ſaugt verſteckt
Tauſendfach ihr Mund
Leben aus geheimen Quellen,
Die den Stamm gen Himmel ſchwellen.

Flattern läßt ſein Haar Merlin
In der Sturmnacht her und hin,
Und es ſprühn die feurig falben
Blitze, ihm das Haupt zu ſalben;
Die Natur, die offenbare,
Traulich ſich mit ihm verſchwiſternd,
Tränkt ſein Herz, wenn Blitze kniſternd
Küſſen ſeine ſchwarzen Haare. — —

Das Gewitter iſt vollbracht,
Stille ward die Nacht;
Heiter in die tiefſten Gründe
Iſt der Himmel nach dem Streite;
Wer die Waldesruh verſtünde
Wie Merlin, der Eingeweihte!

Frühlingsnacht! kein Lüftchen weht,
Nicht die ſchwankſten Halme nicken,
Jedes Blatt, von Mondesblicken
Wie bezaubert, ſtille ſteht.

Still die Götter zu beſchleichen
Und die ewigen Geſetze,
In den Schatten hoher Eichen
Wacht der Zaubrer, einſam ſinnend,
Zwiſchen ihre Zweige ſpinnend
Heimliche Gedankennetze.

Stimmen, die den Andern ſchweigen,
Jenſeits ihrer Hörbarkeiten,
Hört Merlin vorübergleiten,
Alles rauſcht im vollen Reigen.
Denn die Königin der Elfen,
Oder eine kluge Norn
Hält, dem Sinne nachzuhelfen,
Ihm an's Ohr ein Zauberhorn.
Rieſeln hört er, ſpringend ſchäumen
Lebensfluten in den Bäumen;
Vögel ſchlummern auf den Aeſten
Nach des Tages Liebesfeſten,
Doch ihr Schlaf iſt auch beglückt;
Lauſchend hört Merlin entzückt
Unter ihrem Bruſtgefieder
Träumen ihre künft'gen Lieder.
Klingend ſtrömt des Mondes Licht
Auf die Eich' und Hagerose,
Und im Kelch der feinſten Mooſe
Tönt das ewige Gedicht.

6.

Der Nachtwind hat in den Bäumen
Sein Rauſchen eingeſtellt,
Die Vögel ſitzen und träumen
Am Aſte traut geſellt.

Die ferne ſchmächtige Quelle,
Weil alles andere ruht,
Läßt hörbar nun Welle auf Welle
Hinflüſtern ihre Fluth.

Und wenn die Nähe verklungen,
Dann kommen an die Reih'
Die leiſen Erinnerungen,
Und weinen fern vorbei.

Daß alles vorüberſterbe,
Iſt alt und allbekannt;
Doch dieſe Wehmuth, die herbe,
Hat Niemand noch gebannt.

Der alte Hammelmann.

(Fortſetzung.)

Wie er ſo vor dem aufgeſchlagenen Buch da ſaß, ſich eine friſche Pfeife geſtopft hatte und in die Taſche langte, um das Feuerzeug herauszuziehen, fiel ihm mit Stahl, Stein und Zunder auch das von dem Vater Amaliens erhaltene Päckchen in die Hand. — „Muß es doch bei Seite legen, daß ich es nicht etwa verliere," ſagte der Alte zu ſich ſelbſt und öffnete die Tiſchſchublade, worin er die wenigen Familienpapiere des kleinen Hauſes ſammt dem Geld, wenn da war, unter Verſchluß hielt. Er hatte das Päckchen auch bereits hinein gelegt und die Schublade wieder zugeſchoben, als ihm plötzlich beifiel, doch nachzuſehen, was es eigentlich enthalte, und nun war ſeine Ueberraſchung allerdings nicht minder groß, aber von ganz anderer Art, als der Geber vorausgeſetzt.

Der Hammelmann hatte in ſeiner Jugend unter den Soldaten ſchon manchen Dukaten geſehen, vielleicht auch hie und da einen ſolchen ſelbſt beſeſſen, und kannte daher die Stücke ihrem Werthe nach ziemlich genau; aber er freute ſich des Schatzes nicht, ſondern erſchrack darüber, und ſeine erſte Wallung war, ſtehenden Fußes dem Herrn das Geld wieder zu bringen, was er zweifelsohne auch gethan haben würde, wenn es nur zwei oder drei Stücke geweſen wären. Es waren jedoch ihrer zwanzig, obſchon er nicht begreifen konnte, wie eine ſolche Menge in dem kleinen Papierchen Platz gefunden? Er zählte und zählte wieder, immer kamen zwanzig heraus; er legte ſie in eine Reihe auf den Tiſch, in zwei Reihen zu zehn und zehn, in vier Reihen zu fünf, in fünf Reihen zu vier, es blieben eben immer und immer zwanzig, und durch die häufige Berührung des koſtbaren Metalls fühlte der Greis ſich alsbald dermaßen bezaubert, daß er darüber ſeinen Vorſatz, es zurückzugeben, eben ſo vergaß, wie das aufgeſchlagene Buch. Mit dem funkelnden Hort wie ein Kind ſpielend, achtete er nicht auf den Lauf der Stunden, bis gegen Abend Faſſans freudiges Gebell vor der Thür ihm das Nahen eines Hausgenoſſen verkündete; da erſchrack er wie ein ertappter Dieb, packte das Gold raſch zuſammen und warf es in die Schublade, deren Schlüſſel er nicht an den gewöhnlichen Ort legte, ſondern in die Taſche ſchob. Die bald darauf eintretende Grethe fand den Großvater in das Buch vertieft, doch wartete ſie vergeblich, daß er, wie ſonſt wohl, ihr etwas von dem mittheile, was er den Nachmittag über geleſen.

Von Stund' an war der Hammelmann in ſeinem Gemüth gänzlich verändert. Er ſuchte ſo viel als irgend möglich allein zu Hauſe zu ſeyn, um ſich ungeſtört an dem Anblick ſeines Schatzes zu erlaben; er dachte an gar nichts mehr in der ganzen Schöpfung, als an das gelbe Häuflein, und faßte tauſend abenteuerliche Plane, daſſelbe in noch beſſeren Gewahrſam zu legen, führte indeſſen keinen davon aus, weil immer einer den andern verdrängte und verſchlang, den Wellen des Fluſſes gleich, wenn ſie ſtürmiſch brauſend ſich an dem Steindamm brechen. Auch fügte es ſich in nicht gar langer Friſt, daß der geheimen Luſt an dem erworbenen Gut ſich der unerſättliche Trieb nach mehr, noch mehr und immer mehr geſellte. Das aber geſchah alſo. Die wunderſame Heilung des von den

Aerzten aufgegebenen Kindes hatte nicht ermangelt, das größte Aufsehen zu erregen; bald fand sich ein Kranker bewogen, sich zu dem Schäfer auf den Weg zu machen, und wenn dieser Anfangs auch sich sträubte, die Heilung zu unternehmen, so verstand er sich endlich doch ohne den Zuspruch des Pfarrers dazu, und machte hernach viel weniger Umstände, als bei Brüggemann, eine Belohnung zu nehmen. Die Kur gelang, bald folgten noch mehr Hülfesuchende, und der alte Hammelmann schickte sich mit erstaunlicher Fügsamkeit darein, nun als einträgliches Geschäft zu betreiben, was er früher nur mit großer Vorsicht und allein um Gotteswillen gethan hatte.

Kein Vierteljahr war seit dem Eintreffen des Kaplans verstrichen und das stille Dorf Moos so verändert, daß einer, der während des genannten kurzen Zeitraums etwa abwesend gewesen, bei seiner Wiederkehr es nun und nimmermehr für dieselbe Ortschaft erkannt haben würde, wenn nicht an der Kirche, den Häusern und den Bäumen. Das Wirthshaus zum Engel lag stets voller Gäste, deren Ueberdrang das Haus nicht zu fassen vermochte; die kleine Hirtenwohnung war von Hülfesuchenden bei Nacht wie bei Tag vollkommen belagert; die Dorfbewohner fuhren und liefen, wie schon erwähnt, in hellen Haufen nach der Amtsstadt, und die zahlreichen Clienten Brüggemanns zu Zeiten auch nach der Tiefenau, einem seitwärts von der Straße zwischen Erlenbach und Moos gelegenen Maierhof, welchen der Rechtsgelehrte neuerdings „auf gute Weise," wie er's nämlich nannte, an sich gebracht hatte, und wo er zuweilen mit Amalie einige Tage sich aufhielt, theils um sich von seinen häuslichen Freuden zu erholen, vorzüglich aber, um von diesem günstig gelegenen Punkt aus seine Wahlbewerbungen auf dem platten Lande einzuleiten und zu betreiben. Die Bauern von Moos kamen auch nicht mehr allein am Sonntag vor und im Engel zusammen, sondern regelmäßig an jedem Abend, weil sie jezt gar so vielerlei zu hören, zu reden, zu erwägen und zu streiten hatten, und da sie dabei nicht immer mit den mündlichen Erklärungen ausreichten, wie laut sie auch schrieen, so mußten die und da die Fäuste aushelfen, so daß es wohl gar auch geschundene Nasen und blutige Köpfe sezte.

Zu dieser Frist ward der hochwürdige Herr Nepomuk Pachmayr krank, daß er das Bett hüten mußte, zum erstenmal in seinem Leben, und, wie er gar wohl spürte, sicherlich auch zum leztenmal, und wär' er nicht ein so gar frommer Mann gewesen, so würde er vielleicht bedauert haben, daß der Herr ihn nicht um einige Wochen früher zu dem ernsten Scheiden von der Erde berufen, um ihm die Kränkung zu ersparen, das mühevolle Werk seines langen Lebens zerstört zu sehen. Er aber mußte auch diese Prüfung wie ein Christ zu tragen; doch verbot er, einen Arzt zu rufen. Achtzig und noch ein paar Jahre drüber, sagte er, seyen ein Uebel, gegen das kein Tränklein und kein Kräutlein helfen könne, und er beharrte trotz alles Zuredens so fest auf seinem Willen, daß Niemand wagen durfte, hierin gegen sein ausdrückliches Gebot zu handeln. Zu seinem lezten Beistand ließ er einen ältern Amtsbruder aus der Nachbarschaft herbeiholen, weil er es nicht für passend hielt, sich von demjenigen die heilige Wegzehrung reichen zu lassen, an den er eine ernste Strafpredigt zum Abschied zu halten gewillt war, doch gab er den Vorsatz dazu schnell wieder auf, weil er gar bald merken mußte, daß Rieder nicht dazu zu bringen sey, in seine Ansichten über den priesterlichen Beruf einzugehen und er mithin besser thun würde, den lezten Athem an die Heerde selbst zu wenden, für deren Heil er sich sein ganzes Leben hindurch einzig und allein bemüht hatte. Die neue Wendung der Gemüther war auch noch nicht so vollständig durchgeführt, daß die Bauern alle angestammte Liebe und alle hergebrachte Ehrfurcht darüber vergessen hätten, und da sie vollends vernahmen, ihr ehrwürdiger Seelenhirt sey im Begriff, sich zur ewigen Ruhe zu begeben, so fühlten sie sich tief ergriffen und eilten truppweise zum Pfarrhof, um wo möglich den alten Herrn wenigstens noch einmal zu sehen.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, März.

Fasching. — Conzerte. — Schaubühne. — Oper. — Der Januarmarkt in Dorpat.

Nach den rauschenden Lustbarkeiten des Carnevals ist bei uns die fünfwöchentliche Epoche der Conzerte eingetreten. Täglich gibt es deren einige, alle erfreuen sich, je nach dem Ruf der Künstler, einer größeren oder geringeren Frequenz. Die meisten Conzertgeber sind hiesige Künstler. Man sollte glauben, unser Publikum habe sich während der so kostspieligen Lustbarkeiten des Faschings in seinen pekuniären Mitteln erschöpft, dem ist aber nicht so, auch zu den Conzerten hat es noch Geld zu opfern; dafür müssen aber alle Handwerker und Kaufleute mit ihren Forderungen warten, die erst spät in kleinen Posten befriedigt werden. Am häufigsten ist dieß der Fall bei unsern Seigneurs, die gewöhnlich schlechte Verwalter ihres eigenen Hauswesens, ja oft über das Verhältniß ihrer Aktiva und Passiva ganz im Unklaren sind. Dies erweist sich am deutlichsten bei dem Jahresschluß, wo in der Regel die leztern die erstern weit überschießen. Von ausländischen, der Lokalverhältnisse ganz unkundigen Maitres d'hôtels einige Jahre verwaltet, zerrinnt das ursprünglich sehr ansehnliche Vermögen, obgleich die Bauern mit drückenden Abgaben zur Vergrößerung der Einkünfte belegt sind. Nun wird die Regierung um Anlehen angegangen; denn von Privatkredit ist in Folge der schlechten Zahlungen längst bei uns keine Rede mehr. Die Regierung verfährt aber nach einem streng consequenten System. Laufen die Zinsen oder die Kapitale nach abgelaufenen Terminen nicht richtig ein, so werden ohne alle Schonung die dafür verpfändeten Immobilien öffentlich versteigert. Nur bei alten,

berühmten Familien, wo ein bedeutender Vermögensfonds da ist, macht sie eine Ausnahme. Um sie vor gänzlichem Ruin zu retten, stellt sie den verschwenderischen Besitzer unter Vormundschaft, ihm ein sehr beschränktes jährliches Einkommen aussetzend. Auf diese Weise werden unsere reichen Herren, die früher jährlich über Hunderttausende von Rubeln für ihre Genußsucht geboten, auf einen kargen Nothpfennig beschränkt. Auf diese Weise muß Rußlands einst so reicher Adel immer mehr herunterkommen, wenn er nicht seine Sucht zur Verschwendung zügelt und zu einer von den Zeitverhältnissen gebotenen Sparsamkeit zurückkehrt. — Wie man versichert, geht an unserer deutschen Bühne die Oper ganz ein, nur das Drama und Lustspiel sollen bleiben. Die Oper verbrachte den gegenwärtigen zweiten Winter in Moskau, soll aber beim dortigen Publikum nicht mehr so viel Anklang gefunden haben, wie im vorjährigen. Die italienische Oper erhält sich fortwährend in der Gunst der hiesigen schönen Welt. Alle ihre Vorstellungen in diesem Winter waren von den Abonnenten so in Beschlag genommen, daß Fremde nur sehr schwer zu den lezten Plätzen Zutritt erhalten konnten. Der mit ihr im vergangenen Jahr abgeschlossene halbjährige Vertrag ist jezt abgelaufen, wird aber im nächsten Herbst für den folgenden Winter erneuert werden. Ihre ausgezeichneteren Mitglieder, zu denen die Viardot-Garcia, Tamburini und Rossini gehören, haben bereits zugesagt, werden aber die nächsten Sommermonate zu Reisen in's Ausland benutzen. Pauline Viardot-Garcia ist nicht mehr das, was sie in Deutschland, Paris und London war, ihr Talent hat sich seitdem bedeutend entwickelt; der Umfang ihrer Stimme ist wundervoll.

Einer unserer bekanntern russischen Journalisten und Literaten, der ein eigenes schönes Landgut bei Dorpat in Livland besizt, wo er gewöhnlich den Sommer zubringt, besuchte kürzlich Dorpat während seines bekannten Januar-Jahrmarkts, der für eine Landstadt sehr glänzend ist. Diese Stadt hat durch ihre Universität auch für Deutschland Interesse; ich theile daher einige der Bemerkungen des Reisenden mit. „Bei meiner Ankunft fand ich alle Gassen Dorpats mit Equipagen und Volksgruppen gefüllt. Alles kündete mir die Jahrmarktszeit an, die volle drei Wochen dauert. Fast alle Häuser waren mit den buntfarbigen Schildern der in ihnen befindlichen Magazine geziert. Der zahlreiche Adel der Provinz war versammelt, eine Conferenz über einen großen Branntweinprodrâd haltend, den er mit der Regierung abzuschließen beabsichtigte. Die Fabrikation des Kornbranntweins war von jeher ein Hauptindustriezweig der ostseeischen Landwirthe gewesen, blüht aber jezt bei weitem nicht mehr wie zu Ende des vergangenen und im Beginn des gegenwärtigen Jahrhunderts, wo Branntwein den wichtigsten Zweig der Riga'schen Ausfuhr nach England bildete. Man gibt der Stadt eine stetige Bevölkerung von 12,000 Menschen, zur Zeit des Jahrmarkts aber steigt sie auf 15,000. Trotz dem herrscht überall musterhafte Ordnung und Stille, und doch ist die Zahl der Polizeibeamten nur gering und wird während des Jahrmarkts keineswegs vermehrt. Die Ostseeprovinzen können überhaupt vielen Staaten als Muster des Gehorsams und der Unterwerfung unter die bürgerlichen Gesetze dienen. Strenger kann selbst im gesetzmäßigen England das Gesez nicht respektirt werden, als hier. Die Stadt besizt vier Klubbs, und jeder ist zahlreich besucht. Der darin herrschende Kastengeist war für mich eine merkwürdige Erscheinung; jeden fand ich aus besondern Ständen gebildet, und der eine scheidet sich sorgfältig von dem andern ab."

(Schluß folgt.)

Leipzig, März.

(Fortsetzung.)

„Das Leipziger Aergerniß." — Harte Bestrafung der Studenten.

Nach solchen Vorgängen blieb der hiesigen Geistlichkeit nichts übrig, als die Sache selbst dem Oberconsistorium in Dresden zu melden und sich dessen Bescheid zu erbitten. Wie ich höre, ist dieser vor einigen Tagen angelangt. Er verordnet für dieses Jahr Confirmation auf das ungeänderte Rosenmüllersche Glaubensbekenntniß. In Zukunft dürfte wohl anders entschieden werden, was eben so wünschenswerth als unerläßlich seyn möchte, wenn Leipzig nicht entschieden eine Sekte in der protestantischen Kirche bilden will. Die Tagespresse bemächtigte sich natürlich dieser Streitsache sogleich, und kämpfte und kämpft noch für Alt und Neu und gießt immer neues Oel in's Feuer. Wohl sechs bis acht kleine Broschüren sind bereits erschienen, die alle in ihrer Art die streitigen Stellen beleuchten und erklären, und bei dem Interesse, das Hoch und Niedrig an dem Streite nimmt, möchte diese Broschürenliteratur so bald noch nicht ihre Endschaft erreichen. Rationalistisch betrachtet könnte der ganze Kampf unbedeutend erscheinen, nimmt man aber an, daß sich daraus die größten Spaltungen in unserer ohnehin völlig zusammenhangslosen Kirchengemeinschaft entwickeln können und müssen; daß den Katholiken dadurch Anlaß gegeben wird, die Haltlosigkeit der protestantischen Kirche zu belächeln und darauf Pläne zu bauen, zu denen die Altlutherischen und die Pietisten eifrig das Material anfahren, so kann man den fatalen Streit nur bedauern und ihn mit Recht „das Leipziger Aergerniß" nennen, wie es in einer der erwähnten Broschüren geschieht.

Die Bewegung unter den Studenten, wovon ich in meinem lezten Schreiben sprach, ist vorläufig unterdrückt. Der Terrorismus ist noch immer ein gutes Mittel, Einzelne wie ganze Gesellschaften zum Schweigen zu bringen, und Terrorismus darf man wohl das Verfahren nennen, das bei dieser Angelegenheit beliebt worden ist. Zwei der lautesten Sprecher in der mehrerwähnten Versammlung sind, ohne ihrer etwaigen Einwände zu achten, in perpetuum relegirt, ein Dritter in perpetuum consilirt worden; die Uebrigen kamen mit Carcerstrafe davon. Ich weiß nicht, ob die so hart Bestraften sich an das Gesammtministerium wenden werden; zu rathen wäre es ihnen unbedingt, denn erlangen sie dadurch auch nicht Rücknahme des gefällten Urtheils, so steht ihnen nach Einschlagung dieses Rechtsweges späterhin wenigstens frei, die ganze Angelegenheit beim nächsten Landtage zur Sprache bringen zu lassen. Es wäre zu wünschen, daß etwas geschähe, damit das willkührliche Verfahren gegen Studenten, das unbegreiflicherweise so lange ohne Anfechtung bestanden hat, endlich einmal abgeschafft und in ein streng rechtliches verwandelt würde. Die Regierung ist vollkommen im Irrthum, wenn sie glaubt, das gebildete Publikum billige die lezten Schritte gegen die hiesigen Studenten. So wenig dasselbe die Unbesonnenheiten einiger Brauseköpfe beschönigen mag, so allgemein ergriffen war und ist es noch über ein Verfahren, das über Angeschuldigte Urtheile verhängt, ohne diesen die Rechtswohlthat der Vertheidigung zu gewähren, die doch sogar dem gemeinsten Verbrecher unweigerlich gestattet wird.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 15.

Mittwoch, 17. April 1844.

Vierteljahrs-Schrift 1844. 2tes Heft.

[196] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Das 2te Heft der deutschen

Vierteljahrs-Schrift

für 1844.

April — Juni.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften von je mehr als 20 Bogen 12 fl. oder 7 Rthlr. 8 gGr.

Inhalt:

Blicke auf den Socialismus und Communismus in Deutschland und ihre Zukunft. — Gedanken über die Begründung wissenschaftlicher Centralpunkte für das deutsche Bundesheer. — Literarische Kritik. — Kirchliche Tendenzen. — Die Erfordernisse eines Lesebuchs für Volksschulen. — Die Wiederbelebung des Schwanenordens in Preußen im Jahr 1843. — Die deutsche Sprachgrenze nach ihrem gegenwärtigen Bestand, ihren Ursachen und Anforderungen. — Die Zukunft der Vereinigten Staaten und der Deutschen in Amerika. — Kurze Notizen.

Stuttgart und Tübingen, April 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[190] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Wolfgang Menzel's

Geschichte der Deutschen

bis

auf die neuesten Tage.

Vierte, umgearbeitete und vermehrte Auflage in Einem Bande.

Mit des Verfassers Bildniß in Stahl und einem Register.

Preis 8 fl. 45 kr. oder 5 Rthlr.

Wir glauben, zur Empfehlung dieses der deutschen Lesewelt bereits durch mehrere Auflagen bekannten Werkes nur anführen zu dürfen, daß die neue Auflage alle früheren an Reichhaltigkeit des Inhaltes und Vollständigkeit übertrifft (sie enthält 30 Bogen mehr), indem der Herr Verfasser unablaßig bemüht war, die Ergebnisse aller der zahlreichen einzelnen Forschungen und Mittheilungen, durch welche in jüngster Zeit, namentlich seitdem viele bisher verschlossene Staatsarchive den Geschichtsfreunden geöffnet worden sind, die vaterländische Geschichte, zumal die neuere vom Reformationszeitalter an, ungemein an Aufklarung gewonnen hat, in seine zusammenhängende Darstellung einzutragen. Auch hat derselbe die Entwicklungs-Geschichte des deutschen Volkes bis auf die neuesten Tage fortgeführt und erst mit dem Jahr 1842 abgeschlossen. Die rein patriotische Tendenz des Werks, die unbestochene Strenge des Urtheils und die Wärme der Sprache sind sich gleich geblieben.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

An die Besitzer der Mysterien von Eug. Sue.

Paul de Kock's

humoristische Romane,

an höchst interessanten Schilderungen und Gemälden aus dem Leben Eugène Sue ungleich übertreffend.

sind in der guten Uebersetzung von Dr. Elsner, wie in allen Buchhandlungen, so auch in der Unterzeichneten wieder zu haben.

Preis pro Band 12 kr. oder 3 ggr.!!!

Alle Besitzer der „Geheimnisse von Paris" machen wir hierauf ganz besonders aufmerksam.

In allen Buchhandlungen Deutschlands und Oesterreichs und bei

Schreible, Rieger & Sattler in Stuttgart.

---

[196] In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lieder aus Tirol

von

Beda Weber.

8. Velinp. broch. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Thlr. 12 Gr.

Dichtungen von ebenso großer Schönheit als Eigenthümlichkeit; ein in jeder Beziehung erfreulicher Zuwachs zu den poetischen Reichthümern der oberdeutschen Dichterschule, in der Tirol bisher nicht vertreten war. Je mehr dieses schöne Bergland in neuerer Zeit allgemein die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat, von vielen Reisenden beschrieben und von auswärtigen Dichtern besungen worden ist, um so mehr muß ein einheimischer tiroler Dichter von so großem Talent und von so neuer überraschender Eigenthümlichkeit hohes Interesse erregen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[192] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Leitfaden

der mathematischen und allgemeinen physischen

Geographie

von

Dr. J. H. Mädler,

Kais. Russ. Hofrath, Ritter, Professor der Astronomie und Director der Sternwarte zu Dorpat.

8. Velinp. broch. Preis 2 fl. 42 kr. od. 1 Rthlr. 16 gGr.

Der durch seine Vorträge in Berlin und Dorpat berühmte Herr Verfasser, beabsichtigte in gegenwärtigem Leitfaden die Lehren der mathematischen und allgemeinen physischen Geographie so darzustellen, wie sie sich nach den neuesten Forschungen gestaltet haben, ohne jedoch dabei mehr vorauszusetzen, als die Elemente der Geometrie, Trigonometrie und Algebra, so daß es für die mittlern Klassen der Gymnasien und höhern Bürgerschulen als Lehrbuch brauchbar, und zugleich dem Selbststudium dienlich seyn könne. — Für die in der Geographie vorkommenden Berechnungen ist das Detail möglichst ausführlich gegeben; ebenso wurde den Veränderungen, welche der Erdkörper erlitten hat, ein eigener Abschnitt gewidmet. Im physischen Theile ist das die Meteorologie betreffende ausführlicher als gewöhnlich gegeben und man wird auch hier die neuesten Untersuchungen nicht vermissen. Am Schlusse ist eine Ortstabelle hinzugefügt, welche die geographischen, hypsometrischen und thermischen Constanten, so viel als möglich vollständig angibt. Dieser Leitfaden, welcher einem wirklichen Bedürfniß entspricht, enthält überhaupt Manches was in ähnlichen Werken theils gar nicht, theils zu kurz, oder in einer jetzt veralteten Gestalt vorzukommen pflegt.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[171] **Erste deutsche Gesammt-Ausgabe.**

In S. G. Lieschings Verlagsbuchhandlung zu Stuttgart sind jetzt vollständig erschienen:

S. Warrens gesammelte Werke.

Aus dem Englischen von Dr. C. Kolb.

Schillerformat.

Erster bis fünfter Band. 192 Bogen Velin. Geh.

Enthaltend:

Mittheilungen aus dem Tagebuche eines Arztes, 2 Theile.

Zehntausend Pfund Renten, 3 Theile.

Zu beziehen

in Lieferungen zu 5 Sgr. — 18 kr. rhein. 15 kr. C.M.

in Bänden zu 1 Thlr. — fl. 1. 48 kr. rh. — fl. 1. 30 kr. C.M. (Bd. 1. 2. um 1/6 theurer; Bd. 5. um ebenso viel wohlfeiler).

Vollständig zu 5 1/3 Thlr. — fl. 9. 36 kr. rhein. — fl. 8. — C.M.

Frühjahr, 1844.

Vorräthig in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands und der angränzenden Länder.

---

[194] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Flurzwang

in seinen Folgen und Wirkungen

und

die Mittel zu dessen Beseitigung

von

Dr. Carl Christian Knaus,

Prof. an der staatswirthschaftl. Facultät zu Tübingen ꝛc.

Mit sieben Karten.

8. Velinp. broch. Preis 1 fl. oder 16 gGr.

Der Herr Verfasser, der sich mit rastloser Thätigkeit der Erörterung der Bodenbesitzverhältnisse widmet, hat einen Gegenstand zur Abhandlung gebracht, der für alle Länder und Gegenden, in welchen zerstückelter Grundbesitz sich befindet, von der höchsten Wichtigkeit und dessen Beachtung eine der Grundbedingungen eines zeitgemaßen Fortschrittes des Landwirthschaftsbetriebes ist. Der Vortrag ist durch sieben Karten versinnlicht, welche, lauter bestehenden Verhältnissen entnommen, auf den ersten Blick die Vortheile des vom Verfasser gründlich empfohlenen Verfahrens zur Beseitigung des lästigen Flurzwangs erkennen lassen.

Es wird daher Niemand, der sich für die Verbesserung landwirthschaftlicher Zustände interessirt, diese Schrift unbefriedigt aus den Händen geben.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[193] In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

Gottfried Kinkel.

8. Velinp. broch. Preis 2 fl. 15 kr. od. 1 Rthlr. 8 gGr.

Hauptabschnitte des Inhalts: Zum Eingang. — Bilder aus Welt und Vorzeit. — Oden und Verwandtes. — Des Dichters Leben und Betrachtung, in deutschen Weisen. — Roma's Erwachen. — Die Weine. — Otto der Schütz. Eine rheinische Geschichte in zwölf Abenteuern.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[195] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Leichtfaßliche Belehrung

über die Schafraude

für

Schäfer und Gutsbesitzer.

Auf Veranlassung des Vereins

zur Beförderung der Schafzucht in Württemberg

entworfen von

Professor Hering

an der K. Thierarzneischule zu Stuttgart.

Zweite vermehrte Auflage.

Preis 12 kr. oder 3 Gr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[186] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Ueber

Maulbeerbaumzucht

und

Erziehung der Seideraupen.

Aus dem Chinesischen ins Französische übersetzt

von

Stanislaus Julien.

Auf Befehl

Sr. Majestät des Königs von Württemberg

übersetzt und bearbeitet

von

Fr. Ludwig Lindner.

Zweite Auflage

vermehrt mit Zusätzen und Anmerkungen

von

Theodor Mögling.

gr. 8. Velinpap. broch. Preis 48 kr. oder 12 gGr.

Der Titel dieser interessanten Schrift zeigt an, unter welchem Allerhöchsten Schutze die deutsche Bearbeitung derselben den Freunden vaterländischer Industrie vorgelegt wird. Bei dem neuesten Aufschwung aller Gewerbe in Deutschland kann die öffentliche Aufmerksamkeit einer Anweisung zur Maulbeerbaumzucht und Erziehung der Seideraupen nicht fehlen, welche die Erfahrung und Beobachtung der Chinesen, d. i. der ältesten und geschicktesten Seidebauer, mittheilt. Die erste nicht kleine Auflage wurde in wenigen Jahren vergriffen und wiederholte Nachfragen machten eine neue Auflage nothwendig, welche durch Zusätze und Anmerkungen, wie Praxis und Erfahrung in Württemberg sie an die Hand geben, bedeutend vermehrt worden ist. Die deutschen Bearbeiter durften mit Recht in der Vorrede die Vorzüge ihrer Bearbeitung vor der französischen geltend machen, indem sie sich durch größere Präcision und lichtvollere Ordnung auszeichnet.

Stuttgart und Tübingen, April 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[176] So eben ist bei Meyer & Zeller in Zürich erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Schachkampf in Paris

im November und December 1843

zwischen

Mr. Staunton und M. de St.-Amant.

Mit Anmerkungen und Varianten herausgegeben

von Dr. Karl Meier.

Nebst einem Anhange

über das hundertste Endspiel des Philipp Stamma von Aleppo.

8. Broch. 12 Gr. oder 54 kr.

---

[189] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der weiche Hinterkopf.

Ein Beitrag

zur Physiologie und Pathologie der ersten Kindheit.

Mit Untersuchungen über die Entwickelung des Säuglingsschedels überhaupt, über die Rhachitis dieses Alters und über den Tetanus apnoicus periodicus infantum.

Von

Dr. C. L. Elsässer.

Mit Abbildungen.

gr. 8. Velinp. broch. Preis 2 fl. 42 kr. od. 1 Rthlr. 16 Gr.

Der Herr Verfasser, bekannt durch seine Beobachtungen über die asiatische Cholera, gibt uns aus dem Schatze einer reichen Erfahrung und umfassender Studien Aufklärung über eine Reihe physiologischer und pathologischer Zustände des Säuglingsalters. Den eigenthümlichen Bau und Lebenszustand des menschlichen Kopfs in der ersten Kindheit bringt er in genetischen Zusammenhang mit einer gar nicht seltenen, aber bis jetzt nicht beschriebenen Krankheit dieses Alters, welche in zahlreichen Krankheitsfällen und Sektionen verfolgt und durch werthvolle Abbildungen versinnlicht wird. Der Entwickelungsgang der Rhachitis und namentlich ihre bis jetzt nicht gewürdigte Form im Säuglingsalter werden beschrieben und auf physiologischer Basis erläutert. Ueber eine noch vielfach unrichtig aufgefaßte Krankheit, den Tetanus apnoicus periodicus infantum (das sogenannte Asthma thymicum), seine Natur und Ursachen werden wichtige Aufschlüsse ertheilt. Die Wissenschaft erhält mit dieser Monographie einen Zuwachs, durch welchen eine wesentliche und zum Theil ungeahnte Lücke ausgefüllt wird.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[202] August Lewald's

gesammelte Schriften.

In einer Auswahl.

Zwölf Bände.

Erste Lieferung, oder erster bis dritter Band.

Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Diese erste Lieferung der gesammelten Schriften Lewald's führt auch den besondern Titel: „Ein Menschenleben. Erster bis dritter Theil." Die übrigen Bände dieser Gesammtausgabe werden ebenfalls in Lieferungen zu drei Bänden in kurzen Zwischenräumen erscheinen.

Leipzig, im März 1844.

F. A. Brockhaus.

---

[207] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Preis des Jahrgangs 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gGr.

Monat März 1844.

Größere Aufsätze.

Die Landenge von Panama. Schilderung von Gustav Dörr. — Der nordöstliche Theil des kaspischen Meeres. — Hongs-Kong. — Die Hudsonsbai-Compagnie und das Oregongebiet. — Nachrichten über die Gambierinseln. — Die Montenegriner. Eine Erzählung aus der neuesten Zeit. — Englische Sports. 4) Ballspiele. 5) National-Gymnasium. 6) Wasserspiele. 7) Wettrennen. — Einige Nachrichten über das Petschora-Gebiet. — Die Tebibs in Algier. — Ungarische Scenen. 1) Der Walache. 2) Die Kirchweih in Osjeniza. 3) Die Jagd im Banate. — Brasilien im 4ten und Anfang des 5ten Jahrzehnts des 19ten Jahrhunderts. — Skizzen aus Oberitalien: Mailand. Von Verona nach Padua. Von Padua nach Venedig. Von Verona nach Mailand. — Hrn. Violets Fahrten und Abenteuer. Fünfter Zug. — Der jetzige Zustand des englischen Theaters. — Etwas über die russische Literatur des Jahres 1843. — Ein französischer Cercle. — Einiges über die Tungusen. I, II. — Columbia. — Etwas über den englischen Zuckerhandel. — Wichtigkeit der Sternschnuppen für die Meteorologie. — Ein Besuch auf der Insel und in der Stadt Amoy. — Ein Aufenthalt vor Madras. — Statistische Angaben über Irland. — Schweden beim Tode Karl Johanns. — Slawische Nachrichten. — Nachricht über die Natron-Seen. — Das Land zwischen dem Missouri und den Felsengebirgen. — Die Eingebornen Senegambiens.

Chronik der Reisen.

Aucher d'Elois Reisen im Orient.

Kleinere Mittheilungen.

Inschriften zu Delphi. — Neue archäologische Gesellschaft in England. — Einige Bemerkungen über das Klima in Madeira. — Anzeichen der jährlichen Mitteltemperatur. — Der Marawi-See in Südafrika. — Ein Portrait von Columbus. — Büste des Königs Ptolemäus von Mauritanien. — Geschichtlicher Congreß in England. — Sir W. Scotts Denkmal. — Zunahme des Postverkehrs in Frankreich. Wölfe in Indien. — Der Prairie-Vogel. Roman von Murray. — Etwas über die Verbindung des atlantischen Meeres mit der Südsee. — Die Anti-Slavery-Society in Westindien. — Statue für Sir David Willie. — Der Reisende Westergaard. — Das Chimära-Grab im Xanthusthal. — Etwas über amerikanische Alterthümer. — Eigenthümlichkeit der Giraffe. — Staatsgrundeigenthum in Frankreich. — Die Münzen der goldenen Horde. — Ehemalige Räuberhöhle. — Das Bui-Spiel in Jaroslaw. — Stellung von Yucatan. — Der Kanal von Suez. — Boxersäle in Paris. — Lobrede auf Ch. Nodier. — Nachricht über Tripoli. — Artesische Brunnen zwischen Kairo und Suez. — Englische Karrikaturen. — Etwas über die englischen Tafeln. — Die Jahrbücher der vier Meister. — Ueber die Sternschnuppen. — Fortschritte der Mormons. — Geologische Ergebnisse submariner Forschungen. — Syrische Missionäre in China vor 1000 Jahren. — Das Holländische die gelehrte Sprache auf Japan. — Vermehrung der zoologischen Sammlung des brittischen Museums. — Zahl der den Tunnel der Themse Passirenden. — Die Veste Gwalior. — Mittel gegen das Branntweintrinken. — Einführung des Alpaca in Belgien. — Ueber den Dampf als Mittel zum Löschen. — Theure Ausgabe des Boccacio. — Goldgewinn in Ostsibirien. — Zug der Wallfische nach dem Norden des stillen Meeres. — Der Bettler der Mancha. — Ueber den Tabak- und Theehandel in England. — Abyssinische Reisende. — Australische Sprachen. — Witterung in Transkaukasien.

---

[157] In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Dramatische Werke

von

Jos. Christ. Baron von Zedlitz.

Vier Theile.

8. Velinpap. broch. Preis fl. 10. — oder Rthlr. 6. 8 gr.

Inhalt und Preise der einzelnen Theile.

I. Thl. **Stern von Sevilla.** 1 fl. 36 kr. od. 1 Rthlr.
II. „ **Kerker und Krone. Der Königin Ehre.** 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.
III. „ **Turturell. Herr und Sklave. Die zwei Nächte zu Valladolid.** 3 fl. od. 2 Rthlr.
IV. „ **Cabinets-Intriguen. Die Liebe findet ihre Wege.** 2 fl. 42 kr. od. 1 Rthlr. 16 gr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[206] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die christliche Lehre

nach dem

kleinen Katechismus Luthers.

Zur Unterweisung geordnet

von

G. Mehring,

Decan zu Langenburg.

8. Velinp. broch. Preis 20 kr. oder 6 gGr.

Des Verfassers Streben war es, die christliche Lehre in ihrer Begriffs-Einheit aufzufassen und darzustellen, zugleich zu zeigen, wie sich diese Darstellung am Luther'schen Katechismus, der auch als evangelische Bekenntnißschrift so große Bedeutung hat, durchführen läßt, indem gerade er für eine methodische Entwicklung des Religionsbegriffs die Hülfe bietet, die bei manchem andern Katechismus aus dem Reformations-Zeitalter vermißt wird.

Stuttgart und Tübingen, April 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 94.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 18. April 1844.

— mir iſt beſtändig,
Als wär' es ſo nur recht,
Mein Bild der Welt lebendig,
Mein Traum nur wahr und ächt.

L. Uhland.

Waldlieder von Nicolaus Lenau.

7.

Schläfrig hangen die ſonnenmüden Blätter,
Alles ſchweigt im Walde, nur eine Biene
Summt dort an der Blüthe mit mattem Eifer;
Sie auch ließ vom ſommerlichen Getöne,
Eingeſchlafen vielleicht im Schooß der Blume.
Hier, noch Frühlings, rauſchte die muntre Quelle,
Still verſiegend iſt in die Luft zergangen
All ihr friſches Geplauder, helles Schimmern.
Traurig kahlt die Stätte, wo einſt ein Quell floß;
Horchen muß ich noch dem gewohnten Rauſchen,
Ich vermiſſe den Bach, wie liebe Grüße,
Die ſonſt fernher kamen, nun ausgeblieben.
Alles ſtill, einſchläfernd, des dichten Mooſes
Sanft nachgiebige Schwellung iſt ſo ruhlich;
Möge hier mich holder Schlummer beſchleichen,
Mir die Schlüſſel zu meinen Schätzen ſtehlen,
Und die Waffen entwenden meines Zornes,
Daß die Seele, rings nach außen vergeſſend,
Sich in ihre Tiefen hinein erinn're.
Preiſen will ich den Schlummer, bis er leiſe
Naht in dieſem Dunkel und mir das Aug' ſchließt.

Schlaf, du kindlicher Gott, du Gott der Kindheit!
Du Verjünger der Welt, die, dein entbehrend,
Raſch in wenig Stunden wäre gealtert.
Wunderthätiger Freund, Erlöſer des Herzens!
Rings umſtellt und bewacht am hellen Tage
Iſt das Herz in der Bruſt und unzugänglich
Für die leiſeren Genien des Lebens,
Denn ihm wandeln voran auf allen Wegen
Die Gedanken, bewaffnet, als Lictoren,
Schreckend und verſcheuchend lieblichen Zauber.
Aber in der Stille der Nacht, des Schlummers,
Wacht die Seele heimlich und lauſcht wie Hero,
Bis verborgen ihr Gott ihr naht, herüber
Schwimmend durch das wallende Meer der Träume.

Eine Flöte klang mir im Schlaf zuweilen,
Wie ein Geſang der Urwelt, Sehnſucht weckend,
Daß ich ſüß erſchüttert erwacht' in Thränen,
Und noch lange hörte den Ruf der Heimath;
Bliebe davon ein Hauch in meinen Liedern!

Schlaf, melodiſcher Freund, woher die Flöte?
Iſt ſie ein Aſt des Walds, durchhaucht vom Gotte,
Hört' ich im Traum des heiligen Pan Springe?

8.

Abend iſt's, die Wipfel wallen
Zitternd ſchon im Purpurſcheine,
Hier im lenzergriffnen Haine
Hör' ich noch die Liebe ſchallen.

Koſend ſchlüpfen durch die Aeſte
Muntre Vöglein, andre ſingen,
Rings des Frühlings Schwüre klingen,
Daß die Liebe iſt das Beſte.

Wo die friſchen Wellen fließen,
Trinken Vöglein aus der Quelle,
Keins will unerquickt zur Stelle
Seinen Tagesflug beſchließen.

Wie in's dunkle Dickicht ſchweben
Vöglein nach dem Frühlingstage,
Süß befriedigt, ohne Klage,
Möcht' ich ſcheiden aus dem Leben;

Einmal nur, bevor mir's nachtet,
An den Quell der Liebe ſinken,
Einmal nur die Wonne trinken,
Der die Seele zugeſchmachtet,

Wie vor Nacht zur Fluth ſich neigen,
Dort des Waldes durſt'ge Sänger;
Gern dann ſchlaf' ich, tiefer, länger,
Als die Vöglein in den Zweigen.

9.

Rings ein Verſtummen, ein Entfärben;
Wie ſanft den Wald die Lüfte ſtreicheln,
Sein welkes Laub ihm abzuſchmeicheln;
Ich liebe dieſes milde Sterben.

Von hinnen geht die ſtille Reiſe,
Die Zeit der Liebe iſt verklungen,
Die Vögel haben ausgeſungen,
Und dürre Blätter ſinken leiſe.

Die Vögel zogen nach dem Süden,
Aus dem Verfall des Laubes tauchen
Die Neſter, die nicht Schutz mehr brauchen,
Die Blätter fallen ſtets, die müden.

In dieſes Waldes leiſem Rauſchen
Iſt mir als hör' ich Kunde wehen
Daß alles Sterben und Vergehen
Nur heimlichſtill vergnügtes Tauſchen.

Der alte Hammelmann.

(Fortſetzung.)

Pachmayr wehrte keinem den Eintritt und entließ eben ſo wenig einen ohne Troſt oder Ermahnung; kannte er ſie doch Alle, wie ein ſorgſamer Hausvater die Seinen kennt, und ſein Geiſt war noch ſo hell, wie je zuvor in den Tagen, da ſein Körper rüſtig einherſchritt. Er wußte bei jedem ſeiner Beſucher mit kurzen kräftigen Worten den Nagel auf den Kopf zu treffen, und indem er die Fehlenden ermahnte, ſich zu beſſern, vergaß er nie hinzuzufügen: er ſelbſt werde gar bald vor dem Thron des Höchſten für ſie um Gnade beten. Jungen Liebesleuten rieth er, den Bund der Ehe zu ſchließen, und brachte mehr als eine Verlobung vor ſeinem Krankenbett zu Stande. Den alten Hammelmann kanzelte er wegen ſeiner plötzlich ſo handwerksmäßig angefangenen Wunderdoktorei derb genug ab, was demſelben viel zu denken gab, ihn aber nicht bekehrte, weil der Geiz ſtärker in ihm war, als jede gottſelige Betrachtung; und zu einer Anzahl der reichſten und angeſehenſten Bauern der Gemeinde, worunter Michel und Peter nicht fehlten, ſagte der Sterbende unter andern: „Wie einer die Hand umkehrt, ſeyd ihr aus friedfertigen Leuten zu Prozeßkrämern geworden, die um jeden Bettel ſieben Stunden weit vor Amt laufen, und um ein Kalb zu gewinnen, mit Freuden eine Kuh verlieren, weil euch ein gottloſer Ränkeſchmied in den Kopf geſetzt hat: das im Geſetzbuch aufgeſchriebene Recht ſey das einzig wahre. Wie mögt ihr nur ſo einfältig ſeyn, nicht zu merken, daß der Mann, als ein Advokat, nur darauf ausgeht, euch die Pfennige aus der Taſche zu locken? Und hat er nicht etwa ſchon in den paar Monaten vielen von euch die Haut über die Ohren gezogen? Rechnet einmal ſelber nach: in die dreißig Jahre lang ſind eure Streitigkeiten am Brunnen unter der Linde nach billigem Ermeſſen geſchlichtet und verglichen worden, und das hat euch weder Geld noch etwas von derjenigen Zeit gekoſtet, welche der Arbeit gewidmet ſeyn ſollte; ihr habt euch alle dabei wohl befunden, diejenigen nicht ausgenommen, welche ohne Koſten verloren, was ſie mit großen Koſten vor Gericht gewonnen hätten. Wie ſieht es aber jezt mit euch aus? die Güter der ganzen Gemarkung waren vor einem Vierteljahr ſo zu ſagen ganz frei von Schulden, und die geringen Vormerkungen im Pfandbuch kaum als ſolche zu betrachten, während heute an aufgenommenen Hauptſummen und an gerichtlich zugeſprochenen Forderungen ein ungeheures Geld vorgemerkt iſt, wofür die Zinſen größtentheils nach außerhalb gezahlt werden müſſen. Wenn das eure Väter wüßten, ſie würden ſich im Grabe umkehren, vor allem des Engelwirths Haus, der ein gar beſcheidener ordentlicher

Mann war und nicht, wie sein Sohn Michel, um eines thörichten Eigensinnes willen seine armen Kinder um ihre Sach' gebracht hätte. Sag' selber, mein Michel, ist es nicht traurig, zu vernehmen, daß dir und deinen Kindern erster Ehe die Tiefenau eigentlich zugehörte und daß ihr euch dieses schöne Besitzthum recht liederlich habt abjagen lassen? Erstens um einen Spottpreis und zweitens so, daß ihr selbst von diesem Blutgeld nie auch nur einen rothen Heller erblicken werdet?"

Der Bauer senkte die Blicke zu Boden und der Pfarrer sprach nach einer Weile weiter: „Ein Uebel pflegt nie allein zu kommen, meine armen Schelmen von Kindern, und damit ihr ja ganz sicher und gewiß zu Grunde geht, so habt ihr nebst der Prozeßsucht noch eine andere Krankheit gefangen, und indem ihr über Dinge streitet, welche ihr nicht versteht, vernachläßigt ihr eure Geschäfte, die ihr bisher doch so gut verstanden habt. Da sizt ihr Abends im Engel bei einander, schreit euch die Kehlen trocken, trinkt euch Räusche, erklärt euch mit den Fäusten die allgemeinen Menschenrechte und legt einander die Verfassung mit den Stuhlbeinen aus. Laßt die Possen bleiben, denn es kommt doch nichts Ordentliches dabei heraus. Ueberlaßt das Regieren denen, welche das Ding verstehen, thut eure Arbeit, bezahlt eure Steuern und bedenkt fein, wie es um die Mühle stände, wenn der Esel das Korn aufschütten wollte und den Meister Müller die Säcke tragen hieße. Der Staat aber ist ein noch viel künstlicheres Ding als eine Mühle, und darin noch keiner auf einen grünen Zweig gekommen, der seine Pfoten unberufen zwischen die Kammräder steckte. Merkt euch das, meine Kinder, und wenn irgendwer euch etwas anderes aufbinden will, so antwortet getrost: die Gemeinde hat fünfzig Jahre lang und drüber auf den alten Pachmayr gehört und sich wohl dabei befunden, und nun sie drei Monate lang eure Rathschläge befolgte, hat sie schon viel Haare lassen müssen."

In solcher Weise redete der ehrwürdige Greis noch mehreremale mit den Seinen, bis ihm nach und nach der Athem ausging und er eines Tages sanft hinüberschlummerte. Die Bauern waren tief ergriffen und gerührt von seinem Scheiden, wie von seinen lezten Ermahnungen, aber diese Rührung hielt nicht Stand, die stürmisch erregten Leidenschaften blieben stärker, als die Vernunft, und Pachmayr war noch nicht lange begraben, als er auch schon gänzlich vergessen schien. Nur bei Einem seiner Hörer hatten die Vorstellungen des Sterbenden einen bleibenden Eindruck hinterlassen; der Michel ging tiefsinnig wie ein Träumender umher, gab verkehrte Antworten, streifte tagelang müßig durch Feld und Wald, kümmerte sich weder um seine Wirthschaft noch um seine Prozesse, und die Leute im Dorf fingen an zu murmeln: er habe sich „hinterdacht."

Zu dieser Zeit verweilte Brüggemann häufiger, denn je zuvor, in der seiner Tochter liebgewordenen Tiefenau, wo das von seinem hartnäckigen Uebel genesene Kind sich viel wohler fühlte, als zu Besenheim, was sie der reinen Landluft zuschrieb, um nicht sagen zu müssen, daß sie es in der Nähe der bissigen Mutter nimmer aushalten könne. Nieder war zum Pfarrverweser ernannt worden, und der Rechtsgelehrte, der zu Moos immer allerlei zu thun hatte, machte sich oft das Vergnügen, von dem Meierhof aus seinen Freund zu Fuß zu besuchen, weil der kaum zwei Stunden lange Pfad durch den Wald einen angenehmen Spaziergang darbot. Wie nun Brüggemann, an einem heiteren Sonntagnachmittag ziemlich spät in fröhlicher Weinlaune heimkehrend, ein Liedchen trillerte und dabei mit geheimer Lust an dem ihm bereits sicher scheinenden Erfolg seiner Stimmenwerbung dachte, trat ihm urplötzlich wie vom Himmel gefallen der Michel in den Weg, schlug, keine sechs Schritte entfernt, eine Doppelflinte auf ihn an und schrie: „Nieder auf deine Kniee, Hallunk!"

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, März.

(Fortsetzung.)

Literatur. — Das Drama.

In der Literatur bleibt es merkwürdig still. Es wird zwar entsetzlich viel gedruckt, allein all die großen Werke, die mit pomphafter Ankündigung dem Publikum unerhörte Wunderdinge verheißen, wollen literarisch wenig bedeuten. Weltgeschichten mit Holzschnitten und ähnliche buchhändlerische Spekulationen mögen erträgliche Marktwaare seyn, nur als literarische Produkte soll man sie nicht ausposaunen. Außerdem florirt gegenwärtig nur noch der Broschurenhandel und beschäftigt viele Pressen. Namentlich ist der Jordan'sche Prozeß für manche Buchhändler eine willkommene Ausbeute geworden. Mehr aber als Alles bringt die Geheimnißmanie ein, die nun seit Monaten alles Volk ergriffen hat und noch fortwährend ergreift. Nicht genug, daß Sue's „Mystères de Paris" in zahlreichen Uebersetzungen den Büchermarkt überschwemmen und alles Uebrige, gleich viel ob es gut oder schlecht ist, ganz beseitigen, es erscheinen außerdem, zum Schimpfe deutscher Nationalität, gegenwärtig noch „Geheimnisse von London" in zwei Uebersetzungen, „Geheimnisse von Rußland" bei drei verschiedenen Verlegern; „Geheimnisse von Warschau" sind ebenfalls angekündigt, und so geht es fort ohne Aufhören, bis man sich denn endlich ganz voll- und eingeheimnißt haben wird. Wie schlecht dabei alle übrige Literatur, vorzugsweise die national poetische, fahren muß, ist leicht zu ermessen, und es ist wirklich noch ein außergewöhnliches Glück, wenn ein paar Verleger Originalwerke drucken lassen. Das deutsche Publikum, das schon Goethe mit vollstem Recht gründlich verachtete, macht sich solcher Verachtung

durch sein Haschen nach überwürzter Kost des Auslandes und sein geflissentliches Ignoriren der Werke deutscher Autoren immer würdiger. Wie dabei die Schriftsteller bestehen sollen, ist freilich nicht abzusehen, doch macht dies dem deutschen Publikum die allergeringste Sorge. Das Theater, scheint es, wird in Zukunft der Tummelplatz seyn, wo deutscher Muth, deutsches Talent und Produktionskraft sich ungehinderter und vielleicht auch glücklicher werden entfalten können. Vom Publikum erwarte ich zwar auch bei einem möglichen neuen Aufschwunge deutscher dramatischer Kunst nichts. Sein Geschmack ist viel zu verdorben, sein Sinn zu abgestumpft, um das wahrhaft Gute mit ungetheiltem Beifall zu begrüßen, und so strebende Talente aufzumuntern. Aber auf die uneigennützige Unterstützung der Talente unter sich selbst und auf die bessere Stimmung der Theaterdirektoren ist etwas zu geben. Die Einführung der Tantièmen, die mehrere Theater beantragt und in Zukunft verheißen haben, weckt Muth und Kraft der begabteren jüngeren Autoren. Die Möglichkeit, bei der Nation Anerkennung und zugleich verhältnißmäßigen Lohn für ihr Streben zu gewinnen, wird gewiß in Kurzem manchen Schriftsteller, der bisher kümmerlich sein Leben fristen mußte, für das Theater schreiben machen. Poetische Meisterwerke werden freilich noch geraume Zeit auf sich warten lassen, indeß sie sind vorläufig auch nicht die Hauptsache. Ein gut dramatisirtes Stück, das ergreift, das sich auf der Bühne hält, das dem Verfasser selbst Muth einflößt zu größeren, kühneren Würfen, genügt vollkommen, um dem Drama einen neuen Aufschwung zu verschaffen und wahrhaft dramatische Dichter in Zukunft zu bilden. Mosen, Gutzkow, Laube, Kühne und Andere fangen an, mit ihren Stücken den Wust französischer Uebersetzungen zu verdrängen; einige Ausdauer, Glück und neue Bundesgenossen werden den deutschen Dramatikern bald genug die alleinige Herrschaft auf den Brettern sichern. Gutzkows „Zopf und Schwert" ist bei allen Aussetzungen, die man daran machen kann, ein durchgreifendes, fesselndes Stück; Laube's „Bernsteinhexe" würde dieselbe Wirkung haben, erdrückte nicht das Peinigende in dieser dämonischen Hexenwirthschaft die Theilnahme der Menge.

(Schluß folgt.)

St. Petersburg, März.

(Schluß.)

Die Universität Dorpat. — Fiaker und Omnibusse.

„Dorpat halte ich für den willkommensten Aufenthalt in Rußland für den, der bei nicht überreichen Mitteln wohlfeiles Leben mit höherer Geselligkeit zu vereinen wünscht. Die Lehranstalten höherer und niederer Ordnung, vornehmlich für die männliche Jugend, sind trefflich organisirt; deßhalb ließen sich vor zwei Decennien manche russische Familien in Dorpat nieder; sie konnten ihren Kindern in beiden Hauptstädten mit so geringem Aufwand keine so gute Erziehung geben, wie hier. Ihre Zahl hat sich jezt bedeutend gemindert, was sehr bedauert wird. Die Miethe der Wohnungen ist ungleich wohlfeiler als in Petersburg, sie beträgt jährlich für geräumige bequeme Wohnungen nur zwischen 800—1500 Rubel Banco, in Petersburg dagegen zwischen 2000—5000. Was hier den Sommeraufenthalt sehr angenehm macht, ist die romantische Umgegend und das sehr gesunde Klima, das wahre Wiederspiel des Petersburgischen. Die frühern Universitätscuratoren kamen nur zu Zeiten nach Dorpat; der gegenwärtige, Generallieutenant Krafstrom, mit dem ihm beigegebenen Gehülfen, Obristen Schönig, haben daselbst ihren ständigen Aufenthalt, was auf die sittlichen und wissenschaftlichen Zustände der Universität nur günstig wirken kann. Die Sittlichkeit und der Fleiß der Studenten verdienen im Allgemeinen alles Lob. Seitdem die Regierung die Mittel zur Erlernung der russischen Sprache in den Ostseeprovinzen und in Dorpat vermehrt hat, erlernen sie dieselbe eifrig und haben vor Kurzem ein öffentliches Zeugniß davon abgelegt, indem sie ein Werk in russischer Sprache, Skizzen aus der Weltgeschichte, herausgaben. Zwei Dorpater Studirende erhielten jüngst für ihre Dissertationen über die russischen Zeitwörter, dem schwierigsten Theil der russischen Grammatik, goldene Medaillen als Prämien. Es war also nur eine Verleumdung, die bisher bei uns kursirte, als wenn die Bewohner der Ostsee und mit ihnen Dorpats Musensöhne aus Haß und natürlicher Abneigung die russische Sprache nicht erlernen wollten. Auffallend ist es freilich, daß in den drei Dorpatschen Buchhandlungen kein russisches Buch zu bekommen ist. Zum Jahrmarkt kam sonst ein russischer Buchhändler aus Petersburg, seit einigen Jahren aber bleibt er aus. Zwar haben die bekannten Ereignisse am Ende des Jahrs 1832 der Universität empfindliche, noch immer fühlbare Verluste gebracht; indessen sind einige der erledigten Professuren wieder befriedigend besezt. Ich nenne nur den Astronomen Mädler, der an Struve's, den Physiker Kämy, der an Parrot's Stelle getreten ist, den Mineralogen Abich, der eine wissenschaftliche Reise nach dem Ararat unternommen hat. Für Zoologie und vergleichende Anatomie wird Grube aus Königsberg erwartet. — Die wissenschaftlichen Institute und Kabinette sind in neuerer Zeit sehr bereichert worden, die Regierung hat in dieser Beziehung keine Geldopfer gescheut, vor allen aber ist die medizinische Sektion reich bedacht worden; so wurde vor Kurzem ein pharmazeutisches Institut eröffnet, das der Universität bisher ganz abging, alle dem Institute erforderlichen Apparate wurden aus dem Auslande verschrieben. Die Universitätsbibliothek ist in den lezten Jahren ansehnlich vergrößert worden, vornehmlich durch die herübergebrachten Sammlungen der aufgehobenen Wilnaschen. Nächstens soll Dorpat noch ein praktisch-landwirthschaftliches Institut erhalten."

Während der bei uns immer mächtiger um sich greifende Luxus und die Modegöttin alles Alte, Unschöne zu verdrängen streben, erhält sich Ein Ding bei uns in seiner alten, höchst geschmacklosen und unbequemen Form: dieß sind die Fiacres oder Miethdroschken, die bereits unter Czaar Peters Regierung hier aufkamen, und zwar in der Form, wie wir sie noch jezt sehen. Vergeblich würde man sich bemühen, eine deutliche Beschreibung von ihnen zu geben, doch sind sie ja im Allgemeinen in Deutschland bekannt genug. Einige Versuche in neuerer Zeit, bessere und bequemere Fuhrwerke einzuführen, fruchteten nichts. Die Mehrzahl unserer Fiaker, deren Zahl sich auf einige tausend beläuft, hängt hartnäckig an den alten Formen. Kürzlich ist Staatsrath Trito ermächtigt worden, Omnibusse einzuführen zur Beförderung von Passagieren in alle Theile der großen Kaiserstadt und in ihre Umgebungen, wobei nach Verhältniß der Entfernungen sehr mäßige Fahrpreise angesezt sind. Man darf erwarten, daß diese neuen, eleganten Fuhrwerke sich großer Frequenz erfreuen, und da Trito kein Monopol dafür verliehen ist, derselbe bald Nachahmer finden wird.

Beilage: Kunstblatt Nr. 32.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 95.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 19. April 1844.

Die Natur hat nur Eine Schrift, und ich brauche mich nicht mit ſo vielen Kritzeleien herumzuſchleppen. Hier darf ich nicht fürchten, wie wohl geſchieht, wenn ich mich lange und liebevoll mit einem Pergament abgegeben habe, daß ein ſcharfer Kritikus kommt und mir verſichert, das Alles ſey nur untergeſchoben.

Goethe.

Neueres vom Gebiete der Geologie.

I.

Die Corallenriffe.

Wie eifrig auch jezt alle Zweige der Naturwiſſenſchaft bearbeitet werden, ſo läßt ſich doch nicht verkennen, daß das Lieblingsſtudium unſerer Zeit die Geologie geworden iſt und daß ſich mit dieſer Wiſſenſchaft die meiſten und die beſten Köpfe beſchäftigen. — Dieſe Vorliebe für geologiſche Forſchungen hat ihren nächſten Grund unſtreitig darin, daß Alles, was ſich auf die Bildungsgeſchichte unſeres Planeten bezieht, einen ganz eigenthümlichen Reiz für den menſchlichen Geiſt beſizt. Dieſer Reiz wird durch den Umſtand noch geſteigert, daß der Weg, auf dem wir Kunde erhalten von dem, was ſich in Zeiten, unendlich fern von den ſogenannten hiſtoriſchen, auf unſerem Erdball zugetragen, ſehr weſentlich verſchieden iſt von dem, auf welchem wir mit den Thaten unſeres Geſchlechts und mit den Veränderungen, die daſſelbe erlitten hat, bekannt werden. Die Haupt-, wenn nicht die einzige Quelle, aus der wir die Geſchichte der Menſchheit ſchöpfen, ſind die von Augenzeugen ausgeſtellten Urkunden, ſind die Erzählungen von Mithandelnden, die Berichte von Zeitgenoſſen, alſo mündliche und ſchriftliche Ueberlieferung. Da die größten und durchgreifendſten Veränderungen auf unſerem jetzigen Wohnplaße ſtattfanden zu einer Zeit, wo das Menſchengeſchlecht noch gar nicht in's Daſeyn gerufen war und noch nicht ſeyn konnte, ſo iſt es auch unmöglich, zu einer Kenntniß der Bildungsgeſchichte der Erde zu gelangen mit Hülfe der Mittel, durch welche wir mit der Vergangenheit der Menſchen vertraut werden.

Keine Wirkung, keine Erſcheinung der Gegenwart, wie klein oder wie groß ſie ſeyn möge, ſteht vereinzelt da, iſt ohne Beziehung zu Thätigkeiten und Vorgängen einer frühern Zeit. Die Geſammtmaſſe der Thatſachen, die wir jezt auf unſerem Planten zu ermitteln vermögen, der Totalbeſtand der heutigen materiellen Welt iſt auf das Engſte verknüpft mit den Zuſtänden, die ihm vorangegangen. Man iſt daher vollkommen berechtigt, die Behauptung auszuſprechen, daß die Vergangenheit der Erde in ihrer Gegenwart eingeſchloſſen ſey und das Verſtändniß der leztern auch zur Bekanntſchaft mit jener führe. Nur dieſes Verhältniß von Wirkung und Urſache, das zwiſchen dem Jezt und Vordem beſteht, gewährt die Möglichkeit der Begründung einer Bildungsgeſchichte unſeres Erdballes, ohne daß man hiezu der mündlichen oder ſchriftlichen Ueberlieferung des Menſchen bedürfte. — Je mehr wir die Verkettung der terreſtriſchen Erſcheinungen der Jeztzeit begreifen, um ſo tiefer dringen wir

aus der Gegenwart der Erde in deren Vergangenheit ein, und je kleiner uns die Beziehungen werden, in welchen der heutige Zuſtand unſeres Wohnplatzes zu dem ſteht, der ihm unmittelbar vorangegangen, um ſo ausgedehnter wird unſer Geſichtskreis ſowohl nach der Richtung der Urzeit hin, als auch nach der Zukunft.

Einzelne Gebiete der Natur hat der menſchliche Geiſt bereits ſo genau erforſcht, daß er das, was vor Jahrtauſenden auf denſelben ſich ereignete, mit größerer Sicherheit anzugeben vermag, als wenn es durch den umſtändlichſten menſchlichen Bericht überliefert wäre. Eben ſo iſt es möglich geworden, kraft des Lichtes, mit welchem die Wiſſenſchaft ſein Auge erleuchtet, hinauszuſehen in unendliche Fernen der Zukunft und auf das Sicherſte zu wiſſen, was ſich auf gewiſſen Gebieten der Natur zutragen wird. Ich habe hier die aſtronomiſchen Erſcheinungen unſeres Planetenſyſtemes im Sinne. — Da nun in andern Naturreichen eine eben ſo ſtrenge Nothwendigkeit herrſcht, eine eben ſo durchgreifende Verkettung der Erſcheinungen unter einander ſtattfindet, wie auf dem aſtronomiſchen Gebiete, ſo dürfen wir die Erwartung hegen, daß tiefere Einſicht in die Geſetzmäßigkeit der Phänomene auch auf jenen Gebieten zu einer genauern Kenntniß ihres geſchichtlichen Verlaufes führen werde.

Aus den Denkmälern, die uns die Natur aus ihren verſchiedenen Schöpfungsperioden hinterlaſſen hat, die Geſchichte der Erde zu leſen und die Hieroglyphen zu entziffern, in welchen ſie ihre Thaten beſchreiben, iſt die Aufgabe der Geologie und der eigenthümliche Weg, der eingeſchlagen werden muß, um zur Löſung dieſes Problems zu gelangen, macht eben den Hauptreiz geologiſcher Studien aus. — Bei ſolcher Arbeit wird die Selbſtthätigkeit des Geiſtes auf's Stärkſte in Anſpruch genommen, iſt aller Scharfſinn, über den er gebietet, iſt die ganze Kraft der Intelligenz und Combinationsgabe erforderlich, um in der verwirrt und chaotiſch erſcheinenden Maſſe einzelner Thatſachen, Zuſammenhang, Ordnung, Geſetzmäßigkeit und Cauſalität zu erblicken. — Wenn ſich nun ſo viele der beſten und denkendſten Köpfe unſerer Zeit auf dem Felde geologiſcher Forſchung umthun; wenn jezt die Beſchaffenheit der Geſammtoberfläche der Erde und ihrer Eingeweide Gegenſtand des eifrigſten Studiums von Männern iſt, welche ganz auf der Höhe der neueſten naturwiſſenſchaftlichen Bildung ſtehen, ſo beweiſt dieß nur, daß ſich die größte Bedeutung und das lebendigſte Intereſſe an die geologiſche Wiſſenſchaft knüpft. — Wegen des innigen Zuſammenhanges, in welchem alle Erſcheinungen der materiellen Welt unter einander ſtehen, erweitern die auf einem Gebiete gewonnenen Reſultate auch die Grenzen unſeres Wiſſens in ganz andern Beziehungen und Richtungen, und deßhalb ſind dem Forſcher auf einem einzelnen Felde ſo mannigfaltige Kenntniſſe nöthig, welche ſich nicht unmittelbar auf die Gegenſtände ſeines ſpeziellen Studiums beziehen.

Das größte Verdienſt, das ſich Werner um die Geologie erworben, iſt mehr formeller als materieller Art; er war es, der vor Allem ein lebhaftes und allgemeines Intereſſe für das Studium des Baus der Erdrinde zu erregen, die Aufmerkſamkeit der wiſſenſchaftlichen Welt auf dieſen Gegenſtand zu lenken wußte. Dadurch wurde dieſer ausgezeichnete Mann, mittelbar wenigſtens, der Schöpfer der heutigen Geologie, ein Verdienſt, deſſen Größe nur gemeſſen wird durch die Bedeutung, welche dieſe Wiſſenſchaft in unſern Tagen erlangt hat. Sehr durchgreifend und fördernd wirkte aber Werner auf die Entwicklung der Geologie namentlich dadurch ein, daß er in dieſe Wiſſenſchaft den Begriff einer „geologiſchen Formation," d. h. der Gleichzeitigkeit der Bildung mineraliſcher Erzeugniſſe einführte, einen Begriff, der vor dem Freiberger Geognoſten keinem Gebirgsforſcher, ſelbſt nicht dem unvergleichlichen Sauſſüre, klar war, und der die eigentliche Grundlage der heutigen Geologie iſt, wenn auch die Formationen ſelbſt jezt nach ganz andern, als nach Wernerſchen Grundſätzen beſtimmt werden.

(Fortſetzung folgt.)

Der alte Hammelmann.

(Fortſetzung.)

Nun war der Anwalt freilich keiner von den Furchtſamſten, beſonders wenn er ſich unter vielen Leuten befand; aber die drohende Miene des ſeit einiger Zeit allgemein für wahnwitzig geltenden bleichen Mannes im wilden einſamen Walde raubte ihm allen Muth, zudem ſchlug ſich auch das zurücktretende Räuſchlein ihm auf die Glieder, er ſank, halb bewußtlos, in die Kniee und fand keine Worte, um Erbarmen zu flehen, bevor der Andere ihn hieß, ein Stoßgebet zu ſprechen und ſich zu ſchnellem Tod bereit zu halten. — „Was hab' ich dir denn gethan, mein guter Freund Michel?" ſtotterte er. „Der leidige Satan iſt dein guter Freund. Du haſt mir viel gethan, mehr noch genommen," ſagte der Michel. „Du haſt mich und meine Kinder auf gottloſe Weiſe um unſere Anſprüche auf die Tiefenau berückt, und dafür mußt du ſterben." — „Wenn du mich umbringſt, ſo wirſt du gehängt," bemerkte Brüggemann. — „Ach was," entgegnete der andere; „es iſt die Frage, ob's auf mich herauskommt; und wenn auch, ſo find' ich für mein Geld immer noch ſo einen Spitzbuben, der mich vom Galgen loslügt. Ich will's drauf ankommen laſſen. Jezt mach' und ſprich dein Vaterunſer."

Der Bedrohte hegte nicht die mindeſte Luſt, ein Gebet zu ſprechen, um ſich darauf wie ein Haſe niederſchießen zu laſſen, und da er nach und nach ſeiner Beſinnung wieder ein wenig Meiſter ward, ſo fing er an, dem Michel vorzuſtellen: wenn der Handel wegen der Tiefenau ihn reue, ſo laſſe ja das Geſchäft ſich noch rückgängig machen. — „Bin ich aber einmal todt," ſchloß er, „ſo iſt Niemand da, der ſich in Gutem deßhalb mit dir abfinde; es wird alſo viel vortheilhafter für dich ſeyn, wenn du mich am Leben laſſeſt und die Tiefenau als Löſegeld von mir annimmſt."

Der Michel nahm das Gewehr von der Wange, hielt es jedoch in beiden Händen zum ſchnellſten Anſchlag bereit, und da es im Innern ſeiner Seele ihm allerdings viel mehr um den Meierhof zu thun war, als um das Leben deßjenigen, welcher ihn darum betrogen hatte, ſo rief er entgegen: „Das läßt ſich alles recht ſchön anhören, du Leutberücker, aber wer ſteht mir dafür, daß du mir Wort hältſt?" — Brüggemann faßte friſchen Muth, weil er aus dieſen Worten merkte, daß er doch noch ſein Leben würde retten können, und erbot ſich, einen theuern Eid zu leiſten. Nach einigem Hin- und Herreden nahm der Bauer den Vorſchlag an; Brüggemann ſchwor, das ungerecht erworbene Gut unter vorgeſchriebenen Formen und Bedingungen zu erſetzen, ſchwor ferner, den Auftritt im Walde nicht zu verrathen, und ſchließlich, die beiden Eide getreulich zu halten, worauf der andere ihn mit den Worten verließ: „Jezt geh' in Gottes Namen deiner Wege, und wenn du etwa denkſt, deine Schwüre zu brechen, ſo vergiß ja nicht, daß es mir, des Engelwirths-Hanſen Michel, auf meinen eigenen Kopf dann nicht ankommen wird, um dein Leben zu haben, und müßt' ich dich am Hochaltar todtſchlagen. Ich halte Wort, verlaß dich drauf!"

Der ſo eben dem Tode Entronnene eilte ſo ſchnell heimwärts, als ſeine Füße ihn tragen wollten. Seine erſten Gedanken zielten dahin, den Thoren zu verhöhnen, der ſich auf den erpreßten Eid verließ, und auf Mittel zu ſinnen, für die Zukunft den tollen Burſchen unſchädlich zu machen; aber dieſe, dem bisher eben ſo weltklugen als unredlichen Mann geläufigen Gedanken hielten nicht Stand vor den Nachwirkungen des Schreckens und der überſtandenen Todesangſt; bleich und wankend erreichte er die Tiefenau, wo er ſofort ſchwer erkrankt ſich zu Bett legen mußte. Die zärtliche Tochter verſäumte keinen Augenblick, einen Eilboten nach dem Arzt, einen andern nach dem Schäfer zu ſenden.

Der alte Hammelmann ſaß noch auf, um ſein erworbenes Geld zu überzählen. Er hatte den Baſtian und die Grethe zu Bett geſchickt, Thüren und Läden ſorgfältig verſchloſſen, um nicht von den Hülfeſuchenden geſtört zu werden, von denen einige, wie er wohl wußte, ſich draußen gelagert hatten, um am nächſten Morgen gleich bei der Hand zu ſeyn, denn der Zudrang der Gläubigen zu dem Wundermann war wo möglich noch ärger, denn je zuvor, weil ſich die Sage verbreitet hatte, die Regierung habe bereits Befehl gegeben, „dem Unweſen zu Moos" ein Ende zu machen. Jakob machte ſeinem Geld Liebesäuglein, als wär's ein Schatz von Fleiſch und Bein, und er ſelbſt ein junger Burſch, und wunderlicher Weiſe kam ihm kein Gedanke in den Sinn, wie er etwa den Reichthum anwenden könnte, um ſich ſelbſt ſein Leben angenehmer zu machen und ſeine Enkel zu verſorgen, ſondern er hatte ſo recht wie ein ſchnöder Geizhals ſeine Freude einzig und allein an dem kalten Metall, und hätte denjenigen für ſeinen Todfeind erklärt, der ihm zugemuthet, nur ein Stücklein davon herzugeben. Er begehrte allein nach Beſitz, nicht nach Genuß, und hatte ſich ſo ſehr von ſeinem früher bewährten frommen Sinn abgewendet, daß er nur dann, wenn nicht vornehmere oder reichere Kranke mehr zur Hand waren, ſich herbeiließ, die Armen zu beſorgen. Das Hirtenhäuschen glich hierin einem vornehmen Gaſthof: am beſten war aufgenommen und bedient, wer vierſpännig mit betreßter Dienerſchaft angefahren kam.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Genf, April.

Kunſtausſtellung. — Profeſſor Eberhuliez.

Durch längere Abweſenheit von Genf bin ich mit meiner Korreſpondenz für das Morgenblatt über dieſe Stadt und ihr geiſtiges Leben ſehr in Rückſtand gekommen. Ich kam gerade zurück, als die Kunſtausſtellung zu Ende ging, die durch ſo Manches intereſſant war, daß ich im Kunſtblatt Einiges über die Kunſt und die Künſtler in Genf mittheilen will, um ſo mehr, da die Genfer Malerſchule, wenn man ſie ſo nennen darf, jezt nicht bloß durch die berühmten Alpenlandſchafter Calame und Diday bemerkenswerth iſt und ſich eine europäiſche Stellung errungen hat, ſondern jezt auch andere, recht bemerkenswerthe Talente aufweiſen kann. Ich fand ihre Arbeiten noch bedeutend, nachdem ich kurz vorher in München die herrlichen Fresken und enkauſtiſchen Gemälde von Cornelius, Schnorr, Kaulbach und Heß, hernach die Kunſtausſtellung in Köln, die Düſſeldorfer Gemälde und im Städelſchen Muſeum zu Frankfurt a. M. Overbecks Kunſt und Religion, wie Leſſings Huß geſehen hatte.

Dießmal nichts von radikaler Politik, obgleich ſie bei uns ihren Stachel noch nicht verloren hat, auch nicht die Luſt, damit zu verwunden, wenn's ſeyn könnte, gewiß aber die friſche, rüſtige Kraft des Angriffs. Schon iſt es ſo weit gekommen, daß ſich die Parteien nicht mehr gegenüberſtehen, ſondern nur im Saal des Großraths gegenüberſitzen, wo die foſſile Logik, die vorſündfluthlichen Praſen und die erratiſchen Wortblöcke des Radikalismus ein- oder zweimal intereſſant ſeyn können. — Es will ſcheinen, daß ſich bei uns die Politik in religiöſen Streit auflöst, auf der einen Seite

in Vorbereitung zum entschiedenen Angriff, auf der andern in Verbindungsmaßregeln zur Vertheidigung und Abwehr.

Der Professor A. C. Cherbuliez, dessen schon mehrmals rühmend in diesen Blättern gedacht worden ist, der muthige Widersacher der Genfer Revolution von 1841, hält jezt Vorträge über die speciellen Fragen unserer Zeit und über die socialistischen Lehren. Die durch gründliche Vorarbeiten, Reichthum, Tiefe und Umfang der Ideen, so wie durch treffliche Sprache ausgezeichneten Vorlesungen dürften später auch in Deutschland bekannt werden. Wenn sie geschlossen sind, werde ich wieder auf sie zurückkommen. Nur Eine Stelle aus diesen Vorlesungen will ich hier anführen, weil sie in dem Munde eines Mannes merkwürdig ist, der sich immer laut zu liberalen Ideen bekennt, der sie immer mit Feuer und Beredtsamkeit in seinen publizistischen Schriften und im Genfer Großrath vertreten hat, und der ihnen auch jezt noch mit ganzer Seele zugethan ist. Da wo er von den möglichen Mitteln gegen den Communismus handelte, kam er auf die Vorsichtsmaßregeln gegen das Ausarten der Presse zu sprechen und sagte: „Was die präventiven Maßregeln, die Kautionirung und den Stempel auf die Journale betrifft, so sehen wir in Frankreich, daß das Resultat fast null ist. Sie hindern die Herausgabe schlechter Zeitungen durchaus nicht. Ihr Zweck ist nur, daß Journale nicht vom Ersten Besten ohne alle Garantie für die Gesellschaft herausgegeben werden können. Dabei zeigen sich aber große Schwierigkeiten und es ist nicht wahrscheinlich, daß man sie je wird beseitigen können, und zwar aus dem Grunde, weil die freie Presse nicht allein den schlechten Leidenschaften dient, sondern auch viel Gutes stiftet. Diejenigen, welche nur das Gute daran sehen, dringen auf die völlige Befreiung der Presse. Die Gefahr zeigt sich aber erst ganz, wenn errungen ist, was der Haufen Freiheit nennt."

(Schluß folgt.)

Leipzig, März.

(Schluß.)

Laube's Struensee. — Ein politischer Taschenspieler. — Schiedsgericht zwischen Autoren und Verlegern. — Ueberschwemmung.

Glücklicheren Erfolg prophezeie ich dem neuen Trauerspiele Laube's: „Struensee, oder die Deutschen in Dänemark." Dieß Stück halte ich nicht nur für Laube's beste Arbeit, sondern auch für eins der wirksamsten Dramen, die neuerdings geschrieben worden sind. Die Anlage ist bei möglichster Einfachheit äußerst sinnreich, die Intrigue spannend, ohne raffinirt zu seyn, die Sprache durchweg edel, körnig, oft geistreich und an einzelnen Stellen wahrhaft poetisch, und die Zeichnung der bedeutendern Charaktere vortrefflich. Es müßte mich Alles täuschen, wenn diesem Drama nicht eine glückliche Zukunft bevorstehen sollte. Die besten Bühnen werden schwerlich lange mit Annahme desselben zögern. Hier wird es jedenfalls sehr bald nach Wiedereröffnung des Theaters, die im August erfolgen soll, aufgeführt. Der neue Direktor, Dr. Schmidt, persönlich ein enthusiastischer Theaterfreund, tüchtiger Geschäftsmann und umsichtiger Dirigent, läßt sich schwerlich irgend ein neues Stück entgehen, dem er nur einigen Erfolg vorhersagen kann. Seinen unermüdlichen Bemühungen ist es gelungen, ein tüchtiges Theaterpersonal zu engagiren, darunter Namen von bestem Klange. Mit solchen Kräften, mit redlichem Willen und einiger Ausdauer steht zu hoffen, daß von diesem Jahre an eine neue Epoche dem hiesigen Theater bevorsteht. Sobald das Haus geschlossen seyn wird, was mit Ende der Messe geschieht, sollen die etwas unscheinbaren Räume geschmackvoll ausgeschmückt werden, wozu die Stadt eine Summe von 10,000 Gulden bewilligt hat.

Ein Taschenspieler, Namens Winter, machte hier einiges Aufsehen. Es waren nicht sowohl die Kunststücke, als die Gespräche und Reden, die er während seiner Vorstellungen hielt. Er bemächtigte sich dabei der Zeitfragen und verarbeitete sie auf seine Weise, die, wenn auch nicht gerade geistreich, doch immer interessant genug war, um Zuschauer anzulocken und allenfalls auch zu befriedigen. Literarische, sociale und politische Welt brachte er gleich gewandt mit seinen Zaubereien in Verbindung und manche Anspielung traf den Nagel auf den Kopf. Freilich lief auch wieder viel Verfehltes und Flaches mit unter. In Halle, wo er sich, wie man sagt, politischer Taschenspieler genannt hat, hatte man seine politischen Räsonnements sehr unpolitisch gefunden und ihn freundschaftlichst ersucht, sich nicht ferner zu bemühen, mit dieser neuen Art Kunststücke den Leuten Sand in die Augen zu streuen. Hier war er schon etwas zahmer geworden, was wohl auch Schuld seyn mochte, daß er nicht ganz befriedigt von dannen zog.

Ein Institut, das vom Literatenverein in Vorschlag gebracht wurde, verspricht alsbald in's Leben zu treten. Dieß ist die Errichtung eines Schiedsgerichts zwischen Autoren und Verlegern. Von Seiten des hiesigen Buchhändlervorstandes ist der von den Schriftstellern ausgegangene Vorschlag mit zuvorkommender Bereitwilligkeit angenommen worden. Einer Commission, aus Schriftstellern und Buchhändlern bestehend, ist die weitere Ausführung und Regulirung des zu gründenden Instituts übertragen. Sobald ein solches Schiedsgericht ins Leben getreten seyn wird, steht endlich zu hoffen, daß der schmachvolle, Autoren wie Verleger gleich sehr beschimpfende Skandal, der nur zu häufig im literarischen Verkehr vorzukommen pflegt, endlich einmal ein Ende nehmen wird, was nur dazu beitragen kann, der Literatur selbst dem großen Publikum gegenüber die gebührende Achtung zu verschaffen.

Zum Schlusse erwähne ich noch, daß kürzlich einige Selbstmorde schnell hinter einander angesehene hiesige Familien in tiefe Trauer versezt haben. Aufsehen machte namentlich ein Fall. Ein junger, talentvoller Rechtsgelehrter, kenntnißreich und als geistreicher Gesellschafter überall gern gesehen, verließ eines Morgens scheinbar in bester Laune die Stadt, um mit dem Dampfwagen nach Halle zu fahren. Dort kaum angelangt, tödtete er sich durch einen Pistolenschuß. Wechselschulden, die er auf keine Weise zu tilgen wußte, sollen die Ursache zu dem verzweifelten Entschlusse gewesen seyn.

Seit einigen Tagen meldet sich der Frühling in lauer wehenden Lüften. Die ungeheuern Schneemassen im Erzgebirge schmelzen und schwellen die Flüsse dermaßen an, daß weit und breit Alles überfluthet ist. Obwohl Leipzig selbst vom Wasser nichts zu befürchten hat, als höchstens die unbedeutende Ueberschwemmung zweier Straßen, so kann doch ein noch höheres Steigen der Gewässer der nächsten Umgegend empfindlichen Schaden zufügen. Am meisten leidet das Wild, das in den hügellosen Niederungen der Eichenwälder vergeblich Rettung sucht und oft truppweise bis in die nächste Nähe der Stadt von den Fluthen getrieben wird, ohne doch dem feindlichen Element entrinnen zu können.

Beilage: Literaturblatt Nr. 40.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 96.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 20. April 1844.

Du ewig blüh'nder, zartgeliebter Freier,
Deß rother Schein den heil'gen Schnee zerſchmelzt
Auf Diana's reinem Schooß! ſichtbare Gottheit,
Die du Unmöglichkeiten eng verbrüderſt,
Zum Kuß ſie zwingſt! du ſprichſt in jeder Sprache,
Zu jedem Zweck! o du, der Herzen Prüfſtein!

Shakespeare's Timon von Athen.

Der alte Hammelmann.

(Fortſetzung.)

„In Goldmünzen dreitauſend vierhundert und etliche Gulden nach dem Nennwerth," ſprach der Hammelmann zu ſich ſelbſt; „in Silber etwas über zweitauſend. Die Schublade wird bald voll ſeyn und ich muß mir einen andern Behälter anſchaffen, eine Kiſte von Eiſen mit ſtarken Fiſchbändern und gewaltigen Vorlegeſchlöſſern. Ich nehme jezt, einen Tag in den andern gerechnet, fünfzig Gulden ein. Was macht das für die Woche, für den Monat, für das Jahr?" — Er langte nach dem Kalender, um mit Hülfe des ſogenannten „Faullenzers" nachzurechnen, als ungeſtüm an die Thür geklopft ward. Jakob ſchloß ſeine Schublade zu, rührte ſich aber nicht, als bis das Klopfen immer ſtärker und ſtärker ward und eine bekannte Stimme rief: „Mach' auf, ich bin's, der Hansjörg aus der Tiefenau!" — „Was ſoll's?" fragte der Schäfer. — „Das kleine Fräulein ſchickt mich mit dem Wagen und den zwei Grauſchimmeln, um dich zu holen." — „Grad jezt?" — „Drum iſt unſer Herr ein Narr geworden." — „Warum nicht gar?" — „So komm' und frag nicht lang'." — Der Schäfer eilte mit dem Boten von dannen, der ſeine Gäule nicht ſchonte.

Als der Hammelmann in das Krankenzimmer trat, erkannte er die Wahrheit deſſen, was der Knecht ihm geſagt. Der Rechtsgelehrte raſte. Halb aufgerichtet auf ſeinem Lager, ſtreckte er die Hände flehend dem Ankömmling entgegen und ſchrie: „Schieß nicht, guter Mann, nur nicht ſchießen! Ich will Alles wieder erſtatten, was ich Wittwen und Waiſen je geraubt. Ich will den ſchnöden Mammon von mir thun, an welchem die bittern Thränen der unterdrückten Unſchuld haften! Ich bin ein arger Sünder, ein erbärmlicher Schuft, ſchlimmer als der Dieb und der Straßenräuber, die an den elenden Gewinn doch ihre Freiheit und ihr Leben wagen, während ich, ein feiger Schelm, mit vollkommener Sicherheit diejenigen beſtahl, die ſich mir anvertrauten, und nicht etwa aus Noth, ſondern aus hölliſchem Geiz, aus Durſt nach Gold, nach Gold, nach Gold!"

In dieſem Ton fuhr Brüggemann fort, ſich der größten Schandthaten anzuklagen und alle die Miſſethaten zu offenbaren, die er jemals begangen, um Geld und Gut zu gewinnen, bis er endlich, in einen Strom von Thränen ausbrechend, den Himmel um Vergebung anflehte, worauf er nach und nach in eine Art ſtumpfſinnigen Hinbrütens verſank, während deſſen der tiefergriffene Jakob ſich ihm näherte, um ihn durch das Auflegen ſeiner Hände zu heilen. Aber die bisher ſtets bewährte Wunderkraft verſagte dießmal ihre Wirkung; beſchämt

wollte der Schäfer von dannen ſchleichen, und entſchloß ſich nur zum Bleiben, weil Amalie ihn auf das Flehentlichſte bat, ſie nicht zu verlaſſen, bis die Krankheit eine entſcheidende Wendung genommen, oder mindeſtens, bis der Arzt angelangt ſey und ſich ausgeſprochen habe. Der Arzt langte zu früher Morgenſtunde an, erklärte das Uebel für eine Gehirnentzündung, hielt jedoch den Kranken keineswegs für verloren.

Da begab ſich denn der alte Hammelmann auf den Heimweg, nachdem er verheißen, zu Amaliens Troſt öfter wieder vorzuſprechen, und was er während der Nacht geſehen und erlebt, erregte in ihm ſo ſchwere Gedanken und ſo ernſte Betrachtungen, daß er Baſtian befahl, allen Hülfeſuchenden zu ſagen, er ſey verreist, und ſich in den Wald verbarg, um ſich zu ſammeln und mit ſich ſelbſt in's Reine zu kommen. Die Kranken geberdeten ſich Anfangs wie toll, durchſtöberten alle Winkel nach dem Wundermann, flehten, drohten, boten Baſtian Geſchenke und blieben endlich weg, da ſie merkten, daß all' ihre Mühe verloren ſey. Bevor vierzehn Tage in's Land gegangen, hatte ſich der Zudrang ſo ſchnell verlaufen, wie er gekommen war, und als um dieſe Zeit ein Sendgericht aus der Hauptſtadt anlangte, welches dem Unweſen ſteuern und dem Schäfer das Quackſalbern wehren ſollte, ſo fand ſich nichts mehr zu thun, als zu Protokoll zu nehmen: der Unfug habe ohnedieß ſchon ein Ende genommen.

Durch die Mittel des Arztes kam Brüggemann nach einem ſchweren und drohenden Verlauf der Krankheit wieder zum Bewußtſeyn, aber das einmal in ihm erwachte Gewiſſen ließ ſich durch die Tränke und Pillen aus der lateiniſchen Küche nicht mehr einſchläfern, und die unabweisbare innere Stimme verlangte fort und fort, er ſolle gut machen, was noch gut zu machen ſey und das ungerechte Gut wieder erſtatten. Indeſſen aber war die Gattin des Anwalts mit ihrem Sohn nach der Tiefenau gekommen, nicht ſowohl um den Leidenden zu pflegen, als in der Abſicht, alle unberufenen Zeugen ſeiner Reue fern zu halten, und dieſe Beiden wußten durch ihren hartnäckigen Widerſtand ihn auch an der Ausführung des großmüthigen Entſchluſſes einer ausgedehnten Wiedererſtattung zu verhindern. Sie nannten den frommen Wunſch des reuigen Sünders die Ausgeburt eines verbrannten Hirns, und bewachten ihn nur um ſo ſchärfer, der, ein athmendes Gerippe, zu ſchwach war, ſein Schmerzenslager zu verlaſſen.

Von nun an verſank Brüggemann in den ſchwärzeſten Tiefſinn. Furchtbare Träume quälten ihn bei Nacht. Zug für Zug gingen während ſeines fieberhaften Schlummers alle die ungerechten, niederträchtigen Handlungen vor ſeiner Seele vorüber, die er im Verlauf ſeines Lebens ſich zu Schulden hatte kommen laſſen, bis im Traum wiederum der zornige Mann drohend mit der tödtlichen Waffe ihm entgegen trat, worauf er, in kalten Schweiß gebadet, zitternd und bebend erwachte. — So ging es Nacht für Nacht, und Nieder, obſchon am Krankenbett ein aufmerkſamer Freund, verſtand hier nicht den geiſtlichen Troſt zu bringen, den ein wahrhaft geweihter Diener des Herrn würde haben bringen können.

(Schluß folgt.)

Die Corallenriffe.

(Fortſetzung.)

Zwei Erſcheinungsgebiete waren es vorzüglich, durch deren genauere Erforſchung die Geologie ſo mächtig gefördert wurde. Der Vulkanismus im weiteſten Sinne des Wortes, und das Vorkommen organiſcher Reſte in den Gebirgsmaſſen. Im Vulkanismus haben wir eine Thätigkeit kennen gelernt, die noch vor unſern Augen die gewaltigſten Wirkungen hervorbringt, die außerordentlichſten Veränderungen auf der heutigen Erdrinde veranlaßt, chemiſche und phyſikaliſche Prozeſſe der allergrößten Art bewerkſtelligt und daher auch ſehr weit gehende Schlüſſe auf die Vergangenheit der Erde geſtattet. — Dagegen zeugen die in den Gebirgen begraben liegenden Thier- und Pflanzengeſchlechter auf's deutlichſte von den organiſch-ſchöpferiſchen Kräften, die einſt auf unſerer Erde gewaltet und in Bildungen ſich geäußert haben, in deren Hervorbringung die heutige Natur ſich nicht mehr gefällt. — Die nähere Betrachtung der organiſchen Reſte führt zu der Ueberzeugung, daß die Erdrinde, ſo weit wir dieſelbe kaum kennen gelernt haben, die Gräber untergegangener Schöpfungen bildet, und daß ſomit unſer Wohnſitz ſeit undenklichen Zeiten der Schauplatz außerordentlicher Naturereigniſſe geweſen iſt, die durchgreifendſten Veränderungen erlitten und im Großen eben ſo gut ſeine Geſchichte gehabt hat, wie jedes auf ihm vorhandene Einzelweſen.

Dem Scharfſinn und der Vergleichungsgabe eines Cuvier und anderer Forſcher iſt es gelungen, im Geiſte des Menſchen die längſt verſtorbenen Thiergeſchlechter gleichſam wieder zu erwecken, demſelben ein deutliches Bild der untergegangenen Schöpfungen der telluriſchen Lebenskraft zu geben, wie auch eine genaue Kenntniß ihrer Aufeinanderfolge zu verſchaffen, während die Forſchungen des genialen Leopold von Buch und Elie de Beaumont uns begreiflich machen, wie eine beſtehende Schöpfung zu Grunde gerichtet und eine neue Ordnung der Dinge auf der Oberfläche unſeres Planeten herbeigeführt, wie

z. B. der Meeresboden zu hohen Gebirgsketten aufgerichtet und ganze Continente vom Ozean überfluthet werden konnten, ohne daß man zur Erklärung so außerordentlicher Katastrophen andere Kräfte anzunehmen brauchte, als diejenigen, welche noch heutigen Tages im Innern der Erde walten und uns Menschenkinder durch ihr gewaltiges Spiel bisweilen in Angst und Schrecken versetzen. Wie nun die heutige Geologie es außer Zweifel gesetzt hat, daß in Folge des Auftretens und der Bildung ungeheurer Mineralmassen zahllose lebendige Wesen ihren Untergang fanden, so hat dieselbe Wissenschaft auch gezeigt, daß riesenhafte unorganische Gebilde ihren Ursprung der Thätigkeit des organischen Lebens verdanken, wie dieß namentlich aus Ehrenbergs Untersuchungen über die Kreide und andere kalkigte und auch kieseligte Gebirgsmassen zur Genüge hervorgeht. Die Ermittelung der Wechselwirkung, welche früher zwischen organischen und unorganischen Kräften stattgefunden, die übrigens auch noch in der jezt bestehenden Ordnung der Dinge in einem großen Maßstabe sich geltend macht, ist eine der größten und schönsten Leistungen der neuern Geologie.

Lange Zeiten hindurch hat man allgemein angenommen, daß das feste Land im Ganzen eine starre, unbewegliche und im Zustande völliger Ruhe sich befindliche Masse bilde, und auch heute noch ist diese Ansicht so ziemlich herrschend. Allein immer mehr häufen sich die Thatsachen, welche zu dem Schlusse berechtigen, daß die mannigfaltigsten Bewegungsveränderungen in der festen Erdrinde stattfinden, d. h. gewisse Theile derselben sich heben, andere senken. Von Skandinavien ist es erwiesen, daß es im Laufe der lezten zwei Jahrhunderte um mehrere Fuß über den Spiegel des Meeres sich erhoben hat. Außer Zweifel ist es ferner und durch unmittelbare Beobachtung ermittelt, daß einzelne Inseln und Küsten von Continenten sich in Folge von Erdbeben in neuester Zeit um eine merkliche Anzahl von Fußen über die Meeresfläche gehoben haben; auch hat es einen ziemlich hohen Grad von Wahrscheinlichkeit, daß die nordwestlichen Gestade Südamerikas in fortwährender Hebung begriffen sind. Aber es fehlt auch nicht an Thatsachen, die beweisen, daß an gewissen Punkten der Erdoberfläche Einsenkungen stattfinden, wie z. B. an der Küste von Grönland, auf welcher bekanntlich jezt Striche vom Meer überfluthet sind, welche vor einer nicht großen Anzahl von Jahren trockenes, von Menschen bewohntes Land waren.

Die jezt immer mehr Boden gewinnende Ansicht, gemäß welcher durch die Thätigkeit der Kräfte im Innern unseres Erdballs fortwährend Niveauveränderungen in der seinen Kern umschließenden Hülle vorgehen, hat durch die neuesten Untersuchungen des englischen Geologen Darwin eine nicht unwesentliche Bekräftigung erhalten. Derselbe begleitete als Naturforscher den Kapitän Fitzroy auf einer Weltumseglung, welche derselbe auf Befehl der englischen Admiralität in den Jahren 1832 bis 1836 auf dem „Beagle“ (Spürhund) ausführte. — Auf dieser Reise wendete Darwin seine Aufmerksamkeit ganz besonders den ungeheuern Corallenbildungen zu welche in den unermeßlichen Gewässern des stillen Oceans und des indischen Meeres angetroffen werden und schon seit Jahrhunderten Gegenstand der Besorgnisse der Schiffahrer, wie des Interesses der Naturforscher sind. Die Ergebnisse seiner Beobachtungen über die Corallenriffe, und die Folgerungen, die er daraus gezogen, stellte er in einer kleinen Schrift zusammen, die vor einiger Zeit in London erschienen ist. In mehr als einer Beziehung kann das Darwinsche Werkchen als wahres Muster einer wissenschaftlichen Arbeit betrachtet werden und verdient die Aufmerksamkeit aller derer, welche an den großen Tagesfragen der Wissenschaft lebhaften Theil nehmen.

Darwin suchte zunächst mit aller Genauigkeit und Umsicht die Erscheinungen zu studiren, welche unmittelbar in den Kreis seiner Beobachtungen fielen; er sammelte ferner mit kritischer Vorsicht alle die Thatsachen, die von andern Beobachtern ermittelt worden waren, stellte dann die verwandten Reihen der beobachteten Erscheinungen zusammen und zog endlich aus der Gesammtmasse des so gewonnenen faktischen Materials die Schlüsse, welche sich gleichsam von selbst daraus ergaben. — Wie weit dieser ächt philosophische Weg, zum Verständniß der Naturerscheinungen zu gelangen, führt, welche glänzende Resultate diese nüchterne Forschungsmethode liefert, das zeigt uns das Darwinsche Werk über die Corallenbildungen wieder auf's Augenfälligste, und es bildet einen schlagenden Gegensatz zu den willkührlichen Spekulationen, in welchen sich so manche Deutsche gefallen und damit der wahren Wissenschaft mehr geschadet als genüzt haben. Liest man z. B. die Behauptungen eines berühmt gewordenen, nun verstorbenen Philosophen süddeutscher Abkunft, welche derselbe über die hauptsächlichsten Naturerscheinungen auszusprechen sich für berufen hielt, so muß man gestehen, daß grundlosere, willkührlichere Erklärungen von den Hauptphänomenen der physischen Welt selbst während der Glanzperiode der Scholastik nicht zu Tage gefördert worden sind. In hundert Jahren wird man hoffentlich in Deutschland nicht begreifen, wie dergleichen für hohe Weisheit, für tiefes philosophisches Wissen genommen werden konnte. Noch etwas wird man später nicht einzusehen vermögen, was ich aber nicht erwähnen, sondern dem Leser zu errathen überlassen will.

(Fortsetzung folgt.)

Der Schwarzwald.

Im Land der Alemannen
Wo es rauscht auf der Höh,
In den dunkelgrünen Tannen
Und um den tiefen See,
Und wo die Bienen kosen
Am einsamen Gestein
Um glühende Schwarzwaldrosen,
Da laßt uns fröhlich seyn!

Im Land der Alemannen
Steht manch getreuer Herd,
Der Rauch steigt durch die Tannen,
Manch Kind so hold und werth,
Manch Kind wohnt dort im Grünen,
Wie Rosen jung und schön.
Wer Liebe will verdienen,
Muß auf den Schwarzwald gehn.

Das Land der Alemannen
Euch Kaiser und Könige gab.
Seine dunkelgrünen Tannen
Sehn stolz den Rhein hinab
Und in die Donau nieder,
Und durch die deutsche Welt;
Süß klingen seine Lieder
Von den Alpen bis zum Belt.

Wolfgang Menzel.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, April.

(Schluß.)

Eherbuliez über Presse und Demokratie. — Sanskrit.

„Die Presse," fährt Eherbuliez fort, „demokratisirt schnell die Gesellschaft, und wenn es einmal dahin gekommen ist, so herrscht sie allmächtig und unumschränkt, denn sie schmeichelt den Interessen und Leidenschaften der zur Herrschaft gelangten Menge. So bleibt denn nur die Censur übrig, ein Wort, das man bei uns kaum auszusprechen wagt. Lange hegte man sonderbare Täuschungen über die Freiheit der Presse. Ich kann ohne Bedenken darüber sprechen, denn ich habe selbst diese Täuschungen getheilt. Ich glaubte mit so vielen Andern, die freie Presse hindere viel mehr Uebel, als aus ihr hervorgehen. Was ich seitdem beobachtet und erfahren, erlaubt mir nicht, bei dieser Meinung stehen zu bleiben. Die freie Presse schlägt ihren Feind schnell nieder. Sie zeigt bewundernswürdiges Heldenthum, wenn sie einen schwachen, morschen Balken einzureißen hat. Wenn aber die Rebellen ihre Landesverfassung mit Füßen treten, wenn sie sich gegen die Gesetze auflehnen, wenn sie, statt zu guten Gründen, zu Feuergewehr greifen, um ihre, die öffentliche Ordnung vertheidigenden Mitbürger niederzuschießen, dann schweigt die Presse, denn sie fürchtet sich, dem hohen Herrn, Sr. Majestät dem Löwen zu mißfallen. Kaum wagt sie einige schüchterne Worte und läßt es zu, daß amnestirte Rebellen die Wahrheit in ihrem Sinn entstellen und Lügen verbreiten, die vielleicht der künftige Geschichtschreiber einst als reine Wahrheit aufnimmt. Bittere Täuschung! Nein, die Freiheit der Presse ist nicht, was man sagt. Sie ist eine Schlinge, eine Falle, eine Pandorabüchse, auf deren Boden nicht einmal die Hoffnung übrig bleibt!" — Wenn man auch diese Ansicht nicht theilt, wenn man auch die Presse nicht aus französischem, genferischem oder schweizerischem Standpunkt betrachtet und lieber nach dem, freilich ganz ungewöhnlich gestellten England hinübersieht, so muß doch der männliche, patriotische Muth anerkannt werden, mit dem Eherbuliez hier laut seine Meinung auf vulkanischem Boden ausspricht. Dabei wundern wir uns nur über Eins. Warum brauchte unser Professor der Staatswissenschaften die Erscheinungen in der Revolution seiner Vaterstadt Genf, um seine frühere Meinung über Preßfreiheit zu ändern? um deren Nachtheile und Gefahren kennen zu lernen? Ganz dasselbe hätte ihm Ein Blick auf die französische Revolution gezeigt. Wo sprachen sich da die Journale frei und tadelnd aus gegen das Volkstoben, gegen die Lächerlichkeiten, den Unsinn, die Widersprüche, das Unrecht, die Gesetzlosigkeit, die Grausamkeiten und das Vergießen von Strömen unschuldigen Bluts? Ein Gleiches hätte er bei der Genfer Revolution von 1793 bemerken können. Ganz im Kleinen hat sich dieß hier voriges Jahr nur wiederholt, wie es sich bei allen Revolutionen und heftigen, donnernden Volksbewegungen wiederholen wird. Es ist auch ganz natürlich. Alle demagogischen Journale brauchen die ungetheilte Volksgunst nicht bloß für ihre Industrie, sondern auch für die Stellen und andere Vortheile, die ihren Redakteuren bei Staatsumwälzungen zufallen sollen; wenn aber auch dergleichen Spekulationen nicht vorherrschten, so fürchten sich diese Journale immer vor der Zuchtruthe des Volks, ihres und des Rechtes Souverain.

Von demselben Professor Eherbuliez erschien vor einigen Monaten ein interessantes Werk, de la Démocratie en Suisse, aus dem die Allgemeine Zeitung neulich eine Stelle über die Ausartung und Verworfenheit der schweizerischen Presse ausgehoben hat. Eherbuliez ist der Tocqueville der Schweiz, weniger beredt, aber viel gründlicher als dieser und weniger von einer vorgefaßten Idee eingenommen. Noch nie ist die schweizerische Demokratie von einem Schweizer so in ihrem innersten Innern mit allem ihrem Familienschmutz dargestellt worden, als hier. Wer des Volkes Treiben und die Treiber des Volks im Lande, von Genf bis Appenzell, von Baselandschaft bis Tessin, mit allen ihren Erbärmlichkeiten kennt, der findet in Eherbuliez's Darstellung Porträtähnlichkeit.

Von schweizerischer Demokratie und Preßfreiheit, von Socialismus und Communismus zum Sanskrit ist hier nicht so weit, als man anderwärts denkt. Dr. Rieu hielt Vorträge darüber, dicht neben Eherbuliez. Schon als erster Versuch, unserer unpoetischen Stadt Sinn für die reichste poetische Literatur beizubringen, waren dieselben merkwürdig, noch mehr aber durch die geistreiche Darstellung des Savant professeur, der unter andern seine Schule in Bonn gemacht und dort A. W. Schlegel und Lassen fleißig gehört hat. Es ist überhaupt erfreulich, hier die Lust am Studium der orientalischen Sprachen immer mehr Raum gewinnen zu sehen. So begann zuerst beispielgebend vor mehreren Jahren der Professor Humbert, ein Zögling der Universität Göttingen, mit dem Arabischen; hierauf folgte das Hebräische, später das Syrische. Fr. Soret, ein Schüler Humberts, der sich mit Eifer und Erfolg mit orientalischer Numismatik beschäftigt legt jetzt auf seine Kosten eine kleine arabische Druckerei an.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 97.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 22. April 1844.

Klein von Geſtalt,
Groß von Gewalt.
Goethe.

Die Corallenriffe.

(Fortſetzung.)

Im Intereſſe eines Theils des deutſchen philoſophiſchen Publikums, und zwar deſſen, der ſich rühmt, in ſeinen Reihen die beſten Köpfe zu zählen, iſt es recht ſehr zu wünſchen, daß es mit den Entdeckungen, die der Heros der modernen Philoſophie auf dem metaphyſiſchen Boden gemacht hat, beſſer beſtellt ſeyn möge, als mit den Aufſchlüſſen, die uns derſelbe Mann über das Naturleben gegeben. Sind jene mit dieſen auf gleiche Linie zu ſtellen, ſo fürchte ich, hat ſich unſer philoſophiſches Geſchlecht vergeblich zerarbeitet und den Kreis menſchlichen Wiſſens um Nichts erweitert. Kommen wir jedoch wieder auf die Corallenriffe und die Darwinſchen Unterſuchungen zurück.

Die kleinen Thiere, welche man Corallen nennt und die der mächtigen Kalkbauten halber, die ſie mitten in den Ozeanen aufführen, als eine wahre geologiſche Macht der Jetztzeit betrachtet werden müſſen, ſind in den Tropen zu Hauſe, und ihre Verbreitung geht in der nördlichen Halbkugel nicht über den 32ſten Grad der Breite herauf. In der ſüdlichen Hemiſphäre reichen die Corallenbildungen nicht über die Aequatorialmeere hinaus, was aus dem Umſtand erhellt, daß der äußerſte Punkt, wo jene dort noch angetroffen werden, unter dem 29ſten Grad ſüdlicher Breite liegt. Indeſſen gibt es ungeheure Strecken innerhalb der tropiſchen Meere, in welchen durchaus keine Corallenriffe vorkommen, wie z. B. in den Gewäſſern an der Weſtküſte Südamerikas und um die galopagiſchen Inſeln. So finden ſich auch keine Corallenbildungen an der Weſtküſte Afrikas, wie es überhaupt eine merkwürdige Thatſache iſt, daß dieſelben im Centralgebiete des atlantiſchen Ozeans, die Inſel Bermuda ausgenommen, durchaus fehlen. Von welchen äußern Umſtänden, außer den Temperaturverhältniſſen, die Verbreitung der Corallen abhängt, weiß man noch nicht; wahrſcheinlich dürfte dieſelbe weſentlich bedingt ſeyn von der Anweſenheit oder Abweſenheit anderer Organismen, welche den Corallenthieren entweder als Nahrung dienen oder ſchädlich ſind.

Der Hauptſchauplatz der Thätigkeit der Corallenwelt ſind der ſtille Ozean und die indiſchen Meere; dort werden daher auch die Wirkungen derſelben im größten Maßſtabe beobachtet, und es haben deßhalb auch jene entlegenen Erdgebiete ſeit Forſter in ſo hohem Grade die Aufmerkſamkeit der Naturforſcher auf ſich gezogen. Dort war es auch, wo Darwin vorzugsweiſe ſeine Beobachtungen angeſtellt hat.

Was die Zahl der verſchiedenen Corallenarten betrifft, ſo muß dieſelbe ſehr groß ſeyn, da nach Ehrenberg im

rothen Meer allein nicht weniger als 120 Spezies leben. Wie nun in der vegetabilischen Welt gewisse Pflanzengruppen bestimmten Oertlichkeiten angehören, so verhält es sich auch mit den Corallen. Eine andere Aehnlichkeit zwischen diesen beiden Gebieten organischer Wesen besteht darin, daß gewisse Corallen in derselben Gegend so zu sagen bestimmte Standorte haben; so z. B. leben die Madreporen vorzugsweise da, wo Meeresbrandung stattfindet, während andere Arten häufiger an Theilen des Riffes vorkommen, die einwärts vom Rande und in ruhigerem Gewässer liegen. Die einen gedeihen besser in den Tiefen, die andern in der Nähe des Meeresspiegels; die einen vermögen an Orten auszudauern, die während der Ebbe von Wasser entblößt sind, während andere Arten unter solchen Umständen zu Grunde gehen. Eine ausgemachte Thatsache ist es aber, daß diejenigen Corallenarten, welche die umfangsreichsten Kalkbauten aufführen, auch solche sind, welche die Meeresbrandung zu ihrem Gedeihen nothwendig haben. Auch weiß man jezt mit ziemlicher Gewißheit, daß keine einzige riffbauende Corallenart zu leben vermag in einer Meerestiefe, die über dreißig Klafter hinausgeht. Warum diese Thiere in größern Tiefen nicht leben können, ist noch unbekannt; vielleicht findet sich dort nicht mehr die nöthige Nahrung vor, oder das Wasser enthält weniger Luft oder Sauerstoff, als in den Theilen des Meeres, die der Oberfläche näher liegen.

Hinsichtlich der Schnelligkeit des Wachsthums der Corallenriffe sind die Naturhistoriker sehr verschiedener Meinung. Die Einen behaupten, daß dasselbe ausnehmend langsam von Statten gehe und der Verlauf von Jahrtausenden zur Bildung eines wirklichen Riffes erforderlich sey. Diese Ansicht wird auf die Thatsache gestüzt, daß Corallenbänke, seit fünfzig und mehr Jahren genau bekannt, während dieses Zeitraums nur unmerklich an Größe gewonnen haben. — Andere dagegen halten dafür, daß die Corallen unter günstigen Umständen ziemlich rasch wachsen. — Der Britte Allan stellte an der östlichen Küste von Madagascar Versuche an, um durch unmittelbare Beobachtung die Frage zu beantworten. Er legte lebende Madreporen und andere Corallenarten drei Fuß tief unter den Meeresspiegel (bei niedrigem Wasserstand) und fand, daß nach sechs Monaten dieselben bereits bis an die Oberfläche des Meeres reichten. Es hatte demnach das kleine Riff im Laufe eines halben Jahres an Höhe allein um drei Fuß zugenommen, welcher Umstand allerdings ein ziemlich rasches Wachsthum der Corallengebilde beweist. Eine hieher gehörige Thatsache ist es ferner, daß auf manchen Coralleninseln die Bewohner wegen Vermehrung der Corallenriffe viele Mühe haben, das Verseichten ihrer Häfen zu verhindern. Wenn nun auch im Ganzen genommen die Zunahme dieser Riffe innerhalb einer kleinen Anzahl von Jahren nicht sehr bedeutend erscheint, so ist dieselbe doch nicht langsam zu nennen, wenn man als Maßstab für sie die Dauer der jetzigen Ordnung der Dinge auf Erden anlegt.

Die Corallenbauten, wie sie in den großen Gewässern des stillen Ozeans und des indischen Meeres angetroffen werden, zeigen sich unter drei Hauptformen: sie bilden entweder Lagunen inseln (von den Südseebewohnern Atolle genannt), oder Einfassungsriffe, oder Saumriffe.

Die Lagunen inseln haben bisher bei weitem das größte Interesse der Seefahrer und Naturforscher in Anspruch genommen, was sich leicht aus ihrer merkwürdigen Gestalt erklärt. Eine solche Insel hat nämlich die Form eines Ringes, der an manchen Stellen so durchbrochen ist, daß Schiffe aus dem Meere in die Lagune gelangen können und die Ringinsel aus einer Anzahl kleinerer Eilande zusammengesezt erscheint. An der äußern oder seewärts gelegenen Seite des eiförmigen Riffes brandet das Meer mit furchtbarer Gewalt und bildet einen starken Gegensatz zu der Lagune, deren Gewässer glatt ist wie ein Spiegel.

Was den Durchmesser eines solchen Corallenringes betrifft, so ist die Größe desselben sehr verschieden. Einer der Atolle des Maldiva-Archipels z. B., welcher zu den größten Lagunen inseln gehört, hat einen Durchschnitt von nicht weniger als acht-und-achtzig geographischen Meilen; andere messen dreißig, und nicht wenige nur eine Meile. Vollkommen kreisförmig sind solche Inseln indessen nur selten, und der größere Durchmesser übertrifft den kleinern häufig um das Mehrfache, so daß bisweilen ein Atoll bedeutend in die Länge gezogen erscheint.

(Fortsetzung folgt.)

Der alte Hammelmann.

(Schluß.)

Der Kranke hatte schon einige Tage hindurch nicht die mindeste Nahrung mehr genommen. Still vor sich hinweinend, saß Amalie zu den Füßen des Bettes, neben welchem der Kaplan und der Schäfer standen. Draußen schlug der Regen an die Laden und heulte ungestüm der Wind; es war so ein recht böser Novemberabend, naßkalt und dunkel. Brüggemann lag mit offenen Augen, doch wie ein vom tiefsten Schlaf Befangener da, gab Niemanden Red' und Antwort und schien keine Seele zu kennen. Er sprach vor sich hin von den höllischen Strafen, welche derjenigen harrten, die auf Erden kein stärkeres

Gefühl gekannt, als den Durst nach Gold. Er schien in den ewigen Pfuhl hinabzublicken, so lebhaft schilderte er die Folterqualen der Verdammten, die einzelnen Umstände der Pein wie die grausam sinnreiche Zusammenstellung der Marterwerkzeuge, das Hohngelächter der unermüdlichen Peiniger, und wenn Rieder auch diese Gesichte für Fieberträume erklärte, so hielt doch der beängstete Schäfer sie für Offenbarungen aus der andern Welt, und es wollte ihm beinahe bedünken, als habe er durch das Aufgeben seiner Wunderdokterei um schnöden Lohn lange nicht genug gethan, um sich von den Höllenstrafen loszukaufen.

Plötzlich schrie der Kranke auf: „Wehe mir, sie kommen, um durch ihre Kugeln mich zu dem ewigen Pfuhl zu senden, bevor das verstockte Weib und der ungerathene Bube einwilligten, das geraubte Gut der Wehrlosen und Einfältigen wieder zu erstatten. Sie legen ihre Gewehre auf mich an. Seht, seht!“ Mit diesen Worten richtete er mit einer unglaublich scheinenden Kraftanstrengung sich empor und rief, aufrecht im Bett stehend: „Feuer!“ — Und wie er so rief, ging es draußen dicht vor dem Fenster piff, paff, puff! von knatterndem, knallendem Gewehrfeuer. Entsezt wandten die Hörer sich nach dem gespenstischen Lärm um, flogen aber in demselben Augenblick wieder, erschreckt durch einen dumpfen Fall, zum Beistand Brüggemanns, der, während sie umblickten, über den Bettrand hinaus auf den Boden gestürzt war.

Das Schießen hatte folgenden Grund. Michel war ungeduldig geworden, weil der Anwalt immer keine Anstalten treffen wollte, seinen Eidschwur zu erfüllen, und um nun denselben auf eine eindringliche, sogar drohende Weise an sein Versprechen wie an die Gefahr seines Lebens zu erinnern, hatte er das Mittel ersonnen, mit seinen Söhnen und ein paar jungen Burschen das Ständchen mit Flinten und Pistolen zu veranstalten, welches jedoch eine ganz andere als die beabsichtigte Wirkung äußerte, denn der Schreck kostete Brüggemann augenblicklich das Leben. Der Schlag hatte ihn gerührt.

Das grauenerregende Ende des Rechtsgelehrten brachte des Hammelmanns bisher immer noch wankende Gedanken zum Entschluß. Er vertheilte das erworbene Geld unter seine Kinder und Enkel, stattete vorzüglich den Bastian und die Grethe aus, daß sie heirathen konnten, und behielt von dem ganzen Schatz nichts zurück, als einen der Dukaten Brüggemanns, welchen er zum Andenken und gleichsam als Talisman gegen schnöden Geiz an einer Schnur um den Hals trug. Und sobald das geschehen, ward er wieder der alte Hammelmann, der Freude hatte an seiner Heerde, an seinem Hund und an Gottes freier Natur. Noch oft ward er draußen auf der Weide gesehen, ein rüstiger Greis, wie er einen Stein auf seine Schippe legte und zu Fassans unaussprechlichem Vergnügen einen Schleuderwurf ausführte, so meisterhaft ihn je ein Schäfer gemacht, um einen stößigen Hammel zurechtzuweisen oder einen fremden Hund fortzuscheuchen. Von Wunderkuren wollte er nichts mehr wissen; nur Kröpfe heilte er zuweilen, fuhr dann aber diejenigen nicht übel an, die es sich beikommen ließen, ihn dafür beschenken zu wollen.

Als er jedoch mit den Jahren ganz altersschwach ward, ließ er sich durch die dankbare Amalie bestimmen, das Gnadenbrod in der Tiefenau anzunehmen. Ihre Mutter war dem unglückseligen Vater schnell gefolgt; der Kummer über Ludwigs arge Aufführung hatte ihr das Herz gebrochen. Ludwig selbst ist zur Stunde Lohnlakai und Stiefelputzer in derselben Universitätsstadt, wohin er ursprünglich abgegangen war, um zu studiren. Rieder seinerseits betrachtete die von ihm betriebene Stimmenwerbung für Brüggemann als eine ihm heimgefallene Erbschaft; er war zwar damals noch zu jung, um selber als Bewerber aufzutreten, doch verlor er nicht die Zeit, um sich vorzubereiten, und traf seine Maßregeln so gut, daß er zum Abgeordneten gewählt ward, sobald er den Gesetzen nach es werden konnte. Natürlicher Weise lag ihm bei diesem Bestreben sein Ehrgeiz mehr am Herzen, als das Heil seiner Pfarrkinder; noch bis zum heutigen Tage gilt er für keinen guten Seelsorger, würde jedoch zweifelsohne einer der Stimmführer seiner Partei in der Ständeversammlung geworden seyn, wenn nicht seine geistlichen Vorgesezten schon nach den ersten Jahren seines öffentlichen Auftretens für passend erachtet hätten, ihm die Erlaubniß zum Eintritt in die Kammer zu versagen. — Was die Moofer betrifft, so sind sie noch bis jezt die verrufensten Prozeßkrämer des ganzen Gaues, und die liebreiche Amalie hat in Folge dessen unendlich mehr Gelegenheit, ihren wohlthätigen Sinn zu bewähren, als es ihr zu den Zeiten des hochwürdigen Herrn Pachmayr möglich gewesen wäre.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Oberschlesien, im März.

Das heutige Roßwaldau.

Im schönsten Theile Oberschlesiens, den Oesterreich im Hubertsburger Frieden noch als Antheil der Provinz erstritten, liegt die Herrschaft Roßwaldau, ein mährisches Enclave. Jezt der Familie von Badenfeld gehörig, war es im vorigen Jahrhundert das Besitzthum des Grafen Albrecht von Hodiz, der die Originalität seines Charakters mit dem Aufwande von fünf Millionen Gulden auf Schloß und Park des Marktfleckens Roßwaldau zu übertragen wußte. Es ist in neuerer Zeit in verschiedenen Werken und Zeitschriften auf

dieſen merkwürdigen Schauplatz, wo ſich der höhere Lebensgeiſt der lezten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gewiſſermaßen in ſeinem Culminationspunkte offenbarte, wieder hingewieſen worden, und da ſelten ein Reiſender ex professo Roßwaldau beſucht, ſo ſind einige Bemerkungen über den heutigen Zuſtand dieſes ehemaligen Arkadiens wenigſtens für diejenigen, welche von deſſen glänzender Vergangenheit unterrichtet ſind, gewiß nicht ohne Intereſſe. Graf Hoditz, der auch im Brockhaus'ſchen Converſationslexikon durch ſeinen großartig realiſirenden Dienſt im Reiche des Phantaſus ſich einen Artikel erwarb, hat es um die Kunſtgeſchichte übrigens wohl verdient, daß ſeiner bisweilen gedacht wird. — Roßwaldau liegt in der Nähe des Städtchens Hoyenplog, in einer reizenden Berglandſchaft am Fuße der lezten öſtlichen bedeutenden Höhenzüge der Sudeten. Der an das Schloß des Marktfleckens ſtoßende Park ſoll früher zwei Meilen im Umfange gehabt haben, iſt aber jezt zum Theil in Ackerland und Wieſen verwandelt. Hier war das große romantiſche Theater des Grafen Hoditz, welches in halb Europa berühmt wurde. Hier war es, wo er eben ſo mannigfach, als zum Theil ordnungs- und geſchmacklos ſeinem ſeltſamen, phantaſtiſchen Darſtellungstriebe gehorchte, und in Dekorationen und Feſten an die Genuſſesfülle des königlichen Verſailles erinnerte. In ſeiner bunten Zuſammenſezung aus antiken und modernen, franzöſiſchen und holländiſchen, gothiſchen und chineſiſchen Dekorationen eine wahre Muſterkarte des wunderlichen Geſchmacks, war der Park zugleich ein treues Spiegelbild vom Charakter ſeines Schöpfers, der eine eben ſolche Miſchung von bizarrer Laune, guten und ſchlechten Einfällen, Gründlichkeit und Oberflächlichkeit, im Ganzen aber eine Art Sündenbock des verſchrobenen Geſchmacks ſeines Zeitalters darſtellte. Die ſchwächſte Seite des talentvollen Grafen war ſeine dichteriſche; gleichwohl brachte er überall ſeine Verſe an, und ein Satiriker könnte bemerken, es habe ihre Wäſſerigkeit mit den viertauſend Waſſerkünſten, welche der Park enthielt, an Reichthum gewetteifert. Verſchwunden ſind die homeriſchen Nymphen- und geßneriſchen Idyllenſcenen, die amerikaniſchen Krieger- und olympiſchen Götterfeſte, welche Hoditz in dem Parke darſtellen ließ. Aus der düſtern Einſamkeit blickt nur hie und da ein verſtümmeltes Marmorbild, und auf dem See am Schloſſe wird eine überbliebene Gruppe Meergötter von proſaiſchen Enten und Gänſen umſchnattert. Die bedeutſamſten Spuren von der hier untergegangenen realiſirten Idealwelt findet man noch in dem immer mehr verfallenden Schloſſe, deſſen Zimmer, zum Theil ohne Decke und Fußboden, auf Verlangen von einem Wirthſchaftsdiener gezeigt werden. Man erſtaunt über den Aufwand, mit dem hier geſchmackloſe Einfälle künſtlich, ſelten aber kunſtvoll ausgeführt ſind. Das ſogenannte Freundſchaftszimmer enthält z. B. unter andern die Figur der Kaiſerin Maria Thereſia, welche ſich früher durch ein Druckwerk in eine den Beſchauer benezende Fontaine verwandeln ließ. Von ſolchen und ähnlichen Späßen war Graf Hoditz ein beſonderer Freund. Des Anſehens werth ſind unter andern das zugängliche Moſaik- und das Muſchelzimmer, beſonders aber die zum Gottesdienſte noch erhaltene große Schloßkapelle, wo in einer Niſche ſich das von ihm ſelbſt geſchaffene Denkmal des Grafen befindet. Er ließ noch zu Lebzeiten ſeine ruhende Figur in Sandſtein ausarbeiten und umgab ſie mit einer Reihe von Schildern, auf denen in Verſen ſeine Lebensgeſchichte erzählt iſt. — Alles, was noch ſichtbar iſt, trägt den Stempel einer ſeltenen, aber ſehr beſchränkten und auch wohl eiteln Originalität. Man erkennt an dieſen Spuren untergegangener Herrlichkeiten eines Privatmannes die ganze flache und obenein geſchmacklos raffinirte Genußſucht ſeiner Puder- und Reifrockszeit, aus der die franzöſiſche Revolution mit einigen großen Ideen und einem gefallenen Königshaupte die Menſchheit aufſchreckte, und wendet ſich mitleidig von dieſen Spielereien, welche Millionen verſchlingen halfen, der Zeithöhe unſerer Gegenwart zu, wo die träumeriſche Selbſtſucht von dem Ocean der bewegenden Ideen als geltungslos an's Ufer des poſitiven Lebens geſchleudert wird. — Was aber Hoditz in ſeinem phantaſtiſchen Treiben für Muſik und Schauſpielkunſt gethan, iſt auch jezt noch anerkennenswerth, nachdem er und ſein Roswaldau längſt vergeſſen ſind, und nur ſein Name in Potsdam durch die Hoditzſtraße auf Friedrichs II. Anordnung in Erinnerung bleibt. Was der Graf zu ſeinen Kunſtfeſten an Perſonalkräften bedurfte, wußte er ſich in guter eigener Schule, aus der viele Notabilitäten hervorgegangen ſind, aus ſeinen Leibeigenen zu erziehen. Er hatte einen ungemein glücklichen Takt, die verſchiedenſten Kunſttalente unter ihnen herauszufinden, und beſonders gelang ihm die Bildung von Sängerinnen aus gemeinen Landmädchen, die nicht bloß für die Oper, ſondern auch für das höhere Geſellſchaftsleben erzogen wurden. Es war das ſeltſame Loos dieſer Bauern, den Frohndienſt als Muſendienſt unmittelbar oder doch in einer verwandten Beſchäftigung abzuleiſten; die Unfähigen figurirten als Statiſten, und ihre Kinder als Liliputer und monſtröſe Zwerge. — Wie wenig übrigens auch in einer ſtrebſamen Zeit, wie die unſrige, welche die Kunſt nicht mehr für das Heiligſte erkennt, dem geniglen Luxus des Grafen das Wort zu reden iſt, ſo kann man ſich doch eines tief wehmüthigen Gefühls nicht erwehren, das Schloß zu Roßwaldau, dieſen ehemaligen glänzenden und lebenbewegten Tempel des Phantaſus, nach etwa ſiebzig Jahren zur Ruine geworden zu ſehen, während die jezigen Beſizer ſchon aus Pietät für den Geiſt, der einſt hier waltete, angemeſſene Erhaltungsmaßregeln treffen könnten.

Franzöſiſche Räthſel,

aus dem 17ten und 18ten Jahrhundert.

51.

Von keiner Mutter bin ich geboren,
Mein Vater nur hat ſich ſelbſt verloren,
Als er mich zeugte ſo ſonderbar,
Daß mein Entſtehen ganz einzig war.

Nichts gleicht der Herrlichkeit meiner Farben,
Sie ſind die glänzendſten Lichtergarben,
Mein Ruhm ſo groß, daß dem größten Mann
An meinem Namen genügen kann.

Mich preiſen ſie, die mich doch nicht kennen,
Erblickt nie haben mich, die mich nennen,
Alt bin ich wohl manch hundert Jahr,
Doch man bezweifelt mein Seyn ſogar.

J. G. M.

Beilage: Literaturblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 98.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 23. April 1844.

Sie ſtellt ſich unter den Geſpielen dar
Als weiße Taub' in einer Krähenſchaar.
Schließt ſich der Tanz, ſo nah' ich ihr.
Shakespeare.

Die Claviermamſell.

Ein Genrebild.

Glaubt nicht, daß ich eine komiſche Geſchichte ſchreibe; der Titel könnte euch dazu verführen; nein! die Claviermamſell ſoll euch Stoff zu ernſtem Nachdenken geben, vielleicht ſogar zu einer Thräne. Hört mich an.

Es fällt ſchwer, gehörig auszuſprechen, wie die Großen, die Reichen, die Genußſüchtigen, die Vornehmen und die dem Vergnügen Lebenden — wie falſch ſie ſind. Geht nur auf ihre Vereinigungsplätze, ſeht ſie euch an. Sie kommen unter Lachen, Geſpräch und unter tauſend guten und ſchlechten Späßen zuſammen, ſie verplaudern den Abend und einen Theil der Nacht, Blumen, Spitzen und ächte Steine ſchmücken ſie; und doch gebe ich mein eigenes Herz hin, wenn ihr etwas bei ihnen entdeckt, das einem Herzen ähnlich ſieht. Es iſt ſo viel von der falſchen Welt geredet worden; nun will ich auch einmal davon reden.

In einer großen Stadt, denn ich zweifle, daß die Geſchichte, die ich euch erzählen will, je in einer kleinen Stadt ſich hätte zutragen können, lebte eine Wittwe, die eine ſchöne Tochter hatte. Die Frau war wohlhabend und wandte ihre Mittel redlich dazu an, der Tochter eine treffliche Erziehung zu geben. Wir wollen das Mädchen Victorine nennen. Victorine war ſchön, ſie war noch mehr als ſchön, ſie war gut, lebensluſtig und fröhlichen Herzens; denn ihr wißt wohl, daß es eine ernſte, trübe, unheimliche Schönheit gibt, eine Schönheit, die, wenn man ſie bei einem jungen Mädchen findet, uns eher einen peinlichen, als einen angenehmen Eindruck macht. Victorinens Geſicht war der Spiegel ihrer Seele, und da dieſe Seele rein und ſchuldlos war, ſo zeigte das Geſicht vor allem Reinheit und Schuldloſigkeit. Ihre blonden Haarflechten, ihr offenes, klares blaues Auge, ihre friſche, morgenſchöne Farbe, ihr leichter Gang und ihre Bewegungen, die jene ungezwungene Grazie an ſich trugen, die Herz und Auge für ſich einnehmen, machten zuſammen ein hinlänglich bezauberndes Bild, das nicht verfehlte, auf junge und alte Männer in der Umgebung Victorinens ſeine Wirkung zu äußern. Die Wittwe lebte in einem geſelligen Kreiſe; ſie gab öfters Feſte und wurde zu Feſten geladen. Es waren ſo muntere, herrliche Tage, daß ſie noch jezt in der Erinnerung manches Gaſtes leben, obgleich die ſchönen Mädchen, die damals nach dem luſtigen Klang der Geigen ſich herumſchwangen, längſt kleine, gebückte, eisgraue Mütterchen geworden ſind. Die Zeit pflückt Roſen.

Es war zur Zeit, als die erſten Walzer aufkamen, oder Schleuderer, wie man ſie auch nannte, eine ewig denkwürdige

Zeit für die tanzluſtige Jugend. Zum erſtenmal wurde dieſe Jugend von den ſtrengen Feſſeln des ceremoniöſen, anſtandsvollen, grauſamen Menuet erlöst. Man warf gleichſam eine Handvoll friſcher Mädchen in den brauſenden Strudel hüpfender, quirlender, perlender, ſchäumender Töne hinein, und ließ ſie da nach Herzensluſt untertauchen, wieder auftauchen, wieder untertauchen und ſo fort, bis Jugend und Muthwille ihr Ziel erreicht hatten. Das war eine Luſt! Die grämlichen Tanten und Mütter durften nicht nein ſagen, denn die Mode brachte den neuen Tanz mit ſich. Oft fand es ſich auch, daß eine im Menuet ergraute und geſteifte Schöne es noch wagte, ſich in den Walzer zu ſtürzen, und da ſah man mit Entſetzen das alte Bild im wirbelnden Tumult dahin fliegen und ohne Rettung verloren. Der Tanzgott, der eigenſinnigſte und am wenigſten Vernunft annehmende Gott unter allen Göttern, die den Olymp der freudeberauſchten Jugend bilden, ſtrafte den Bruch des Geſetzes, das dem Alter Mäßigung und Enthaltſamkeit auflegt, grauſam und unerbittlich mit Schwindel und Ohnmacht.

Aber ein Walzer war unter den Walzern! ich wünſchte, ihr hättet ihn gehört, um flugs alle Sorgen und alle Noth des Lebens meilenweit hinter euch zu fühlen. Alles was ſich an Fröhlichkeit, an Töne-Tollheit, an ſich überſtürzender Lebensluſt in ein paar hundert Noten zuſammenzaubern läßt, war dieſem Walzer gegeben. Er hieß der Floramalzer, weil man alles Ernſtes glaubte, Flora tanze ihn mit ihren Nymphen in der erſten ſchönen Frühlingsnacht, bei rings im Kreiſe herum angezündeten rothen Feuerlilien und brennendrothen Mohnfackeln. Viele wollten ſogar die Göttin geſehen haben, wie ſie nach der Melodie ihres Lieblingswalzers leicht geſchürzt und mit einem Kranz junger Tulpen im Haar dahin flatterte, und bald dem ſchönen Hymen, einem jungen Götterelegant, der ſich darauf caprizirte, nur mit der ſchönſten Göttin einen Walzer zu tanzen, die Hand reichte, bald dem kleinen Amor, der noch ſo ungeſchickte Sprünge machte, daß alle Lilienkelche umher ſich vor Lachen ſchüttelten und ihre Thauperlen in's Gras ſprengten. Dem ſey wie ihm wolle; ob Flora den Walzer jemals getanzt, wiſſen wir nicht, aber Victorine tanzte ihn, und das war auch eine Flora, eine Blumenkönigin, nur etwas feſter, beſtändiger gebaut und mit ſoliderem Körper verſehen, daß ſie auch für einen jungen Erdenſohn taugte. Um den Floramalzer zu componiren und ihn auch noch in's Leben einzuführen, mußte eine Menge Glück, guter Laune und ächter Fröhlichkeit zuſammen kommen, ſonſt konnte ein ſolcher Walzer gar nicht entſtehen.

(Fortſetzung folgt.)

Die Corallenriffe.

(Fortſetzung.)

Die durchſchnittliche Breite des Ringes beträgt nur eine Viertelmeile und erreicht äußerſt ſelten das Doppelte dieſer Größe, ſo daß jene im Verhältniß zum Umfang der Laguneninſel immer ſehr unbedeutend iſt. Da die Corallen zu ihrem Fortbeſtehen des Meerwaſſers bedürfen, ſo ergibt ſich hieraus die Unmöglichkeit der Bildung von Riffen, die über den Meeresſpiegel bedeutend hervorragen. Daher kommt es auch, daß das Maximum der Höhe, welches die Laguneninſeln erreichen, von der Höhengrenze abhängt, bis zu welcher das Meer durch die Fluth und die Stürme getrieben wird. Dieſe liegt aber nur wenige Klafter über dem niedrigſten Stande des Meeresſpiegels, weßhalb auch manche Atolle bei Springfluthen verſchwinden und nur zur Zeit der Ebbe ſichtbar ſind.

Gäbe es übrigens keine Corallenarten, die eine kurze Zeit außerhalb des Waſſers zu leben vermöchten, ſo könnten ſich unmöglich Riffe über den niedrigſten Stand des Meeres erheben. Dergleichen Corallenarten gibt es aber und dieſe ſind es auch, welche die höher gelegenen Theile der Riffe bilden. — Denken wir uns einen lothrechten Schnitt durch irgend einen Theil des über den Spiegel des Meeres hervorragenden Corallenringes gelegt, ſo kommen die höchſten Punkte dieſes Schnittes an den das äußere Meer begrenzenden Rand zu liegen; es fällt mit andern Worten die Oberfläche des Riffes vom Meere an gegen das Ufer der Lagune ziemlich ſanft ab. Die Thatſache, daß das Riff da am höchſten iſt, wo das Meer daſſelbe begrenzt, hängt unſtreitig mit dem Umſtande zuſammen, daß gerade die Corallenthiere, welche die bauluſtigſten und kräftigſten ſind, am beſten in der Brandung gedeihen. Hiezu kommt noch, daß durch den Wogenſchlag Corallentrümmer auf noch lebende Bänke geworfen werden und Waſſer zu einer merklichen Höhe getrieben wird, in der gewiſſe Corallenarten noch fortkommen können.

Die Spiegel des äußern Meeres und der von den Riffen umſchloſſenen Lagune eines Atolls liegen in der gleichen Höhe, was ſich leicht begreift, wenn man bedenkt, daß der Corallenring an manchen Stellen durchbrochen iſt und ſomit zwiſchen Meer und Lagune eine unmittelbare Verbindung beſteht. Die Tiefe der leztern weicht aber bedeutend von der des Meeres ab. Häufig ſind die Lagunen ſeicht und ihre Tiefe beträgt nur wenige Klafter; manche ſind beinahe ganz mit Corallengebilden ausgefüllt; manche erreichen zwar eine Tiefe von vierzig Klaftern, aber ohne Ausnahme liegt der Boden der Lagunen viel höher, als der des benachbarten äußern Meeres.

Zahlreiche Sondirungen haben dargethan, daß der Meeresboden vom äußern Rande des Corallenriffes an sehr rasch einfällt und daß die Steigung des Meeresgrundes häufig 45 Grad beträgt, woraus die Thatsache begreiflich wird, daß schon in einer geringen Entfernung vom Riffe das Senkblei keinen Boden mehr findet. Wie tief die Riffe der Atolle sich unter den Meeresspiegel senken, ist noch nicht ermittelt; man hat jedoch Ursache anzunehmen, daß sie an manchen Orten eine Tiefe von 1200' erreichen.

Betrachten wir jezt die zweite Classe der Riffe, die Einfassungsriffe (Barrier- oder encircling Reefs). Manche mehr oder weniger über den Meeresspiegel erhabenen Inseln gewöhnlicher Art sind in größerer oder kleinerer Entfernung vom Ufer mit einem Corallenriff umgeben in der Weise, daß zwischen den Gestaden eines solchen Eilandes und dem ringförmigen Corallenfels ein mit Seewasser gefüllter Graben oder Kanal sich befindet, dessen Spiegel mit dem des benachbarten Meeres gleichfalls in einer Ebene liegt. Eine so beschaffene Corallenbildung wird ein Einfassungsriff oder ein umkreisendes Wallriff genannt. Dasselbe unterscheidet sich in Bezug auf das zusammensetzende Material, auf Gestalt, Höhe, Breite und sonstige Verhältnisse durchaus nicht von den Riffen, die einen Atoll oder eine Lagunen-insel bilden. Auch hat man mittelst des Senkbleis gefunden, daß der Meeresboden am äußern Rande des Einfassungsriffes gerade so rasch einfällt, als an der Außenseite einer Lagunen-insel. — Der erwähnte Seekanal, welcher sich zwischen den Ufern der Insel und dem Einfassungsriff befindet, hat verschiedene Breiten, von nur wenigen Ruthen bis zu sechzehn (englischen) Meilen, und hinsichtlich der Tiefe verhält er sich wie die Lagunen der Atolle: bisweilen ist er sehr seicht, hat aber auch Stellen, die eine Tiefe von dreißig bis fünfzig Klaftern erreichen.

Was nun das Einfassungsriff selbst betrifft, so ist es gleich den Lagunen-inseln vielfach durchbrochen in der Weise, daß durch solche Oeffnungen Schiffe in den besagten Meereskanal gelangen und das Ufer der Insel erreichen können. Dergleichen Durchstiche des Einfassungsriffes liegen in der Regel den Mündungen der Flüsse, welche von der Insel in das Meer sich ergießen, gegenüber. Inseln der beschriebenen Art sind die Freundschafts- und Gesellschaftsinseln, Neukaledonien, Vanikoro, Balabola u. s. w. Die Centralgebirge dieser Eilande umgibt ein Alluvialgebilde, das aus Corallentrümmern und dem von den Bergen herabgeschwemmten Boden zusammengesezt ist und bis an den Meereskanal reicht. Die Gesteinmasse dieser Gebirge selbst ist vulkanischen oder plutonischen Ursprungs und steht somit mit den Corallenbildungen in keinem Entstehungsverhältniß.

Aus dieser Beschreibung erhellt nun, daß man in einem Einfassungsriff nichts anderes als einen Atoll vor sich hat, wenn man sich die umriffte Insel wegdenkt; denn einzig und allein durch das Vorhandenseyn der lezteren unterscheiden sich die Einfassungsriffe von denjenigen, welche die Lagunen-inseln bilden.

Die dritte Classe der Riffe hat scheinbar große Aehnlichkeit mit der eben beschriebenen Art, insofern nämlich dieselben in der Regel nicht unmittelbar an das Ufer der Inseln sich anlegen, sondern auch einen Meereskanal zwischen sich und dem Eilande freilassen. Von den Einfassungsriffen unterscheiden sich nun aber die sogenannten Küstenriffe oder Saumriffe merklich dadurch, daß ihre Breite weit geringer, der von ihnen eingeschlossene Meereskanal viel seichter und im Allgemeinen schmaler ist und der Meeresboden an ihrer Außenseite sehr sanft einfällt. Von dergleichen Riffen ist z. B. die Insel Mauritius umgeben und die nordöstliche Küste Neuhollands umsäumt.

In welcher Weise haben sich nun die Lagunen-inseln, die Einfassungs- und die Saumriffe gebildet? — An die Beantwortung dieser Fragen knüpfen sich geologische Verhältnisse von der allergrößten Wichtigkeit; mit der Bildung der verschiedenen Corallenbauten stehen die merkwürdigsten und ausgedehntesten Thätigkeiten, die im Innern der Erde ihren Sitz haben, im genauesten Zusammenhange. Dieß werden wir in einem zweiten Artikel dem Leser klar zu machen suchen.

(Schluß des ersten Artikels.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, April.

Kunstverein.

Der württembergische Kunstverein besteht seit sechzehn Jahren und hat in diesem langen Zeitraum eine namhafte Summe auf den Ankauf von Gemälden und andern Werken der zeichnenden und bildenden Kunst verwendet. Könnte man die ganze Reihe derselben aufstellen, so würde man ohne Zweifel über die Größe der Ausgabe erstaunen und mit dem Erworbenen außer Verhältniß finden. Ein kurzer Rückblick auf die Entstehung und Entwicklung des Vereins legt aber manches beschwichtigende Moment gegen ein Gefühl, welches uns auch sonst nach jedem Ueberschlag von Ausgaben für Gegenstände des Geschmacks, des Luxus, der Mode, des Genusses anzuwandeln pflegt, in die Wagschale. Der öffentlich ausgesprochene Zweck des Kunstvereins war, Kunstliebe zu wecken, zu pflegen, gute Kunstwerke im Vaterlande zu verbreiten, den Geschmack zu veredeln, einheimische Künstler zu beschäftigen, hoffnungsvolle Talente zu ermuntern. Den größten Theil des langen Zeitraums hindurch war der Verein auf die Produkte der württembergischen Künstler beschränkt.

Mit endlicher Erweiterung des Kunstvereins auf die Concurrenz von ganz Deutschland, ohne scrupulöses statistisches Festhalten an dem Buchstaben, trat eine neue Aera für das Institut ein. War man zuvor öfters in dem Fall, mit den bereit liegenden Mitteln Ungenügendes erwerben zu müssen, so hatte man nun bei dem Eintreffen ansprechender Bilder aus vielen Gegenden Deutschlands — Berlin und Düsseldorf thaten jedoch stets spröde — erwünschte Wahl. Der Geschmack erweiterte, bereinigte sich, andere Maßstäbe der Werthschätzung ließen sich anlegen, man machte eine Art Schule. Manche einheimische Produktionen verloren dabei nicht, gewannen vielleicht; manche andere zeigten sich in ihrer Schwäche und konnten mit mehr Entschiedenheit abgelehnt werden. Fortan aber wurden württembergische Künstler unter gleichen Umständen zunächst bedacht.

Das dem Kunstverein im Kunstgebäude eingeräumte Lokal läßt nichts zu wünschen übrig. Ein Saal mit seinem einzig von oben einfallenden Licht gewährt den Bildern die günstigste Schaubarkeit. Das Auge hat durch kein Seitenlicht hindurchzublicken, keinen störenden Reflexen auszuweichen; in ruhiger Milde genießt es die Mannigfaltigkeit der ihm durch Kunst vorgezauberten Gegenwart. Mancher Künstler mag über den Effekt seines hier aufgestellten Bildes hoch erstaunen, etwa so, wie wir uns in den nachtönenden Hallen eines Tempels der Fülle unserer Stimme erfreuen. Doch kommt hier Zweierlei zu bedenken. Ein Bild, das dem Maler in seinem Atelier mit gespannterem Licht kräftig genug erschien, kann ihn hier als zu schwach betont anschauen, oder ein Werk, in das er sich während der Dauer seiner Entstehung und Vollendung farbenfroh hineingesehen, dessen Harmonie er bloß relativ innerhalb des Bildes selbst abgewogen, kann ihn hier unter den übrigen, aus weichern Tonarten gehenden Schildereien durch sein zu bunt gerathenes Colorit erschrecken. Ueberhaupt — und dieß ist das unaus weichliche Geschick aller Kunstschätze, ja aller Sammlungen und Versammlungen — hebt sich das Schöne viel weniger gegenseitig, als es sich stört, herabsetzt. Das Gelungene will einzig, unvergleichen, unvergleichlich seyn. Bei der Gegeneinanderstellung nehmen wir viel mehr, als das Seltene, Meisterhafte, Einzige, sein Verhältniß als Besonderes zum Allgemeinen wahr. Wir empfinden das Spezifike zu stark; die künstlerische Persönlichkeit tritt zu sehr im Werk hervor, der Styl spricht uns wie Manier an. Wir klassificiren kritisch, kalt und ungerecht. Für den geübtern Blick ist aber die zur Vergleichung eröffnete Gelegenheit immerhin erwünscht und lehrreich. Ein Gemälde, das sie aushält, kann man jedenfalls ein beachtenswerthes, gelungenes nennen.

Ueber die Darbietungen und Erwerbungen der leztern Jahre, über die neuesten Ausstellungen in's Einzelne zu gehen, erlaubt der Raum nicht. Allgemeineres ist hierüber bei Gelegenheit der lezten Kunstausstellung in diesen Blättern vorgebracht worden, auf welches wir hinweisen wollen. — Das Geschichtliche ist fortwährend sparsam bedacht. Die Künstler dieses Fachs finden entweder für gelungene Darstellungen andere Absatzwege, oder sie beschränken sich auf einzelne Halbfiguren. Manche derselben finden auch bessere Rechnung bei der Bildnißmalerei. Auch tüchtige Genregemälde sind selten. Man muß eine Verlegenheit oder Armuth der Künstler in Auffindung allgemein ansprechender Stoffe voraussetzen. Und allerdings stellt sich unsere moderne Societät — Genre ist ja, was aus ihr und für sie gemalt ist — und unsere schwäbische, bayersche und andere deutsche Bürgerlichkeit, Ländlichkeit meist zu alltäglich und trivial dar. Man wird der idylischen Knaben, der drallen Dirnen und Bursche, der koketten Kellnerinnen, der barschen Wildschützen, Jäger u. s. w. bald satt. Auch wird das Süßliche, das gesucht Komische, das tragisch Jämmerliche, Trostlose nicht genug vermieden. — Das Genre spricht eine sorgfältigere Technik, eine wahrere Farbengebung und Beleuchtung an, als wir gewöhnlich finden. Wie weit sind wir hinter den neuern Niederländern zurück, die doch selbst wieder ihre berühmten ältern Meister an Wärme, Harmonie und Sorgfalt der Ausführung nicht erreichen! — Mit Pferde- und Viehstücken, in denen sich meist ein eifriges Studium darlegt, wird der Kunstverein häufig bedacht. — In der Landschaft erscheint auch viel Gutes; die Künstler wenden sich wieder mehr an die Natur, als die frühern Manieristen; aber ihr Suchen malerischer Vorwürfe, des Grotesken, Romantischen, ihre ewigen Gebirgsansichten deuten auf einen künstlerischen Realismus, der im Verhältniß ihrer sonst lobenswerthen Bemühungen und Leistungen viel zu bald sättigt. Nur in den Idealismus der Natur, in ihr Unendliches, Fließendes versenkt sich der Sinn immer gern wieder. Das Ahnungsreiche einer Auffassung und Darstellung fällt in den edlern Theil unseres Anschauungsvermögens, in die fortschaffende Phantasie. Wir verstehen unter der Idealität nicht eben nur die freie Composition, denn auch eine solche kann sehr massiv und realistisch behandelt seyn, sondern die Auffassung des eigentlichen, wandelbaren, fliehenden Naturlebens, und wäre dessen Träger auch ein holländisches Dorf, ein geradlinigter Kanal, eine niederländische Ebene, ein Stück Wald ꝛc. Die Künstler befürchten vielleicht, durch ein Verlassen der wirklichen Ansichten, Aussichten, und des hellen bunten Tones der Landschaften den Markt zu verlieren. Mittelmäßige Talente mögen bei sich Recht haben; aber der wirklich Höhergabte wird nur um so mehr anerkannt und belohnt werden, je mehr er in den tiefern Sinn der berühmtesten ältern Landschaftmaler eingeht. Hie und da sahen wir wohl schon Bilder, aus denen uns so ein liebender Naturssinn ansprach, und hier müssen wir mit Wehmuth eines schmerzlichen Verlustes erwähnen, den wir durch den zu frühen Tod des Landschaftsmalers Louis Mayer, eines tüchtigen, fühlenden und denkenden Künstlers, eines trefflichen Menschen, uns eines lieben Freundes, erlitten haben. Nur seine oft angegriffene Gesundheit und Geschäfte, die er aus ökonomischen Rücksichten übernahm, hemmten seinen Lauf zu einem höhern Ziel. Und wie spät war ihm vom Geschick vergönnt worden, sich ausschließlich der Kunst zu widmen! — In Anbetracht der Zeit, die Mayer auf kleinere Zeichnungen für das „malerische Deutschland," obwohl nicht ohne Neigung, verwandte, die er mit Unterricht, auch in den Elementen seiner Kunst, zubrachte, hat er doch, sich selbst nie ganz genügend, viel Schönes mit zusammengehaltener Kraft geschaffen. Jene Leistungen, so wie seine Reisemappen aus Deutschland und aus Italien, wo er zwei Jahre zubrachte, haben viel Bildungsstoff in sich, den seine kunstliebenden Angehörigen, so weit er in ihren Händen ist, gewiß nicht brach liegen lassen werden; wie denn überhaupt nie ganz zu ermessen ist, wo und wie ein treu zugebrachtes Leben weiter wirkt. Was uns äußerlich enthoben ist, lebt in unserem innern Sinn und Gemüth fort, und Vermächtnisse sind uns heiliger als Gaben unter Lebenden.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 33.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 99.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 24. April 1844.

Non ego te meis
Chartis inornatum silebo.
Horat.

Auf Friedrich Creuzers Jubiläum.

Geleſen zu Heidelberg am 11. April 1844.

Erfinderin, Bewegung,
Du bringſt herein mit Macht;
Auch dieſe Vergumbegung
Iſt dein willkommner Schacht.

Du läßt, wo ſchaumdurchflogen
Die Fluth aus Steinen droht,
Im freien Waldſtrom wogen
Dein dampfbeſchwingtes Boot;

Und wo er, Fluren theilend,
Entflieht wie ein Geſchoß,
Da überholen eilend
Ihn Wagen ohne Roß. —

Erfinderin, Bewegung,
Verſammelt ſind wir auch
Zu preiſen deine Regung,
Nicht die von Rad und Rauch:

Die Regung in den Geiſtern,
Die einſt in dieſem Thal
Ausging von jungen Meiſtern
Als neuer Strom und Strahl.

Entdeckungsluſt und Ahnung
Erprobte da die Kraft,
Und unternahm die Bahnung
Erneuter Wiſſenſchaft.

Vor einem weiten Meere
Lag dieſes Thales Bucht,
Und Fähre ward um Fähre
Gezimmert in der Schlucht.

Die kühnſten Schiffe ſandte
Der Geiſt als Kreuzer aus,
Und ohne Beute wandte
Kein Segel ſich nach Haus.

Die Alten ruhn, ſie ſchlafen
Auf ihrem Lorbeerkranz,
Sie ſind im andern Hafen,
Sie, dieſes Werkes Glanz.

Doch Einer blieb dem Lande,
Ein Creuzer iſt noch hier,
Er ankert feſt am Strande
Mit ſtolzer Flagge Zier.

Tiefſinn in tauſend Bildern
War ſeine Siegesfracht;
Man lieſt auf blanken Schildern
Das Zeichen ſeiner Jacht:

Symbolik ſtrahlt's in Lettern,
In goldnen, von dem Schiff.
Das flog, umrollt von Wettern,
Vorbei an manchem Riff.

Es glänzt in lautrem Ruhme
Sein ſchimmerndes Verdeck,
Und unſres Feſtes Blume
Verſteckt nicht Einen Leck.

Noch funkt' es lang am Ufer,
Ein Leuchtthurm in der Nacht,
Ein Mahner und ein Rufer
Zum Kampf in edler Schlacht!

Denn wie viel Seglerſchaaren
Hat dieſer Golf entſandt;
Wie oft, ſeit vierzig Jahren,
Stieß Forſchung hier vom Strand! —

Erfinderin, Bewegung,
Durchathme dieſen Port!
Wie ſeit der Grundſteinlegung
Des Hafens, wirke fort!

Nicht bloß aus Boot und Wagen
Steig' auf, in Dampf und Rauch;
Der Geiſt ſey ſtets getragen
Von deinem Lebenshauch!

Guſtav Schwab.

Die Claviermamſell.

(Fortſetzung.)

Der Tonſetzer gleich von vorn herein mußte in einer Stimmung ſeyn, wie ſie nur ein ſehnſüchtiger Bräutigam hat, der ſo eben das Jawort von ſeiner Schönen empfangen; dann — und dieß war unerläßlich — mußte der Inſtrumentenmacher, als er das Piano zuſammenfügte, unter nicht minder glücklicher Conſtellation ſich befunden haben, und endlich, wenn auf dieſem Piano und von dieſem Tonſetzer der herrliche Walzer in's Leben gerufen worden war, gehörten noch Füße dazu, gerade ſolche und keine andere, wie Victorine ſie hatte, um dieſen Walzer zu tanzen; dann erſt war er vollſtändig und ganz was er ſeyn ſollte. Aber nein, noch Eines fehlte: Victorine mußte mit dem ſchönen Leon tanzen; und Victorine tanzte mit Leon. — Ihr wundert euch, daß ich von einem ſimpeln Walzer ſo viel Aufhebens mache; aber wißt ihr auch, in welch kleine, unſcheinbare Dinge ſich die Liebe oft verſteckt? Iſt's euch lieber, ſie in ein Stückchen Flor verhüllt zu ſehen, in eine Pappſchachtel, in einen Streifen Papier, den die Hand der Geliebten in der Zerſtreuung zuſammenrollt? Ich trage euch das Geheimniß, wohin ihr wollt; dießmal müßt ihr es, wie es mir übrigens die ſtrenge Wahrheit auferlegt — denn ich erzähle keine erfundene Geſchichte — in einem Walzer hinnehmen.

Leon war der Sohn eines reichen Handelsherrn; er hatte die Wahl unter ſehr vielen hübſchen Töchtern ſeiner Vaterſtadt, und er wählte Victorinen. Die beiderſeitigen Eltern des Paars waren es zufrieden. Es waren ſchöne Wochen und Monde, wo die Liebe ihr Reich in zwei gleich jungen, der Welt und ihren Freuden entgegenblühenden Herzen gründete. Die Voranſtalten zur Verwählungsfeier wurden bereits getroffen, als das Unglück herannahte und ſein eiſerner Schritt vor der Thüre des Hauſes hörbar wurde, wo Glück, Frieden und Unſchuld ſich eingebürgert hatten. Victorinens Mutter verlor durch den Bankerott eines befreundeten Handelshauſes ihr Vermögen und wurde arm, ganz arm. Welch ein haßliches Wort für eine frivole, in Genüſſen ſchwärmende Welt! Wie widrig iſt ſein Klang dem Ohre, das den wollüſtigen Melodien lauſcht, die durch die goldenen Säle hallen, an den Tiſchen ertönen, wo Ueppigkeit und Muthwille ſchwelgen! Niemand hatte aber daran gedacht, daß dieſer Unglücksfall irgend eine Störung angeknüpfter Verhältniſſe zur Folge haben würde, am wenigſten dachte hieran die Wittwe. Sie wußte ja, daß der Verlobte ihrer Tochter reich war, daß er nicht nöthig hatte, durch ſeine Heirath Schätze zu erwerben. Wie erſchrack ſie daher, als ein Brief des alten Handelsherrn ſie eines andern belehrte! Dieſer ehrwürdige Mann, der keinen Begriff davon hatte, wie man bei ſo bewandten Umſtänden noch die Forderung an ihn ſtellen könne, daß er ſeinem gegebenen Worte treu bleibe, zerriß das Band mit der größten Kälte und Leichtigkeit. Man wußte nicht, ob Leon gerne gehorchte; es genügt zu wiſſen, daß er überhaupt gehorchte und daß man ihn hinfort im Hauſe der Wittwe nicht mehr ſah.

Ich will euch die arme Victorine nicht vorführen in ihrem Schmerz und ihren Thränen. Habt Erbarmen, gebt ihr Einſamkeit, Dunkel, Entfernung, Zeit, vor Allem gebt ihr Arbeit, ſchwere, anhaltende Arbeit, damit die mit Kummer beladenen Stunden ein wenig ſchneller hinwegeilen. Die Wittwe, zur äußerſten Dürftigkeit

herabgesunken, bezog eine ärmliche Wohnung, gewann durch Händearbeit kärglichen Lohn und Victorine gab Musikunterricht für Geld. Aber es fanden sich wenige Schülerinnen; gerade dieser Erwerbszweig wurde von so vielen armen Mädchen gewählt und alle hatten mehr Mittel, sich bekannt zu machen. Victorine, die stumme, schüchterne, mit ihrem Weh und der schweren Demüthigung kämpfende Victorine, blieb bei diesem Wettkampf weit zurück. Da fand sich zum Glück ein anderer Ausweg. Es wurden kleine Tanzgesellschaften in der Nachbarschaft gegeben und es fehlte an Tanzmusik. Man wollte nicht viel ausgeben und doch wollte man das Vergnügen in reichlichem Maaße genießen. Victorine bot sich an, für ein billiges Honorar zum Tanze zu spielen, und man ging darauf ein.

Es war grausam, das junge Mädchen, das selbst noch der Lust, dem Spiel und dem Vergnügen angehörte, lange Stunden hindurch am Clavier gefesselt, für das Vergnügen Anderer sorgen zu lassen. Ich sage, es war grausam, aber was kümmert das die Welt? Nur selten verirrte sich ein Blick auf das bleiche Antlitz zwischen den zwei Lichtern, das hinter den Notenblättern hervorsah. Die jungen Mädchen, die geschmückt und blühend im Wirbel des Tanzes vorbeiflogen, hatten ein mitleidiges Lächeln, wenn sie eine ihrer Schwestern so arm, gefesselt und geknechtet dasitzen sahen, aber Keiner kam es in den Sinn, die Länge des wonnevollen Tanzes auch nur um eine Minute zu kürzen. Die Arme mochte vor Ermüdung zusammenbrechen, der Ball mußte die gehörige Anzahl Freudenstunden behalten. Und welches Recht hatte sie, sich zu beklagen? Empfing sie nicht ihren Lohn? Hatte der Diener nicht den Befehl erhalten, der „Claviermamsell" eine Tasse Thee auf's Notentischchen nebenan hinzusetzen? Konnte sie sich nicht sogar auf ein Glas Punsch Rechnung machen? Geschah es nicht, daß Einer oder der Andere der jungen Herrn ein ziemlich artiges Wort an sie richtete, das beinahe so klang, als wenn dieser wohlwollende und gütige Herr ihr blondes Haar nicht ganz unschön fände? Durfte sie mehr verlangen? — War dieß nicht Herablassung und Güte, so groß, so wunderbar, so völlig unerwartet und unverdient? Gewiß, die fieberhafte Röthe auf den Wangen des armen Mädchens, wenn sie endlich nach sechs Stunden peinvollen Sitzens sich erhob, wenn sie die krampfhaft zuckenden und mit brennenden Schmerzen erfüllten Hände endlich mit den Handschuhen verhüllen durfte — gewiß diese Röthe war eine Röthe der Freude, des Entzückens, des Danks für einen so herrlichen Abend!

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

Die dramatischen Tantièmen.

Ein wichtiges Ereigniß ist hier anscheinend unbemerkt an's Tageslicht getreten, die Aussetzung von Tantièmen für die dramatischen Dichter und Componisten. Die hiesige Theaterintendantur hat sich in der Stille darüber mit der Wiener Intendantur vereinigt, und die Zeitungen überraschten uns eines Tages mit der Erklärung. Wir nehmen es dankbar an, wäre es auch nur als Beweis eines Fortschritts, eines Willens zum Bessern. Das ist es, und, was noch mehr ist, kein halber Schritt. Es ist so viel gewährt, so vollständig ist die Gabe, daß die Kühnsten unter den Hoffenden kaum je so viel Berücksichtigung erwarten durften. Ein Zehntel der Bruttoeinnahme für die Dichter ist ein reiches Geschenk für ihre Zukunft. Und doch beschleicht Viele dabei ein wehmüthiges Gefühl. Es ist eine solche Concession, welche die öffentliche Meinung längst forderte; warum aber kommt sie erst jetzt, jetzt, wo es mit dem Theater aus ist, ich meine mit der allgemeinen Theilnahme für das Institut, wo Niemand die Bretter mehr für die Welt, nicht einmal mehr für die Organe der Nationalität hält? Ja, noch vor 15, vor 20 Jahren wäre es anders gewesen, als wir Alle noch glaubten, träumten, dort werde das Volk repräsentirt, dort wenigstens gestalte symbolisch sich das öffentliche Leben, was damals aller und jeder Organe entbehrte. Wie lange, wie vergebliche Anstrengungen wurden von Seiten der dramatischen Dichter gemacht, ihre Stellung zu bessern und sich ein gesetzliches Recht zu verschaffen! In Berlin war zu Anfang der dreißiger Jahre ein Comité dramatischer Dichter und Componisten zusammengetreten, als deren Geschäftsführer die Herrn Spontini, Devrient, Gubitz, Häring und Eisholz auftraten. Schriften wurden gewechselt, Eingaben gemacht, die dramatischen Dichter der andern deutschen Städte und Länder aufgefordert, beizutreten. Es war eine fast vergebliche Mühe. Die Anträge des Comités waren in der That bescheiden. Sie verlangten Gesetze nur gegen den offenbaren Diebstahl; erstens, daß keine Bühne berechtigt sey, ein dramatisches Stück oder eine musikalische Composition ohne Erlaubniß des Autors zur Aufführung zu bringen; zweitens, daß auch durch den Druck bereits publicirte Stücke von den Theaterdirektionen nicht ohne Bewilligung und Abfindung des Verfassers in Scene gesetzt werden dürften. Von allen Seiten rief man: *Ihr fordert zu viel!* Das ist ganz unmöglich durchzusetzen! — Dieses verdumpfte Bewußtseyn war so allgemein, daß das Comité von auswärts fast gar keine Unterstützung erhielt. Die Dichter in Wien, die sich neuerdings selbstständig und tüchtig in dieser Sache gerührt haben, lächelten über die Sache, wie über eine utopische Träumerei. Andere schützten das Verbot ihrer Regierung vor, welches jede Art von Verbindung unmöglich mache. In Bayern wurde der damalige Minister, Eduard von Schenk angegangen, als dramatischer Dichter sich der Sache anzunehmen, aber vergebens. Diese allgemeine Lauheit war erklärlich, sie ließ sich aus dem Stande der Dinge entschuldigen. Die Theaterdichter standen nach uraltem Herkommen in Deutschland nur bittweise vor den Theaterdirektoren; es wurde betrachtet als eine Vergünstigung, wenn ihre Arbeiten angenommen wurden. Andererseits hatte man Angst vor jedem Vergleich mit Frankreich, wo die dramatischen Dichter den Direktoren gegenüber als eine gefürchtete Macht dastehen.

Jede Concession, den deutschen Dichtern gemacht, konnte als eine Inficirung mit einem revolutionären Prinzip betrachtet werden! Aber betrübender noch als diese Muthlosigkeit und Scheu war der Widerstand von Seiten der ältern Juristen. Unsere Gesetze hatten einen Begriff nicht ausgesprochen, weil er zur Zeit ihrer Niederschreibung noch nicht bekannt war, und unsere Juristen läugneten geradezu den Begriff eines geistigen Eigenthums, weil er in den Gesetzen nicht mit Buchstaben zu finden war. Vergebens kämpften Gans und Andere gegen diese starre Einseitigkeit und Befangenheit, vergebens waren einige vortreffliche Erkenntnisse des Geheimen Obertribunals, durch welche analogisch mit dem realen Eigenthumsrechte auch die Möglichkeit und Berechtigung eines Eigenthums von Dingen, welche nicht mit den Händen zu greifen sind, anerkannt wurde. Unsere Gerichte und die Mehrzahl unserer Richter sträubten sich dagegen, als gegen eine Chimäre; die Gesetze, hieß es, sprächen nur von unerlaubtem Nachdruck.

(Fortsetzung folgt.)

Stuttgart, April.

(Schluß.)

Kunstverein.

Wenn wir auf das populäre Moment des Stiftungszweckes beim Kunstverein, auf die Geschmacksbildung zurückblicken, so fragen wir wohl billig, welchen Erfolg wir uns bei diesem Institut versprechen können? Unsere Zeit hofft Alles von der Häufung und Verbreitung der Bildungsmittel, von Schule, Lehre, Lektüre, Anschauung. Lehrinstitute, Bibliotheken, allgemeine und besondere, Lesevereine, wissenschaftliche, technische, artistische Sammlungen mehren und füllen sich. Besonders ist unser Deutschland die Heimath der Schulen und Kulturanstalten. In keinem der civilisirten Länder der alten und neuen Welt wird so viel Gutes, aber auch so viel Schlechtes, so viel Kluges, aber auch so viel Albernes, so viel Schönes, aber auch so viel Geschmackloses geschrieben, gedichtet, gebildet, musicirt, dargestellt, daß man nicht ohne Grund besorglich wird, wie der Volkssinn in solchem ihn überdrängenden Schwall das wirklich Fördernde herausfinden werde. Wie den Leib nur dasjenige nährt und kräftigt, was das gesunde Bedürfniß von Hunger und Durst mit Maß aufnimmt, so Sinn und Geist nur, nach was sie Verlangen tragen, worauf sie eine selbstthätige Richtung nehmen. Der eigentlich nationellen, demnach classisch zu nennenden Erzeugnisse in der Kunst und Literatur, namentlich in der volksthümlich seyn sollenden, sind aber stets wenige. Die Mehrzahl hat einen entweder modernen, süßlichten, oder einen rohen, drastisch derben Bodengeschmack. Kräftige Speise hilft sich selbst verdauen; eine fade oder überwürzte verwöhnt aber den Gaumen und schwächt den Magen, und ein überladener Tisch nimmt uns die Lust zum Genuß. Das wahre Schöne, Große, Tiefe kann man dem Volk unbedingt zur Bildung, zum Genusse hingeben, so wie man ihm die heiligen Schriften zu eigener, freier Erbauung hingibt. Aber wenn eine Zeit noch verschiedenen einseitigen Richtungen, in mancherlei Manieren und Ausartungen Produkte liefert, da wäre dem Publikum Anleitung zur Vergleichung, Anweisung zur Beurtheilung sehr von Nutzen. Da nun aber eine solche kritische Kunstwerkeschau gerade da, wo sie am nöthigsten wäre, bei Erzeugnissen der Gegenwart, bei Werken von Künstlern, die mehr oder weniger sich der Nachfrage, den Gelüsten bequemen, am unthunlichsten, ja conventionell rein unmöglich ist, so muß eben jeder Beschauer zusehen, wie er zurecht kommt und sich zu dem subjektiven Eindruck noch Einiges von außen zusammenhorchen. Für alle diejenigen, welche mit wahrer Liebe zur Kunst, ohne Nebenrücksichten der Eitelkeit, der Arroganz, der Habsucht und anderer kunstfremder Anwandlungen, sich um die neuern Offenbarungen derselben bemühen, brauchen wir nicht zu sorgen. Sie üben sich wohl von selbst täglich im tüchtigen Anschauen, in der Vergleichung, in der Classifikation. Sie tauschen ihre Aus- und Einsichten aus, und werden in der Ueberzeugung, daß das Feld der Kunst mit jedem Schritt in die Höhe uns immer unabsehbarer sich ausbreitet, dennoch im Verlauf der Zeit in der unendlichen Sphäre so weit orientirt, daß sie die wesentlichsten Unterscheidungen zu machen verstehen und den gröbsten Mißgriffen entgehen. — Wir wollen einen sonst schon gewagten Sarkasmus auch bei dieser Gelegenheit nicht zurückhalten, daß bei freiem Zutritt zu allgemeinem, reichlichem Kunstgenuß, wie zur Lektüre und zum Leben, die Wohlgezogenen, gut Gebildeten immer klüger, die Rohen und Mißbildeten aber immer thörichter werden, da ein Jeder sich in das seiner Natur Gemäße immer tiefer hineinlebt. — Wir wollen in Beziehung auf Geschmacksbildung an die bekannten beiden Epistein von Goethe an Schiller erinnern und unsere vorhin ausgesprochene Maxime auf Genüsse, wie sie die deutschen Kunstvereine darbieten, nicht in ihrer rigorösen Schroffheit anwenden; denn Anschauungen der ästhetischen Gebilde, — wie der Erscheinungen der Natur und des ruhigen und bewegten Lebens, — sind immerhin lehr- und genußreich, anregend, bildend, sind eine Kunstreise durch den Salon. Auch sollte man wohl voraussetzen dürfen, daß ein Institut dieser Art alles ganz Verfehlte, alles Rohe oder Schlüpfrige, alles Geschmacklose vorweg ablehnen werde. Was sich aber von der Art dennoch einschleichen möchte, wird sich durch Zusammenstellung mit dem Bessern sogar dem weniger gebildeten, dem bloß sinnlichen Sinn in seiner Unschönheit als eine nicht ebenbürtige Nachbarschaft darstellen. — Es ist in unserem Kunstgebäude erwünschte Gelegenheit zum Umgange mit Kunstgebilden verschiedener Art gegeben; an das älteste Kunstzeitalter schließt sich das mittlere, neuere und neueste an. Das Publikum ergehe sich frei unter ihnen; Jeder nähre sich nach dem Maß seiner Bildung, nach seinem individuellen Geschmack. Man kann den Erfolgen nicht in's Einzelne nachgehen; hätte der Kunstverein in seiner wandelbaren Sammlung zu viel modernen Beigeschmack, so mag die werdende Galerie den ausgleichenden Gegensatz dazu bringen.

Am 11ten November 1842 war der Stand der Mitglieder des Kunstvereins 1648, der Aktien 1821, und beide sind sich bis jetzt nahezu gleich geblieben. Die jährliche Einlage ist ein halber Louisd'or. Die Entlegenheit des Kunstgebäudes von der Mitte der Stadt schmälert bei Ungunst der Witterung die Zahl der Besucher, namentlich der bloß Neugierigen oder sonst Bequemen. Für die wärmern Kunstfreunde ist aber das Günstige eingetreten, daß sie auch zugleich die übrigen Kunstsammlungen, namentlich Sonntags die der Gemälde und der plastischen Werke besuchen können. Ueber diese beiden leztern werden wir uns nächstens einmal einige Worte erlauben; sie werden aber so wenig, als die gegenwärtigen, solche Leser befriedigen, denen das Schonungslose das Liebste ist. Wir müssen dieses jungen Feuerkopfen überlassen, die gerade durch die verwegensten Aeußerungen dasjenige erreichen, was sie wollen, — genannt zu werden.

Beilage: Literaturblatt Nr. 42.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 100.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 25. April 1844.

Why are our bodies ſoft, and weak, and smooth,
Unapt to toil and trouble in the world,
But that our ſoft conditions and our hearts,
Should well agree with our external parts?

Shakespeare.

Ueber Verhältniſſe und Zuſtände der antiken Frauen.

I.

Man hegt in der Regel die Vorſtellung, daß das weibliche Geſchlecht im claſſiſchen Alterthum eine untergeordnete Rolle geſpielt, ja eine herabwürdigende Stellung eingenommen habe, und daß demſelben erſt mit dem Eintritte des germaniſchen Elementes in das europäiſche Völkerleben diejenige Anerkennung zu Theil geworden ſey, die ihm vermöge ſeines innern Werthes und ſeiner äußerlichen Vorzüge, allgemeiner Einſtimmung nach, zuſtehe. Europas geſammtes Daſeyn, das in den lezten Zeiten der römiſchen Weltherrſchaft ſo weit heruntergekommen war, hat allerdings durch das Germanenthum eine höchſt wohlthätige Auffriſchung aller ſeiner Nahrungsſäfte erfahren, und ſo iſt auch die damals theilweiſe tiefgeſunkene Würde des Weibes durch die Verbreitung germaniſcher Sitte wiederum gehoben worden. Wenn man aber dieſe Wirkung ſo anſieht, als ſey überall vorher das Weib nicht höher gehalten und erſt durch deutſchen Ritterſinn gleichſam zu Ehren gebracht worden, ſo geht man zu weit. Vielmehr bethätigt ſich auch hierin die vielfach bemerkbare geiſtige und kulturgeſchichtliche Verwandtſchaft der Griechen, als der urſprünglichen Schöpfer europäiſcher Geſittung, und der Germanen, als der Erneuerer derſelben, daß in ihrer natürlichen Empfindungsweiſe beide von einer zarten Achtung gegen das weibliche Geſchlecht beſeelt werden.

Wenn aber überhaupt in der Exiſtenz des Alterthums das Leben der Frauen in den Hintergrund zu treten ſcheint, ſo kommt dieß zunächſt daher, daß die Geſchichte es vorzugsweiſe mit dem Staate und folglich mit den Männern zu thun hat. Wer in die antiken Lebensverhältniſſe ſorgfältiger, als es meiſt geſchieht, einzudringen bemüht iſt, wird die Bemerkung machen, daß im Ganzen genommen ſolche Punkte, wie die Stellung des weiblichen Geſchlechts zu dem männlichen, nicht ſowohl aus urſprünglichen ſpeziellen Gefühlen, in denen ſich die Menſchennatur unter den mancherlei Völkern weit weniger verſchieden zeigt, als man insgemein annimmt, als aus dem Geiſte und den Sitten der beſondern Epochen eines nationalen Lebens Licht erhalten, und daß dann der Gang der Denkarten und Geſinnungen bei antiken Völkern nicht viel anders geweſen iſt als bei modernen.

In den eigentlich lebensfriſchen, noch mehr jugendkräftigen Perioden volksthümlicher Entwicklung, wo die Dinge auf einem naturgemäßen, unverkünſtelten und ſtill vernünftigen Fuße hergehen, finden wir, daß am meiſten ein erfreuliches Gleichgewicht in den wechſelſeitigen

Ansprüchen der beiden Geschlechter stattfindet. Der Mann liebt und ehrt das Weib als die ihm von Natur und durch die intimsten Bande der Vereinigung bestimmte Gefährtin seines Looses; er wendet seine Wirkung nach außen, sorgt durch seine Theilnahme am Gemeinwesen für den nöthigen Schutz und die äußere Ehre seiner Existenz, schafft das zum Lebensunterhalte Nöthige herbei und überläßt nun das innere Walten, die Hut, die Verwaltung und die Bewahrung der Habe, dem Weibe. Daß Beide durch gemeinsame Sorgen verbunden werden, daß das Weib einen liebenden Antheil an den auf das Oeffentliche gerichteten Gedanken und Entschließungen des Mannes nehme, daß der Mann dem Weibe in der häuslichen Sphäre mit wohlmeinendem Rathe und treuer Fürsorge zur Seite stehe, bringt schon die Natur ihres Verhältnisses mit sich, und die schönste Vermittlung zwischen ihren beiderseitigen Gesichtskreisen wird von freien Stücken durch die ihnen gemeinschaftlich obliegende Erziehung der Kinder hervorgerufen. Da darf der Mann keine Uebergriffe des Weibes abwehren; ihr bescheidener und in sich gerundeter Sinn wird sie von selbst davon abhalten, und der Mann wird nicht genöthigt seyn, die Geschäfte des Weibes über sich zu nehmen, weil dasselbe seine Ehre darein setzen wird, den Pflichten der Hausmutter in einem gewissenhaften Sinne nachzukommen.

Dieß ist im Ganzen genommen der Charakter deutscher Häuslichkeit, der sich in allen Zeitaltern unserer Geschichte in der gesunden Mehrzahl der vaterländischen Bevölkerung geltend gemacht hat, und war der Hauptsache nach auch der Geist des antiken Privatlebens. Nur wenn die Kultur der Völker in's Uebertriebene oder Unnatürliche ausschweift, wenn Perioden eintreten, wo der Mann durch eine falsche, gemachte Sentimentalität seiner Würde vergißt und in kindischer Verweichlichung das Weib nicht mehr als den gleichgestimmten Genius seines Glückes verehrt, sondern mit ihm Götzendienst treibt, da entsagt auch das Weib seiner Rolle. Es hat ein tiefes Gefühl davon, ob der Mann es als die edle, als die geliebtere Hälfte seines Ichs, oder nur, wenn er schon sich's nicht gesteht, als ein Werkzeug seines Luxus betrachtet, und im lezteren Falle rächt es das gekränkte Zartgefühl damit, daß es sich zum Gebieter des Mannes macht. Denn das ist keine Frage, daß wenn einmal dergleichen widernatürliche Zustände vorhanden sind, das Weib gescheidter bleibt als der Mann und es diesem ergeht wie allen rauhen, ungeschmeidigen Stoffen: sobald sie einmal in ihrem eigentlichen Kerne zerfressen sind, greift ihre Zerstörung ungleich heftiger und unaufhaltsamer um sich, als da, wo eine ursprüngliche Weichheit den Gang der Auflösung an und für sich sanfter und langsamer gestaltet.

Solche Zeiten finden wir besonders in der französischen Geschichte zu wiederholtenmalen, und namentlich hat die Regierung Ludwigs XIV. und XV., so wie die Zwischenzeit des Regenten gezeigt, mit welcher tiefen Entwürdigung für das Weib gerade jene abgöttische und Ästergalanterie verbunden seyn kann, und wie sehr andererseits der unstatthafte Einfluß des Weibes in die ihm nicht zustehenden Sphären mit Beschämung und Schmach für die Würde des Mannes verbunden ist. Aber Völkern ergeht es wie den Individuen: im Alter werden sie geistesschwach, und zur Vollendung ihrer Misère geben ihnen dann die Weiber die Kunkel in die Hand und ergreifen ihrerseits das Scepter. Der Prinz Soubise, aus der Antichambre der Pompadour gegen einen Helden wie Friedrich in's Feld gesandt, ist das schreiendste Denkmal politischer Verrücktheit, wo Weiber und Männer durch einander regieren.

Zu solchen Verirrungen in seiner Stellung ist das weibliche Geschlecht des Alterthums nie gerathen, und wenn darin die strengeren Formen des antiken gesellschaftlichen Daseyns ihm vielleicht eine Beschränkung auflegten, welche dergleichen überhaupt unmöglich machte, so ist diese Beschränkung ihm wohlthätig gewesen. Nicht daß antike Damen auf die öffentlichen Angelegenheiten nicht zuweilen einen Einfluß geübt hätten. Eine schöne Hand hat auch dort manchmal einen Knoten geschürzt, den nur eines Helden Schwert wieder lösen konnte; aber beherrscht haben sie die Dinge nie, sie haben nie den Staat als eine eigentliche Beute der Salonsintriguen in ihre Macht bekommen und keines der alterthümlichen Reiche ist, wie mehr als eines der neuern, durch Weiber an den Rand des Verderbens gebracht worden.

Es versteht sich, daß wir hier bloß von den eigentlichen Kulturvölkern, den Griechen und den Römern, keineswegs von Barbaren reden. Bei jenen wäre schon das Reich einer Elisabeth oder Catharina etwas Unmögliches gewesen, denn sie würden eine vollendete Verkehrung der Verhältnisse darin gefunden haben, daß einmal ein Weib die Männer auf dem Thron ablösen könne. Es gibt aber nichts Neues unter der Sonne. Unsere Tage sind Zeugen von den Manövern der St. Simonisten gewesen und haben über die sogenannte Emancipation der Frauen, über das freie Weib, über die Theilung der Männerrechte im weitesten Sinne des Wortes gelächelt, gelacht, am Ende auch hie und da gebebt; der Schrecken ist Gottlob bis jezt ohne Folgen geblieben. Jener junge, reizende, mysteriöse Vater Einsantin ist in Egypten verschollen und nur noch einige ästhetische Amazonen, wie Madame George Sand und die Verfasserin des weiblichen Paria, sammt einem kleinen Nachfluge deutscher Paradiesvögel, machen mit dem Heergeräthe der freien Frau ein kriegerisches Casserolengeraffel.

(Fortsezung folgt.)

Die Claviermamsell.

(Schluß.)

Aber so schlimm diese Pein, so wurde sie dennoch übertroffen vom Moment, wo die Silberlinge ihr in die Hand gezählt wurden, so roh, so schonungslos und mit so viel Vorwurf und Geiz, zulezt sogar mit der Drohung, daß man eine „Claviermamsell" annehmen werde, die anhaltender, taktvoller und dazu noch eine Stunde länger für denselben Lohn spiele. Das war so süß zu hören für die Arme, das begleitete sie wie die Nachtmusik des Festes, wenn sie in früher Morgenstunde ihren einsamen Weg nach Hause schlich, ohne Begleitung, ohne Trostspruch, ohne auch nur ein Wort des Abschieds. — So gehen die Miethlinge ihre nächtlichen Pfade nach Hause, wenn der reiche Herr aus seinem Palast sie entläßt. Es kümmert ihn nicht, ob und in welcher Höhle des Jammers und des Verbrechens sie ihr Lager finden.

Eines Tages erhielt Victorine Befehl, in einem ihr noch unbekannten Hause zu erscheinen. Sie ging arglos hin, unterm Arm ihre Notenbücher, welche die herrlichsten, neuesten Tänze enthielten, Tänze, die im Stande waren, eine Welt von Kummer und trüber Stimmung wie mit einem Zauberschlage zu verscheuchen. Erst als sie ihren Platz am Clavier eingenommen, erfuhr sie, daß man in kleinerem Familienkreise die Nachfeier einer Vermählung begehen wolle. Es konnte ihr dieß gleichgültig seyn; genug, daß, wie fast immer, das Glück das Unglück berufen hatte, um ihm lustige Weisen aufzuspielen, daß die Freude dem Schmerze ihre Triumphlieder abzwang. Bleich und stumm, wie immer, saß unsere Unglückliche zwischen ihren zwei hellbrennenden stolzen Wachskerzen. Ihre Hände — diese Hände waren lange nicht mehr schön — wühlten in den heitern Tönen wie ein frischer Zephyr auf einem Beet unter buntflammenden Tulpen wühlt. Jeder Ton war eine helle, blitzende Farbe, doch fehlte es auch nicht an klagenden, sehnsüchtigen Klängen, die wie kokette Mädchen nur zum Schein unglücklich thaten, um ihren hübschen Gesichtern auch die kleidsame Miene des Leids für wenige Sekunden anzupassen; dann aber war Alles wieder kecker Scherz und stürmischer Muthwille.

Mitten im Spiel öffnete sich plötzlich eine der Nebenthüren, und von einem Truppe fröhlicher, gepuzter Mädchen mehr hereingezogen als geführt, erschien der junge Vermählte, den man zwingen wollte, sich auf kurze Zeit von seiner Schönen zu trennen, um nun auch dem Tanze anzugehören. Der schöne junge Mann erlitt den anmuthigen Zwang mit sehr viel gutem Geschick und großer Heiterkeit. Er blickte im Kreise herum, sich eine Tänzerin zu wählen, sein Auge flog gleichgültig an dem Clavier und dem Platze, den davor die Spielerin einnahm, vorüber; aber die Blicke Victorinens, gewöhnlich auf die Notenblätter gerichtet, hatten sich beim frohen Tumult im Saale erhoben, und — ihr Herz zog sich krampfhaft zusammen — sie hatte Leon erkannt. Einen Augenblick stockte die lustige Musik; alle Blicke wandten sich unwillig zum Clavier; der heitere Takt ging wieder vorwärts. Victorine hatte mit aller Anstrengung ihrer Kräfte den entsetzlichen Schmerz überwunden, sie zwang Bewegung und Leben in die erstarrten Hände, und diese gaben mechanisch jene hüpfenden, zierlichen Töne, die wie fröhliche Kinder um das verhüllte Haupt einer Leiche spielten, nicht wissend, welchen Graus sie mit dem Hymnus der frischesten, frohesten Jugend umtanzten. O ihr, die ihr noch ein Herz habt, zu fühlen, was Leid und Weh ist, ihr begreift, welch eine Pause dieß war, die jene wenigen Takte fehlen machte!

Einen Augenblick hielt Victorine so aus, doch schon weniger von ihrem Schmerz überwältigt; das Bewußtseyn, daß Leon sie nicht erkannt, gab ihr Muth; bald aber merkte man ihrem Spiel an — und jedes Ohr, das unter der Herrschaft einer Seele stand, mußte es merken — daß eine große, erschütternde Bewegung in dem Herzen der Spielerin vorging. Jezt veränderte sie den Gang des Musikstücks und — o ihr Wunder des Frauenherzens! — jezt gingen die Takte unmerklich und leise in eine andere Melodie über, und diese Melodie, wie wunderbar und fremd sie auch war, Einem in der Gesellschaft waren es bekannte Töne: es war der Florawalzer, den die zitternden Hände der einst Geliebten, jezt Verstoßenen vortrugen. Dieser Walzer, diese für ein fröhliches Herz geschaffenen Klänge, sie wurden mahnende Stimmen, die die Untreue, den Verrath züchtigten. Leon richtete seinen Blick auf Victorinen, er erkannte das Opfer seiner Treulosigkeit, und wagte nicht, ihr zu nahen; doch sie — verzieh ihm. Schnell in den frühern Walzertakt übergehend, begrub das arme Mädchen ihre Qualen, ihre schnell vorübergehende Rache, ihren Zorn. Niemand in der Gesellschaft ahnte, daß hier zwei Herzen mit einander Rücksprache genommen, daß hier ein Verbrechen eingestanden und gesühnt worden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

(Fortsezung.)

Die dramatischen Tantièmes.

Weiter existirte für sie kein Recht, und so bedurfte es denn für unsere erstarrte Jurisprudenz einer neuen

diktatorischen Gesetzgebung, um ein Recht festzustellen, das bei allen gebildeten Nationen aus dem geistigen Lebensverkehr sich von selbst entwickelt und ausgebildet hatte, ohne alle Revolutionen, ohne diktatorisch gesetzgeberischen Eingriff in das bestehende Recht. Die preußischen Juristen verlachten geradezu das Bestreben der dramatischen Dichter als eine Thorheit; ja man mußte den Vorwurf hören, daß es der Dichter unwürdig sey, nach irdischem Erwerb, nach einer Absetzung ihrer Geistesprodukte auszugehen. Die Ehre sey allein das Geld, womit die Geistesthätigkeit und der Genius bezahlt werden könne. Das Utopien, mußte man bekennen, lag dießmal auf der andern Seite. Das Comité ließ sich indeß nicht abschrecken, nach Umständen das Mögliche zu thun, und es muß anerkannt werden, daß ein Mann, welcher unser Vaterland seitdem verlassen, Spontini, auf das eifrigste sich der Sache annahm. Wo die Juristen ihr Gehör versagten, gewährte der jetzige Minister Eichhorn, damals Direktor im Ministerium des Auswärtigen, desto eifriger der Angelegenheit seine Zustimmung und beförderte die Eingabe an den Bundestag. Gerade von seiner Seite erging die Anmahnung, daß diese Sache, von allgemeinem Interesse für die deutsche Literatur, auch von den Dichtern aller Staaten gleichmäßig bei der Behörde in Frankfurt betrieben werden müsse, damit sie dort nicht als eine einseitig preußische angesehen werde. Obgleich dieses Zusammenwirken unterblieb, wirkte die Beschwerde der dramatischen Dichter doch mit zu den spätern Gesetzen über den Schutz des geistigen Eigenthums. Aber auch von dieser Seite ward den Dichtern nur der Schutz gewährt, von dem Schillers Philipp zum Marquis Posa sagt, daß er ihn mit dem Räuber theile. Ein geistiges Eigenthum ward an dramatischen Produktionen in so weit anerkannt, daß keine Bühne berechtigt seyn solle, ein Stück ohne Bewilligung des Autors zur Darstellung zu bringen, so lange es nur Manuscript war. Dadurch war, was die realen Zustände betrifft, allerdings ein bedeutender Schritt nach vorwärts gemacht; denn die Manuscriptdieberei ward bei den kleinen Bühnen bis dahin in unverschämter Weise, gewöhnlich durch die Souffleurs, betrieben, von denen einige ein förmliches Handwerk daraus machten. Der Dichter konnte doch nun, wenn er sein Stück nicht drucken ließ, sicher seyn, daß erstlich keine Direktion es zur Aufführung bringen durfte, und wenn es doch geschah, konnte sie sich nicht mit dem oft gehörten lächerlichen Einwand decken, daß sie diesem oder jenem ein paar Thaler für die Abschrift gegeben. Der Anarchie und dem Faustrecht war gesteuert, aber im Prinzip war man auf halbem Wege stehen geblieben. Daß eine Veröffentlichung durch den Druck keine Preisgebung des Eigenthums an dem Geisteswerke sey, um damit jeden beliebigen Gebrauch zu machen, nur nicht zum Nachdruck, war noch nicht ausgesprochen, so lange es den Bühnen erlaubt wurde, — und heute noch ist — gedruckte Stücke ohne Erlaubniß und Entschädigung des Verfassers in Scene zu setzen. Vergebens ward mit den geistreichsten Waffen dagegen gekämpft, daß die Veröffentlichung durch den Druck eine ganz andere sey als durch Aufführung, daß der Dichter durch eine schlechte Aufführung, an einem Orte, für welchen das Stück nicht berechnet war, wo etwa eine feindliche Stimmung gegen den Autor oder gegen die Tendenz des Stückes herrsche, gekränkt werde, an Ruhm verliere, daß ihm also ein offenbarer Schade damit zugefügt werde, auch abgesehen von dem pekuniären. Die Observanz schien zu laut zu sprechen: „gedruckte Stücke hören auf, Eigenthum des Dichters zu seyn; jede Bühne hat das Recht, sich ihrer zu bemächtigen. So ist es von jeher in Deutschland gewesen, und Thorheit zu träumen, daß es je anders werden kann!" Und es ist anders geworden! Nicht zehn Jahre sind darüber hingegangen. Das Gesetz hat freilich noch nicht ausgesprochen, daß man ein dramatisches Stück nicht aufführen dürfe, ohne sich deßhalb mit dem Autor abgefunden zu haben, aber in der Stille, im Bewußtseyn der Gebildeten ist die Ueberzeugung gereift, daß es ein Unrecht sey, und die Theaterdirektionen der beiden Hauptstädte Deutschlands haben die Ehre, es ausgesprochen zu haben, und die Gesetzgeber werden ihnen nachfolgen müssen. Diese Bestimmung halte ich für die ungleich wichtigere in beiden neuen Erlassen der Theater von Wien und Berlin. Es ist ein Sieg des Fortschritts, der stillen Macht, die ohne Revolutionen über ihre hartnäckigsten Gegner obsiegt; ein Sieg, wie ihn die Eisenbahnen, freilich in noch kürzerer Zeit, über Gegner davon getragen, welche mit aller Macht, nur noch hartnäckiger und bewußter, das neue Institut unterdrücken wollten. Herr von Küstner und Holbein haben nur ausgesprochen, was als Recht im allgemeinen Gefühl bereits lebte, wodurch übrigens nichts an ihrem Verdienste verkümmert werden soll. Wer zuerst wagt eine Wahrheit offen zu bekennen, der hat das Recht des Entdeckers und Eroberers. Daß hundert Andere vor Columbus Amerikas Daseyn geahnet, gewußt, oder gar wie die Norwegen selbst da gewesen sind, mindert seinen Ruhm nicht im Geringsten, der den Gedanken zuerst zur fruchtbringenden That machte. Sie sind noch weiter gegangen und haben auch die einst so sehnlich gewünschten Tantièmen eingeführt. Dafür werden ihnen viele Lobeshymnen erklingen und wir wollen uns von dem Chor nicht ausschließen, wäre es auch nur darum, weil sie etwas Ganzes gethan haben. Concessionen haben wir in allen Fächern genug, aber solche, die nicht ängstlich auf halbem Wege stehen bleiben, aus Furcht zu viel zu geben — wer redet gern von der Krankheit der Zeit?

Was die Folgen seyn werden? Das ist eine andere Frage; sie hat mit der That selbst nichts zu thun. Diese war ein Akt der Gerechtigkeit, welche von ihrem Werthe nichts verliert, wenn man auch Spekulation unter ihren Flügeln versteckt glaubt. Der Wunsch, das deutsche Theater durch gute Originalstücke wieder belebt zu sehen, ist ein gewiß vortrefflicher. Ob das Ziel erreicht wird, steht freilich sehr dahin. Wir hörten hier sogar Jeremiaden, und aus einem Munde, wo man sie nicht erwartet. Was werde es helfen? Daß die gewöhnlichen Theaterfabrikanten noch mehr Dutzendwaare liefern und reich werden würden, während der wahre Dichter durch die Tantièmen sich nicht mehr werde gedrängt fühlen, gute Stücke zu dichten, als sonst. — Ersteres sey zugegeben. Wir leben in einem industriellen Zeitalter und die geschickten Fabrikanten werden überall reicher als die genialen Künstler. Wer ändert das! wer murrt noch darüber! Ob der Dichter in einem gut geordneten Gemeinwesen, wie Schillers Poet bei der Theilung der Erde, auf den Pegasus angewiesen bleiben müsse, ist indeß eine Frage, welche schwerlich heute mehr unbedingt affirmirt werden darf. Auch der Geist hat seine Rechte auf die Güter der Erde.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 34.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 101.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 26. April 1844.

So mußte ſich durch ſeine Tücken
Der böſe Geiſt nur ſelbſt berücken.
Wieland.

Der Waſſerreiter am Untersberg.

Wie brauſt der Fürſtenbronnen
Am tiefen Untersberg,
Verhüllt dem Licht der Sonnen,
Begleitet nur vom Zwerg!
Wie rüttelt er die Maſſen
Von Kobalt und Granit,
Als wollt' er recht ſie faſſen,
Um ſie zu nehmen mit!

Und in der Felſennische —
Da ſizt Prinz Piperlin,
Er ſchaut durch Kluft und Büſche
Die Fluth zur Tiefe zieh'n.
Er wieget in Gedanken
Sein ſtolzes Lockenhaupt,
Als wär' ihm von den ſchlanken
Bergelfchen Ein's geraubt.

In ſeiner Felſennische —
Da ſpricht Prinz Piperlin:
Wenn ich den Kerl erwiſche,
Dem ſoll'n nicht Roſen blüh'n,
Der mir vom reinſten Waſſer
Holt täglich einen Schluck!
Was gilts! dem Zwergenbaſſer
Spiel' ich noch einen Spuck! —

Er meint den Waſſerreiter
Des Fürſtbiſchofs zu Linz,
Den flinkeſten Bereuther,
Den's gibt in der Provinz,
Der, wie's ihm ward befohlen,
Am Bergquell täglich friſch
Den Waſſertrunk muß holen
Für ſeines Biſchofs Tiſch.

Und wie am andern Morgen
Der Waſſerreiter naht
Und ohne Arg und Sorgen
Den Krug gefüllet hat,
Da huſcht heran ganz leiſe
Erzürnt Prinz Piperlin:
Glück auf die weite Reiſe,
Durſt haſt du nicht forthin!

So ſtößt er in die Schlünde
Den armen Edelknecht,
Daß er des Waſſers finde,
So viel ihm eben recht,

Daß nimmerhin der Treue
Komm' an den Sonnenſtrahl,
Und man den Bergquell ſcheue
Dort an des Biſchofs Mahl.

O wie ſo ſchlimm gehandelt
Haſt du, Prinz Piperlin!
All Nächten kommt gewandelt
Der Knecht zum Quell nun hin,
Und ſelber mußt du füllen
Den Krug ihm übervoll,
Den nach des Biſchofs Willen
Zu Tiſch er bringen ſoll.

Und du mußt ihn begleiten
Selbſt hin in den Palaſt,
Da labet den Erfreuten
Der Wein in ſüßer Raſt;
Doch dir will keiner thauen,
Mag dir der Gaum auch glüh'n, —
Du haſt nur zuzuſchauen,
Armer Prinz Piperlin!

Wagner von Laufenburg.

Ueber Verhältniſſe und Zuſtände der antiken Frauen.

(Fortſetzung.)

Was wollen ſie aber? Die ganze Frage ihrer Emancipation iſt bereits ſeit länger als zweitauſend Jahren beſeitigt. Auch damals, in der Abwelkezeit des atheniſchen Staatsweſens, brachte der Heros genialiſcher Späße, Ariſtophanes, die Rechte der freien Frau, wir wiſſen nicht, ob aus eigener Laune, oder in Folge eines der tauſend müßigen Modethemas, die auch damals die Converſation füllten, zur Sprache und bereitete allen Verſuchen, auf die mit dieſem Kapitel irgend einmal ein excentriſcher Kopf auch in jenen Tagen hätte verfallen können, durch die noch zu allen Zeiten als die wirkſamſte erprobte Waffe des Lächerlichen ein praktiſches Ende.

In der köſtlichen Komödie des Ariſtophanes, „die Weiber in der Volksverſammlung," haben die Athenerinnen an einem Tage, wo das Volk zu Berathung der Staatsangelegenheiten auf dem gewöhnlichen Platze erſcheinen ſoll, ſich noch bei dunkler Nacht in den Kleidern ihrer Männer und mit künſtlich vorgeſteckten Bärten aufgemacht, halten Probe, wie man zur Bürgerſchaft beweglich reden muß, occupiren die ihren Männern beſtimmten Sitze, und ehe dieſe ſich, da ſie beim Aufwachen ihre Sachen nicht finden, aus der Verlegenheit helfen, haben jene, als unter den ſparſam und ſpät Heranſchleichenden die Mehrzahl, es glücklich durchgeſetzt, daß ihnen das Regiment in Stadt und Land mit allem Zubehör übergeben wird. Nachdem ſie nun zu Hauſe, als ſie die Verkleidung abgelegt und ſich unbemerkt wieder eingefunden, ganz wie der Dumme gethan und von den gutmüthigen Männern Alles, was ſie ſelbſt eingebrockt haben, ſich recht arglos erzählen laſſen, treten ſie wirklich die dekretirte Herrſchaft an und machen Alles (völlig wie Vater Enfantin), ja in einem großartigen Paroxysmus auch ſich ſelbſt, zum Gemeingut. Es wird eine rieſenhafte, gemeinſame Kochanſtalt errichtet, auf die die Männer jeden Mittag eine Anweiſung mit einer Nummer erhalten, kraft deren ſie ſich in die entſprechenden, gleichfalls mit Nummern verſehenen ehemaligen Gerichtshallen und Säle zu verfügen haben, um dort, ſtatt gemeinſchaftlich zu richten, jezt gemeinſchaftlich zu eſſen. Auf dem Markte, wo man Prozeſſe führte (denn jezt iſt jeder Streit und Krieg abgethan), werden die Nummern ausgetheilt, und in der Barre, wo die Gerichtsperſonen geſeſſen haben, werden die Weinfäſſer und Krüge aufgeſtellt. Es verſteht ſich, daß dieſe Einrichtung vorzugsweiſe geeignet iſt, um die Männer mit der neuen Ordnung der Dinge und der Emancipation ihrer Frauen auszuſöhnen.

Da nun eine Komödie ſich vor nichts mehr hüten muß, als die Freuden der Illuſion zu zerſtören, ſo ſehen wir in dem Stücke das Weiberregiment durch lauter Feſt- und Jubelſcenen eingeleitet; wie es aber muthmaßlich ſeine Endſchaft erreichen wird, hat der Dichter ſinnreich zu inſinuiren verſtanden, indem bei der gleichen Berechtigung aller Frauenzimmer auf jeden ihnen beliebigen Mann die Häßlichen mit ſolchem Eifer dahinter ſind, ſich in dieſem Artikel zu verſehen, daß für die Schönen keine Männer übrig bleiben; woraus man denn auf eine tragiſche Entwicklung dieſer von Damen angelegten Revolution hinter den Couliſſen von ſelber ſchließen mag.

Um aber aus der verkehrten Welt dieſer laſciven Poeſie in eine edle, würdevolle Sphäre zurückzukehren, ſo ſpricht gegen jede einſeitige und dem ſchönen Geſchlecht präjudizirliche Auffaſſung der griechiſchen Frauenwelt ſchon die Hoheit und der Adel, mit welchen die homeriſche Darſtellung das Daſeyn der Frauen umgibt. Die Ilias dreht ſich durchaus um einen ritterlichen, man möchte faſt ſagen romantiſchen Antheil an den Frauen. Iſt doch ſchon die Idee, daß die zahlreichen Fürſten und Helden eines ganzen Landes in kriegeriſchem Zuge tauſendſchiffig aufbrechen, um die Entführung einer ſchönen Frau zu rächen, und nicht eher raſten, als bis ſie, Stadt und Reich des Räubers zerſtörend, dieſelbe dem rechtmäßigen Gemahle zurückgeſtellt, ein vollgültiges Zeugniß, wie hoch dem älteſten Griechenthume das Weib ſteht; und zwar in der Ilias vorzugsweiſe das Weib als Meiſterſtück der Schöpfung, als der reizvolle, beneidenswerthe Beſitz liebender Herzen. Wie könnte die Huldigung gegen den Zauber der Schönheit ſinnvoller

und zarter ausgesprochen werden, als in jenen Versen, wo die trojanischen Greise, um den Priamus herssitzend, am Skäischen Thore die heranschreitende Helena bewundern:

Niemand tadlt die Troer und hellumschienten Achaier,
Daß um ein Weib gleich diesem so lange sie dulden Beschwerde:
Völlig von Angesicht unsterblichen Göttern gleicht sie;
Aber auch so, schön wie sie da ist, hinziehe sie schiffend,
Daß nicht uns und den Kindern in Zukunft Leiden verhängt sey.

Mit seinem Takte legt der Dichter diese Worte nicht Jünglingen in den Mund, wo die sinnliche Gluth eines heißen Blutes das Urtheil bestechen könnte; es ist die unparteiische kaltblütige Vernunft bejahrter Männer, welche vor der siegreichen Gegenwart verkörperter Huld und Anmuth ihre Waffen streckt und damit dem ausgesprochenen Lobe den Stempel einer sittlichen Wahrheit, einer unwiderlegbaren Thatsache aufdrückt, daß das Schöne durch seine bloße Erscheinung ohne allen Eigennutz die Herzen der Menschen gewinnt.

In der Empfindung dieser Thatsache ist schlechthin das Prinzip der Galanterie gegeben, zu welcher sich die Gesinnung des natürlich edeln und gebildeten Mannes gegen das weibliche Geschlecht an und für sich aufgefordert fühlt; und wie dürften wir dem feinsinnigen Griechen die Empfänglichkeit für ein solches Gefühl bestreiten, wie könnten wir seinen Empfindungen gegen das weibliche Geschlecht einen höheren Werth, als den des sinnlichen Interesses abzusprechen wagen? Sollte der Grieche, der für alle Schönheit einen so leicht erregten Sinn besaß, und diesem Sinne in Wunderwerken aller Kunst, welche allen Zeitaltern zum Erstaunen gedient haben, eine Sprache verliehen hat, gerade für die edelste und geistigste Schönheit, den Reiz des Weibes, nur das rohe Organ des Barbaren gehabt haben? Es würde unbegreiflich erscheinen, daß eine so absurde Voraussetzung vernünftigen Leuten je hätte in den Sinn kommen mögen, wenn man nicht gewohnt wäre, tausend sinnlose Behauptungen auf dem geduldigen Papiere zu lesen, die ein Blick in das Leben sogleich widerlegt, was ein Beweis ist, daß die Autoren eben so oft ihren Geist in den Schlaf schreiben, als das Publikum ihn in den Schlaf liest.

Selbst Briseis, oder welches ihr eigentlicher Name war, Astydameia, obgleich nach Heroensitte als Kriegsgefangene nur die Geliebte, nicht die Gattin des Achilles, sehen wir sowohl von ihm, als insbesondere von dessen Freunde Patroklos, mit einer zarten, wahrhaft galanten Aufmerksamkeit behandelt, welche das drückende Loos der jugendlichen Fürstentochter nach Kräften zu mildern bemüht ist. Was aber ließe sich Seelen- und Gemüthvolleres denken, als die reine Neigung und edle Gattentreue gegen das Weib, wie sie in der berühmten Scene des sechsten Buchs, Hektors Abschied, sich in den Worten des zum Tode gehenden Helden an seine trauernde Gemahlin Andromache ausspricht? Wo die Poesie von solchen Gefühlen bewegt wird, läßt sich keine herzlose und unempfindliche Wirklichkeit als deren Substrat gedenken, und setzt der Sänger solche innige und sittlich schöne Verhältnisse ehelicher Zärtlichkeit schon bei den Trojanern voraus, wie sollte er denn in einer solchen Sache gemeinere Ansichten bei seinen Landsleuten angetroffen haben?

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Die Knochengallerte. — Daguerre.

In der letzten Sitzung der Akademie der Wissenschaften kam einmal wieder die Gallerte-Angelegenheit zur Sprache, welche schon seit länger als einem Jahre verhandelt wird. Seit mehr als dreißig Jahren lebte der Chemiker Darcet im angenehmen Bewußtseyn, wesentlich zum Wohle der Menschheit beigetragen zu haben, indem seine Knochengallerte überall in Armenanstalten als Nahrungsmittel eingeführt worden war. Die Nützlichkeit der Erfindung schien über allen Zweifel erhaben, als mit einemmale die Versuche, welche einige Aerzte mit Hunden angestellt hatten, zu der äußerst unangenehmen Behauptung Anlaß gaben, die Knochengallerte sey eine so miserable Nahrung, daß Hunde, welche man damit gefüttert habe, Hungers gestorben seyen. Der Verlust seines Vermögens hätte Darcet nicht weher gethan, als diese Behauptung, und was ihn besonders kränkte, war, daß umständliche Berichte über jene Experimente an dieselbe Akademie der Wissenschaften gelangten, in welche er besonders wegen seiner Gallerte aufgenommen worden war; wenigstens hielt er selbst keine seiner andern Entdeckungen für wichtiger als diese. Die Akademie konnte nicht umhin, eine Commission zu ernennen, um selbst Experimente anzustellen, denn die Sache war für Regierung und Nation von großem Belang. Nährt die Knochengallerte die Armen nicht, so würde es eine Grausamkeit seyn, sie mit einer so elenden Kost, abzuspeisen. Sind im Gegentheil die gegen die Nahrhaftigkeit der Knochengallerte vorgebrachten Einwürfe ungegründet, so muß die Welt darüber aufgeklärt und beruhigt werden. So dringend aber diese Beweggründe sind, so hat die Commission bisher dennoch wenig gethan. Ich vermuthe, den Herrn ist bange, das Resultat möchte zum Nachtheil ihres ehrenwerthen Collegen Darcet ausfallen und dem achtungswerthen Manne das Herz brechen. Der arme Darcet hat indessen einen kleinen Trost gehabt. Ein holländischer Arzt, Dr. Bergsma, welcher sich von Anfang an der Knochengallerte mit Eifer angenommen hat und steif und fest an die Nahrhaftigkeit derselben glaubt, hat an Darcet geschrieben, unter seinen Augen befänden sich die Armen sehr wohl bei der Gallerte und sähen vortrefflich aus. Darcet hat diesen Brief mit Wohlgefallen der Akademie mitgetheilt. Die Versicherung des holländischen Arztes muß ihm wie Engelsmusik mitten unter dem gegen die Gallerte erhobenen Zetergeschrei vorgekommen seyn. Man hat ihm aber seine Freude sogleich durch die Bemerkung getrübt, Dr. Bergsma müsse wohl übersehen haben, daß die andern Ingredienzien der Armensuppen die Leute nährten, und daß sie nicht *wegen*, sondern trotz der Gallerte bei dieser Nahrung ein so gutes Ansehen behielten. Es wäre zu wünschen, daß die Commission endlich einen Bericht abstattete und der Ungewißheit ein Ende machte. Viele Aerzte zweifeln längst nicht mehr daran,

daß die Gallerte zur Nahrung gar nicht taugt. Sie haben Daguerre in den Tageblättern seinen Irrthum zu benehmen gesucht, aber wahrscheinlich vergeblich. — Auch einem andern berühmten Erfinder hat man neuerlich Winke gegeben, welche diesem ebenfalls nicht sehr angenehm gewesen seyn mögen. Daguerre schreibt oft an die Akademie, um ihr vorgebliche Verbesserungen mitzutheilen, welche er mit seiner weltbekannten Erfindung vorgenommen haben will. Es sind aber Kleinigkeiten, welche nichts Wesentliches zur Sache beitragen und die Kunst um nichts fördern. Man hat ihm daher in den Tageblättern gerathen; sich mit dem Ruhm eines Erfinders zu begnügen und Andern die Sorge der Vervollkommnung des Instruments zu überlassen. Als Liebhaberei hat das Daguerrotype bereits seinen Reiz verloren. Die bloßen Liebhaber der Kunst haben eingesehen, daß das Daguerrotypiren nicht so leicht ist, als man ihnen vorgestellt hatte, und daß, wer nicht große Fertigkeit darin erlangt hat, eben so gut Pfuscherarbeit zu Tage fördert, als wer mit dem Pinsel sudelt. Das Porträtiren mittelst des Daguerrotyps geht zwar noch fort, zumal da es sehr wohlfeil geworden ist. Leider aber werden die Porträts nicht schöner, und die Damen insbesondere haben alle Lust verloren, auf diese Art ihre reizenden Züge abbilden zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Berlin, März.

(Fortsetzung.)

Theater. — Musik.

Aber die Frage ganz bei Seite gelassen, hier ist ja von ganz andern Dingen die Rede. Ein geachteter Mann erwiderte jenem Zweifler an der Ersprießlichkeit der Maßregel: „Sie haben Recht, die Tantièmen würden Schillern nicht zu einem bessern Dichter gemacht haben, als er ohnedieß war; aber wenn Schiller bereits eine Tantième bezogen hätte, so würde er seinen Kindern ein Vermögen hinterlassen haben." — Vorläufig werden allerdings die Fabrikanten sich bereichern, neue Schiller und Goethe werden nicht sogleich erweckt werden; möglich, daß einige bessere Dichter ihre Kräfte dem Theater zuwenden, aber — verzeihen Sie, wenn ich sehr populär rede — der Kohl wird dadurch nicht fett werden. Dazu — dazu gehört so viel anderes, was ich eines theils nicht niederschreiben mag, andererseits geriethe ich in so trostlose Materien, daß ich Sie lieber damit verschone. — Gutzkows „Zopf und Schwert" wird hier nicht zur Aufführung kommen. Viele finden das ganz recht. So lange die Vielen das recht finden, so lange — gerade so lange wird die Tantième aus unsern Hoftheatern keine Nationaltheater machen.

Da ich einmal beim Theater bin, so erwähne ich, daß man hinter den Coulissen Klagen anderer Art hört, nämlich von Seiten der Schauspieler gegen die Dichter. Sie hätten in letzterer Zeit so viel neue, große und Bedeutung in Anspruch nehmende Stücke einstudiren müssen, die sämmtlich sich nicht auf dem Theater gehalten, wo also ihre ganze saure Mühe umsonst war. Fabrikstücke haben vor dichterischen freilich den Vorzug, daß ihre Verfasser ihr Publikum kennen und für dasselbe nichts arbeiten, von dem sie nicht voraussetzen, daß es sich vor demselben halten werde. Das ist allerdings ein Einwand gegen die Poesie, der sich hören läßt, aber doch eigentlich nur gegen die Poeten, die entweder noch nicht in die Schule des Lebens gingen, oder vermeinen, über diese Schulkenntnisse hinweg zu seyn und dem Theater von ihrer Höhe herab Gesetze geben zu können. Dafür ist die Zeit nicht, und auch die Poeten nicht. Wer dort jezt wirken will, muß von unten herauf studiren, wenigstens die Organe, die Sprache, mit der der Geist auf die Menge wirkt. Hoffen wir, daß die Dichter sich durch diese, sonst gerechtfertigten, Bedenken nicht werden abschrecken lassen. Die Kämpfe sind hart, das ist gewiß. Bedeutendes sahen wir in lezter Zeit nicht. Einige Birch-Pfeiffersche Bearbeitungen von Romanen gefielen, ohne Glück zu machen. So viel man hört, werden mit Nächstem wieder zwei Lieblingsromane des Publikums, Thomas Tyrnau, der Verfasserin von Godwie Castle, und Diana von A. v. Sternberg, von ihr für die Bühne dialogisirt, auf derselben erscheinen. Laube's Bearbeitung der Meinholdschen Bernsteinhexe hat nicht besonders angesprochen. Tiecks alte Warnung vor dem Dramatisiren erzählender Dichtungen ist noch nicht widerlegt und sollte wenigstens von den bessern Talenten berücksichtigt werden. Als Privatissimum für den Hof (doch wohl mit Zulassung eines Theils des gelehrten Publikums) soll Tiecks gestiefelter Kater zur Aufführung kommen. Wer die Wirkungen kennt, welche diese geistvollste Satire einer Umschwungszeit in unserer Bildung durch Holteis meisterhafte Vorlesungen auf die Zuhörerkreise hervorbrachte, darf wohl glauben, daß der Kater, geschickt in Scene gesezt, auch da viele Heiterkeit hervorbringen dürfte. Nur muß man ihn eben als ein Kabinetsstückchen betrachten; denn für das größere Publikum möchte er mit seiner feinen Ironie verloren gehen. „Der Sturm" und „Wie es Euch gefällt" sollen einstweilen bei Seite gelegt seyn. Döring aus Hannover gastirt noch immer hier und gefällt sehr; zu seinem dauernden Engagement soll indeß keine Aussicht seyn. Dagegen dürften wir Eduard Devrient verlieren, unsern geachteten Mimen, der zu einer seiner Intelligenz und seinen Neigungen entsprechendern, ehrenwerthen Stellung beim Dresdener Hoftheater berufen ist. Devrient ist durch manche Bande, als Bürger, Hauseigenthümer, glücklicher Familienvater an Berlin gefesselt; alle diese Gründe möchten jedoch seinem Drange nach größerer Wirksamkeit weichen müssen. Er lebt einer idealern Bedeutsamkeit des Theaters und kann nur mit Schmerzen sehen, daß die Theilnahme für dasselbe hier nicht wieder erwachen zu wollen scheint. Die Mittel, welche von Andern angewendet werden, sich oder das Interesse an den Darstellern zu heben, können ihn wohl nicht aufmuntern. Seltsame Mittel, über die man lächeln möchte, wenn nicht ein bitterer Ernst dahinter vorblickte. Es ist der Kampf um die Existenz, um eine dahingeschwundene goldene Zeit. Da liest man Klagen in den Zeitungen, Klagen des Publikums, warum so selten ein Ballet komme, warum dieser Tänzer und jene Tänzerin nicht mehr beschäftigt werden? Ach, das Publikum hat an andere Dinge zu denken. — Musik in Fülle. Concerte, daß Ludwig Rellstab nicht zu Athem kommt: die Engländerin Birch, die Schwestern Milanollo, die so viel entzücken, als noch entzückt werden kann, Liszt auch hier, und Kriege für und gegen alle diese Matadore, für die es an Raum und Zeit fehlen sollte; so drängt und jagt sich Alles. Zwei Thaler das Eintrittsbillet, in den Zeiten der Matadorschaften in Berlin selbst etwas Ungeheures, was man nur einer Catalani vergab, einer Königin. Jezt will Alles in dem Punkt eine Krone tragen, sogar ein Taschenspieler. Ein Zeichen wenigstens dafür, daß die Eisenbahnaktien nicht alles Geld consumirt haben, was lezthin gefürchtet ward.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 43.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 102.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 27. April 1844.

„Die That ist stumm, der Gehorsam blind,"
Dieß urkundlich seine Worte sind.

Schiller.

Ein Vertrag. *

Von Ernst Willkomm.

I.

Unter dem lebensgroßen Bilde des Türkenbesiegers, Freiherrn von Redern, im Erkerzimmer des Schlosses zu Friedland, empfing Wallenstein den Magistrat der Stadt und die Abgeordneten der Bürgerschaft. Ein mit Purpursammt ausgeschlagener Lehnstuhl trug die etwas gebückte Gestalt des Helden. Beide Hände über seinen Rohrstock zusammengelegt, hörte er aufmerksam den demüthig sprechenden Bürgermeister an.

„Was Ihr da sagt, freut mich," versetzte der Herzog, als der Bürgermeister mit ehrfurchtsvoller Verbeugung seinen Vortrag schloß. „Es soll fortan nur eine Religion geben in der Welt, wie es aller Landen nur einen König und Herrn gibt! Die katholische Religion ist gut und wacker! Wer ihr anhängt, weiß immer, was er zu thun und zu lassen hat, während die ketzerisch gesinnten Calvinisten und Lutheraner sich wegen ein paar schaler Worte die Augen ausstechen möchten. Gott's Schand', es wäre Ruhe und Frieden im Reich, ohne diese lutherische Canaglia, die frech genug ist, ihre kleinmeisterlichen Gedanken höher zu achten, als aller Päbste und Concilien Bullen und Beschlüsse! — Das soll anders werden, so der Kaiser und Gott es wollen, und ihr Herren werdet es mir noch Dank wissen, wenn ich längst gestorben, daß ich euch streng durch den Sinn gefahren bin, die Willigen katholisch gemacht, die widerspenstigen Bestien aus dem Lande gejagt habe. — Ist die Stadt hoch besteuert?"

„Die lezten Auflagen, gnädigster Fürst, haben noch nicht bezahlt werden können."

„Noch nicht?" fuhr Wallenstein den Bürgermeister an. „Ei, wo steckt denn euer Gehorsam, wenn ihr die paar Gulden nicht pünktlich zahlen wollt, die ich zum Besten deutscher Herrlichkeit von euch fordere? Glaubt nicht, daß ich meinen gichtkranken Körper über die Gebirge hieher geschleppt habe, um euch Feste zu geben und euern Kindern Nürnberger Lebkuchen! Ich bin gekommen, um mit eigenen Augen zu sehen, mit eigenen Ohren zu hören, ob es wahr ist, was man von euch Friedländischen sagt, daß ihr freundliche Worte und Mienen in Menge besäßet, aber ein widerwillig böses, heimtückisches Herz gar schlau im Busen verbärget. Die Pest über euch Scheime! Und wißt, ihr Herrn, binnen hier und drei Tagen sind alle rückständige Steuern an meine Hauptleute bezahlt, oder ich werde euch die Häuser wegnehmen lassen und sie besseren Unterthanen geben!" — „Die Bürger sind

* Aus dem historischen Roman Wallenstein, der im Juni dieses Jahrs erscheint.

arm, Durchlaucht, die Nahrung ist schlecht geworden durch die schlimmen Kriegszeiten, es ist unmöglich."

„Schweigt und zahlt, so lieb euch eure Hälse sind!" herrschte ihn der Herzog an. „Noch kennt ihr nicht die Plagen des Krieges, dankt's meiner Vorsorge! Hättet ihr einen andern Herrn, ihr würdet längst, wie ihr's verdient, gleich dem norddeutschen Bauer, verdorbene Trebern für ein Feiertagsessen halten. Keine Nahrung! Gott's Schand', und nistet in einer Gegend, wo Milch und Oel von den Bäumen träuft, aus allen Quellen sprudelt! Ja, ich bin gnädig genug, selbst zu euch zu kommen, um euch mit Reichthümern zu überschütten, und ihr weigert mir die Abgaben! Seht euch vor, ihr friedländischen Schelme! bei meinem Fürstenwort, ich will euch unter Ruthenhieben wider Willen glücklich machen!"

Erzürnt hob Wallenstein den Stab gegen die zitternden Bürger. „Hört mich an und vergeßt kein's meiner Worte, oder ich mache mich dafür bezahlt mit euern Köpfen! Wie heißt der Fluß da unten, der brausend um die Felsen meines Schlosses tobt?" — „Die Wittiche, gnädigster Fürst." — „Und das Dorf, dessen lezte Schindeldächer dort in der Ferne aus dem Tannicht des Gebirges leuchten?" — „Wir nennen's Weißbach, Durchlaucht." — „Was treibt das Volk?" — „Land- und Ackerbau." — „Dort in der Wilduiß?" fiel Wallenstein ein. „Bitte gar schön, seh' der Herr zuvor durch's Fenster und orientire sich, von welchen Häusern ich spreche. Auf Felsen pflegt man nicht mit Pflug und Egge zu hantbieren." — „Verzeihung, durchlauchtigster Herr! Jene äußersten Ansiedler im Dickicht der Wälder nähren sich von Kohlenbrennen; auch gibt es verschiedene Sägmühlen am Flusse." — „Also die Wittiche stürzt aus jenen Bergschluchten hervor?" — „In ungezähmter Wildheit, mein Fürst."

„So," sagte Wallenstein, legte die Hände wieder über dem Stocke zusammen und sah mit seinem scharfen, funkelnden Blicke geraume Zeit auf die in mildem Sonnenglanz leuchtende Gegend. „Nun gut," fuhr er dann, zu den Bürgern gewandt, fort. „Da ihr über Mangel an Nahrung klagt, will ich euch Arbeit geben. Aber ich bitt' mir aus, daß ihr fein fleißig die Hände rührt und nicht zögert und säumt, wie es schlechter Unterthanen Art und Sitte ist. Baut Eisenhämmer und Pulvermühlen und stellt das müßige Volk hinein, daß es Gutes schaffe und dem Kaiser seine Feinde besiegen helfe! Seine Majestät wollen mit Nächstem wieder stark im Felde seyn, um den Schweden, den frechen Eindringling, zu züchtigen. Kaiserliche Majestät sehen jezt ein, daß es nicht wohlgethan ist, wenn man sich auf fremde Diener verläßt, und sinnen nun darauf, wie so schnell eingerissenem Unglück ein Damm entgegen zu bauen ist. Was sagen die Herren Friedländischen dazu?" — „Durchlaucht haben zu befehlen." — „Begreift ihr das jezt, ihr Schalksknechte? Nun, so geht, verkündigt meinen Willen den Bürgern und verliert keine einzige Minute. Denn so ich morgen früh nicht Werkleute im Thale sehe, emsig beschäftigt, den Grund zu einer großen Pulvermühle zu graben unter Anleitung meines Baumeisters, so lasse ich Euch, Herr Bürgermeister, den Kopf abschlagen und den zehnten Mann der Einwohner über der Thür seines Hauses aufhängen. Fort an die Arbeit für unsern allergnädigsten Kaiser!"

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Verhältnisse und Zustände der antiken Frauen.

(Fortsetzung.)

In der That auch werden wir innerhalb der friedlicheren Scenerie der Odyssee nur eine Bestätigung dieser würdevollen Vorstellungen gewahr. Wie charakteristisch ist in dieser Hinsicht die wechselseitige Treue des Odysseus und der Penelope! Jener, auf zwanzigjähriger Irrfahrt in die lockendsten Versuchungen gebracht, seines Hauses und seiner Lieben zu vergessen, von reizenden Göttinnen um die Wette zum Gemahle begehrt, verschmäht unsterbliches Leben und ewige Jugend, und will gern sterben, wenn er auch nur noch den Rauch seiner Heimath hat aufsteigen sehen! Und Penelope, von fünfzig der edelsten und prächtigsten Jünglinge des Landes und der benachbarten Inseln unterdessen umworben, beharrt in unerschütterlicher Standhaftigkeit und Treue, harrend des verschollenen Jugendgemahls, bis der so innig und liebevoll Ersehnte endlich in ihre Arme zurückkehrt. Man sollte denken, wo sich ein ganzes Heldengedicht um den Werth und die Behauptung häuslicher Tugenden dreht, da müsse der sittliche Preis dieser Tugenden auch in der allgemeinen Meinung hoch gestanden haben, und wie sollten sie denn nach Homer, in den Zeiten, wo sich der nationale Sinn noch höher schwang und vollständiger ausbildete, so plötzlich entwürdigt worden seyn?

Auch Helena, mit dem Gemahle nach Sparta zurückgekehrt, sehen wir im heimathlichen Palaste mit der vollen Würde der Fürstin und Hausfrau walten. Es ist bezeichnend für den Standpunkt Homers, daß er durchaus festhält, diese gepriesene Schönheit sey ihrem Entführer nicht freiwillig, sondern lediglich aus Zwang gefolgt, so wie sie sich in der Ilias beständig mitten aus Trojas Herrlichkeiten heraus nach Heimath, Gemahl und Kinde sehnt. Es war dem Dichter darum zu thun, das heilige Recht der Ehe und der weiblichen Ehre nicht durch Leichtsinn von Seiten seiner Heldin kränken zu lassen und ihr selbst damit die Achtung zu entziehen,

welche zu einem Interesse an ihren Schicksalen nöthig war. So wie ihre Stellung in beiden Gedichten erscheint, beruhte ihr Fehltritt auf einer Verwicklung, die ihr höhere Mächte bereitet hatten, so daß ihr Gatte wie ihr Volk ihr selbst verzeihen konnten. Und Alles, was man an diese noch bis in die neueste Zeit durch alle Gaben der Poesie verherrlichte Persönlichkeit von frivolen und indecenten Erfindungen geknüpft hat, daran ist Homer durchaus unschuldig, und wir haben es lediglich selbst zu verantworten, wenn wir uns sein schönes Bild von ihr durch den unreinen Muthwillen später und sophistischer Spötter verderben lassen.

Endlich Nausikaa, welche herrliche, adelvolle, süß jungfräuliche Gestalt, voll anmuthiger, töchterlicher Zutraulichkeit und doch wiederum voll sittiger Zurückhaltung gegen den Vater, voll ächt mädchenhafter, harmloser Jugendlust im Umgange mit den Gespielinnen, und gleichwohl ihnen in angeborner Hoheit imponirend, unbefangen, edel, würdevoll und durch die kernhafte Wahrheit ihres Wesens durchaus sicher und taktfest in ihrem Benehmen gegen Odysseus, ein Bild jugendlicher Weiblichkeit, wie die herrlichsten Dianen der plastischen Kunst, und dabei so voller Naturtreue, wie gewiß noch tausend anmuthvolle stille Töchter des wundervollen Landes noch jezt im Schirm der dort Jahrtausende hindurch sich gleich gebliebenen Penaten weilen.

Die Homerische Frauenwelt repräsentirt noch vollständig den traulichen Geist des Hauses. Arete, die Königin der Phäaken, sizt im Hintergrunde der Hausflur am Herde, wie die römische Lucretia, und dreht den purpurwolligen Spinnrocken, in demselben Sinne, nach welchem die berühmte Burgunderkönigin Bertha, die Spinnerin genannt, dieses ehrenhafte Werkzeug selbst bei ihren Spazierritten nicht aus den Händen ließ. Um Arete her sitzen die Mägde und theilen das Geschäft ihrer Hausfrau, während der König mit seinen Gästen im vordern Raume des Gemaches beim Weine sizt. Die Königin trifft persönlich die Anordnungen, damit Odysseus nach den Beschwerden der lezten Tage in einem wohlgemachten weichen Bette der nächtlichen Ruhe genießen könne.

Deßgleichen bringt Penelope im obern Stocke des Palastes im Kreise ihrer Dienerinnen die Zeit mit Spinnen und Weben hin, und dort, um den in alten Zeiten aufrecht stehenden Webstuhl herumgehend, täuscht sie drei Jahre lang die Freier, indem sie angeblich ein Leichentuch für Laertes wirkt, die Arbeit des Tags aber nächtlich bei Fackelschein wieder auftrennt. Und endlich finden wir selbst Helena, die weich und vornehm gewöhnte, spinnend. So blieb es in Griechenland durch die herrlichste Zeit seiner Geschichte hindurch, wie in Rom bis in's Zeitalter der Scipionen. Sämmtliche Kleidungsstücke der Männer und Frauen wurden im Hause gewebt; des Nähens an denselben war wenig, denn größtentheils konnte man diese Gewänder in der Gestalt anziehen, wie sie vom Webstuhl kamen. Die Schneiderprofession war dem Alterthum unbekannt; es gibt nur Flicker, solche, welche die zerrissenen Kleider armer Leute mit Nadel und Zwirn repariren.

Die Frauen haben die Aufsicht über sämmtliche Vorräthe des Hauses, sowohl an Kleidungsstücken, Wäsche, Weißzeug und Teppichen, als an Geräthschaften, Oel, Wein und andern Hausbedurfnissen, wobei sie von der Schaffnerin, gewöhnlich ihrer oder des Hausherrn Amme, als einer Art Haushofmeisterin unterstüzt werden. Das Meiste wird in Laden oder Kasten aufbewahrt, die man mit künstlichen Schlingen dermaßen verschließt, daß nur, wer sie zugemacht hat, sie auch wieder zu öffnen versteht. Später überklebte man diese Schleifen oder Schlingen mit Wachs, und nun empfingen die Frauen als Zeichen ihrer Alles beaufsichtigenden Würde den Fingerring, mittelst dessen sie die verwahrten Vorräthe versiegelten. Die Ringe der römischen Hausfrauen hatten einen kleinen Schlüssel, ohne Zweifel zu der Schatulle, worin sie außer ihren Kostbarkeiten auch die Schlüssel zu den verschiedenen ihrer Obhut untergebenen Gemächern des Hauses aufbewahrten. Diese Schlüssel wurden der jungen Frau, sobald sie in's Haus des Gatten kam, feierlich übergeben, aber eben so, wenn eine Scheidung stattfand, ihr wieder abgefordert, und wenn die Mutter gestorben war, führte sie die älteste Tochter.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

(Fortsezung.)

Der Schelling-Paulussche Streit.

In der Schelling-Paulusschen Sache ist durch das Geheime Obertribunal eine Entscheidung dahin ergangen, daß nach dem Wortlaut der neuen Gesetze Grund zu einer Untersuchung da sey. Zugleich wird aber behauptet, daß diese Entscheidung nur mit einer geringen Stimmenmehrheit durchgegangen sey. Wenn ich nicht irre, sprach ich gegen Sie schon in einem frühern Briefe meine Meinung aus, daß ich an einer solchen Entscheidung nicht gezweifelt. Sobald die Gesetze den Begriff eines geistigen Eigenthums anerkannt, mußte es ganz gleichgültig seyn, ob die Beeinträchtigung in gewinnsüchtiger oder nicht gewinnsüchtiger Absicht geschieht. Weshalb ausnahmsweise ein Universitätsdocent nicht das Recht haben soll, seine Vorträge nur als Vorträge seinen Zuhörern gegenüber zu nutzen und die Verbreitung derselben durch den Druck nicht zu wollen, ist, wo jener Begriff feststeht, nicht abzusehen. Es ist ein ganz verwandtes Verhältniß mit dem oben erwähnten des Theaterdichters, der sein Werk zwar drucken läßt, aber darum gegen die Aufführung desselben zu protestiren ein Recht behalten muß, weil beide Benutzungsweisen ganz verschieden sind. Daß es daneben ein höheres Recht, wie hier im Falle mit Paulus, geben mag, der sich

moralisch gedrungen fühlte, um dessen willen, was er die gute Sache nennt, die Vorträge eines andern Philosophen drucken zu lassen, ist eine Sache für sich, welche mit der Rechtsfrage nichts gemein hat. Paulus wird sich trösten können, wenn er juridisch verurtheilt wird; er hätte aber vielleicht auch ehrenhafter gehandelt, wenn er dem Gegner, der es vorzog, ihn mit den Waffen des Gesetzes statt mit denen des Geistes anzugreifen, sein Recht von vorn herein zugegeben und sich dem Buchstaben des Gesetzes ohne Vertheidigung unterworfen hätte. Welche Folgen aber die Tribunalsentscheidung, die ich für eine vollkommen gerechte halte, in dem hier in Berlin vorliegenden Falle haben wird, ist kaum abzusehen.

Aber in den verdrießlichen Handel spielt jezt noch eine weit seltsamere Episode hinein. Hitzig, der seine Ansicht mit der Unerschrockenheit eines guten Bewußtseyns vor dem Publikum und gegen dessen Ansicht verficht, der von Seiten der Freunde Paulus Anfechtungen und Verunglimpfungen mannigfacher Art deßhalb erdulden muß, ist jezt auch von Gerichtswegen, seines Eifers halber, zur Untersuchung gezogen. Das hatte Niemand erwartet. Weil der rüstige Kämpfer für Recht und Wahrheit in einem hiesigen Blatte das erste Gericht, welches die Klage hier abgewiesen, eines groben Irrthums in Auslegung der Gesetze geziehen, denuncirte das Gericht gegen ihn beim Criminalsenat des Kammergerichts. Dieses fand keinen Grund zur Untersuchung. Darauf kam die Denunciation an den Minister, und derselbe entschied, die Untersuchung solle eingeleitet werden; nicht weil Hitzig diese seine Ansicht überhaupt ausgesprochen und drucken lassen, sondern weil er sie nicht in einem wissenschaftlichen Journale, vielmehr in der Voßischen Zeitung drucken lassen. Dieß ist ein neues Stadium in der allgemeinen Verwirrung; vielleicht auch ein neues Verbrechen, gewiß eine neue Controverse. Hitzig sagt: der Zweck heiligt nicht das Mittel, und das geistige Eigenthum muß unter allen Umständen und an jedem Orte respektirt werden. Der Minister stellt dagegen den Satz auf: eine bestimmte Ansicht ist an und für sich kein Verbrechen, auch wenn sie gedruckt wird, aber in der Voßischen Zeitung gedruckt, wird sie zum Verbrechen. Es hat etwas Eigenes, den Veteranen, der selbst so lange Jahre dem Inquisitoriat des Kammergerichts vorstand und dasselbe gewissermaßen neu geschaffen hat, jezt als Angeschuldigten vor demselben erscheinend zu denken. Ueber den Ausfall der Strafe braucht man sich keine Sorgen zu machen; im Gegentheil kann und wird dieser Zwischenfall Hitzig selbst nur neuen Anlaß geben, seine geprüften Ansichten über Publicität und Preßfreiheit weiter auszufechten. Es ist von Wichtigkeit, einen bewährten Mann, der in so vielen Ansichten von denen des Publikums abweicht und denen der Regierung näher steht, in diesem Punkte so unerschütterlich fest das Recht der öffentlichen Aussprache der Ansichten vertheidigen zu sehen, weder erschreckt von der Verunglimpfung der Radikalen, noch von der Mißbilligung derer seiner Freunde zurückgehalten, welche die Regierungsweisheit noch immer im Geheimthun suchen.

(Fortsetzung folgt.)

Paris, April.

(Fortsetzung.)

Kupferner Luftballon. — Setzmaschine. — Zeitungsstempel.

Als eine neue Erfindung, oder vielmehr als einen Versuch, eine alte großartig weiter zu führen, haben die Zeitungen ganz ernsthaft einen kupfernen Luftballon angekündigt, und in der That scheint es, daß Einer, welcher noch dazu der Sohn eines großen Gelehrten ist, einen solchen Ballon auf seine Kosten verfertigen läßt. Was er damit erreichen will, läßt sich nicht einsehen, noch weniger, wie er diese kupferne Maschine steigen lassen will; so dünn man auch die Kupferplatten voraussetzt, so ist doch gewiß, daß der Ballon sehr schwer werden muß. Vielleicht wird derselbe zur nächsten öffentlichen Ausstellung der Industrieprodukte fertig und prangt unter den Kuriositäten, welche sich bei solchen Gelegenheiten immer in Menge vorfinden.

Vor ungefähr einem Jahre erwähnte ich der Erfindung einer Setzmaschine für die Druckereien, und meldete dabei, daß Boulé für seine große Druckanstalt, aus welcher eine Menge Zeitungen hervorgehen, eine solche Maschine angeschafft habe, aber noch keinen Gebrauch davon mache. Seitdem ist eine andere Maschine zu demselben Behufe erfunden worden, und eine solche fungirt bereits in der Duponischen Druckerei. Sie erleichtert allerdings das Setzen, erfordert aber immer noch mehrere Arbeiter, einen, um die Buchstaben zum Vorschein zu bringen, einen andern, um sie linienweise zusammen zu fügen, einen dritten, um diese Linien in die Form zu bringen u. s. w. Ich höre, eine solche Maschine liefere täglich für ungefähr 55 Franken Arbeit; da jedoch der Arbeitslohn der an der Maschine Angestellten sich ungefähr eben so hoch belaufe, so werfe die Maschine keinen Gewinn ab, zumal wenn man den hohen Ankaufspreis derselben mit in Anschlag nimmt. Das Setzen geht aber dabei geschwind, und beim Zeitungsdruck, wo Alles auf Schnelligkeit ankommt, da man, besonders während der Dauer der Session der Kammern, nur wenige Abendstunden zur Verfügung hat, bietet die Maschine allerdings Vortheile. Zum Setzen von Schriften, in welchen sogenannte Italique oder Fraktur lettern vorkommen, könnte sie aber nicht dienen, da sie nur einerlei Schrift setzen kann. — Welch wichtige Unternehmung ein hiesiges Journal ist, sah man wieder in diesen Tagen, wo der Constitutionnel und das Commerce versteigert wurden. Ersterer wurde auf 700,000, lezteres auf 500,000 Francs gebracht, und doch ist der Constitutionnel bei weitem nicht mehr das, was er vor zwanzig Jahren war, wo er als Hauptorgan der liberalen Opposition weit mehr Abonnenten hatte, als alle ministeriellen und Ultrablätter. Jezt läßt er sich dazu herab, ein Vierzigfrancsblatt zu werden, da nur die wohlfeilen Tageblätter guten Absaz finden, und bald werden die meisten Pariser Tageblätter auf diesen Preis reducirt seyn, bei welchem sie, wie man Anfangs behauptete, nicht sollten bestehen können. Einige haben freilich für nöthig erachtet, den Preis ein wenig zu erhöhen; im Allgemeinen aber haben sie sich von jener Summe wenig entfernt, und nur der Moniteur und das Journal des Débats behalten ihre hohen Preise bei, weil sie trotz derselben auf Abonnenten rechnen können. Für die andern entsteht nun aber die Nothwendigkeit, von der Regierung eine Herabsezung der Stempelgebühr zu erhalten, weil ihnen diese allzu hohe Abgabe einen bedeutenden Theil der Abonnementsgelder wegnimmt. In der Deputirtenkammer ist auch bereits eine solche Herabsezung zur Sprache gebracht worden; es versteht sich aber von selbst, daß der Finanzminister gar nicht dieser Meinung ist, erstens, weil die Abgabe der Staatskasse viel einbringt und auf die leichteste Art erhoben wird, zweitens, weil der Regierung immer bange ist, es möchten, wenn die Stempeltaxe herabgesezt würde, zu viele Volksblätter erscheinen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 16.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 16.

Sonnabend, 27. April 1844.

E. Geibel's neueste Dichtung.

[213] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

König Roderich.

Eine Tragödie in fünf Aufzügen

von

Emanuel Geibel.

Preis eleg. brochirt 1 Rthlr. oder 1 fl. 45 kr.

Wir übergeben hiemit dem Publikum die erste dramatische Arbeit eines Dichters, dessen lyrische Produktionen in den weitesten Kreisen bereits die gerechte Anerkennung gefunden haben.

In der vorliegenden Tragödie, deren Stoff in altspanischen Romanzen liegt, wird nicht nur das Einzelne poetisch-glänzend durchgeführt, sondern auch ein fester Gang des Geschickes im Ganzen voll wirkungsreicher Situationen festgehalten.

In streng fortschreitender Handlung sehen wir hier, im Gewande einer dichterisch-schönen Sprache, ein Weltgeschick an uns vorübergehen, welches zum tragischen, aber doch auch versöhnenden Abschluß geführt wird.

Deßhalb möchten wir dieß Erstlingswerk als einen der glücklichsten Versuche neuerer Zeit bezeichnen, da es zugleich auch den Anforderungen der heutigen Bühne vollkommenes Genüge leistet.

Stuttgart und Tübingen, April 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[205] Im Verlage von Alexander Duncker, Königl. Hofbuchhändler in Berlin, erscheint so eben:

G. von Skepsgardh

Drei Vorreden, Rosen und Golem-Tieck.

Eine tragi-komische Geschichte

mit einer Kritik

von

Friedrich Rückert.

3 Theile. 8. eleg. geh. 2⅔ Thlr.

Der Verleger glaubt diesen humoristischen Roman eines noch ganz unbekannten Autors bei dem lesenden Publikum nicht besser einführen zu können, als durch folgende Worte Fr. Rückerts: „Ich danke Ihnen," schreibt derselbe dem Verfasser in einem dem Werke vorgedruckten Briefe, „für die Mittheilung Ihrer humoristischen Geschichte. Sie zeigt eben sowohl Geist als Gemüth, Bildung und Kenntnisse, Gewandtheit und Kunst der Darstellung, und, was mir das erfreulichste war, einen unzweideutigen sittlichen Halt, der sich in verfänglichen Verhältnissen erprobt." Wenn in der That Tiefe des Gehalts, eine eigenthümliche auf innerer Erfahrung beruhende Weltanschauung, Wahrheit in der Empfindung und ein sprudelnder, echt poetischer Humor, der an Hippel und Jean Paul erinnert, einem Roman zur Empfehlung gereichen, so kommen alle diese Vorzüge dem vorliegenden im reichen Maaße zu. Dabei zeichnet er sich durch eine lebendige und zugleich höchst plastische Darstellung und durch treffliche, darein verwebte Gedichte aus, die man unbedenklich den besten lyrischen Erzeugnissen unserer Literatur an die Seite setzen kann. Eine nähere Analyse seines Inhalts, dessen Reichthum der räthelhafte Titel kaum ahnen läßt, verbietet der Zweck dieser Anzeige; nur so viel sey erlaubt, noch andeutend zu bemerken, daß sein Thema nichts geringeres ist, als der Kampf der Poesie mit einer prosaischen, sie hemmenden Wirklichkeit, wobei die unwahren Tendenzen der Gegenwart mit treffender Satyre gegeißelt werden.

Gleichzeitig wird ausgegeben:

Alfred Reumont,

Die poetische Literatur der Italiener

im neunzehnten Jahrhundert.

Vortrag gehalten im wissenschaftlichen Verein am 13. Januar 1844.

8. eleg. geh. ⅓ Thlr.

Das Polizeistrafgesetz

für das Königreich Württemberg

mit Erläuterungen

von

Dr. Hermann Knapp,

Ober-Consistorialrath und Ober-Studienrath.

Unter diesem Titel wird gleich nach Verkündigung des kürzlich verabschiedeten Württembergischen Polizeistrafgesetzes im Verlage der Unterzeichneten eine mit

einem ausführlichen Commentar versehene Handausgabe dieses Gesetzes erscheinen, welches wegen seines tief eingreifenden Einflusses auf die verschiedensten Lebens- und Berufsverhältnisse nicht blos für den Geschäftsmann, besonders dem Bezirks- und Gemeindebeamten, sondern für jeden Staatsbürger von höchster Wichtigkeit ist. In den Erläuterungen wird der Verfasser die einzelnen Bestimmungen des Gesetzes mit steter Rücksicht auf die seitherige Gesetzgebung commentiren, und das Wichtigste aus den Motiven der Regierung und den der Verabschiedung des Gesetzes vorangegangenen ständischen Verhandlungen mittheilen. Der lebhafte Antheil, welchen derselbe als Mitglied der Kammer der Abgeordneten und der zu Begutachtung des Gesetzentwurfs niedergesetzten Commission an der Bearbeitung des Gesetzes genommen hat, dürfte diesem Commentar ein besonderes Interesse verleihen und der literarische Ruf des Verfassers, welcher dem Publikum durch sein württembergisches Kriminalrecht und seine Bemerkungen zu dem Strafgesetzentwurf rühmlichst bekannt ist, dafür bürgen, daß auch diese Schrift nicht blos den Anforderungen der strengern Wissenschaft genügen, sondern auch durch eine klare und gemeinfaßliche Darstellung dem ausgebreitetsten Kreise von Lesern sich empfehlen werde.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[201] So eben ist vollständig erschienen und in jeder soliden Buchhandlung zu finden:

Geschichte der Kreuzzüge von Joh. Sporschil. Mit 12 Stahlstichen nach Originalzeichnungen von **J. Kirchhoff** und einer genauen Karte vom gelobten Lande. gr. 8. geb. 36 Bogen. Preis 3 Rthlr.

Das neunzehnte Jahrhundert des Thierreichs. Zweite Auflage. Mit poetischen Einleitungen von **Gustav Butziger.** Mit 82 Bildern von Grandville. 8. geb. Preis 3 Rthlr. 8 gGr.

Reinecke der Fuchs. Vierte verbesserte Auflage. Mit 12 Bildern nach Zeichnungen vom Professor **L. Richter** in Dresden. geb. Preis 18 gGr.

---

[212] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Dinglers
Polytechnisches Journal.

Erstes Märzheft 1844.

Inhalt. Granthams Verbesserungen in der Construktion und Anordnung der Schiffsdampfmaschinen. Mit Abbildungen. — Johnstons Verbesserungen in der Construktion der Dampfkessel. Mit Abbild. — Ueber eine Verbesserung des Wasserstandzeigers an Dampfkesseln, von Dr. Mohr in Coblenz. Mit Abbild. — Beschreibung eines Sturzapparates für Kohleneisenbahnen. Mit Abbild. — Ueber die richtige Construktion der Schrauben hinsichtlich der Feinheit ihrer Gewinde, von Karl Karmarsch. — Rotative Blechschere von Sharp Roberts und Comp. in Manchester. Mit Abbild. — Ueber eine Veränderung, welche von Hrn. Doyen an dem Sicherheitsschloß von Chubb angebracht wurde. Mit Abbild. — Kirbys Apparat zur Verfertigung von Backsteinen und Ziegeln. Mit Abbild. — Toilettenspiegel von Bielefeld in London. Mit Abbild. — Barclays verbesserte Methode, Lustres und Hänglampen aufzuhängen. Mit Abbild. — Ueber eine neue freie Hemmung in Pendeluhren, Halbsekundenpendel mit ganzen stehenden Sekunden, von Dr. Mohr in Coblenz. Mit Abbild. — Ueber das Härten des Gypses, von Dr. Elsner. — Bericht über Boucheries Holzconservationsprozesse, von Gueymard. Mit Abbild. — Ueber die Elementarzusammensetzung der verschiedenen Holzarten und den jährlichen Ertrag einer Hektare Waldung, von Chevandier. — Ueber Grünspanbereitung, von Aug. Beringer. — Bungs Apparat zur Bereitung des eisenblausauren Kalis (Blutlaugensalzes). Mit Abbild. — Ueber galvanische Vergoldung und Versilberung. — Ueber antimonsaures Kali als ein vorzügliches Reagens auf Natron. — Neues Verfahren, die Verfälschung des Oliven- und Mandelöls mittelst des Aräometers zu entdecken, von Gobley. — Ueber die Vermischung des Weingeists mit unschädlichen Substanzen, um ihn als Getränke unanwendbar und zu technischen Zwecken abgabenfrei zu machen. — Ueber die Erkennung eines fremdartigen Farbstoffs in den Weinen, von Hrn. Jacob. — Ueber die Art, wie man in England Katzchen schön und dauerhaft lackirt. — Erfahrungssätze über die Eigenschaften der Seidenfäden, von Robinet. — Miscellen. Die neue Mahlmühle in Schwerin mit Nagel'schen Kreiselrädern. — Scandinavische Buchdruckmaschine. — Trocken-Apparat für baumwollene Strumpfwaaren behufs des Formens derselben. — Metallsand-Cement. — Erkennung der Verfälschung des Essigs mit Schwefelsäure. — Mittel gegen den Hausschwamm.

Zweites Märzheft.

Inhalt. Instrument zum völlig genauen Abschneiden der hohlen oder Argandschen Lampendochte (Dochtschneider). Mit Abbild. — Bericht des Hrn. Olivier über eine von Chaussenot sen. erfundene Vorrichtung, um Parallellinien zu ziehen. Mit Abbild. — Beschreibung von Guenets Maschinen, um Maaßstäbe zu theilen, zu schraffiren und Systeme von Linien zu kopiren, welche auch zum Maschinenzeichnen und Lithographiren brauchbar sind. Mit Abbild. — Guenets Instrument zum Theilen großer Maaßstäbe und zum Schraffiren, welches auch zum Maschinen- und Architekturzeichnen, ferner zum Lithographiren gebraucht werden kann. Mit Abbild. — Die Warmwasserheizung. Mit Abbild. — Steinheils Gehaltmesser und dessen Anwendung als Bierprobe. Mit Abbild. — Ueber die Stahlfabrikation in Yorkshire, nebst einer Vergleichung der vorzüglichsten Stahlhütten Europas, von Le Play, Berg-Oberingenieur. Mit Abbild. (Verfahren bei der Cementstahlfabrikation in Yorkshire.) — Ueber das Färben der Metalle mittelst Galvanismus, von Hrn. Becquerel. (Von den Verfahrungsarten, um gleichförmige oder verschiedene Farbentöne auf den Metallen hervorzubringen. Von der Veränderung der Farben und den Mitteln, ihr vorzubeugen. Von dem Färben der Gegenstände aus Kupfer, Platin, Silber, Argentan, Messing und Eisen oder Stahl.) — Poole, über Vergolden, Versilbern ꝛc. der Metalle mittelst eines thermoelektrischen Apparats. Mit Abbild. — Barratts Verfahrungsarten zum galvanischen Vergolden, Verplatiniren ꝛc. — Dunns Verfahren, die Oele und Fette zu reinigen und zu bleichen. — Verbessertes Verfahren, Palmöl zu bleichen, von Ch. Cameron. — Miscellen. Verbesserung des atmosphärischen Eisenbahnsystems. — Walters Verfahren, Chlorgas zu bereiten und das dabei zurückbleibende Mangansalz zu verwenden. — Rübenzuckerfabrikation in Frankreich. — Die Hauptzweige der sächsischen Gewerbthätigkeit und ihre Wünsche in technischer Hinsicht. — Das Cajuru, Carajuru oder Chica, ein neues rothes Farbmaterial.

* * *

Von diesem alle Zweige der Technik umfassenden Journale erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang, aus 24 Heften mit 30 bis 36 großen Tafeln Abbildungen bestehend, mit einem vollständigen Sachregister versehen, macht für sich ein Ganzes aus, und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen nur 9 Rthlr. 8 gGr. oder 16 fl. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

Die Verlagshandlung kann vom

Polytechnischen Journal

noch einige ganz vollständige Exemplare, welche sie aufgekauft hat, und zwar 1ster bis 21ster Jahrgang oder Band 1 bis 78 zu 196 Rthlr. oder 336 fl. im 24 Guldenfuß anbieten. Die

Bekanntmachung.
Die Lieferung von
Kohlen
für die Königlichen Behörden in Berlin für das Jahr 1. April 1911/12 soll im Wege der öffentlichen Ausschreibung vergeben werden.
Die Bedingungen können im Geschäftszimmer der Unterzeichneten, Berlin W. 9, Königin-Augusta-Straße 26, Zimmer 1, eingesehen und gegen Erstattung der Kopialien bezogen werden.
Angebote sind bis zum 15. Februar 1911, vormittags 10 Uhr, an die Unterzeichnete einzureichen.
Berlin, den 25. Januar 1911.
Königliche Eisenbahndirektion.
Bekanntmachung.
Die Lieferung von
Kohlen
für die Königlichen Behörden in Berlin für das Jahr 1. April 1911/12 soll im Wege der öffentlichen Ausschreibung vergeben werden.
Die Bedingungen können im Geschäftszimmer der Unterzeichneten, Berlin W. 9, Königin-Augusta-Straße 26, Zimmer 1, eingesehen und gegen Erstattung der Kopialien bezogen werden.
Angebote sind bis zum 15. Februar 1911, vormittags 10 Uhr, an die Unterzeichnete einzureichen.
Berlin, den 25. Januar 1911.
Königliche Eisenbahndirektion.
Bekanntmachung.
Die Lieferung von
Kohlen
für die Königlichen Behörden in Berlin für das Jahr 1. April 1911/12 soll im Wege der öffentlichen Ausschreibung vergeben werden.
Die Bedingungen können im Geschäftszimmer der Unterzeichneten, Berlin W. 9, Königin-Augusta-Straße 26, Zimmer 1, eingesehen und gegen Erstattung der Kopialien bezogen werden.
Angebote sind bis zum 15. Februar 1911, vormittags 10 Uhr, an die Unterzeichnete einzureichen.
Berlin, den 25. Januar 1911.
Königliche Eisenbahndirektion.

Bekanntmachung.
Die Lieferung von
Kohlen
für die Königlichen Behörden in Berlin für das Jahr 1. April 1911/12 soll im Wege der öffentlichen Ausschreibung vergeben werden.
Die Bedingungen können im Geschäftszimmer der Unterzeichneten, Berlin W. 9, Königin-Augusta-Straße 26, Zimmer 1, eingesehen und gegen Erstattung der Kopialien bezogen werden.
Angebote sind bis zum 15. Februar 1911, vormittags 10 Uhr, an die Unterzeichnete einzureichen.
Berlin, den 25. Januar 1911.
Königliche Eisenbahndirektion.
Bekanntmachung.
Die Lieferung von
Kohlen
für die Königlichen Behörden in Berlin für das Jahr 1. April 1911/12 soll im Wege der öffentlichen Ausschreibung vergeben werden.
Die Bedingungen können im Geschäftszimmer der Unterzeichneten, Berlin W. 9, Königin-Augusta-Straße 26, Zimmer 1, eingesehen und gegen Erstattung der Kopialien bezogen werden.
Angebote sind bis zum 15. Februar 1911, vormittags 10 Uhr, an die Unterzeichnete einzureichen.
Berlin, den 25. Januar 1911.
Königliche Eisenbahndirektion.
Bekanntmachung.
Die Lieferung von
Kohlen
für die Königlichen Behörden in Berlin für das Jahr 1. April 1911/12 soll im Wege der öffentlichen Ausschreibung vergeben werden.
Die Bedingungen können im Geschäftszimmer der Unterzeichneten, Berlin W. 9, Königin-Augusta-Straße 26, Zimmer 1, eingesehen und gegen Erstattung der Kopialien bezogen werden.
Angebote sind bis zum 15. Februar 1911, vormittags 10 Uhr, an die Unterzeichnete einzureichen.
Berlin, den 25. Januar 1911.
Königliche Eisenbahndirektion.

Bekanntmachung.
Die Lieferung von
Kohlen
für die Königlichen Behörden in Berlin für das Jahr 1. April 1911/12 soll im Wege der öffentlichen Ausschreibung vergeben werden.
Die Bedingungen können im Geschäftszimmer der Unterzeichneten, Berlin W. 9, Königin-Augusta-Straße 26, Zimmer 1, eingesehen und gegen Erstattung der Kopialien bezogen werden.
Angebote sind bis zum 15. Februar 1911, vormittags 10 Uhr, an die Unterzeichnete einzureichen.
Berlin, den 25. Januar 1911.
Königliche Eisenbahndirektion.
Bekanntmachung.
Die Lieferung von
Kohlen
für die Königlichen Behörden in Berlin für das Jahr 1. April 1911/12 soll im Wege der öffentlichen Ausschreibung vergeben werden.
Die Bedingungen können im Geschäftszimmer der Unterzeichneten, Berlin W. 9, Königin-Augusta-Straße 26, Zimmer 1, eingesehen und gegen Erstattung der Kopialien bezogen werden.
Angebote sind bis zum 15. Februar 1911, vormittags 10 Uhr, an die Unterzeichnete einzureichen.
Berlin, den 25. Januar 1911.
Königliche Eisenbahndirektion.

Bekanntmachung.
Die Lieferung von
Kohlen
für die Königlichen Behörden in Berlin für das Jahr 1. April 1911/12 soll im Wege der öffentlichen Ausschreibung vergeben werden.
Die Bedingungen können im Geschäftszimmer der Unterzeichneten, Berlin W. 9, Königin-Augusta-Straße 26, Zimmer 1, eingesehen und gegen Erstattung der Kopialien bezogen werden.
Angebote sind bis zum 15. Februar 1911, vormittags 10 Uhr, an die Unterzeichnete einzureichen.
Berlin, den 25. Januar 1911.
Königliche Eisenbahndirektion.
Bekanntmachung.
Die Lieferung von
Kohlen
für die Königlichen Behörden in Berlin für das Jahr 1. April 1911/12 soll im Wege der öffentlichen Ausschreibung vergeben werden.
Die Bedingungen können im Geschäftszimmer der Unterzeichneten, Berlin W. 9, Königin-Augusta-Straße 26, Zimmer 1, eingesehen und gegen Erstattung der Kopialien bezogen werden.
Angebote sind bis zum 15. Februar 1911, vormittags 10 Uhr, an die Unterzeichnete einzureichen.
Berlin, den 25. Januar 1911.
Königliche Eisenbahndirektion.

Ergänzung der älteren Ausgaben
von
Goethe's sämmtlichen Werken

in 55 Bänden, sowohl in Octav als in Taschenformat.

In Unterzeichnetem sind in Folge hohen Bundesbeschlusses erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Goethe's
nachgelassene Werke,

16ter bis 20ster Band oder
der sämmtlichen Werke, vollständige Ausgabe letzter Hand,
56ster bis 60ster Band.

Mit Goethe's Portrait von Schwerdgeburth nach Chodowiecki in Stahl gestochen.

Ausgabe in Taschenformat. Velinpapier. Preis 3 fl. 15 kr. oder 2 Rthlr.
Ausgabe in Octav. „ „ 5 fl. „ 3 Rthlr.

Inhalt:

56ster Band.

Vermischte Gedichte. An Personen. Invectiven. Zahme Xenien. Nachträge zum Divan. Maximen und Reflexionen. Verschiedenes Einzelne. Reise der Söhne Megaprazons. Brief des Pastors an seinen Amtsbruder. Zwo wichtige biblische Fragen.

57ster Band.

Das Lustspiel: die Wette. Iphigenia in Prosa. Erwin und Elmire, und Claudine von Villa Bella in der frühesten Gestalt. Die ungleichen Hausgenossen. Singspiel. Zwei ältere Scenen aus dem Jahrmarktsfest zu Plundersweiler. Hanswursts Hochzeit. Paralipomena zu Faust. Fragmente einer Tragödie, die natürliche Tochter (Schema der Fortsetzung). Pandora (desgleichen). Nausikaa.

58ster Band.

Die Metamorphose der Pflanzen. Beiträge zur Optik.

59ster Band.

Der polemische Theil der Farbenlehre.

60ster Band.

Nachträge zur Farbenlehre, zur Mineralogie und Geologie. Biographische Einzelnheiten. Chronologie der Entstehung Goethe'scher Schriften.

Bei Ertheilung des Privilegiums an die von Goethe'schen Erben für die letzte Ausgabe der Werke Goethe's ist von der durchlauchtigsten Bundes-Versammlung angeordnet worden, daß im Interesse der Besitzer der älteren Ausgaben, denselben durch Supplemente Alles zum Ankauf bereit gehalten werden solle, was diese neueste Ausgabe mehr enthält als die früheren.

Wir haben daher im Einverständniß mit den von Goethe'schen Erben, Anstalt getroffen, diesem hohen Auftrage nachzukommen und Herrn Dr. J. P. Eckermann, den vieljährigen Freund und Hausgenossen Goethe's, den gründlichsten Kenner seiner Schriften, für die besondere Zusammenstellung Alles dessen gewonnen, womit die letzt erschienene Ausgabe in 40 Bänden bereichert worden ist.

Das Format schließt sich genau den älteren Editionen an, Papier und Druck aber sind den Anforderungen der jetzigen Zeit entsprechend gewählt worden.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

In Unterzeichnetem ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Goethe's Portrait

(in seinem 27sten Jahre)
von Schwerdgeburth nach Chodowiecki in Stahl gestochen.
Preis 36 kr. oder 8 gGr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 103.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 29. April 1844.

— Mein liebes einziges Weib ward
Alt mit mir und sie schläft hier an der Seite bei mir.
Dreien Söhnen gaben wir Bräute, wir wiegten fröhlich
Ihr aufblühend Geschlecht auf dem verjüngenden Schooß.
Keines Tod beweinend und keines Thräne bedauernd,
Bis wir des Lebens Genuß tauschten mit ruhigem Schlaf.

Griechische Anthologie.

Ueber Verhältnisse und Zustände der antiken Frauen.

(Fortsetzung.)

Die Fürstentöchter im Homer nehmen sich der Wirthschaft nicht minder an als die Mütter. Nausikaa besorgt eigenhändig die Wäsche, nicht bloß für sich, sondern auch für Vater und Brüder, und begibt sich in eigener Person auf einem von Maulthieren gezogenen Wagen hinaus auf die Waschstätte, wo an einem sich in's Meer ergießenden Fluße in Gruben das mit Wasser übergossene Zeug mit den Füßen gestampft wird, ein Verfahren, welches Reisende in jenen Gegenden, namentlich z. B. in Sicilien, noch neuerer Zeit bemerkt haben, wo man auch die Wäsche mit einer Art seifenähnlicher Steine bearbeitet, die man übrigens in die Stelle Homers vergeblich hineingetragen hat, da dort Nausikaa lediglich auf die vom Meere ausgespülten Steine die Wäsche zum Trocknen breitet. Unterdeß, nachdem sie auch selbst sich gebadet und mit Oel gesalbt hat, nimmt sie, wie unsere Landmädchen auf der Bleiche, mit ihren Gefährtinnen die ihr von der Mutter auf den Weg gegebene kalte Küche ein und unterhält sich sodann mit Ballschlagen, eine anmuthige Beschäftigung, die noch jezt in Griechenland und Italien in mancherlei Variationen und mit ungemein mehr Grazie als bei uns, wo sie lediglich der lieben Jugend anheimfällt, von erwachsenen Leuten betrieben wird.

Die halbwilde Tochter des Lästrigonenkönigs Antiphates auf Sicilien oder Unteritalien steigt auch, gleich den Töchtern der Patriarchen, persönlich zum Brunnen herab, um Wasser zu schöpfen. Anderswo ist dieses bereits ein Geschäft der Sklavinnen, und Hektor zählt dasselbe ausdrücklich auf, wo er das harte Loos, welches seiner Gattin in der Knechtschaft bevorsteht, im Voraus beklagt. In der That sehen wir in der Andromache des Euripides diese Heroine als Sklavin der Hermione in des Neoptolemos Hause verurtheilt, das leztere zu fegen und Wasser zu tragen. Härter war freilich noch die Arbeit, das Brodkorn zu mahlen, welche, da man damals lediglich noch Handmühlen hatte, ebenfalls den Mägden anheim fiel.

Gehen wir nun, um das Loos der griechischen Frauen weiter zu beleuchten, über das homerische Zeitalter hinaus, so begegnen wir schon theoretisch überall den würdigsten Begriffen von der Ehe, so wie den zartesten Ansichten davon, was der Mann dem Weibe schuldig ist. Die Ehe selbst war und galt als ein göttliches Institut, das besonderer göttlicher Schutzmächte

sich erfreute und unter deren Segen mit eigenthümlichen Feierlichkeiten unter priesterlicher Obwaltung geschlossen wurde. Den Geist einer glücklichen Ehe wird schwerlich ein christlicher Schriftsteller treffender zu schildern vermögen, als dieß ein schlichter Heide des Neronischen Zeitalters, Columella, in folgenden Worten thut: „Bei den Griechen und nachher bei den Römern bis zu unserer Väter Zeit fielen die häuslichen Geschäfte der Hauptsache nach den Hausfrauen zu, während die Hausväter, als legten sie zur Erholung von ihrer öffentlichen Mühwaltung gleichsam alle Sorgen ab, unter das häusliche Dach sich zurückzogen. Denn es bestand die höchste Achtung, mit Eintracht und Aufmerksamkeit vermischt, und das Weib wurde vom schönsten Wetteifer der Thätigkeit beseelt, indem es sich bemühte, die Geschäfte des Mannes durch ihre Sorgfalt ansehnlicher und gedeihlicher zu machen. Nichts war im Hause Getrenntes zu sehen, nichts, wovon der Mann oder die Frau sagte, es gehe den einen Theil allein an, sondern sie waren darin beiderseits einig, daß mit den Anstrengungen des Mannes die hausfräuliche Geschäftigkeit gleichen Schritt hielte."

„Zwischen dem Manne und der Frau," sagt Aristoteles, „waltet ein natürliches Band der Theilnahme. Die Gemeinschaft der andern Thiere beschränkt sich auf die Fortpflanzung; die Menschen aber leben mit einander nicht bloß wegen Erzeugung der Kinder, sondern auch um anderer Lebensverhältnisse willen. Die Geschäfte des Mannes sind andere, als der Frau, aber sie helfen eines dem andern, indem jedes das ihm Eigenthümliche gemeinsam macht; daher denn in einer solchen Verbindung das Nützliche mit dem Angenehmen vereinigt ist. Kinder bilden ein Band zwischen ihnen, daher sich Kinderlose leichter trennen; denn die Kinder sind für beide Theile ein gemeinsames Gut, das Gemeinsame aber verbindet."

Harmonie ist der schöne Ausdruck, welchen die Alten für das, was in der Ehe stattfinden soll, gebrauchen. „Wie beim Zusammenklange von zwei Tönen," äußert sich Plutarch, „die Melodie von dem tieferen abhängt, so wird in einem wohlgeordneten Hause jede Handlung mit einstimmigem Willen verrichtet, gibt aber die Leitung und den Willen des Mannes zu erkennen." Und eben derselbe weise und wohlgesinnte Menschenbeobachter macht anderswo folgende Bemerkung: „Der Mann muß Niemanden mehr scheuen als seine Frau. Der Mann, welcher verbotene Lust selbst genießt, der Frau aber zu genießen verbietet, ist demjenigen ähnlich, der seiner Frau befiehlt, gegen den Feind die Waffen zu führen, sich selbst aber ihm ausliefert."

Der göttliche Plato in seinem berühmten und tiefsinnigen Werke vom Staate, welches man am kläglichsten mißverstehen würde, wenn man es im Geiste jener seit der französischen Revolution hundertweise zum Vorschein gekommenen philanthropischen Verfassungsmuster als ein für die Praxis aufgestelltes Projekt ansehen wollte, Plato hat auch die Gemeinschaft der Frauen als ein Axiom aufgenommen, indem er einerseits eine vollkommene Gleichheit und folglich auch eine gleiche Berechtigung der Naturen voraussetzt, andererseits aber auch das Individuum im Staate so ganz aufgehend wissen will, daß es sich durchaus auch des edelsten Eigenbesitzes entschlagen soll. Dieser nämliche Plato jedoch legt in seinen sonstigen Schriften überall die edelsten und sittlichsten Begriffe von der Heiligkeit der Ehe und der sittlichen Würde ihrer Bestimmung zu Tage, wobei er unter andern die schönen Worte braucht, „daß jeder in seinen Kindern Diener Gottes hinterlasse, indem er die ewigen Gesetze der Natur befolgt, und wie im prometheischen Wettlaufe (einem Feste zu Athen) die Fackel des Lebens andern Händen übergebe, durch seine Ehe den Göttern gesetzlich dienend."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Vertrag.

(Fortsetzung.)

Schweigend und bekümmerten Herzens verließen die Abgeordneten der Stadt Friedland den rauhen Gebieter, der seit wenigen Tagen in's Schloß eingezogen war. Die siegreich vordringenden Sachsen und Schweden hatten ihn aus Prag verjagt, obwohl die Prager Bürgerschaft den ehemaligen Heerführer wiederholt anflehen ließ, sich an die Spitze der Garnison zu stellen und die Stadt gegen den Feind zu vertheidigen. Der Fürst blieb unerbittlich und weidete sein Auge an dem Schrecken der zitternden Einwohner. Er sey Privatmann, gab er den Deputirten zur Antwort, und als solchem komme es ihm nicht zu, das Schwert zu ergreifen. Glaubten sie, es sey Gefahr vorhanden, was er nicht in Abrede stellen wolle, so sollten sie ihm folgen. Nach dieser kühlen Antwort verließ er mit allem Hofgesinde seinen Prachtpalast und reiste auf seine Güter im fernen Grenzgebirge. Ueber Gitschin, Skal und Reichenberg kam er endlich auch nach Friedland. Hier erhielt er die Kunde vom Untergange Magdeburgs, von den bedrohlichen Fortschritten des Schwedenkönigs, und weil es ihm in seiner vielfach gereizten Stimmung eine Art Vergnügen, ja sogar Genuß und Erleichterung gewährte, offenkundig ihm feindlich gesinnte Menschen mit aller Härte und Willkühr

grausamer Tyrannenlaune zu behandeln, so beschloß er, in Friedland, das in der reizenden Abgeschiedenheit seiner Berge vor jedem feindlichen Angriffe gesichert war, so lange zu verweilen, bis er die verhaßte Bevölkerung gedemüthigt haben und neue Ereignisse von Wichtigkeit ihn anders wohin abrufen würden. Auch seine schwankende Gesundheit hoffte er in der würzigen, frischen Bergluft erstarken zu sehen.

Zwei kriegerische Gestalten, die in respektvoller Entfernung der Abfertigung des friedländischen Magistrats beigewohnt hatten, traten jezt näher. Der eine war Graf Piccolomini. Octavio mochte gleichen Alters seyn mit dem Herzoge, er sah aber jünger aus, da er kerngesund war und nicht so ehrgeiziges Streben, nicht so viele und künstlich verschlungene Intriguen, nicht so heiße, wilde, sorgfältig verborgen gehaltene Leidenschaften in seinem Innern tobten und die Lebenskraft ihm aufzehrten.

„Willkommen, Octavio!“ sprach Wallenstein, dem alten Waffenbruder freundlich die Hand reichend. „Ich höre, du kommst aus der Lombardei, bist in Wien gewesen und willst nun sehen, was dein alter General macht. Je nun, wir geben an Krücken, wie's Invaliden ziemt. Der scharfe Seewind vor Stralsund, wo's sechs Wochen lang ein Wetter zum Erbarmen war, ist uns in die Glieder gefahren und macht uns jezt, wo wir Zeit haben, auszuruhen, mehr Sturm, als uns gefällt. So geht's, Freund Piccolomini. Erst alt und grau geworden im harten Dienst, und nun ein gichtbrüchiger Krüppel, den die Leute Tyrannen schimpfen, wenn er manchmal ärgerlich wird über den verrückten Lauf der Welt! Was machen die alten Freunde in Wien? Habe nichts mehr von ihnen vernommen seit zwei Monden. Gott's Schand', man wird überflüssig!“

„Das wirst du nicht, mein Fürst,“ versezte Piccolomini; „vielmehr erkundigte sich Jedermann mit großer Anhänglichkeit nach deinem Befinden. Der Kaiser selbst bedauerte wiederholt dein hartnäckiges Uebel, auch die Kaiserin fragte theilnehmend nach deinem ganzen Hause, Pater Lamormain ließ sogar die Bemerkung einfließen, daß du sicher eher genesen würdest, wenn du unter Freunden in Wien deinen Aufenthalt nehmen wolltest.“ — „Hat dir der gute Beichtvater seinen Medizinkasten gezeigt?“ warf Wallenstein ein. Die Blicke beider Männer begegneten und — verstanden sich. Piccolomini lächelte. — „Die Wiener Sonne scheint recht warm,“ fuhr der Herzog fort, „namentlich wenn sie hübsch schräg an der Hofburg anschlägt; nur Schade, daß der Schneeberg so nahe liegt und unvermuthet mit seinen kalten Schauern dazwischen fährt. Wollen doch lieber hier die Wiederkehr der alten Kräfte erwarten. — Hat denn der Breuner gar nichts von sich hören lassen?“ — „Von ihm erhielt ich dieses Portefeuille, um es dir eigenhändig zu übergeben.“

Rasch griff Wallenstein nach dem Convolut. Sein Auge blieb erwartungsvoll an dem Siegel haften. Er kämpfte einige Sekunden mit sich, ob er es öffnen oder einstweilen bei Seite legen sollte. Er entschloß sich zu dem leztern. — „Ich danke dir, Octavio,“ sagte er herablassend. „Ich hoffe, du wirst nun bei mir bleiben, wie Andere, und mir zuweilen die langen Schmerzensstunden durch heitern Fluß der Rede abkürzen.“

„Du kommst meiner Bitte zuvor. Erlaubst du, mein Fürst, so wird meine Wohnung von Stund' an unter deinem Dache seyn.“ — „Wohl. Nachher ein Mehreres. Nimm Platz, oder sieh dich im Schloß um. Das Haus, dem ich Rang und Namen verdanke, hat eine Umgebung, die von bessern Menschen bewohnt zu werden verdiente.“

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

(Fortsezung.)

Nauwerk. — Die Brüder Grimm.

Ich müßte Ihnen als pflichtgetreuer Korrespondent noch viel von den Studentengeschichten, von dem Fackelzuge, dargebracht den Gebrüdern Grimm, von dem Vivat für Hoffmann von Fallersleben, von den Untersuchungen deßhalb, von dem Verbot gegen Dr. Nauwerks Vorlesungen, von dem Vivat der Studenten, auch ihm dargebracht, von Nauwerks protestirender Erklärung, von den Erklärungen der Grimm über ihr Verhältniß zu Hoffmann, von den Untersuchungen gegen die Freunde Nauwerks, und was nicht noch Alles berichten. Erlassen Sie es mir. Es ist Alles wichtig genug für die künftige Charakteristik unserer Zeit, für unsere selbst ist es indeß schon zur Genüge in den Zeitungen besprochen; das heißt die Thatsachen; über den Sinn wird sich Jeder sein eigenes Resumé gemacht haben, und ich bin heute nicht in der Stimmung, noch eine neue Seite in dem Buche unserer Begriffsverwirrungen vollzuschreiben. Als Resultat erwähne ich nur zwei Dinge. Dr. Nauwerk war dem größern Publikum bis da ziemlich unbekannt, während er bei der studirenden Jugend große Anerkennung fand. — Die Erklärung der Gebrüder Grimm gibt zu andern Betrachtungen Anlaß. Wie, wäre wirklich für die deutschen Universitäten und ihre alte Freiheit auf's Neue etwas zu besorgen, und in einer Zeit, wo man die alten germanischen Institutionen überall wieder erwecken und neu in's Leben rufen möchte, und darum, weil die Studenten hie und da in ihrem, dießmal sehr maßhaltenden, jugendlichen Uebermuthe zu Demonstrationen sich hinreißen ließen, welche in ihrem Seyn und ihrer deutschen Natur liegen und, so lange deutsche Universitäten bestehen, sich gezeigt haben, und oft in weit stärkerer Art! Daß diese Auf-

wallungen in der Studentenwelt ohne Wirkungen sind, will ich nicht behaupten, aber man unterscheide die Wirkungen in der Nähe und in der Ferne. Jene sind nie von Folgen gewesen, außer unangenehmen für ihre Theilnehmer, Relegationen, Carcer u. s. w. Die Wirkungen in der Nähe hat man noch immer gebändigt und überwältigt, und ohne große Mühe. Sollte eine Revolution im deutschen Volke möglich seyn, was ich bestreite, so müßte sie aus andern Quellen losbrechen; von Studenten ausgehend, würde sie nie im Volke Anklang finden und durchgreifen. Die Wirkungen in der Ferne aber sind ganz andere, und denen begegnet man nicht durch Maßregeln, welche als möglich in der Grimmschen Erklärung angedeutet und gefürchtet werden; diese Wirkungen sind so mächtig und geben ihren so sichern Entwicklungsprozeß, daß alle Maßregeln dagegen sie eher fördern als hintertreiben. Wir hoffen, daß die Grimmschen Worte nur die wohlmeinende Warnung einer Angst gewesen, welche ihre peinliche, ganz besondere Lage zwischen zwei Parteien ihnen eingab.

(Schluß folgt.)

Paris, April.

(Schluß.)

Das Stempelbureau. — Oper. — Berlioz.

Selbst den großen Zeitungsexpeditionen ist eine Neuerung in dieser Beziehung nicht erwünscht; denn würde dieselbe durchgesezt, so entstände alsbald die lästigste Concurrenz. In diesem Jahre wird der Antrag auch schwerlich durchgehen, vielleicht auch noch nicht im folgenden. Zulezt aber wird die Regierung doch nachgeben müssen; der Stempel ist zu hoch und außer richtigem Verhältniß zum Werthe des damit belegten Dings. Die Stempelfabrik in Paris gehört zu den Sehenswürdigkeiten dieser Hauptstadt, und wer diesen Finanzzweig erfunden hat, verdiente eine Bildsäule von den Finanzmännern. Am Eingange der Anstalt befindet sich die Kasse; wer etwas zum Stempeln bringt, muß mit dem Zahlen anfangen. Ist dieß geschehen, so gibt man ihm einen Schein, er geht damit zum Stempelbureau und liefert das zu stempelnde Papier ab. Die Zeitungsexpeditionen und die Druckereien, welche Anschlagszettel, die sogenannten Affichen, zu drucken haben, senden ganze Ballen von weißen und farbigen Papieren hin, die man ihnen in einer halben Stunde gestempelt zurückgibt. Eine Dampfmaschine sezt in einem großen Saale neben dem Bureau eine Menge Stempel in Bewegung, welche sekundenweise niederfallen. Es lautet von weitem wie ein Pochwerk, unaufhörlich fallen Stempel nieder, und jeder bringt ein Ein-, Zwei-, Drei- bis Zehnsousstück in die Staatskasse; bedenkt man nun, daß dieses Stempeln von 9 Uhr Morgens bis 4 Uhr Nachmittags unaufhörlich fortdauert, so muß man gestehen, daß noch nichts Sinnreicheres und Kürzeres erfunden worden ist, um die Staatskasse zu füllen. Indessen kann man des Guten auch zu viel thun, und schon einigemal hat sich die Regierung genöthigt gesehen, die Stempeltaxe auf gewisse Arten herabzusezen, weil man sie umging, und vor nicht gar langer Zeit hatte man sogar nicht ohne Erfolg versucht, die Stempel auf weißem Papier wieder abzudrucken und sie ohne Hülfe der königlichen Stempelfabrik zu vervielfältigen.

Da der Frühling plötzlich hereinbricht und den Soiréen ein Ende macht, so wird vermuthlich auch die Polkasucht der Pariser eben so schnell vergehen, als sie dieselben überfallen hat. Unterdessen haben die Tanzmeister sich dieselbe vortrefflich zu nuze gemacht. Anfangs hatte nur ein Deutscher, Namens Cellarius, allen Zulauf, weil er allein im Stande war, den fremden Tanz zu lehren, und seine ganze Zeit reichte kaum hin, um Alle zu befriedigen, welche Unterricht bei ihm suchten. Ein Franzose, Namens Laborde, hatte ihm aber die Sache bald abgelernt und gab nun Unterricht auf eigene Rechnung. Auch Operntänzerinnen gaben sich mit Unterricht in der Polka ab, und ein Journal behauptete, mehrere hätten, um größeres Zutrauen zu gewinnen, sich für Böhminnen, Polinnen und Deutsche ausgegeben, welche das Schicksal nach Paris verschlagen, um die guten Pariserinnen in der Polka unterrichten zu können. Daß die kleinen Theater sich sogleich der Polka bemächtigt und sie dem Publikum in irgend einem Schwanke vorgeführt haben, ist bereits bekannt. Aber sogar die große Oper hat es nicht verschmäht, ihren Zuschauern die Polka aufzutischen, und dieß beweist, wie beliebt dieser Tanz eine Zeit lang in der vornehmen Welt gewesen ist. Die Oper ist überhaupt sehr thätig; bald nach dem großen Ballet: „Lady Henriette," gab sie eine neue Oper: le Lazzarone, Text von St. Georges, Musik von Halevy, deren zweiter Titel heißt: „das Glück kömmt im Schlafe," weil der arme junge Lazzarone im Stück am Ende ein angesehener Mann wird und seine Geliebte heirathet. Dem Verfasser des Textes scheinen die italienischen Opere buffe vorgeschwebt zu haben, und sein Marktschreier und Tausendkünstler Mirobolante ist offenbar einer derselben entlehnt. Halevy hat durch diese Opera buffa gezeigt, daß der ernsthafte Styl nicht der einzige ist, den er zu behandeln weiß, und daß ihm auch das Komische gelingt. Jedoch werden, wie ich glaube, Musikkenner seine Jüdin und seinen Guido und Ginevra vorziehen. Scribe ist unterdessen auch nicht müßig geblieben, so wenig als sein von ihm unzertrennlicher Tonsezer Auber, und indeß sie Halevy die Opernbühne frei ließen, haben die beiden Industriellen zu der langen Reihe ihrer beliebten Operetten eine neue gefügt: die Sirene, das heißt, ein wegen seines schönen Gesangs so genanntes Mädchen. Vielleicht soll der Titel ein Kompliment für die junge Sängerin Lavoye seyn. Uebrigens ist die Fabel dieser Oper so abenteuerlich und unwahrscheinlich als gewöhnlich.

Der wunderliche Musiker Berlioz ist jezt auch in Deutschland bekannt. Man weiß, was er Alles mit seinem Orchester ausdrücken will, zu dem er über hundert Personen braucht. Kürzlich hat er sogar eine Leichenrede in Musik gesezt. Diesem Manne nun scheint ein Deutscher, Namens Sachs, in die Hände zu arbeiten; derselbe soll ganz neue, äußerst wirksame Instrumente erfunden haben, und treibt sein Geschäft in's Große, denn er bietet Aktien auf seine Unternehmung aus. Die Zahl der angeblich neuen Instrumente beläuft sich, wenn ich nicht irre, auf zwanzig, so daß, wenn sie Eingang fänden, eine gänzliche Umwälzung des Orchesters dadurch entstehen könnte. Ich habe bisher nicht vernommen, daß diese neuen Instrumente hier Glück gemacht hätten; Berlioz wird aber nicht ermangeln, sie dem Publikum vorzuführen

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 44.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 104.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 30. April 1844.

Entfernt von der Kriegsbühne und zu einer folternden Unthätigkeit verurtheilt, hatte der stolze Herzog dem Wechsel des Glücks mit verstellter Gelassenheit zugesehen und im schimmernden Gepränge eines Theaterhelden die düstern Entwürfe seines arbeitenden Geistes verborgen. Von einer glühenden Leidenschaft aufgerieben, während des eine fröhliche Außenseite Ruhe und Mäßigung sog, brütete er still die schreckliche Geburt der Rachbegierde und Ehrsucht zur Reife und näherte sich langsam, aber sicher dem Ziele.

Schiller.

Ein Vertrag.

(Fortsetzung.)

Piccolomini folgte gern dieser Weisung. Wallenstein winkte dem andern Krieger, dessen gedrungene, untersetzte, breitschulterige Gestalt von unverwüstlicher Körperkraft zeugte, während ein finsteres, grob geschnittenes Gesicht mit kleinen, verschmizten Augen eben so auf starren Eigensinn als auf versteckte Schlauheit schließen ließ. Es war ein Mann schon in den Sechzigen. — „Ich sollte Euch kennen," redete Wallenstein den Fremden an, ihn mit scharfen Blicken betrachtend. „Gesehen hab' ich Euch schon." — „Vor Magdeburg, Durchlaucht, ward ich Ihnen vorgestellt. Ein Brief vom französischen Minister verschaffte mir die Ehre." — „Oberst Buttler, ganz recht! Ihr kamt damals direkt aus Frankreich, ich besinne mich. Von den verderblichen Absichten des klugen Kardinals gabt Ihr mir die ersten Winke. Euch hab' ich's zu verdanken, daß ich den fürchterlichen Folgen des Regensburger Fürstentages in Zeiten vorbauen konnte. Ich werd' Euch das nimmer vergessen, tapferer Oberst! — Nun sagt, was führt Euch jezt zu mir?" — „Die treue Anhänglichkeit und Liebe zu Ew. fürstlichen Gnaden. Eingedenk des Vertrauens, das mir Ew. Durchlaucht schenkten durch Uebersendung Ihres Briefes aus Memmingen, habe ich in Ew. Durchlaucht Sinn zu handeln versucht. Sie sind unterrichtet von den jüngsten Begebenheiten?" — „Die Boten gehen langsam und die Wege sind unsicher. Doch zur Sache, Oberst Buttler." — „Graf Pappenheim läßt sich empfehlen," versezte der Schotte, einen umfangreichen Brief mit dem Wappen des Grafen dem Herzoge darreichend. — „Habt Ihr mit ihm gefochten?" — „Ich kam zwei Tage zu spät. Nicht schüren konnte ich die Flammen Magdeburgs, nur beim Löschen wäre mein Arm erwünscht gewesen." — „Wohntet Ihr der Affaire bei Breitenfeld bei?" — „Ich kann mich rühmen, den unbesiegbaren Pappenheim zweimal den Haufen andrängender Schweden entrissen zu haben." — „Es war kein kluger Einfall vom alten Tilly, auf's Ungewisse hin mit einem in sich uneinigen Heere gegen einen so erprobten Helden das Schwert zu ziehen. Der Graukopf hat Ruhm und Leute verloren und das halbe Deutschland den Schweden zur Beute gegeben. Gott's Schand', man sollte den alten Narren in sicheren Gewahrsam bringen!"

„Das ist geschehen!" sprach Sesyn, der in diesem Augenblick, bestäubt vom langen Ritt, in's Zimmer trat und die lezten Worte gehört hatte. — „Geschehen, sagst du?" fragte Wallenstein mit jugendlichem Feuer und erhob sich trotz seiner Fußgicht mit Leichtigkeit. „Der

Tilly gefangen? Gefangen von den Schweden! Ja dann, ihr Herrn, dann bricht über Deutschland eine neue Morgenröthe an!"

Seyn überreichte dem Herzog eine Depesche. Nicht ohne deutliches Erstaunen erkannte dieser in der Wachskapsel das Wappen des Churfürsten von Bayern. Ohne die Schnur zu lösen, ließ er die Hand sinken, heftete einen langen fragenden Blick auf den schlauen Boten und nahm wieder Platz im Lehnstuhle. — „Unser lieber Vetter, der Bayerfürst, denkt also wieder an uns?" sagte Wallenstein mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke triumphirenden Hohnes um Mund und Augen. „Kommst du direkt von München?" — „Von München und Prag," versetzte Seyn, indem er eine zweite Depesche dem Herzoge vorlegte. — „Aha, von unserem trotzköpfigen Ueberläufer, dem Arnim! Nun, ihr Herren, nehmt Platz, nehmt Platz! Man überschüttet uns, wie ihr seht, selbst in unserer Einsamkeit mit Berichten und Aufträgen, als hätten wir noch ein Wort mitzusprechen in weltlichen Angelegenheiten. So geht's! Kann und will man den Arm eines sonst tüchtigen Menschen nicht mehr brauchen, so wünscht man sich doch seines Kopfes zu bedienen, ha, ha, als ob ein Kopf nicht mehr zu bedeuten hätte, als ein schwacher Arm, das todte Werkzeug unseres Willens! — Oberst Buttler, beliebt es?"

Der Genannte schob einen Lehnsessel so von der Wand ab, daß er von ihm aus die Mienen des Herzogs genau beobachten konnte. — Dieser erbrach die zuletzt erhaltenen Depeschen und las sie mit Bedacht und großer Ruhe zu Ende. Auch das schärfste Auge konnte keinerlei Bewegung in seinen harten Zügen entdecken. Nachdenklich legte er die Briefe neben sich, drehte den Rohrstock zwischen den Fingern und stieß mehrmals mit dem silberbeschlagenen Ende desselben gegen den gebohnten Fußboden. Dann blickte er wieder auf zu den beiden erwartungsvoll Harrenden. — „Auf Wiedersehen, ihr Herren," sprach er, indem er nachlässig grüßend die Hand bewegte. „Macht's Euch bequem, Oberst Buttler! Besieht Euch Stadt und Umgegend und laßt Euch das Schloß zeigen, wenn's beliebt. Wir sprechen uns noch oft. Und du, Seyn, geh' und ruf' mir den Grafen Piccolomini."

„Das ist ein sonderbarer Mann, Herr Sekretär," sagte Buttler etwas mürrisch zu dem Böhmen, als sie aus dem mit Pagen gefüllten Vorzimmer in den Corridor traten und einige Stufen hinab schritten, um auf viel gewundenen Gängen, über schmale Treppen, durch helle und dunkle Zimmer in die bewohnten Theile des Schlosses zu kommen. Denn auch in Friedland hatte Wallenstein alles Störende, worunter auch das Geräusch belebter Zimmer gehörte, aus seiner Nähe verbannt. „Verglichen mit dem kräftigen Feldherrn, der Magdeburg vor zwei Jahren belagerte, dem allmächtigen Gebieter über fast hunderttausend Krieger, erscheint mir diese gebückte Gestalt mit dem gelblichen, hagern Gesichte, dem krankhaft flammenden Auge, aus dem mehr Haß und Groll, als edle Würde und Herrschermajestät spricht, wie ein Spottbild auf jenen Helden, der sich Wallenstein nennt. Was ist dem seltenen Manne begegnet, daß ein so kurzer Zeitraum ihn so ganz hat verändern können? Sollte es wirklich bloß körperliches Leiden seyn, das ihn so niederdrückt und dann wieder so heftig emporschnellt, als würde er von giftigen Schlangen gestachelt?"

„Herr Oberst," versetzte Seyn, „Ihr wißt das trübe, ungerechte Schicksal, das den Herzog betroffen hat. Undank kränkt immer, er komme von wem er wolle, Undank von Königen und Kaisern aber gegen aufopferungsfähige Unterthanen schlägt entweder ganz zu Boden oder frißt im Stillen um sich und erbittert. Der Herzog ist ein Mann in der vollsten Bedeutung des Wortes. Er fühlt seinen Werth und kann es nicht vergessen, daß ihn dereinst ganz Europa den glücklichsten und mächtigsten Vasallen nannte. Nehmt eine Sonnenblume aus freier Luft und sezt sie in einen schattigen Keller, so könnt ihr genau dieselben Erfahrungen an ihr machen, wie an dem Fürsten."

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Verhältnisse und Zustände der antiken Frauen.

(Fortsetzung.)

Dergleichen Stellen würden in Menge beizubringen seyn, wenn es eines Beweises aus Urkunden da bedürfte, wo der ganze humane Geist eines Volkes von vorne herein dafür spricht, daß eine Verkennung des tiefsten und zur Zusammenhaltung des Menschengeschlechts an und für sich wirksamsten Verhältnisses unmöglich werde stattgefunden haben. Allerdings führten die Frauen Griechenlands ein zurückgezogenes Leben; sie gingen wenig und nie ohne Begleitung, sowohl eigentlicher Diener, als insbesondere ihrer bejahrten Wärterinnen aus, so wie sie auch in ihrer Tracht mit einer gewissen Aengstlichkeit beflissen waren, ihre Reize nicht jedem leichtfertigen Auge gleichsam als Beute zu überlassen. Und darin hat sich die Sitte der Vorzeit gleichfalls durch die Stürme von Jahrtausenden bewahrt, und wie die jetzige Kleidung der Helleninnen, einige Ueberladung, besonders den geistlosen Schmuck mit aufgereihten Münzen, abgerechnet, im Ganzen die der antiken Zeit geblieben ist, so hat sich auch die Vorsicht und

Züchtigkeit einer gewiſſermaßen neidiſchen Verhüllung von den Urahninnen der Heidenzeit auf heute vererbt.

Es war in Griechenland nicht gewöhnlich, daß auch nur die gemeinen Bürgersfrauen auf den Markt gingen, um die nöthigen Bedürfniſſe für den Haushalt einzukaufen. In der Regel kam die vegetabiliſche Koſt von eigenen Grundſtücken und wurde natürlich durch die das Land bebauenden Sklaven geliefert. Fleiſch genoß man an ſich nicht häufig, und es wurde vorzugsweiſe nur bei Feſtgelegenheiten gegeſſen, an welchen das Schlachtvieh zunächſt den Göttern geopfert und den Prieſtern ihr Antheil gegeben wurde. Was man auf dem Markt haben konnte, waren vorzugsweiſe die Produkte der See, und wollte der Mann einmal einen leckern Fiſch verſpeiſen und er traute der Ehrlichkeit oder Geſchicklichkeit ſeiner Sklaven nicht, ſo holte er ihn ſich ſelbſt.

Ueberhaupt muß man von der Vorſtellung weiblicher Dienerſchaft in dem Haushalte, der Köchinnen, Laufmädchen und dergleichen in dem Alterthum abſtrahiren; denn dieſer Art Verrichtungen fielen durchweg männlichen Sklaven anheim, wie man noch jezt in den Gaſthäuſern Italiens von einem Cameriere bedient wird und dieſen ſogar das Bett machen ſieht. In kleinen und knappen Haushaltungen ſtand die Frau der Küche nur innerhalb des Hauſes vor, das Nöthige trugen ihr der Mann, die Kinder und das Geſinde zu, deſſen auch eine ganz arme Haushaltung kaum ganz entbehrte.

Der eigentliche Glanz ihrer öffentlichen Erſcheinung war für die Frau an das Begängniß öffentlicher Feſte geknüpft: da erſchien ſie in ihrem höchſten Staate, und der Mann ließ es nicht fehlen, für ſolche Gelegenheiten ſie nach ſeinen Kräften, mitunter auch wohl über dieſelben, herauszuputzen. Dann waren die Frauen auch den Augen ihrer Mitbürger ohne Mißgunſt gegönnt, und ihre Schönheit vermehrte, gleichſam den Göttern zu Ehren, das Intereſſe der Feier. Es iſt übrigens manche Schwierigkeit in einzelnen dieſen Gegenſtand betreffenden Fragen. So ſicher gewiß es iſt, daß gewiſſe Gottesdienſte beſtanden, bei welchen kein Mann zu erſcheinen das Recht hatte, ſo waren doch andererſeits auch Frauen von einzelnen Feſten ausgeſchloſſen. So iſt es gewiß, daß ſie bei den olympiſchen Spielen nicht zuſehen durften, wovon die Gründe ſchwerlich darin zu ſuchen ſind, daß die meiſten der bei dieſen Spielen geübten Künſte nackte Kämpfer erforderten, ſondern unſtreitig in alten religiöſen Satzungen gelegen haben.

Dagegen iſt ein heftiger Streit zwiſchen den Gelehrten darüber, ob die Frauen im Theater erſchienen ſeyen oder nicht. Es wird aber aus den größtentheils nur negativen Beweiſen zu viel gefolgert, und eine ſorgfältige Erwägung des ſämmtlichen Für und Wider dürfte kaum zu einer andern Annahme führen können, als daß bei Tragödien Frauen und Mädchen unbedingten Zutritt gehabt, dagegen die Theilnahme an der Komödie, d. i. den luſtigen Schauſpielen, nur mit entſchiedenen Beſchränkungen ſtattgefunden habe. Es iſt hievon übrigens noch etwas Anderes zu unterſcheiden: auf der tragiſchen Bühne nämlich erſchien nie ein Frauenzimmer, ſondern alle Rollen, auch die der Frauen und Jungfrauen, waren durch Männer und Jünglinge beſezt; in Komödien dürften zuweilen wohl ausnahmsweiſe Frauenzimmer agirt haben, die dann aber ſchwerlich aus der Klaſſe ehrbarer Bürgerinnen genommen wurden.

Die Sitte des Alterthums brachte es mit ſich, wie im neuen Griechenland und in Italien noch jezt geſchieht, daß die heranwachſende Jungfrau ihren Gatten aus der Eltern Händen empfing. Oft ſogar hatte ſie vor der Verlobung denſelben nie geſehen, da die weibliche Jugend nur bei ſeltenen Gelegenheiten aus dem Hauſe kam. Die Wahl der Jünglinge war freier; in der Regel bemerkten ſie ſich bei den öffentlichen Feſten, wo der Flor ihrer jungen Landsmänninnen in ſeinem Glanze ſichtbar wurde, das Mädchen, deſſen Erſcheinung den meiſten Eindruck auf ſie machte. Ihre Liebe kam wie der Blitz, ſie war eine genialiſche Wirkung ihrer entzündlichen Natur, des glückſeligen Himmels, der leichten, raſchen, entſchloſſenen Weiſe ihres nationalen Charakters. Das Proſaiſche des Anliegens ward durch die beiderſeitigen Eltern abgemacht, und war dieſes im Reinen, ſo ergab ſich die Braut als gehorſame Tochter in das, was über ſie beſchloſſen worden.

Dieſes Verhältniß ſcheint uns härter, als es der Wirklichkeit nach ſeyn konnte. Bei der geſammten Tendenz der antiken Erziehung, daß der Menſch dem Gemeinweſen und nicht ſich ſelbſt lebe, war die frühe Gewöhnung in einen fremden Willen ein Naturzug des weiblichen Daſeyns geworden. Das leider nur zu unvermeidliche Loos, zu dulden und zu tragen, ſahen die Frauen als ihren Lebensberuf an. Aber eben ſo dieſes Loos durch unbegrenzte Hochachtung, Liebe und Theilnahme ihnen zu erleichtern, galt gleichmäßig als die natürliche Pflicht des Mannes, und ein leichtſinniger Gatte war bei den Alten verachtet wie bei uns. Die Mädchen wurden in ſehr jungen Jahren verheirathet; ihr Naturell war daher noch biegſam, und es wurde ihnen minder ſchwer, ſich in des Mannes Eigenthümlichkeiten zu finden.

Vor Allem aber der geſunde Sinn der alten Welt und die ſtaatsrechtliche Vorausſetzung, daß die Ehe da ſey, den Staat und die Familie aufrecht zu erhalten, verhinderten jene Art von Convenienzheirathen, durch welche von vorn herein die Grundlagen unglücklicher Ehen gelegt werden. Nichts ging den Alten über den

Grundsatz, daß Gleich und Gleich zusammengehöre. Mißverhältnisse des Alters, des Standes, der Lebensgewöhnungen waren Bedenken, welche mit der scrupulösesten Achtsamkeit erwogen wurden; und erwarteten die Eltern eine bescheidene Fügsamkeit der Kinder bei ihren Anordnungen, so gewährten sie ihnen dagegen auch die Gewißheit, das Glück derselben ohne Nebenabsichten lediglich in Bezug auf die eigentlichen Zwecke einer so ernsten Verbindung nach bestem Gewissen im Auge gehabt zu haben. So weit wir in einer so sehr im Hintergrunde des geschichtlichen Schauplatzes liegenden Angelegenheit mit Klarheit sehen können, waren mißlungene Ehen und ein durch häusliche Uneinigkeit zerrüttetes Familienleben im Alterthum seltene Erscheinungen, und tausend sprechende Beweise, tausend schöne uns überlieferte Züge, tausend zärtliche Grabschriften auf liebevolle Gatten und Gattinnen geben uns vielmehr die Versicherung, daß der Segen traulicher und gemüthvoller häuslichen Verhältnisse in den schöneren Zeiten ziemlich allgemein und selbst noch in den schlechtesten der edelste Trost über politisches Verderben und Unheil war.

Im nächsten Abschnitt sagen wir etwas über die geistige Bildung des griechischen schönen Geschlechts.

(Schluß des ersten Abschnitts.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

(Schluß.)

Eisenbahnen. — Raumer.

Zwei deutsche Congresse fanden hier in diesem Monate statt, an deren Möglichkeit man noch vor zwei Jahren in deutschen Ländern gezweifelt hätte. Dem Zollverein drohte einmal ein Riß; hoffentlich ist er verkittet oder verschmolzen, und weder das deutsche, noch das englische Eisen wird daraus eine Spaltung machen. Der deutschen Völkereinheit, die der Kölner Dombau repräsentiren soll, droht durch die Wirkungen des Gustav-Adolf-Vereins auch ein Riß, ein heillos unglückseliger; möge auch er bald getödtet und verschmolzen werden. Der deutschen Völkereinigung durch die Eisenbahnen droht aber nicht allein kein Riß, sondern durch die That und im vollen Bewußtseyn rücken sie sich näher und reichen sich bundesbrüderlich die Hand. Ein solches Fest, ein Unicum, war neulich hier im Krollschen Wintergarten, wo die Direktoren, die Verwaltungsräthe und obern Beamten aller bestehenden und projektirten Eisenbahnen, welche entweder direkt in Berlin münden oder in nächst mittelbarer Verbindung mit Berlin stehen, bei einem Mittagsmahl sich zusammen fanden und ihre Ansichten und Hoffnungen austauschten. Vorangegangen war eine Conferenz der Abgeordneten der Rheinischen und der Elb- und Oderbahnen zur Besprechung über die künftige Einigung und das Ineinandergreifen dieser Bahnen. Nun steht auf dem Papiere fest, daß man in 28 Stunden von Berlin nach Köln in zwei Jahren wird gelangen können, und das Papier ist diesmal eine Wahrheit. Das hat der erwachte Wille und die Thätigkeitskraft der deutschen Nation zu Stande gebracht. Soll ich Sie an meinen Aufsatz erinnern, den ich Ihnen vor einigen Jahren über „die Eisenbahnen und die verständigen Leute" zusandte? Die Idee hatte dazumal über den Zweifel, über den absoluten Widerspruch gesiegt; aber wagten selbst die Siegenden damals die Hoffnung, daß man von Köln bis Königsberg in Einem Zuge dahin schießen werde, für mehr als eine Chimäre zu halten, die möglicher Weise nur von unsern Urenkeln als Wahrheit könne begrüßt werden? Und in fünf Jahren ist das wahrscheinlich Wirklichkeit. — An etwas muß sich der Zweifel und Widerspruch hängen. Kann er die Eisenbahnen selbst nicht wegdemonstriren, so greift er ihre Rentabilität an, den Actienschwindel. Auch das scheint zur Zeit vergebene Mühe. Neulich sanken sämmtliche Actien, möglich, daß sie noch weit mehr sinken, denn wer sieht alle Conjuncturen voraus? in diesem Augenblicke steigen sie aber wieder. Die Vorliebe ist bei der Sache, also auch der Kredit. Es ist die Kraft der Associationen, rufen Andere; freilich ist deren Kraft groß, aber nur wo ein großer Impuls oder die Macht der Nothwendigkeit vorangeht. Dr. Mundt, der neulich seine Vorlesungen über die Communisten schloß, will von den Associationen die einzige Rettung der Proletarier herleiten. Wir wollen es nicht bezweifeln, da es die christliche Barmherzigkeit nicht mehr thut, aber wenn diesen Associationen nicht ein anderer göttlicher Impuls voraus geht, werden gemachte Verbindungen es auch nicht in's Werk setzen.

Friedrich v. Raumer hat in Begleitung seines Sohnes seine große wissenschaftliche Reise nach Amerika angetreten, die, wenn sie nach seinem Plane glücklich ausfällt, bis in den Herbst dauern und sie bis südlich in die Sklavenstaaten führen soll. — Unser Gesandter in London, der Ritter Bunsen, wird hier zurück erwartet, und Manche knüpfen daran Vermuthungen von Aenderungen in unsern höhern Aemtern. — Auch zwei jüngere Dichter sind hier, Geibel und Gutzkow, beide jedoch nur in vorübergehendem Besuch.

Auflösung des Räthsels in Nr. 97:
Der Phönix.

Räthsel.

Ein See hat sich ergossen,
Ein Regen ist geflossen,
Ein Hügel ist entstanden,
Der hält den See in Banden;

Muß ihn so lange binden,
Bis Hügel und See verschwinden;
Ihr Restchen muß sich drücken
Vor scharfem Sichelrücken.

J. G. M.

Beilagen:
Kunstblatt Nr. 35 und Monatsregister April.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Achtunddreissigster Jahrgang.

1844.

Mai.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem Morgenblatt bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das **Morgenblatt** kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Uebersetzungen oder Bruchstücke mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das **Morgenblatt** eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn diese dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das Literaturblatt

stellt sich die Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der socialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Das Kunstblatt.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des **Kunstblatts** als regelmäßiger Beilage des **Morgenblatts** veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jezt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das **Kunstblatt** bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend und beurtheilend seyn; in denen lezterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesezt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannigfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erscheinende Bücher und Kunstwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneter Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem **Kunstblatt** ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „**Morgenblatts,**" mit Einschluß des „**Literaturblatts**" und „**Kunstblatts,**" kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „**Literaturblatts**" und „**Kunstblatts,**" ohne das „**Morgenblatt**" . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „**Literaturblatt**" . . . . . 6 fl.
das „**Kunstblatt**" . . . . . 5 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Hauptpostamt in Stuttgart, das „**Morgenblatt**" in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Die Bauern am Tissastrande. Von Nic. Lenau. 112.
Die Tristanssänger. 115—117.
Der Welt Lauf. Von W. Menzel. 120.
Nachtgedanke. Von J. v. Gumpach. 125.
An einen Arzt. 124.
Der Mutter Herz. Aus dem Engl. der Mrs. Norton. 128.

Charade.

Das Immergrün. 108.

Erzählungen.

Ein Vertrag. Von Ernst Willkomm. 105. 106. — 109. 110. 111. 112. 113. 114.
Die Heimath. Von Louise v. G. 121—151.

Naturwissenschaftliches.

Neueres vom Gebiete der Geologie. 105—108.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Der gestiefelte Kater. 107—109.
Ueber die Verhältnisse und Zustände der antiken Frauen. 110. 111. — 113. 114. 115. 116. 117. 118. 119. 120.
Rede am Schillersfeste zu Stuttgart, den 9ten Mai 1844. Von A. Schott. 118.
Ein Winter in Berlin. 119. 120. 121. 122. 125. — 150. 151.
Erinnerungen an Verona. Von F. L. Bührlen. 125—129.

Korrespondenz.

Aus der Schweiz. 105. 106. 107. — Wien. 107. 108. 109. — Dresden. 110. 111. — 129. — Paris. 111. 112. 113. 114. — 150. 151. — München. 113. 114. — Prag. 115. 116. 117. — Basel. 117. 118. 119. — Edinburg. 120. 121. 122. — Berlin. 123. 124. 125. 126. — Zürich. 126. 127. 128.

Literatur-Blatt.

Nro. 45.

Kriegsgeschichte. Geschichte des Feldzugs von 1814 in dem östlichen und nördlichen Frankreich bis zur Einnahme von Paris, als Beitrag zur neueren Kriegsgeschichte. (Schluß.) Humoristische Literatur. Das Buch von der Nase. Humoristische Abhandlungen für Jedermann und — jede Frau.

Nro. 46.

Geschichte. Geschichte der deutschen Landstände. Von Fr. W. Unger. Erster Theil. Urgeschichte der deutschen Volksvertretung und deren Entwicklung durch das Lehnswesen des Mittelalters. — Dichtkunst. 1) Elsäßische Neujahrsblätter für 1844. Im Verein mit ihren Freunden herausgegeben von August Stöber und Friedrich Otte.

Nro. 47.

Astronomie. Betrachtungen über die Anordnung des Sternensystems. Ein Vortrag im wissenschaftlichen Vereine gehalten von J. F. Enke. — Werke über Afghanistan. 1) Tagebuch während des Feldzuges in Afghanistan 1838—1839. Von Phil. d'Ormieur v. Steng. Aus der englischen Originalhandschrift von Dr. Teichte und Dr. Zober.

Nro. 48.

Werke über Afghanistan. 2) Ueber Afghanistan. Von Dr. Ed. Beuermann. — Romane und Novellen. 1) Gesammelte Novellen von Theodor Mügge. — 2) Zwei Gräber von Georg Schirges. — 3) Die beiden Schwestern. Veronika. Zwei Erzählungen von Amalie Schoppe. — 4) Richard Löwenherz in Palästina. Historischer Roman von Rispart.

Nro. 49.

Politik. Politische und finanzielle Abhandlungen von Bülow-Cummerow.

Nro. 50.

Heilkunde. Untersuchungen über den Kretinismus. Von Dr. Maffei, prakt. Arzt in Salzburg, und Dr. Rösch, königl. württemb. Oberamtsarzt in Urach.

Nro. 51.

Heilkunde. Untersuchungen über den Kretinismus ꝛc. (Schluß.)

Nro. 52.

Biographie. Charakterzüge und historische Fragmente aus dem Leben des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III. Gesammelt nach eigenen Beobachtungen ꝛc. von Bischof Dr. Eylert. — Schriften über Ungarn. Ueber Croatien als eine durch Unterjochung erworbene ungarische Provinz und des Königreichs Ungarn wirklichen Theil. Von Stephan von Horvat. — Mährchen. Contes populaires de l'Allemagne par le comte de Cerberon. — Dichtkunst. Libussa. Jahrbuch für 1844. Herausgegeben von P. A. Klar.

Nro. 53.

Astronomie. Geschichte der Astronomie vom Anfange des 19ten Jahrhunderts bis zu Ende des Jahrs 1842. Von G. A. Jahn.

Nro. 54.

Kirche. Die Interessen des französischen Protestantismus, von Graf Agenor von Gasparin. Aus dem Französischen von Dr. M. Runkel. — Astronomie. Geschichte der Astronomie vom Anfange des 19ten Jahrhunderts bis zu Ende des Jahrs 1842. Von G. A. Jahn. (Schluß.)

Nro. 55.

Italienische Dichtkunst. Geschichte der italienischen Poesie. Von Dr. E. Ruth. — Rechtspflege. Der deutsche Anwaltstag zu Mainz und Deutschlands Aussichten auf denselben zur Vorbereitung einer allgemeinen deutschen Gesetzgebung, von Fr. Purgold.

Kunst-Blatt.

Nro. 56.

Pariser Kunstausstellung von 1844. — Mittheilungen aus Basel. — Bauwerke. — Malerei.

Nro. 57.

Pariser Kunstausstellung von 1844. (Fortsetzung.) — Malerei. — Plastik. — Medaillenkunde. — Alterthümer.

Nro. 58.

Ueber die Porta Nigra zu Trier. — Eigners Restaurationen. — Kunstgeschichte.

Nro. 59.

Die Düsseldorfer Kunstschule im Jahr 1843. (Fortsetzung zu Nr. 51 u. 52.) — Alterthümer und Ausgrabungen.

Nro. 60.

Die Düsseldorfer Kunstschule im Jahr 1843. (Fortsetzung.) — Nekrolog. C. Dietrich Monten. — Alterthümer und Ausgrabungen.

Nro. 61.

Neue Kupferstiche und Radirungen. 1. Dreißig Bilder zum Don Quixote, erfunden und radirt von A. Schrödter in Düsseldorf. — Die Düsseldorfer Kunstschule im Jahr 1843. (Fortsetzung.) — Alterthümer und Ausgrabungen. — Neue Stiche. — Lithographie. — Neue Bilderwerke.

Nro. 62.

Neue Kupferstiche und Radirungen. (Fortsetzung.) 2. Ausgeführte Radirungen nach Originalgemälden und Zeichnungen deutscher Künstler, von Wilh. Witthöft in Dresden. 3. Lieder und Bilder. 4. Bilder und Randzeichnungen zu deutschen Dichtungen, erfunden und radirt von J. B. Sonderland. — Neue Bilderwerke. — Literatur. — Nekrolog.

Nro. 63.

Archäologie. Bilder antiken Lebens. Herausgegeben von Th. Panofka. — Neue Kupferstiche und Radirungen. (Fortsetzung.) 5. Radirungen von H. Dyk, C. Heinzmann, H. Hueber, E. Kirchner, J. A. Klein, Chr. Morgenstern, Eugen Neureuther, F. Volz u. a. Münchener Künstlern. — Persönliches.

Nro. 64.

Pariser Kunstausstellung von 1844. (Fortsetzung zu Nr. 56 u. 57.) — Neue Kupferstiche und Radirungen. (Schluß.) 6. Almanach von Radirungen von Moritz von Schwind. 7. Die Ammenuhr aus des Knaben Wunderhorn, in Holzschnitten nach Zeichnungen von Dresdener Künstlern. — Persönliches. — Ausstellungen. — Akademien und Vereine.

№ 105.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 1. Mai 1844.

— Das iſt derſelbe,
Jener Alte, längſt Ergraute,
Der die Inſel Delos baute.
Goethe.

Neueres vom Gebiete der Geologie.

II.

Die Coralleuriffe.

Wir haben im vorigen Abſchnitt die verſchiedenen Arten von Corallenriffen beſchrieben; wenn wir jezt zur Frage übergehen, wie man ſich von der Entſtehung derſelben Rechenſchaft gibt, ſo wird dem Leſer bald deutlich werden, daß die Beantwortung dieſer Frage für die Bildungsgeſchichte der Erde von der größten Bedeutung iſt.

Längere Zeit hindurch haben die naturwiſſenſchaftlichen Reiſenden, welche den ſtillen Ozean beſuchten, nur die Atollbildungen ihrer beſondern Aufmerkſamkeit gewürdigt und die beiden andern Formen coralliſcher Erzeugniſſe wenig oder gar nicht beachtet. Alle ihre Erklärungen von der Bildung der Corallenriffe bezogen ſich daher auch vorzugsweiſe auf die Laguneninſeln. Die ältern Forſcher glaubten nun, die Corallen könnten in jeder Meerestiefe leben, und nahmen ſomit an, daß dieſe Thiere ihre Kalkbauten auf den tiefſten Punkten des Meeresbodens anfangen und bis an den Spiegel deſſelben heraufführen. Es ließ ſich aber nach dieſer Anſicht durchaus nicht begreifen, warum die Riffe der Atolle die ihnen ſo eigenthümliche ringförmige Geſtalt beſitzen, und deßhalb ſezte man ſpäter an die Stelle derſelben die Annahme, nach welcher die Atolle auf den Abhängen unterſeeiſcher vulkaniſcher Kegel aufſitzen und die Form der Laguneninſeln durch die der Krater beſtimmt wird. Dieſe Erklärungsweiſe fand bei den Naturkundigen ſo großen Beifall, daß ſie auch jezt noch die allgemein herrſchende iſt.

Auf den erſten Anblick erſcheint dieſelbe in der That ſehr genügend und verſpricht alle die Eigenthümlichkeiten und vor Allem die Umriſſe der Atolle, wie auch das Vorhandenſeyn der von ihnen umgrenzten Lagunen zu erklären. — In einer gewiſſen Tiefe würden auf den ſteil gegen den Meeresboden einfallenden Abhängen der vulkaniſchen Kegel ringsum die Corallen ſich anſetzen und von dieſer Baſis aus ihre Bauten in ſenkrechter Richtung bis zum Meeresſpiegel hinaufführen. Da, wie oben bemerkt, die riffbauenden Corallen die Brandung lieben, ſo würde durch dieſen Umſtand ſehr genügend die Thatſache erklärt, daß die Atolle an ihrem äußerſten, d. h. dem Meere zu gelegenen Rande am ſtärkſten und entwickeltſten ſind und gegen die vom Meere abgekehrte Seite etwas einfallen. Eben ſo macht dieſe Theorie das Vorhandenſeyn einer Lagune begreiflich; denn dieſe hätte zum Mittelpunkt ihres Bodens den eigentlichen Krater des ſubmariniſchen Vulkans. Gegen die Richtigkeit dieſer Anſicht ſprechen indeſſen mehrere Thatſachen, von welchen die gewichtigſten folgende ſind.

Einmal iſt die Geſtalt mancher Atolle ſehr auffallend. Es gibt allerdings viele Lagunen-inſeln, deren Form mit dem wagerechten Schnitt vulkaniſcher Kegel ſehr große Aehnlichkeit hat; allein andere ſind ſo geſtaltet, daß die Länge die Breite viele Male übertrifft, wie dieß z. B. beim „Bow Atoll" der Fall iſt, der eine fünfmal größere Länge als Breite hat, oder bei dem von Rimsky Korſacoff, der außerordentlich ſchmal, dagegen 56 Meilen lang iſt. Dergleichen Formen werden nun an den übermeeriſchen Kratern durchaus nicht beobachtet, und es iſt kein Grund für die Annahme vorhanden, daß zwiſchen den vom Meere bedeckten und den über daſſelbe hervorragenden Vulkanen ein ſo weſentlicher und auffallender Formunterſchied beſtehe.

Ferner ſpricht die Häufigkeit der Atolle gegen jene Annahme. Sitzen die Lagunen-inſeln auf den Abhängen vulkaniſcher Kegel auf, ſo muß es eben ſo viele ſubmariniſche Vulkane geben, als Atolle angetroffen werden. Da nun die Zahl der leztern außerordentlich groß iſt, ſo würde es unter dem Meere verhältnißmäßig viel mehr feuerſpeiende Berge geben, als man deren auf dem feſten Lande findet, für welches Verhältniß ſich durchaus kein triftiger Grund anführen läßt.

Noch bedenklicher iſt der Umſtand, daß die Hypotheſe vorausſetzen muß, die unterſeeiſchen vulkaniſchen Kegel ſeyen alle gleich hoch. Es iſt eine ausgemachte Thatſache, daß die riffbauenden Corallen in einer Meerestiefe, die über dreißig Klafter hinaus geht, nicht mehr zu leben vermögen. Sind nun die Grundlagen der Lagunen-inſeln wirklich die Abhänge vulkaniſcher Kegel, ſo erhellt hieraus, daß die niedrigſten von den höchſten derſelben ſich nicht völlig um dreißig Klafter unterſcheiden dürfen, alſo die Spitzen der erſtern nicht tiefer als etwa 150′ unter dem Meeresſpiegel liegen können. — Eine ſolche Uebereinſtimmung in der Höhe unterſeeiſcher Vulkane wäre aber der wunderbarſte aller Zufälle, und es ließe ſich auch nicht ein entfernter Schein von Grund für dieſelbe anführen. — Die Höhen der noch thätigen, wie der erloſchenen feuerſpeienden Berge auf der Landoberfläche der Erde weichen bekanntlich ſehr ſtark von einander ab; man denke in dieſer Beziehung nur an den Veſuv und den Aetna, deren Höhedifferenz Tauſende von Fußen beträgt. Mit den vom Meer bedeckten Vulkanen wird es ſich nun ſicherlich auch nicht anders verhalten, und es wird der Boden der See mit hohen und niedrigen Kegeln bedeckt ſeyn.

Mit Sorgfalt angeſtellte Sonderungen haben es außer Zweifel geſtellt, daß die Corallenbildungen der Atolle und der Einfaſſungsriffe bis zu einer weit beträchtlichern Tiefe gehen als diejenige, in welcher die riffbauenden Corallen noch leben können, daß ſie noch in der Tiefe von mehreren hundert Klaftern angetroffen werden. — Dieſe Thatſache iſt für eine Theorie über die Bildung der Lagunen-inſeln und der Einfaſſungsriffe von der allergrößten Bedeutung. Aus ihr geht hervor, daß die in einer ſolchen Tiefe vorkommenden Riffe *nicht an ihrem jetzigen Lagerungsorte*, ſondern näher dem Meeresſpiegel ſich gebildet haben müſſen. — Iſt aber dieſer Schluß richtig, ſo ergibt ſich aus demſelben die weitere Folgerung, daß die feſte Baſis oder die vom Meere umfloſſenen Gebirgsabhänge, auf welchen die Corallen ihren Bau begonnen, im Laufe der Zeit ihr Niveau verändert, d. h. von dem Meeresſpiegel in abwärts gehender Richtung ſich entfernt oder ſich geſenkt haben.

Nehmen wir an, der Boden des ſtillen Ozeans z. B. ſey mit Gebirgen von ſehr verſchiedener Höhe und Geſtalt bedeckt, ſo müſſen ſich unter denſelben auch manche finden, die ſteile Abhänge und eine mehr oder weniger kegelförmige Geſtalt haben. Manche Spitzen oder Kämme dieſer Gebirge werden zur Zeit ihrer Erhebung über das umgebende Meer herausgeſtiegen ſeyn, andere werden den Spiegel bis auf einige Klafter erreicht haben und noch andere weit unter der Meeresfläche geblieben ſeyn. Nehmen wir nun ferner an, das dieſe Gebirge umfließende Meer ſey mit riffbauenden Corallen bevölkert worden, ſo werden dieſe Geſchöpfe rings um ſolche Gebirgsabhänge, die nicht tiefer als dreißig Klafter unter dem Waſſerſpiegel lagen, ihre Bauten begonnen und, dieſelben aufwärts führend, ſo lange fortgeſezt haben, bis ſie die Meeresfläche erreichten.

(Fortſetzung folgt.)

Ein Vertrag.

(Fortſetzung.)

Unbekannt mit den weitläufigen Lokalitäten des Schloßbaues, waren ſie bereits Trepp auf Trepp ab gegangen, ſahen bald in den innern Schloßhof hinab, bald auf das fruchtbare, mit ländlichen Wohnungen anmuthig bebaute Wittichethal, bald auf die Stadt, die mit ihren alten Thürmen und Giebelhäuſern ſtill beſcheiden am Fuß des Baſaltberges ſich ausbreitete. Vertieft in's Geſpräch, bemerkten ſie ihren Irrthum, der ſie faſt im Kreiſe herum führte, nicht ſogleich; erſt als ſie eine ſchmale Treppe immer höher hinaufführte, gewahrten ſie, daß ſie im Begriff ſtanden, den Thurm zu erklimmen. Lachend kehrten ſie wieder um und bogen links in einen gewölbten ſchmalen Gang, der ſie an mehreren eiſenbeſchlagenen Thüren vorüber führte. Endlich hörten ſie ſchlürfende Schritte, und als der Gang ſich

wieder beugte und an einer niedrigen Thür endigte, trat ihnen aus dieser eine schwarz verhüllte hagere weibliche Gestalt entgegen, deren tief eingefallenen Gesichtszüge und silbergraues Haargeflecht ihr ein fast gespenstisches Ansehen gaben. Lautlos, nur einen stieren, dämonisch kalten Blick auf die Männer werfend, schritt sie vorüber. Buttler blieb stehen und sah ihr nach.

„Was ist Euch, Oberst?" fragte Sesyn. — „Um aller Heiligen willen, Herr Sekretär, wer war dieß Weib?" — „Eine alte Hexe," versetzte der Böhme lachend, dem es Spaß machte, einen so alten Kriegsmann vor einem Weibe erschrecken zu sehen. — Buttler schüttelte den Kopf. „Gehört sie zu des Herzogs Gefolge?" fragte er weiter. — „Sie und ihr ganzer Anhang. Mit einem Worte, es ist eine Zigeunerin, die sich das Schicksal des Fürsten so sehr zu Herzen genommen hat, daß sie tiefsinnig darüber geworden ist, wie man behauptet."

„Es ist ein wunderlich Ding mit Physiognomien," erwiderte Buttler nach kurzem Sinnen. „Sie besitzen die eigenthümliche Kraft, uns urplötzlich, unerwartet, wie aus unermeßlich tiefem Abgrunde herauf lang vergangene Zeiten, Scenen, Erlebnisse mit allen Einzelnheiten wieder in's Gedächtniß zu rufen. So geht es mir jezt mit dieser Fremden, und wüßt' ich nicht, daß es nur auf Täuschung beruht, so würde ich schwören, daß mir jenes Weib schon einmal begegnet sey." — „Und was weiter? Ich sage Euch ja, daß sie Altmutter einer Zigeunerhorde war und schon in halb Europa herumgeschweift ist. Warum soll sie Euch nicht begegnet seyn? Der Fürst, der, wie Ihr wißt, an allem Aparten und Confusen so zu sagen den Narren gefressen hat, sammelt solch Volk um sich auf, so viel er kriegen kann, und je mehr's von Wahrsagern, Sterndeutern und ähnlichen Betrügern um ihn wimmelt, desto wohler befindet er sich. Der Aberglaube ist seine Religion, wie —" Die zuschlagende Thür verschlang das Ende der Rede, die Sesyn mit lachendem Muthe seinem mürrischen Begleiter hielt.

Wallenstein hatte unterdeß alle Depeschen eröffnet und gelesen, und da er sich unbeobachtet wußte, ließ er auch die Maske fallen, womit er im Beisein Anderer meistentheils sein Innerstes verhüllte. Auf Tisch und Sessel lagen die verschiedenen Schreiben, er selbst stand aufgerichtet, die Rechte fest um das Rohr gekrampft, am Bogenfenster. Ein feines Blättchen zitterte in seiner Linken und die nachmittägliche Sonne, die über das bewaldete Gebirge ihre warmen Strahlen in's Zimmer warf, beschien die wenigen Zeilen, deren Inhalt den Herzog unerhört aufregte. Sein Haar schien sich zu sträuben, die Augen glühten und rollten und auf der festen Oberlippe zitterte der graue Bart. Eben hob er die Hand mit dem flatternden Papierstreifen und biß knirschend die Zähne auf einander, als Graf Piccolomini eintrat. Wallenstein bekämpfte seine Aufregung und ging etwas hinkend dem Waffengefährten entgegen.

„Laß dir sagen, alter Freund," sprach er mit erkünsteltem Lächeln, „das Weltregiment will, scheint's, wieder einmal in andere Hände übergehen. Unsere Nachfolger haben gut gewirthschaftet! Beim heiligen Bonifacius, geht's noch so fort ein sechs oder acht Monde, so wird von Deutschland nicht mehr so viel übrig seyn, daß sich ein verhungerter Bullenbeißer dran satt fressen kann! Jezt geht's auf das Gebäck, das die Pfaffen und Bischöfe in Regensburg eingequirlt haben! Ich hab's flugs gedacht, daß es so kommen würde, und Niemand thut mir mehr leid, als der arme Kaiser, der Land und Thron verlieren kann; aber Gott's Schand, wenn Kinder und Narren im Rathe sitzen, und alberne Schwächlinge in zweier Herren Namen das Feld gegen einen einzigen Helden behaupten sollen, da kann's denn freilich nicht anders kommen!" — „Schon in Wien konnte man nicht verbergen, daß Reich und Kirche in Gefahr seyen."

„Gönn's ihnen, weiß Gott, gönn's ihnen," fuhr Wallenstein heraus. „Ich hatt's an den Zipfeln, wo man's packen muß, soll aus diesem zerfezten Lappen, der sich heiliges römisches deutsches Reich nennt, ein haltbares Kleidungsstück werden! Sie wollten's so, die langohrigen Narren! Jezt kommt's, und mir soll's ganz recht seyn, wenn ihnen der Schwede ihre schwarzgestreiften Röcke so lange klopft, bis sie grau werden vor Angst und Pein!" — „Ich hörte unterwegs, daß Gustav Adolph vor Augsburg lagere." — „Nun, da herum wenigstens," lachte Wallenstein. „Der Mann gefällt mir, ich kann's nicht läugnen. Sein starres Land hat ihm Seele und Leib gestählt, und wie das Renuthier über das Eis des Själlen jagt, so stürzt er sich mit seinen Schweden von Markstein zu Markstein bis ins Herz des Reichs. Ich möchte schon wissen, wie viel Messen jezt Maximilian für sich und mich halten läßt! — Wisse, alter Freund, verloren ist ganz Bayern bis an die Alpen. Gustav Adolph hat den Lech überschritten, und Tilly, des stolzen Bayerfürsten Schutz und Wall, ist gefallen."

„Das wußt' ich nicht," versetzte Piccolomini. „Es lebt Niemand unter den Ligisten, der diesen Helden ersetzen könnte. Pappenheim —" — „Ist der wackerste Degen in Europa, aber kein Feldherr," fiel Wallenstein ein. „Nein, Freund Octavio, du irrst, an Pappenheim denken sie nicht; des Kaisers Sohn —" — „König Ferdinand?" — „Er wird den gefallenen Helden ersetzen." — „Wo denkst du hin?" erwiderte Piccolomini. „In Wien hört' ich andere Worte. Man denkt an dich."

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, April.

Felsberg.

Die schweizerischen Blätter haben sich seit einem halben Jahre viel mit Felsberg und der unglücklichen Lage seiner Bewohner beschäftigt, und es ist in Bündten, wie in der übrigen Schweiz, viel darüber hin- und hergeschrieben und gesprochen worden, während eine ganze Gemeinde in banger Erwartung Tage, Wochen, Monate verderbendrohend an sich vorüberziehen lassen mußte. Endlich scheint sich den Hartbedrängten ein Asyl zu öffnen, und wir säumen nun nicht länger, Ihre Leser mit den von der deutschen Journalistik nur flüchtig berührten Verhältnissen näher bekannt zu machen.

Felsberg liegt drei Viertelstunden von Chur, am Fuße des hohen Calanda, in einem schönen, aber vom jungen, wilden Rhein oft bedrohten Thalgefilde; seine Häuser und Hütten ziehen sich am Fuße des Berges hin, der sich hier steil erhebt und dem Auge in schwindelerregender Höhe eine fast senkrechte, hohe Felsenwand darbietet. Ueber hundert Familien bewohnen das freundliche Dörfchen; wackere, fleißige Menschen, emsig bemüht, sich empor zu arbeiten und zugleich mit schönem Streben auch höhern Gütern zugewendet, wie der eigene Gottesdienst und zwei gute Schulen sprechend bezeugen. — Schon vor vielen Jahren nahm man, bei der Fällung eines Waldes, weit verbreitete, unheildrohende Zerklüftungen in dem leicht verwitternden Kalkstein des Calandafelsens wahr, und im Frühling des Jahres 1834 riß sich mit entsetzlichem Krachen eine große Felsmasse los und stürzte in's Thal hinunter, jedoch ohne bedeutende Verheerungen anzurichten, ohne ein Menschenleben zu gefährden. Amtliche Untersuchungen ließen keinen Zweifel über das Loos, das früher oder später das Dörfchen Felsberg treffen würde, und dringende Mahnungen zur Uebersiedelung wurden schon damals gegeben. Gegen Ende desselben Jahrs stürzte wieder ein bedeutender Fels in's Thal und kleinere Massen folgten nach, alle sich am Fuße des Berges lagernd, ohne Unheil gebracht zu haben. Da gewöhnten sich die Bewohner allmählig an das Schauspiel des herabrollenden Gesteins, und mehr und mehr wurde der schwer zu fassende Gedanke, der Heimath und Allem, was sie theuer macht, entsagen zu müssen, durch die Hoffnung verdrängt, der ganze Fels werde sich nach und nach in kleineren, gefahrlosen Massen lösen. So lebten die Felsberger ruhig und arbeitsam wie früher fort, während in den schauderhaften Zerklüftungen des Calanda Tod und Verderben über ihren Häuptern schwebte. Im Frühling des Jahres 1843 verkündeten öftere Stürze und anhaltendes Dröhnen einen neuen größern Sturz, ohne die Bewohner aus ihrer sorglosen Ruhe aufzurütteln. Selbst die mit dem Herbste immer drohender werdenden Vorboten eines Unglücks wurden wenig beachtet, als in der Nacht vom 3ten auf den 4ten September das schauderhafte Krachen der Felsen so zunahm, daß der Wächter die am meisten bedrohten Familien zu warnen eilte. Kaum hatten diese eine sichere Stätte erreicht, so stürzten die losgerissenen Felsen mit weithin hallendem Donner in's Thal hinunter. Ergreifend war der Schreck und die Verwirrung der aus dem Schlaf emporgejagten Bewohner; über fünfhundert an der Zahl, Männer, Frauen, Greise, Kinder, unter ihnen zweihundert Unmündige, stürzten sie mit dem Schrei des Entsetzens in die dunkle Nacht hinaus, eine Zuflucht zu suchen. Es war gegen drei Uhr Morgens; lautlose Stille folgte dem Donner des Sturzes nach, und mit höchster Spannung sah man dem Morgen entgegen. Endlich kam der Tag; neben einer Menge kleinerer Massen lag ein ungeheurer Fels im Thale, und viele im Sturze losgerissene Stücke hatten sich über das ganze Dorf hingeworfen; doch nur Ställe waren dießmal verschüttet worden, die Menschen und ihre Wohnungen alle verschont geblieben. Aber die lang genährte Hoffnung einer gefahrlosen Ablösung der ganzen Felsenmasse war nun für immer dahin; ja die genauere Beobachtung zeigte, daß die schauervollen Felsstürze nicht mehr die einzige Gefahr darbieten, sondern daß sogar der ganze Fuß der sich zerklüftenden Felsmassen, wegen morscher, aus stark abschüssigem Thonschiefer bestehender Unterlage, zu weichen beginne und mit einem alles Ermessen übersteigenden Unglück drohe. Da mußte die Nothwendigkeit, der Heimath zu entsagen, Allen klar werden, alle Gemüther ergreifen. Indessen suchten einige Bewohner im nahe gelegenen Dorfe Ems, andere in den weniger ausgesetzten Wohnungen und Ställen des eigenen Dorfes ein Unterkommen. Bald erwies sich auch die Stadtbehörde von Chur sorgend und thätig, aber ihre Anträge konnten in dem vorgeschlagenen Umfange die Genehmigung der Bürgerschaft nicht erhalten, und so zog sich die Unterhandlung in die Länge, während die Gefahr für die, durch jedes Geräusch zum angstvollsten Schrecken erregten Felsberger täglich stieg. Gegen die Mitte des lezten Monats wurde die allgemeine Unruhe wieder durch ein stärkeres und anhaltenderes Dröhnen zur peinlichen Erwartung gesteigert, und den 1sten April lösten sich abermals Felsstücke ab, deren Sturz in Chur gehört wurde. Seit jener Zeit hielt je ein Drittel der männlichen Einwohner abwechselnd Nachtwache, um die Schlafenden bei den ersten Vorboten größerer Gefahr wecken zu können. Die Untersuchung des zerklüfteten Gesteins zeigte, daß die Eisendrähte, die man als Bewegungsmesser von den sinkenden zu den festen Felsmassen gespannt hatte, zerrissen waren, und daß die in Bewegung befindliche Felsenmasse um mehrere Zoll abwärts gewichen war. Und wenn diese Masse von mehr als vierzig Millionen Cubikfuß sich noch glücklich ablöste, eine fünfmal größere drohte mit einer nahen Katastrophe! Geräumige Nothbaracken wurden nun am Ufer des Rheins, auf Felsberger Gebiet, errichtet, und am 22sten März faßte endlich die Bürgerschaft von Chur den Beschluß, den Bürgern und Angehörigen von Felsberg, unsern von ihrer Heimath, zum Anbau von hundert Wohnungen sammt Ställen und Scheunen, so wie auch zur Errichtung der nöthigen öffentlichen Gebäude und Anlagen einen Flächenraum von 10,000 Quadratklaftern eigenthümlich und unentgeldlich abzutreten; auch soll denjenigen, welche den angebotenen Boden nicht annehmen und sich auf Felsberger Gebiet neu ansiedeln, eine Summe Geldes als Entschädigung gereicht werden. Indessen bieten die nähern Bestimmungen über das Verhältniß der Angesiedelten zur Stadt Chur noch Schwierigkeiten dar, welche die Felsberger verhindern, sich schon jezt mit Ernst den Planen und Arbeiten für die Uebersiedelung hinzugeben, während das Losreißen der Felsstücke unheildrohend fortdauert. Wie manche Schreckensstunde, wie viel herbe Empfindungen, wie mühevolle Arbeiten, wie bittere Noth warten nicht der hart Bedrängten, ehe sie dem heimischen, von den Vätern ererbten Herd mit Frau und Kind für immer Lebewohl sagen und den neuen Boden, die neuen Wohnungen beziehen können, deren Aufbau die Wohlthätigkeit der ganzen Schweiz in Anspruch nehmen wird.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 45.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 106.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 2. Mai 1844.

— Zwiſchen dir und ihm
Kann nicht die Rede ſeyn von Pflicht und Recht,
Nur von der Macht und der Gelegenheit.
Der Augenblick iſt da, wo du die Summe
Der großen Lebensrechnung ziehen ſollſt.

Schiller.

Ein Vertrag.

(Fortſetzung.)

„An mich!“ rief Wallenſtein, der während dieſes Geſprächs ununterbrochen im Zimmer auf und ab gegangen war, „ha, ha, an mich, den Krüppel! Ein Feldherr im Rollſtuhl und am Stock — nun, das Schauſpiel wäre wenigſtens komiſch genug, um in eines Prieſters Kopfe entſtanden zu ſeyn!“ — „All' deine Freunde ſprechen ganz unverholen von deiner Wiederberufung zum Kommando,“ fuhr Piccolomini fort, „Fürſt Eggenberg, Queſtenberg, Werdenberg und Andere; ſelbſt der Kaiſer klagte mir ſeufzend, daß es ſchreiendes Unrecht geweſen ſey, dich vorm Jahre abzuſetzen.“ — „Sagt' er das? Viel Ehre für mich, aber keine Genugthuung!“ — „Er hat dir geſchrieben.“ — Wallenſtein blieb ſtehen. „Du meinſt den Kaiſer?“ fragte er. — „Unſern gemeinſchaftlichen Herrn.“ — „Ja, Octavio, Ferdinand hat mir geſchrieben,“ fuhr der Herzog fort, „ſo ſanft ſtreichelnd, als hätt' er ſich die Hände in Katzenfell eingenäht. Ich bin ſein treuſter Freund, ſein berufenſter Diener. Meinen Rath begehrt er jezt dringend und nach Wien bittet er mich zu kommen, um das auseinander fallende Kaiſerhaus mit meinen Armen zuſammen und aufrecht zu erhalten. Er ſoll aber lange warten, mein allergnädigſter Kaiſer, ehe ſein mit Füßen getretener treuer Diener wieder bei Hofe erſcheint! Will's Gott, in dieſem Leben nicht! Ich bin krank, ich laſſe mich entſchuldigen. Sie können's mir nicht zumuthen, daß ich jezt, nun Alles ſchon verloren iſt, einen Rath geben ſoll, der zulezt doch auch nichts fruchtet.“ — „Bedenke, Fürſt, daß dein Kaiſer und Herr dich bittet.“ — „Mein Kaiſer, ſehr recht; Ferdinand iſt mein Kaiſer, mein Herr aber bin ich ſelbſt, ich ganz allein. Als Herzog von Mecklenburg zähle ich mich zu den unabhängigen Reichsfürſten.“ — „Auch Maximilian naht ſich dir mit gleicher Bitte, wie ich weiß. Dein ärgſter Feind geht in ſich, bekennt ſein Unrecht und wünſcht wieder gut zu machen, was er dir Uebles zugefügt hat. Selbſt die Prieſter erkennen jezt zu ſpät, daß du allein der Mann biſt, der das Kaiſerreich erretten, der dieſe wie Giftſchwämme aufſchießenden Ketzer vernichten kann. Sollteſt du ſo wenig Deutſcher ſeyn, ſo wenig Patriotismus beſitzen, daß du, alten Groll im Herzen tragend, der Allgemeinheit dich zu entziehen wagteſt und lieber ein Knecht fremder Eindringlinge würdeſt, als ein erduldetes Unrecht großmüthig vergäßeſt?“

„Das Moralpredigen ſteht dir ſo gut,“ verſezte Wallenſtein, „als ich es gern höre. Frage mich nicht, was ich thun werde, noch weniger miſche dich in meine

Plane! Was auch geſchieht, meine Bahnen ſind unwandelbar feſt gezeichnet. Keines Schweden Glück, keines Kaiſers Bitte wird ſie nur um ein Haar breit verrücken. Alſo laß das! Ich ließ dich kommen, um dir mitzutheilen, was geſchehen iſt. Du weißt das Hauptſächlichſte. Außerdem ſchreibt mir der Kaiſer, ich ſolle mit Arnim unterhandeln und einen Frieden einleiten mit Sachſen. Ich finde den Gedanken vortrefflich und habe Luſt, ihn zu benutzen. Du kennſt den Arnim. Willſt du ihn im Namen des Kaiſers hierher entbieten?" — „Es ſoll geſchehen, mein Fürſt." — „Nimm dir Zeit, Octavio!" rief er dem Aufbrechenden nach. „Arnim iſt in Prag. Der Weg dahin führt dich auf Terezka's, Illow's und Anderer Güter. Sprich bei Allen ein und erzähle ihnen ausführlich, was vorgegangen iſt. Sie werden ſich der neuen Nachrichten freuen. Und, hörſt du? laß ſie merken, daß es mir ganz angenehm wäre, wenn ſie darauf denken wollten, zu jeder Stunde eine blanke Waffe zu beſitzen. Ich ſage, nimm dir Zeit, Octavio, denn je langſamer wir ſind, deſto theurer wird das Getreide in Bayern, das ſich der Schwede in dieſem Winter recht gut möge ſchmecken laſſen. Glückliche Reiſe!"

Wiederum allein, ſah Wallenſtein abermals in den Brief, den er noch immer in der Hand hielt. „Nicht aus Handen geben!" ſprach er für ſich, die Worte des kaiſerlichen Schreibens verächtlich wiederholend. „Wie ſie nun ſchön bitten können! Wie ſie jezt auf einmal wiſſen, daß Friedland ein brauchbarer Mann iſt, der alle Dinge am faßbarſten Ende angreift! Nicht aus Handen geben! — Wie nun, wenn ich ihnen doch aus Handen ginge? Wenn ich den Kaiſer jezt fühlen ließe, daß ein ehrgeiziger, hoch verdienter Mann einen Naſenſtüber mit einem Fauſtſchlag beſtraft? Ich hab' die Macht dazu, ich hab' auch das Recht! — Es wäre hoher Genuß für mein ſchwer gekränktes Herz, alle die Herren, die mir zu Regensburg beide Hände für immer abzuhauen gedachten, in dieſer fürchterlichen Bedrängniß langſam, unter entſetzlichen Qualen hinſterben zu ſehen. Es würde meinen hinfälligen Körper auf's Neue beleben, meinen Geiſt zu großen Dingen aufreizen. Ich haſſe den Schweden, weil er mir in den Weg tritt, aber er iſt ein Mann von Talent und Thatkraft, und ſchaden könnt's dem deutſchen Reiche nichts, wenn ein rechter Mann den Kaiſerthron beſtiege. Was wäre beſſer, was förderſamer, ein katholiſcher oder proteſtantiſcher Kaiſer? — Ein Lutheraner! — Nein, Gott's Schand', nein! Die Lutheraner denken zu viel, und wer gern denkt, gehorcht ungern. Es gäbe da wieder kein einiges Deutſchland. Demnach iſt es beſſer, die Habsburger bleiben ſitzen, wo ſie ſich niedergelaſſen haben. Es werde jezt nur dafür geſorgt, daß ſie nicht das Gute, ſondern das Nothwendige thun!"

Der Herzog ging einigemal nachdenkend durch's Zimmer. Vor dem mit Depeſchen bedeckten Tiſche blieb er ſtehen, ließ den Rohrſtock fallen und ſchlug die Arme kreuzweis über der Bruſt zuſammen. „Nicht aus Handen geben!" ſagte er ſtirnrunzelnd, feierlich. „Du haſt das Wort gefunden, Ferdinand! Ich will dir nicht aus Handen geben, aber fühlen will ich dich laſſen, wie bitter die Freundſchaft eines ſchuldlos Gedemüthigten ſchmeckt! Was du vor Jahren nicht geſtatten wollteſt, aus Gewiſſensſkrupel, vielleicht auch weil du menſchlicher fühlteſt als ich, das ſollſt du jezt thun müſſen! Ich will Deutſchland Einen Herrn geben und, bis dieß geſchieht, dich zu meinem dienſtbaren Knecht machen. Habe ich dich ſo ganz in meiner Hand, alſo, daß ich mit dir ſchalten und walten könnte, wie es mir belieben möchte, dann will ich auftreten und feurige Kohlen auf dein Haupt ſammeln. Dann will ich ſprechen: Siehe da, Ferdinand, ich habe dich zum Gebieter über Europa gemacht, die Macht iſt mein, du weißt es! Ein Wink von mir kann dich entthronen. Aber ich mag nicht Kaiſer, ich will nur Erretter meines Vaterlandes heißen. Deine bisherige Seelenangſt und dieß unermeßliche Geſchenk, das ich hiermit an den Stufen des freien, unabhängigen Kaiſerthrones niederlege, iſt die Rache des beleidigten Friedländers!"

Stolz emporgerichtet ſtand der ergrauende Held, die blitzenden Augen gen Himmel aufſchlagend, im Wiederſchein des Abendroths, das Berg und Thal mit Purpurgluth übergoß. Seine hohe, faltenloſe Stirn leuchtete wie von einer Glorie umfloſſen. Tage hohen, unvergänglichen Ruhmes ſah er für ſein Haus, für ſein Geſchlecht aufdämmern. Er ſtand im Geiſt am Schluſſe ſeiner glorwürdigen Laufbahn, nur weniger feſter Schritte bedurfte es noch, um ſie zu ſchließen, wie er dachte, wie er es wollte. Plötzlich machte er eine heftige Bewegung. Mit kalter Hand ſtrich er ſich das Haar aus der Stirn, ergriff den Stab und ſchritt der Thüre zu. „Ich will zuvor die Sterne fragen," murmelte er dumpf, „ihr ſanftes Licht wird mir Ruhe, Klarheit und diejenige Beſonnenheit geben, die von nun an meine unzertrennlichen Begleiter ſeyn müſſen."

(Fortſetzung folgt.)

Die Corallenriffe.

(Fortſetzung.)

Da nun, wie bemerkt worden iſt, die riffbauenden Corallen an Brandungsſtellen am beſten gedeihen, ſo

wird auch die Bildung der Riffe dem Meere zu am raſcheſten vor ſich gegangen ſeyn, wird daſelbſt das lebhafteſte Wachsthum ſtattgefunden haben, folglich auch an dieſen Stellen der Corallenbau die Fläche des Meeres zuerſt erreicht haben. Auch iſt leicht einzuſehen, daß die Oberfläche des bis zu dieſer Höhe geführten Riffes eine in ſich ſelbſt zurückkehrende Linie bilden mußte, an Geſtalt dem wagerechten Schnitte gleich, welcher durch die Stellen, wo der Riffbau begonnen, gelegt wird. Iſt dieſer Schnitt kreisförmig, ſo mußte auch der Atoll dieſe Geſtalt haben, hat jener eine andere Form, ſo wich auch dieſer von der Geſtalt eines Kreiſes ab. Man begreift ferner auch, daß das Riff einen Theil des Meeres einſchließen oder eine Lagune bilden, daß das Riff gegen leztere ſanft einfallen mußte und der Boden eines ſolchen Sees nicht ſo tief ſeyn konnte, als der des äußern Meeres. In dieſer Vorausſetzung erklärt ſich ebenfalls ganz genügend die Thatſache, daß außerhalb des Riffes der Meeresboden ſehr ſteil einfällt.

Wären nun keine Veränderungen in den Höhenverhältniſſen unſeres Berges eingetreten, ſo hätte es mit der Bildung von Riffen ein Ende gehabt, ſo bald dieſe an dem Meeresſpiegel angelangt wären. Nehmen wir nun aber an, daß aus irgend einer Urſache das Gebirg jezt angefangen hätte, ſich zu ſenken, und der Gipfel deſſelben z. B. um dreißig Klafter tiefer als bisher zu liegen gekommen wäre, ſo hätte natürlich das Corallenriff um die gleiche Größe ſich abwärts bewegen müſſen, und es wäre nun der oberſte Theil deſſelben wieder in die Tiefe gelangt, in welcher die Corallen leben und ſomit ihren Bau auf der Baſis des alten Riffes wieder fortſetzen konnten, ſo lange, bis ſie zum zweitenmale die Oberfläche des Meeres erreicht hatten. — Träte jezt abermals eine Gebirgsſenkung ähnlich der erſten ein, ſo begännen die Riffbauten auf's Neue, um nach einiger Zeit abermals den Waſſerſpiegel zu gewinnen. Nun hätten wir ſchon ein Corallenriff von neunzig Klafter Höhe, und unſchwer begreift ſich, daß bei wiederholtem Einſinken des Gebirges das Corallenriff abermals von unten nach oben wachſen würde und daſſelbe nach Verfluß von großen Zeiträumen eine Dicke von Hunderten von Klaftern erreichen könnte. Erfolgte die Einſenkung langſam und ſtetig, anſtatt raſch und ruckweiſe, ſo würde in dieſem Falle eben ſo gut, als in dem eben angenommenen, das Wachsthum der Riffe unaufhörlich von unten nach oben vor ſich gehen können. Hielte in einem ſolchen Falle das Einſinken des Gebirges gleichen Schritt mit der Vermehrung des Riffes, ſo ſieht man leicht, daß die Oberfläche des leztern nie unter den Meeresſpiegel ſinken würde.

Denken wir uns nun einen kegelförmigen oder anders geformten Berg mit ziemlich ſteilen Abhängen bis zu irgend einer beliebigen Höhe über das Meer hervorragend, ſo werden auch unter dieſen Umſtänden die Corallen in der ihnen zuträglichen Tiefe am Berge ſich anſetzen und ihren Bau in der erwähnten Weiſe von unten nach oben ſo lange fortführen, bis derſelbe am Waſſerſpiegel anlangt. Dieſer wird aus den ſchon mehreremale angeführten Gründen an dem dem Meere oder der Brandung zugekehrten Rande zuerſt erreicht, und deßhalb wird zwiſchen den Ufern des Inſelberges und dem höchſten Theile des Riffes ein Meerkanal gebildet werden, deſſen Boden ſich gegen das Inſelland ſenkt. Wir werden alſo in dieſem Stadium des Corallenbaus bereits ein Einfaſſungsriff haben. Fängt aber der Berg jezt an, ſich einzuſenken, ſo vertieft ſich auch unſer Riff, das Wachsthum deſſelben beginnt auf's Neue, und findet die Senkung ſtetig ſtatt, ſo vergrößert ſich die Dicke oder Höhe des Riffes ohne Unterbrechung, ſo wird der Meereskanal immer breiter, ſo entfernt ſich das Ufer der Inſel immer mehr von dem Einfaſſungsriff, ſo werden die Abhänge des Gebirges immer ſtärker vom Meere überfluthet, und bei fortdauernder Senkung verſchwindet endlich die höchſte Spitze der Centralinſel ganz und gar. Geht aber einmal das Meer über den höchſten Gebirgsgipfel hinweg, ſo haben wir wieder einen ganz normalen Atoll oder eine Laguneninſel.

Der entwickelten Hypotheſe gemäß hängt alſo die Bildung ſowohl der Laguneninſeln, als auch der Einfaſſungsriffe mit der Senkung von meerumfloſſenen Gebirgen auf das Genaueſte zuſammen, und es beſteht zwiſchen beiden Arten von Corallengebilden kein weſentlicher Unterſchied. Die eine Art kann für die andere genommen werden, indem man in der einen den noch über das Meer hervorragenden Inſelberg als ſchon gänzlich überfluthet ſich denkt, oder in der andern die Einſenkung des Berggipfels als noch nicht ſo weit vorgerückt ſich vorſtellt.

Es iſt bereits der Thatſache erwähnt worden, daß da, wo von der Inſel aus ein Fluß in das Meer ſich ergießt, die Riffbildung gehemmt wird, und daß die Oeffnungen der Einfaſſungsriffe den Flußmündungen ſelbſt da entſprechen, wo jene Durchſtiche ſchon ſo weit vom Ufer der Centralinſel abliegen, daß deren ſüße Gewäſſer durchaus keinen Einfluß mehr auf die Beſchaffenheit des die Riffe beſpülenden Meeres, folglich auch nicht auf das Wachsthum der Corallen ausüben können. — Dieſe ſo ſonderbare Uebereinſtimmung zwiſchen Flußmündungen und Oeffnungen der Einfaſſungsriffe erklärt ſich aus der eben aufgeſtellten Annahme ganz einfach, oder es liefert vielmehr die in Rede ſtehende Thatſache einen nicht ungewichtigen Beweis für die Richtigkeit der fraglichen Hypotheſe. Zu einer Zeit, wo die Senkung der Inſel noch nicht ſo weit als gegenwärtig gediehen, das Ein-

fassungsriff also dem Inselufer noch viel näher gelegen war, als jezt, mußte das süße Flußwasser hemmend auf das Wachsthum der Corallen einwirken und im Riff eine Unterbrechung verursachen. Da nun aber die Corallen vorzugsweise in senkrechter Richtung von unten nach oben bauen und die Gebilde der frühern Generationen denen der spätern Geschlechter als nächste Unterlage dienen, so begreift sich aus diesem Umstande sehr leicht, daß da, wo ehedem eine Rifföffnung sich befand, auch heute noch eine solche angetroffen wird. Wir dürfen daher auch annehmen, daß den heutigen Durchstichen der Atolle die Flußmündungen der versunkenen Inseln gegenüber lagen, wie wir überhaupt aus der jetzigen Form der Lagunen-inseln und der Einfassungsriffe einen Schluß machen dürfen auf die Umrisse der nun vom Meere überfluteten und ehemals über dasselbe hervorragenden insularen Ländergebiete.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, April.

(Fortsetzung.)

Auswanderung.

Nach den neuesten Berichten wurde die Stadtbehörde von Chur durch die Bürgerschaft ermächtigt, jedem Häuserbesitzer von Felsberg, der sich zur Uebersiedelung melden würde, sogleich 100 Klafter Boden unentgeldlich anzuweisen. Allein je näher die Entscheidung heranrückt, desto schwerer fällt den armen Felsbergern die Ansiedelung auf fremdem Gebiet, so daß sie sich dahin vereinigt haben, es von einer neuen Untersuchung und zwar durch Experten anderer Kantone abhängig zu machen, ob sie sich auf eigenem Gebiet neu ansiedeln können, oder ob sie wirklich weiter ziehen müssen.

Die Auswanderungslust nimmt auch in der Schweiz wieder in hohem Grade zu, wohl noch gesteigert durch die drückende Noth, welche während dieses Winters in mehreren Kantonen hunderte von Familien der bittern Abhängigkeit von fremder Unterstützung völlig preisgab. Ziel der Auswanderung ist meistens Amerika, und weder das grenzenlose Elend, das schon so viele Auswanderer dort getroffen hat, noch die zahlreichen Beispiele größerer Colonisationsversuche, die ebenfalls verunglückt sind, können den Trieb nach dem fremden Lande hemmen. Denn täglich steigt die Verarmung mit der Verdienstlosigkeit und dem Mangel an genügendem Pflanzboden, und zur Entwerthung der Arbeit durch den Einfluß großer, der mechanischen Produktion zugewendeter Geldkräfte gesellt sich ein allgemeines Mißbehagen, eine Unzufriedenheit mit den gegenwärtigen Zuständen, die zur Hoffnungslosigkeit wird, weil man mehr und mehr wahrnimmt, daß die errungene politische Gleichstellung Aller wenig oder nichts gegen die Uebel vermocht hat, denen die arbeitenden Klassen erliegen. Gegen zehn Arbeitsscheue sind Hunderte, die nichts Besseres als gesicherte Thätigkeit wünschen; aber der karge Lohn reicht zum Unterhalt einer Familie auch beim kümmerlichsten Leben und dem Entsagen auf jeden Genuß nicht mehr hin. — Unter den seit einem Jahre in's Leben gerufenen Auswanderungsprojekten hat besonders dasjenige eines in Aarau niedergelassenen Handwerkers Namens Dietsch die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt, sowohl durch die Durchführung rein communistischer Ideen in dem Gesellschaftsstatut, als auch durch den Antheil, der sich an diesem neuen Versuche kund gibt. Es soll, so erklärt das bereits angenommene Statut, die Colonie Neu-Helvetia eine wahre christliche Brüdergemeinde werden, die keinen Vorzug des Standes, Reichthums oder Geschlechts anerkennt, und vor Allem die Uebel zu vermeiden strebt, welche die arbeitenden Klassen der Verachtung und dem Mangel preisgeben. Das Ziel ist auch hier Nordamerika und der gewählte Staat Missouri, dessen Klima, wenn auch großen Temperaturwechseln unterworfen, im Ganzen gesund ist. Dieser Staat schien besonders anziehend, weil er etwas bergig und zum Weinbau geeignet ist; auch bringt der fruchtbare, größtentheils aus Prairien bestehende, von vielen Flüssen und hie und da auch von Hochwaldung durchschnittene Boden, außer den in der Schweiz gewöhnlich kultivirten Garten- und Feldfrüchten, Bataten, Türkischkorn, Tabak u. s. w. hervor, und ist vom Staate zu 5 Gulden der Morgen zu erhalten. Jeder Rechtschaffene, mit den gehörigen Zeugnissen Ausgerüstete kann an der Colonie Theil nehmen, wenn er einen angemessenen Beitrag — ein Hauptmitglied wenigstens 100 Schweizer Franken — vorschießen und überdieß die Reisekosten, welche für Erwachsene zu 200 Schw. Fr. berechnet sind, aufbringen kann. Das leitende Comité sorgt für eine gut gewählte, schon nächsten Monat vorausgehende Abordnung zum Ankauf des Landes und den nöthigen Vorbereitungen; die Ankaufssumme wird durch die Vermittlung eines Schweizer Consuls in Amerika der Regierung ausbezahlt. Die Colonie bleibt ein für alle Zeiten untheilbares Gemeingut, woran jedes Mitglied ohne Ausnahme gleiche Ansprüche hat; in den zu erbauenden, gesund und planmäßig eingerichteten Wohngebäuden sollen nur die Arbeits-, Speise- und Gesellschaftszimmer gemeinsam seyn u. s. w. Neben mangelhafter Einsicht waltet ein redlicher Sinn im ganzen Projekte, das mit Ernst auf die moralischen Anforderungen zu einem solchen Zusammenwirken und auf die Entbehrungen und Mühseligkeiten der ersten Jahre hinweist. Auch fehlt es, wie wir von unbetheiligter und zuverlässiger Seite erfahren, dem Vereine, der bereits über hundert Personen aus verschiedenen Kantonen zählt, weder an rechtlichen, noch an muthigen und unternehmenden Mitgliedern, wohl aber, nächst den hinreichenden Geldmitteln, an einem Manne, der geistige Kraft und Kenntnisse genug besäße, um das Unternehmen mit Erfolg zu leiten. Vorsorgende Maßnahmen von Seiten der Bundesbehörden wären in der Auswanderungsangelegenheit mehr zu wünschen als je; aber wir begegnen auch hier der Apathie, die nur durch politischen oder confessionellen Hader zu momentanen Lebensäußerungen bestimmt werden kann.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 36.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 107.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 3. Mai 1844.

Antiquam illius edimus Comoediam,
Quam juniorum qui sunt, non norunt, scio.
— — Flos poëtarum fuit,
Qui nunc abierunt hinc in communem locum.
Plautus.

Der geſtiefelte Kater.

Ein Kindermährchen von Ludwig Tieck.

Dargeſtellt im Schauſpielhauſe zu Berlin.

Man kann im heutigen Berlin viel und mancherlei ſchauen; die dramatiſche Muſe gleicht hier Schillers Mädchen aus der Fremde: ſie bringt Jedem eine Gabe, Jeder geht beſchenkt nach Haus. Bald hat ſie in ihrem Körbchen eine Frucht für den Archäologen, bald eine Blume für den Romantiker, bald einen grünen Zweig mit noch nicht erſchloſſenen Blüthenknospen für die jetzige Jugend. Jene Mährchen, die Peter Leberecht brachte, an denen ſich die romantiſche Jugend der neunziger Jahre berauſchte, die eine neue Morgenröthe der Poeſie herauf beſchworen — ſie gehen jetzt an uns vorüber und blicken uns fremd und ſeltſam an. Liegen denn wirklich ſo gar viele Jahre dazwiſchen? O nein, aber dennoch — die Akten ſind geſchloſſen. Der Spaß als Spaß iſt dürftig; ohne die dramatiſche Miſſion, die in dieſen Blättern niedergelegt war, iſt wenig mehr darin für uns zu ſuchen und zu finden. Doch ja, erneuerte Pietät für den großen Dichter iſt daraus zu ſchöpfen, für den, der uns ſo Viel und ſo Schönes gegeben. Laßt ihn das Gelächter ſeiner Jugend noch einmal lachen, lacht mit! Es muß ihm weh thun, eine ernſthafte Verſammlung daſitzen zu ſehen, während er euch die Poſſen ſeiner wildbewegten Tage vorführt. Ihr, die ihr ſchrecklicherweiſe Phantaſie genug habt, um euch in die tauſend und abertauſend Maulwurfsgänge des Laſters und der Krankheit hinein zu ſcharren, die euer angebeteter Eugene Sue euch öffnet, habt dießmal nur die winzig kleine Einbildungskraft, euch in die Jugend eines Dichters zu verſetzen, den ihr gealtert vor euch ſeht!

Hört ihr das Brauſen der Schlachten, den Waffenlärm? ſeht ihr die Fahnen flattern? ſteigt nicht die Flamme zerſtörter Städte vor euch auf? Seht, das iſt die Zeit, als das obige Kindermährchen die Geiſter beſchäftigte. Schon deßhalb muß es euch intereſſant ſeyn, weil ihr ſeht, daß man damals ſo viel Spaß mit ſo großem Ernſt beiſammen ſah. Aber dieß bei Seite; vor allen Dingen iſt es Pflicht, den alten Dichter, der in unſerer Mitte lebt, zu ehren, und wodurch ehrt man ihn ſchöner, als wenn man mit Ehrfurcht und achtſamem Fleiß die Spuren ſeines Geiſtes verfolgt, ſo weit man ſie nur irgend verfolgen kann?

Das fragliche Kindermährchen wurde geſchrieben, um die Bühne zu ſäubern; nach dieſem Ziel hin kehrt es alle ſeine Stacheln. Wir wüßten gar nicht, woher dieß bunte Durcheinander von Spaßhaftigkeit und Poſſen kommt, wenn wir nicht von dem deutſchen Theater von

damals Kenntniß hätten, von der Kunſtkritik, vom ganzen Kunſt- und Literaturweſen jener Tage. Es koſtet jedenfalls nur einen Gang in die Literaturgaſſen des verſchütteten Pompeji, zu den Muſentempeln mit halb erloſchenen Inſchriften, zu den Altären für unbekannte Gottheiten. Wer aber begreift jezt noch dieſe Vorliebe für Theater und dramatiſche Kunſt? wen kitzelt es noch, den Hofrath Böttiger gegeißelt zu ſehen? wer nimmt noch für oder gegen Iffland Partei? und endlich, wem ſchlägt das Herz noch für die große, koloſſale romantiſche Muſe mit den Nibelungengliedern und dem flachsgelben teutoniſchen Haupthaar?

Das Theater iſt auf's kläglichſte zuſammengeſchrumpft; es iſt, als ob es ganz eingehen wollte. Die romantiſche Schule hat ausgekämpft, der Shakespeare-Tieckſche Phantaſus iſt für die Menge eine verblaßte Geſtalt; mit Einem Worte, unſere Blicke ſehen vorwärts. Es iſt hier nicht der Ort zu ſagen, welche Stoffe wir für unſer ödes Theater gern erwärben, aber man möchte die Muſen bitten, gütigſt zu verhindern, daß dieſe Art kurzweiliger Poſſen je wieder kommt. Das Theater gehört dem Menſchen und ſeinem Geſchick an, nicht dem Thier- und Geſpenſterſpuck. Die romantiſche Schule hat von jeher geliebt, ihre Grillen und Phantome den Brettern aufzunöthigen. Kleiſt brachte die Somnambülen, Werner die myſtiſch Inſpirirten, Tieck die redenden Thiere, Grillparzer endlich die Geſpenſter auf's Theater; und das Alles geſchah lediglich, um Iffland'ſche und Kotzebueſche Menſchen, die man langweilig fand, zu verdrängen. Aber das Theater, ſey es nun mit Recht oder Unrecht, hat dennoch wieder zu dieſen Iffland'ſchen Menſchen gegriffen und hat die Thiere, die Geſpenſter und die Somnambulen ihres Weges ziehen laſſen.

Wir befinden uns im Fall, daß wir dem verſpotteten Parterre in der Tieckſchen Komödie Recht geben; ja was noch auffallender iſt, der Dichter ſelbſt hat ſich in der Reihenfolge von Jahren zu ſeinem eigenen Opponenten umgebildet. Der Tieck, der den geſtiefelten Kater dichtete, ſieht dem ſehr wenig ähnlich, der die Novellen ſchrieb. Wer beſpöttelt jezt ſo kühl jedes wildtrotzige Ungeſtüm? Wer räth jezt das leidige Vernünftigſeyn mit ſo großem Ernſte an? Wem iſt das Behagliche, das endlos Schwatzende, das traulich Beieinanderlebende jezt ſo lieb und werth? — Es iſt derſelbe Dichter, der uns in jenem tumultuariſchen Mährchen anräth, über alles zu ſpotten, was wie Sentimentalität und einfaches Lebensgeſchick ausſieht. Man muß die lebendige Vergegenwärtigung des Mährchens geſehen haben, um dieſe wunderlich veränderten Literaturzuſtände recht lebhaft herauszufühlen. Deßhalb war der Abend von großem Intereſſe; es war eine literariſche Vorleſung eigener Art; er zeigte uns ſo lebendig, wie kein kritiſches Urtheil hätte zeigen können, welches die Aufgabe war, und wie ſie gelöst worden, und nebenbei erhielten wir die Biographie Tiecks.

(Fortſetzung folgt.)

Die Corallenriffe.

(Fortſetzung.)

Es würde zu weit führen, wenn ich verſuchen wollte, den Leſern zu zeigen, wie alle an Atollen und Einfaſſungsriffen bisher beobachteten Eigenthümlichkeiten ſich auf das Genügendſte aus der hier entwickelten Vorausſetzung erklären laſſen und wie alle andern Annahmen durchaus unzuläßig ſind. — Iſt denn aber die Annahme der Senkung eines viele tauſend Geviertmeilen umfaſſenden Meeresbodens nicht eine höchſt gewagte, höchſt müßige und ſehr weit hergeholte Hypotheſe? Keineswegs. Daß ehemals ungeheure Landesſtrecken ſich gehoben haben, iſt ein Satz, welcher gleichſam den Mittelpunkt unſerer heutigen geologiſchen Lehren bildet. Daß aber auch noch in der Jetztzeit ganze Länder in ſtetiger Hebung begriffen ſind, gehört nicht mehr in das Bereich bloßer Vermuthungen, ſondern iſt eine über jeden Schatten von Zweifel erhabene Thatſache. Nun können wir uns aber ausgedehnte Landeserhebungen nicht wohl denken, ohne daß denſelben auch Senkungen entſprechen, ſonſt müßte ja unſer Erdball nach und nach aufſchwellen und ſein Durchmeſſer ſich vergrößern, was anerkanntermaßen nicht der Fall iſt.

Mag dem aber ſeyn, wie ihm wolle, ſo liegen Thatſachen vor, welche deutlich darauf hinweiſen, daß in unſern Zeiten manche Punkte der feſten Erdoberfläche im Einſinken begriffen ſind. Um nur ein Beiſpiel dieſer Art anzuführen, ſo iſt bekannt, daß an den Küſten von Grönland das Meer immer mehr Boden gewinnt und z. B. Gebäude, welche vor nicht gar zu langer Zeit noch auf trockenem Lande ſtanden, jezt umfluthet oder gar überfluthet ſind. Wie man leicht einſieht, erklärt ſich dieſe Thatſache einzig und allein aus der Annahme, daß die grönländiſche Küſte ſich vertieft oder einſinkt. — Wenn nun Hebungen und Senkungen noch heutigen Tages auf dem Feſtlande ſtattfinden, ſo erſcheint die Annahme, daß derartige Veränderungen der Höhenverhältniſſe auch an manchen Theilen des Meeresbodens vorgehen, nichts weniger als ſehr gewagt. Da aber die Bildungen der Lagunen-inſeln und der Einfaſſungsriffe ein ganz ungeheures Areal umfaſſen, ſo folgte hieraus auch, daß eben ſo große Strecken des Meeresbodens in Senkung begriffen ſind.

Iſt aber, fragen wir wiederholt, das Stattfinden einer ſo ausgedehnten Senkung nicht etwas höchſt

Unwahrscheinliches, oder vielmehr bildet die Annahme eines solchen Einsinkens nicht einen unwiderleglichen Einwurf gegen die fragliche Hypothese? — Aus der Thatsache, daß noch heutigen Tages nicht nur einzelne Punkte, sondern große Länderstrecken sich heben und daß das gleiche Phänomen in früheren geologischen Perioden im größten Maßstabe stattgefunden, erhellt die Möglichkeit bedeutender Höhenveränderungen der Oberfläche. Wenn aber in den jetzigen wie in den frühern Zeiten ganze Continente in Hebung begriffen sind oder sich gehoben haben, so kann in unsern Tagen auch die umgekehrte Erscheinung stattfinden, und es liegt in der Größe des Areals, welches unsere Hypothese einsinken läßt, nichts Unwahrscheinliches.

Eine andere Einwendung gegen die in Rede stehende Annahme könnte jedoch von der Tiefe der Lagunen der Atolle hergenommen werden. Diese beträgt im Maximum und ausnahmsweise etwa sechzig Klafter; selten geht sie über vierzig hinaus und in der Regel ist sie viel geringer. — Sollte es aber, wenn eine stetige Senkung schon seit Jahrtausenden stattfindet, nicht viel tiefere Lagunen geben? In der That, wenn die Berge, welche von Anfang an den Riffen als Unterlage dienten, verschiedene Höhen hatten, so sollten die Atolle, die auf den Abhängen der niedrigeren Gebirge ruhen, auch Lagunen haben tiefer als diejenigen, welche den auf höhern Bergen aufliegenden Atollen angehören. Wenn nun die Höhe zweier Berge z. B. um hundert Klafter von einander abwich, so sollte auch bei den beiden sie bedeckenden Lagunen ein entsprechender Tiefeunterschied stattfinden, eine Verschiedenheit, welche doch nicht wahrgenommen wird.

Dieser Einwurf wird aber beseitigt durch die Annahme, daß die Senkung des Meeresbodens eine sehr langsame ist, so daß dieselbe mit dem Wachsthum der Riffe in vertikaler wie in horizontaler Richtung ungefähr gleichen Schritt hält; eine Voraussetzung, die, wie man sogleich sehen wird, nicht sehr weit hergeholt ist. Der Lagunenboden selbst wird nämlich nie unmittelbar durch die höhern Theile des den Riffen als Grundlage dienenden Berges gebildet, sondern durch kalkige Bildungen, von gewissen Corallen herstammend, die weniger die Brandungsstellen als ruhiges Gewässer lieben. Durch die Thätigkeit solcher Thiere wird also der Boden der Lagunen ebenfalls fortwährend erhöht, so daß das Wachsthum desselben nicht bedeutend gegen das der Brandungsriffe zurückbleibt. Zur Erhöhung des Lagunenbodens trägt aber auch noch das Meer bei, einmal dadurch, daß es durch die Rifföffnungen festes Material in die Lagune führt, und zweitens dadurch, daß es bei Springfluthen und heftigen Stürmen Trümmer von den äußern Corallenbildungen ablöst und in die Lagune wirft. — Wenn aber durch die drei bezeichneten Wirkungen der Lagunenboden ungefähr in demselben Verhältniß sich erhöht, in welchem die Brandungsriffe wachsen, wenn überdieß die Vermehrung beider Gebilde gleichen Schritt hält mit der Einsenkung des Gebirges, auf welchem die Riffe lagern, so können auch die Tiefen der Lagunen verschiedener Atolle nicht sehr bedeutend von einander abweichen.

Was nun die dritte Classe der Riffe, die Saum- oder Küstenriffe betrifft, so erklärt sich deren Eigenthümlichkeit aus der umgekehrten Annahme, daß ihre Unterlage in einer Hebung begriffen ist, daß dieselbe also von einer Ursache herrührt, entgegengesetzt derjenigen, welche die Bildung der Atolle und der Einfassungsriffe bedingt. — Da unsere Darstellung der Darwinschen Untersuchungen bereits einen bedeutenden Umfang gewonnen hat und wir deßhalb zum Schlusse eilen müssen, so gehen wir auf die Erörterung dieses zweiten Theils der Hypothese des britischen Forschers nicht ein und fügen nur noch Einiges bei über die geographischen Verhältnisse, in welchen die Lagunen-Inseln und Einfassungsriffe zu den mit Saum- oder Küstenriffen versehenen Inseln und Continenten stehen.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, April.

Ostern. — Ausstellungen.

Wir haben Ostern ganz auf alt gewohnte, christlich festliche und zugleich wienerisch profane Weise gefeiert; eine und die andere neue Räume etwa ausgenommen, glich Alles dem hergebrachten Osterbilde. Dieses aber ist ein recht belebtes und farbenreiches, besonders für den Fremden interessantes, der hier manch charakteristisches Moment des Volkslebens entdecken mag. Recht auffallend tritt während der Charwoche der Contrast zwischen dem ununterbrochen und unbeirrt sein Wesen treibenden Handel und Wandel, und dem eifrigen Kirchenbesuche und der frommen Vorbereitung zum Osterfeste hervor. Ein eigenthümliches Bild liefert am Charfreitag der Fischmarkt, wo dem barbarischen Christenmesser unzählige stumme Opfer fallen. Am Abend des Charsamstags gibt die Auferstehungsfeier in den sämmtlichen Kirchen Wiens das eigentliche Ostersignal. Ein rauschender Menschenstrom wogt dann auf Markt und Straße, man stürzt sich auf's Gerathewohl in das Gedränge und läßt sich von der Strömung forttreiben, bis man in einen der festlich erleuchteten Gotteslempel getragen wird. Wer aber der Auferstehungsfeier in der k. k. Hofburg beizuwohnen wünscht, muß sich bei Zeiten aufmachen, da es der Schaulustigen Tausende gibt, die keine Unbequemlichkeit scheuen, diesen der Fronleichnamsfeier an Glanz und imposanter Pracht kaum nachstehenden Zug zu sehen. Zu erwähnen ist ferner die fromme Ceremonie der Fußwaschung am Gründonnerstag und die Speisung von zwölf der ältesten Männer und Frauen in der k. k. Hofburg. Unter den Greisen befand sich heuer einer von nicht weniger als 110 und eine Greisin von 106 Jahren. Das Gesammtalter der Männer gab die Summe von 1042, jenes der Frauen von 1071 Jahren. Wie gewöhnlich

fand auch heuer am Ostermontag die große Promenade und Fahrt im Prater statt. Das Wetter war herrlich und somit auch das Gewimmel sehr groß; nur stand die Eleganz der Equipagen mit ihrer Menge nicht im Verhältnisse, was indessen der Lebendigkeit und Mannigfaltigkeit des Bildes keinen wesentlichen Eintrag that. — Einer Blumenausstellung in den Glashäusern des Freiherrn von Hügel ist eine zu Gunsten des Gartenbauvereins in der Villa des Fürsten Metternich am Rennwege gefolgt. Auch sonst ist diese Villa ein bedeutender Gegenstand der Aufmerksamkeit. Der Besuchende findet dort eine ausgezeichnete Sammlung von Werken der Skulptur, und kann nicht umhin, den Besitzer dieses Kunstschatzes um solche Herrlichkeiten zu beneiden." — Auf der vom „Vereine adelicher Damen zur Beförderung des Guten und Nützlichen" in der Charwoche veranstalteten Ausstellung weiblicher Handarbeiten waren viele kunstreiche Produkte zarter Frauenhände zu sehen, welche mit den Blumen wetteiferten, aber trotz Sinnigkeit und schöpferischer Kunstfertigkeit im Wettstreit unterlagen. Was aber weiblicher Fleiß, Ausdauer und selbst ästhetischer Formsinn vermögen, war hier auf mannigfache Art dargethan. Den besten Arbeiten wurden Preise zuerkannt und die eingegangenen Eintrittsgelder wurden zu milden Zwecken verwendet. — Eine vom hiesigen Gewerbeverein veranlaßte Ausstellung von Manufakturmusterzeichnungen beabsichtigt Läuterung des Geschmacks und Weckung ästhetischen Sinnes auch für industrielle Zwecke; eine beachtens- und dankenswerthe Aufgabe, da auf diesem Gebiet viel Unkraut auszureuten ist. — Nächstens wird sich der hiesige Kunstsalon öffnen. Daß sich mehrere der besseren Künstler, wie man vernimmt, von der Ausstellung vornehm zurückziehen und auf ihre Ateliers allein beschränken wollen, ist nichts weniger als erfreulich.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Schweiz, April.

(Schluß.)

Alte Gräber.

Die durch Hugi auf dem Hochberg, einem in der Nähe von Solothurn gelegenen waldigen Hügel, neulich unternommenen Ausgrabungen haben bereits zur Entdeckung mehrerer Gräber geführt, welche nach Hugi, dessen Bericht wir hier folgen, celtischen Ursprungs sind und der Periode römischer Niederlassung auf celtischem Gebiet angehören. Die aufgedeckten Gräber sind nach Osten gerichtet; die Leiche des ersten Hügels wurde aber nicht begraben, sondern auf freier Erde nach Osten hingelegt, mit einem Kranze von Kieselsteinen umgeben und dann der Hügel über sie aufgehäuft. Auf den Füßen stand ein Krug mit quadratisch unregelmäßig zugerundeter Oeffnung, der ein hohes Alter beurkundet. Er war, was aus seiner Größe und Lage sich ergibt und auf eine religiöse Uebung hindeuten möchte, nur bis an den Hals begraben. Beim Kopfe des Skelettes fand sich eine kleine Kupfermünze, wohl entsprechend dem Obolus der Griechen, mit einem Kaiserkopf auf der einen und dem Bild eines knieenden Skeletts auf der andern Seite, das nach Hugi's Deutung damit die Abgabe der zur Ueberfahrt in's Jenseits oft mitgegebenen, vielleicht zu diesem Zwecke eigens geprägten Münze bezeichnet. Der zweite Hügel war noch interessanter. Das Grab — ein ausgezeichnetes, sorgfältig gebautes und geschlossenes Kistengrab — gehört einer äußerst alten Frau; das Skelett lag nach Sonnenaufgang, und beim Abheben des Deckels zeigte sich gleich die rechte Hand. Zu den Füßen der Frau saß in sonderbar verschränkter Stellung ein kräftiger Mann von etwa 20 bis 50 Jahren, der die eine Hand oben am Deckel hatte, die andere auf dem Boden. Die Füße der sonst ganz regelmäßig liegenden Frau waren nicht nur auf die Seite geschoben, sondern sogar vom Knie des Mannes in die Ziegelmauer gepreßt. Aus der krampfhaft verschränkten Stellung des Mannes schließt Hugi, daß er, lebend eingeschlossen, eines schrecklichen Todes gestorben sey, indem beim Einlegen eines Todten diese Stellung durchaus unmöglich gewesen wäre, und aus andern Umständen wird auf freiwillige Einschließung gefolgert. Die Schädelbildung spricht bestimmt für eine und dieselbe Familie und läßt, da sie orientalisch ist, auf aus Osten eingewanderte Celten schließen. Hugi vermuthet, daß hier eine außerordentliche Kindesliebe den Sohn antrieb, sich zur todten Mutter einschließen zu lassen. (?) — In einem der andern, später geöffneten Gräber, das sich wieder mit römischen Ziegeln sehr schön belegt fand, aber nicht mit gehöriger Sorgfalt behandelt wurde, entdeckte man bei näherer Prüfung ebenfalls eine sehr alte Frau, auch mit einem zweiten Skelett zu ihren Füßen. Dieß könnte nun, wie Hugi selbst zugibt, die eben geäußerte Meinung etwas ändern, nicht aber die Ansicht, daß die zweite Leiche in dem früher beschriebenen Grab lebend begraben worden sey. In zwei Gräbern zu Grenchen hatte Hugi früher zu den Füßen der Leiche einen Hund gefunden, der, wie er vermuthet, seiner Treue wegen niedergeschlagen und der Leiche zur Begleitung mitgegeben worden war, was ihn zu der Frage führt, ob nicht, wie oft die treuesten Sklaven mit ihrer hingeschiedenen Herrschaft lebendig verbrannt wurden, hier dasselbe mit dem Begräbniß stattgefunden haben dürfte? Der Umstand, daß die beigegebenen Skelette zu den Füßen der Leiche sitzen, scheint ihm hiefür zu sprechen. — In dem fünften geöffneten Grabe fand man das Skelett frei daliegend, über die Brust mit einer Reihe ausgezeichneter, röthlicher, durchbohrter Bernsteinkörner, um den Hals die gewöhnlichen celtischen Thonkorallen, am Schädel große silberne Ohrenringe, an einem Arme einen schönen Armring aus Bronze; alles Gegenstände, wie sie in celtisch-römischen Gräbern vorkommen. Ein silberner Fingerring trägt eine noch nicht genügend entzifferte Schrift. Eine goldene Kapsel, welche in der Mitte mit einem runden, geschliffenen Glasfluß besetzt war, um den im Kreise abwechselnd sechs dreieckige rothe und sechs runde blaue, ähnliche Steine sich finden und so eine Scheibe bilden, wird von Hugi ähnlichen, vollkommenern Platten gleichgestellt, welche nicht selten in Gräbern vorkommen und den Thierkreis bezeichnen sollen. Leider war dieses, wie es scheint im Innern nach der Weise der Grabgemälde von Pompeji bemalte Grab von Studirenden geöffnet und schonungslos durchwühlt worden, so daß die interessantesten Andeutungen für die genauere Beobachtung verloren gingen und die Stadtbehörde von Solothurn das fernere Nachgraben einer bestimmten Aufsicht unterwarf, wofür ihr wohl alle Gebildeten Dank wissen werden. — Hugi theilt dießmal noch die Resultate der Untersuchung eines andern Grabhügels mit, den er als den bedeutendsten aller schildert und in eine noch weit frühere Zeit zurückführt. Da Alles andeutet, daß man hier auf einen größern Begräbnißplatz gestoßen ist, so darf man jedenfalls von den fernern Nachforschungen neue werthvolle Aufschlüsse erwarten, welche dann, verbunden mit den Ansichten der Alterthumsforscher, über die Richtigkeit der Vermuthungen des ideenreichen Berichterstatters entscheiden werden. Manches darin möchte wohl gewagt und willkührlich erscheinen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 46.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 108.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 4. Mai 1844.

Non incursu maris istud fiet, sed maris quoque incursu, non terræ motu, sed terræ quoque motu. Omnia adjuvabunt naturam, ut naturæ constituta peragantur. — Nihil erunt Hadriatici, nihil Siculi æquoris fauces, nihil Charybdis, nihil Scylla. Omnes novum mare fabulas obruet, et hic qui terras cingit Oceanus extremas, veniet in medium.

Seneca.

Die Corallenriffe.

(Schluß.)

Darwin hat ein Karte entworfen, auf welcher die hauptſächlichſten Corallenbildungen des ſtillen Ozeans und der indiſchen Meere zuſammengeſtellt und die Atolle mit dunkelblau, die Einfaſſungsriffe mit hellblau, die Küſtenriffe mit roth bezeichnet ſind. Wirft man auf dieſe Karte auch nur einen oberflächlichen Blick, ſo kann man nicht umhin, eine gewiſſe regelmäßige Vertheilung der drei Arten von Corallenerzeugniſſen wahrzunehmen. Die Atolle und Einfaſſungsriffe nehmen beſtimmte Zonen oder Gebiete ein, begleiten ſich ſo zu ſagen und vermeiden die Vermiſchung mit den Saumriffen, welche leztere ihrerſeits wieder zuſammen ſich gruppiren. So z. B. ſteigt eine Zone von Atollen und Einfaſſungsriffen von den Carolinen herab bis zu der Gambierinſel, hiebei die Geſellſchaftsinſeln und den weſtlich von ihnen gelegenen niedrigen Archipel berührend. Weiter ſüdlich zieht ſich ein Gürtel von Küſtenriffbildungen hin, welcher durch die Salomonsinſeln geht. Auch noch andere Zonen von Hebungs- und Senkungsinſeln laſſen ſich ſehr leicht herausfinden.

Darwin hat auf ſeiner Karte auch noch mit möglichſter Genauigkeit und Vollſtändigkeit die Vulkane angegeben, welche ſich in den Gewäſſern des ſtillen und indiſchen Meeres befinden, und dieſelben durch rubinrothe Punkte bezeichnet. Vergleicht man nun die Zonen, in welchen die Küſtenriffe, alſo die Hebungsgebiete, liegen, mit denen, in welchen die Vulkane vorkommen, ſo findet man die höchſt merkwürdige Thatſache, daß beide Zonen zuſammenfallen und die Vulkane in den Revieren der Atolle und der Einfaſſungsriffe gänzlich fehlen. Dieſe auffallend regelmäßige Vertheilung der Corallenbildungen, dieſe ſymmetriſche Gruppirung derſelben in Zonen und der nicht ſelten ſehr beträchtliche Raum, durch welchen ein Senkungsgebiet von einer Hebungszone getrennt iſt, ſprechen offenbar ſehr zu Gunſten der Darwinſchen Theorie. Denn wenn gewiſſe Gebiete des Meeresbodens im Sinken begriffen ſind, ſo müſſen andere ſich heben und es muß zwiſchen den am tiefſten geſunkenen und den am höchſten gehobenen Stellen ein mehr oder minder großer Zwiſchenraum liegen. — Die eben angegebene Thatſache, daß im ſtillen und indiſchen Meere die vulkaniſchen Gürtel zuſammenfallen mit denen der dortigen Saumriffbildungen, erhöht in bedeutendem Grade die Wahrſcheinlichkeit der Annahme, welcher gemäß die Inſeln und Feſtlande, an deren Küſten dieſe Corallenerzeugniſſe vorkommen, in Hebung begriffen ſind.

Daß Hebungen mit vulkaniſcher Thätigkeit in unmittelbarem Zuſammenhange ſtehen, iſt nicht nur ſehr

wahrſcheinlich, ſondern durch unmittelbare Beobachtung außer allen Zweifel geſtellt. Die große Weſtküſte Amerikas iſt mit Saumriffen verſehen, und eine wohlbekannte Thatſache iſt es auch, daß beinahe vom Aequator an eine Kette von Vulkanen durch den Welttheil nach Süden hinabläuft, deren Länge hunderte von Meilen mißt. Es bildet dieſelbe den ausgedehnteſten vulkaniſchen Herd auf unſerer Erde. Die Beſchaffenheit der erwähnten Küſte ſezt es nun außer Zweifel, daß dieſelbe in ganz neuer geologiſcher Zeit gehoben worden iſt; ja es liegen Thatſachen vor, welche darthun, daß daſelbſt in Folge von Erdbeben ſehr merkliche Hebungen in unſern Tagen ſtattgefunden haben.

An einer Menge mit Saumriffen verſehener Inſeln bemerkt man die deutlichſten Zeichen einer erfolgten oder jezt noch vor ſich gehenden Erhebung; ſo werden namentlich auf denſelben Reſte noch lebender Seethiere in Höhen angetroffen, wohin jezt das Meer nicht mehr reicht. Auf andern Inſeln hat das Land innerhalb Menſchengedenken merklich an Umfang gewonnen und iſt in fortwährendem Wachsthum begriffen. Auch verdient hier der Umſtand erwähnt zu werden, daß die Oertlichkeiten, an welchen Saumriffe vorkommen, Erdbeben ſehr häufig unterworfen ſind. — Alle dieſe Thatſachen machen es, wo nicht völlig gewiß, doch in einem hohen Grade wahrſcheinlich, daß Saumriffe und Hebung des ihnen als Unterlage dienenden Landes in der allerengſten Beziehung ſtehen.

Da nun die Senkungserſcheinungen denjenigen der Hebung zur Seite gehen oder als Corollarium der leztern betrachtet werden dürfen, ſo müſſen wir, wenn am Stattfinden der erſtern kaum mehr zu zweifeln iſt, auch dieſe in gleichem Grade wahrſcheinlich finden, d. h. wir haben allen Grund, die Bildung der Atolle und der Einfaſſungsriffe aus einer Senkung des Meeresboden zu erklären, um ſo eher, als, wie wir geſehen, eine Reihe anderer auf dieſe Corallenbildungen ſich beziehender Thatſachen zu einer ſolchen Annahme führt.

Iſt aber die Erklärung, welche Darwin von der Bildung der Corallenriffe gegeben, richtig, ſo dürfen wir auch annehmen, daß ſelbſt in unſern Tagen noch fortwährend die Thätigkeit der vulkaniſchen Kräfte, welche im Innern unſeres Erdballs ihren Siz haben, über ungeheure Räume ihrer Oberfläche ſich erſtreckt, und wenn auch verhältnißmäßig langſam, doch die bedeutendſten Veränderungen auf derſelben veranlaßt; daß wir alſo von der Periode noch weit entfernt ſind, wo die gewaltigen phyſikaliſchen und chemiſchen Prozeſſe in den Eingeweiden unſeres Planeten aufhören umgeſtaltend, zerſtörend und ſchaffend auf die Hülle deſſelben einzuwirken. Es erhellt namentlich aus der Betrachtungsweiſe des britiſchen Naturforſchers, daß die Starrheit der Erdrinde keineswegs ſo groß iſt, daß nicht immer noch die mannigfaltigſten Hebungen und Senkungen, die bedeutendſten Veränderungen der Höhenverhältniſſe vorgehen könnten. Eben ſo folgt aus dieſer Anſicht, daß die unterirdiſchen geologiſchen Gewalten die tiefer gelegenen Mineralgebilde fortwährend in Bewegung erhalten, wie die Stürme, welche über den Spiegel der Meeresgewäſſer hinblaſen, das flüſſige und leicht bewegliche Element durchwühlen, in ewiger Schwankung erhalten, hier heben und dort niederdrücken.

So möchte denn aus der Darwinſchen Anſicht, wie überhaupt aus unſerem gegenwärtigen geologiſchen Wiſſen die Möglichkeit, wo nicht gar die Wahrſcheinlichkeit der Wiederholung einer Erdkataſtrophe, einer Vernichtung der gegenwärtigen terreſtriſchen Ordnung der Dinge ſich ergeben. Denn wenn z. B. ein großer Continent etwas raſch aus dem Ozean und zu beträchtlicher Höhe über deſſen Spiegel ſich erhöbe, ſo müßte, wie dieß in früheren Zeiten mehr als einmal geſchehen, Meeresgrund zum Gebirgskamm und Landboden ſich umgeſtalten, große Landgebiete aber von den Fluthen überdeckt werden. — Unterſuchungen wie die im voranſtehenden Aufſatze beſprochenen, müſſen daher das größte Intereſſe für uns haben. Wenn ſchon die Möglichkeit der Zerſtörung eines einzigen Dorfes durch einen Bergſturz unſere Theilnahme in nicht geringem Maaße in Anſpruch nimmt, wie ſollten uns Fragen und Gegenſtände gleichgültig ſeyn, welche ſich auf die Beſtändigkeit des Wohnplatzes des ganzen Menſchengeſchlechts, alſo auf das einſtige Seyn oder Nichtſeyn deſſelben beziehen?

Wie jedes menſchliche Individuum gewärtigen muß, früher oder ſpäter vom irdiſchen Schauplatze abzutreten und eine neue ihm unbekannte Daſeynsform anzunehmen, ſo dürfte es einſt durch wiſſenſchaftliche Forſchungen zur Gewißheit erhoben werden, daß auch das geſammte Menſchengeſchlecht ein gleiches Schickſal zu erwarten hat. — Führte aber die Wiſſenſchaft wirklich zu einer ſolchen ſichern Vorausſicht, träten Erſcheinungen ein, aus denen gefolgert werden könnte, daß innerhalb einer gegebenen Zeit dieſer oder jener Continent vom Meere verſchlungen werden müßte, welch ungeheuren Eindruck müßte eine derartige Ueberzeugung auf alle denkenden Menſchen hervorbringen, welchen gewaltigen Einfluß auf die Handlungsweiſe ganzer Völker ausüben, welche moraliſche und materielle Umgeſtaltungen und Bewegungen in der menſchlichen Geſellſchaft verurſachen! Ob dieſe Eindrücke, dieſe Einflüſſe, dieſe Umgeſtaltungen erfreulicher und wohlthätiger Art wären, ob die Menſchheit unter einer ſolchen Ueberzeugung in den ſittlichen und politiſchen Fugen bliebe, ob ſie dadurch zu erhöhter Thätigkeit ſich anſpornen, zur möglichſten Selbſtvervollkommnung ſich anfeuern ließe, das ſind Fragen, welche wir auch nicht einmal vermuthungsweiſe zu beantworten wagen, wie wir überhaupt abſtehen wollen, weiter in das Gebiet der Möglichkeiten einzudringen. Es dürfte ſchon an dem

Gesagten zu viel seyn, und wir haben vielleicht manche schwache Gemüther durch die Eröffnung der Aussicht auf eine mögliche künftige Erdkatastrophe über Gebühr erschreckt.

Ehe wir uns vom geneigten Leser verabschieden, wollen wir demselben noch die Schrift, aus welcher der größere Theil des Stoffes dieser Darstellung entnommen worden, zum Nachlesen empfehlen, falls derselbe neugierig genug seyn sollte, über den verhandelten Gegenstand Näheres und Umständlicheres zu erfahren. Das Werkchen führt den Titel: „The structure and distribution of Coral Reefs“ und ist im Jahre 1842 in London erschienen.

Der gestiefelte Kater.

(Fortsetzung.)

Ehe wir zum Stück selbst übergehen, ein paar Worte über dessen scenische Darstellbarkeit. Schon Immermann, sagt man, habe es versucht, den gestiefelten Kater auf's Theater zu bringen. Immerdar hat man sich unendlich viel Spaß von der Verwirklichung dieser Gestalten versprochen. Der Himmel weiß, wie man es anfangen wollte, aber jedem unbefangenen Urtheil mußte es auf den ersten Blick gewiß seyn, daß mit den Bühnenmitteln, wie wir sie jezt haben, mit dem Theater, wie es existirt, mit den Schauspielern, wie sie sich vorfinden, dergleichen gar nicht wiederzugeben war; abgerechnet, daß das Publikum erst zum Hören und zum Sehen ganz eigens erzogen werden müßte. Wer soll die Rolle des Katers spielen? Wie soll das Mährchenelement des Stücks zur Anschauung kommen, wie die barocke Satire? Wird nicht, was im Buche reizend ist, auf den Brettern platt und albern erscheinen? Der Feenapparat der Oper, wie wir ihn in glänzender Pracht besitzen, ist für solche Stücke nicht gemacht und wird auch vom Dichter nicht verlangt; es wäre ganz gegen die gewünschte Einfachheit und Einfalt, und das Heiligthum der Shakespeareschen Traumwelt, die Grillenhaftigkeit der Wortspiele und Scherze würde unter dem modernen Pomp unserer rauschenden Oper, unter den Sprüngen unserer Ballettänzerinnen spurlos verschwinden. Also soll es einfach und kindlich hergehen, und doch soll in dieser Einfachheit und Kindlichkeit so unendlich viel Erhabenheit und Größe liegen, daß wir all die wirklichen Gestalten unserer großen dramatischen Dichter darüber vergessen.

Ein romantischer Theatergourmand schmeckt auf seiner Zungenspitze die ganze Süßigkeit einer barocken Fratze, während er mit Ekel einen Wallenstein, einen Tell von sich schiebt. Aber darin dürfen wir den Romantikern jezt nicht mehr nachgeben; wir wollen das Leben, das uns so viel Kummer und Noth macht, als ein sauer erworbenes Gut auf die Bretter bringen, wir wollen uns an den Heldengebilden unserer großen Dichter begeistern, und aus unserer Zeit und für unsere Zeit ähnliche schaffen. Kann die Bühne den Gang der Geschichte nicht mehr vertragen, biegen sich die Bretter und drohen zu brechen unter der Schwere dieses Ganges, nun gut, so gehe das Theater ein, es schlummere die dramatische Muse, die kein Haupt mehr zu bekränzen findet; aber wir wollen ihr nicht mit dem Strohhalm unter der Nase kitzeln, daß sie komische Grimassen schneidet.

Wenn wir hier nur von der Darstellbarkeit solcher Mährchen sprechen, so ließe sich an ein französisches Vaudeville-Mährchen erinnern, das den Titel führt: la chatte métamorphosée en femme. Diese kleine Farce ist allerliebst. Ein junger Mann besizt ein wunderliebliches Kätzchen; es ist schneeweiß und zeigt das anmuthigste Geberdenspiel. Er verliebt sich in dieses Kätzchen und wünscht es in ein Mädchen verwandelt zu sehen, um es heirathen zu können. Sein Wunsch geht in Erfüllung, und das Stück beginnt mit der Erscheinung der in eine junge Frau verwandelten Katze. Diese junge Frau ist das Anmuthigste, was man sehen kann, aber sie hat bei allem menschlichen Reiz ihre Katzennatur nicht abgelegt. Mitten in einer zärtlichen Scene reißt sie sich aus den Armen des Geliebten, um einer Maus nachzusetzen, die über das Zimmer läuft. Gelegentlich kratzt sie, und was eine höchst zierliche Situation bildet, sie schöpft ihre Nahrung aus einer flachen Schale mit Milch, in der Weise eines Kätzchens. Dabei stimmt das Costüm der Schauspielerin ganz mit diesem Bilde. Ein Röckchen von weißem Atlas mit einer Pelzverbrämung, ebenfalls von weißer Farbe, und nun dazu die weichen, zierlichen Bewegungen, die großen Augen, das runde Gesicht: Alles mahnt an das einst so geliebte Kätzchen.

Wir führen dieß Mährchen-Vaudeville nur an, um zu zeigen, wie solche Stoffe zur Darstellung gelangen können, ohne plump, unverständlich oder gar beleidigend zu erscheinen. Beim französischen Mährchen hat das Talent des Schauspielers noch eine Aufgabe zu erfüllen, beim deutschen geschähe das, was geschieht, weit besser durch Marionetten; denn die Kunst des Schauspielers ist unnütz, wo es nur Fratzen darzustellen gibt. Im französischen Mährchen ist das Mährchenhafte geschickt außerhalb der Darstellung hinverlegt und kommt nur in witzigen Andeutungen zu Tage, die keineswegs unsere Darstellungsmittel überschreiten; im Deutschen soll vor unsern Augen jede noch so groteske Verwandlung vor sich gehen, und doch soll dabei der ganze Duft der Mährchenwelt beibehalten werden. Dieß ist nicht möglich. Es ist wie mit der Hexenküche im Faust; es wird ein roher

Spektakel daraus. Man thut am besten, man übergibt solche Gegenstände der Oper, die einmal für allemal damit umzuspringen weiß und darauf eingerichtet ist. Die Raimundschen Zaubermährchen erfüllen den Zweck der Schaulust hier weit besser. Aber der witzige und geistig polemische Inhalt geht, wenn er auch noch zeitgemäß und für unsere Literatur und Theaterzustände passend wäre, mehr oder minder bei der Darstellung verloren.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, April.

(Fortsetzung.)

Die italienische Oper. — Burgtheater. — Vorlesungen.

Die Saison bietet jezt in der That lukullische Genüsse, indem sie täglich neue köstliche und ausgesuchte Gerichte auf die Tafel des hiesigen High-life sezt. Dahin gehören namentlich die einander fast überstürzenden Conzerte, die mannigfachen Akademien, Vorlesungen und dergleichen, endlich die seit dem 1sten April eröffnete italienische Oper, der Abgott der vornehmen Welt. Auch die „grazienfüßige, anmuthumstrahlte" Fanny Elsler ist hier und wird uns an zehn Abenden der Stagione bezaubern. Neulich tanzte sie bereits die Gisella in den „Willis," wie sich denken läßt bei übervollem und begeistertem Hause. Die italienische Oper hat dießmal wieder eine Garcia-Viardot und Padolini, einen Ronconi, Rovere, Marini u. s. w. aufzuweisen. Neue Erscheinungen sind die Damen Montenegro, Albani, Cattaneo, dann die Sänger Fereti, Gardoni, der Russe Ivanof. Ob der den meisten Gliedern der Gesellschaft, insbesondere von Mailand aus vorausgegangene Ruf ein gegründeter ist, wird sich bald zeigen. Eröffnet wurde die Saison mit Bellini's „Norma," worin mehrere der hesperischen Gäste nicht mit sonderlichem Glücke debütirten. Doch darf man den Erfolg eines ersten Abends nicht gleich als Maßstab des Ganzen nehmen. Drei neue Opern, darunter „I Normanni a Parigi," sind zugesichert. Maestro und Cavaliere Donizetti gedenkt den größten Theil der Saison zu verweilen, vielleicht um als Genius über ihr Schicksal zu wachen? — Sowohl das Töpfersche Lustspiel „Canova's Jugendliebe," als auch Ponsards „Lucretia" sind jezt wirklich schnell hinter einander gegeben worden. Ersterem liegt eine Anekdote aus dem Leben Canova's zu Grunde, der zufolge er sich als junger Maler in die schöne, aber schelmische und neckische Tochter seines Meisters verliebt, dabei aber so scheu, ja ungeschickt sich benimmt, daß es seinem feurigern und energischeren Collegen und Nebenbuhler Rafael Morghen nicht schwer wird, ihm die Braut wegzuschnappen, eine demüthigende Erfahrung, die Canova's, überdieß durch den Venetianer Torreto bereits angeregten Uebertritt von der Malerei zur Plastik zur Folge hat. Wäre Töpfern nicht die Zeichnung mehrerer und gerade der Hauptfiguren mißlungen, und hätte er sich Mühe gegeben, den Stoff kompakter zu kneten und künstlerischer auszuarbeiten, so hätte die deutsche Bühne um ein gutes Lustspiel reicher werden können. Ponsards Lucretia ist zu bekannt, als daß man sich noch einmal kritisch darüber vernehmen lassen dürfte. Man sah dem Stück mit ziemlich gespannter Erwartung entgegen und es wurde sehr sorgfältig dargestellt. Es wurde seitdem mehreremal wiederholt. Seidl, der Uebersezer, hat in jeder Hinsicht eine treffliche Uebertragung geliefert. Dem Vernehmen nach sollen Laube's „Bernsteinhexe" und Gutzkows „Zopf und Schwert" bei der Hoftheaterdirektion eingereicht worden seyn; ob sie aber die hiesigen Bretter betreten werden, ist zweifelhaft. Lezteres Stück wurde bereits vor mehreren Monaten auf der Prager Bühne gegeben, man sollte sonach glauben, daß man um so weniger Grund haben werde, uns dieses „historische Lustspiel," welches die deutsche Bühne für eine neue Eroberung ansieht, vorzuenthalten. Statt alte Iffland'sche und dergleichen Stücke mit beharrlichem Eifer vorzunehmen, dürfte man wohl die besseren der neuesten Erscheinungen berücksichtigen und der lebendigen Gegenwart ihr Recht widerfahren lassen. Es wird sich nebenbei noch genug Gelegenheit darbieten, der Todten zu gedenken und sie gebührend zu ehren. — Bald nach der humoristischen Vorlesung Saphirs, welcher demnächst wieder eine folgen soll, veranstaltete der bekannte, nach mehrjähriger Abwesenheit in die Heimath zurückgekehrte Dr. Wiest eine ähnliche Vorlesung. Wiest ist ein witziger Kopf, obgleich nicht von der Qualität Saphirs; da aber in Wien jede Sorte von Humor und Witz guten Abgang findet, so fand auch diese Vorlesung Beifall, die überdieß durch die Wiest sehr geläufige Nachahmung der Raimundschen, Nestroyschen und Scholzschen Sprachweise für die Mehrzahl des Publikums einen interessanten lokalen Beigeschmack erhielt. Eben werden auch von Stelzhammer, dem originellen Dichter oberennsischer Lieder, Vorlesungen angekündigt. Den Freunden und Kennern der Volksdichtung steht hier ein angenehmer Genuß bevor. Käme doch endlich einmal die Zeit, wo auch über Vorlesungen anderer Art berichtet werden könnte. Ich meine freie wissenschaftliche Vorträge an unserer Hochschule, wodurch ja erst der Begriff einer Universität im eigentlichsten Sinne des Wortes erfüllt würde. Des anregenden Beispiels wäre an andern Orten bereits genug gegeben, und die Wissenschaft will nicht länger ausschließliches Eigenthum sogenannter Gelehrten und privilegirten Fakultäten seyn. Vielleicht sind die kürzlich begonnenen Vorträge A. Schrötters über organische Chemie Vorläufer freierer wissenschaftlicher Regungen.

(Schluß folgt.)

Charade.

1. 2.

Der thörichtste Wunsch in Einem Wort;
Will etwas haben in Einem fort!
Wie kommt das Wort doch in diese Welt,
Die auf sein Gegentheil ist gestellt!

3.

Die beste Erholung von Schwarz auf Weiß,
Die Einer von Farbe zu finden weiß,
Der nicht gefesselt an Bier und Wein,
Nicht immer will zwischen Wänden seyn.

1. 2. 3.

Das freundlichste Sinnbild dauernden Glücks,
So weit in den Sphären des Erdengeschicks
Freundschaft es, und Liebe? — dir geben kann,
Nimm hier, ein Blättchen und Blümchen an!

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 17.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 17.

Sonnabend, 4. Mai 1844.

[216] Erschienen ist:

Conversations-Lexicon

zum Handgebrauch

oder

encyklopädisches Realwörterbuch

aller Wissenschaften, Künste und Gewerbe.

Vierte, gänzlich umgearbeitete Auflage.

Vollständig in einem Bande

oder in 30 vierzehntägigen Lieferungen (von 6 bis 7 Royalquart-Bogen) à 5 Sgr. (4 gGr.) = 18 Kr. Rhein. = 15 Kr. Conv.-Mze.

Die erste Lieferung ist in allen Buchhandlungen vorräthig. Neben der Bewahrung früherer Vorzüge ist auf eine den Anforderungen der Gegenwart entsprechende Vervollständigung des bereits seit mehreren Jahrzehenden ehrenvoll bekannten Werks überall der größte Fleiß verwandt, so daß dasselbe in seiner neuen Gestalt eine schnelle Uebersicht über alle Bereiche menschlichen Wissens und Könnens zu bieten geeignet ist. Da die neue Auflage das Doppelte der dritten enthalten wird, ist es möglich geworden, einestheils Gegenstände von allgemeinerem Interesse oder hervortretender zeitgeschichtlicher Bedeutung ausführlicher zu behandeln, anderntheils noch eine große Anzahl kürzerer Artikel aufzunehmen, so daß die vierte Auflage auch hinsichtlich ihrer Reichhaltigkeit und Vollständigkeit hinter ähnlichen größeren Werken nicht nur nicht zurückstehen wird, sondern auch im Vergleich mit ähnlichen literarischen Erscheinungen von gleichem Umfang den Vorzug einer besonders gründlichen Bearbeitung leicht erkennen lassen dürfte. Druck und Papier, namentlich die selbst schwächeren Augen wohlthuenden Lettern dürften allen Anforderungen entsprechen, während der äußerst niedrige Preis und die erleichterte Anschaffung das Werk Jedermann zugänglich machen. Eine ausführliche Anzeige nebst Probe des Werkes geben alle Buchhandlungen unentgeldlich aus.

Leipzig, im April 1844.

August Weichardt.

---

[177] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Nomenclator botanicus

seu:

Synonymia plantarum universalis.

Enumerans

ordine alphabetico nomina atque synonyma,

tum generica tum specifica, et a Linnaeo et a recentioribus de re botanica scriptoribus plantis phanerogamis imposita.

Autore **E. Steudel,** Med. Dr.

Editio secunda ex novo elaborata et aucta.

105 Bogen Lexicon-Format. Preis 12 fl. oder 8 Rthlr.

Wenn schon vor 20 Jahren die erste Ausgabe dieses Werks eine gefühlte Lücke in der botanischen Literatur nach allgemeiner Anerkennung auf eine befriedigende Art ausfüllte, so wird nach diesem Zeitraum, der an Fruchtbarkeit der Entdeckungen jede frühere noch so glänzende Periode der Bereicherung der botanischen Kenntnisse weit übertrifft, einer zweiten Auflage, deren Bearbeitung der Verfasser aufs Neue eine lange Reihe von Jahren widmete, um so weniger eine dankbare Aufnahme fehlen, als gleichzeitig mit dem sich darbietenden reichen Material der wirklich neuen Entdeckungen der Fleiß der verschiedenen, unabhängig von einander dieselben oder verwandte Gegenstände bearbeitenden Schriftsteller, und deren individuelle Ansichten über Bildung von zahlreichen neuen

Gattungen, die Masse der Synonyme auf eine der Wissenschaft selbst beinahe Gefahr drohende Art vermehrte. Es hat sich daher der Verfasser die Aufgabe gestellt, dem botanischen Publikum gleichsam einen Leitfaden aus diesem Irrgarten zu bieten, indem er mit Beachtung der ihm auf verschiedenen Wegen zugekommenen Wünsche, in so fern ihn solche nicht zu weit von dem ursprünglichen Plane entfernten, jede im ganzen Umfange der botanischen Literatur bekannt gewordene Pflanze in alphabetischer Ordnung mit Zugabe der nach Genus, Species, Autorität, Synonymie, Lebensdauer, Vaterland und Stelle im System aufführt und da, wo der Name des Autors und die beständige Hinweisung auf die systematischen Werke von Sprengel, Decandolle und D. Dietrich (so weit diese erschienen) und ein am Ende des Werks beigefügtes vollständiges Verzeichniß der angeführten Autoren nicht zureichend erschien, auch noch häufig eine specielle Nachweisung beifügt. Auf diese Art erhält man über die angeführten Momente eine sehr schnelle und vollständige Aufklärung, das Auffinden der bis jetzt aufgestellten Gattungen und Arten wird erleichtert, und es dient dieses mit großem Zeitaufwand und unermüdeter Geduld und Ausdauer durchgeführte Werk als Repertorium eben so sehr dem Literator, als dem von großen Büchersammlungen entfernten Liebhaber der Botanik, so wie den Besitzern von Herbarien und Gärten. Ein Werk in diesem Umfange, welches mit Einem Blicke den gegenwärtigen Reichthum der botanischen Entdeckungen vor das Auge bringt, fehlt in der botanischen Literatur. Wenn auch einige Werke (wie Loudon Hortus britannicus ed. 2. London 1830—39 und Sweet Hortus britannicus ed. 3. London 1839) ihre ehrenwerthe Stelle stets behaupten werden, so können sie doch das angezeigte Werk um so weniger entbehrlich machen, als darin hauptsächlich nur auf die in England cultivirten Pflanzen, auf die Synonymie aber nur sehr eingeschränkt Rücksicht genommen ist, während die systematische Anordnung den schnellen Ueberblick und die Erleichterung des Auffindens nicht gewährt. Beide Werke führen nur etwa 30,000 (also um 10,000 weniger als die erste Ausgabe) Arten auf, während das jetzige Werk nahe an 5000 Genera und über 70,000 Arten aufzählt. Die zweckmäßigste typographische Einrichtung macht es möglich, daß dieses ausgedehnte Material in einem für Deutlichkeit und Uebersicht nicht störend einwirkenden möglichst engen Raum zusammengefaßt ist.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[218]

Caroline Pichler's letztes Werk.

Folgendes in dem Nachlaß der Frau Caroline Pichler vorgefundene Werk ward so eben im Druck vollendet und ist bei mir angekommen:

Denkwürdigkeiten

aus meinem Leben.

Von

Caroline Pichler.

4 Bändchen. gr. 12. Druckvelin. In Umschlag brochirt. 3 Thlr. 20 gGr.

Caroline Pichler, deren Leben in eine ereignißreiche Zeit fiel, deren Haus der Sammelplatz aller literarischen Notabilitäten war, theilt uns hier als scharfe Beobachterin sehr interessante Details mit; sie malt die Eindrücke, welche die großen Weltbegebenheiten auf ihr theilnehmendes Gemüth gemacht haben, und liefert zugleich zahlreiche interessante Beiträge zur Literärgeschichte, zur Biographie und Charakteristik von Staatsmännern, Künstlern und Gelehrten.

Besonders interessant ist auch die rücksichtslose Wahrheitsliebe, womit uns die Verfasserin einen Blick in ihr eigenes Geistes- und Gemüthsleben eröffnet.

☞ Den Besitzern der frühern C. Pichler'schen Schriften bemerken wir, daß dieß Werk eigenthümlicher Verhältnisse halber nur in dieser Einen Ausgabe erscheinen kann.

Leipzig.

A. G. Liebeskind.

Geschichte

des

Trojanischen Krieges.

Mit

Beilagen über die älteste Geschichte Griechenlands und Troja's

von

Johann Aschold,

Prof. am königl. bayer. Gymnasium zu Straubing.

gr. 8. broch. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gGr.

Inhalt: I. Prüfung der bisherigen Annahmen über die Entstehung und die Zeit des trojanischen Krieges. II. Bedeutung der ersten Einnahme Troja's durch Heralles. III. Veranlassung und Bedeutung des eigentlichen trojanischen Krieges. IV. Verrätherei der Antenoriden. V. Begründung der aufgestellten Ansicht vom trojanischen Krieg aus den Homerischen Gesängen. VI. Ueber die Einheit der Ilias. — Beilagen. 1) Ueber die Bedeutung der Helena und ihrer Wanderungen. 2) Ueber die Atriden und die südlichen Achäer. 3) Ueber die Abstammung der Pelasger und ihren Heros Heralles. 4) Ueber die Irrfahrten des Odysseus. 5) Uebersicht der Geschichte des trojanischen Reiches. 6) Ueber die Bedeutung des Aeneas und seine Wanderungen.

Der Verfasser, welcher diese Schrift seinem Lehrer Welker und dem Begründer und hochherzigen Kenner der hellenischen Geschichte C. O. Müller gewidmet hat, übergibt (wie er in seiner Bescheidenheit sagt) diesen Versuch dem Publikum nicht ohne Besorgniß. So schwierig der Gegenstand auch seyn mag, in wie undurchdringliches Dunkel die einzelnen über denselben erhalte-

nen Nachrichten gehüllt, wie groß die Forderungen der Gelehrten und wie verschieden ihre Ansichten über Behandlung der griechischen Mythengeschichte seyn mögen, immerhin glauben wir, daß des Verfassers Besorgniß nicht gerechtfertigt, daß im Gegentheil seine Bescheidenheit in um so hellerem Lichte glänzen werde, je gediegener und scharfsinniger seine Forschungen, je geistreicher die Zusammenstellung und je fleißiger die Ausführung erfunden werden wird.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[208] Neu erschien und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ainsworth, H. W., Die Geheimnisse von London. Mit Bildern. 1—10tes Bändchen. 16. Leipzig, Berger. broch. à 5 gGr.

(Vollständig in 16—20 wöchentlichen Bändchen, das erste erschien bereits in zweiter Auflage!!)

---

[161] In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

Chr. J. Matzerath.

8. in Umschl. broch. Preis 2 fl. 12 kr. od. 1 Rthlr. 8 gGr.

Die Erscheinung dieser Gedichte ist für die Rheinlande um so mehr von Interesse, je länger diese schöne Grenzprovinz des Gesammtvaterlandes durch ihre frühere Geschichte von der allgemein-deutschen Literatur ausgeschlossen worden, und je dringender es daher gilt, in dem schönen Fortschritt dieser Literatur auch sie würdig zu repräsentiren.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

An die Besitzer der Mysterien von Eug. Sue.

Paul de Kock's

humoristische Romane,

☞ an höchst interessanten Schilderungen und Gemälden aus dem Leben Eugène Sue ungleich übertreffend.

sind in der guten Uebersetzung von Dr. Elsner, wie in allen Buchhandlungen, so auch in der Unterzeichneten wieder zu haben.

☞ **Preis pro Band 12 kr. oder 3 ggr.!!!**

Alle Besitzer der „Geheimnisse von Paris" machen wir hierauf ganz besonders aufmerksam.

In allen Buchhandlungen Deutschlands und Oesterreichs und bei

Scheible, Rieger & Sattler in Stuttgart.

---

[168] In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Israelitische Gedichte

von

Eduard Arnd.

gr. 8. Preis 1 fl. 24 kr. oder 20 gGr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[204] In meinem Verlage erscheint und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Feld-, Wald- und Hausmährchen.

Von

Adele Schopenhauer.

Gr. 12. Geh. 24 Ngr.

Leipzig, im März 1844.

F. A. Brockhaus.

Dictionnaire Synonymique

complèt

de la langue française

par

J. G. Fries,

Professeur à Paris.

8. broch. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 gr.

Dieses Wörterbuch ist nicht allein Denjenigen, welche die französische Sprache erlernen, sondern auch Allen, welche sich derselben gewöhnlich bedienen, ganz besonders zu empfehlen. Es empfiehlt sich eben so sehr durch seine innere Einrichtung, als durch seine Ausstattung und seinen wohlfeilen Preis.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Handbuch und Wegweiser

für

Auswanderer

nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika

enthaltend

die für sie wissenswerthesten Gesetze, Sitten und Gebräuche. Rathschläge und Warnungen gegen Uebervortheilung. Beschreibung der für sie geeignetsten Landstriche. Rathschläge in Bezug auf Gesundheit, Klima und Boden. Reiserouten. Entfernungen der vorzüglichsten Plätze von den Hauptstädten der Staaten und von Washington. Straßen, Kanäle und Eisenbahnen. Bevölkerung, Produkte, Klima und Boden einzelner Staaten, nebst einer umständlichen Beschreibung aller in den Staaten Ohio, Michigan, Indiana, Illinois und Missouri und in den Territorien Wisconsin und Iowa gelegenen Grafschaften, einem statistischen Anhang und einer illuminirten Karte.

Von

Francis J. Grund.

8. Velinp. broch. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 6 gGr.

Das Bedürfniß eines Buches, welches den Auswanderern ausführliche Belehrung über jene Dinge und Verhältnisse von Amerika gibt, welche sie vor Allem zu wissen nöthig haben, und die sie zugleich gegen Uebervortheilung, Fehlgriffe im Ankauf von Ländereien und Verluste aus Unkenntniß der Gesetze, Sitten und Gebräuche sicher stellen, ist schon lange in Deutschland gefühlt worden. Obige Schrift soll diesem Mangel abhelfen. Der Herr Verfasser hat während eines siebenzehnjährigen Aufenthalts in den Vereinigten Staaten und in den verschiedensten Stellungen, die ihn mit allen Klassen der Gesellschaft in die intimste Berührung brachten, vielleicht mehr wie jeder andere Einheimische oder Fremde Gelegenheit gehabt, die amerikanischen Zustände und die Stellung der eingewanderten Deutschen nach allen Richtungen hin kennen zu lernen, und hält es daher für seine Pflicht, das Ergebniß seiner

Erfahrungen seinen Brüdern im deutschen Vaterlande mitzutheilen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[217] Hannover, im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Gedichte
aus dem Nachlasse
von
Franz Hartmann.

8. Velinpap. 1844. geh. Preis 1 Thlr.

Gedichte
von
Gottfried Kinkel.

8. Velinp. broch. Preis 2 fl. 15 kr. od. 1 Rthlr. 8 gGr.

Hauptabschnitte des Inhalts: Zum Eingang. — Bilder aus Welt und Vorzeit. — Oden und Verwandtes. — Des Dichters Leben und Betrachtung, in deutschen Weisen. — Roma's Erwachen. — Die Weine. — Otto der Schütz. Eine rheinische Geschichte in zwölf Abenteuern.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[209] Im Verlage von Fr. Hofmeister erscheint:

Handbuch der musikalischen Literatur, oder allgemeines, systematisch geordnetes Verzeichniss gedruckter Musikalien, auch musikalischer Schriften und Abbildungen mit Anzeige der Verleger und Preise. Dritte, bis zum Anfange des Jahres 1844 ergänzte Auflage.

Das Werk zerfällt in drei Abtheilungen und werden Bestellungen, sowohl aufs Ganze als auf jede Abtheilung einzeln angenommen. Nämlich 1) Pianofortemusik in 5 Heften. 2) Instrumentalmusik (mit Ausnahme der Pianofortemusik) in 2 Heften. 3) Gesangmusik in 3 Heften.

Monatlich wird ein Heft von 8 Bogen (in hoch Quart) ausgegeben. Preis per Heft 20 Ngr., auf Schreibpapier 1 Thlr.

Drei Hefte (Pianoforte mit Begleitung zu 4 Händen und Solostücke für das Pianoforte A—K enthaltend) sind bereits erschienen.

Das Polizeistrafgesetz
für das Königreich Württemberg
mit Erläuterungen
von
Dr. Hermann Knapp,
Ober-Consistorialrath und Ober-Studienrath.

Mit einem vollständigen Register und tabellarischer Nachweisung der auf die einzelnen Artikel des Gesetzes sich beziehenden Stellen der Gesetzesentwürfe und Motion zu denselben, sowie der Commissionsbericht und Verhandlungen beider Kammern der Ständeversammlung.

Preis 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr. 4 gGr.

Bei Abnahme von 15 Exemplaren wird ein Frei-Exemplar gewährt.

Unter diesem Titel ist in unterzeichnetem Verlage eine mit einem ausführlichen Kommentar versehene Handausgabe des promulgirten Württembergischen Polizeistrafgesetzes erschienen, welches wegen seines tief eingreifenden Einflusses auf die verschiedensten Lebens- und Berufsverhältnisse nicht blos für den Geschäftsmann, besonders den Bezirks- und Gemeindebeamten, sondern für jeden Staatsbürger von höchster Wichtigkeit ist. In den Erläuterungen wird der Verfasser die einzelnen Bestimmungen des Gesetzes mit steter Rücksicht auf die seitherige Gesetzgebung commentiren, und das Wichtigste aus den Motiven der Regierung und den der Verabschiedung des Gesetzes vorangegangenen ständischen Verhandlungen mittheilen. Der lebhafte Antheil, welchen derselbe als Mitglied der Kammer der Abgeordneten und der zu Begutachtung des Gesetzentwurfs niedergesetzten Commission an der Bearbeitung des Gesetzes genommen hat, dürfte diesem Commentar ein besonderes Interesse verleihen und der literarische Ruf des Verfassers, welcher dem Publikum durch sein württembergisches Kriminalrecht und seine Bemerkungen zu dem Strafgesetzentwurf rühmlichst bekannt ist, dafür bürgen, daß auch diese Schrift nicht blos den Anforderungen der strengern Wissenschaft genügen, sondern auch durch eine klare und gemeinfaßliche Darstellung dem ausgebreitetsten Kreise von Lesern sich empfehlen werde.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Der Bodensee
nebst dem Rheinthale
von St. Luzienstieg bis Rheinegg.
Von
Gustav Schwab.
Zweite, verm. und verbesserte Auflage.
Mit 2 Stahlstichen und 2 Karten.

8. Preis 3 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 6 Gr.

Die Brauchbarkeit dieses Handbuchs ist durch den vollständigen Verschluß der ersten Auflage bewährt worden. Der Verfasser hat es nun durch sorgfältige Durchsicht, Umarbeitung ganzer Artikel, wie z. B. des Abschnittes über die Dampfschifffahrt, über die Flora des Bodensee's, über die denselben betreffenden Kunstwerke, und durch sehr bedeutende Zusätze in topographischer Beziehung noch praktischer, so wie durch die Trennung in zwei Abtheilungen für den Bedarf des Reisenden, namentlich des Fußwanderers, zweckmäßiger einzurichten unternommen und die unterzeichnete Verlagshandlung hat das Aeußere des Werkes durch Druck und Papier und zwei von Meisterhand gezeichnete und in Stahl gestochene Ansichten, so wie durch zwei vortreffliche Karten vom Bodensee und vom Rheinthale aufs Einladendste ausgestattet.

Taschenbuch auf Reisen durch Württemberg, mit einem Anhang über die besuchten Bäder Württembergs, einem Ortsregister und zwei lithographirten Abbildungen, und auf Verlangen mit einer Karte von Württemberg. 12. Preis broch. mit Charte 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 gGr., ohne Charte 1 fl. 24 kr. oder 20 gGr.

Ein Handbuch, das, wie dieses, ganz Württemberg umfaßt, das der Reisende unterwegs zu Rathe ziehen kann, um sich mit den Schönheiten, Merkwürdigkeiten, den verschiedenen Entfernungen der einzelnen Orte, so wie mit den besuchteren Straßen und deren Richtung und Verbindung mit der Schweiz und den andern Nachbarländern bekannt zu machen, wird gewiß Vielen willkommen seyn, vor allen Anderen Denjenigen, welche die vaterländischen Bäder besuchen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 109.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 6. Mai 1844.

Sieh da die Mutter mit der lieben Tochter!
Wir wollen einmal von Geschäften ruhn —
Kommt! mich verlangte, eine heitre Stunde
Im lieben Kreis der Meinen zu verleben.

Schiller.

Ein Vertrag.

Von Ernst Willkomm.

II.

Es war Winter geworden, ein Winter, streng und schneereich, wie er gewöhnlich ist in und an den Sudeten. Alle Straßen, die nach Friedland führten, waren ungangbar, Boten und Couriere aus Böhmen, Mähren, Schlesien und dem Reiche kamen um viele Tage zu spät. Wallenstein aber hielt ruhig Hof auf seinem eingeschneiten Schlosse, und that, als ob die Welt seit undenklichen Zeiten des tiefsten Friedens genösse. Seit dem Herbst hatte sich seine Gesundheit gebessert. Er konnte jezt wieder ohne Stock gehen, zu Pferde steigen und längere Ausflüge machen. Dieß that er nun öfters, denn die befohlenen Bauten an den reißenden Gewässern des Gebirgsflusses wurden eifrig betrieben und hie und da sah man bereits die rötdlichen Rauchsäulen der Eisenhämmer in trüber Winternacht aus dem Föhrenwalde aufsteigen. Mit gewohnter Strenge und furchtbar harten Worten trieb er die geplagten Arbeiter zu verdoppeltem Fleiße an.

Kurz vor Weihnachten kamen an drei verschiedenen Tagen mehrere Couriere an, die lange Unterredungen mit dem Herzoge pflogen. Seine Umgebungen erfuhren nichts davon, am wenigsten Gattin und Tochter. Sie mußten sich begnügen, wenn der Herzog bei Tafel oder in einer besonders glücklichen Abendstunde, die er zuweilen in Gesellschaft der Frauen und mit Theodora scherzend verlebte, kurze Worte freiwillig fallen ließ. Auf diese Weise hatten sie erfahren, daß der churfächsische Feldmarschall von Arnim, ehemals des Herzogs rechte Hand, einige Tage auf Friedland zugebracht habe, und daß viel Geheimnißvolles, erst in Zukunft Fruchtbringendes mit ihm verhandelt worden sey. Da Wallenstein heiter und in seiner Art mittheilend war, hofften Gattin und Tochter auf neue Zeiten des Glücks, und namentlich die Leztere ließ es sich angelegen seyn, den tapfern Vater durch Liebenswürdigkeit und zarte Aufmerksamkeit möglichst zu zerstreuen.

Heiterer als gewöhnlich überraschte Wallenstein die Frauen am Abend jenes Tages, wo der lezte Courier aus Mähren in Friedland angelangt war. Orionda spielte und sang der meist stillen und schwermüthigen Herzogin eben eines ihrer Zigeunerlieder vor; Theodora stickte an einem Halskragen für den Vater. — „Bleibt ungestört," sagte Wallenstein, als die beiden Mädchen aufstanden, um den Gebieter ehrfurchtsvoll zu begrüßen. „Ich habe euch überrascht, laßt's euch nicht merken! Du, Orionda, singe immerhin dein Lied zu Ende, indeß mein Kind mir vergönnen mag, die Geschicklichkeit ihrer feinen Hände zu bewundern." Er stüzte sich, Orionda gegenüber,

auf die Lehne von Theodoras Seſſel, achtete genau auf die blitzende Nadel in der ſchönen Hand der fleißigen Tochter und lauſchte dabei aufmerkſam den lieblichen Tönen, die von Mund und Saiten der Enkelin Kepplers floßen. Als das Mädchen geendet, trat er zur Herzogin und fixirte ſie ſcharf.

„Dieſe rauhe Gegend hat einen nachtheiligen Einfluß auf Ihre Geſundheit, wie ich ſpüre," ſagte er. „Sie werden täglich bläſſer, Ihr Auge, mir immer ein reiner Spiegel edler Freundſchaft, beginnt ſich zu trüben. Unſere Naturen paſſen in dieſer Hinſicht nicht zu einander. Strenges Wetter ſtählt mir die Sehnen, macht meinen Geiſt lebendig und hebt meinen Muth." — „Nicht doch, mein Gemahl," erwiderte Iſabella. „Mich erſchütterte bloß Oriondas Spiel." — „Wär' es ſonſt nichts?" fragte Wallenſtein ſcharf. — „Gewiß nicht, Vater!" betheuerte Theodora. „Wenn Orionda ſpielt, weint die Mutter immer." — „Wenn du es ſagſt, ſo glaub' ich's," verſetzte der Herzog, die weiße Hand der Tochter ergreifend und zärtlich drückend. Iſabella unterdrückte ſchmerzbewegt einen tiefen Seufzer. Wallenſtein näherte ſich abermals ſeiner Gemahlin. — „Dennoch werden wir reiſen, Iſabella," fuhr er fort. „Der Kaiſer hat mir geſchrieben und mich ſehr huldvoll gebeten, in die Nähe von Wien zu kommen." — „So iſt er uns wieder gnädig geſinnt?" warf die Herzogin ſchüchtern ein.

Wallenſtein lächelte unmerklich. „Es ſcheint," verſetzte er, „als habe Seine Majeſtät eingeſehen, daß ich nicht der Mann bin, als welchen meine neidiſchen Feinde mich dargeſtellt haben. Das Reich iſt in den Händen der Schweden, wie Sie wiſſen, vor den Thoren Wiens hört man Guſtav Adolphs Kanonen. Graf Tilly ſtarb den Heldentod am Lech, mit ihm zerſtreute ſich die Kraft des alten, todesmuthigen Heeres. In ſeiner ſchweren Bedrängniß hat mich der Kaiſer vielmals dringend erſuchen laſſen, mich der Kriegsangelegenheiten wieder anzunehmen; ich kann aber nichts thun; nur meinen Rath zu geben und allenfalls meinen Namen zur Werbung eines Heeres kaiſerlicher Majeſtät zu leihen, bin ich aus patriotiſcher Aufopferung bereit." — „So laſſen Sie wieder werben?" fragte Iſabelle lebhaft. — „Ich hoffe es." — „Und Ihr Name, der Name Friedland, wird an den Werbeplätzen erklingen?" — „Meine Feinde werden ſich an den verhaßten Klang gewöhnen müſſen, denn ſchwerlich möchte der Kaiſer auf andere Weiſe ein taugliches Heer zuſammen bringen."

„Nun Gott ſey Dank!" rief die Herzogin, die Hände faltend und verklärt gen Himmel blickend. „So darf ich doch hoffen, daß der finſtere Geiſt, der Ihnen ſo lange wie ein Schatten quälend nachgeſchlichen iſt, für immer unſer Haus verlaſſen wird." — „Böſe Stunden kann Niemand willkührlich entfernen," ſagte Wallenſtein ernſt. „Sie befallen den großen Menſchen eben ſo gern und wohl noch häufiger als die gemeine, gedankenloſe Menge. Ueber ſie alſo gebietet nicht der Wille, der Finger des Schickſals ruft und entfernt ſie. Aber hoffen Sie nicht zu viel, Iſabella! Ich werde dem Kaiſer ein Heer werben, doch nie mich wieder als Führer an ſeine Spitze ſtellen. Ich bin zu alt und kränklich, ich habe die Annehmlichkeiten des Friedens geſchmeckt und ſie ſchätzen gelernt. Es iſt feſt bei mir beſchloſſen, das Schwert nie mehr ſelbſt zu führen; rathen aber will ich gern, und nach beſtem Wiſſen, wenn man mich höflich darum angeht."

Iſabella wagte nicht, dem Gatten Einwürfe zu machen oder tiefer gehende Fragen an ihn zu richten. — „Sind Sie reiſefertig?" fragte er, da Alle ſchwiegen. — „Wenn Sie es wünſchen, bin ich bereit." — „Wo gehen wir denn hin, Vater?" fragte Theodora. — „Ich habe ſo eben Boten abgeſchickt, daß ich binnen Monatsfriſt die Abgeordneten des Kaiſers in Znaim erwarten werde. Du warſt noch nicht dort, mein Kind, die Reize der anmuthigen Gegend werden dein holdes Auge entzücken. Auch Bekannte wirſt du ſehen." — „Vielleicht Hugo von Pappenheim?" fragte Theodora raſch, und ein zarter, duftiger Roſenhauch belebte ihr ſchönes, ovales Geſicht. Der Herzog ſah ſie ſcharf an. — „Der gute Junge hat die Tollkühnheit ſeines vorwitzigen Vaters ſchwer büßen müſſen," ſagte er; „doch hör' ich, daß ihm die Affaire nichts geſchadet, ihn vielmehr noch kühner und unternehmender gemacht hat. Es iſt wohl möglich, daß er in Znaim mit uns zuſammentrifft."

„Bleiben wir lange in Mähren?" fragte Theodora, um doch etwas zu ſagen. — „Drei Monate aufs kürzeſte. Später gehe ich nach Gitſchin oder Prag, wenn die Sachſen zum Lande hinausgeſchlagen ſind, euch aber werde ich nach Gratz ſchicken, wo unſer wohlgeſinnter Freund, Fürſt Eggenberg, euch gaſtlich aufnehmen wird." — „Nun, das iſt ſchon gut, doch wäre mir Wien lieber," ſagte Theodora. „Seit ich als Kind mit Hugo ein paar Sommer dort verlebte, hab' ich es mit keinem Auge mehr geſehen." — „Du wirſt dich gedulden," verſetzte Wallenſtein kurz. „Wien iſt nicht der Ort, wo ich euch gern ſehe. Ich hab' dort zu viele freundliche Feinde, die ich auch in euch vermeiden muß."

Orionda, die bisher ſchweigend dem Geſpräch zugehört hatte, ſtand jezt auf, ging dem Herzog entgegen und ließ ſich mit auf dem Buſen gefalteten Händen vor ihm nieder. — „Was iſt dir?" fragte Wallenſtein. — „Darf ich mit dir gehen?" — „Du und deine Mutter. Sie bedarf der Aufſicht in ihrem Trübſinn und deine Gegenwart vermiſſe ich nicht gern, wo ärgerliche Geſchäfte meiner warten." — „Ich danke dir," ſagte Orionda und ſtand auf. „Horche nur auf die Schläge deines Herzens und folge ihnen allein, ohne nach den Zahlen zu ſchielen, die Zennos

Klugheit auf deinen Bruſtharniſch gezeichnet hat. Der Mars regiert in den nächſten Monden, und die Kinder des lichten Jupiters haben kein dauerndes Glück unter dem betäubenden Druck ſeiner Strahlen."

Wallenſtein ſah das Mädchen mit ſeltſamen Blicken an, dann ſagte er anſcheinend heiter: „Gewiß haſt du deine Mutter vor Kurzem geſprochen und ihre Worte noch nicht wieder vergeſſen. Ich ſage dir aber, mein Kind, die Sterne deiner Mutter ſind getrübt, wie ihre Gedanken. Gute Nacht, Iſabelle, gute Nacht, meine liebe Tochter! Ich glaube, ein goldenes Diadem müßte den weichen Glanz deiner dunkeln Locken mehr erhöhen, als die duftloſen Lilien, die ihre Kelche auf die weiße Stirn hernieder neigen. Nochmals gute Nacht!"

(Fortſetzung folgt.)

Der geſtiefelte Kater.

(Schluß.)

Nachdem wir, unſerer Anſicht nach, bewieſen zu haben glauben, daß Stücke, wie das in Rede ſtehende, nimmermehr zur ſceniſchen Darſtellung berufen ſind, müſſen wir doch eingeſtehen, daß, wenn ſie dargeſtellt werden ſollen, dieß füglich nicht beſſer geſchehen kann, als es hier geſchah. Die königliche Intendanz hat keine Mittel geſpart, eine koſtbare und dem Geiſte der Sache entſprechende Darſtellung zuwege zu bringen. Die Coſtüme waren glänzender, als es für ein ſolches Puppenſpiel eigentlich ſich ſchickt. Um dem Leſer eine Vorſtellung von der Einrichtung der Bühne zu geben, denke man ſich ein gewöhnliches Theater, nicht wie beim Sommernachtstraum durch allerlei Aufbau, durch Treppen und Galerieen eingeengt, ſondern in mäßiger Tiefe und mit den gewöhnlichen Seitenkuliſſen. Zur Seite der Bühne, rechts und links, und einen Theil des Orcheſters einnehmend, vergleichbar den Logen des Proſceniums, befand ſich der zur Bühne gehörende Zuſchauerraum, wo das im Stücke mitſpielende kritiſche Publikum Platz nahm. Dieſe Einrichtung hatte allerdings etwas Ueberraſchendes und Pikantes. Man ſah dort eine Menge Herrn ſich verſammeln, die in Kleidung und Geberdung ſich durch nichts von den dicht neben ihnen befindlichen wirklichen Zuſchauern unterſchieden, die aber plötzlich und noch vor dem Aufrollen des Vorhangs ein lebhaftes, lautes Geſpräch mit einander begannen, ſo daß man, wenn man die Organiſation der Poſſe nicht kannte, glauben konnte, eine der in Berlin gewöhnlichen unruhigen Stimmen auf der Galerie in ungebührlicher Uebertreibung zu vernehmen. Dieſes ſprechende Publikum, das bekanntlich fortwährend den Gang des ohnedieß ſehr aphoriſtiſchen Stücks unterbricht, war Anfangs komiſch, dann aber läſtig. Es brachte eine völlige Anarchie hervor; wenn auf der Bühne Unſinn herrſchte, brach in dieſem fingirten Parterre eine wahre Revolution aus, ſo daß der arme gequälte wirkliche Zuſchauer nirgends, wo er auch hinſah, Rettung fand. Ein ſchicklicherer Gebrauch des komiſchen Beiwerks eines ſolchen Parterres müßte in einem graziöſen, feinen Luſtſpiele von großer Wirkung ſeyn. Es iſt dieß ein guter Gedanke, den man dem Stücke abborgen könnte, ſo wie dieſes denſelben bereits anderswo geborgt hat.

Die Eröffnung der Scene zeigte die drei Brüder im Geſpräch über die Erbſchaftstheilung. Dabei ſah man auf einer Ofenbank einen langen, in weißen Pelz genähten Schläfer liegen; dieß ſollte der Kater ſeyn. Wie dieſes Weſen ſich erhob und näher an die Lampen trat, erkannte man zwar ein zierliches Mädchengeſicht, das aus dem Katzenfell heraus ſah, die ganze Maske war aber dennoch verfehlt. Hätte man es bei einer Andeutung bewenden laſſen, etwa wie bei Papageno in der Zauberflöte, der einen Vogel vorſtellen ſoll, ſo wäre die Figur beſſer geglückt; hier aber ſah man weder Menſch noch Thier; das Ganze erſchien als eine ungeſchickte, geſchmackloſe Zuſammenſtellung. Das niedliche Geſichtchen der Schauſpielerin war durch einen dicken ſchwarzen Strich längs der Naſe entſtellt, wodurch man der Phyſiognomie das Katzenähnliche zu geben verſucht hatte, was aber nur die Wirkung eines Schmutzflecks von eigenthümlicher Form machte. Ein großer dicker, mit Draht ſtarr erhaltener Schweif war auch eine ſehr gehäſſige Zuthat, und die Katzenmimik, das Spinnen und Manövriren mit den Pfoten mißlang gleichfalls. Die übrigen Thiergeſtalten, die im Stück vorkommen, hatten, weil ſie nicht zu ſprechen haben, gut gearbeitete Masken vor und geriethen beſſer als der unglückliche Kater.

Das Gaukelſpiel mit dem ſich ſtets verwandelnden Geſetz ging ganz unverſtändlich und am wenigſten anſprechend vorüber. Die darin enthaltene Satire iſt verblaßt und dürftig und längſt überholt von unſerer, in dieſem Fach ſo thätig arbeitenden Zeit. Mit dem Beſänftiger und deſſen Brauchbarkeit war man einverſtanden und freute ſich mitten in dieſem unerquicklichen Wirrwarr der ſchönen Mozartſchen Töne. Der König, von Gern dargeſtellt, war ganz, was er ſeyn ſollte, eine burleske Marionette; man glaubte, ſchärfer hinblickend, die Fäden zu ſehen, die an Kopf, Arm und Beinen befeſtigt waren. Schade, daß die Prinzeſſin, ſeine Tochter, dieſes erhabene Beiſpiel ihres erlauchten Vaters nicht nachahmte; ſie war ohne Marionettenhumor und wollte immer die menſchliche Schauſpielerin geltend machen. Daſſelbe gilt von Devrient, der den Hofgelehrten gab. Die zwei Liebenden waren Schäfergeſtalten des achtzehnten Jahrhunderts, wie aus einem Watteauſchen Gemälde

heraus genommen. Die Scene bei Hof, wo der König sich auf eine alberne Weise mit Lösung wissenschaftlicher Probleme beschäftigt, wurde belacht, obgleich der Scherz ebenfalls schwerfällig sich gestaltete.

Eine vortreffliche Lustspielfigur, eigentlich der Juwel des Abends, war der Kritiker im Parterre, angeblich Böttigers Maske, doch, da diese wenig gekannt war, eben so gut jeden andern pedantischen Vielwisser und unermüdlichen gelehrten Kunstschwätzer andeutend. Döring gab diese Rolle und fand und verdiente großen Beifall. Der Moment, wo man ihm den Knebel in den Mund drückt, wirkte wieder störend; es war auch hier die Grenze nicht eingehalten, wo der geistreiche, übermüthige Scherz an das Burleske der Puppenkomödie streift.

Das Theater selbst, nicht das eigentliche Schauspiellokal, sondern der sogenannte Conzertsaal, wo nach dem Brand des Opernhauses ebenfalls Vorstellungen gegeben werden, hatte mehr das Ansehen einer Privatgesellschaft. Der König und der sämmtliche Hof waren gegenwärtig. Die Eintrittskarten waren nicht käuflich zu erlangen, sondern wurden von der Generalintendantur vertheilt. Es ist demnach zweifelhaft, ob man dem größern Publikum das Stück vorführen wird. Da es aber mit dem Sommernachtstraum geschehen ist, so könnte es eben so wohl mit dieser dem Shakespeare nachgedichteten Farce geschehen. Der Erfolg würde derselbe seyn. Die Neugier, dergleichen Curiosa zu schauen, würde das Theater reichlich füllen. Doch wäre dieß immer keine Entkräftung obiger Zweifel. In unserer Zeit ist das Theater so wenig Gegenstand des wirklichen Interesses der Menge, daß man ruhig zusieht, wie es heute in eine Manège, morgen in ein Puppenspiel, übermorgen in eine antiquarische Vorlesung sich verwandelt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, April.

(Schluß.)

Nekrolog. — Literatur.

Am 30sten März starb hier der Hofrath Dr. Wirer von Rettenbach, ein in der hiesigen ärztlichen Welt und eben so im Publikum gefeierter Name. Der Badeort Ischl verdankt ihm seine jetzige Blüthe und hat dem Verstorbenen schon bei Lebzeiten ein ehrendes Denkmal errichtet. Auch um die Gesellschaft der Wiener Aerzte hat sich Wirer, besonders durch Gründung eines medizinischen Lesevereins, des ersten Lesemuseums in Wien überhaupt, verdient gemacht. Die literarische und namentlich musikalische Welt bedauert den Tod des Hofraths Ignaz Franz Edlen von Mosel, eines Mannes, der sich als dramatischer Dichter, Compositeur und Aesthetiker einen nicht unbedeutenden Namen gemacht hat. Mosel war in früheren Jahren Vicedirektor des Hofburgtheaters gewesen. Er hatte namentlich das Trauerspiel „der Paria" und die „Schule der Alten" nach Delavigne bearbeitet. Außerdem besitzen wir von ihm eine „Geschichte der Tonkunst" aus dem Englischen von Jones, den „Versuch einer Aesthetik des dramatischen Tonsatzes," ein Werk über „Salieri's Leben und Werke," und eine „Geschichte der k. k. Hofbibliothek," deren erster Custos er seit 1829 war. Zahlreiche Aufsätze über Musik von ihm sind in verschiedenen Journalen zerstreut. Als Compositeur war er mit den Opern „Salem," Text von Castelli, und „Cyrus und Astyages" von Matth. von Collin, aufgetreten. Die Händelschen Oratorien „Samson," „Jefta," „Israel in Egypten," „Salomon," „Herkules" und „Belsazar" erhielten von ihm eine vermehrte Instrumentalbegleitung. Zudem existiren drei Liedersammlungen und mehrere Cydre von ihm. Mosel war den 2ten April 1772 zu Wien geboren und wurde 1818 von Kaiser Franz in den Adelstand erhoben. — Ich erwähne bei dieser Gelegenheit einiger literarischen Erscheinungen. So eben verließen die Memoiren der verewigten Caroline Pichler unter dem Titel: „Denkwürdigkeiten aus meinem Leben," die Presse; sie werden einen großen Leserkreis finden. Sie umfassen den Zeitraum von 1769—1845 und sind nicht nur als Bekenntnisse einer hochgebildeten weiblichen Seele, sondern auch als Beitrag zur Geschichte der Wiener geselligen Zustände ungemein interessant. Dasselbe gilt auch von den literarischen Verhältnissen; die Verfasserin zeichnet eine lange Reihe merkwürdiger Persönlichkeiten mit großem Tatte. Noch steht die Herausgabe des Briefwechsels der trefflichen Frau zu erwarten. — Mathias Kochs „Wien und die Wiener" (Karlsruhe bei Macklot) hat bereits die zweite Auflage erlebt, ein Beweis, wie sehr dieses mit besonnener Ruhe geschriebene und die hiesigen politischen sowohl als socialen Zustände richtig auffassende Buch bei Einheimischen und Fremden Anklang gefunden. — Eine neue „Geschichte Wiens" von A. A. Schimmer ist zwar eine fleißige, in ihren historischen Angaben richtige Arbeit, hat aber doch nur kompilatorischen Werth. Vom selben Verfasser soll demnächst eine „Geschichte Maria Theresias" erscheinen und wird demnach mit der so eben ausgegebenen Dullerschen concurriren. In den Auslagen der hiesigen Buchhandlungen sieht man diese jezt allenthalben an der Seite der „Geschichte Kaiser Josephs II." von Paganell. — „Michel Beheims Buch von den Wienern," zum erstenmale nach der Wiener und Heidelberger Handschrift herausgegeben von Th. Karajan, verdient die Aufmerksamkeit aller Freunde altdeutscher Poesie und Chronikgeschichte; denn lezteres, mit satirischen Ingredienzen, ist der eigentliche Charakter dieses interessanten Buches. Wie in den meisten Reimchroniken ist der poetische Werth auch hier nur ein untergeordneter. Von bedeutendem historischen und literarischen Werthe ist die Zuthat des gelehrten Herausgebers, der sich im Interesse dieses Werkes sehr mühevollen und sorgfältigen Forschungen unterzogen hat. Michel Beheim schildert die Belagerung Kaiser Friedrichs III. in der hiesigen Burg durch die aufrührerischen Wiener und behandelt den Zeitraum von 1462—1465. — Der eben erscheinende zweite Band des geographisch-statistischen Werkes: „das Kaiserthum Oesterreich" (bei Scheible in Stuttgart) von Dr. A. A. Schmidl, einem verdienstvollen hiesigen Schriftsteller und gegenwärtigen Redakteur des seit Neujahr begonnenen Literaturblattes, ist eine der vollständigsten neueren Arbeiten dieses Faches.

Beilage: Literaturblatt Nr. 47.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 110.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 7. Mai 1844.

— Matrona — non historias sciat omnes,
Sed quædam ex libris et non intelligat. Odi
Hanc ego, quæ repetit volvitque Palæmonis artem,
Ignotosque mihi tenet antiquaria versus.

Juvenal.

Ueber Verhältniſſe und Zuſtände der antiken Frauen.

II.

Die äſthetiſche Bildung des weiblichen Geſchlechts, wenn wir es ſo nennen wollen, dehnte ſich bei den Griechinnen allerdings nicht ſo weit aus, als bei uns, d. h. ſie nahmen von der Maſſe neuer Bücher, welche in jeder Meſſe ein Tauſend das andere Tauſend verdrängen, und von der eben ſo großen verworrenen und verwirrenden Maſſe von Tagblättern, welche man heutzutage athemlos durchpeitſcht, aus dem einfachen Grunde keine Notiz, weil damals die Literatur, bei dem Mangel an ſchnellen und wohlfeilen Verbreitungsmitteln, im eigentlichen Sinne nur für die Gelehrten und einzelne Liebhaber vorhanden war. Denn geſchrieben wurde allerdings im Alterthum eben ſo viel, vielleicht noch mehr, als bei uns. Machen doch die alten Schriftſteller, der Abdruck, die Ueberſetzung, die Bearbeitung ihrer Werke und die Erörterung der vielen tauſend Fragen, zu denen das durch ſie Ueberlieferte Veranlaſſung gibt, noch jetzt einen ſehr großen Beſtandtheil unſeres Schriftweſens aus. Allein die antike Literatur war vorzugsweiſe auf Männer berechnet. Auf ſpezielle Tendenzen, auf die Abfaſſung von Büchern, welche ausdrücklich mit der Beſtimmung für beſondere Claſſen von Leſern, für Kinder, Frauen, Mütter angekündigt werden, auf eine „Eliſe, oder das Weib, wie es iſt," auf eine Serena, als Empfindungsſpiegel „für Confirmantinnen, die Gattinnen und Mütter zu werden Luſt haben," wohl gar auf Romane für Töchter edler Herkunft, ließ die nüchterne Strenge antiker Denkart keinen Schriftſteller gerathen. Da ſie nicht aus Hoffnung eines Gewinns ſchreiben konnten, ſo war, was ſie ſchrieben, lediglich der Ausfluß edler Unterhaltung in den Mußeſtunden, ernſter Studien, gelehrter Liebhabereien, und meiſtens des Beſtrebens, nach einem thatenreichen Leben den künftigen Geſchlechtern durch Darſtellung einer großen Vergangenheit aufmunternde Beiſpiele vorzuhalten.

Was die griechiſchen Mädchen lernten, lernten ſie großentheils von ihren Müttern und Wärterinnen, und dieß beſchränkte ſich auf häusliche Geſchäfte, vorzüglich auf die Kunſt, Kleider zu weben. Furcht vor den Göttern und Eltern ward ihnen mittelſt frommer Sprüche und lehrreicher Dichterſtellen eingeprägt, zur Ergötzung diente das Erzählen der Mährchen, an welchen Jung und Alt in Griechenland großes Gefallen fand. Es findet ſich nicht, daß Mädchen, wie die Knaben, die man von Jugend auf an's Leben im Freien und unter den Augen der Welt gewöhnte, öffentliche Schulen beſucht

haben. Erſt wenn ſie zu Jungfrauen heranwuchſen, empfingen ſie den nöthigen Unterricht im Geſange und der Tanzkunſt, um an den Feſten der Götter jene Reigentänze aufzuführen, zu welchen unfreie oder verachtete Frauenzimmer anzuwenden gegen die religiöſe Ehrfurcht verſtoßen hätte. Es läßt ſich denken, daß dabei eine ſtrenge Aufſicht ſtattfand; aber die Sache mußte an ſich ſelbſt um ſo unbedenklicher ſeyn, als die Meiſter jener Künſte ſelbſt nicht Fremde, noch Miethlinge, ſondern angeſehene und hochgeachtete Bürger waren.

Blieb auf dieſe Weiſe die Bildung junger Frauenzimmer bei den Griechen allerdings wo nicht einſeitig, doch einfach, ſo waren ſie auf der andern Seite vor jener Ueberfüllung bewahrt, auf welche ſich freilich die heutige Pädagogik viel zu Gute thut, ohne das Naturgemäße, welches der weiblichen Erziehung immer zum Grunde liegen ſoll, gehörig zu beachten. Das Wiſſen des Mannes iſt Arbeiten, Forſchen, Anſtrengung, in die Tiefen der Dinge mit machtvollem Zuſammendrängen der Kraft einſchürfendes Bergmannswerk; wo ſeinem Wiſſen die Gründlichkeit, der Zuſammenhang, die Methode fehlt, da wird er über die Achſel angeſehen, ihm ſteht ein edler Roſt pedantiſchen Genaunehmens nicht unſchicklich an. Am Wiſſen des Weibes hat das Mühevolle und Umſtändliche keinen Werth. Die zarten Hände ſind nicht geſchaffen, wiſſenſchaftliche Laſten zu heben; der kluge Blick, die ſchnelle Ueberſicht, das ſichere, tiefe Gefühl ſind die Ehre der Frauen; von dem, was die Männer im Schweiße ihres Angeſichts lernen, ſchöpfen ſie den Champagnerſchaum einer genialiſchen Anſchauung, wobei immer eine glückliche Natur unendlich mehr thut, als der beſte Schulunterricht. Am Weibe wird der Adlerfittig der Gelehrſamkeit, welcher des Mannes Genius nach allen Regionen des Erkennbaren frei umher trägt, zur Bleiſchwinge, welche die arme, gedrückte, zum Flattern auf den Blumen berufene Pſyche an den Boden zieht, daß ſie ſich qualvoll und vergeblich martert und mit dem Glanze heiterer, genußreicher und angemeſſener Lebensfreuden meiſt auch die ſchönen Schätze wahrer Liebenswürdigkeit und ihrem Geſchlechte angeborener Tugenden einbüßt.

Da nun die Griechinnen die Vorzüge einer zarten, erregbaren, genialiſchen Organiſation, wie ſie Männern und Frauen des Südens in einem hervorſtechenden Sinne eigen iſt, als ein Wiegengeſchenk der Natur beſaßen, ſo war, was ihnen an Schulbildung abging, durch die lebhafte Beweglichkeit und gelehrige Sinnigkeit ihres perſönlichen Weſens leicht erſetzt. Da muß man nun alle die Anſchauungen bedenken, welche ihnen in dem lebenvollen, geſtaltenreichen, genialiſch mannigfaltigen und großartigen Daſeyn ihres Volkes zu Theil wurden, vor Allem die ſinnvollen Beziehungen ihrer religiöſen Feierlichkeiten, die unermeßlichen, durch Klarheit, Anmuth und idealiſche Vollendung ſchon an ſich ſelbſt den Sinn bildenden und den Geiſt vom Gemeinen losreißenden Kunſtſchätze, und am meiſten die claſſiſchen Genüſſe des tragiſchen Theaters. Dieß war eine lebendige Bildungsſchule, um vieles wirkſamer und bedeutender, als was jetzt im Ganzen genommen Theater, Lektüre und äſthetiſche Thees den Frauen und Jungfrauen höherer Stände allenfalls an nicht bloß eingebildeter Geiſtesnahrung zu gewähren vermögen.

Aber ſelbſt Lektüre war den griechiſchen Frauenzimmern keineswegs ganz fremd. Wir wiſſen die Namen vieler berühmten und dabei auch um ihrer hausfräulichen Tugenden willen geprieſenen Frauen, welche ſich mit Studien und Lektüre, ja insbeſondere mit der ernſteſten aller Wiſſenſchaften, der Philoſophie, beſchäftigt, und an welche ausgezeichnete Männer, wie Plutarch und Seneca, philoſophiſche Schriften gerichtet haben. Nur war dieß Alles bei den Alten kein gemachtes Weſen, keine Jagd und Sucht, ſich hervorzuthun, um mit Talenten zu kokettiren; es war die freie Frucht eines wohlgeſchaffenen Naturels und einer aus dieſem von ſelbſt wachſenden Neigung. Plutarch, welcher ſeiner Schülerin Eurydice bei ihrer Verheirathung eine Perlenſchnur nützlicher auf die Förderung häuslichen Glücks abzielender Lehren ſendet, führt auch das Streben nach Wiſſenſchaft und geiſtiger Bildung vornehmlich hierauf zurück, indem er ſie zum Erwerb ſchöner Kenntniſſe ermahnt, um dadurch ihren Mann zu erfreuen.

„Die Perlen," fährt Plutarch fort, „jener reichen und die ſeidenen Gewänder dieſer fremden Frau kannſt du nicht erhalten, ohne ſie theuer zu kaufen; aber den Schmuck einer Theano, einer Kleobuline, einer Gorgo und Timoklia, einer Claudia und Cornelia und anderer bewunderten und berühmten Frauen insgeſammt — mit dieſem kannſt du dich ſchmücken, ohne etwas dafür auszugeben, und dir dadurch ein rühmliches und glückliches Leben verſchaffen. Denn wenn Sappho ſo ſtolz auf die Schönheit ihrer Lieder war, daß ſie an eine begüterte Frau ſchrieb: wenn du geſtorben biſt, wirſt du im Grabe liegen und Niemand wird deiner gedenken; denn du haſt keinen Theil an den Roſen von Pieria: — wie ſollteſt du nicht mit weit größerem Rechte auf dich ſelbſt ſtolz ſeyn, wenn du zwar nicht an den Roſen, aber an den Früchten Theil haſt, welche die Muſen denen gewähren welche Bildung und Philoſophie in Ehren halten!"

(Fortſetzung folgt.)

Ein Vertrag.

(Fortsetzung.)

III.

Eine zauberisch glänzende Sternennacht hing gleich einer durchsichtigen Krystallkuppel flimmernd über dem fruchtbaren Gefilde. Die hochgelegene Stadt Znaim leuchtete weit in die Ferne. In unabsehbarem Halbkreise lagerten theils unter flatterndem Zeltdach, theils in des Landmanns Wohnung und Scheuer an sechzigtausend Krieger. Es war das neue kaiserliche Heer, das Wallensteins bloßes Wort blank gerüstet, schlagfertig in's Leben gerufen hatte. Die alten Führer mit den gefürchteten glänzenden Namen standen den kriegslustigen Regimentern vor und hatten zahllose Tausende zu prachtvoller Ausrüstung auf Wallensteins Bürgschaft geopfert. Dieser war für solche Bereitwilligkeit nicht undankbar. Gleich einem Souverän schuf er Titel, theilte er Würden aus und kettete so Geist und Herz fest an sein eigenstes Interesse. Zwölf der erfahrensten Offiziere, Grafen und Barone, ernannte er zu Feldobersten und Generalwachtmeistern. Unter ihnen befanden sich Gallas, Aldringer, Montecuculi, Holk, Offiendz und Andere. Ein Wink des allmächtigen Schöpfers war hinreichend, diese unbesiegbare Armee blindlings gegen den Feind zu hetzen. Aber noch fehlte das Haupt zu diesem tausendgliedrigen Körper, noch war der Feldherr nicht vom Kaiser ernannt, der ihn führen und leiten sollte.

Wallenstein lehnte am Fenster des Schlosses und überflog die tausend matten Flammenringe auf der hügligen Ebene, die sich im leichten, an den Höhen und über der Taya schwebenden Nebel bildeten. Stolze Selbstzufriedenheit sprach sich in jeder Miene aus, leuchtete triumphirend aus seinen sprühenden Blicken. Neben ihm beobachtete Zenno die hell flimmernden Gestirne. Wallenstein trat zurück vom Fenster und wendete sich zu dem Astrologen. — „Wie stehen die Zeichen, Baptist?" fragte er leichthin, als lege er kein großes Gewicht darauf. — „Kein helleres Licht, Hoheit, fiel noch mit senkrechter Strahlung vom Sonnenkreis des Jupiter in's Haus deines Lebens." — „Es ist leicht, Glück prophezeien, wenn man nur die Thür öffnen darf, um freundlich zu sagen: komm herein!" erwiderte der Herzog, sich stellend, als glaube er den Forschungen seines astrologischen Freundes nicht. „Du weißt, daß ich auf des Kaisers Verlangen dieß Heer geschaffen habe, und meinst nun, ich würde es auch führen; doch du irrst, Baptist! Morgen übergebe ist es den Abgeordneten Ferdinands und gehe wieder heim auf meine Güter."

Zenno schüttelte sein weißlockiges Haupt. „Dein Wille, Hoheit, mag sich in deinen Worten aussprechen, ein wahrheitgemäßer Spiegel deiner Wünsche sind sie nicht. Wie das Morgenroth sanft leuchtend dem vollen Glanz des Tages vorangeht, so reicht der Wunsch des Herzens dem Willen unaufgefordert, oft verzagt, den breitblättrigen Kranz des strahlenden Ruhmes, den er sich erst durch die That vollkommen verdienen soll. Die Vergangenheit, Hoheit, war dein, die Zukunft ist es nicht mehr. Aber du magst ihr offenen Auges und muthig die Hand in das flüsternde Dunkel reichen, das geheimnißwebend über jeder nächsten Minute rauscht." — „Und wenn es so ist, was sagen mir die Sterne?" fragte der Herzog ernster, indem er seinen Platz am Fenster wieder einnahm. Zenno blickte vom Sehrohr weg in den Planetenaspekt neben ihm. — „Sie nennen dich König des Jahrhunderts, Beherrscher der Zeit, die in strudelndem Falle an der schattigen Ecke im Haus des Todes schleunigst abwärts rollt. O sieh selbst, glücklicher Fürst, wie strahlend du mitten in der aufsteigenden Sternenhöhe stehst, geehrt von Freund und Feind und Verwandten!"

Wallenstein blickte forschend in den Himmel. Seine Züge wurden lichter und lichter, und über die harte Strenge breitete sich der milde Glanz ächter Menschenwürde. „Ich finde, daß du Recht hast, Baptist," sagte er zurücktretend und nach der Tiefe des Zimmers gehend. „Die Stunden der Prüfung wären demnach wirklich vorüber und die Zeit wieder gekommen, wo ich die Hand gebieterisch an das Steuerrad der Welt legen könnte. Die Nacht ist hell, die Luft rein. Der Magnet, an dem von Jugend auf mein Geist gehaftet, wirkt mächtig auf mich ein und will mich gefangen nehmen in seinen verheißungsreichen Schlingen. Feiglinge schimpft die Weltgeschichte die unschlüssigen Zauderer, während nie verklingendes Preisen der Thatentschlossenen durch die Jahrhunderte nachhallt. Ich hab' mich immer für einen der Wenigen gehalten, die abweichen vom Tritt und Weg der bequemen Menge, die glänzende Ferne reizte mich und das Wagniß, vor dem beim ersten Schritt der kühne Geist schwindelnd zurückbebt. Hab' ich's zu bereuen gehabt bisher? Ich wüßte nicht! Die Hemmungen unfreundlicher Augenblicke konnten mich auf flach gewöhnlichem Wege eben so leicht erreichen und — würden mich spurlos zu Boden geschmettert haben. Ein Reich war gegen mich und noch steh' ich ungeschwächt, von Allen umfleht, die rettende Hand ihnen zu reichen. Sey's denn gethan! Ich will vergessen, will abermals handeln und den Feldherrnstab zu Deutschlands Ruhm vom Kaiser annehmen!"

Diesen Verlauf nahmen des Herzogs Gedanken, die er nur in einzelnen Worten dem Astrologen verrieth. Als sein Beschluß, vom Himmel so offenkundig gebilligt, unwandelbar fest in ihm stand, ließ er Zenno die Beobachtungen schließen. — „Sahst du die kaiserlichen Gäste,

die gestern in die Stadt einzogen?" fragte er den Astrologen. — „Mit eigenen Augen nicht." — „Ich will sie recht freundlich empfangen, Baptist; denn ich weiß nicht, wie es kommt, daß eine unbezwingbare Angst mich qualt, so oft ich des guten Bischofs Anton gedenke, den ich mit so rauhen Worten wieder von dannen schickte. Es ist, als hätte ich in diesem frommen Hirten der Völker den geweihten Sohn Gottes selbst geschmäht und als würde eine schwere Buße vom Schicksal mir dafür auferlegt werden." — „Der Himmel, Sire, ist mächtiger als die Kirche!" — „Sire?" wiederholte Wallenstein, und ein Blick fiel auf den Astrologen, den nur das truggeübte Auge dieses Mannes ohne zu erschrecken ertragen konnte. „Bist du bei Sinnen, Baptist? Oder träumst du? Was lockst du mich mit königlichem Flittertand?"

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, April.

Neubauten. — Eisenbahnaktien. — Fiakerwesen. — Pflanzenausstellung.

Mit dem Frühling ist nach kurzem Schlummer die Baulust wieder erwacht. Ameisenartig laufen fast allenthalben die Werkleute geschäftig durch einander. Besonders ist die sehr ansehnliche sogenannte Bürgerwiese am Dohnaer Schlage mit Arbeitern und Karren übersäet. Durch Anlegung reizender Gesträuche und Gartenpartien wird diese Wiese in einen Glanzpunkt der Stadt sich umwandeln. Da ihre Umgebung aus zwei Reihen, größtentheils ganz neuer, großer und geschmackvoller Gebäude besteht, so muß deren Besitzern und Bewohnern die Art, wie jetzt die Wiese eingerichtet wird, wahrhaften Trost gewähren. Waren sie doch bisher noch immer nicht völlig sicher, daß sie durch den Aufbau neuer Häuser um den der Gemeinde gehörenden, ansehnlichen grünen Platz gebracht werden könnten. Diese Rettung der Vegetation vor dem ansteckenden Miasma der Versteinerung verdient aber auch von uns Andern ein dankbares Anerkenntniß, da mit Ausnahme der zwischen Stadt und Vorstadt sich erhebenden Alleen, dem Zwinger und der Brühlschen Terrasse, das lebendige Grün in der Nähe eine wahre Seltenheit geworden ist. — Die Eisenbahnaktien, namentlich die der sächsisch-schlesischen Bahn, fahren fort, einen ziemlichen Theil des dermaligen Unterhaltungsstoffs zu bilden. Jung und Alt, Reich und Arm, Vornehm und Gering spekulirt in diesem Artikel, und es ist wohl zu besorgen, daß mit der Periode der Einzahlung ein merkliches Herabsinken erfolgen und manche, schon jetzt nur noch halb lustig aufflackernde Hoffnung bald die düstere Gestalt der Reue völlig annehmen werde. — Neben vielem Lobenswerthen und Nützlichen hat unser hiesiges Tageblatt natürlich auch einige minder lobenswerthe Eigenschaften. So repräsentirt der Dresdener Anzeiger häufig die bekannten Heiligen der Stadt Rom, die steinernen Pasquino und Marforio, und zwar als eine einzige Person, in druckpapierner Uniform. Da Jeder aus dem Volke in diesem Tageblatt eine Stimme hat, so benutzen das Viele, denen sonst nirgends eine solche gestattet wird, um doch ebenfalls einmal ihre von der Wohlthat der künftigen Preßfreiheit ganz ausgeschlossenen Ideen schwarz auf weiß gedruckt in Augenschein nehmen zu können. Wenn aber auch dergleichen Stimmen im Anzeiger oft dergestalt durch einander faseln, daß man darüber an der Wahrheit des uralten Sprichworts: „Volksstimme ist Gottes Stimme," ganz irre werden möchte, so bringt doch auch nicht selten eine querfeldein kommende zweckmäßige Rektifikation des Stimmengemenges von Grob und Klar ein erwünschtes Resultat heraus. Das war vor Kurzem wieder der Fall. Bald nachdem die Aufstellung von Fiakern an mehreren öffentlichen Plätzen (ein mehrjähriges allgemeines Desiderium) angeordnet worden war, erscholl im Anzeiger die Klage über die Theurung der Fahrpreise. Das blieb natürlich nicht ohne Widerspruch von Seiten der Wageneigenthümer; dazwischen brachten angeblich parteilose Federn so viel Praktisches und Unpraktisches, Geschicktes und Verkehrtes, Vernunft und Unvernunft über den Gegenstand in dem Blatte hervor, daß man des Dinges überdrüssig zu werden anfing, das sich um kein Haar breit aus der alten Stelle bewegen wollte, als plötzlich durch den Namen „Droschke" Alles in einen andern Stand gerieth. Bekanntmachungen der Kosten einer solchen Droschke und der geringen Preise, zu denen dergleichen in größern Residenzen zu benutzen wären, verursachten nähere Erkundigungen. Unter Berathung mit der Polizei und deren Genehmigung wurde nun ein darauf begründeter Plan in Ausführung gebracht. Wie die Sachen jetzt stehen, ist bereits eine Anzahl solcher neu erbauten leichten, mit einem in der Gabel gehenden Pferde bespannten, ganz bedeckten Fuhrwerke zum allgemeinen Gebrauch aufgestellt. Da sie wirklich vorzugsweise vor den übrigen bereit stehenden Wagen benutzt zu werden scheinen, so reicht die geringe Zahl von ungefähr zwölf nicht aus. Sie soll aber zu Ende des jetzigen Monats wenigstens auf 30 vermehrt seyn, in welchem Falle das Fiakerwesen unstreitig einer gänzlichen Umformung entgegensieht, die besonders auch vielen Sommerbesuchern Dresdens zum Nutzen gereichen wird.

Unsere diesjährige, so eben wieder geschlossene Pflanzenausstellung bot, wie gewöhnlich, für den Kenner großes Interesse. Doch hörte man häufig, daß, ungeachtet des im Verhältnisse zu dem Lokalumfang sehr ansehnlichen Blumenreichthums, den Besuchern derselben Vergleichungen mit den ähnlichen Ausstellungen der letzten Jahre entschlüpften, welche zum Nachtheile der jetzigen ausfielen. Unstreitig waren die eingelaufenen Beiträge zu Ausfüllung des früheren geräumigern Lokals im langen Saale der Brühlschen Terrasse nicht hinreichend gewesen, daher man die Ausstellung in dem beschränkteren untern Raume der dortigen Haßfeldschen Restauration veranstaltet hatte. Abgesehen davon, daß die Anordnung des Ganzen minder großartig als in andern Jahren gefunden und auch noch ein helleres Licht gewünscht wurde, tauchte bei dieser Gelegenheit in Vielen eine früher mit Liebe gepflegte Vorstellung wieder auf. Man hoffte nämlich eine Zeitlang, im nämlichen, diesmal zur Pflanzenausstellung angewendeten Raume einen sogenannten Wintergarten aufblühen zu sehen. Man setzte sich schon im Voraus an himmelblauen December- und Januartagen vermöge einer wirksamen Einbildungskraft in den künftigen Zimmerfrühling hinein, um unter den Silberblüthen und goldenen Früchten der Pomeranzenbäume, hinter den großen Glasfenstern den Schnee und die Eiszapfen des draußen lagernden deutschen Winters mit der Lorgnette zu observiren und auszulachen. Leider aber gehörte diese glänzende Hoffnung zu den vielen Windeiern, die dem armen Menschen im Leben geboten werden.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 37.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 111.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 8. Mai 1844.

Between the acting of a fearful thing
And the first motion, all the interim is
Like a phantasma, or a hideous dream;
The genius, and the mortal instruments
Are then in council.

Shakespeare.

Ein Vertrag.

(Fortſetzung.)

„Vergebung, mein hoher Fürſt,“ verſetzte Zenno unverweilt. „Wir Forſcher im fernen Weltenreich ſind daran gewöhnt, die feſt und in wandelloſem Feuer ſtrahlenden Sterne Sonnen zu nennen, obſchon wir nur die belebende Wärme der einen Segenſpendenden fühlen; ſollte es uns nun, die wir immer nur im Bilde unſer Wiſſen kund thun können, verboten ſeyn, auch wunderbar glänzende Sterne unter den weltgebietenden Geiſtern mit der Huldigung zu grüßen, die ihnen in ſolchen bezaubernden Augenblicken gebührt?“ — „Schon gut, ſchon gut!“ ſagte der Herzog; „ich merke, daß nächtliche Ruhe die Schwärmereien deiner Bilderſprache etwas weniger überſchwänglich machen wird. Wenn ich dich brauche, werd' ich dich rufen laſſen.“

Zenno verließ den Herzog, durch deſſen aufgeregten Geiſt das unſcheinbare Wort wie ein zündendes Feuerrad lief. Er konnte nicht Raſt, nicht Ruhe finden. „Sire! Sire!“ wiederholte die geſchwätzige Lippe wohl hundertmal, und je öfter das lockende Wort an ſeinem Ohr verrauſchte, deſto ungeſtümer gierte ſein Ehrgeiz nach deſſen Beſitz. Die innere Unruhe trieb ihn wieder an's Fenſter, um an der hereinſtrömenden Nachtkühle die Gluth ſeiner Gedanken auszulöſchen. Ein Theil der Stadt lag vor ſeinen Augen. Sie war ſtill, der Schlaf hatte ſegnend ſeine Hände über ſie gebreitet. — „Dort wohnen ſie, die Geſandten Ferdinands, die zugleich meine Freunde ſind,“ rief er aus. „Sie ſchicken vielleicht jetzt eben ein Gebet zur Madonna, daß ihre Worte mein ſtarres Herz erweichen und mich willig finden mögen, wieder ein dienſtwilliger Knecht des Kaiſers zu werden. Ich könnte ſie fortſchicken, wie den Biſchof, aber ich mag nicht. Es warnt mich etwas davor. So will ich euch denn annehmen, ahnungsloſe Schläfer unter mir, und eure Rede ſoll mich lehren, wie ich den Gruß des Aſtrologen in die leichtverſtändliche Sprache des Unterthanen zu überſetzen habe.“

IV.

Am frühеſten Morgen erließ Wallenſtein an die angeſehenſten Generale und Feldobriſten ſeines neuen Heeres den Befehl, ſogleich nach dem Schloſſe zu kommen. Unmittelbaren Zutritt zu ihm hatten nur die Vertrauteſten, Terezka, Illow, Piccolomini. Pappenheim mit ſeinen neu geworbenen Schaaren wurde noch erwartet. Umgeben von dieſen Getreuen, zu denen noch Seſyn als Sekretär des Herzogs kam, empfing Wallenſtein den Fürſten von

Eggenberg. Es ſchien, als habe der Herzog alles Gedächtniß für Vergangenes verloren, als wiſſe er nicht mehr, daß Eggenberg ſein alterprobter Freund, ſein unermüdlicher Fürſprecher bei dem Kaiſer ſey. Förmlich, höfiſch kalt und abweiſend ſtolz begrüßte er den kränkelnden Greis, der nur den inſtändigſten Bitten Ferdinands nachgegeben und das ſchwere, undankbare Amt, den beleidigten und ſtarrſinnigen Friedländer um jeden Preis zur Wiederannahme des Kommandoſtabes zu bewegen, übernommen hatte.

Eggenberg überreichte Wallenſtein zuerſt ein kaiſerliches Handſchreiben, das in ſchon mehrmals gebrauchten, dießmal nur noch verſtärkten Ausdrücken gnädigſt flehte, der vielliebe, treue Herzog möge doch ja Kaiſer und Reich in ſo großer Noth nicht verlaſſen, noch verſäumen, ſondern das ſo glorwürdig angefangene Werk nun auch zu Ende führen, da er ja doch der einzige Mann ſey, der dieß vermöge. Wallenſtein las auch dieſes Schreiben, wie alle früheren, mit größter Gleichgültigkeit, und legte es vor ſich auf den Tiſch, an dem die beiden Freunde einander gegenüber ſaßen. Rechts ſtanden, als Zeugen der merkwürdigen Verhandlung, die nunmehr zum Schluſſe gebracht werden ſollte, die genannten Generale, links ſaß Seſyn, um die wichtigſten Punkte ſogleich aufzumerken. Die eigenthümliche Schwärmerei, die aus Blick und Wort des Helden ſprach, wenn ſeine Gedanken ihn dem Irdiſchen entrückten und in die geheimnißvollen Häuſer des Himmels forttrugen, war jezt ganz aus ſeinem Weſen gewichen. Er war nur kalt berechnender Diplomat, von giftigem Rachekitzel aufgeſtachelter Egoiſt. Zufall, feindliche Intrigue und geheimes Unterhandeln hatten ihm die Zugſtricke eines Netzes in die Hände geſpielt, das, wenn er Luſt dazu hatte, das Todesnetz des Kaiſers werden mußte. In dieſem Bewußtſeyn ſich frohlockend ſchaukelnd und an der Angſt des Bedrängten ſich weidend, war es ihm Bedürfniß, den ſüßen Kelch der Rache bis auf den lezten Tropfen auszuſchlürfen.

„Der Kaiſer," ſprach er, „ſtimmt die altgewohnte Sprache der Gnade und Gewogenheit an, Herr Fürſt, die ich von jeher von ihm vernommen habe. Um ſo weher thut es mir, bei meiner vorigen Antwort verharren zu müſſen." — „Beſinnen Sie ſich eines Beſſern, Herzog," erwiderte Eggenberg, der auf einen derartigen Eingang ſchon gefaßt war. „Sähen Sie unſeres gnädigſten Kaiſers tiefe Betrübniß, hätten Sie die wehklagenden Aeußerungen ſeines beſtürzten Gemüthes gehört über Ihre hartnäckige Weigerung, Sie würden gern das Opfer bringen, das man von Ihnen begehrt. Bedenken Sie, daß Sie nicht den Kaiſer allein, daß Sie des Reiches Wohlfahrt und Fortbeſtand, daß Sie endlich unſer Aller heilige Religion durch Ihre Nachgiebigkeit retten können!"

(Fortſezung folgt.)

Ueber Verhältniſſe und Zuſtände der antiken Frauen.

(Fortſezung.)

Daß bei den Griechen das Leben durch keine Convenienzen beſchränkt, ſondern jedem eigenthümlichen Gefühle vergönnt war, ſich ungeſtört und genialiſch frei zu entfalten, daß man die äußern Unterſchiede der Verhältniſſe durch den Geiſt einer höheren Kraft und fröhlich aufſprießender Bildung überwand, daß Vornehm und Gering, Reich und Arm in dem gemeinſamen Begriffe des Volkes wahrhaft zu einer Einheit verſchmolzen, kein Adelſtand dem Bürger, keine Prieſterſchaft dem Laien, keine Gelehrtenzunft dem Ungelehrten, und dem Kerne der Nation kein Pöbel entgegengeſezt war, das bildet die große, herzerhebende Seite des griechiſchen Lebens. Und ſo blieb auch dem Weibe unverkümmert, wenn es in dem, was der Männer Preis iſt, durch die Gewalt einer eigenthümlichen Natur getrieben, den Kranz glaubte erringen zu können, furchtlos mit ihnen in die Schranken zu treten. Sitte und Denkart des Volks, im Uebrigen gegen das, wie es die Väter gehalten, ſo voll frommer Ehrfurcht, haben ſich vor dem Ruhme Sapphos, vor dem philoſophiſchen Geiſte der Theano, vor dem Genie der Aſpaſia gebeugt, und die für alles Große, wo und wie es ſich fand, empfängliche Nation hat dieſe in mehr als einer Hinſicht aus den Schranken des Herkommens geſchrittenen Frauen als ihre Töchter geprieſen, die ihr Stolz und Ehre gebracht.

Man darf aber deßhalb ſo wenig vorausſezen, daß ein griechiſcher Vater oder eine griechiſche Mutter ſich gewünſcht haben würden, ihre Töchter ſolche Bahnen betreten zu ſehen, als wir es gerade für ein beſonderes Glück erkennen möchten, eine Frau von Staël, eine Madame Cabarus oder gar eine Ninon de l'Enclos in der Familie zu haben. Es iſt dieß um ſo mehr herauszuheben, als man durch die Wielandſchen Romane ſich leicht einen grundfalſchen Begriff von den Tendenzen des griechiſchen Privatlebens einbilden läßt. Wieland, dieſer vortreffliche Kopf, der in ſeinem Leben viel keuſcher war, als in ſeinen Schriften, ging von der wunderlichen Vorausſezung aus, Griechenlands Männer ſeyen gegen die häuslichen, aber einfachen Tugenden ihrer Gattinnen gleichgültig geweſen und haben ſich höhere Genüſſe der Bildung in einem weiblichen Umgange geſucht, den unter allen Umſtänden nur die äußerſte Frivolität ſittlicher Anſichten verzeiblich finden kann, und über welchen das Alterthum nicht im Mindeſten ein milderes Urtheil hegte, als alle verſtändigen Menſchen unſerer Tage. Wieland aber hatte vom antiken Leben lediglich eine gefärbte, durch

französische Auffassungsweise bestimmte Ansicht. Schon damals berief man sich in den philosophischen und philanthropistischen Schriften unserer Nachbarn auf einfache, naturgemäße, von allen Banden bürgerlicher Knechtschaft befreite Zustände, wie sie vermeintlich bei Griechen und Römern sollten stattgefunden haben; man hielt für Natur, wenn man die unbequemen Schranken der Sitte überspringen durfte, für Einfachheit, wenn man einmal die überreizten, überfeinerten, lebenssatten Verhältnisse des Augenblicks mit der Roheit der Barbaren vertauschen könnte, für Freiheit, aller Polizeigesetze entledigt zu seyn.

Solch einen trübseligen, übernächtigen, entwürdigten Zustand hatte einst freilich auch Griechenland, es war aber nicht der seines Anfangs, sondern der seines Endes, und was den genannten Leuten als die höchste Frucht philosophischer Weisheit, Aufklärung und idealischer Civilisation erschien, war nichts als der in ungesundem Glanze blinkende Schimmel und Moder eines verwesenden Daseyns. Seine Ansicht griechischer Lebensverhältnisse hat Wieland aus der Neige der griechischen Literatur geschöpft. Nicht die großen Epochen der Perserkriege, des peloponnesischen Kampfes, auch nur der lezte nationale Aufschwung unter Alexander, überhaupt kein großer menschlicher oder politischer Gesichtspunkt ist es, welcher seine Theilnahme auf dieses Volk fixirt hat, sondern er sucht lediglich eine Nahrung für seine übermäßig läßliche und lare Philosophie zusammen, und die egoistische Weisheit spitzfindiger Genußsüchtigen, die hohle Sophistik der Tugendschwätzer, die boshaften, gemüthlosen Spöttereien eines Lucian, das zierlich vorlaute Geschwätz der Hetärenbriefe sind es, was er in seinem Agathon, Menander und Glycerion, Krates und Hipparchia, vor allem aber im Aristipp als hellenischen Nationalgeist zum Besten gibt.

Ueberhaupt ist nichts mißlicher, als die grandiosen Gestalten des classischen Alterthums in modernem Gewande darstellen zu wollen, wo man entweder hohle, steife, groteske Formen ohne inneres Leben zum Vorschein bringt, wie dieß unter andern mit den wunderlichen, antik gemessenen Tragödien von Apel der Fall ist, oder durch unreine Zumischung des unserem Gemüthe Bedürfnißmäßigen das Bild alterthümlicher Hoheit verzerrt. Dieß ist z. B. der Fall mit Grillparzers Sappho. Von Sappho sagt der nüchterne, alte Geograph Strabo, sie sey eine Wundererscheinung, denn in der langen Zeit menschlicher Kunde sey keine ihres Geschlechts erschienen, die mit ihr in der Dichtkunst auch nur von weitem wetteifern könne. Aber die Nachrichten über ihre Persönlichkeit sind spärlich, geringfügig, durchaus widerspruchvoll und problematisch; wir haben von ihr nur vereinzelte Ueberreste, die Manches über allen Ausdruck Zarte, Schöne und Tiefpoetische enthalten, aber zur vollen Erkenntniß ihres Gemüths lange nicht hinreichen. Dieses kolossale, räthselhafte Weib zur Heldin eines Dramas zu machen, an diesem Gedanken hätte wohl das größte und kraftvollste Talent scheitern mögen, geschweige denn ein weiches, sentimentales, wie Grillparzer.

Sappho war eine glühende, schwärmerische, erhabene Natur, von der ganzen Leidenschaftlichkeit jener gewürzigen, wollustathmenden Atmosphäre durchdrungen, die uns mit dem einzigen Worte „Levante“ so wunderbar und fabelhaft um die Seele wogt, wo in uns die Zaubergärten Istambuls, die Kiosks mit den schönen Sultaninnen, das purpurwallende, schmeichelnde Meer, der tiefe, violette Himmel und alle Mährchen der Feenwelt sofort lebendig werden. Und diese tiefe, unergründliche Leidenschaft, diese Gewalt des Liebens und des Hassens, diese süße, träumerische, schmachtende Melancholie, dieser Wechsel zwischen Entsagung und Hoffnung, zwischen Muth und Verzweiflung, diese Wonnen und diese Klagen, gezügelt durch die reinen, großen, strengen Formen altgriechischer Rhythmik, durchhaucht von der Treue, Unerschrockenheit und stolzen Würde eines starken, sich seine Wahrheit kühn gestehenden Gefühls, die Darstellung beseelt vom Reiz großartiger Naivität und alterthümlicher Einfalt — was ist von all dem in dieser trauernden, von ihrem Ungetreuen verlassenen Wienerin, um sie zur Heroine des lesbischen Gesanges zu machen? Der Unterschied solcher Gestaltungen kommt ungefähr so heraus, wie wenn man eine Statue aus den Zeiten des Phidias in jenen großen Maaßen und Formen, wie sie uns die Elginschen Marmor versinnlichen, mit einer Arbeit von Bernini oder einem französischen Manieristen zusammengestellt sähe.

Der folgende Abschnitt soll sich mit den römischen Frauen beschäftigen.

(Schluß des zweiten Abschnitts.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Luftschifferei.

Zu den verunglückten Versuchen in der Luftschifffahrt, deren Paris eine Menge erlebt hat, kommt so eben wieder ein neuer. Ein Herr Kirsch, wahrscheinlich ein Deutscher, welcher sich rühmt, schon fünfzigmal in die Luft gestiegen zu seyn, hatte eine neue Auffahrt in dem Garten von Monceaux angekündigt, und es hatte beim schönen Frühlingswetter, welches die Pariser in's Freie lockt, nicht an zahlenden Zuschauern gefehlt, die nicht zahlenden ungerechnet, welche außerhalb des Gartens in noch größerer Menge sich

eingefunden, um unentgeldlich des Schauspiels zu genießen. Es vergeht hier kein Jahr ohne eine oder mehrere Ascensionen; dennoch wird das Publikum nicht müde, denselben zuzuschauen und lebhafte Theilnahme dafür zu äußern. In der That sind diese Versuche stets ein Beweis von großer Kühnheit, da man noch so wenig im Stande ist, Unfällen vorzubeugen. Als vor vielen Jahren der gewandte Engländer Green eine Auffahrt im geräumigen Hofe einer der Pariser Kasernen veranstaltet hatte, wäre der Luftballon gleich Anfangs beinahe an den Mauern der Kaserne zerschellt, und Green hat doch bewiesen, daß er ein sehr geschickter Luftschiffer ist. Er hat größere Fahrten unternommen, als alle seine Vorgänger; aber die Kunst der Luftschifffahrt ist dadurch wenig gefördert worden. In Paris lebt noch die Wittwe des eigentlichen Erfinders der Luftballons, des berühmten Montgolfier, welcher bekanntlich i. J. 1785 die ersten Versuche öffentlich anstellte. Die Frau ist 107 oder 108 Jahre alt, und hat, seitdem ihr Mann zum erstenmale der erstaunten Welt einen Luftballon zeigte, dieses Experiment mehrere hundertmale nachahmen sehen oder doch davon gehört; aber außer der Art, den Ballon zu füllen, ist an demselben nichts verändert worden, und wahrscheinlich wird die Frau mit der Ueberzeugung aus dieser Welt gehen, daß die Ehre der Erfindung ihres Mannes durch keine wesentliche Verbesserung verdunkelt worden ist. Zwar sucht man es in den Zeitungen wahrscheinlich zu machen, daß Hr. Monge mit dem kupfernen Ballon, den er eben verfertigen läßt, eine Umwälzung in der Aeronautik hervorbringen wird; so lange es aber nicht bewiesen ist, daß ein kupferner Ballon in die Luft steigen kann, ist es erlaubt, an der Wahrheit dieser Versicherung zu zweifeln. Hätte Kirsch einen solchen Ballon gehabt, so wäre ihm freilich der unangenehme Zufall nicht begegnet, welcher in der vorigen Woche das Pariser Publikum gegen ihn empört hat. Der seinige war, vermuthlich aus Gründen der Sparsamkeit, von baumwollenem Zeuge verfertigt, und zerriß von oben bis unten, als er aufsteigen sollte und gegen die hölzernen Pfosten anstieß, zwischen welchen er an einem Seile gehangen hatte. Es war ein Glück für den Luftschiffer, daß der Unfall sich so bald ereignet hat, aber in anderer Hinsicht war es ein großes Mißgeschick. Vergebens ist er fünfzigmal in die Luft gestiegen; was ihm im Garten von Monceaux begegnet ist, wird ihm als ein Beweis von Ungeschicklichkeit ausgelegt, und er wird große Mühe haben, den Parisern wieder Zutrauen zu seiner Kunst einzuflößen. Da er sein Versprechen, in die Luft zu steigen, nicht gelöst hat, obschon er sich dafür hatte bezahlen lassen, so forderte das Publikum sein Geld wieder; allein zu dem zahlenden Publikum hatte sich bei dem darüber entstandenen Lärm im Garten ein nicht zahlender Pöbel gemischt, welcher Alles über den Haufen warf und den Wirrwarr noch vermehrte. Die bei dergleichen Vorfällen stets sehr flinke Polizei legte Beschlag auf die Kasse; man gab, so gut es gehen wollte, den Zuschauern, die nichts gesehen hatten, Contremarken mit dem Versprechen, daß sie zu einem andern Versuche unentgeldlich zugelassen werden sollten. Als ein ehrlicher Mann hat Kirsch auch wirklich in der folgenden Woche sein Versprechen gelöst, ist diesmal, wie es scheint, ohne Unfall aufgestiegen, und hat sich, wie alle seine Vorgänger, in geringer Entfernung von Paris wieder herabgelassen. Man erwartet nun das erste öffentliche Experiment mit dem kupfernen Aerostaten; bereits läßt man ihn öffentlich für Geld sehen; er hat 10 Mètres im Durchmesser, und die kupferne Oberfläche wird zu 550 M. angegeben.

(Fortsetzung folgt.)

Dresden, April.

(Schluß.)

Musik. — Theater. — Neues Volksblatt.

Seit die Geschwister Milanollo und Liszt mit dem Zauber ihrer Töne uns wieder verließen, leidet die Tonkunst im Allgemeinen von Neuem an dem Malaise, welches sie vor der Ankunft dieser Wunderleute angewandelt. Bei alle dem führte die Wiederaufnahme von Mozarts „Entführung aus dem Serail" den Beweis, daß ein von Manchem vielleicht für veraltet geachteter Kunstschatz, mit Liebe und Sorgfalt ergriffen, sich zuweilen in voller Kraft geltend zu machen versteht. Das war denn auch hier ganz der Fall. Die allgemein gespannte Erwartung auf die alte Oper sprach sich schon durch den starken Besuch des Schauspielhauses aus, und bei öftern Wiederholungen verstärkte sich nur der Eindruck des schönen Musikwerks. Später übte auch eine geistliche Musik aus noch früherer Periode ihre Gewalt über Ohr und Herz einer überaus zahlreichen Versammlung. Es war aber auch das Oratorium Jephta des großen Händel, das am Palmsonntag im vormaligen großen Opernhause aufgeführt wurde, ein Werk, dessen unverjährbare Kraft und Würde durch das meisterhafte Zusammenwirken der königlichen Kapelle mit unsern Gesangvirtuosen in der höchsten Vollkommenheit hervortrat, und woran sich die Pastoralsymphonie Beethovens würdig schloß. Dieser Sonntag, an dem hier der weltlichen Ton- und Schauspielkunst bis zum zweiten Ostertage die Oeffentlichkeit versagt wird, pflegt allezeit der geistlichen Musik auf diese Weise gewidmet zu werden, und zwar ist der pekuniäre Ertrag dem Fonds zu Unterstützung der Wittwen und Waisen der Mitglieder der musikalischen Kapelle bestimmt. — Etwas Neues brachte die Bühne in dem Lustspiel: „die Fräulein von St. Cyr," nach Alexander Dumas, welches sich beim Publikum in der Art wie ein unterhaltender Gesellschafter zu insinuiren wußte, ohne eben einen Eindruck von langer Dauer zu versprechen. Desto länger dürfte die hiesigen Freunde der Schauspielkunst die Lücke schmerzen, welche durch den erlittenen Verlust einer so hochgebildeten, geistvollen und gewandten Künstlerin, wie Fräulein Bauer, uns betroffen hat, und die so bald schwerlich wieder auch nur einigermaßen ausgefüllt werden möchte. Sie steht im Begriff, sich mit einem preußischen Landrathe zu vermählen, und tritt von der Bühne gänzlich ab. — Unter dem Titel: „der Menschenfreund in seinen Beziehungen zur belebten Welt," hat mit dem jetzigen Monat ein Volksblatt begonnen, dessen Herausgeber der hier bestehende Verein zum Schutze der Thiere ist. Die bereits früher ausgesendete Probenummer bestätigt die guten Hoffnungen, welche die gedruckte Bekanntmachung von der Zweckmäßigkeit dieses Blattes zu erregen sich bemühte. Unter den mannigfachen Beiträgen in gebundener und ungebundener Rede wird besonders eine durch den Geheimen Medicinalrath Dr. Carus mitgetheilte Nachricht von einem Rehe, welches einen qualvollen Tod erlitten, die allgemeine Aufmerksamkeit sehr in Anspruch nehmen. Diejenigen Personen, welche von dem Thiere, nachdem es zur Speise zubereitet worden, genossen, verfielen sämmtlich in zum Theil sehr bedeutende Krankheiten. Eine erblindete auf mehrere Tage, eine andere endete nach zwei Jahren schmerzlich ihr sich gewordenes Leben. Die eingetretenen Krankheitszufälle sollen in mancher Hinsicht an die Wirkungen des Wuthgifts erinnert haben.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 18.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 18.

Mittwoch, 8. Mai 1844.

An alle Lachlustigen!

Das im Gebiete des Humoristischen klassische, wahrhaft einzige Werk (Karl Julius Weber's):

Demokritos,

oder

hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen.

Zwölf starke Bände.

Elegant brochirt. Stuttgart 1844, in Octav.

ist in Unterzeichneter wieder um den Subscriptionspreis von 12 fl. oder 7½ Thlr. zu haben.

☞ Ein wahres Kapital von Witz und Humor, eine Hauspostille unversiegbarer Heiterkeit!

In allen Buchhandlungen Deutschlands und Oesterreichs und bei

Scheible, Rieger & Sattler
in Stuttgart.

Das Liederbuch

vom

Cid

nach der bis jetzt vollständigsten, Keller'schen Ausgabe verdeutscht von

Gottlob Regis.

8. Velinp. broch. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 gGr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[214] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Das evangelische

Missionswesen.

Ein Ueberblick über seine Wirksamkeit und seine weltgeschichtliche und nationale Bedeutung,

von

Dr. F. W. Klumpp,

Professor am königl. Ober-Gymnasium in Stuttgart.

Zweite Auflage.

8. brochirt. Preis 24 kr. oder 6 gGr.

Die vorstehende Schrift, welche die so wichtige und doch lange Zeit so wenig bekannte und beachtete Sache der Mission nach ihrer Geschichte, ihren Grundsätzen, ihrem großartigen Umfange und ihren Erfolgen übersichtlich darstellt, hat sich in kurzer Zeit einen Leserkreis gewonnen, und erscheint daher bereits in einer zweiten, mit Beziehung auf den neuesten Stand der Sache fortgeführten Auflage. Je mehr nun in unserer an raschen Entwicklungen so reichen Zeit auch dieser Angelegenheit, als einem wichtigen Momente in dem Entwicklungsgange der Weltgeschichte, in den letzten Jahren eine unerwartete, allgemeinere Aufmerksamkeit zugewendet worden ist, desto mehr dürfte die Schrift, welche die Aufgabe gerade auch von dieser Seite faßt, für dieses neu angeregte Interesse Vielen willkommen seyn.

Stuttgart und Tübingen, April 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[220] So eben ist bei uns erschienen:

Versuch
in vergleichender

Völkergeschichte

von

E. M. Arndt.

Zweite Auflage.

gr. 8. broch. Preis 2¼ Thlr.

Leipzig, April 1844.

Weidmann'sche Buchhandlung.

---

[187] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ein weibliches Herz.

Dramatisches Gedicht in fünf Akten

von

Theodor Stamm.

Aufgeführt im k. k. Hofburgtheater.

8. Velinp. broch. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Thlr. 12 gGr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[222] Bei Friedrich Fleischer in Leipzig erschien so eben:

Graf de la Garde

Gemälde des Wiener Congresses

1814—1815.

Erinnerungen, Feste, Sittenschilderungen, Anecdoten.

Uebersetzt von Dr. Ludwig Eichler.

Vierter und letzter Band Preis 1 Thaler.

Alle 4 Bände Preis 4 Thaler.

Francis Trollop

die Geheimnisse von London

übersetzt von Dr. Ludwig Eichler.

Zweiter Band.

Die Tochter des Gehenkten.

Der Preis jeder Lieferung dieses Werkes von wenigstens 8 Bogen ist 10 Ngr. Der erste Band, enthaltend die Gentlemen der Nacht, besteht aus 3 Lieferungen, ist bereits in zweiter Auflage erschienen und kostet 1 Thaler.

[219]

Einladung zur Subscription

auf die

Dritte vermehrte und verbesserte Auflage

von

Eduard Burckhardt's

Allgemeiner

Geschichte der neuesten Zeit.

Von
der Stiftung
der heiligen Allianz
1815

bis
zum Tode
Friedrich Wilhelm's III.
1840.

4 Bde.
16 Lieferungen.

à 1/3 Thlr.
= 36 Kr. Rh.

Leipzig. Verlag von J. J. Weber.

Subscriptionsbedingungen.

Die allgemeine Geschichte der neuesten Zeit erscheint in 4 Bänden (circa 120 Bogen) gr. 8. auf schönem Velinpapier gedruckt.

Jeder Band erscheint in 4 Lieferungen, so daß das ganze Werk in 16 Lieferungen vollständig wird.

Der Preis einer jeden Lieferung, zahlbar beim Empfang, ist 1/3 Thlr. = 30 Kr. C. M. = 36 Kr. Rhein.

Bei Unterzeichnung verpflichtet man sich zur Abnahme des ganzen Werkes.

Mit der letzten Lieferung wird eine große historische Uebersichtscharte von Julius Löwenberg den Subscribenten gratis geliefert.

Die erste Lieferung ist bereits erschienen, die zweite erscheint am 25. April und von da ab regelmäßig alle 14 Tage eine Lieferung, so daß das Werk noch vor dem Schluß des Jahres vollständig in den Händen der Abnehmer seyn wird.

Bestellungen werden in allen Buchhandlungen Deutschlands und des Auslandes angenommen.

Leipzig, im März 1844.

J. J. Weber.

Forstbibliothek

für Forstmänner, Landwirthe, Guts- und Waldbesitzer.

Lehrbuch für Förster

und für die, welche es werden wollen,

von

Dr. Georg Ludwig Hartig.

Achte vielfach vermehrte und verbesserte Auflage.

Mit vier Kupfertafeln, worunter zwei colorirt, und Tabellen.

Nach des Verfassers Tode herausgegeben von

Dr. Theodor Hartig.

3 Theile. gr. 8. Velinpapier. Preis 7 fl. 12 kr. oder 4 Rthlr. 8 Gr.

Schon mehrere Jahre vor dem Tode des Verfassers ward seinem Sohne der Auftrag, sich für den Fall einer neuen Auflage des Lehrbuches für Förster einer gänzlichen Umarbeitung des dem Standpunkte der Wissenschaft und

den gesteigerten Anforderungen an wissenschaftliche Bildung der Revierförster nicht mehr entsprechenden ersten Bandes zu unterziehen. Dem Auftrage Folge leistend, übergibt er den Fachgenossen hiemit einen kurzen Abriß derjenigen Zweige der Naturkunde, welche für den Forstwirth von besonderer Bedeutung sind, indem sie diejenigen Kräfte, Stoffe und Körper behandeln, welche auf die Holzerzeugung und Erziehung wesentlichen Einfluß ausüben, die Art und Menge derselben bestimmend. Zusätze größeren Umfangs enthält noch der zweite Band in den Abschnitten über Betriebslehre, Bewirthschaftung der Mittelwälder und über Forstinsekten. Außerdem haben die beiden letzten Bände noch von der Hand des verstorbenen Verfassers viele und wichtige Zusätze und Verbesserungen erhalten, die nach dessen handschriftlichen Bemerkungen in diese achte Auflage übergegangen sind. Der Beifall, womit die früheren Auflagen dieses Werkes aufgenommen wurden, ist die sicherste Bürgschaft für den Werth desselben, weßhalb sich der Herausgeber dieser neuen Auflage keine Aenderungen, sondern nur Zusätze zu dem Früheren, da wo es zweckmäßig erschien, gestattet hat.

Von demselben Verfasser:

Anleitung zur Forst- und Waidmannssprache,

oder Erklärung

der ältern und neuern Kunstwörter beim Forst- und Jagdwesen.

Zweite stark vermehrte Auflage. Preis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

Forst- und Jagd-Archiv.

1—5ter Jahrgang. gr. 8. Preis 16 fl. 30 kr. oder 9 Rthlr. 16 gGr. Fortsetzung: 6ter Band 3 fl. oder 1 Rthlr. 18 gGr. — 7ter Band 3 fl. 36 kr. oder 2 Rthlr. 6 gGr.

Versuche über die Dauer der Hölzer.

Mit einer Steintafel. Preis 48 kr. oder 12 gGr.

Forstliches und forstnaturwissenschaftliches

Conversations-Lexicon

in zweiter revidirter Auflage, mit dem Bildniß des Verfassers.

gr. 8. broch. Preis 8 fl. 45 kr. oder 5 Rthlr.

Dieses **forstliche und forstnaturwissenschaftliche Conversations-Lexicon** ist dazu bestimmt, den Forstleuten, Waldbesitzern und allen Geschäftsmännern, die mit dem Forstwesen in einige Berührung kommen, und die sich viele Forstbücher nicht anschaffen können oder wollen, oder die keine Zeit haben, sie zu lesen, eine Schrift in die Hand zu geben, worin sie über jeden Gegenstand des Forstwesens und der dazu gehörigen Naturwissenschaften genügende Belehrung finden können. Zum bequemen Nachschlagen ist die alphabetische Ordnung gewählt, und das Inhaltsverzeichniß unter verschiedene Hauptrubriken gebracht worden, wodurch das Aufsuchen und Nachschlagen noch mehr erleichtert ist. — Um aber die Hauptrubriken oder die Hauptabtheilungen nicht zu sehr zu vervielfältigen, sind nur folgende gemacht worden:

1) Atmosphärologie. 2) Bodenkunde. 3) Botanik. 4) Chemie und Physik. 5) Entomologie. 6) Besondere Naturgeschichte der Holzpflanzen. 7) Holzzucht und Waldbau. 8) Forstschutz und Forstpolizei. 9) Forstbenutzung und Forsttechnologie. 10) Forsttaration und Betriebseinrichtung. 11) Forstdirection, und 12) Insgemein.

Je nachdem ein Gegenstand von mehr oder weniger Wichtigkeit ist, ist er weitläufiger oder kürzer abgehandelt. Doch wird man auch bei den kurz abgefertigten Artikeln die nöthigste Belehrung finden. Wo aber eine Sache, wegen der engen Grenzen dieses Buches, nicht vollständig genug abgehandelt werden konnte, da haben wir Schriften angezeigt, in welchen man genügende Belehrung finden kann. Nur dadurch ist es gelungen, dem Buche einen mäßigen Umfang zu geben, und dessen Ankauf für Jeden nach Möglichkeit zu erleichtern. — Von der Reichhaltigkeit dieses Lexicons wird man überzeugt werden, wenn man sich die Mühe geben will, das Inhaltsverzeichniß zu lesen. Dadurch wird man auch auf manche Gegenstände aufmerksam werden, die man sonst in diesem Buche vielleicht nicht gesucht haben würde.

Von dem Lehrbuch für Jäger und die es werden wollen, wird gegenwärtig die sechste Auflage vorbereitet, welche bis zum Herbste dieses Jahres noch erscheinen wird.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[226] Im Verlage von Friedr. Vieweg und Sohn in Braunschweig ist erschienen:

Am Theetisch.

Von Therese,

Verfasserin des „Falkenberg" der „Briefe aus dem Süden," „eines Tagebuchs" ꝛc.

gr. 8. Velinpap. geh. Preis 2 Thlr.

[225] Bei W. Einhorn in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Geschichte von Böhmen. Dargestellt von Karl Wilmarshof. gr. 8. broch. 19 Bogen. 1 Rthlr.

Eine übersichtliche, zusammenhängende Schilderung der wichtigsten Ereignisse dieses merkwürdigen Landes, von seinem Auftauchen als selbstständiges Ganzes bis

zu seinem Standpunkt in der Jetztzeit. Der Verf. hat mit Gewissenhaftigkeit, Umsicht und Scharfblick die vorhandenen Quellen geprüft und benutzt; seine Darstellungsweise ist eben so belehrend, als anziehend und unterhaltend, der Styl korrekt und gefällig.

Die Modepflanzen unserer Zeit.

Erstes Bändchen:

Camellia und Cactus.

Anleitung
zur
Cultur und Vermehrung derselben.

Ein gemeinnütziges Handbuch.

Mit besonderer Rücksicht für den Privatliebhaber,
herausgegeben
von

W. Neubert.

Sekretär des landwirthschaftl. Vereins in Tübingen.

8. broch. Preis 1 fl. oder 16 Gr.

Inhalt: Erster Theil (Ueber Camellien). Einleitung. Heimath und Verbreitung der Camellia. Name und botanischer Charakter. Cultur. Die Erde. Das Versetzen. Das Begießen. Das Beschneiden. Der Standpunkt. Temperatur. Das Treiben. Insekten. Vermehrung. Mittel, das Abfallen der Knospen zu verhüten. Eintheilung in Arten. Zeit des Einkaufs. Werth. Uebersicht der Arten. — Zweiter Theil (Cactus). Einleitung. Cactus als Mode- und Zimmerpflanze. Heimath der Cactus. Beschreibung der Pflanze überhaupt. Die Stengel. Der Saft. Der Blüthenstand. Die Blüthe. Eintheilung der Sorten. Behandlung. Vermehrung. Das Versetzen und die Erde. Das Pfropfen. Die Befruchtung. Bemerkungen. Verzeichniß verschiedener Arten.

Zweites Bändchen:

Die Rosen.

Ihre Beschreibung, Cultur und Vermehrung.

8. broch. Preis 1 fl. oder 16 Gr.

Inhalt: Die Rose als Modepflanze. — Geschichte der Rose. — Name der Rose. — Botanischer Charakter. — Heimath der Rosen. — Verbreitung der Rose. — Eintheilung in Arten. — Cultur der Rosen. — Die Erde. — Das Versetzen. — Das Begießen. — Der Standpunkt. — Die Ueberwinterung. — Das Treiben. — Die Vermehrung. — Feinde der Rosen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Parzival und Titurel,

Rittergedichte von

Wolfram von Eschenbach.

Uebersetzt und erläutert von

Dr. K. Simrock.

2 Thle. gr. 8. Velinpap. broch. Preis 8 fl. 30 kr. oder 5 Rthlr.

Inhalt: Parzival. 1) Belakane. 2) Herzeleide. 3) Gurnemans. 4) Kondwiramur. 5) Anfortas. 6) Artus. 7) Obilot. 8) Antikonie. 9) Trevrezent. 10) Orgeluse. 11) Arnive. 12) Eibegast. 13) Klinschor. 14) Gramoflanz. 15) Feirefiz. 16) Loherangrin. — Titurel. 1) Sigune und Schionatulander. 2) Gardevias. — Erläuterungen und Anmerkungen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Nero.

Tragödie
von
Karl Gutzkow.

Velinp. in Umschl. broch. Preis 2 fl. od. 1 Rthlr. 8 gGr.

Maha Guru,

Geschichte eines Gottes.

Ein Roman in 2 Theilen
von
Karl Gutzkow.

8. Velinpapier. Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Das gebildete Publikum erhält hier einen Roman aus einem Genre, das es ziemlich aus den Augen verloren hat, dessen Wiedereinführung aber insofern zeitgemäß erscheint, als der bisher beliebte historische Roman, trotz des Aufwandes von Malerei im Detail, und vielleicht eben deßhalb zu einer trockenen und nicht selten prosaischen Ansicht von Welt und Geschichte stimmt. Die Art, wie der Verfasser den philosophischen Roman aufgefaßt hat, ist übrigens eine ganz originelle. Lamaismus und chinesische Sitte bilden in diesem Buche die Elemente zu einem eben so umfassenden Gemälde menschlicher Zustände, und auch der Leser, dem diese Dichtungsart fremd ist, oder seit Ablauf der Wielandschen Zeit fremd geworden ist, wird sie schnell liebgewinnen und poetischen Genuß dabei finden.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Der gegenwärtige Zustand
der
Vaccination
von
John Baron, M. D.

Aus dem Englischen
von
F. G. Gmelin,

Dr. und ordentl. Professor der Medizin.

gr. 8. in Umschlag broch. Preis 48 kr. oder 12 gGr.

Der Bericht über die Vaccination ist durch die Mittheilungen vieler der angesehensten Aerzte Englands entstanden, und setzt uns über den jetzigen Zustand der Vaccination in England auf eine authentische Art in Kenntniß. Besondern Werth erhält derselbe durch die Nachrichten über frühere und jetzige Pocken-Epidemieen unter dem Rindvieh, durch künstliche gelungene Versuche über die Hervorbringung von echten Kuhpocken durch Einimpfung einer Kuh mit Menschenpocken, wodurch die Natur der Kuhpocken vollkommen ins Licht gesetzt wird. Es dürfte daher dieser Bericht nicht bloß für Aerzte, sondern auch für das größere Publikum von Wichtigkeit seyn, das sich für den Gegenstand interessirt.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 112.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 9. Mai 1844.

Werdet doch geſcheiter!
Tretet nicht immer denſelben Fleck,
So geht doch weiter!

Goethe.

Die Bauern am Tiſſaſtrande.

Thörichte Freunde des todten Alten,
Fahrend in ausgeleierten Gleiſen,
Tanzend nach verklungenen Weiſen,
Möge dieß Mährlein euch unterhalten!

Warme lebendige Lüfte wallen
Ueber dem ſchönen Magyarenlande,
In den Gebüſchen die Nachtigallen
Singen entzückt am Tiſſaſtrande.
Fiſchlein, ſpringend mit ſtillem Ergetzen,
Holen vom Lenz ſich flüchtigen Kuß,
Fürchten ſich nicht vor den ſilbernen Netzen,
Welche der Mond warf über den Fluß.
Brauſend vor Freude, münden die Quellen,
Und das lenzbezauberte Land,
Weil es nicht blühn kann unter den Wellen,
Blüht es hier doppelt als üppiger Strand,
Weil es nicht ſingen kann unter den Wogen,
Singt es dafür hier doppelt ſo laut,
Liebestönen, ſchmachtend gezogen,
Lauſcht des Sproſſers glückſelige Braut.

Rüſtig rudern dort über den Wellen
Luſtige Bauern mit Scherzen und Lachen,
Und die Zigeuner, ihre Geſellen,
Stimmen die Geigen bereits im Nachen,
Stoßen an's Land und eilen zur Schenke;
Weil ſo laut das heiſchende Rufen,
Springen die Wirthe ſchon mit dem Getränke
Ueber die finſteren Kellerſtufen.

Um den Eichtiſch ſitzen die Alten,
Vor dem Tanze noch Schmaus zu halten.
Zum Abſchnitt gereicht, in der Runde
Geht das köſtliche Weizenbrod,
Und ſie führen bedaglich zum Munde
Feurigen Wein, tiefdunkelroth;
Wiſchen ſich trocken und ſchieben zur Seite,
Daß er den Speiſen den Weg nicht beſtreite,
Schnurrbarts buſchigten halben Kranz;
Braten und Schinken, warme und kühle,
Wandern geſchwind in die knöcherne Mühle;
Und die Jungen fliegen zum Tanz.

Hei! wie die Geigen ſingen und klingen!
Hei! wie die Hämmer des Cimbals ſpringen
Ueber die Saiten friſch auf und nieder,
Pochender Herzſchlag heimiſcher Lieder.
Himmel, wie jauchzen die Geigen ſo helle,
Schmetternd ſchreit Clarinette, die grelle.

Weinendes Klagen, Freudengekicher,
Schüttern im schroffen Wechsel die Luft,
Setzen gewaltig, keck und sicher
Ueber des Mißklangs drohende Kluft.
Alle die Töne, sie klettern, sie tanzen,
Wildverschlungen wie Urwaldpflanzen,
Wildhinfahrend wie schwelgende Flammen,
Aber der Brummbaß hält sie zusammen.

Kräftige Burschе tanzen im Saale,
Schwingen empor die hurtigen Weiber,
Werfen empor die blühenden Leiber
Hoch in die Luft, wie süße Pokale;
Drehen sie schnell im wechselnden Kreise
Nach der Musik beschleunigter Weise,
Wie der wirbelnde Strom den Kahn,
Wie ein Rosenblatt der Orkan.
Zitternd dröhnt die gestampfte Diele
Zu der Zigeuner mächtigem Spiele.

Auch die Alten sind aufgesprungen,
Als die beliebte „Werbung" erklungen,
Uralt immer willkommne Klänge,
Nie vergessne Ahnengesänge.
Was längst Asche ruht in den Grüften,
Tanzte und jauchzte bei diesen Tönen;
Von den Todten klingt in den Lüften
Freudenvermächtniß den späten Söhnen.
Wie gebannt von den Geistern der Alten,
Wollen nichts Neues hören die Bauern;
Und der Zigeuner muß ausdauern,
Darf nicht wechseln noch innehalten.
Also tanzen sie Stund' auf Stunde
Immer zur alten beliebten Weise,
Bis die Zigeuner, müd zum Grunde,
Heimlich sich winken und — spielen leise.
Doch die Berauschten merken es nimmer,
Hören des Liedes Vollklang noch immer.
Leiser und leiser, bis zur Ersterbung
Hallt und verhallt die lustige Werbung;
Baß und Flöte, Cimbal und Geigen
Haben sich stille hinaus verloren,
Doch der Musik und des Weines Thoren,
Hören sie immer noch, springen den Reigen;
Springen ihn, bis der Sonnenschein
Strahlend bricht durch die Fenster herein
Und der Wirth rings „guten Tag!"
Wünscht mit kräftigem Schulterschlag. —
Weithin das lachende Mährlein fliegt
Von den Thoren, die immer noch springen,
Während schon längst, erschöpft und versiegt,
Ihre Musik war heimgegangen.

Nicolaus Lenau.

Ein Vertrag.

(Fortsetzung.)

„Ich bin ein kranker Mann," versetzte Wallenstein. „Mich peinigt die Fußgicht Tag und Nacht. Nur selten kann ich ein Pferd besteigen und die freie Luft genießen. Seine Majestät können nicht wünschen, daß ein so hinfälliger Mann seine Armada gegen den Feind führen soll. Die Schweden würden mich auslachen und den Kaiser selbst in der Person seines Feldherrn schimpfiren. Nein, nein, Herr Fürst, ich kann dem Kaiser dießmal nicht willfahren!"

„Kaiserliche Majestät beklagen aufrichtigen Herzens Dero Fußgicht," nahm Eggenberg wiederum das Wort, „vermögen jedoch nicht von Ihrem Anliegen abzustehen. In Ihrer Weisheit und Milde haben Sie daran gedacht, Ew. Liebden die Anführung des Heeres möglichst zu erleichtern, und geruhen deßhalb allergnädigst vorzuschlagen, Sie möchten sich entschließen, den Oberbefehl bloß formell zu übernehmen, eventuell ihn aber an Seine Majestät den König von Ungarn abtreten. Dieß würde Ew. Durchlaucht die nöthige Schonung, deren Sie bedürfen, gewähren." — „Wie?" sagte Wallenstein und stellte sich, als habe er den Fürsten nicht recht verstanden; „der König von Ungarn soll das Heer führen und ich in verschlossener Sänfte nebenher ziehen?" — „Nicht so ganz, Durchlaucht, vielmehr geht die Meinung des Kaisers dahin, daß Ew. Liebden der weise Rath, der König aber der wackere Vollzieher Ihrer Beschlüsse seyn möge."

„Nun, Gott's Schand', das wäre mir ein feiner Handel!" brauste Wallenstein auf. „Mit nichten, Herr Fürst! Und wenn man mir ein Kommando anböte neben unserm Herrgott selbst, so würd' ich's doch ablehnen! Befehlen muß ich allein oder gar nicht."

Er machte Miene, die ganze Unterhandlung aufzuheben, Fürst Eggenberg aber hielt ihn sanft zurück und schlug andere Wege ein, die dem ehrgeizigen Mann besser zusagen mußten. — „Lassen wir uns nicht durch Formen trennen!" sagte er mild. „Erwägen wir die Wichtigkeit der Sache und behalten wir fort und fort den Gleichmuth unseres Geistes. Sie wünschten des Kaisers Vorschläge zu vernehmen und ich entledigte mich meines Auftrags. Können Sie nicht darauf eingehen, so reicht Ihre unumwundene Erklärung vollkommen hin, mich schweigen zu machen. Allein ich bin noch nicht zu Ende. Seine Majestät setzen Ihr ganzes unbedingtes Vertrauen in Dero fürstliche Einsicht. Sie erkennen, daß Ew. Durchlaucht hohe Kriegserfahrung die Angelegenheiten des Heeres besser zu würdigen weiß, als sämmtliche Reichshofräthe. Sie bitten und wünschen deßhalb, daß Sie

geneigtest Gegenbedingungen aufstellen mögen, deren sofortige Genehmigung ich im Namen des Kaisers zu gewähren habe."

Der lebhaftere Glanz des Auges verrieth des Herzogs triumphirende Seele. Dennoch stellte er sich noch immer, als sey ihm durchaus nichts am Kommando gelegen. „Verzeihen mir Ew. Liebden," versezte er, „daß ich auch diesen lezten Antrag ablehnen muß. Die Noth des Reichs erbarmte mich, und um dem Kaiser, meinem allergnädigsten Herrn, gefällig zu seyn für die viele Liebe und Gnade, die er mir in früherer Zeit erwiesen, habe ich ihm dieß Heer aufgerichtet. Drei Monate Frist bat ich mir dazu aus. Diese Frist ist abgelaufen und ich habe pünktlich mein Wort gehalten. Kann der Kaiser mehr verlangen? Ich zweifle! Die neu errichtete Armada der Führung dessen zu übergeben, den Seine Majestät zum Oberfeldherrn ernennen würden, habe ich damals gelobt; wer kann's mir nun verdenken, daß ich mich eines Gelübdes entledigen will, das mein ehrliches Gewissen drückt?"

„Der Mann, der dieses Heer in so wunderbar kurzer Zeit schuf, kann auch allein sein Führer seyn. So, Durchlaucht, denkt der Kaiser, so denken mit ihm alle würdig ernsten Männer, alle seine getreuen Räthe und Diener." — „Zum erstenmale in meinem Leben, Fürst Eggenberg, fühle ich, daß auch die Zuneigung eines Kaisers drückend seyn kann." — „Denken Sie an den Ruhm, Durchlaucht, der unter solchen Umständen Ihrer Handlung folgen muß!" — „Und wer bürgt mir dafür, daß nicht schon nach zwei Monden die alten Feinde wider mich aufstehen und mit ihrem Klaggeschrei das milde Herz des Kaisers bestürmen?" — „Die bessere Ueberzeugung Seiner Majestät."

Wallenstein schwieg. Nachsinnend neigte er das Haupt, die Linke spielte mit der goldenen Gnadenkette, die ihm Ferdinand an jenem Tage umgehangen hatte, wo er ihn aus den Händen der tobend in die Burg gedrungenen Protestanten rettete. „Wär's nicht um Ferdinand, zu dem mein Herz eine sonderbare Freundschaft fühlt, ich ließ Sie gehen, Herr Fürst, wie Sie gekommen sind! Nur die maßlose Liebe und Verehrung zu meinem Kaiser macht mich nachgiebiger, als ich es seyn sollte. Denn ich weiß, daß ich den Deckel von meiner Todtengruft aufhebe, wenn ich das Commando zum zweitenmal übernehme." — „Sie werden erst ihr Haupt mit neuem Lorbeer jugendlich umschlingen! Und gibt es einen beneidenswertheren Tod, als den für Kaiser, Kirche und Vaterland?" — „Ich habe auch Pflichten gegen mich und mein Haus; dennoch, Herr Fürst, dem Kaiser zu Liebe und weil Sie mir betheuern, daß er so gar zum Erbarmen bestürzt sey, will ich's mit meiner schwachen Kraft versuchen, will das neu geworbene Heer dem Schweden entgegenführen. Sie haben Vollmacht?" — „Unbedingte." — „Genehmigen Sie demnach, daß ich die einzelnen Punkte, unter denen ich unwiderruflich dem Kaiser zu Willen seyn will, nenne." — „Seine Majestät werden nicht kleinmüthig daran mäkeln." — „Schreib', Sesyn!" befahl Wallenstein, und diktirte dem Böhmen folgenden Vertrag in die Feder:

„Der Herzog von Friedland ist und bleibt nicht nur des Kaisers, sondern auch des ganzen Erzhauses und der Krone Spanien oberster Feldherr. — Ich vermuthe," sezte er hinzu, „daß kaiserliche Majestät diese Forderung billig und nothwendig finden werden. Ich kenne die Pfaffen und Jesuiten, und fällt's diesen ein, das Gemüth des Kaisers mit Einreden zu erweichen, so kann sich's ereignen, daß mir ein spanisches Heer mit irgend einem jungen, unbärtigen Fürsten an der Spitze, meine Operationen zu Schanden machte und mir nicht Gehorsam leistete." Fürst Eggenberg neigte billigend sein Greisenhaupt, und Wallenstein fuhr in herrischem Tone fort: „Diese Gewalt steht ihm in ihrem vollen Umfange mit unbeschränkter Vollmacht zu." Auch gegen diesen Punkt machte Eggenberg keine Einwendung, und der Herzog diktirte weiter: „Weder der Kaiser noch der König von Ungarn dürfen sich je persönlich beim Heere einfinden, noch weniger das Commando verlangen. Sobald Böhmen wieder erobert ist, soll der König von Ungarn, geschüzt durch ein Heer von 12,000 Mann, in Prag residiren." — „Durchlaucht werden mir den Grund dieser Maßregel nicht vorenthalten?" fragte Eggenberg. — „Keineswegs," versezte Wallenstein. „Offen und ehrlich will ich mit Seiner Majestät kontrahiren, damit man auch mit mir fernerhin ehrlich verfahre und keine Winkelzüge mache. Den Kaiser kann ich beim Heer nicht brauchen, weil das Kriegsvolk dann mit Augen sieht, daß es noch einen Höhern gibt als ihr Feldherr. Das thut nicht gut, mindert den Respekt und lähmt mir die Macht einem Feinde gegenüber, der König und Feldherr in Einer Person ist. Der Soldat ist am bravsten, wenn er gar nicht ahnt, daß es außer dem gebietenden Herrn in der Schlacht noch einen Menschen auf Erden gibt, der mehr zu bedeuten hat. Nur das Heer, dem sein Führer König, Kaiser und Gott ist, hält sich brav! Was aber die Residenz des Königs von Ungarn anlangt, so fordere ich sie unwiderruflich, weil ich aus Erfahrung weiß, daß die Böhmen einen wirklichen Regenten, kurz die Person ihres Königs im Lande haben wollen. Auch wird der Kaiser und sein Oberfeldherr dadurch desto eher gegen Rebellion gesichert."

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Fortsetzung.)

Magasins de nouveautés. — Die Australwolle. — Die Polka.

Großartige Unternehmungen tauchen hier immer in Menge auf; allein wie manche scheitern, wenn es zur Ausführung kommt! Man hat noch nicht die ungeheure Speisewirthschaft des Vicomte Botherel vergessen, welcher die Pariser mit Speise und Trank in ambulanten Küchen versehen wollte. Der Mann hatte eine ungeheure Anstalt angelegt, wo eine unzählige Menge von Speisen zubereitet werden sollte, die dann in den auf allen Gassen herumrollenden Wagen oder Karren gegen billige Bezahlung zur Verfügung der Speiselustigen gestellt werden sollten. Ueber eine halbe Million mag darauf verwendet worden seyn; dennoch ist aus der Sache nichts geworden, und wahrscheinlich hat man die Anstalt wieder zu Privatwohnungen umgeschaffen, was wenigstens das Klügste wäre. Um die Sache völlig in Gang zu bringen, hätte es noch einer Million bedurft, und sie wäre wahrscheinlich dennoch mißlungen. Andere wirklich riesenhafte Anstalten sieht man jezt in den Hauptrevieren sich bedeutend vermehren, und seit Ostern haben mehrere ihre Eröffnung pomphaft in den Zeitungen ankündigen lassen. Es sind sogenannte Magasins de nouveautés, ungeheure Waarenlager, in welchen die Damen alles zu ihrer Kleidung Erforderliche beisammen finden. Natürlich sind sehr große Kapitalien nöthig, um so außerordentlich große Vorräthe so vieler Waaren aufzuhäufen und um die Kosten eines Hauses, in welchem 50—50 Ladenbiener, Schreiber, Aufwärter u. s. w. angestellt sind, zu bestreiten. Neben diesen Alles verdunkelnden Waarenlagern, welche Abends auf's herrlichste glänzen, können keine kleinen Boutiken mehr bestehen, und es ist daher wahrscheinlich, daß der sämmtliche Handel mit sogenannten nouveautés bald in die Hände von etwa fünfzig Unternehmern gerathen wird, ausgenommen in den Revieren, wo kein großer Verkehr ist und wo mithin ein großes Magazin so wenig bestehen könnte, als in einer kleinen Landstadt. Aber in den stark bevölkerten und reichen Stadttheilen sind jene Magasins de nouveautés wahre Sehenswürdigkeiten geworden. Besonders zeichnet sich das sogenannte Magasin à la ville de Paris in der Straße Montmartre aus, welches so geräumig ist, daß man sich darin beinahe verirren könnte, und in welchem wohl hundert Personen beschäftigt seyn mögen. Für die Damen haben dergleichen Waarenlager den Vortheil, daß sie hier unter hunderten, ja tausenden von Stoffen wählen können, und so verschieden auch ihr Geschmack seyn mag, doch immer Befriedigung finden. Es kommt keine fremde Dame nach Paris, ohne in einem solchen Hause mehr oder minder bedeutende Ankäufe zu machen, und diese Ankäufe, welche in den statistischen Angaben über die Ausfuhr französischer Waaren nicht gerechnet werden, weil die Mauth mit denselben nichts zu thun hat, mögen sich zu sehr beträchtlichen Summen belaufen. Diese Magazine, welche große Fenster nach der Straße zu haben, hinter welchen Muster der Waaren auf's Geschmackvollste und Kunstreichste ausgestellt sind, bestehen gewöhnlich aus einer Reihe von großen Sälen im Erdgeschoß; in jedem derselben ist eine besondere Gattung von Waaren ausgestellt, z. B. im einen die Seidenstoffe, in einem andern die Shawls, in einem dritten die Kattune und Zitze u. s. w., und jeder dieser Säle gälte in einer minder großen Stadt schon für ein sehr ansehnliches Waarenlager. Im Magasin à la ville de Paris befindet sich ein dunkler, aber bei hellem Tage stets beleuchteter Saal, damit die Damen, welche für Bälle und Soiréen einkaufen, daselbst beurtheilen können, wie sich die Sachen bei Lichte ausnehmen. Gegen Diebe in eleganter Kleidung, welche sich in diese großen Magazine als Käufer und Käuferinnen einschleichen, haben die Eigenthümer sehr genaue Aufsicht nöthig; sie halten eigene Leute zum Aufpassen, und dennoch verschwindet manches Stück Zeug unter einem Mantel, oder unter einem eleganten Shawl. — In der industriellen Welt geht gegenwärtig etwas vor, das auf das Kleiderwesen großen Einfluß üben muß. Seit die Merinosschafe einheimisch geworden sind, hat der Gewerbfleiß aus der Wolle derselben eigene Stoffe verfertigt, welche denselben Namen führen wie die Schafe, und eine allgemeine Tracht geworden sind, wenigstens für die, welche nicht vermöglich genug sind, um sich in Seide kleiden zu können. Jezt aber scheint eine Umwälzung in diesem Fache bevorzustehen. Die Schafzucht hat in Neuholland so außerordentliche Fortschritte gemacht und liefert so vortreffliche Wolle, daß die Engländer bereits ungeheure Quantitäten derselben beziehen und die europäische Wolle dadurch bald ihren Werth verlieren muß. Weder sächsische noch Merinoswolle kann gegen diese Australwolle aufkommen, welche noch dazu ziemlich wohlfeil wird geliefert werden können. Was ist nun zu thun, um diesem für die europäische Schafzucht höchst nachtheiligen Zustande zuvorzukommen? Da hat man denn an die Alpacas gedacht, wovon einige jezt ganz ruhig in einem Gehege des Pflanzengartens grasen. Wie wäre es, wenn man diese langhaarigen oder langwolligen sanften Thiere peruvianischer Herkunft in Frankreich verbreitete, um durch ihre Wolle den australischen Heerden das Gleichgewicht zu halten? Welche Menge von Alpacas brauchte es aber, um zu diesem Zwecke zu gelangen! und wären die Bergweiden in Frankreich nicht zu kalt für diese Thiere? Zwar leben sie sehr vergnügt im Pflanzengarten, aber auf den Pyrenäen, im Jura und auf den Cevennen würden sie vielleicht nicht fortkommen. Der Erfolg ist also unsicher, aber die Gefahr scheint gewiß. Die vornehme Pariser Welt kümmern freilich Betrachtungen der Art nicht im mindesten, und die Polka findet weit lebhaftere Theilnahme, als das Schicksal der französischen Schafzucht, welche überhaupt die Pariser nicht weiter interessirt, als weil sie Cotelettes und Gigots auf ihre Tafel, und Wolle und Unschlitt in ihre Fabriken liefert. Ich äußerte früher, die Narrheit mit der Polka werde eine schnell vorübergehende seyn und sie sey bereits im Abnehmen; allein sie mußte damals wohl noch nicht den höchsten Punkt erreicht haben. Sie dauert noch immer fort und es scheint, daß Paris jezt mit dieser Narrheit andere Hauptstädte ansteckt. Cellarius, der erste Lehrer der Polkakunst, ist ein berühmter Mann geworden, und er müßte sehr ungeschickt seyn, wenn er sich nicht auf Untosten der närrischen Welt bereicherte. Schon sind in der französischen Sprache neue Wörter dadurch entstanden, als polquer (polkiren) und polquiste; viele Schauspiele haben die Polka auf die Bühne gebracht oder sie zu Possen benüzt, und auch die Carricatur hat sich derselben bemächtigt.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 38.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 113.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 10. Mai 1844.

Quondam hoc indigenæ vivebant more. — —
Improbitas illo fuit admirabilis ævo.

Juvenal:

Ueber Verhältnisse und Zustände der antiken Frauen.

III.

Die Frauen Roms genossen in mancher Hinsicht einer noch ungleich selbstständigeren Stellung, als die der Griechen. Wenn sich in Griechenland das Verhältniß etwas im morgenländischen Geiste dahin gestaltete, daß die Frauenwelt von der der Männer gesondert wohnte und die meiste Zeit ihres Daseyns den Blicken des Publikums entzogen blieb, so hatte die Hausfrau Roms ihren Ehrensitz im Hintergrunde der großen Hausflur, so daß, da die Thüre nach der Straße zu offen blieb, alle Vorübergehenden ihres Thuns und Lassens Zeugen seyn konnten, und ihre Thätigkeit, das Regiment ihres Hauses, gleichsam der öffentlichen Prüfung vorgelegt war. Sie nahm sich der Wirthschaft in einem ausgedehnteren Sinne an, als die Griechen, und hatte namentlich für Küche und Keller ausschließlich zu sorgen.

Die römische Hausfrau hatte in den häuslichen Räumen volle und unumschränkte Autorität, sie bildete für Kinder und Dienstleute den vermittelnden Schutzgeist gegen das oberste, keine Appellation duldende Recht des Hausherrn, dessen Gewalt man in ihren Wirkungen in der That der eines Gottes gleich schätzen konnte. Denn der Vater behielt unumschränkte Herrschaft über die Söhne, sogar wenn diese bereits selbst Familienväter waren; er hatte Gewalt über Leben und Tod in Bezug auf alle Hausgenossen. So tief und weitgreifend war der Begriff eines altrömischen Hausvaters. Bei einer solchen, an die Adoration der Götter grenzenden Ehrfurcht, war die eheliche Eintracht eine natürliche Sache. Das Weib war gewöhnt, an ihrem Gatten als ihrem Herrn, als der Quelle ihrer eigenen Würden und Rechte emporzublicken, und ihre eigene ausgedehnte, vielverehrte Wirksamkeit entschädigte sie für diese Art Unterordnung, die zuletzt nur ihrem eigenen Ansehen ein desto größeres Relief gab.

Wir dürfen uns das eheliche Verhältniß der republikanischen Römer und Römerinnen am schicklichsten durch dasjenige vergegenwärtigen, welches vom sechzehnten bis zum achtzehnten Jahrhundert in den angesehenen Bürgerfamilien deutscher Städte bestand. Die Bestimmung und die Pflichten beider Ehehälften waren damals strenger als jetzt gesondert und klarer ausgesprochen; die Sphäre des Menschen und Bürgers war an sich selbst beschränkter, die eigenen Interessen, die Verbindlichkeit gegen das Gemeinwohl, in den meisten Fällen der Gehorsam gegen einen politischen Gebieter, dieß Alles bewegte sich in einem engen, durchaus herkömmlichen

Kreise, deſſen Forderungen zur andern Natur geworden waren und eine mechaniſche Gleichmäßigkeit des Daſeyns herbeiführten, in welchem jeder Tag dieſelbe eintönige Färbung, wie der vorige, hatte. Noch ſchlummerten in ſtillen Keimen jene höheren, ſittlichen und rein menſchlichen Gefühle, welche freilich jezt den edelſten Schatz fortgeſchrittener Bildung ausmachen, zu gleicher Zeit aber auch die Anſprüche theils ſteigern, theils verwirren, und die ſteifen proſaiſchen Buchſtaben, mit welchen urſprünglich jedem ſeine Lektion vorgezeichnet war, unter einanderſchieben, ja ganz und gar verwiſchen. Von Menſchenrechten, von Freiheit, von Gleichheit zu reden, wie hätte man ſich dieß auch nur im Traume einfallen laſſen ſollen, da die überlieferte ſtreng abgeſchiedene Claſſifikation der Stände ein Geſetz der Natur und zu der Stelle, wo er im Leben ſtand, ein jeder geboren zu ſeyn ſchien? Der Mann war vor allem Haushälter, Bürger und Geſchäftsmann, die Literatur befand ſich in ihrer Kindheit; wie hätte er ſich mit ihren Blüthen ſchmücken, den feinen Geſellſchafter, den Weltmann machen und eine Weltbildung ſich aneignen ſollen? Und was dem Manne weder in den Sinn kam, noch möglich war, wie hätte deſſen vollends die Frau auf eigene Hand ſich unterfangen mögen? Die Bibel, das Geſangbuch, ein paar Werke zur häuslichen Andacht waren die ganze Bibliothek. Wo aber die geiſtigen Bedürfniſſe ſo einfach ſind, da bleibt auch der Geiſt ſelber in einem herkömmlichen frugalen Gleiſe und die aus ſolchem Seelenzuſtande erwachſende Friedfertigkeit und genügſame Ruhe erſtickt den Sturm der Leidenſchaften von ſelbſt.

Eine ähnliche Haltung hatte nun auch das häusliche Leben im alten Rom. Wir dürfen über den Zeitraum von fünfhundert und zwanzig Jahren nicht erſtaunen, innerhalb deſſen dort keine Eheſcheidung ſtattgefunden haben ſoll; ein ſolcher Zug, ſo achtungswerth an ſich ſelbſt er immerhin bleibt, iſt doch minder ein Beweis für vortreffliche Sitten, als vielmehr für einen Schlaf der Begierden. Nach außen hin ward das Volk durch ewige Gefahren und Fehden dermaßen in Anſpruch genommen, daß alle ſeine Leidenſchaftlichkeit ſich dahin drängte. Wie in der Zeit großer Landplagen die Gemüther zuſammengedrückt werden und eine freiwillige Gottesfurcht, aufrichtiger als des Prieſters Rede ſie hervorrufen kann, durch das Gefühl von des Höheren heimſuchender Gewalt ſich von ſelber einſtellt; wie, wenn eine große Gefahr über einem Hauſe ſchwebt, der verſorgende Vater, die treue Mutter ſchwer krank darnieder liegt, alle Glieder der Familie in verſöhnlicher Geſinnung und liebevoller Aufmerkſamkeit gegen einander wetteifern, ſo glänzte das römiſche Daſeyn durch die Privattugenden, ſo lange das öffentliche Heil in Frage geſtellt war und die diſparaten Beſtandtheile des Staats, Patricier und Plebejer, es mit einander aufnehmen mußten, welcher den andern durch ächten Werth und patriotiſche Größe überbiete.

Endlich war auch durch ſeine außerordentliche Machtvollkommenheit über das Haus, ſo wie daß in Familienſachen lediglich immer ein Familienrath entſchied, dem Hausvater jederzeit gegeben, irgend ein Aergerniß im Stillen zu beſeitigen. Das Recht des Familienrathes war ſo groß, daß, ſelbſt wenn der Staat eigentliche Verbrechen zu ahnden hatte, er hinſichtlich der Weiber die Vollſtreckung ſeiner Strafurtheile den Verwandten überließ. Dieß iſt regelmäßig der Fall, wenn Unterſuchungen über Giftmiſcherinnen verhängt werden.

(Fortſetzung folgt.)

Ein Vertrag.

(Fortſetzung.)

Eggenberg gab ſich dieſen Gründen gefangen, genehmigte des Herzogs Forderung und ſah mit ahnungsvollem Bangen den nächſten entgegen. An dem mit jeder Minute härter, ja feindſeliger werdenden Blicke Wallenſteins konnte er abnehmen, daß der lang verhaltene Haß immer feſtere, immer drückendere Feſſeln um des machtloſen Kaiſers flehend erhobene Hände legen werde. Gehorſam flog Seſyns Feder über das Papier, als der Herzog dictirte: „Als ordentliche Belohnung wird dem Herzoge von Friedland ein öſterreichiſches Erbland in beſter Form verſchrieben, als außerordentliche Belohnung erhält derſelbe die Oberlehnsrechte über alle zu erobernden Lande.“

Ein Wink der Hand von Seiten Eggenbergs bat den Herzog, fortzufahren. Wallenſtein, längſt über ſein ſchrankenloſes Wollen im Reinen, zauderte nicht. — „Ihm allein ſteht es zu, Güter im Reiche einzuziehen, und weder der kaiſerliche Hofrath, noch das Kammergericht zu Speyer darf ihm ein Wort drein reden.“ — Mit der Sicherheit wuchs Wallenſteins grauſame Härte gegen den Kaiſer. Er war aufgeſtanden und dictirte, das Zimmer am Stocke durchwandelnd, den nächſten Satz: „Wie in Confiskationsſachen, ſo verfügt der Herzog auch in Begnadigungsfällen nach freieſter Willkühr. Sollte der Kaiſer irgend Jemanden freies Geleit oder ſonſt eine Gnade gewähren, ſo erſtreckt ſich dieſe Begnadigung nur auf Leben und Ehre des Verurtheilten, keineswegs auf ſeine Güter. Ingleichen: Realpardon oder Rücknahme von Confiskationen kann nur beim Herzoge

von Friedland nachgesucht, nur von ihm ertheilt werden."

Ein bittender Blick des Fürsten machte den Herzog schweigen. „Haben Ihre fürstlichen Gnaden irgend etwas an der Form zu tadeln?" fragte er spöttisch, dicht an Eggenberg heraustretend. — „Die Form, Durchlaucht, haben Sie bereits so durchdacht, daß es wohl Niemand in den Sinn kommen wird, daran mäkeln zu wollen," erwiderte Eggenberg. „Nur in Ihrem eigenen Interesse, lieber Fürst, wünschte ich eine Abänderung. Der Eifer reißt Sie hin, Durchlaucht, Sie sehen sich bereits an der Spitze dieses mächtigen, von Ihnen geschaffenen Heeres, als Sieger und Triumphator von eines Landes Grenze zur andern eilend. Darüber haben Sie vergessen, daß der Kaiser Ihr gnädigster Herr und Sie des Kaisers vielgeliebter Diener sind." — „Ganz recht, Herr Fürst und Rath," versetzte Wallenstein. „Weil ich der Knecht und Ferdinand der Herr, eben darum will ich mich sicher stellen im Fall schnellen Gesinnungswechsels. Diener pflegt man abzulohnen, ist man ihrer überdrüssig, und mich, Herr Fürst, mich soll man nicht wieder ablohnen können. Ist's Zeit, nun, Gott's Schand', dann werd' ich schon selber meiner Wege gehen! — Doch fahren wir fort, wenn's beliebt."

„Zögern Sie noch kurze Zeit, Durchlaucht!" fiel Eggenberg bewegt ein und ergriff des Herzogs Hand. „Bei meiner wahrhaft freundlichen Gesinnung, lieber Fürst, bei der Erinnerung an die zahlreichen glücklichen Stunden, die wir in frühern Tagen zusammen verlebt haben, bitte ich Sie, entziehen Sie dem Kaiser nicht das ehrwürdigste, das gottähnlich machende Recht, Gnade zu ertheilen, wann und wo er will! Es ist das heilige Vorrecht gesalbter Häupter, das keines Ungesalbten Hand freventlich antasten darf, ohne eine Sünde gegen den heiligen Geist der Gnade zu begehen! Ich bitte Sie flehentlich: stehen Sie ab von dieser, den Kaiser in seinem heiligsten Recht kränkenden, sein Vertrauen herabwürdigenden und vergiftenden Forderung! Niemand kann voraussehen, wann er der Gnade eines Kaisers bedarf, auch Sie, Durchlaucht, besitzen diese Kenntniß nicht! Lassen Sie dem Kaiser, was des Kaisers ist, hauen Sie ihm nicht die Hand ab, womit er auch Sie am Ende Ihrer Laufbahn segnen soll!"

„Ich will aber nichts wissen von Gnade!" entgegnete Wallenstein barsch. „Was mich betrifft, so hoffe ich zu Gott, daß ich ihrer nie bedürfen werde, auch möchte ich, selbst wenn ich ihrer bedürfte, sie niemals ansprechen. Das Bitten war zu keiner Zeit meine Sache. Selbst meine erbittertsten Feinde können mir diesen Vorwurf nicht machen. Nein, Herr Minister, ich hasse, ich verabscheue, ich vermaledeie die Gnade! — Bitte um Entschuldigung, Herr Minister. — Die Gnade übrigens, welche der Kaiser nicht üben soll und darf, wenn er in mir seinen Feldherrn erblicken will, erstreckt sich nicht auf seine Unterthanen, sondern nur auf mein Heer und meine Eroberungen, und da muß mir freie Hand gelassen werden, oder ich mag nichts hören vom Commando! Ohnedem ist der Kaiser auch gar zu mild und läßt es geschehen, daß Jeder am Hofe Begnadigung erlangen kann. Dadurch aber werden die Mittel abgeschnitten, welche man nöthig hat, um hohe und niedere Offiziere zu belohnen und die Soldaten bei gutem Willen zu erhalten. Kurz und gut, diese Gnade muß mir allein verbleiben und nur ich, niemals der Kaiser, muß sie in continenti und nach Willkühr handhaben können."

„Ew. Durchlaucht geringes Vertrauen auf Seiner Majestät Großmuth und Gerechtigkeit wird den Kaiser betrüben." — „Es ist nicht des Kaisers wegen, Ew. Liebden, es ist seiner Creaturen wegen, daß ich meinen Vortheil wahre. Hab' ich's versiegelt und verbrieft, so wagen's auch die leis auftretenden Herren nicht, mit ihrem jesuitischen Scheidewasser über meine Gerechtsame herzufallen. Kaiserliche Majestät sind viel zu klug, um mich mißzuverstehen. Auch haben wir das schon ehedem besprochen." — „Wenn Sie's vertreten wollen und können, Durchlaucht, so will ich Sie nicht hindern, allein mich schmerzt es, daß ich Seiner Majestät zumuthen soll, vor seinem Unterthan, sey's auch sein treuester, die Krone abzunehmen." — „Wir sind alle Menschen, Herr Minister," versetzte Wallenstein spöttisch. „Devotion entehrt keinen Kaiser. Demüthigen sich doch Seine Majestät alltäglich in Gebet und Buße."

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, April.

Kunstverein. — Galvanoplastik.

Aus dem heurigen Jahresbericht des hiesigen Kunstvereins entnehmen wir die günstigen Resultate seines Wirkens. Seit dem Entstehen desselben i. J. 1825 wuchs die Anzahl der Mitglieder von 275 auf 2904. Während bis zum Jahr 1839 die Anzahl der verloosten Oel- und Aquarellgemälde kaum die Summe von 80 erreichte, stieg dieselbe heuer bis auf 142, so daß beinahe fünf Prozent der Mitglieder mit derlei Gewinnsten beglückt wurden. Die Zahl sämmtlicher verloosten Gegenstände, mit Einschluß der plastischen Arbeiten, der Handzeichnungen und der als Nachgewinnste behandelten Kupferstiche und Lithographien, betrug 266, und es traf demnach auf 11 Theilnehmer ein gewinnendes Loos. Die Ankaufspreise der Gewinnste und des Vereinsgeschenkes stiegen bis zur Summe von 50,850 Gulden. Unter den

verloosten Gemälden selbst war viel Vortreffliches, doch war auch an Untergeordnetem kein Mangel, was namentlich wegen des Mißverhältnisses mit den Ankaufspreisen für tadelnswerth zu erachten seyn möchte. Man mißkennt nicht den Willen des Kunstvereins, strebende Talente zu unterstützen; ja wir sehen darin den Hauptzweck desselben. Wird aber dieser nicht aus den Augen verloren, wenn einerseits jene Arbeiten bedeutender Künstler, welche erst nach vergeblichen Irrfahrten auf auswärtigen Kunstvereinen hieher zurückkehren, deren Werth sonach immerhin zweifelhaft seyn mag, trotz der unverhältnißmäßigen Forderung angekauft werden? oder wenn andererseits Gemälde, welche weder Talent noch bedeutendes Streben verrathen, Stilleben, Bierträge und Rettige und andere dergleichen Vorwürfe, für welche sich doch nur ein sehr beschränkter Kreis von Liebhabern finden würde, mit 10 Louisd'or und mehr honorirt werden, während man schwächere Arbeiten talentvoller Anfänger trotz des bescheidenen Preises zurückweist? Können wir wissen, in welche Hände die Gewinnste gerathen, und welche Folgen dergleichen Ankäufe für den Ruf des Vereins nach sich ziehen? Die Sache scheint im Interesse der Kunst und des Kunstvereins wohl überlegt werden zu dürfen. Die Dispositionsbefugniß über so viele Tausende, wie sie dem Schiedsgericht und dem Verwaltungsausschusse zusteht, sollte wohl in der öffentlichen Meinung die sicherste Grenzlinie finden. — Als Vereinsgeschenk für 1843 erhielten wir eine Lithographie: „den Abschied des heiligen Bonifazius von seinem Kloster in England," nach einem in der neuen Basilika dahier befindlichen Freskogemälde des Professors Heinrich Heß. Die Zeichnung ist von dem bekannten Lithographen Hohe, der Druck nicht zum besten gerathen. Im Vergleich zu den Geschenken anderer Vereine muß das unsrige zurückstehen. Ueberstiegen wohl die Kosten für einen schönen Kupferstich die bedeutenden Kräfte unseres Kunstvereins? Hätte nicht im Voraus bemessen werden können, daß gegen dreitausend Abzüge von einer Steinzeichnung nie vollkommen gelungen seyn können, daß sonach immer diejenigen Mitglieder beeinträchtigt erscheinen müssen, welche spätere Abdrücke erhalten? Derlei Fragen ließen sich noch in großer Zahl aufstellen, und man gibt sich bei uns der Hoffnung hin, daß sie in spätern Jahren nicht mehr wiederholt zu werden brauchen.

Ihr Korrespondent aus Wien hat in seinem Berichte vom Jänner l. J. (Morgenblatt Nr. 2.) des galvanoplastischen Laboratoriums von Theyer und Dr. Wankle in Wien Erwähnung gethan. Wir hatten Gelegenheit, einige gelungene Arbeiten dieses Instituts zu sehen, und freuten uns des bedeutenden Fortschritts. Es wäre jedoch ein tadelnswerther Undank, wollte man die mit gleich günstigem Erfolge belohnten Bestrebungen hiesiger Künstler mit Stillschweigen übergehen. Von dem Landschaftsmaler Leopold Rottmann sind sehr gelungene galvanographische Arbeiten, Ansichten von München, in der Cotta'schen literarisch-artistischen Anstalt erschienen. Eine besondere Erwähnung verdienen die Leistungen der beiden Künstler Schöninger und Freimann dahier, welche sich seit längerer Zeit ausschließend diesem Kunstzweige hingeben. Titians Porträt, ein Tabakraucher nach Ochtervelt, so wie zwei kleinere Bildchen, Christus und Maria nach Guido Reni und Sassoferrato waren bereits früher ausgestellt und erregten die allgemeine Aufmerksamkeit. Es ward uns Gelegenheit gegeben, in dem Atelier der bescheidenen Künstler uns von den überraschenden Fortschritten auf dieser neu eröffneten Bahn der Kunst zu überzeugen.

(Schluß folgt.)

Paris, April.

(Fortsetzung.)

Die Polka. — Der lostbare Tenor.

Eine der lustigsten Possen, wozu diese Tanzsucht Anlaß gegeben hat, ist die, worin ein Student der Medizin, welcher aus Paris in die Provinz zurückkommt und von seiner Familie festlich empfangen wird, sich als geschickter Polkist zeigen will, obgleich er von der Polka so wenig etwas gelernt hat, als von der Medizin. Wie manche Studenten in der wirklichen Welt, hat er weit mehr die grande chaumière, die Estaminets und andere Vergnügungsorte in Paris, als die Vorträge an der medizinischen Fakultät und die Hospitäler besucht, und was den Tanz betrifft, so kennt er nur die nicht sehr züchtigen Tänze, welche die Studenten und Cleres in der grande chaumière und auf andern Tanzplätzen, trotz der Polizeiverbote, zu tanzen pflegen oder doch zu tanzen suchen. Seine Familie hält ihn aber für einen tüchtigen Mediziner und einen Weltmann vom besten Ton, welcher nur vornehme Gesellschaften in Paris besucht hat. Er soll sogleich praktiziren, und zum Anfang erhält er als Patientin ein hübsches, reiches Mädchen, das an Vapeurs leidet, oder eigentlich Langeweile in der Provinz hat. Der lebenslustige junge Mediziner schreibt ihr als diätetisches Mittel vor, sie sollte die Polka lernen, wozu sie als eine ächte Provinzialin, welche gern alle Moden der Hauptstadt mitmacht, sogleich bereit ist. Wo soll man aber in der Provinz einen Cellarius finden, da Paris selbst nur Einen hat und höchstens noch einen Laborde dazu? Der lustige Student übernimmt selbst das Amt eines Tanzmeisters. Zwar kennt er die Polka so wenig als seine Schülerin; dieß thut aber nichts zur Sache. Von der grande chaumière her hat er sich allerlei Sprünge angeeignet; diese gibt er für die Polka aus; das Mädchen findet viel Vergnügen daran, ihre Vapeurs zerstreuen sich, der Tanzmeister gefällt ihr nicht weniger als sein Tanz, und da er diese Zuneigung schnell benützt, so werden sie ein Paar, und der neu angekommene Mediziner kann mit der Aussteuer seiner Braut seine Schulden in Paris bezahlen und hat nicht nöthig, eine Kunst auszuüben, die ihm so unbekannt geblieben ist als die Polka.

Die Oper ist immer noch nicht im Stande, den Meyerbeerschen Propheten zu geben, weil sie keinen Tenorsänger hat, wie ihn der Tonsetzer haben will. Es scheint, man hat diesen Phönix in ganz Europa gesucht; Leon Pillet, der Operndirektor, hat eigens eine Reise nach Italien unternommen, um ihn aufzusuchen, und wäre er versichert gewesen, ihn in einem andern Welttheile zu finden, er hätte sich zur Ueberfahrt angeschickt. Indessen scheint er doch in Italien etwas ausgewittert zu haben, und um ohne Aufsehen zu seinem Zwecke zu gelangen, hatte er nach seiner Rückkehr nach Paris einen Agenten hingeschickt, um den ersehnten Tenore herbei zu schaffen. Die Abenteuer dieser Gesandtschaft sind durch die Zeitungen kund geworden, wie immer, mit einigen romanhaften Zusätzen. Der Tenore, heißt es, sey von einem Theater des lombardo-venetianischen Reichs gewissermaßen entführt worden, wie einst Friedrich II. von Preußen eine venetianische Tänzerin nach Berlin entführen ließ. Aber der Agent der Pariser Oper war nicht so glücklich, wie die Sendlinge des Königs von Preußen. Bis zur Grenze war Alles gut gegangen, aber hier fing die Noth an; denn man wollte an der österreichischen Mauth wissen, wer der Herr sey, welcher den Abgesandten der Pariser Oper begleitete.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 48.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 114.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 11. Mai 1844.

Tu marchais! tout obstacle était ton ennemi;
Ta volonté volait comme ce trait rapide
Qui va frapper le but où le regard le guide,
Même à travers un coeur ami.

Lamartine.

Ein Vertrag.

(Schluß.)

„Vollenden Sie," bat Eggenberg kühl. Wallenſtein erhob ſeine markige Geſtalt und trat an Seſyns Stuhl. „Schreib!" herrſchte er ihm zu. „Sobald es zu Unterhandlungen kommt, muß das Herzogthum Mecklenburg dem Oberfeldherrn im Friedensſchluſſe geſichert werden. Ferner: Zur Führung des Kriegs erhält derſelbe alle nöthigen Geldmittel, und endlich ſtehen ihm und ſeinem Heere alle kaiſerlichen Erbländer jeder Zeit zum Rückzuge offen. — Dieſen Satz unterſtreiche dreimal, Seſyn, damit er Jedermann recht in die Augen falle; denn ich weiß ſchon, daß man ſcheel dazu ſieht, wenn die Erbländer Fleiſch, Brod und Futter für die Armee liefern ſollen. Um von vorn herein allem Streit und Aerger vorzubeugen, führe ich auf, was möglich und wahrſcheinlich iſt. Jezt dürfen ſie's nur leſen und ſich's wohl einprägen, ſo wird jede Partei ganz wohl mit der andern zufrieden ſeyn können. — Herr Fürſt von Eggenberg, iſt's gefällig, ſo wollen wir unterzeichnen."

Wallenſtein nahm den verhängnißvollen Contrakt, der ihn der That nach zum unumſchränkten Gebieter auf deutſcher Erde erhob und den Kaiſer zum Spielball ſeiner Laune machte, und reichte ihn dem Fürſten. Während Eggenberg das Papier ergriff und die einzelnen Punkte aufmerkſam durchlas, öffneten ſich die Flügelthüren des Verhandlungszimmers. Sämmtliche hohe Offiziere des Heeres traten ein und erfüllten das Gemach. Dicht gedrängt im Vorgemach, Kopf an Kopf gereiht, ſtanden die Pagen, das Hofgeſinde, die Kammerherren des Herzogs. Wallenſtein und Eggenberg nahmen, abgeſondert von allen Uebrigen, den Vordergrund des Zimmers ein. Zitternd, mit niedergeſchlagenen Augen, ließ jezt der Fürſt die Hand ſinken.

„Meine Herren Offiziere warten," ſprach Wallenſtein preſſirt, „der Schwedenkönig rückt in Eilmärſchen auf Oeſterreich, auf Wien vor; ich glaube, Seiner Majeſtät wird gedient ſeyn, wenn wir eilen und dieſe Sache ohne weitere Dilation zu erwünſchtem Ende führen. Ohnedem hat das Heer vernommen, daß nicht ich, ſondern irgend ein Anderer ſein Führer werden ſoll, und macht ſchon Anſtalt, ſich zu erheben. Der Geiſt der Empörung wird leicht zu bändigen ſeyn, wenn Sie, Herr Miniſter, unterzeichnen. Mich, ich ſag's, daß alle meine Offiziere es vernehmen, mich ſehen Sie bereit!"

Ein dumpfes Gemurmel lief unter den erwartungsvoll Harrenden von Mund zu Mund. Wie durch Zufall drängten ſie immer näher, ſo daß Eggenberg in wenig Sekunden faſt ganz von ihnen umgeben war. Der Fürſt

ergriff die Feder. — „Sie wollen es so, Herr Herzog," sprach er laut, „so unterzeichne ich denn diesen Contrakt im Namen Seiner Majestät, Ferdinand des Andern, deutschen Kaisers, und erhebe Sie hiermit zum Oberfeldherrn aller kaiserlichen und spanischen Kriegsvölker." — Eggenberg unterzeichnete und reichte Wallenstein die Feder. Mit ein paar kräftigen Strichen sezte der Herzog seinen Namenszug unter den Vertrag. Als er rasch wieder aufstehen wollte, um den dargereichten Kommandostab aus Eggenbergs Händen zu empfangen, blieb er mit der Kette am Tische hängen, so daß sie sich löste und mit ihren schimmernden Goldgliedern wie eine Schlange auf die schwarze Schrift des Vertrages fiel. Wallenstein bemerkte es nicht. Er nahm den Feldherrnstab und zeigte ihn den versammelten Generalen, indem er laut und vernehmlich sprach: „Als oberster Feldhauptmann Seiner kaiserlichen Majestät grüß' ich euch gnädigst, tapfere Kampfgenossen! Beschirmt und unterstüzt von euch, will ich sehen, wer binnen hier und vier Wochen Herr in Deutschland seyn wird, ich oder der König von Schweden!"

Ein hundertstimmiges, immer von Neuem sich wiederholendes Vivat erhoben die Generale, stimmten Pagen und Dienerschaft an, und riefen Volk und Krieger blind jauchzend den Führern nach. — Mit dem Ausdruck befriedigten Stolzes wendete sich Wallenstein wieder zu dem Fürsten. Da fiel sein Blick auf die Kette und er erblaßte. — „Wie ist das?" sagte er flüsternd, so daß nur die Nächsten seine Worte verstehen konnten, und griff darnach. Doch hatte der Zufall sie so fest um den Fuß eines Leuchters geschlungen, daß Wallenstein leichte Gewalt anwenden mußte, um sie und den Contrakt aufzunehmen. Eggenbergs Hand fiel hemmend auf seinen Arm.

„Durchlaucht," sprach der kaiserlich Abgesandte, „sehen Sie einen Wink des Schicksals in diesem Zufalle und treffen Sie einige Abänderungen in dem Contrakt. Ein Geschenk des Kaisers, den Sie jezt unwürdig behandeln wollen, mahnt Sie, gleich dem Druck einer Freundeshand. Bewältigen Sie Ihr stolzes Herz und geben Sie sich nicht selbst den Todesstoß!" — Wallenstein schüttelte die Hand des Freundes ab, schlang die Kette um seinen Nacken und erhob das Papier flatternd über sein Haupt. — „Ich fürchte nichts Irdisches, Herr Fürst!" sprach er feierlich. „Vor Jahren schon hab' ich's gelesen am nächtlichen Himmel, was heut geschehen ist. Wer will mir zu nahe treten! Ueber mir und meinem Thun leuchten ewige Sterne, und diese auszulöschen, sind aller Kaiser und Könige Hände zu ohnmächtig. Gehabt Euch wohl. Die unterthänigsten Grüße meinem gnädigen Kaiser!"

Eggenberg verabschiedete sich, auch die versammelten Generale, freude- und hoffnungstrunken, daß in Friedland eine neue Glückssonne Tage des Ruhms und Glanzes über sie heraufführen werde, verließen den Palast. Nach wenigen Minuten sah Wallenstein sich allein. Noch hielt seine Rechte den Feldherrnstab, den er auf die Purpurdecke des Tisches stüzte, auf dem der Vertrag von ihm unterzeichnet worden war. Langsam erhob er das funkelnde Auge zum Himmel, ein dämonisches Lächeln trennte die bärtigen Lippen, daß die Zähne blizend unter ihnen sichtbar wurden. — „Ha!" sprach er, aus tiefer Brust hohl aufathmend. „Jezt bin ich gerächt! Ferdinand, der mich zu Regensburg feig unterliegen ließ, ist Knecht geworden, und mein, mein ganz allein ist die Macht! Sie soll nicht zum zweitenmale umsonst an mich gekommen seyn. Ich will sie brauchen, streng, schonungslos, unerbittlich brauchen, und nicht eher soll mein flammendes Schwert in die Scheide sinken, als bis ich triumphirend ausrufen kann: Ein *einig* Deutschland und *ein* Herr! — Dieser schönste Traum meines ganzen mühevollen Lebens, er ist Wahrheit geworden und ich, ich habe ihn verwirklicht!"

Ueber Verhältnisse und Zustände der antiken Frauen.

(Fortsezung.)

Hier gibt sich eine verhängnißvolle Gewalt der italienischen Natur zu erkennen. Keines Volks Geschichte zeigt so viele Beispiele von dem diabolischen Hang des menschlichen Gemüths, mittelst der in den Naturreichen zerstreuten tückischen Säfte mit Leben und Gesundheit seiner Mitmenschen zu spielen. Im fünften Jahrhundert der Stadt, etwa hundert Jahre vor der ersten Ehescheidung, finden wir den ersten merkwürdigen Prozeß der Art. Es starben viele Menschen auf eine räthselhafte Weise weg, so daß man diese Mortalität für pestartig hielt, bis ein Dienstmädchen die Anzeige machte, verschiedene vornehme Frauen kochten allerlei böse Kräuter zusammen. Von einigen zwanzig Patrizierinnen, bei denen man verdächtige Ingredienzien und Kochapparate gefunden, erklärten zwei, Cornelia und Sergia, dieß seyen ganz unschädliche Medicinen. Der Aedil Quintus Fabius Maximus forderte sie auf, in diesem Falle dieselben auszutrinken. Sie baten um Erlaubniß, mit ihren Genossinnen stille Rücksprache nehmen zu dürfen, man ließ das umherstehende Volk (alle Rechtspflege war öffentlich auf dem Markt) zurücktreten, hierauf wurden alle zusammen einig, das Gebräu auszutrinken, und diese zwanzig sanken todt nieder. Hundert siebzig andere wurden hiernächst auf weitere Anzeichen ergriffen und nach der Procedur von ihren Verwandten still hingerichtet. Dergleichen Inquisitionen haben sich späterhin mehr als

einmal wiederholt und haben keiner geringen Zahl edler und hochstehender Frauen das Leben gekostet, zum Beweise, daß, wenn im Allgemeinen die Sitten jener ältesten Periode lauter und von den Vorwürfen ausgearteter Zeiten frei waren, der Hang zum Unheil in einzelnen Gemüthern darum nicht weniger geschäftig war, ja wie ein Miasma ganze Haufen ergriff, so wie wir an der nüchternen und eintönigen Lebensweise, die wir insgemein am Mittelalter voraussetzen, übersehen, daß einzelne Züge von Sittenverderbniß vorkommen, welcher nicht einmal die ausgelassensten neuern Tage fähig gewesen sind.

Die alte Tugend und Ehrbarkeit des römischen Lebens, in welchem vorzüglich der Frauen Sittlichkeit und Würde leuchtete, nahm einen gefährlichen Umschwung, als das Volk, ermüdet von den Siegen über den bekannten Erdkreis, allmählich anfing, wie es seine Schriftsteller treffend ausdrücken, sich selbst zu besiegen, d. h. sein rauhes, kriegerisches Wesen in Ueppigkeit und Völlerei umzuwandeln. Daß zu einem klug durchzuführenden Luxus großer Verstand gehöre, und nicht alle, die viel Geld besitzen und ausgeben, deßhalb auch das Talent haben, mit Geist und Geschick zu genießen, hat Niemand einleuchtender bewiesen, als die Römer, wenn schon auf der andern Seite Eins unwiderlegbar bleibt, daß diese Nation von Emporkömmlingen in allen ihren Lüsten und Ausschweifungen einen Maßstab des Riesenhaften befolgt hat, daß daneben auch das Erstaunlichste, dessen sich moderne Genußmenschen in toller Schwelgerei und phantastischer Verschwendung zu rühmen hätten, nur kleinlich erscheint.

Großen und ungeheuren Erfolgen im politischen Leben klebt von selbst eine gewisse Majestät an, und ihr wurde bei den Römern der Stempel des Achtungswürdigen vollends dadurch aufgedrückt, daß sie ihre Erfolge der Unerschütterlichkeit ihres Grundsatzes verdankten, nie eine halbe Maßregel zu ergreifen, sondern für den ganzen Gewinn auch jederzeit die ganze Gefahr großsinnig einzusetzen. Und diese Majestät strahlt düster selbst noch aus den bodenlosen Verwegenheiten und Irrsalen, zu denen sie sich im Zeitalter ihrer Entartung verhängnißvoll hinziehen ließen. Wenn man die entsetzlichen Dinge liest, welche das Privatleben der Römer in der Kaiserzeit zu einer fortwährenden grauenvollen Orgie des Lasters gestalteten, so darf man mit Recht fragen, wo bleibt der sanfte, zügelnde und mildernde Einfluß der Frauen? Waren sie auch gleichsam zu Kannibalinnen geworden und hatten sich der schönen Sittigkeit ihres Geschlechts so ganz entäußert, daß sie unter diesen Horden wahnsinniger Titanen zuchtlos den Thyrsus mitschwangen? oder gab es keinen Einfluß der Frauen mehr, haben wir hier gleichsam das kolossale Extrem eines verwilderten Junggesellenlebens vor uns, das allen, die sich Hymens lieblichen Banden aus Grundsatz oder Mißgeschick entziehen, einen erschrecklichen Spiegel vorhält?

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Schluß.)

Der kostbare Tenor. — Conzerte.

Morel, der Opernagent, so wird weiter erzählt, gab den Sänger für seinen Bedienten aus, und um der Sache mehr Wahrscheinlichkeit zu geben, ließ er sich von ihm bei Tische bedienen; der Sänger benahm sich aber dabei so ungeschickt, daß die ganze Tischgesellschaft aufmerksam auf ihn und er selbst zuletzt seiner Rolle müde wurde. Um sich in der Meinung der Gäste wieder zu heben, stimmte er eine Bravourarie an, und entzückte die Gäste so, daß man Essen und Trinken darüber vergaß; aber auch die Ueberzeugung gewann, der vorgebliche Bediente müsse direkt von der Scala oder Venice oder einem andern großen Theater Italiens herkommen. Die Mauth oder Polizei hörte wahrscheinlich vom Gesange nichts, witterte aber doch Unrath und hielt den Virtuosen fest, und einstweilen auch den Opernagenten; da es jedoch kein Gesetz gibt, welches verbietet, mit einem Sänger wegzureisen, so ließ man den Agenten wieder los. Er ist also ohne seinen Tenor nach Paris zurückgekommen. Was wird nun aber aus dem Propheten werden, der nun einmal ohne einen ganz absonderlichen Tenor nicht erscheinen kann? Es ist gegenwärtig unsägliche Plage mit der Operndirektion verbunden. Ohne einen Sänger vom ersten Rang kann sie nicht mehr bestehen, und sie hat wahrhaftig nichts gespart, um einen solchen Wundermenschen aufzufinden, oder ihn sogar zu bilden. Vor mehreren Jahren glaubte sie denselben in einem piemontesischen Edelmann gefunden zu haben; sie bildete denselben mit vieler Mühe zu einem französischen Sänger aus. Aber Mario war nicht dazu geboren, als Stern erster Größe auf der französischen Opernbühne zu glänzen. Er sah es selbst ein, und ging zur italienischen Oper über, wo er in Partien zweiten Rangs recht tüchtig ist. Dann führte das Geschick den Operndirektor oder einen seiner Freunde nach Rouen, und hier glaubte er in einer Schenke den gesuchten Schatz gefunden zu haben. Poultier, der Kellner mit der schönen Stimme, wurde im Triumph nach Paris geführt; auch ihn bildete man mit vieler Mühe zu einem Schauspieler und einem kunstgerechten Sänger aus. Er trat endlich auf; man ließ dem Manne Gerechtigkeit widerfahren und mußte gestehen, daß es noch nie ein Kellner der alten oder neuen Welt im Operngesange so weit gebracht habe; aber ein vollendeter Virtuos war er doch nicht geworden und ist es auch jetzt noch nicht, obgleich er manche Rollen recht gut singt. Hätte man nun einen vortrefflichen italienischen Sänger aus Italien her bekommen, so wäre man allerdings wieder zu großen Hoffnungen berechtigt gewesen; aber aus dem italienischen Sänger hätte doch erst ein französischer gebildet werden müssen, und diese Metamorphose ist stets ein großes Wagstück. Wenn man also nicht so glücklich ist, ein musikalisches

Genie in einem Keller oder sonst wo in Frankreich zu entdecken, so läuft Meyerbeers Prophet Gefahr, noch lange verborgen zu bleiben. — Vielleicht sind noch nie im Frühjahr so viele Conzerte gegeben worden, wie diesmal. Nachdem bereits vierzig bis fünfzig mehr oder minder berühmte Virtuosen, Franzosen, Deutsche, Italiener, sogar Engländer, sich hatten hören lassen, erschien zulezt noch Liszt und erregte, wie immer, allgemeine Bewunderung. Die boshaften Pariser Journale merkten an, der Künstler habe, seit er in Deutschland den Rathstitel erworben, die Gravität eines deutschen Beamten angenommen und haue jezt nicht mehr mit beiden Händen auf den Flügel wie früher, da er nichts weiter als Liszt war. Einige wollen sogar eine diplomatische Miene an ihm bemerkt haben; sie meinen, auch sein Spiel laute jezt wie Diplomatie, das heißt ein wenig dunkel und verworren. Diese Späße thun jedoch seinem Rufe keinen Abbruch. — Nicht so harmonisch wie die Conzerte lauten die Aeußerungen der jesuitischen Partei und ihrer Widersacher, der Professoren der hiesigen Universität. Erstere läßt heftige Pastoralbriefe, Pamphlets und sogar Libelle erscheinen. Die Professoren bleiben ihnen nichts schuldig und donnern auf ihren Kathedern wider Bischöfe und Canonici, welche ihre Philosophie anschwärzen. Die Professoren haben viele Zuhörer, aber auch Abbé de Ravignan, welcher sich rühmt, ein Jesuite zu seyn, hat immer eine volle Kirche. Dg.

München, April.

(Schluß.)

Vorlesungen. — Verein für Verbreitung nüzlicher Kenntnisse.

Den hier bekannt gewordenen Arbeiten des galvanographischen Laboratoriums in Wien gegenüber verdienen diese Leistungen einen entschiedenen Vorzug. Das Bildniß von Sulpice Boisserée, der Geldzähler nach Hadrian von Ostade, namentlich aber die Kreuzigung Christi nach Tintoretto gehören zu dem Gelungensten, was die Galvanographie bis jezt leistete. Nur eine mit vielfachen Opfern verbundene, angestrengte Thätigkeit, ein Alles überwindendes Streben nach dem einmal vorgesezten Ziele und ein unausgesezetes Studium vermochten in so kurzer Frist zu solchen Resultaten zu führen. Die beiden Künstler ließen sich weder durch das Mißlingen einzelner Arbeiten, noch durch das trostlose Achselzucken eines großen Theils der hiesigen Kunstwelt in ihrem Unternehmen irre machen. Die Galvanographie wird sicher, wenn nicht den Kupferstich überflügeln, doch ihm ebenbürtig zur Seite stehen. Ein gleichmäßiger Fortschritt läßt dieses Ziel in keiner weiten Ferne ahnen. Die demnächst erfolgende Ausstellung dieser Arbeiten wird unser Urtheil rechtfertigen, und wir freuen uns, den Künstlern ein so günstiges Prognostikon stellen zu können. Es bliebe nur zu wünschen, daß der Staat, welcher die Verdienste des Erfinders dieser Kunst, des Professors Franz v. Kobell, mit einer jährlichen Gehaltszulage von 500 Gulden zu würdigen wußte, auch hier eine Anerkennung möchte Platz greifen lassen, wo das Verdienst vorliegt, dieser Erfindung eine praktische Bedeutung verliehen zu haben.

Gestatten Sie mir, meinen Bericht auch noch auf einige andere Erscheinungen in unserem öffentlichen Leben auszudehnen. Der Saal unseres Museums bildet die Arena für Künste und Wissenschaften. Die von den anerkannt trefflichen Meistern Menter und Mittermaier veranstalteten vier Conzerte im Abonnement haben sich einer großen Theilnahme und des verdienten Beifalls erfreut. Die im vergangenen Herbste begonnenen Vorlesungen hiesiger Gelehrten wurden auch während der Fastenzeit und bis zum gegenwärtigen Moment fortgesezt. Professor Dr. Erdl las über die Menschenracen, Dr. E. Förster über die Epochen der deutschen Kunstgeschichte. Den geistreichen Vortrag des Professors Zuccarini über die Beziehungen des Menschen zu der Pflanzenwelt hat uns die Beilage der Allgemeinen Zeitung vollständig gebracht. An diesen schloß sich die Vorlesung des Hofraths Professor Thiersch über die dramatische Poesie und das Theater der Alten, welche besonders um der Würdigung willen, die den Versuchen zur Wiederbelebung der alten griechischen Tragödie zu Theil wurde, lebhafte Theilnahme erregte. Gegenwärtig schweigen alle Stimmen über die projektirte Aufführung der Antigone. Der besuchteste unter diesen Vorträgen war jener des Professors Dr. Schafhäutl, welcher seinen trefflichen Aufsaz über Mozart in Beziehung auf seine Vorgänger und Nachfolger mit prägnanten Beispielen zu belegen und mit jenem Humor vorzutragen wußte, welcher in derlei Vorlesungen nie fehlen sollte. Die Mitwirkung der Matadore unserer Oper war wohl theilweise der Magnet, welcher das zahlreiche Auditorium hinzog. Ob gerade in diesen Vorlesungen oder vielmehr in der Theilnahme, welche sie finden, sich die Thatsache ausspricht, daß in unsern Tagen ein allgemein herrschendes Streben, ein Bedürfniß, sich zu unterrichten, und ein Verlangen nach selbstständiger, geistiger Thätigkeit rege geworden, darüber können wir uns mit einer laut gewordenen Ansicht nicht vereinen. Es wird gut seyn, jeder neuen Erscheinung diejenige Geltung zuzugestehen, welche sie thatsächlich hat. Ein solches Streben würde sich nach allen Richtungen zu erkennen geben, und hiefür haben wir bis jezt noch wenig Beweise. Dieß hindert aber nicht, die erwähnten Vorträge immerhin als etwas sehr Erfreuliches zu begrüßen, und wenn man in ihnen auch nicht die Wirkung einer höhern Geistesrichtung des Publikums anerkennt, so können sie doch als Impuls zu einer solchen betrachtet werden.

Unter den Auspicien unseres Kronprinzen gründet sich dahier ein Verein für die Verbreitung nüzlicher Kenntnisse durch gemeinfaßliche Schriften. Die Genehmigung der Staatsregierung ist bereits ertheilt. Man will auf diese Weise das Gebiet der Naturwissenschaft, der Technik und Wirthschaftslehre auch jenen zugänglich machen, welchen für das Studium größerer Werke dieser Art theils Zeit und Vorbereitung, theils die Mittel fehlen. Der Ausschuß sollte die Aufgaben zu bestimmen haben, worüber Schriften zu bearbeiten und zu veröffentlichen sind; ihm stünde die Wahl und Honorirung der Schriftsteller zu, deren eingesendete Manuscripte erst der Prüfung zweier namhafter Gelehrten des Faches sich zu unterziehen hätten. Bereits ausgearbeitete Schriften, ohne daß deren Verfasser einen Auftrag des Ausschusses erhalten, sollen von Niemanden angenommen werden. Dagegen behielte sich der Verein vor, Preise für bestimmte literarische Arbeiten auszuseyen. Sie sehen hieraus, daß wir drauf und dran sind, nach den bedeutenden ästhetischen Vorstudien, die wir gemacht, nun unsere Blicke auch auf die Wissenschaft zu werfen. Wir wünschen dem Vereine ein glückliches Gedeihen und einen Erfolg, der unsere Erwartungen übertrifft.

Auflösung der Charade in Nr. 108:
Das Immergrün.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 115.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 13. Mai 1844.

So wird die Liebe nimmer alt,
Und wird der Dichter nimmer kalt!
Goethe.

Die Tristansänger. *

(Gottfried von Straßburg und Immermann).

— „Hier liegt ein Dichter." Diesen Fund
Sprach oftmals eines Hirten Mund
Vor einem Hügel, in Sinnen tief,
Darunter ein alter Sänger schlief,
Allwo er weidete jeden Tag,
Und auch bei Nacht am liebsten lag
Auf seinem wundergrünen Rand.
Ein Zauber, den er kaum verstand,
Hielt ihn gebannt an diesen Ort.
Nun suchte er stammelnd Wort zu Wort,
Er wußte selbst nicht was ihn trieb,
Er hätte gerne zu Lob und Lieb
Ein Lied gesungen dem todten Mann.
Und doch so oft er den Fund begann:
„Hier liegt ein Dichter" — so ward er stumm:
Im Herzen trug er den Sinn herum,
Auf den Lippen ging das Wort ihm aus.
Da drang in's stille Schlummerhaus
Ein Hauch von seinem treuen Sinn,
Und geistig regte sich's darin:
Denn Dichtung will nicht ruhen,
Wie Schätze in Geizes Truhen.
Und als er entschlief in einer Nacht,
Nachdem er sich lange müd gedacht,
Da kam aus dem Hügel hervorgewallt
Von hohem Wuchs eine edle Gestalt;
Ihre Augen schienen wie Sterne hell.
Sie sprach: Da liegst du nun, Gesell,
Und möchtest wirken mein Loblied gern.
Merk auf wie die Schale sich fügt zum Kern:
Entweder bist du zum Heil geboren,
Oder ist all deine Müh verloren. —
Die Zunge rührt' er ihm und begann:
„Hier liegt ein Dichter:" da ging's erst an,
Und vor des Schläfers Sinn und Ohr
Auf sprang der Rede goldnes Thor.
Der Sänger, wie er sein Lied vollbracht,
Versinkt in den Hügel. Der Hirt erwacht;
Noch sieht er, schwindend im Dämmerlicht,
Die Schulter, das glänzende Angesicht;
Und wie sich der Hügel schließt, zur Stund
Thut auf sich des Sehnenden stummer Mund,
Und mit gelöster Zungen
Nachsingt er, was Der gesungen:

* Aus dem nächstens erscheinenden Gedicht: Tristan und Isolde, von Gottfried von Straßburg, übertragen und beschlossen von Hermann Kurz.

Da grüßt der Morgen mit junger Luſt
Eine erſchloſſene Dichterbruſt.
So vor des Meiſters Denkmal ſtill
Steh ich: o könnt' ich wie ich will!
Sein Denkmal iſt des Liedes Fluth,
Darin ſein Geiſt, ſein Herze ruht:
Ich ſprach das Lied ihm ſtammelnd nach,
Harrend, ob nicht die Feſſel brach,
Die dreifach um mein Herz geſchlagen
In dunklen Nächten, trüben Tagen,
Die ſchwere Zeit. Doch ſtill davon!
Noch klingt mein Lied mit dumpfem Ton,
Nicht wie des Meiſters Preis gebürt.
Er hat mir die Zunge nicht berührt;
Ich hab, ein Loblied ihm zu weihn,
Nur meinen treuen Sinn allein:
Doch mit der Treue ſprengt ein Herz,
Still wachſend, ſiegend, Stahl und Erz,
Und Treue thut, in ſo banger Zeit,
Mehr Noth als der Rede goldnes Kleid.
Das hohe Lied der Leidenſchaft,
Starr, urgebirgiſch, rieſenhaft
In dunkler Höhle von Baſalt,
Wo Trauer durch die Säulen hallt,
Im alten Celtenland entſprungen,
An Englands, Frankreichs Hof geſungen,
— Das hehre Trauerſpiel verwiſcht
Als lüſterne Fabel aufgetiſcht,
Urſtein zu Modetand zerbrochen —
Von Eilhart ſchläfrig nachgeſprochen,
Hier warm gehegt, dort halb gelitten,
Ein leichter Spiegel leichter Sitten,
So kam es in des Meiſters Hand.
Er mußt' es nehmen wie er's fand:
Freiheit nach innen, nach außen Pflichten,
Das war die Zeit, das war ihr Dichten.
Gehorſam ging er Schritt für Schritt
Der Märe und ſeiner Urſchrift mit,
Leichtfüßig wie ein Vogel geht,
Und dennoch, wo er geht und ſteht,
Bei jedem Schritt verſenkt er ſich
Tiefinnerlich, herzinniglich
In aller Dinge Kern und Weſen.
Die Fabel, wie er ſie geleſen,
Die enge, von Welt- und Hofesluſt,
Die er nach außen laſſen mußt',
Nach innen wie hat er ſie erweitet,
Tief in des Herzens Grund geleitet,
Und dort aus einer loſen Mär
Erbaut einen Tempel hoch und hehr,
Einen Tempel ächter Minne!
Seht wie er hat darinne
Alles zum Heiligthum geweiht,
Die holde Luſt, das liebe Leid,
Das Zärtſte was ein Herze hegt
Und unerkannt durch's Leben trägt,
Des Weibes allerhöchſtes Gut,
Die Treue mit dem Löwenmuth,
Die nicht ſie ſelber nur verſchönt,
Die auch ihr ganz Geſchlechte krönt,
Die um ureigne Rechte ficht
Mit Welten, weh, mit Recht und Pflicht!
Die, in der Erde Qualm und Staub
Der Erdenoth, der Lüge Raub,
Mit heiliger Gluth die Schuld vernichtend,
Hülflos die blöde Lüge richtend,
Gereinigt in des Staubes Schmerz,
Dem Vater der Liebe fliegt an's Herz!
Zu ſolchem Bild der Leidenſchaft
Was braucht's noch Zaubertrankes Kraft?
Den Trank, den Triſtan und Iſold
Getrunken, ſolch ein flüſſig Gold,
Ich wähne, trank auch Gottfrieds Mund;
Vom ſüßen Gift im Herzen wund,
Die brennende Wunde, lächelnd,
Mit kühlen Scherzen fächelnd,
Drängt er des Minnezaubers Hort,
Den ganzen, in ſein Zauberwort,
Und wird, verzaubert von Minne,
Ein Zaubrer aller Sinne.
Seit ſich die Erde dreht im Ring,
Und da ſie noch im Mittel hing,
Iſt mir kein Meiſter offenbar,
Dem ſo das Wort gehorſam war.
Die größten aller Zeiten,
Wenn ſie zu Heimlichkeiten,
Zu innerſten Geweben
Von Herz und Menſchenleben,
Zu Wundern, die im dunkeln
Schooße der Erde funkeln,
Mit Sange fahren nieder,
So laſſen ſie ihre Lieder
Aus dumpfer Ferne läuten,
So wiſſen ſie zu deuten
Mit einem mächtigen Worte
Auf die verſchloſſne Pforte,
Dahinter das Geheimniß ruht,
Daß wir's im ahnungsvollen Muth,
Doch nicht mit Augen leiblich ſehn.
Er aber bleibt davor nicht ſtehn:
Wo andre enden, da hebt er an,
Und handhabt, wie kein andrer Mann,
Mit ſeinen ſüßen, friſchen,
Gefügen, zauberiſchen

Verslein, die schalkhaft blinken,
Des Thores goldne Klinken,
Daß es sich öffnet weit und groß.
Da läßt er uns im Felsenschooß
Auf nie gekannten Auen
Krystallne Wunder schauen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Verhältnisse und Zustände der antiken Frauen.

(Fortsetzung.)

Auf diese Frage ist zwar keine zweifelhafte, aber freilich bloß eine etwas complicirte Antwort zu geben. Die Frauen, kann man sagen, wurden das Opfer dieser fürchterlichen sittlichen Verwahrlosung, aber sie waren nicht ganz bei derselben ohne Schuld. Daß jene Einfachheit und nüchterne Genüge aufhören mußte, vermöge deren eine Lucretia, die Tochter und Gattin der einflußreichsten Männer, eine Prinzessin des königlichen Hauses, in der Mitte ihrer spinnenden Mägde selbst spinnend angetroffen wurde, dieß lag in den Gesetzen der Natur, welchen beharrlich zu widerstreben keinem Sterblichen möglich wird. Als die Männer Sardanapale geworden waren, als der Hausstand der großen Staatsleute einen so großmogolischen Zuschnitt bekommen hatte, daß das Vermögen Ciceros, bestehend in einem Hause in der Stadt, dessen Kaufschilling 175,000 Thaler Gold betrug, und vierzehn Landgütern, in solchem Verhältnisse für frugal galt, da wäre eine spinnende Hausfrau eine Lächerlichkeit gewesen. Allein der Unsegen war, daß die Frauen nicht nur allen Einfluß auf eine vernünftige Lenkung der Wirthschaft aufgegeben hatten, sondern daß sie, während die Männer unermeßliche Summen durch die Gurgel jagten, einen eben so kostspieligen Staat in Kleiderpracht und Dienerschaft machten, und eigentlich für den Mann nichts weiter blieben, als der kostbarste und geldverschluckendste Theil seines Hausraths.

Die großen Vermögen Roms waren nicht leicht zu erschöpfen, allein sie wurden mehr gewinnsüchtig als vortheilhaft administrirt und das dazu Erworbene ging in unverhältnißmäßigem Aufwande verloren. So versiegten sie allmählig in sich selber. Von den Reichthümern der Valerier, der Pompejer, der Hortensier war in den Kaiserzeiten wenig oder nichts mehr vorhanden, und wir sehen die Sprossen dieser erlauchten Familien am Bettelstabe. Jener gepriesene uralte Väterbesitz, einst der größte, jezt der geringste Theil der Gesammthabe, in italienischem Grund und Boden bestehend, lieferte das rohe Material für den Hausbedarf, sowohl Lebensmitteln, als Holz zu Feuerung und gewöhnlichem Hausrathe, und Wolle für das Kleider- und Meubelzeug. Doch wurde kein eigentliches Brod mehr gebaut, da man das Getreide zu sehr mäßigen Preisen aus Sicilien und Afrika bezog. Der Hauptheil der Landwirthschaft war die Viehzucht, und die großen Grundeigenthümer Italiens besaßen, so gut wie die englische Pairie, das Geheimniß, mit den wenigsten Kosten aus ihren liegenden Gütern den größten Gewinn zu ziehen, indem sie zur Verzweiflung ihrer Pächter das Ackerfeld in Schafweide verwandelten. Aber eben dadurch wurde der gesammte agrarische Wohlstand Italiens vernichtet und das Land in diejenige Verarmung gebracht, aus der es sich eigentlich nie wieder erholt hat. Was vom Viehstande unoccupirt blieb, fraßen die meilenlangen Parks mit kleinen und großen Lusthäusern, Blumenparkets, schattigen Alleen, deren Platanen man mit Wein begoß, kleinen Wäldchen, Fischteichen, Wasserfällen, Wildgehegen und allen möglichen Ueberraschungs- und Unterhaltungspartieen, zu denen die üppige Natur, die interessante Vegetation und eine in Ersinnung kostbarer Spielereien unglaublich erfinderische Phantasie tausend Gelegenheiten bot.

Aber der überwiegende Theil des großen Familienbesitzes erwuchs aus der Verwaltung der zahlreichen, an Schätzen aller Art unerschöpflichen Provinzen. In jede derselben ward alljährlich aus den abgehenden Würdenträgern der Hauptstadt einer gesendet, welcher auf ein Jahr die Verwaltung mit unumschränkter Gewalt als absoluter Fürst und Gebieter führte. Die Ausstattung, welche die Provinz einem solchen Häuptlinge gewähren mußte, die Hofhaltung, die er führte, die Masse Menschen, die er in seinem Gefolge hatte, war schon nach dem gesetzlichen Maßstabe, und ohne daß besondere Erpressungen oder Gewaltthätigkeiten hinzu zu kommen brauchten, so ungeheuer, daß, wer einmal diese Staffel der politischen Hoheit erstiegen hatte, sich Zeit seines Lebens eben so geborgen halten konnte, als jezt ein Mitglied der englischen Aristokratie, welches als Generalgouverneur nach Ostindien geschickt wird. Die Paläste der ehemaligen Herrscher dienten einem solchen Statthalter zur Residenz; Hausgeräthe, Tafelzeug, Silbergeschirr und jedes luxuriöse Bedürfniß ward ihm in einem seiner Stellung angemessenen Maßstabe geliefert, er hielt offene Tafel für seine ganze Umgebung, und diese Tafel war natürlich auf's Prächtigste bedient. Gewisse Theile der öffentlichen Einnahmen waren ihm zu persönlicher Verfügung überwiesen, und außerdem beeiferten sich die Provinzialen, ihm ein mildes Regiment durch jede Art freiwilliger Leistungen und Geschenke bestens abzukaufen.

Den Lucullus, welcher nicht nur den Krieg wider den Mithridates mit Glück und Klugheit geführt, sondern auch dem Geldwucher seiner Landsleute in dem goldreichen Asien großmüthig gesteuert hatte, sezten reiche Einwohner des Landes in ihrem Testamente zum Erben ein.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, April.

Volksfeste.

Die Hälfte des vorigen und der Anfang dieses Monats waren für uns eine glänzende Zeit, in welcher Prag vier Personen des Stammes Habsburg in seinen Mauern beherbergte. Nebst den beiden Erzherzogen Stephan, dem Landeschef, und Karl Ferdinand, Brigadegeneral, erschien noch der Heldengreis Erzherzog Karl mit seiner jüngsten Tochter, Erzherzogin Marie Karoline, die hier als Aebtissin des Theresianischen Fräuleinstiftes installirt wurde, welche Feierlichkeit natürlich noch manche andere Feste nach sich zog. Das glänzendste derselben war ein Carousſel in der Waldsteinschen Reitschule (nebst Festbankett im Rittersaale des Palastes Albrechts des Friedländers), das an Pracht und Geschmack Alles übertraf, dessen sich bejahrte Personen in Prag erinnern, und selbst kaum hinter dem Schimmer des Wiener Carousſels zur Zeit des Congresses zurückgeblieben seyn soll. Die hohen Gäste besuchten fünfmal das Theater, wo sie mit lauten Freudenzeichen empfangen wurden, und vor der Abreise der Erzherzogin wurden in den Palästen unseres Adels noch mehrere Bälle ihr zu Ehren gegeben. Mit Liebe und Ehrfurcht begrüßten die Böhmen den hochbetagten Helden Oesterreichs, der das Vaterland zweimal vor Feindes Ueberfall bewahrt, und erfreuten sich an der jugendlichen Huld und Anmuth der Erzherzogin-Aebtissin.

In Prag herrscht besonders in den ersten Monaten des Jahrs viel wohlthätiger und frommer Sinn, meist durch Unterhaltungen aller Art gewürzt. Nachdem man im Carneval für die Armuth getanzt, in der Fastenzeit derselben zu Liebe viel Musik angehört hat, bringt der Lenz mehrere fromme Volksfeste mit sich. Das erste derselben ist der Tag des Frühlingsanfangs, St. Joseph, dessen Schauplatz das diesem Heiligen geweihte kleine Gotteshaus am Kapuzinerplatz ist. Eine Art Jahrmarkt wird auf dessen Raume veranstaltet, leichte und lustige Hütten erheben sich, in welchen Heiligenbilder, Kinderspielwaaren und Naschwerk, besonders Lebkuchen in allen Größen und Gestalten, verkauft werden. Der Kirche gegenüber, längs des Circus Gymnasticus des Herrn Guerra, ziehen sich noch bescheidenere Waarenlager dahin: ein Dutzend Höckerinnen bietet in Körben bunt gefärbte Eier feil, und ein reges Leben wogte selbst heuer, trotz der unfreundlichen Witterung, von früh bis Abends auf dem weiten Platz und vor der St. Josephskirche, die zu klein ist, um so viele Andächtige zu fassen, als sich hier versammeln und von einer Messe zur andern den Raum erwarten, um ihr Gebet verrichten zu können. Nach dem Besuch der heiligen Gräber und der Auferstehung in den lezten Tagen der Charwoche, bietet der zweite Osterfeiertag ein Kirchenfest im Kloster von St. Hieronymus oder Emaus, welches ebenfalls eine große Wallfahrt dahin veranlaßt. Auch der Dienstag und Mittwoch nach Ostern zeigt noch ein paar lebhafte Völkerwanderungen, die jedoch nicht mehr die Religion zum Vorwande nehmen: die Promenade nach dem Baumgarten am ersten und die nach Russel am zweiten dieser Tage. Die Dienstagspromenade hat einen sehr prosaischen Namen: „die Ochsenpredigt," über dessen Entstehung schon viel gestritten worden ist. Manche behaupten, diese vulgäre Bezeichnung gründe sich auf den Umstand, daß im vergangenen Jahrhundert ein berühmter Kanzelredner, Namens Pater Ochs, am Osterdienstag Nachmittags in der Kirche von Oweney gepredigt, dessen Reden Groß und Klein, Alt und Jung besucht und sich dann in die freundlichen Umgebungen zerstreut habe. Andere leiten diese Benennung ganz einfach von dem Umstande ab, daß in diesem Parke ehemals Auerochsen gehalten wurden, und Schotky theilt in seinem „Prag" mehrere Aktenstücke mit, z. B. die Nachricht des Statthalters Erzherzog Ferdinand an seinen Bruder, Kaiser Maximilian, daß 1566 der lezte Auerochs im alten Thiergarten gestorben sey, nebst der Anfrage, ob Se. Majestät zum Besten der vorhandenen vier Kühe einen andern Ochsen bestellen lassen wollten, was bejaht und zugleich angezeigt wurde, S. M. wolle den Herzog in Preußen um ein paar Auerochsen ersuchen; ferner ein Schreiben des Thiergärtners an die böhmische Kammer von 1624, worin er anfragt, ob er auch heuer wie nach altem Gebrauch am Osterfeiertage den Spaziergängern den Park öffnen solle? Heutzutage gibt es weder Auerochsen noch Prediger im Baumgarten, welcher dem Publikum Jahr aus Jahr ein geöffnet bleibt, und gleichwohl strömt am Osterdienstag ein großer Theil der Bevölkerung zu Fuß und zu Wagen in den Baumgarten, und während sich die elegante Welt theils auf dem Baumplatze vor dem Restaurationsgebäude versammelt, an den Tischen Platz nimmt, oder bloß promenirt und um den Teich herumfährt, manche Damen auch die Wagen nicht verlassen, sondern in denselben neben dem bunten Gewimmel Posto fassen und von den muntern Herrn zu Pferde Visiten am Kutschenschlage empfangen, zerstreut sich das Volk in die Wirthshäuser der Gegend und bringt den Nachmittag bei heitern Spielen und Gerstentrank zu, bis der Abend Allen zur Heimkehr ruft. Das Mittwochsfest, wobei die löbliche Schuhmachergilde die Hauptrolle spielt und die Fashion nur als Gast und Figurant erscheint, führt auch einen vulgären Namen: „Fidlowatschka," welchen unser geistreicher K. E. Ebert durch ein komisches Gedicht von wahrhaft dramatischer Energie verewigt hat. Der Schauplatz dieses Festes ist zunächst der Wiese längs der Rußler Mühle, in der doppelte Musik, im Garten den Biertrinkern, im Saale den Tanzliebhabern geweiht ist. Die Schustergesellen bringen eine ungeheure, mit den Insignien der Fußingenieurkunst geschmückte Trophäe, um welche man tanzt und springt; Seiltänzer, tanzende Affen und Hunde bilden mannigfaltige Spektakelgruppen, kolossales Backwerk wird ausgespielt, und ein fröhliches Volk treibt sich im bunten Kreislauf umher. Auch diese beiden allgemeinen Promenadetage wurden eben nicht sehr vom Wetter begünstigt, gleichwohl war der Besuch zahlreicher als seit Jahren, wozu der Umstand viel beigetragen haben mag, daß auch unsere hohen Gäste den Volksfesten beiwohnten.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 49.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 116.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 14. Mai 1844.

Prima peregrinos obscoena Pecunia mores
Intulit, et turpi fregerunt saecula luxu
Divitiæ molles.

Juvenal.

Ueber Verhältnisse und Zustände der antiken Frauen.

(Fortsetzung.)

Was ein Feldzug, zu dem es fast immer Gelegenheit gab, dem Commandirenden eintrug, läßt sich denken. Energischer Widerstand ward mit Vertilgung ganzer Bevölkerungen gezüchtigt, was dem Schwert entronnen war, Mann und Weib, Greis und Kind, massenweise in die Sklaverei verkauft, das Grundeigenthum zur Staatsdomäne gemacht, und alle fahrende Habe wurde den siegreichen Waffen zur Beute.

Wie sich bei einer solchen Verwaltung die Provinzen standen, ob dieser ewige Wechsel des Beamtenpersonals geregelte Rechtspflege, Sicherheit der Zustände, festen Wohlstand aufkommen lasse, darnach ward nicht gefragt. Wie die Länder es überhaupt haben aushalten können, Jahrhunderte lang so verwaltet zu werden, ist noch jezt ein Räthsel. Indeß muß man sich an die unberechenbaren Hülfsquellen der Natur in Gegenden, wie jene Landstriche von Asien und Afrika sind und waren, erinnern, und zugleich in Anschlag bringen, daß der Marasmus, in welchem jene Gegenden jezt liegen, theilweise der römischen Administration zuzuschreiben ist.

Die Familien aber, in deren Händen diese Administration war, lebten in der That nicht anders, als in einem fortwährenden Rausche der Macht und Glückseligkeit, da in ihnen die Magistratswürden und folglich eben jene Statthalterschaften geradezu als erblich gelten konnten, so daß, wenn auch nicht unmittelbar nach einander Vater und Sohn sich in deren Bekleidung ablösten, doch mindestens das eine Jahr ein Vater, das nächste ein Oheim, das dritte ein Sohn oder Neffe heute in Griechenland, ein anderes Jahr in Afrika, ein drittes in Syrien und so fort den Flor des Hauses auf aller Welt Unkosten zu erfrischen Gelegenheit hatte.

Die ungeheuren Baarschaften, welche auf solche Weise in den Privatbeuteln sich ansammeln mußten, wurden zu wucherischen Zinsen in dem Geschäftsbetriebe der zahlreichen Bankiers untergebracht, welche größtentheils aus Fremden, und namentlich aus Juden bestehend, auf dem römischen Markte ihre Boutiken hatten, und obschon gerade so verachtet und der allgemeinen Mißgunst Preis gegeben, wie die sogenannten Lombarden im Mittelalter, doch als sehr nützliche Werkzeuge des Weltregiments galten und die geheimen Freunde und Gevattern aller großen Herrn von Rom waren. Nicht minder ansehnliche Kapitalien wurden den großen Societäten der Generalpächter anvertraut, welche alle indirekten Gefälle des römischen Volks, die Zehnten, die Schiff- und Hafenzölle,

die Forst- und Weidegelder gegen eine kolossale Abfindungssumme vom Staate zu übernehmen und dann sich durch eine äußerst fiskalische harte und blutige Regie an den Unterthanen zu erholen pflegten. Vieles Geld endlich wurde natürlich in den Provinzen im Grundbesitz selber angelegt, da die Bewirthschaftung des Bodens außerhalb Italiens wegen der größern Einfachheit des Lebens, der wohlfeileren Arbeit und des bedeutenderen Ertrags vortheilhaft war. Da man aber die Aufsicht dieser fernen Landgüter fremden Augen überlassen mußte, so ist klar, daß daraus gleichwohl nicht aller Nutzen gezogen wurde, dessen dieselben fähig waren, und die römischen Eigenthümer in dieser Beziehung sich im Verhältnisse solcher heutigen Europäer befanden, welche ihre Plantagen in Westindien vom Mutterlande aus regieren.

In solchem riesenmäßigen, weitschichtigen, schwer zu leitenden Besitzstande und einer aus dergleichen von selbst folgenden mehr glänzenden als gemüthlichen Existenz befand sich in den lezten Zeiten der Republik Roms Adel, als die Blüthe und der Kern des Gemeinwesens; aber das Beispiel und der Maßstab ihres Daseyns reichte hinunter bis zu den lezten derjenigen, welche sich mit altherkömmlichem Stolze das Volk der Quiriten nannten. Denn Alle hatten sich jeder Art von Arbeit entwöhnt; was zum täglichen Bedarfe in irgend einem Sinne vonnöthen war, mußte durch Sklavenhände herbei geschafft und zubereitet werden, und da weder der Herr noch die Frau vom Hause es ihrer Würde gemäß fand, diese Thätigkeit persönlich zu lenken, geschweige denn an derselben Theil zu nehmen, so hingen die Herren der Welt gänzlich vom guten Willen, dem Fleiße und der Geschicklichkeit ihrer Dienerschaft ab. Diese bestand nun bekanntlich durchaus aus eigentlichen Sklaven, d. h. in dem Grade unfreien Personen, daß dieselben jedes Rechts über sich selbst beraubt, aller moralischen Würde baar und durch und durch als bloße Sachen, mit denen der Eigenthümer anfangen kann, was er will, angesehen waren. Es ist zu bemerken, daß kein, auch nicht der armseligste Haushalt ohne Sklaven war oder bestehen konnte; daß der Herr so gut wie die Frau, ja selbst die Kinder, jedes seine besondern Sklaven und Sklavinnen bedurften und verlangten. Es ist notorisch, daß Sklavenarbeit durchaus theurer zu stehen kommt, als die gemietheter freier Leute, weil der Sklave träger arbeitet als der Freie und kein Interesse hat, gute Arbeit zu liefern. Ein römischer Haushalt konnte daher nur in so fern nicht kostspieliger seyn, als ein solcher bei uns, wenn man in Erwägung bringt, daß die südliche Erde und der südliche Himmel freigebiger und südliche Menschen genügsamer sind, als dieß im Norden der Fall zu seyn pflegt.

(Fortsezung folgt.)

Die Tristansänger.

(Fortsezung.)

Kein Schwanken hier, kein Stillestand
Er führt uns an der treuen Hand
Weit, weit hin durch den stillen Raum,
Und nicht in sinnenhalbem Traum:
Ja, nicht umsonst durch's Felsgestein
Hieb er die heimlichen Fensterlein,
Dadurch in die dunklen Hallen bricht
Das holde sichre Tageslicht,
Das befangne Herz im Zaubersaal
Anheimelnd mit lebenswarmem Strahl.
Und hat er so im Wunderschacht
Den fernsten Winkel hell gemacht,
Da kommt er aus dem Felsenspalt,
Ein klarer Fluß, hervorgewallt,
Und eilt mit perlendem Schaume munter
Ueber Fels und Stein in's Thal hinunter,
Gleitet mit sanftem Rieseln
Hin über weißen Kieseln,
Durch Waldesdämmerungen,
Wo Stamm mit Stamm verschlungen,
Vorbei an grünen Auen,
Wo Ritter und zarte Frauen
Sich schaaren zu Tjost und Tänzen,
Und bunte Zelte glänzen.
Und jeglichem Gestade
Auf seinem Schlängelpfade
Schwemmt er von seinem Goldsand an,
Den er im tiefen Fels gewann.
Und hört ihr aus den leisen,
Den froh gefügen Weisen,
Aus den geschwätzig süßen,
Frisch murmelnden Wellengrüßen,
Hört ihr die Klage schallen,
Den Seufzer, der die Hallen
Der Felsen füllt mit Schauer,
Die uralt alte Trauer,
Daß Liebe je mit Leide lohnt,
Daß Schmerz je bei der Freude wohnt?
Wie klingts in seinen Weisen nach,
Wie schmerzlich süß, das leise Ach!
Wohin nun rollt er seine Wogen?
Er wendet sich in scharfen Bogen:
Noch ahnt mir manche Wunderschau,
Felswände schroff, Geklüfte grau,
Zulezt ein stiller blauer See,
Da endet jede Trauer — Weh,
Er schwindet hin! In voller Pracht
Tückisch entrissen in die Nacht!

Verſchlungen ohne Wiederkehr!
Da fuhr wohl böſer Geiſter Heer,
Die ſchönen Menſchenloſen grollen,
Der Dichtung Roſen vergiften wollen,
Zur Stunde, da er dem Tag entſchwand,
Mit feſſelloſer Sklavenhand
Frohlockend über die öde Stelle.
Und ich, von ſeiner dunklen Schwelle,
Soll ſeines Liedes goldne Fluth
Zum Ziele führen? Was ſagſt du, Muth?
Darf ich das Wageſtück beſtehn,
Erbloſer Erbe, wie jene zween, *
Mit meinen nüchternen Looſen
Zu rühren an die großen,
Die Iſolden und Triſtanden
Zu Lieb und Leid verbanden?
Vorwärts! hier gilt kein Widerſtand:
Das Schickſal legt's in meine Hand.
Was Triſtan ſeinem Kurvenal
An ſeiner Statt zu thun befahl,
War's auch das Werk des Meiſters nicht,
Es war geadelt durch Treu und Pflicht.
So hab auch ich zu manchen Tagen
Dem Meiſter die Lanze nachgetragen
Und mich in ſeinem Dienſt erbaut:
Da hat er mir ſeinen Sinn vertraut,
Und was ich ihm in den Augen las,
Das ſprech' ich aus nach meinem Maß.
So lang ich lebe, ſoll nimmer, nein!
Verwaiſt die ſchöne Märe ſeyn,
Und was Rual, der treue Mann,
Am Kinde ſeines Herrn gethan,
Will ich an des Meiſters Waiſe thun:
Ich will fürwahr nicht eher ruhn,
Bis ſie in vollem Gewand und Schnitt
Hervor an der Welt Auge tritt,
So reichlich und ſo wohl bedacht,
Als nur vermag meine arme Macht.
Dazu gib du mir Rath und Friſt,
Der du Troſt verwaiſter Liebe biſt,
Auf den in des Lebens wirren Wehn
Das einſame Herz allein mag ſehn;
Und laß mich verrichten meine Pflicht
Mit beſcheidnem Glück: mehr will ich nicht.
Doch willſt du mir ein volles geben,
Gern nehm ich's hin, und gält's mein Leben!
Denn über dieſes Lied gebeut
Ein ſeltſam düſtrer Stern noch heut:
Der Held, den in der Todesnoth
Sein Vater zeugte, den im Tod
Gebar der bange Mutterſchooß,
Verbreitet um ſich ein Todesloos:
Mit tödtlich ſüßem Weh entfacht
Er auch des Sängers Herz, und macht
Das Dichten ſelbſt zum Trauerſpiel:
Die kleinen brachten es an's Ziel,
Die großen Sänger ſtarben dran.
So er, der immer war ein Mann,
Ein Meiſter und ein Ritter auch,
Erfüllt von deutſchen Geiſtes Hauch,
Ein Bannerträger in dem Streit,
Dem heimlich ſauſenden, der Zeit.
Wie ſchäumt ſein Sang, ureigen klingend,
Raſch über rauhe Blöcke ſpringend!
Das Lied war wieder halb entſchlafen:
Er weckt's mit Blitzen, welche trafen.
Er ſizt „in ſtiller Mitternacht
Vom alten Schloßthor überdacht,
Wo über Hügeln weht das Korn;"
Und aus der Zeiten Gram und Zorn,
Wo ihre Kronen Häupter tragen,
„Die vor dem Blitz der Geiſter zagen,"
In deren Machtſpruch, deren Liſt
„Der Feigling auszuwittern iſt,"
Hoch überm Qualm zur lichten Wolke
Erhebt und rettet er dem Volke,
Dieweil es träumet bang und ſtumm,
Der Dichtung goldnes Heiligthum.
Wer griff ſo tief, wer ſang ſo gut,
Von Hirſchenjagd und Roggendrut,
Vom Mittagszauber, wie er nur
Brütet auf weithin ebner Flur
In Korn und Wieſenniederungen
Der Rothen Erde, die er beſungen! *
(Uraltes Land von deutſchem Kern,
Nimm meinen Heimathgruß von fern,
Land, das die Väterwiege war
Der holden Frau, die mich gebar!)
Wie hat er ſein Herz an dich getauſcht,
Deine Heimlichkeiten abgelauſcht,
Du trutzige treue Sachſenart,
Die altes Recht und Volksthum wahrt;
Wie hat er die Sproſſen, die ächten, jungen
Der Doppeläſte ſchön verſchlungen
Von unſrer Eiche, groß und hehr,
Auf dem Gehöfte dort, wo er
Des deutſchen Hochlands Sohn verband
Der Tochter vom deutſchen Niederland!

* Heinrich von Friberg und Ulrich von Türheim, Gottfrieds Fortſeyer, deren an einer frühern Stelle gedacht iſt.

* S. Immermanns Münchhauſen, beſonders die Scenen auf dem weſtphäliſchen Oberhof.

Dort Mittags auf dem ſchwülen Plan,
Beim Zauberſchlaf des alten Pan,
Aus all der webenden Schöpfungskraft,
Hat er den Feuerwein geſchafft,
Den Triſtan und Iſolde tranken.
Da führt er ſie auf dünnen Planken
In's Reich der Wellen, und läßt die feuchten
Im Widerſchein der Liebe leuchten;
Er öffnet ihren dunklen Schooß
Und Wunder läßt er, reich und groß,
Am Blick der Liebe ſich entzünden.
Ja, er iſt heimiſch in den Gründen,
Im Grund des Herzens wie der See,
In der höchſten Luſt, im tiefſten Weh,
Im kochenden Giſcht des Höllengrauſes,
Im Abgrund eines Hochzeithauſes,
Das er im Schaffnersrock am Morgen
Durchwandelt in kummerſchweren Sorgen,
Daß Liebe liegt in Lügennetzen,
Geſetze kämpfen mit Geſetzen!
Ja freier, kühnlicher beſchwingt,
Geſtählter im Schmerzensernſt, erklingt
Sein Lied, als Gottfrieds weiche Saiten,
Die leicht hin über die Klippen gleiten.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Prag, April.

(Fortſetzung.)

Literatur. — Theater.

Von einer neuen periodiſchen Schrift, „Vierteljahrſchrift für praktiſche Heilkunde," iſt das erſte Heft erſchienen und erregt die erfreulichſten Erwartungen. Der Proſpectus macht darauf aufmerkſam, daß Böhmen die günſtigſten Bedingungen zum Gedeihen einer Zeitſchrift für die Heilkunde in ſich enthalte. Die Medizinalverfaſſung und das öffentliche Sanitätsweſen erfreuen ſich eines geregelten Zuſtandes. In der Hauptſtadt befindet ſich eine große Anzahl zweckmäßig eingerichteter und wohl geleiteter Krankenanſtalten von einer Ausdehnung, wie ſie außer Wien und Berlin kaum eine andere Stadt Deutſchlands aufzuweiſen hat; ähnliche, obwohl minder bedeutende Anſtalten beſtehen in einigen kleinern Städten. Das Land iſt reich an Heilquellen verſchiedener Art, von denen manche einen über Europa hinaus reichenden und durch Jahrhunderte bewährten Ruf behaupten. An der Prager Univerſität wirkt ein Lehrkörper von mehr als vierzig mediziniſchen Profeſſoren, Docenten und Adjunkten, mit allen zum Unterrichte erforderlichen Hülfsmitteln freigebig ausgeſtattet. Die Redaktion haben — ohne ſich auf dem Titel zu nennen — die Doktoren Ryba und Halla übernommen, ein paar zwar noch junge Aerzte, deren Name aber bereits einen guten Klang hat.

Unſere Bühne hat in der lezten Zeit mehrere Neuigkeiten gebracht und verſchiedene alte Stücke wieder aufgenommen. Die neuen taugen leider alle nicht viel. Das intereſſanteſte der älteren waren „die luſtigen Weiber von Windſor," nach Shakespeare für die deutſche Bühne bearbeitet von Dr. Lederer (dem Mitarbeiter der „zwei Kranken"), der ſich nicht auf dem Zettel nannte, obſchon er durchaus keine Urſache hätte, ſich ſeines Adoptivkindes zu ſchämen. Wir haben noch wenige Bearbeitungen Shakespeareſcher Luſtſpiele geſehen, in welchen ſo umſichtig und zweckmäßig geſtrichen und ergänzt wurde, als hier. Namentlich hat er alles Mögliche gethan, den lezten Akt uns näher zu bringen, und wenn es ihm nicht ganz gelungen iſt, das Stück nach unſerem heutigen Leiſten zuzuſchneiden, ſo iſt der dichte engliſche Stoff, der jeder deutſchen Scheere ſpottet, Schuld daran. Das Luſtſpiel hat gefallen, ohne gerade zu begeiſtern, und es erlebte drei Wiederholungen, welche hier ſelten einer Neuigkeit zu Theil werden. Das zweite aus dem Bibliotheksſtaub hervorgeholte Stück war: „der Marſchall von Sachſen," Schauſpiel in 4 Akten von Zſchokke. Der Marſchall von Sachſen — der eigentlich nur der Deus ex machina des Spektakelſtücks iſt — ruht ſeit 96 Jahren in der St. Thomaskirche zu Straßburg auf ſeinen wohlverdienten Lorbeeren; man hätte ihn nicht ſtören ſollen. Ueberdieß hat uns der ehrwürdige Zſchokke als Erzähler ſo viele Genüſſe gewährt, daß man wohl aus Achtung vor ihm ſeine dramatiſche Jugendſünde ferner mit dem Mantel der chriſtlichen Vergeſſenheit hätte bedeckt laſſen dürfen. Das Stück wurde vor einem ganz leeren Hauſe in den meiſten Theilen ſchlecht und nachläſſig geſpielt, und gleichwohl faßte man die wenigen Glanzmomente lebhaft und beifällig auf. Zum zweitenmale hat es ſich nicht gezeigt. Neu in die Scene geſetzt wurde ferner: „das Gut Sternberg, oder der Haupttreffer in der Güterlotterie," von Johanna von Weißenthurn; ſchon in alter Zeit ein Liebling des lachluſtigen Theaterpublikums, und nach meiner Anſicht das beſte Stück der Frau v. Weißenthurn, in dem ſie ihre Kenntniß der Menſchen, der Bühne und des Publikums in wahrhaft erfreulicher Laune ausſprach. „Alte und neue Zeit," Schauſpiel in 3 Akten, nach Iffland neu bearbeitet (?) von W. Vogel. Wohlfeiler hat ſich noch Keiner zu dem „neu bearbeitet" verholfen. Ich ſah das alte Iffländſche Schauſpiel zuerſt in der früheſten Kindheit, deren Eindrücke unverlöſchlich ſind, und habe jezt nichts Neues darin gefunden, als die Ode auf die Zerriſſenheit und das ſchlechte Gedicht, das Louis im lezten Akt deklamirt. Der Erfolg wird die Direktion ſchwerlich aufmuntern, mehrere Iffländſche Dramen in die Scene zu ſetzen, unter welchen ſich übrigens manche finden dürften, die unſern Zuſtänden und Forderungen beſſer entſprechen, als dieſe „alte und neue Zeit." — Die vier neuen Stücke waren alleſammt aus dem Franzöſiſchen. „Die Tochter Figaro's, oder Weiberliſt und Weibermacht," nach dem Franzöſiſchen von H. Börnſtein. „Ein Abend, eine Nacht und ein Morgen in Paris," Vaudeville von Friedrich Kaiſer (mit Benützung der Grundidee des franzöſiſchen Vaudevilles „Paris à la nuit)." „Eiſenbahnheirathen, oder Wien, Neuſtadt, Brünn," Poſſe mit Geſang in 3 Akten von Neſtroy, der es bei dieſem ſeinem bisher ſchlechteſten Produkt wieder einmal unnöthig gefunden hat, das franzöſiſche „Paris, Rouen, Orleans" als Quelle anzugeben. Endlich: „Molière, oder das Leben eines Schauſpielers," Luſtſpiel in 2 Akten, nebſt einem Vorſpiel: „der Name," Luſtſpiel in einem Akt, und einem Nachſpiel: „Schauſpielers Heimgang," Drama in einem Akt, frei nach Desnoyer von B. A. Herrmann.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 39.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 117.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 15. Mai 1844.

Des Himmels Schützlinge, die Sänger
Der Erd' und ihrer Lieblichkeit,
Hieß das Geſchick ſonſt gütig länger
Verweilen in der flücht'gen Zeit.
Ach, warum riß vom Quell der Muſen
Dich früh die ſchwarze Mitternacht!

Guſtav Schwab.

Die Triſtansſänger.

(Schluß.)

Doch kein Vergleich! Verſchieden haben
Die Geiſter ausgetheilt die Gaben;
Und auch der Dichtung Lebenswellen,
Jahrhunderte durchziehend, ſchwellen
Und wachſen unter'm Himmelsdom
Zu einem immer ſtärkern Strom.
Denn wie die Welt, doch umgekehrt,
Die von den Schalen ſich vermehrt
Der unſichtbaren Schöpfungszwerge,
Aus deren Tod ſich thürmen Berge,
Schädelſtätten der Creatur,
So wächst die Welt der Dichtung, nur,
Daß die ein Grab des Lebens bleibt,
Und die aus Tode Leben treibt.
Sie nährt ſich von den Sängerherzen,
Die in den Wonnen, in den Schmerzen
Des ſchwindelnden Laufes dieſer Erden
Einſt ſchlugen und noch ſchlagen werden;
Und jedes gibt der heiligen Fluth
Sein eigenſtes gottgetränktes Blut,
Den zarteſten innern Lebenskeim,
Der aus den Schlacken ſtrebte heim.
So wächst der Strom der Dichtung, merkt,
Daß ſich der Götter Sache ſtärkt
Mit Waffen, die, aus Geiſt und Leben
Geſchmiedet, tödten und Leben geben,
Auf jenen großen Kampfesſchlag,
Den uns abſpiegelt jeder Tag,
Auf jene Weltendämmerung,
Darin die Welt wird wieder jung
Und wieder wird auf lichten Auen
Goldtafeln, die verlornen, ſchauen.
Du treues Herz, ſo deutſch, ſo groß,
So fandeſt denn auch du dein Loos
Und biſt in heißer Sehnſucht Pochen,
Im Kampf mit Welt und Zeit, gebrochen!
Wie rangſt du redlich nach dem Kranz,
Wie warſt du hingegeben ganz
Dem Glauben, Schauen und Geſtalten,
Wie haſt du Stein und Fels geſpalten,
Wie nach dem Schwerſten ſtets gegriffen,
Wie ſcheiterteſt du oft an Riffen,
Und gingſt aus jedem Schiffbruch doch
Leuchtend hervor und größer noch!
Dich weihten in der Wiege Geiſter
Zu unſres Sanges höchſtem Meiſter,
Der ſeines Volks tiefinnre Seele
Ausſprechen ſollte ohne Fehle.

Ihr Lied klang wie ein Traum dir nach:
Da schrittst du durch der Zeiten Schmach,
Vom Zweifel an deiner Kraft verdüstert,
Vom leisen Glaubenswort umflüstert,
In Jugendblindheit viel bethört,
Vom blöden Frost der Welt verstört,
Hart strauchelnd auf dem steilsten Pfad,
Gewaltig doch und immer grad
Dem späten Ziel der Reise zu.
Mit manchen Mühen ohne Ruh,
Manch ungefügen Siegfriedshieben
Hast du dein Erz zum Bild getrieben;
Wie hemmten neidisch oft den Guß
Dämonen! Doch der Feuerfluß
Trieb' Well auf Welle, nimmer schwach,
Des edelsten Metalles nach.
Und sieh, schon winkt der Siegeslohn!
Das Bild erhebt sich aus dem Thon,
Die Stirne glänzt, die Locken fliegen,
Die Lippe lächelt tausend Siegen,
Aus mächtigen Schultern drängen sich
Die Heldenarme königlich,
Es zuckt, der goldne Bogen rauscht —
Das Volk steht athemlos und lauscht,
Und sieht empor, von Lust geschwellt,
Wie auch die lezte Verkleidung fällt —
Da, weh, aus blauem Himmel drauf
Ein Strahl! ach, wider Sternenlauf
Ein Schicksal! Der so hoch und klar
Ein Leuchtthurm deutscher Bildung war,
Ein Glaubenspfand, ein Halt der Guten,
Er stürzt, und über ihn die Fluthen!
Stumpfsinnig in dem Wassergrausen
Mag nun der Hai, der Roche hausen:
Der Boden, der ein Herze trug,
Das für der Menschheit Höchstes schlug,
Steht nicht bloß öde mit seinem Staub,
Er wird der Niedrigkeit zum Raub,
Und auf dem Damm, der sie gebrochen,
Spreizt sie sich mit zwiefachem Pochen.

Ueber Verhältnisse und Zustände der antiken Frauen.

(Fortsezung.)

Steuern und öffentliche Leistungen drückten nicht auf den römischen Bürger. Die Grundsteuer, welche ehedem eine wahre Plage des Plebejerstandes geworden war, hatte seit der Eroberung Macedoniens völlig aufgehört, und erst in den Kaiserzeiten kamen nach und nach allerlei meist indirekte Auflagen in Uebung, welche mehr den Vermögenden als dem gemeinen Manne empfindlich wurden. Wo indessen nichts verdient wird, wo soll da der Unterhalt eines Hausstandes herkommen? und sieht es nicht die Hausfrau als ihren Beruf an, die Habe beisammen zu halten, wer soll es denn? Die große Masse der untern Bürgersleute führte in der That ein Schmarotzerleben, bei welchem ein anständiges Hauswesen gar nicht bestehen konnte.

Von Alters her hatten nämlich die großen Häuser eine patriarchalische Gastfreundschaft geübt, die eine der großartigsten und edelsten Institutionen des antiken Daseyns zu nennen ist. Jeder vornehme Römer hielt für die Pächter seiner Grundstücke, die mit ihm in Geschäftsbeziehungen stehenden Landleute, nicht minder für die in der Stadt ihm zugethanen ärmeren Bürger, offenes Haus. In allen ihr Interesse angehenden Sachen erholten sie sich bei ihm Raths; die Auswärtigen, wenn sie den Tag über in Rom zurückgehalten wurden, speisten an seinem Tische und fanden bei ihm Obdach für die Nacht; die Einheimischen stellten sich alle Morgen vor grauendem Lichte in seinem Hause ein, erkundigten sich nach seinem Befinden, brachten ihre Anliegen vor und wurden dabei mit einem Frühstück bewirthet. Hernach begleiteten sie ihn zu seinen Geschäften auf's Forum oder zum Versammlungshause des Senats, führten ihn, wenn das Tagwerk beschlossen war, eben so zurück und fanden dann meist auch noch einen Platz an seiner Mittagstafel.

Diese freigebige Sitte, in alten Zeiten Folge der noch ungeregelten öffentlichen Bequemlichkeit durch Wirthshäuser und Herbergen, hatte in ihrer ursprünglichen Gestalt, und so lange die Lebensgewöhnungen einfach blieben, einen Anstrich patriarchalischer Ehrwürdigkeit; sie ersezte das, was sie dem Vermögen des Patrons an Opfern auflegte, durch den Werth seines moralischen Einflusses und seiner öffentlichen Stellung. Noch jezt genießen die römischen Principi durch eine im Geiste ihrer Ahnen gegen geringere Mitbürger und gegen die Insassen ihrer Landgüter geübte Liberalität eines würdevollen Namens und einer imposanten Stellung im öffentlichen Vertrauen, welche man die schönste Blüthe eines ächten und keinem Neide bloßgestellten Aristokratismus nennen kann. Seit aber die Bürger Roms sich der Arbeit zu schämen begannen, den Pflug, der sie einst auf ihrer Hufe genährt hatte, den Händen ihrer Sklaven übergebend, und massenweise in Rom angesiedelt, lediglich dem politischen Getreibe oblagen, erzeugte sich ein Geschlecht von Pflastertretern und Tagedieben, welches kein Bedürfniß empfand, als täglich und stündlich etwas Neues zu sehen, über die öffentlichen Dinge mit aufgeblasener Selbstgenüge zu kannegießern, und jene tägliche Aufwartung bei den hohen

Gönnern nicht mehr als eine schickliche Aufmerksamkeit, sondern als eine Spekulation behandelte, um sich durch den Tag hindurchzuschmarotzen. Keinem dieser freien Männer, dieser Besieger der Welt dünkte es ehrenrührig, sich von seinen Reichen füttern zu lassen. In ganzen Schaaren zogen, wenn die Sterne zu bleichen begannen, die Banden der Hungerleider durch die Stadt und sprachen bei einem Palazzo nach dem andern vor, um daselbst etwas kalte Küche zu empfangen, die man nach Hause trug, um Weib und Kind satt zu machen, und dann selbst geschwind umkehrend, an irgend einer vornehmen Tafel ein leergebliebenes, verachtetes Plätzchen zu erhaschen.

In den republikanischen Zeiten vergalt der schmarotzende Schützling seinem Gönner die genossenen Wohlthaten durch eifrige Dienstleistung bei den Magistratswahlen. Er gab demselben nicht nur die eigene Stimme, sondern suchte auch emsig die seiner Bekannten für ihn zu werben; die Aussicht nicht nur eines einflußreichen Amtes, sondern noch mehr der nach solchem erfolgenden Uebernahme einer Provinz gab dem Gönner in Scheffeln zurück, was er in Löffeln an die Clienten verwendet hatte. In den Kaiserzeiten aber hatte das Volk solche Befugnisse nicht mehr zu üben; da blieb die tägliche Speisung so vieler hungrigen Schlucker nur noch eine Ehrengewohnheit, welche man nicht abkommen lassen wollte, weil sie ein Recht der Verjährung für sich hatte, weil auch jezt noch den großen Herrn die servile Huldigung so vielen Pöbels gefiel, weil endlich der Mensch von angearteter Gutmüthigkeit auch da nicht läßt, wo sie ihm verdrießlich fällt. Allein nun nahm auch das Entwürdigende des Clientenverhältnisses doppelt zu und die Bissen wurden denen, die trotzdem danach lüstete, nicht selten geradezu wie den Hunden, mit Verhöhnung und Unmuth, hingeworfen.

Was konnte solch eine Existenz für ein Gefühl geben, welche Sicherheit und Würde des Daseyns war unter solchen Umständen zu behaupten, wie hätte in so prekären, unselbstständigen Zuständen das eheliche Leben einen Reiz üben sollen, da, wer eine Frau nahm, damit keine Erleichterung oder Verschönerung seines Daseyns, sondern lediglich eine Vermehrung seiner Sorgen gewinnen konnte! Er mußte nun bei noch einmal so viel Gönnern umherlaufen, um auch für seine Ehehälfte das tägliche Brod zu erbetteln, wenn er nicht, wie es einer bei Juvenal thut, gerade dieß zu einer neuen Spekulation machte und sich durch seine Bediente eine leere Portechaise nachtragen ließ, von der er vorgab, seine Frau stecke drinne und bitte sich auch ihre Portion aus.

Unter solchen Auspicien entging dem Staate der eigentliche Nerv und Kern seines Wohlstandes durch die moralische und politische Nichtigkeit seiner untern Stände, die in tiefere und tiefere Armuth herabsanken und wo natürlich wenig Lust zu einem ehelichen Leben und einer vernünftigen Familienführung vorhanden seyn konnte. In den reichen und vornehmen Classen aber stieg die Ehelosigkeit, bei der wachsenden Kostspieligkeit eines Hausstandes, zu einem wahrhaft grauenvollen Unheil, welchem die Kaiser, voran Augustus, durch Gesetze, Aufmunterungen und, im entgegengesezten Falle, durch Bußen aller Art zu wehren sich vergebens alle ersinnliche Mühe gaben. Das Uebermaß des Luxus hat es an sich, daß es den Menschen aller edeln Regungen für etwas außer ihm entwöhnt und ihm Jegliches lästig macht, was seine Verweichlichung und den schlaffen Genuß seiner selbstischen Ichheit im Mindesten stört. Er raffinirt darauf, alle möglichen Kitzel der Sinne in einem Maaße durchzukosten, daß ihm daraus der mindeste Antheil physischer Beschwerden, die einmal von dem sinnlichen Wohlleben nicht zu trennen sind, erwachse; er entschlägt sich aller Verbindlichkeiten, welche ihm als Preis des Genusses Pflichten auflegen, er will aller ernsten Gedanken, welche ihm eine Unterbrechung seines Behagens, eine Entbehrung, wohl gar Verlust und herzerschütternde Stunden androhen möchten, ein für allemal überhoben seyn. In diesem Sinne gingen Männer und Frauen aus Grundsatz, aus auf den Augenblick gestellter Begier, das vorüberrauschende Leben in möglichstem Wohlgefühl zu schlürfen, Obliegenheiten aus dem Wege, die ihren Sinnentaumel hätten unheimlich machen können.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Basel, Mai.

Neuerungen.

Nur wenige Jahre sind verflossen, seit der Lällikönig, der bekanntlich Jahrhunderte lang von dem Rheinthurm aus seine lange, zinnoberrothe Zunge jede Sekunde gegen die Kleinbasler ausstreckte, entfernt wurde, und schon hat die Prophezeiung derer ihre Erfüllung gefunden, welche voraussagten, daß ein neues Zeitalter für Basel anbrechen werde, sobald dieses getrönte Haupt sein Antlitz vom Rhein abwende. Basel ist wirklich seit dem denkwürdigen Ereigniß in einer gewaltigen Metamorphose begriffen; es hat in diesem kurzen Zeitraum Verwandlungen erfahren und Umgestaltungen erlitten, welche man vor einem Dutzend Jahre noch nicht hätte für möglich, geschweige für wahrscheinlich halten dürfen, ohne sich das Prädikat eines Träumers und Utopisten zuzuziehen. Zwar ist die Generation, welche man die sparsame nennen könnte, noch nicht ausgestorben, und diese schüttelt über die neuerungssüchtige Gegenwart bedenklich den Kopf, hält deren Schöpfungen für kaum etwas anderes, als für Schwindeleien, und weissagt den künftigen Geschlechtern Unheil und Verderben, finanziellen Ruin und andere böse Dinge. Allein gegen die nun allgemein herrschend gewordene Meinung, daß die frühere Zeit in materieller Hinsicht zu wenig gethan habe, allzu conservativ und

haushälterisch gewesen sey, vermögen diese Mahnungen, Klagen und Besorgnisse nur wenig, und großer Rath und Stadtrath wetteifern, eine bedeutende und weitgreifende Maßregel nach der andern zu treffen und dabei tief in den Staats- und Stadtsäckel zu greifen. Trotz dieser Verbesserungsbestrebungen und des erwachten Verschönerungsgeistes darf man aber doch nicht fürchten, daß des Guten bei uns zu viel geschehen, daß man nach dem Beispiel einiger deutschen und schweizerischen Städte sich in gewagte Unternehmungen einlassen, zu viel niederreißen und aufbauen, über die gefühlten Bedürfnisse hinausgehen und das Verhältniß der vorhandenen Mittel zu den angestrebten Zwecken aus dem Auge verlieren werde. Unsere Basler sind viel zu erfahrene Geschäftsleute, zu gute Rechner und daher auch viel zu um- und vorsichtig, als daß sie sich so leicht namentlich in finanzielle Verlegenheiten stürzten und irgend einer Unternehmung das Wort redeten, deren Räthlichkeit und Wünschbarkeit nicht so zu sagen von selbst in die Augen springt. Die bedachte Ueberlegung und das kühle Urtheil, die große Vorsicht und die alles erwägende Klugheit, welche unsere Kaufleute im Geschäftsleben auszeichnen, wenden diese auch auf die Unternehmungen und die Fragen an, welche das Gemeinwesen betreffen. In dieser Beziehung wären in der That unsere Herren befähigt, einen großen Staat zu leiten. Die Frage: soll die Elsaßer Bahn in unsere Stadt einmünden? war vor einigen Monaten in Jedermanns Munde und für unser kleines Gemeinwesen in der That auch von der größten Wichtigkeit, weniger wegen ihrer finanziellen Seite, als der staatlichen, socialen und gewerblichen Interessen wegen, die sich an dieselbe knüpften. Selten hat eine Angelegenheit so sehr die allgemeine Theilnahme in Anspruch genommen, die Gemüther so stark aufgeregt. Es fehlte nicht an Leuten, welche dem Projekt entschieden abgeneigt waren und daher auch Alles anwendeten, um dessen Ausführung zu verhindern. Man sprach von Gefahren, welchen Basel und die gesammte Schweiz sich aussetze, wenn einer französischen Eisenbahn gestattet werde, bis in das Herz der Stadt sich zu verlängern. Man verglich die Lokomotive dem trojanischen Pferde, durch welches unversehens Tausende von Rothhosen nach Basel geworfen und dessen politische Unabhängigkeit, wie diejenige der Eidgenossenschaft, auf das Ernstlichste bedroht werden könnte. Die Freunde alter Sitten und Gewohnheiten äußerten die Besorgniß, es möchte denselben durch das neue Verkehrsmittel Eintrag geschehen und schnell aus dem alten Basel ein neues und minder gutes werden. Manche Gewerbsleute glaubten, oder ließen sich glauben machen, daß die Eisenbahn das bringen werde, was sie unter allen Uebeln, die möglicher Weise über Basel hereinbrechen könnten, für das allererschrecklichste halten, die sogenannte Gewerbsfreiheit nämlich. Allein die Mehrheit der Männer, welche in lezter Instanz über die Frage zu entscheiden hatten, begriff zu gut das Bedürfniß der Zeit. Bereits ist Hand an's Werk gelegt, Hunderte von Schaufeln und Spaten sind täglich in Bewegung, um die von Vielen so gefürchtete Bahn in die Stadt zu leiten, und nicht lange, so werden neue Straßen, stattliche Gasthöfe und geräumige Waarenhäuser da sich erheben, wo bisher nur Gras wuchs und Kühe weideten. Selbst die erklärtesten Gegner dieser Veränderungen sind jezt zufrieden oder wenigstens still geworden, und so wird auch das alterthümliche Basel schnell in die neuen Verhältnisse sich eingewöhnen, wird das erweiterte Verkehrsleben eben so wenig seinen ehrenwerthen Sitten schaden, als es seine materiellen Interessen beeinträchtigen kann.

(Fortsetzung folgt.)

Prag, April.

(Schluß.)

Theater.

Wir sind es gewohnt, daß die Franzosen es hauptsächlich darauf anlegen, durch frappante Momente und Situationen das Publikum gleichsam zu verblüffen, und es nicht eben sehr genau nehmen, ob dieselben auf eine decente, wahrscheinliche, oder auch nur mögliche Weise motivirt und herbeigeführt werden; man muß aber gestehen, daß diese Kunst in der „Tochter Figaro's" ihren Höhenpunkt erreicht hat. Die Censur konnte interessante politische Beziehungen, sie konnte, im Verein mit dem Uebersezer, Geist und Witz aus dem Lustspiel herausstreichen, aber die innerliche Frivolität der Handlung, der Mangel irgend eines bessern Prinzips* — diese wurzeln fest darin und können nicht daraus getilgt werden, man müßte denn — was auch kein großes Unglück wäre — einen Strich über das Ganze machen; denn wenn wir auch die hinweggenommenen Ingredienzen wieder hinzuthun, wenn wir dem „ersten Minister." von dem so viel Aufhebens zu machen eine reine Albernheit ist, wieder den „ersten Consul" substituiren u. s. w., so wird nicht viel verbessert, Manches noch verschlimmert. So mag Madame Jesephine Bonaparte immerhin eine etwas leichtfertige Creolin gewesen seyn, aber eine solche Gans, wie uns hier vorgeführt wird, hätte nie die Gemahlin Napoleons werden können. — Nestroys „Eisenbahnheirathen" fielen durch im vollen Sinne des Worts. Nestroy ist derjenige von allen unsern freien Bearbeitern oder Auffassern einer französischen Idee, dem es noch am ehesten gelingt, die Uebertragung von französischen oder englischen Zuständen auf österreichischen Boden zu bewerkstelligen, ohne daß die Grundidee ganz verloren geht. Dießmal hat er den gefährlichen Versuch gemacht, eine französische Filigranarbeit über die Seine bis an die Donau zu tragen, wo man sie — vielleicht aus Liebe für den begabten Uebersezer — freundlich aufnahm; aber auf dem Transport an die Moldau ist sie total zerbröckelt, und das Prager Publikum fand an den Trümmern durchaus kein Behagen. Gehandelt wird in dem Stück gar nicht, desto mehr auf dem Theater hin und her gegangen und gelaufen und hinter der Bühne noch mehr herumgefahren, und zwar auf den beiden Polen des Fuhrwesens, der Eisenbahn und der Landkutsche. Drei Liebespaare und ihre Angehörigen werden so durcheinander gerüttelt und gebeutelt, daß einer der Zuschauer immer den andern fragte, wer denn eigentlich verliebt sey? Was die Sprache betrifft, so darf man zwar die „Eisenbahnheirathen" nicht unter die witzigsten Stücke Nestroys rechnen, doch hat er auch hier sehr drollige Momente und macht sein seltenes Talent geltend, mit den kleinsten Mitteln auf das Zwerchfell zu wirken. Die Schlußdekoration, der Brünner Bahnhof, nach der Natur aufgenommen und neu gemalt vom Dekorateur Mößner, gefiel so ziemlich, doch der lezte Theatercoup brachte eine vom Dichter wohl kaum erwartete Wirkung hervor. Es kommt der Train der Eisenbahn vorüber, und der Pfiff findet ein einstimmiges Echo im ganzen Schauspielhause.

* Wahrscheinlich der Grund, daß man auf dem Hofburgtheater zu Wien dieses Stück, das schon zur Aufführung vorbereitet war, wieder vom Repertoire fallen ließ.

Beilage: Literaturblatt Nr. 50.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 118.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 16. Mai 1844.

Hoher Sinn liegt oft im kind'ſchen Spiel.
Schiller.

Rede am Schillerfeſte zu Stuttgart,

den 9ten Mai 1844.

Geſprochen von Profeſſor Albert Schott.

Wenn Hingeſchiedenen vergönnt wäre, den Ort ihres irdiſchen Aufenthalts wieder zu beſuchen; wenn der geliebte Dichter, deſſen Todestag uns heute verſammelt hat, unter uns wandeln; wenn ſein ſinnender Geiſt ungeſtört ſich der Betrachtung der veränderten Zeit widmen könnte — gewiß, er fände für die mannigfachen Leiden ſeiner Erdenlaufbahn reichen Erſatz im Anblick der Wirkungen, die ſich aus ſeiner Thätigkeit in immer weiteren Kreiſen entwickeln. Sein edles, großes Herz umfaßte die Menſchheit in all ihrem Seyn und Weben; mit beſonderer Wärme jedoch hat er immer da verweilt, wo er den Keim des Göttlichen, der in ihr ſchlummert, ſeine Hülle ſprengen ſah, wo er die Regungen erblickte, durch die unſer Geſchlecht, niederem Treiben entnommen, für geiſtige Vollendung reift. Da flammte ſein Geiſt in ſchönerer Gluth empor und riß die Gemüther der Zeitgenoſſen unwiderſtehlich mit ſich fort.

Darum hat Schiller ſo mächtig für die Sache der Menſchheit gewirkt; Deutſchland, Europa, der Erdkreis vielleicht, ſind in ſeiner Schuld, und es iſt billig, daß überall, wo Menſchen in jenem Sinn zuſammen treten, ſein Name mit genannt werde.

Auch dem jezt ſo fröhlich gedeihenden Leben des Geſanges iſt von dem Augenblick an, wo es in unſerem Land ſich rührte, an den Tagen ſeiner Gedächtnißfeier, an der Thätigkeit für ſein Denkmal ein ſegensreicher Halt geworden, ſo daß wir Schiller, den längſt verſtorbenen, als einen Mitgründer der ſchönen Feſte rühmen dürfen, die durch Liederluſt und buntwogende Fröhlichkeit goldene Fäden in das Gewebe des Daſeyns ſchlagen. Klein beginnt Alles, was einſt in Kraft und Fülle ſich entfalten, was über Zeiten und Länder ſegnend ſich ausbreiten ſoll. So auch iſt vor wenigen Jahrzehnten von den grünen, ſonnigen Bergen des Appenzeller Hirtenlandes, über den Bodenſee her, und über den jugendlich brauſenden Rhein, der Männergeſang nach Schwaben gekommen, hat hier, in andern Boden übergetragen, ſeine zweite geſegnetere Heimath gefunden, hat ſich von hier aus über alles deutſche Land verbreitet. Stadt und Dorf, Gebirg und Thal, Bürger und Bauern, Studenten, Geſellen und Kriegsleute haben ihre Geſangvereine; die ſchöne Kunſt wird ein weitverbreitetes Gut; was die Väter mühſam übten, das handhaben die Söhne wie einen leichten Beſitz; man wird es einſt nicht begreifen, nicht glauben, wie allgemein die ſchwere Kunſt in unſern Tagen geweſen iſt.

Vielleicht ſoll die Nachwelt von dieſer Pflanzung Früchte pflücken, an die noch wenige denken. Die Muſik hat ſich auf ihrem hohen Fluge verirrt, und droht, wie Dädals kühner Sohn, mit gebrochenem Flügel in's Meer zu ſtürzen. Aber Künſte gleichen dem ſagenhaften Vogel, der aus der eigenen Aſche ſchöner hervorgeht, und ſo ſcheint es, die deutſche Tonkunſt ſey in's volle Herz des Volkes, dem ſie zuerſt entſprang, zurückgekehrt, wolle ſich dort verjüngen und bald mit friſcher Kraft wieder in's Leben treten.

Wenn dieſe Wirkung, kaum erſt geahnt, noch im Schooße der Zukunft ſchlummert — einer andern, nicht minder großen, ſind wir bereits in Fülle theilhaftig. Wo die freie Liederkunſt ihren wandernden Thron aufſchlägt, da ſammelt ſich um die hohe, freundliche Geſtalt, um ihr reines, läuterndes Auge die geſellige Luſt, und durch Tage großartiger Vereinigung ſieht ſich das bürgerliche Leben geweckt, veredelt, befruchtet.

Wie vor Zeiten ſtolze Ritter zum Speerbrechen, in ſpätern Tagen muntere Bürger zum Armbruſt- oder Büchſenſchießen, ſo ſtrömen jezt, wenn der Sommer ſiegreich eingezogen iſt, ſanglustige Männer und Jünglinge von allen Seiten zur gaſtlichen Stadt, auf bunten Fahnen ſind die Wappenbilder wieder lebendig geworden, die in vergangenen Jahrhunderten die Männer der Gemeinde zum Streit führten; mit neuer Kraft feſſeln die alten Zeichen jezt wieder die Herzen, und ihre bunte Menge will uns mahnen, daß Eintracht ſtark macht, indem ſie die Einzelnen zur Schaar, die Schaaren zum Heere ſammelt. Wenn dann von Tauſenden in hohen Kirchenhallen einmüthig das fromme Lied ertönt, wenn unter Gottes rauſchenden Bäumen wetteifernd froher Geſang ſchallt; wenn Wiederſehen und Becherklang die Herzen aufſchließen; wenn die Nachbarlandſchaften, vordem in Gleichgültigkeit entfernt, nun brüderlich grüßend nahen und der faſt entſchlafenen Verwandtſchaft in Rührung wieder gedenken; wenn zwiſchen Hoch und Gering die Scheidewand fällt, wenn um fröhliche Menſchen in unzählbarer Menge der heiligen Ordnung Schranke, der Segen ächter Freiheit, unſichtbar waltet — da wächst ein Volk zuſammen, dem es auch in ernſten oder ſchlimmen Tagen an einem Halte nicht fehlen wird.

Und wen ſein Schickſal über die Grenzen des Vaterlandes hinausführt, er findet, wie ein deutſches Wahrzeichen, auch dort wieder den ſchönen Dienſt. Die Jünglinge, die wir zu Tauſenden in Frankreichs Städte, nach Englands Küſten, nach Italien und Ungarn entlaſſen, es begrüßt ſie deutſcher Geſang; und lockendem Sinnenruf, undankbarer, entnervender Geringſchätzung des heimiſchen Weſens widerſtehen ſie leichter, wenn das Vaterland an ihr Herz durch die wohlbekannten Geſänge ſpricht.

Ja, ganze Stämme von deutſcher Zunge, dem Mutterlande lang entfremdet, werden ſich auf dieſem Wege des früheren Bundes wieder bewußt; der Schweizer geſellt ſich zum Schwaben, von dem ihn lange bitterer Haß geſchieden hat; der deutſche Belgier empfängt vom Deutſchen des Niederrheins die ſchönen Geſänge, und wie durch einen Zauber bedecken Hunderte von Sanggenoſſenſchaften das altberühmte Flandern; jenſeits der Elbe hat ein dankbarer Boden binnen weniger Jahre deutſche Liedertafeln von einem Ende der Herzogthümer zum andern in Menge geboren und an ihnen kraftvolle Bundesgenoſſen gefunden wider die Eroberungsgedanken der Dänen; im ſcandinaviſchen Norden vereinen die Söhne der Hochſchulen ihre Stimmen nach deutſcher Weiſe zum begeiſterten Geſang; Englands verwandte Herzen werden durch deutſche Chöre mächtig ergriffen und ſehen in dieſen Herolden ſittlicher Wiedergeburt einen Dank für die Lehre Jeſu, die unſerem Vaterland vor mehr denn tauſend Jahren einſt durch Glaubensboten der brittiſchen Eilande gebracht worden iſt.

So bewährt ſich hier wieder eines von den großen Worten unſeres Dichters: hoher Sinn liegt auch hier im ſcheinbar leichten Spiel, und froher, ſiegreicher ſchalle bei dieſem Gedanken, überall wo Deutſche wohnen, des Geſanges Macht.

Ueber Verhältniſſe und Zuſtände der antiken Frauen.

(Fortſetzung.)

Die Ehen im altrömiſchen Sinne, wo Mann und Weib einander Gehülfen auf's Leben, Muſter und Beiſpiel für ihre Kinder, Stützen des Gemeinwohls zu ſeyn beſtrebt geweſen, waren längſt aus der Mode, oder gehörten doch zu den ungewöhnlichen Dingen, wo man die Leute beachſelzuckt, als wollten ſie etwas Apartes vorſtellen und dünkten ſich etwas Beſſeres als ihre Zeitgenoſſen. Kinder, der Ehe holdeſter Segen, galten als eine Bürde; weder Vater noch Mutter fühlten ſich durch dieſen ſüßen Namen beglückt; bei weitem die meiſten Verbindungen wurden aus Convenienz geſchloſſen und die wechſelſeitige Loſung war, wie Juvenal wörtlich anführt, „du magſt thun, was dir gefällt, und ich thue, was mir gefällt.“ Was Wunder alſo, wenn Männer, welche gewiſſenhafte Begriffe von einem Hausſtande hatten, es vorzogen, unvermählt zu bleiben! Bei mäßigem Beſitze, wer hätte die Ausgaben erſchwingen mögen, die eine ſtandesmäßig zu unterhaltende Gattin erforderte!

Es gehört zu dem großen Unsegen der allmählig absterbenden antiken Welt und erregt die wehmüthigsten Empfindungen, wenn wir die edelsten Männer jener Zeiten, die hohen Seelen, deren glänzende Schöpfungen im Reiche des Gedankens und der Kunst durch alle Zeitalter strahlen, des reizendsten Besitzes, dessen ein Menschengemüth sich erfreuen kann, entbehren sehen. Horaz, Virgil, Lucrez, Catull, Tibull, Properz, so viele der edelsten und reichbegabtesten Geister gingen einsam durch's Leben, und die Gluth jener zärtlichen Gefühle, von der ihre genialischen Lieder zeugen, verflackerte in unwürdigen Flammen, weil es Männern, die, wie sie, sich nur eines sehr bescheidenen Glückloses zu erfreuen hatten, unmöglich gewesen wäre, den Ansprüchen einer Gattin zu genügen, die in den hohen Kreisen, wo sie sich bewegten, selbst hätte erscheinen sollen. Leider konnte auch das Schicksal jenes großen und wahrhaften Musenfreundes, dessen Namen sie um die Wette unsterblich gemacht haben, des Mäcenas, für sie nichts Aufmunterndes haben. Dieser als Staatsmann und Diplomat seinen Ruhm im vollkommensten Sinne verdienende Mann, der an ächter Liberalität der Gesinnung seine modernen Collegen vergebens herausfordert, war als Gatte sehr unglücklich. Jene reizende Terentia, deren strahlende Augen, deren zierlich im Tanz hinschwebenden Fuß, deren herrliches Haar und blendenden Nacken, als sie des Mäcenas Braut war, Horaz mit so eifriger Beglückwünschung des erhabenen Freundes besungen hat, machte ihren Gemahl durch nur zu gegründete Eifersucht zum Kummervollsten der Sterblichen, und nicht wenig mußte es den Giftpfeil dieser Schmerzen schärfen, daß der Urheber dieses häuslichen Verdrusses derjenige war, der aus des Mäcenas Händen das Scepter der Welt empfangen, Cäsar Octavianus, der auf diese Weise der treuesten Hingebung lohnte.

Das tägliche Leben einer vornehmen römischen Dame aus den Zeiten der Ueppigkeit und der versunkenen Sitten hat der verstorbene Böttiger in einer besondern Schrift geschildert: Sabina, oder Morgenscenen im Putzzimmer einer reichen Römerin. Dieses Buch ist schwerlich vielen Leserinnen bekannt; auch wüßte ich in der That nicht, ob ich ihnen diese Lektüre anrathen sollte, wenn schon sie dem weiblichen Publikum ausdrücklich zugedacht ist. Denn außerdem, daß Böttiger mit kleinlicher Schaustellung mancher ungehörigen Gelehrsamkeit das wahrhaft Lehrreiche vom Gleichgültigen und Abstrusen nicht zu sondern weiß, leidet seine Darstellungsweise an einer faden Süßlichkeit und frostigen Schöngeisterei, daß es einem edlen Geschmacke nicht zu verdenken wäre, wenn er durch den breiten Schwall dieser Erörterungen sich durchzuarbeiten einige Scheu trüge. Indeß ist es auch keine anziehende Aufgabe, Bekanntes und gedruckt Vorliegendes zu wiederholen. Wir würden uns daher lieber frischweg entschließen, aus authentischeren Quellen, d. i. den antiken Schriftstellern selbst, einen solchen Tag, d. h. den geschäftigen Müssiggang wollüstiger Verzärtelung und launenhafter Bizarrerie, in den wesentlichsten Punkten selbst zu schildern, wenn nicht dabei auch einzelnes Bedenkliche zu berühren wäre. Wollten wir z. B. dem kaustischen Sittenmaler Juvenalis folgen, so müßten die heutigen Schönen vor dem Bilde ihrer antiken Schwestern einen Schauder des Entsetzens empfinden. Indeß hilft es dennoch diesen von besagtem Dichter so schrecklich dargestellten Damen wenig, daß wir wissen, wie bitter Juvenalis das Geschlecht selber haßt. Die Geschichtschreiber sind unglücklicherweise nicht minder reich an verurtheilenden und die Natur brandmarkenden Zügen. Wir haben es aber hier nicht mit den Lastern der Einzelnen, sondern mit den Gewöhnungen Aller zu thun.

Der Haupttheil des Tages, eine gute Reihe von Morgenstunden, war der Toilette gewidmet. Auf Schönheitsmittel, besonders zu Bewahrung eines reinen und weißen Teints, hielt die römische Frauenwelt unglaublich viel. Zu diesem Behufe legte man während der Nacht einen Teig aus Reismehl und Eselsmilch auf, welchen beständig bei der Hand zu haben, so wie, um in der die Haut herrlich conservirenden Eselsmilch fleißig baden zu können, die schöne Kaiserin Poppäa, Neros Gemahlin, fünfhundert säugende Eselinnen überall mit sich umherführte. Diese natürlich manchen Zwang und bloß der Eitelkeit leicht werdende Unbequemlichkeiten mit sich führenden Aufschläge wurden nachher mit wohlriechenden Wassern abgewaschen. Unter diesen liebte man vorzugsweise das aus der indischen Narde, einer gewürzhaften Sorte von Valeriana, deren Blätter und Wurzel ein aromatisches Oel gaben. Das Pfund rohe Nardenblätter kostete zwanzig Thaler, woraus man auf die Kostspieligkeit eines solchen Waschwassers schließen kann. Unser Eau de Lavande, aus der unächten oder Spikenarde bereitet, ist ein jenem antiken verwandtes, aber, wie es scheint, nicht gleichkommendes Arom. — Für die Anlegung jedes einzelnen Kleidungsstücks, für jeden Schmuck, jede Handreichung, jeden kleinen Dienst, z. B. das Putzen der Nägel an Händen und Füßen, war eine besondere Sklavin angestellt, deren Namen meist schon auf ihre Verrichtung sich bezog. Am wichtigsten erschienen die Leistungen der Haarschmückerinnen, und es ist bekannt, daß die geschmackvollen Frisuren, welche in der heutigen Damenwelt seit Beseitigung des verunstaltenden Puders der Reihe nach Mode geworden, insgesammt dem eben so mannigfaltigen als reizend zu Gesicht stehenden Haarputze an den antiken Bildwerken und namentlich den Portraitstatuen der römischen Kaiserinnen entlehnt sind.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Basel, April.

(Fortsetzung.)

Neuerungen.

Daß durch eine innigere Berührung mit der übrigen Welt manches hier Bestehende sich verändern wird, das ist freilich mehr als nur wahrscheinlich. Allein wenn ganz Europa in einer Sittenverwandlung begriffen ist, wenn die gesammten Völker unseres Welttheils auf dem Wege sind, eine neue Gestalt zu gewinnen, sich immer inniger unter einander zu verbinden und sich ähnlicher zu werden, so wird Basel nicht mehr hoffen dürfen, einzig und allein eine Ausnahme von der Regel machen und den unwiderstehlichen Zeiteinflüssen sich entziehen zu können, selbst in dem Falle nicht, wenn es sich der Eisenbahnen erwehren könnte. Und wenn auch die alten Formen vieles Vortreffliche haben, wenn die Beweggründe derer, welche um die Fortdauer derselben Besorgnisse hegen, Achtung und Anerkennung verdienen, so haftet an jenen doch Vieles, was sich überlebt hat, und daher nicht verdient, länger fortzubestehen. Reichen doch viele der heutigen Sitten nicht sehr tief in die vergangenen Jahrhunderte hinein und sind also durch hohes Alter eben noch nicht außerordentlich ehrwürdig geworden; denn das heutige Basel gleicht selbst dem des vorigen Säculums nur wenig mehr.

Der vor wenigen Jahren unternommene Bau eines Spitals ist nun auch gänzlich vollendet, und es hat derselbe einen so großartigen Charakter erhalten, daß Basel alle Ursache hat, auf diese neue Schöpfung stolz zu seyn, sowohl in Beziehung auf Ausdehnung und Architektur, als Vortrefflichkeit der innern Einrichtung. Dieses Krankenhaus ist im eigentlichen Sinne des Wortes ein Palast, und es dürfte wenige Städte von der Größe Basels geben, welche sich des Besitzes einer ähnlichen Anstalt zu rühmen hätten. Damit aber ein so schönes und gemeinnütziges Unternehmen zu Stande gebracht werden konnte, reichten die von der Vorzeit ererbten Besitzthümer nicht hin; es mußte zu diesem Behufe die Freigebigkeit des jezt lebenden Geschlechtes in Anspruch genommen werden, und dasselbe hat in der That auch den ihm gestellten Forderungen Genüge geleistet. Alle Klassen der Stadt steuerten reichlich zu dem wohlthätigen Werke bei, und auf dem Verzeichnisse der Unterschriften finden wir einzelne Beiträge von 10,000, 15,000 bis 20,000 Gulden. Was auch die Fehler der Basler seyn mögen: wo es sich um thatsächliche Förderung wohlthätiger Zwecke handelt, da bleiben sie nicht zurück und geben der übrigen Welt ein nachahmungswürdiges Beispiel.

Basels Hochschule besizt eine ziemlich reiche Bibliothek, eine hübsche Anzahl Holbeinscher und anderer älterer Gemälde, nebst sonstigen Kunstschäzen; auch sind ihre naturhistorischen Sammlungen nicht ohne Bedeutung und in einem ziemlich raschen Wachsthum begriffen. Es sind aber die Oertlichkeiten, in welchen diese Gegenstände aufbewahrt werden, theils unpassend, theils zu klein geworden, und es hat sich schon längst das Bedürfniß nach erweiterten Räumen fühlbar gemacht. Vieles, was anderwärts von Staatswegen geschieht, das muß in Gemeinwesen, wie das Baslerische ist, durch Privatmittel und die Freigebigkeit Einzelner erzielt werden. So traten denn auch dießmal einige hundert Bürger zusammen und erboten sich zu einem freiwilligen Beitrag von 70,000 Schweizer Franken, falls die Behörden für den Bau eines den gegenwärtigen Bedürfnissen entsprechenden Museums sorgen würden. Das schöne Anerbieten wurde angenommen, der große Rath sezte 250,000 Franken für die Aufführung eines solchen Gebäudes aus, und schon wird an dem Bau des neuen Tempels der Kunst und Wissenschaft so thätig gearbeitet, daß voraussichtlich derselbe bereits im Jahre 1846 vollendet seyn wird. Ein ehemaliges, in der Nähe des Münsters gelegenes und seit der Reformation von der Universität besessenes Augustinerkloster, ein Gebäude, das einen bedeutenden Flächenraum einnimmt und dessen architektonische Beschaffenheit sein Verschwinden keineswegs bedauern läßt, ist niedergerissen worden, um das „neue Baslerische Museum" an dessen Stelle aufzuführen.

Bei dem beträchtlichen Handel und bei den täglich sich erweiternden Verkehrsverhältnissen unserer Stadt darf man sich nicht wundern, daß die bisherigen, diesen Interessen dienenden, öffentlichen Anstalten dem Bedürfnisse auch nicht mehr genügen. Es wird daher jezt ein sogenanntes Kaufhaus in der Mitte der Stadt gebaut, und die alte Barfüßerkirche zu öffentlichen Waarenniederlagen eingerichtet. Eben so ist beschlossen, ein neues Postgebäude aufzuführen, was Basel wohl thun kann, da ihm diese Anstalt mehr einbringt, als z. B. dem Königreich Württemberg alle seine Posten zusammengenommen. — Vor einiger Zeit hat sich eine Art von Aktiengesellschaft gebildet, die mit dem Gedanken umgeht, den Verkehr der großen Stadt mit Kleinbasel, der bekanntlich nur durch eine einzige Brücke vermittelt wird, zu erleichtern vermittelst einer die beiden Stromufer verbindenden Drahtbrücke. Ob der zwar löbliche, aber kostspielige Plan zur Ausführung kommen wird, steht noch dahin.

Wie nun Staat und Stadt, die bei uns noch sehr verschiedene Dinge sind, an allen Enden und Orten bauen und erneuern, so auch die Privaten. In noch nicht lange vergangenen Zeiten begnügten sich selbst reiche Familien mit sehr bescheidenen Wohnungen, und Leute, die Hunderttausende besaßen, behalfen sich mit alterthümlichen und nicht selten unbequemen Häusern. Ganz anders jezt; auf einmal genügt das nicht mehr, was so lange für trefflich gegolten, und wer nur immer kann, läßt Veränderungen im Hause vornehmen, Erweiterungen darin anbringen, oder gar neue Wohnungen bauen, wobei es nicht nur auf Bequemlichkeit und Zweckmäßigkeit, sondern auch auf Eleganz und nicht selten sogar auf Glanz abgesehen ist. Unter den manchen schönern Privathäusern, welche in den lezten Jahren gebaut wurden, befindet sich eines, das einem Palaste gleicht und durch seine Architektur so ausgezeichnet ist, daß es selbst der größten Stadt zur Zierde gereichen würde. Es versteht sich von selbst, daß die innere Ausstattung dem Aeußern der Häuser entsprechen muß. Möbeln aus den schönsten Hölzern und von den geschicktesten Meistern gearbeitet zieren jezt die Zimmer vieler unserer Reichen; die bescheidenen Vorhänge aus Musselin werden ersezt durch seidene aus den schwersten Stoffen. In sehr vielen Häusern sind die Boden der Zimmer durchaus mit den weichsten und kostbarsten Teppichen bedeckt, was vor wenigen Jahren noch eine Ausnahme von der Regel war. Ja man fängt sogar an, das Beispiel Englands und Nordamerikas nachzuahmen und die Treppen selbst mit Teppichen zu belegen. Daß Tafelgeschirr, Tafelgedeck, Equipagen und was dergleichen Zubehörden eines reichen Hauses mehr sind, immer kostbarer, luxuriöser und glänzender werden, bedarf nicht ausdrücklicher Erwähnung.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 40.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 119.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 17. Mai 1844.

What, will you walk with me about the town?
Shakespeare.

Ein Winter in Berlin.

Geſchildert in Briefen an eine Dame von A. v. Sternberg.

Erſter Brief.

Allgemeiner Eindruck.

Es ſind nicht volle dreizehn Jahr, liebe Lucie, ſeit wir zuſammen zum erſtenmal Deutſchlands Boden betraten. Mit wie großer Freude begrüßten wir dieſen Boden! aber wollen wir's nur geſtehen, vor Allem, weil es der feſte Boden der ſichern Erde war; denn dreißig unerträgliche Tage hatte auf verhaßtem Schiff das Meer uns geſchaukelt. Dreißig Tage! Von einer Seeſtadt zur andern waren wir geſchickt worden und keine hatte es gewagt, die armen Peſtverdächtigen, die zum erſtenmal offenkundig das entſetzliche Wort „Cholera morbus“ als ſchwarzes Schiffszeichen aufgepflanzt hatten, bei ſich aufzunehmen. Was half es uns, daß wir froh und geſund waren, daß wir wiederholt verſicherten, keinen Kranken an Bord zu haben? was half es uns, daß wir auf der Höhe von Copenhagen im Angeſicht der furchtſamen däniſchen Schiffe, die uns durch ihre Fernröhren beobachteten, Menuet tanzten und die bunten Lampen allnächtlich zu einem phantaſtiſchen Balle auf dem Verdeck ſchimmern ließen? Man glaubte uns unſere Luſtigkeit nicht, man war überzeugt, daß wir als halbe Leichen wahnſinnige Sprünge machten; man war ſicher, daß alles, was nicht tanzte, im untern Raume todt ausgeſtreckt lag. Wie grauſenhaft, wenn dieß wirklich der Fall geweſen wäre!

Erinnern Sie ſich noch des jungen ſchwediſchen Marineoffiziers, der mit Zittern und Beben an den Wänden unſeres Schiffes heraufkletterte, um die Inſpektion, die ihm anbefohlen, zu unternehmen? wie er ſeine hellen blauen Augen mit einem Ausdruck, wie kein Kanonenfieber der Welt ihn je einem Soldaten eingeprägt, auf die Gruppen der ſchönen Frauen richtete, wie er ſo viel Anmuth und ſo viele Reize anſtarrte, wie man Peſtbeulen anſtarrt? Wie wäre er vor einem Händedruck oder gar einem Kuſſe zurückgeſchaudert! Wahrlich, es war neu, ſo viel erklärte Schönheiten der Kaiſerſtadt einem jungen Manne von zwanzig Jahren Entſetzen einflößen zu ſehen! Wie glücklich war er, als er die ſchönen Geſpenſter im Rücken hatte, als er das Schiff mit dieſen Vampyren verlaſſen durfte! — Keine Gewalt der Erde hätte ihn zum zweitenmal in den Strudel der Gefahr geriſſen. Er brachte ſeine rothen Wangen und ſeinen geſunden Kuß, glücklich gerettet, ſeiner ängſtlich harrenden Braut heim.

Und dann die ſchönen Mondſcheinnächte, Lucie! Klingen Ihnen nicht noch die Lieder in der Seele nach,

die jener bärtige alte Lübecker Matrose, der wie ein in eine Theerjacke versteckter Neptun aussah, in der Meeresstille uns vorsang, wenn unser Schiff einsam durch die Nacht hinrauschte? Das alte heilige Meer, das Gebiet der Wunder, lag von Mondstrahlen geküßt in erhabener Ruhe vor uns. Wie schön! Oft hatte ich's versucht, Ihnen in den Salons von Petersburg Mährchen zu erzählen; doch weder Sie verstanden zu hören, noch ich zu erzählen. Als wir aber Beide, auf die Brüstung des Schiffs gelehnt, hinunter schauten in die bewegliche Tiefe, da waren Sie es, nach langer Zeit zum erstenmal wieder, die mich aufforderte, ein Mährchen zu erzählen. Es fiel besser aus als damals, denn der Gott der Wunder war sichtbarlich in unserer Nähe. Einige dieser Mährchen habe ich nachmals dem Druck übergeben und sie haben sich Freunde erworben.

Dreizehn Jahr sind über diese heitern und erschreckenden Gebilde hingerauscht. Wer denkt ihrer jezt noch? Unsere Geschicke brachten uns weit von einander. Sie sind in's Vaterland heimgekehrt und ernste Pflichten, doch durch die Süßigkeit so manches Glücks verschönt, halten Sie dort fest; ich habe mich der großen Masse und den weithin verzweigten Richtungen deutscher Intelligenz und deutschen Schriftthums eng angeschlossen, keine andere Mission dadurch erstrebend als die, wiederum neu zu beweisen, wie Livland Deutschland immerdar als dem Mutterland seiner Bildung und Gesittung tributpflichtig verbleibe.

Wie wir damals Berlin zum erstenmal sahen, erschien es uns, von den kolossalen Dimensionen der eben verlassenen nordischen Stadt verwöhnt, wie eine Vorstadt Petersburgs. Wieder Säulendächer, wieder breite und geradlinigte Straßen, wieder Soldatenhäuser! aber alles kleiner, enger, geringer, als wie wir's noch frisch im Gedächtniß hatten. Erst nach und nach merkten wir, daß der Boden andere Gewächse erzeuge. Wir gewahrten an den Massen der Architektur jene feinen Skulpturarbeiten, jene Details, die bekunden, daß ein Künstler seine Liebe und seine Ehrfurcht für seine Zeit darin niedergelegt, und diese Dokumente einer sich selbst achtenden und sich selbst verstehenden Kunst sind allemal die Unterscheidungszeichen zwischen einer von der Intelligenz und einer von der Macht emporgerufenen Kultur. Petersburg besizt großartige Kunstwerke, aber es besizt sie wie ein reicher Mann dergleichen besizt, nicht wie Sammler und Liebhaber sie sich erwerben. Es kostet Petersburg nichts, Säulen zu errichten, die bis in die Wolken ragen, Triumphbögen zu bauen, die sich über ganze kleine Städte wölben; aber es würde ihm schwer, ja unmöglich fallen, nur ein einziges Haus für das Auge des Kenners mit gefühltem und bewußtem Kunstgeschmack zu bauen. Dazu gehört, daß nicht ein Einzelner, sondern die Menge lange, lange Jahre hindurch schön und richtig zu sehen, zu bauen gelernt habe. Ohne diese historische Schule im großen Sinn werden die schönsten Kunstformen immerdar, wie von der architektonischen Zunge undeutlich gelallte Worte, dem Volke unverständlich klingen. Es wird sie nur halb verstehen und falsch wiedergeben.

Berlin ist übrigens noch weit entfernt, eine vollkommen sich selbst verstehende Stadt zu seyn; auch hier ist vieles fremd, kalt und zerrissen, und lange noch nicht in der Einheit, wie jene mittelalterlichen Städte, die von der gefärbten Glasscheibe an bis zum prachtvollen Doppelthurm des Münsters hinauf wie von einem Menschen in einer glücklichen Stunde geschaffen scheinen; Alles zusammenhängend, Eines auf das Andere hinweisend, alles verständlich und zusammenpassend. Indessen hat Berlin den Charakter des modernen Lebens wie keine andere deutsche Stadt herausgebildet. Dieses moderne Leben hat sich, meiner Ansicht nach, vor allen Reminiscenzen aus dem Mittelalter zu bewahren; es darf eher mit dem alten Griechenland buhlen als mit dem sechzehnten Jahrhundert. Die offene freie Bauart der öffentlichen Gebäude, die klare, helle Stellung der Plätze und Straßen, das in Raum und Wesen Weite und Bequeme, was unsere Zeit verlangt, ist jenem aus ganz besonderen Gesetzen der staatlichen und socialen Institutionen hervorgegangenen Bauwesen des Mittelalters durchaus entgegengesezt. Durch des talentvollen Schinkels mehrjährige Wirksamkeit hat Berlin eine Menge Bauwerke erhalten, die nach griechischem Muster, nur gering nach den jedesmaligen Bedürfnissen modifizirt, aufgeführt sind. Man kann nicht sagen, daß dieß unpassend wäre. Herders Ausspruch, daß Säulen in einem Lande, wo Schnee fällt, nicht stehen dürften, kann nach der erfolgten Einbürgerung der fremden Form nicht mehr gelten. Der erste griechische Tempel im Lande der Hyperboräer mag allerdings einen seltsamen Anblick gegeben haben. Aber nur durch verständiges Maßhalten ist hierin Gutes zu leisten. Das Museum, so zierlich und leicht es dasteht, ist doch zu griechisch frivol gedacht, besonders wenn man den Blick auf das imposante, in seinen Linien so feste und in seinen Massen so zusammenhaltende Schloß zurückwendet, das der für Berlins Architektur unvergeßliche Schlüter gebaut hat. Hier scheint das Moderne das nöthige Zugeständniß, aber auch die nicht minder nöthige Grenze gefunden zu haben. Es darf nicht in das Modische, Launenhafte ausarten. Die Säulendächer Schinkels mahnen an die Aspasientoiletten und Titusköpfe in den Befreiungskriegen; auch hier war das nothwendig Moderne in das eitel Modische hinübergespielt worden.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Verhältnisse und Zustände der antiken Frauen.

(Fortsetzung.)

Während die geschickten Hände zweier Kammermädchen rechts und links zu gleicher Zeit die Locken der Donna (denn so nannte man schon damals die Gebieterin schlechtweg) ringelten und zurecht legten, eine dritte ihr den metallenen Spiegel vorhielt, und eine vierte, gewöhnlich ältere, als Geschmacksrichterin zusah, glühten im Vorzimmer einige männliche Bedienten die Brenneisen und trugen sie ab und zu; schön gekleidete Pagen brachten das Frühstück, frische Feigen und ein Glas süßen griechischen Weines; die Garderobemeister hielten die schön geplätteten und in der Falbel zierlich gefältelten Gewänder bereit. Unterdeß kamen schon früher fertig gewordene oder minder vornehme Freundinnen zum Besuch, besprachen die neuesten Moden, bewunderten schöne Stickereien oder kostbare Stoffe und berichteten die Stadtneuigkeiten. Der Haushofmeister, die Aufseherin der Mägde holten die Befehle des Tages ein; nur bei Personen, die sich über das auch jezt noch geltende Decorum hinwegsezten, hatten männliche Gesellschafter auch zur Toilette Zutritt.

Es bekam der Dienerschaft sehr übel, wenn die Herrin nicht gut geschlafen hatte oder in übler Laune aufgestanden war. Sie ergriff den geringsten Anlaß, um ihre Untergebenen das büßen zu lassen, was ihr im Kopfe lag, und es widerstritt ihrem Zartgefühle nicht, die härtesten Züchtigungen an Männern oder Weibern vor ihren Augen vollziehen zu lassen. „An's Kreuz mit diesem Schlingel!" läßt Juvenal eine zornige Römerin ausrufen. — „Was hat er verbrochen?" erwidert der Gemahl; „wo ist da Urthel und Recht? Besinne dich; wo es ein Menschenleben gilt, hat man immer noch Zeit genug, zu verdammen." — „Pinsel," ruft die Frau, „ist denn der Sklave ein Mensch? Gut, er mag unschuldig seyn; aber ich will es haben, ich befehle es, mein Wille soll als Grund gelten!" Der menschliche Solon in Athen hatte den Sklaven Recht und Gericht gegen harte Herren verliehen; kein Sklave durfte dort ohne Richterspruch vom Leben zum Tode gebracht werden; ein Herr, über den sich der Sklave beharrlich zu beschweren hatte, war genöthigt, denselben zu verkaufen. Nichts von alle dem schüzte einen solchen Unglücklichen in Rom. Selbst beklagen durfte er sich bei Niemanden über seinen Herrn. Erst Augustus gestattete den Sklaven, bei dem Stadtpräfekten gegen ungerechte Behandlung Vorstellungen machen zu dürfen, Claudius beschränkte das eigenmächtige Strafrecht der Besitzer, und Hadrianus hob die Befugniß auf, dieselben ohne Urthel und Recht hinrichten zu lassen. Von diesem Kaiser lesen wir auch zuerst, daß er eine grausame Gebieterin, weil sie ihre Dienstmädchen wegen jeder Kleinigkeit barbarisch mißhandelte, auf fünf Jahre außerhalb Rom verwies.

Ein blutdürstiges Raffinement war es, daß die Zofen, welche die Gebieterin puzten, Brust, Schultern und Arme bloß tragen mußten, um sogleich für etwaige Versehen die eine Viertelelle langen, starken, goldenen Schmuck- und Haarnadeln in's Fleisch empfangen zu können. — Die Römerinnen waren wunderlich versessen, blonde Haare zu haben, da diese Farbe selten und braun oder schwarz die ihnen gewöhnliche war. Sie versuchten daher mit einer aus Frankreich herkommenden, aus Bärentalg und Holzasche bereiteten Seife dieselben zu färben; allein da man diese Seife auch mit gefährlichen Ingredienzen versezte, so fielen oft die Haare aus, und dann nahm man seine Zuflucht zu blonden Perrücken, behufs deren ganze Ladungen gelber Haare von den deutschen Mädchen am Rhein eingehandelt wurden. Schon der alte Censor Cato hält sich über diese Nachäfferei seiner Landsmännninnen auf. Ovid beklagt eine schöne Freundin, die sich durch solche Kunstmittel um ihre reizenden dunkeln Haare gebracht hat und nun den erborgten Schmuck irgend einer Sigambrin tragen muß. Da preist er denn alle die lieblichen Eigenschaften, die das frühere natürliche Haar gehabt hatte, und unter andern, es sey so sanft und fügsam gewesen, daß es nie unter einer Nadel gebrochen, nie von dem Zahne eines Kammes gerauft worden, und der Leib der Putzjungfer immer sicher dabei gewesen sey. Martial dagegen schilt eine blutdürstigt Schöne, welche ihrem Kammermädchen für eine einzige nicht recht fest gesteckte Locke den Kopf mit dem metallenen Spiegel so zerschlagen, daß dieselbe ohnmächtig hingestürzt, in folgendem Epigramm:

„Bloß Ein Ringelchen nahm im geordneten Schopfe mit etwas
Loserer Nadel gesteckt minder gefällig sich aus:
Lalage straft mit dem Spiegel, der ihr sie gezeiget, die Unthat,
Und mit zerzaustem Haar sinket Plecusa dahin.
Höre doch Lalage auf, die entsezlichen Haare zu schmücken,
Und kein Mädchen hinfort rühre dein rasendes Haupt.
Laß Salamander es kahl, laß grausame Messer es scheren,
Auf daß künftig das Bild würdig dem Spiegel entspricht."

Es ist hiebei zu bemerken, daß man glaubte, wenn man Jemanden das Haupt mit dem Safte eines Salamanders bestreiche, müßten davon die Haare ausgehen. Begreiflich ist übrigens, daß auch zuweilen Eifersucht auf die größere Schönheit einer vor ihr stehenden Sklavin die stolzen Herrscherinnen zu Barbareien reizte. „Was kann die Zofe dafür," fragt wenigstens der boshafte Juvenal eine gleich zur Peitsche greifende Gebieterin, „wenn dir deine Nase nicht hübsch genug ist?"

Schöne Juwelen und Pretiosen gehörten ganz vorzüglich zum Schmuck einer römischen Dame; selbst gemeine Bürgersfrauen, ja Freigelassene trugen werthvolle Perlen im Ohr, und man war so sehr gewöhnt, kostbare Zierrathen als einen Beweis vornehmer Geburt oder hoher Stellung anzusehen, daß der Naturforscher Plinius sagt, eine schöne Perle sey für eine Frau, was der sogenannte Liktor, d. h. der bewaffnete Herrendiener, welcher vor den Magistraten herging, für diese Beamten sey; das Volk weiche einer solchen aus freiem Antriebe ehrerbietig aus. Sogar die Schuhe, welche bei den anständigen Damen nicht jene bekannten mit Riemen über den Fuß geschnürten Sandalen (die Tracht der Libertinen), sondern den heutigen Damenschuhen gleich und in der Regel von weißem Glanzleder waren, wurden mit Perlen gestickt; deßgleichen die Garnirungen der Kleider. Ueppige Libertinen trugen an allen Theilen ihres Anzugs, wie an allen bloß bleibenden Stellen der Glieder, Perlen.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Basel, April.

(Schluß.)

Luxus.

Vor zehn oder zwölf Jahren sah man hier noch keine Bedienten in Livree; man meinte wohl, diese Sitte stehe mit republikanischer Einfachheit im Widerspruche; heute ist dieselbe allgemein geworden und namentlich die Kutscher können, was reiche Bekleidung betrifft, recht wohl eine Vergleichung mit fürstlichen Wagen- und Pferdelenkern aushalten. Diese Vermehrung des Luxus, diese Hinneigung zur Prachtliebe macht sich indessen mehr unter dem jüngern Geschlecht bemerklich und wird daher auch von den Aeltern vielfältig getadelt und als eine sehr unerfreuliche Erscheinung in der Sittengeschichte Basels bezeichnet. Wenn auch nicht in Abrede gestellt werden kann, daß bei uns jezt etwas zu viel Luxus getrieben, ein zu bedeutender Aufwand gemacht wird und der heutige Prunk in der Lebensweise Mancher sehr stark absticht gegen die Einfachheit und bürgerliche Bescheidenheit einer unlängst vergangenen Zeit, so darf man doch behaupten, daß der Grundsaz: nicht mehr auszugeben, als man einnimmt, nicht glänzender zu leben, als es die Verhältnisse gestatten, immer noch bei uns befolgt wird. Im Vergleich zu andern Städten hat Basel bisher viel eher unter seinen Mitteln, als über denselben gelebt; es hat sich durchschnittlich manche Genüsse und Ausgaben versagt, die man sich anderwärts erlaubte, wo die Sparsamkeit und Einfachheit eher am Orte gewesen wäre, als in unserer Stadt. Man denke in dieser Beziehung nur an manche kleine Residenzen und wie dort der Luxus zu den Mitteln derer, die sich denselben gestatten, in so unheilbringendem Mißverhältniß steht. Sicher darf man annehmen, daß derjenige, welcher bei uns großen Aufwand macht und luxurirt, finanziell wenigstens dazu vollkommen berechtigt ist. Wenn nun auch mancher Reiche, statt wie früher die Hälfte seiner Einkünfte zurückzulegen, jezt vielleicht nur ein Drittheil aufspart, so wird eine solche verminderte Sparsamkeit in einer Anzahl von Jahren allerdings auf den Bestand seines Vermögens einen wahrnehmbaren Einfluß ausüben; allein immer bleibt sein Wohlstand unerschüttert. Freilich, wenn es sich um eine möglichst rationelle, das heißt wahrhaft nüzliche Verwendung des überflüssigen Geldes handelt, so dürfte ein Theil desselben wohl bei uns anders, als geschieht, ausgegeben werden. Allein wo in der Welt wird vom Reichthum und Ueberfluß durchschnittlich derjenige Gebrauch gemacht, welchen die Grundsäze der Vernunft und der Humanität vorschreiben? Den der menschlichen Natur anhaftenden Egoismus wird kein Moral- und Socialsystem zu entfernen im Stande seyn, und wenn es Reiche gibt, die den Ueberfluß ihrer Glücksgüter mehr für Andere als für sich selbst, mehr für allgemeine als für Privatzwecke gebrauchen, so sind solche Beispiele immer nur Ausnahmen. Meinem Dafürhalten nach ist der Frieden, den unser Welttheil nun seit dreißig Jahren ununterbrochen zu genießen das Glück hat, eine der ersten Ursachen des jezt so allgemein gewordenen Bestrebens, die Summe sinnlicher Genüsse möglichst zu steigern, üppig und nach Außen glänzend zu leben; nicht nur deßhalb, weil die lange Dauer des Friedens den Wohlstand mehrte, die Reichthümer häufte und hiemit die Mittel zum Genuß und Luxus bot, sondern auch und hauptsächlich, weil die Abwesenheit großartiger, in das Völkerleben tief eingreifender, ganze Länder erschütternder und die eigene Heimath nahe berührender Ereigniße den Menschen Zeit läßt, sich mit ihrem eigenen Selbst und ihren besondern Angelegenheiten zu beschäftigen. Der Mensch will fortwährend auf diese oder jene Weise genießen, in dieser oder jener Art erregt seyn, und Inhaltslosigkeit seines Lebens ist ihm unerträglich; den Stoff zur Befriedigung dieser Bedürfnisse nimmt er aber in der Regel von Außen her. Gewähren ihm die Zeitereignisse kein Interesse und erhalten dieselben seinen Geist nicht in einer gewissen Spannung und Aufregung, so will er diesem Mangel dadurch abhelfen, daß er es sich in dieser Welt behaglich zu machen, seine materiellen Genüsse zu steigern, ein möglichst bequemes und glänzendes Leben zu führen und durch dergleichen Aeußerlichkeiten sich auch Ansehen und Geltung in der Gesellschaft zu verschaffen sucht. So ist der Luxus nur ein Lückenbüßer für etwas Höheres: er soll dem Leben denjenigen Reiz und Inhalt geben, welchen es aus ganz andern Quellen zu schöpfen hätte; er soll als Ersazmittel dienen für etwas, das einer andern als der materiellen Ordnung der Dinge angehört. Diese allgemeine Ursache ist es nun, welche sich auch in Basel wirksam erweist und der wir das fortwährende Wachsen des Luxus zum großen Theil zuschreiben müssen. So weit ist es jedoch, dem Himmel sey es gedankt, mit der Vornehmheit und dem Luxus in Basel noch nicht gekommen, wie bei benachbarten Baumwollenspinnern, Kalicodruckern, Maschinenverfertigern und andern Gewerbsleuten, deren Frauen z. B. die an sie gelangenden Briefe auf silbernen Tellern durch Bediente sich überreichen, und förmlich um die Erlaubniß anfragen lassen, ob man die eigenen Kinder vor sie bringen dürfe. Hoffentlich bleiben dergleichen abgeschmackte Ziererein noch lange fern von uns, und bewahren wir uns, trotz der immer weiter gehenden Verfeinerung des Lebens, diejenige Einfachheit der Sitten, ohne welche wahrhaftes Familienglück eben so wenig als Behaglichkeit und genußreiche Gemüthlichkeit des geselligen Verkehrs bestehen kann. — Von unserem öffentlichen und Straßenleben ein andermal.

Beilage: Literaturblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 120.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 18. Mai 1844.

Nil non permittit mulier sibi, turpe putat nil,
Quum virides gemmas collo circumdedit et quum
Auribus extentis magnos commisit elenchos.
Intolerabilius nihil est quam femina dives.

Juvenal.

Ueber Verhältniſſe und Zuſtände der antiken Frauen.

(Schluß.)

Was Ringe betrifft, ſo trug man in dieſen Zeiten nicht bloß an jedem Finger, ſondern ſogar an jedem einzelnen Gliede der Finger die koſtbarſten, mit den ausgeſuchteſten Edelſteinen gezierten, oft von unbequemer Größe. Im Sommer wählte man à jour gefaßte, mit den durchſichtigen, im Sonnenſchein herrlich blitzenden Lieblingsedelſteinen, Smaragd, Rubin, Amethyſt, Opal, Topas, Beryll, Sapphir, Hyacinth. Der Diamant, ſchon durchaus als die Blüthe alles Köſtlichen und Unvergleichlichen in der Natur anerkannt, war verhältnißmäßig ſelten. Alle dieſe koſtbaren Steine hatten zugleich ihre magiſchen Kräfte, und wurden aus Aberglauben ſo gut wie aus Luxus getragen. Der Diamant ſchützte vor Vergiftung, der Amethyſt wehrte die Trunkenheit ab, der Opal machte bei Jedermann beliebt, der Smaragd übte durch ſein geſättigtes Grün eine ſtärkende Kraft auf das Auge. Im Winter trug man die von berühmten Meiſtern mit tauſend anmuthvollen und kunſtreichen Vorſtellungen zu einem angenehmen Spiele der Phantaſie bearbeiteten Halbedelſteine.

Die Profuſion in dieſer Art kleiner Kunſtwerke ging in's Ungeheure, und es iſt bekannt, daß ſich aus keinem Theile der antiken Plaſtik ſo viele und zugleich ſo lehrreiche Ueberreſte erhalten haben. Dieſer Luxus war den Männern mit den Frauen gemein. Man hatte eigene koſtbare Schatoullen aus feinem Holze, mit Elfenbein, Gold, Schildkröte oder Perlmutter abwechſelnd ausgelegt, worin ganze Garnituren Ringe aufbewahrt wurden, deren Benennung: Daktyliotheka, Ringbehälter, in den heutigen Sprachgebrauch übergegangen iſt.

Am Putze der Damen aber concentrirte ſich die höchſte Pracht in den Halsketten, welche gewöhnlich aus drei Theilen beſtanden. Den oberſten bildete das eigentliche Halsband, aus Perlen beſtehend. Ein alter Kirchenvater, Tertullianus, an ſich ſelbſt ein barbariſcher Menſch, deſſen herbem Zelotismus gegen die Ueppigkeit und die Frivolität ſeiner Zeitgenoſſen wir aber eine Menge der intereſſanteſten Aufſchlüſſe über die Partikularitäten des antiken Lebens verdanken, taxirt die Perlenſchnüre, wie ſie zu ſeiner Zeit, d. i. zwiſchen dem zweiten und dritten Jahrhundert, in der Mode waren, auf 50,000 Thaler. Dazu kamen aber noch zwei untere voluminöſere Ketten, an denen die Perlen entweder mit einartigen Edelſteinen, z. B. Smaragden, oder mit ſyſtematiſch vertheilten buntfarbigen abwechſelten. Die beſten und edelſten Perlen und Steine hütete man ſich zu durchbohren; ſie

wurden mit goldenem Blätterwerke gleich Früchten gefaßt und die Halsketten gleichsam zu Fruchtschnüren zusammengereiht, so daß auf diese Weise diese kostbaren Kleinode in ihrem vollen, unverkürzten Werthe ganz erhalten wurden.

Der biedere, wahrheitsliebende und in großen Geschäften bewährte Kunst- und Naturfreund Plinius erzählt, daß er bei einem ganz mäßigen Verlobungsschmauße, wo es auf besondere Pracht des Anzugs nicht abgesehen war, die Lollia Paulina, Gemahlin eines römischen Consularen, welche später eine Zeitlang die Gemahlin des Kaisers Caligula war, der sie aus dem Feldlager ihres Gatten ohne Umstände nach Rom holen ließ, in einem Schmuck aus abwechselnden Perlen und Smaragden gesehen habe, bestehend aus einem Diadem, Ohrglocken, Halsband und Brustketten, Armbändern und Ringen, im Werthe von zwei Millionen Thalern. Auf den Ursprung dieser Schätze hätte man diese berühmte Dame im buchstäblichsten Sinne mit dem bekannten Gedichte Goethes katechisiren können:

„Bedenk', o Kind! woher sind diese Gaben?
Du kannst nichts von dir selber haben." u. s. w.

Der Großpapa dieser schönen Pauline, Marcus Lollius Pallicanus, dem es in der Freundschaft Augusts nicht hinderlich war, daß er sich am Rhein von unsern deutschen Landsgenossen, den Sigambern, schmählich hatte überfallen und eine ganze Legion niederhauen lassen, war als Mentor mit dem Prinzen Cajus, Agrippas Sohn, nach Asien geschickt worden, um dort „die orientalischen Angelegenheiten" in Ordnung zu bringen, wie es eben heutzutage so oft wieder versucht wird. Bei dieser Gelegenheit hatte er sich von allen Fürsten und Paschas des Morgenlandes so unverschämt bestechen lassen, daß ihm Cajus Cäsar einen förmlichen und schimpflichen Absagebrief schrieb, und er selbst, vor Verdruß darüber, sich zu Tode ärgerte oder gar sich ihn eigenhändig gab. Die Beute aber blieb der Familie, und seine Enkelin hatte doch die Genugthuung, durch die Pracht ihres Schmuckes alle Nebenbuhlerinnen auszustechen.

Selbst jener Wahnsinn der egyptischen Kleopatra, dem Geliebten mit einer in Essig aufgelösten Perle einen Werth von einer halben Million Thaler zuzutrinken, war keineswegs ein Originalgedanke dieser königlichen Buhlerin. Dasselbe war bereits in Rom geschehen. Eines Schauspielers Sohn, Clodius, der Geliebte einer vornehmen Dame Metella, zog dieser bei Tische eine Perle aus ihrem Ohrringe, die 50,000 Thaler gekostet hatte, und trank sie in einem Glase Wein hinunter. In dem bei den Italienern uralten Cicisbeate spielten bereits damals Schauspieler, Tänzer, berühmte Künstler auf der Flöte oder Kitharre eine große Rolle. Dieselben erschienen im Theater und in Conzerten in reichem Schmucke, in purpurnem Schleppmantel, mit goldenen Spangen, herrlich bekränzt und von den Augen aller Schönen mit Entzücken angestaunt. „Wenn du dein Glück machen willst," ruft Juvenal den Gelehrten seiner Zeit zu, „so wirf die Bücher weg und werde ein Virtuose."

Während die Toilette beendet wird, stellen sich an der Hausthüre sechs bis acht baumstarke, hochgebaute Sklaven aus den barbarischen Berggegenden von Thracien oder Illyrien auf, alle gleich in hellen Farben, grün, blau oder roth gekleidet, um in dem prachtvollen, vergoldeten, mit Spiegelgläsern versehenen Tragbette, den Palankins der Orientalinnen ähnlich, ihre Gebieterin zunächst in's Bad, dann, nach Gelegenheit, in's Theater, in den Cirkus oder sonst zu einem Schauspiel, auch wohl zu einer Promenade in irgend einen der prachtvollen öffentlichen Gärten zu tragen. Denn nicht nur hatte Cäsar seine Gärten an der Tiber dem Volke zum Lustwandeln ausdrücklich vermacht, sondern auch andere herrliche und weitläuftige Gartenanlagen, die Sallustischen, Lucullischen, Mäcenatischen, waren, wie noch jezt die der römischen Großen, allgemeinem Zutritte geöffnet. Solche Ausflüge auf die öffentlichen Spaziergänge hatten aber keineswegs immer den harmlosen Zweck, sich in der freien Luft zu bewegen, sondern diese Gärten dienten, wie auch die besonders ausländischen Gottheiten gewidmeten Tempel, nicht selten, um Personen ein Stelldichein zu geben, mit welchen man im Hause des Ehegatten ohne Gefahr nicht zusammentreffen konnte.

Wollten wir nun unsere Römerin z. B. zu den Cirkus- oder Gladiatorenspielen begleiten, so würde nothwendig unser Thema, das von den antiken Frauen überhaupt zu handeln versprach, mit einem neuen und speziellen, z. B. von den römischen Schauspielen, zusammenfließen; wir brechen darum lieber für dießmal ab und behalten uns vor, auf jene Gegenstände ein andermal zu kommen, was aber über die antike Damenwelt noch zu sagen wäre, demnächst in einer kleinen Galerie antiker Frauencharaktere besonders nachzubringen.

Ein Winter in Berlin.

(Fortsezung.)

Man hat in Berlin die Menge der öffentlich ausgestellten Statuen tadeln wollen. Ihrer sind aber im Ganzen nicht viele. Für ein Volk, das aus dem Dunkel der Geschichte mit dem Geräusch der Waffen hervorbrach, geziemt es sich, militärische Denksteine zu errichten. Es ist wahr, es sind lauter steinerne Soldaten, und die geräuschvolle Masse moderner Intelligenzen, die sich seit

faſt einem Jahrhunderte hier ſammelte, hat keinen Repräſentanten. Leibnitz, Kant, Schleiermacher, auch Leſſing, die alle mehr oder minder Preußen ihre Wirkſamkeit zugewendet, könnten der ſteinernen Soldateska des Wilhelmplatzes ein paſſendes Gegengewicht halten. Dieſe alten Statuen ſind zum Theil ſehr geſchmacklos. Man ſieht die Helden des ſiebenjährigen Krieges wie kleine Opertänzerinnen, mit römiſchen Sandalen bekleidet und in fliegende Steinfahnen gehüllt, zierlich nackte Beine zeigen. Rauchs moderne Helden tragen eine Unmaſſe von Faltenwurf an ſich, Blücher beſonders iſt mit einem wahren Mantelmonſtrum bedrückt, man ſieht nicht recht ein, zu welchem Zweck. Rauch iſt manchmal ſehr freigebig mit Gewandung, und dann wieder zum Erſchrecken karg, wie zum Beiſpiel bei der liegenden Geſtalt der Königin Louiſe. Doch von dieſem Denkmal will ich Ihnen ſpäter ausführlicher ſprechen, da es in ſeiner jetzigen Geſtalt und in veränderter Umgebung einen intereſſanten Beitrag zu den Kunſtſchätzen Berlins bildet.

Nachdem ich Ihnen, liebe Lucie, oberflächlich den Geſammteindruck, den die Stadt macht, geſchildert habe, will ich eben ſo oberflächlich den, den die Einwohnerſchaft auf den Fremden hervorbringt, wiedergeben. Ich ſage mit Abſicht: oberflächlich, weil gerade hier das „tief eingehen," meiner Meinung nach, das Rechte nicht wäre. Der erſte „Wurf des Blickes" erhaſcht im Fluge, was ſpätere Beobachtung wohl berichtigen, ergänzen und vervollſtändigen, aber, wo er fehlt, nicht erſetzen kann. Es iſt wie bei einem ſchönen Kopf, deſſen ganze geiſtreiche Eigenthümlichkeit nur bei raſcher graziöſer Wendung in der augenblicklich wieder verſchwindenden Profillinie aufgefaßt werden mag. Der vorherrſchende Charakter der Bevölkerung Berlins, von ihren höchſten bis zu ihren niedrigſten Rangſtufen hinab, iſt jene frivole Skepſis, jener kleine, barocke Tadel- und Spottgeiſt, der dem Fremden Anfangs als beluſtigend und pikant auffällt, ihn aber ſpäter ſehr beläſtigt, da er ſich ſchonungs-, gemüth- und nutzlos gegen Alles und Jedes wendet, was in öffentlicher Erſcheinung auftaucht. Die hier lebenden geiſtigen Kräfte ſind an dieſen fortgeſetzten kleinen Guerillaskrieg gewöhnt und ſetzen ihm beharrliche Apathie entgegen. Es iſt eigenthümlich, das kalte Lächeln zu ſehen, mit dem der Berliner einen ſogenannten „Witz" aufnimmt. Er vertheidigt ſich nicht, denn er weiß, daß dieß nutzlos iſt; er zeigt keine Wärme und Erregtheit, denn er fühlt, daß er nicht verſtanden würde. Nichtsdeſtoweniger iſt die geſammte Bevölkerung immerwährend thätig und in ſteter Reibung gegen einander begriffen. Keine Berühmtheit und Beliebtheit zeigt ſich unbewaffnet, denn man weiß, daß auf jeden Lorbeerkranz unmittelbar eine Ohrfeige folgt. Dieſe Beweglichkeit hat ihr Gutes, denn ſie läßt nicht zum Pedantismus erſtarren; aber ſie kann auch mit dem köſtlichen Inhalt eines Lebens ſehr zerſtörend und leichtfertig verfahren, ſo daß, was abgeſondert, in einer kleinen Stadt, zu ſchöner Reife heranwüchſe, hier vorzeitig vom Baum geſchüttelt, ſchnell auf den literariſchen Markt gebracht, bitter und unreif befunden und weggeſchleudert wird.

Das weit verzweigte Beamtenweſen, ſeiner Natur nach dem Beſtehenden angetraut, ſcheint den ſtabilen Kern dieſer Maſſe zu bilden, nach oben zu oppositrend gegen die leicht beweglichen und leidenſchaftlich ſtets neu geordneten Gruppen der Männer der Wiſſenſchaft und der geiſtigen Bewegung, nach unten zu gegen eine aufſäßige, ſpott- und tadelſüchtige, erwerbende und arbeitende Bevölkerung. Das Militär hat eine ruhige, ehrenhafte, durch Bildung, wie ſie dem Soldaten von 1812 unbekannt war, ausgezeichnete Stellung. Die höhere Geſellſchaft zeigt nicht, wie in Petersburg, das impoſante Bild der in den glänzendſten militäriſchen Coſtümen prangenden ruſſiſchen Großen, eben ſo wenig findet man in ihr, wie in London und Paris, das beneidenswerthe Durcheinander des Genies und der Macht, der Heroen der Tribüne und des Katheders, der Bevorzugten des Rangs und des Gelds. Die höhere Geſellſchaft hat daher den Charakter der Kälte und der Monotonie. Der Kreis, trotz ſeiner Größe, iſt klein.

(Schluß des erſten Briefs.)

Der Welt Lauf.

Ein ſanfter Indianerſtamm
Unſchuldig wohnt und friedlich am
Einſamen Ozean.

Da leuchtet es von Morgen her,
Der Himmelberg ſchwimmt über Meer
Auf rieſenhaftem Kahn.

Es iſt der Sonne ſchöner Sohn,
Und Geiſter ſtehn um ſeinen Thron
In rothem Lichtgewand.

Das Volk kniet ſtaunend, hocherfreut;
Die Schaale der Unſterblichkeit
Reicht ihm des Gottes Hand,

Und in das Himmelreich entrückt
Umarmt ſich alles ſüß entzückt
Und dankt dem milden Gott.

Allein im Schlafe feſſelt man
Die armen Wilden Mann bei Mann,
Die Weiber auch mit Spott.

Der Göttertrank war Brantewein.
Wird euer Rausch verschlafen seyn,
Euch's dick vom Auge fällt.

Den Gott nennt man Herr Kapitän,
Und Englands Fahne soll hier wehn, —
Das ist der Lauf der Welt.

Wolfgang Menzel.

Korrespondenz-Nachrichten.

Edinburg, Mai.

Edinburger Gesellschaft. — Reise in die Hochlande.

Mein Aufenthalt in der schottischen Hauptstadt ist noch zu kurz, als daß ich im Stande gewesen wäre, das sociale Leben anders als oberflächlich kennen zu lernen. Was ich aber davon gesehen, sprach mich sehr an und brachte in mir den Eindruck hervor, als ob die schottische Natur beweglicher, erregbarer, wärmer, hingebender sey, als die englische. Die meisten geselligen Kreise, die ich in Edinburg zu besuchen Gelegenheit hatte, erschienen mir durchschnittlich äußerst angenehm und belebt, und die Unterhaltung war nicht selten geistreich, mannigfaltig, gehaltvoll und doch leicht und behaglich. Es schien mir, als ob die Schotten den Angelegenheiten des Auslandes, namentlich aber den literarischen, wissenschaftlichen und künstlerischen Erzeugnissen des europäischen Festlandes mehr Aufmerksamkeit und Theilnahme zuwendeten, als dieß die Mehrzahl der Engländer thut, deren Selbstgenügsamkeit bekanntlich in manchen Beziehungen mit der der Franzosen wetteifert. Wenn in den übrigen gebildeten Kreisen der schottischen Hauptstadt verhältnißmäßig sich eben so viele mit deutscher Sprache und Literatur vertraute Leute fänden, als ich in den Gesellschaften kennen lernte, die mir zugänglich waren, so würde Edinburg unstreitig die Stadt Großbritanniens seyn, in welcher deutsches Wesen am besten gekannt wäre und am meisten Geschmack an den geistigen Erzeugnissen unseres Landes herrschte. Ich traf mit Manchem zusammen, der diesen und jenen Zweig deutscher Literatur weit besser kannte, als ich selbst; was allerdings nicht viel sagen will, da ich z. B. von den philosophischen, schöngeistigen und noch vielen andern Produkten unserer heutigen Schriftstellerei, welche auf dem Lesemarkt beliebte Waare sind, so gut als keine Kenntniß habe. Freilich waren die von mir besuchten Cirkel aus gelehrten Leuten zusammengesetzt, und es darf deßhalb von ihnen auf die übrigen Edinburger Cirkel kein Schluß gezogen werden. Nichtsdestoweniger habe ich aber Ursache zu glauben, daß es in Edinburg und in Schottland überhaupt mehr „German scholars" gibt, als in London und ganz England. Vielleicht liegt der Grund des größern Interesses, das die Schotten an continentalen Dingen nehmen, wenigstens zum Theil in dem Umstande, daß ihr Land in frühern Zeiten in vielfachem Verkehr mit Frankreich stand, ein Verhältniß, das die Blicke der gebildeteren Klassen fortwährend nach dem Festlande ziehen und die Einseitigkeit und Selbstgenügsamkeit verhindern mußte, welche sich aus insularer Absonderung nur zu leicht entwickelt.

Bevor ich wieder in den Süden Großbritanniens zurückkehrte, mußte ich nothwendig einen Ausflug in die Hochlande machen, und so trat ich an einem schönen Morgen zu Fuß, mit meinem Regenschirm unter dem Arm und einem Wachstuchpäckchen auf dem Rücken, meine Pilgerfahrt in das schottische Gebirge an. Etwa acht oder neun englische Meilen ging ich in geringer Entfernung vom Firth of Forth auf einer schönen Straße hin; ich kam an einigen malerisch gelegenen Sitzen schottischer Edlen vorüber, berührte auch das Dörfchen Cramond, das in einem heimlichen Winkel am Einflusse des Almond in das Meer liegt, und fand mich bald in Queensferry, dem Orte, wo eine regelmäßige Fähre ist, auf der man sich nach der nördlichen Seite des Meeresarmes begibt. Auf dem südlichen Ufer steht ein gut eingerichtetes Wirthshaus, „New Hall's Inn" genannt, das dem Reisenden alle Gelegenheit bietet, sich zu erfrischen, bevor er sich dem Wasser anvertraut. Unterwegs war ich mit einem alten, aber immer noch rüstigen Schotten zusammengetroffen, der sich außerordentlich gesprächig zeigte und mir im Laufe einer Stunde seinen ganzen Lebenslauf erzählte. Derselbe hatte früher lange Zeit in der britischen Marine gedient, mehr als einer Seeschlacht beigewohnt, die Linie, ich weiß nicht wie oft, gekreuzt, beide Indien gesehen, mehreremale Schiffbruch gelitten, kurz das bewegteste und mannigfaltigste Leben geführt. Nachdem er invalid geworden, auch eine artige Summe durch „Prize Money" sich erworben, kehrte er in sein Geburtsort zurück, nahm eine Frau, wurde Vater von „ächt Doachters," und trieb einen kleinen Handel, der, wie der Veteran mir wiederholt versicherte, „sair woll" ging. — Mein schottischer Soldat hatte, wie ich bald merkte, so viele Erfahrungen nicht umsonst gemacht, er war durch eine solche Schule nicht gegangen, ohne einen reichen Schatz von Lebensweisheit sich gesammelt und sich zum wahren Philosophen gebildet zu haben. Ich betrachte es immer als ein nicht kleines Glück, wenn mich der Zufall mit Menschen zusammenführt, die ein inhaltsreiches Leben geführt, in den vielartigsten Lagen sich befunden, die Welt in allen möglichen Formen gesehen, auch allerlei Noth und Gefahren ausgestanden, große Glückswechsel erfahren und dabei einen heitern Sinn sich bewahrt haben. Es gibt wohl kein Land, in welchem Menschen der Art verhältnißmäßig häufiger angetroffen werden, als in Großbritannien. Welchen unermeßlichen Spielraum für die Thätigkeit des Mannes gewährt dort die Armee, die Marine und der Handel! wo anders lassen sich so viele werthvolle Erfahrungen machen, so ausgedehnte Beobachtungen anstellen, so mannigfaltige praktische Kenntnisse erwerben, als in so großartigen Verhältnissen? Wie eng abgegrenzt dagegen sind auch die weitesten Kreise, in denen wir uns bewegen; wie kleinlich und bedeutungslos im Durchschnitte die Umstände, unter denen wir gros werden! Man darf sich daher bei uns über die Häufigkeit philiströser Menschen eben so wenig verwundern, als sich über die Seltenheit vielerfahrener und weltgebildeter Männer beklagen. Ich und mein ergrauter, benarbter schottischer Krieger wurden unterwegs so gute Freunde und verstanden uns so vortrefflich, daß wir nicht auseinander gehen wollten, ohne vorher in „New Hall's Inn" unsere Gesundheit gegenseitig getrunken zu haben. Ich that dieß um so lieber, als ich mir der Vorstellung nicht erwehren konnte, daß der unübertreffliche Alterthümler Walter Scotts vor einem halben Jahrhundert am gleichen Tische und im gleichen Zimmer gegessen und getrunken habe mit dem jungen Manne, der späterhin wegen seines unglücklich ausgefallenen Versuchs, eine „Phoca" zu erlegen, von dem liebenswürdigen Alten so viele Neckereien auszustehen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 19.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 19.

Sonnabend, 18. Mai 1844.

Nachtrag für die Besitzer von Goethe's sämmtlichen Werken zu allen erschienenen Ausgaben.

[178] In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Sechzehn Tafeln

zu

Goethe's Farbenlehre

und

Siebenundzwanzig Tafeln

zu dessen Beiträgen zur Optik

nebst Erklärung.

Als Nachtrag für die Besitzer von Goethe's sämmtlichen Werken zu allen erschienenen Ausgaben.

4. broch. Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Karte von Württemberg.

[181] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

KARTE

des

Königreichs Württemberg

und

der Hohenzollern'schen Fürstenthümer

nebst den Höhenprofilen und einer statistischen Uebersicht der Eintheilung, Grösse, Bevölkerung und der Wohnplätze nach dem Staatshandbuche von 1843.

Mit einem Plane von Stuttgart.

Gezeichnet und bearbeitet von **E. Winckelmann.**

Grösstes Landkartenformat. Preis schön colorirt 1 fl.

Diese neue Karte ist die reichhaltigste von allen bis jetzt erschienenen, indem sie die größtmögliche Anzahl von Oertern, alle standesherrlichen und ritterschaftlichen Schlösser, eine genaue Bezeichnung der Straßenzüge, der Haupt- und Oberpostämter, der Posterpeditionen mit und ohne Stall ꝛc. enthält.

Sie bietet eine schöne und klare Uebersicht der Höhenprofile des Schwarzwaldes, der Alp, des Aalbuchs, Härdtfeldes, Schur- und Welzheimer Waldes, und gibt die neuesten Notizen über die Einwohnerzahl der Kreise, so wie der einzelnen Oberämter, ebenso die Zahl der Städte, Dörfer, Höfe, Schlösser. Noch ist ein genauer und deutlicher Plan von Stuttgart beigefügt.

Die Karte ist auf das schönste Papier gedruckt und gewinnt dadurch wie durch ein bezeichnendes Colorit noch mehr an Klarheit und Deutlichkeit, wir glauben sie daher mit Recht dem Publikum empfehlen zu dürfen. Auf Verlangen wird sie auch schwarz im Preise zu 48 kr. abgegeben.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[227] **Das Buch der Welt für 1844.**

Bei **Carl Hoffmann** in Stuttgart ist so eben erschienen:

Das Buch der Welt; ein Inbegriff des Wissenswürdigsten und Unterhaltendsten aus der Naturgeschichte, Naturlehre, Länder- und Völkerkunde, Weltgeschichte ꝛc. 1844. 3te und 4te Lieferung. 4. Preis für jede Lieferung von 4 Bogen mit 1 Stahlstich und 3 colorirten Tafeln. 9 Gr.

---

[231] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Preis des Jahrgangs 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gGr.

Monat April 1844.

Größere Aufsätze.

Ueber alte Völkerzüge im illyrischen Drejeck. Sind die Neugriechen slavischen oder hellenischen Ursprungs? — Etwas über die Lagunen Venedigs. Erster und zweiter Artikel. — Ueber den Handelsverkehr zwischen Nordamerika und Europa. — Das Schloß Sanvincenti in Istrien. — Aquileja. — Lord Ashley's Vorschlag zur Verminderung der Arbeitsstunden. — Die Patans in Indien. — Der Newyork- und Erie-Canal im Staate Newyork. — Englische Sports: Die Jagd. Schießübungen. Das Angeln. Hahnenkämpfe. Hündisches. — Verkehr der Araber mit Indien. — Skizzen vom kaspischen Meere. — Galveston und seine Bay. — Ueber die neuern englischen Dichter. — Religiöse Malerei in Frankreich. — Ausflug jenseits des Onega-Sees. — Nachricht über die Goldsandlager in Sibirien. — Bataillon. Eine Geschichte aus den Pampas. — Die alten Seen und Deiche in Ceylon. — Der amerikanische Menschenstamm. — Die alten Denkmäler von Tiflis. — Die Kaffeehäuser in Algier. — Hrn. Violets Fahrten und Abenteuer. Sechster Zug. — Volksleben in Venedig: Die Riva bei Schiavoni. — Der nördliche Theil der Stadt; der Ghetto. — Zauberei und Aberglaube auf Ceylon. — Ethnographische Erforschung Sibiriens. — Englische Colonien: Neusüdwales; Neuseeland. — Die Tungusen im Kreise Nertschinsk. — Skizzen aus Mexiko: Tertulias; Rauchen der Frauenzimmer; Besuch in einer Silbermine. — Skizzen aus Oberitalien: Von Mailand nach Chamouny. — Haushalt der Stadt Paris. — Orientalische Gesellschaft in Nordamerika. — Jagdzüge im nordöstlichen Rußland.

Chronik der Reisen.

Middendorffs Reise im nördlichen Sibirien. — Nachtrag.

Kleinere Mittheilungen.

Arbeiten der Newyorker historischen Gesellschaft. — Reste urweltlicher Thiere in Frankreich. — Die Erdbeben im Jahre 1843. — Uebereinstimmung der canaresischen und Gondsprache. — Die Bewohner von Warrikauri. — Münzen des Herzogs von Devonshire. — Nachricht von Audubon. — Finnische Nationalität. — Landverkäufe in Canada. — Der Fluß Brazos. — Quecksilber aus China. — Die Piranesierinnen. — Umfang des Gletschers im obern Addathal. — Artesische Brunnen zum Behuf der Bewässerung. — Weg über den Isthmus von Panama. — Die Stadt Carmen am Rio Negro. — Die Kunstausstellung im Louvre. — Plan zur Durchreisung Australiens. — Der Marktplatz in Pola. — Der Talipotbaum. — Das Souterrain von Carenci. — Der Bogahbaum. — Wasserversorgung von Paris. — Spital für Schwindsüchtige in England. — Historische Dokumente in England. — Schwedische Volkssagen. — Merkwürdiges Mittel gegen die Wasserscheu. — Plötzliches Steigen und Fallen des Meeres bei Malta. — Der Senfbaum der Bibel. — Zunahme von Neusüdwales. — Zahl der Armen in Paris. — Chinesische Merkwürdigkeiten in London. — Bestreben, die Menschenopfer unter den Khunds abzuschaffen. — Die Karapayaken. — Christliche Katakomben in Griechenland. — Reichthum der Parsen in Bombay. — Secundärunterricht in Frankreich. — Abschaffung öffentlicher Hinrichtungen. — Engländer in Paris. — Die Untersuchungen über celtische Alterthümer in Skandinavien. — Der verflossene Winter in Canada.

---

[223] Bei **Friedrich Fleischer** in Leipzig erschien so eben:

Portugiesisch-Deutsches
und
Deutsch-Portugiesisches
Taschenwörterbuch
von
Dr. A. E. Wollheim.

Zwei Theile. f. Velinp. Preis 2⅓ Thlr.

Zum erstenmal erscheint hier ein Wörterbuch der portugiesischen Sprache in diesem Formate und zu so billigem Preise. Der Verfasser durch seine Abstammung so wie durch langen Aufenthalt in Portugal wohl hinreichend befähigt zu dessen Herausgabe, hat dem Werke die größte Sorgfalt gewidmet, so wie der Verleger an elegantem Druck und schönem Papier gewiß nichts gespart hat.

---

[232] **Musikalien-Anzeige.**

So eben erschienen:

Neapolitanische Volkslieder: (Originalmelodien) mit Pfte., deutsch von W. Gerhard; Nr. 1. „Jo te voglio bene assaje" (O wie gut bin ich dir, Traute.) Preis 5 Ngr. — Nr. 2. T'aje fatta la gonnella, Antonia!" (Gab dir ein neues Röckchen, Antonia!) Preis 5 Ngr.

Leipzig, bei C. G. Probst, Ritterstrasse Nr. 5.

Andenken
an
Bartholomäus Fischenich.
Meist aus Briefen
Friedrichs von Schiller und Charlottens von Schiller.
Von
Dr. J. H. Hennes.

8. broch. Preis 1 fl. oder 16 Gr.

Diese dem Andenken eines bisher nur in engerm Kreise geliebten und geehrten Mannes gewidmete Schrift wird durch die hier zum ersten Mal gedruckten Briefe Schillers und seiner Gattin, die ihm Beide auf ihr Familienleben sich beziehende Mittheilungen der vertraulichsten Art machen, eine der anziehendsten von allen, die uns Beiträge zur Biographie des großen Dichters geliefert haben. Indem uns in das Innerste seiner häuslichen Verhältnisse ein Blick vergönnt wird, und wir hier sehen, wie sehr er geliebt wurde, tritt er mehr als durch irgend ein anderes Werk auch unserem Herzen näher. Vor Allem, was diese Schrift enthält, sind die

darin mitgetheilten Briefe der Wittwe Schillers interessant und bedeutend. Neben der hohen Gestalt des Dichters sehen wir ein anderes, nicht minder edles und schönes Bild vor uns stehen, das Bild seiner Gattin, die wir, bei ihrem reichen und tiefen Gefühl und ihrer seelenvollen Innigkeit, als ihm geistig ebenbürtig kennen lernen. Man darf vielleicht von ihr behaupten, daß sie, ohne selbst je eine Ahnung davon gehabt zu haben, künftig durch ihre Briefe eine hohe Stelle in unserer Literatur einnehmen wird. Wenn die Briefe der Frau von Sevigné, auf die unsere Nachbarn als auf ein berühmtes Denkmal ihrer Literatur hinweisen, gleichsam inhaltleer sind, uns kalt lassen und nur der schönen Form wegen Gegenstand der Bewunderung sind: so werden die Briefe von Frau von Schiller, die durch die schöne Form und den edlen und reichen Gehalt zugleich anziehen, mit größerem Rechte in den Kreis der deutschen Literatur eintreten und als eine ihrer schönsten Zierden gelten.

Die Kölner Zeitung vom 14. März v. J. äußert sich über diese Schrift wie folgt: „Nicht allein über Fischenich erhalten wir hier manche authentische Nachricht, sondern auch über Schiller, in sehr interessanten, von ihm und seiner Gattin an Fischenich, den Freund gerichteten Briefen, welche viele Beziehungen des Herzens und des Privatlebens von Schiller besser aufschließen, als andere der Oeffentlichkeit von vorn herein bestimmte Mittheilungen. Schiller und Fischenich, beide gewinnen dadurch in ihrer menschlichen Würdigkeit ein nur noch höher hervortretendes Relief."

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[221] So eben ist bei uns erschienen:

Assur.

Eine Episode

aus der sündfluthlichen Zeit.

Von

Richard Franke.

gr. 12. broch. Preis ½ Thlr.

Leipzig, April 1844.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Handbuch und Wegweiser

für

Auswanderer

nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika

enthaltend

die für sie wissenswerthesten Gesetze, Sitten und Gebräuche. Rathschläge und Warnungen gegen Uebervortheilung. Beschreibung der für sie geeignetsten Landstriche. Rathschläge in Bezug auf Gesundheit, Klima und Boden. Reiserouten. Entfernungen der vorzüglichsten Plätze von den Hauptstädten der Staaten und von Washington. Straßen, Kanäle und Eisenbahnen. Bevölkerung, Produkte, Klima und Boden einzelner Staaten, nebst einer umständlichen Beschreibung aller in den Staaten Ohio, Michigan, Indiana, Illinois und Missouri und in den Territorien Wisconsin und Iowa gelegenen Grafschaften, einem statistischen Anhang und einer illuminirten Karte.

Von

Francis J. Grund.

8. Velinp. broch. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 6 gGr.

Das Bedürfniß eines Buches, welches den Auswanderern ausführliche Belehrung über jene Dinge und Verhältnisse von Amerika gibt, welche sie vor Allem zu wissen nöthig haben, und die sie zugleich gegen Uebervortheilung, Fehlgriffe im Ankauf von Ländereien und Verluste aus Unkenntniß der Gesetze, Sitten und Gebräuche sicher stellen, ist schon lange in Deutschland gefühlt worden. Obige Schrift soll diesem Mangel abhelfen. Der Herr Verfasser hat während eines siebenzehnjährigen Aufenthalts in den Vereinigten Staaten und in den verschiedensten Stellungen, die ihn mit allen Klassen der Gesellschaft in die intimste Berührung brachten, vielleicht mehr wie jeder andere Einheimische oder Fremde Gelegenheit gehabt, die amerikanischen Zustände und die Stellung der eingewanderten Deutschen nach allen Richtungen hin kennen zu lernen, und hält es daher für seine Pflicht, das Ergebniß seiner Erfahrungen seinen Brüdern im deutschen Vaterlande mitzutheilen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[230] In unserem Verlag erschien so eben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Kaiser Heinrich der Vierte.

Erster Theil.

Heinrich und Gregor.

Schauspiel in fünf Aufzügen.

8. broch. 21 Gr. oder 1 fl. 30 kr.

Stuttgart, 1. Mai 1844.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

Französisches Elementarwerk.

Lehr- und Lesebuch

für untere Gymnasial-Classen,

höhere Bürger- (Real-) Schulen, Cadettenhäuser, Institute und Privatunterricht.

Von

Dr. Mager,

Fürstl. Schwarzb. Educationsrath, Professor in Aarau, der k. preuß. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt auswärtigem, des Frankfurtischen Gelehrten-Vereins für deutsche Sprache ordentlichem Mitgliede.

Zwei Theile.

Neue Auflage.

Preis 3 fl. 42 kr. oder 2 Rthlr. 6 gGr.

Parthiepreis bei Abnahme von wenigstens 25 Exempl. 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gGr.

Inhalt und Preise der einzelnen Theile:

Erster Theil: **Französisches Sprachbuch.** Elementarmethodische Unterweisung in den Anfängen der Grammatik, Onomatik und Technik der französischen Sprache. (gr. 8. XXXII u. 336 Seiten.) Ladenpreis 1 fl. 30 kr. oder 22 gGr. — Parthiepreis bei Abnahme von wenigstens 25 Exempl. 1 fl. oder 16 gGr.

Zweiter Theil: **Französisches Lesebuch für untere Classen.** Erster Band. (gr. 8. VIII u. 212 Seiten.) Ladenpreis 48 kr. oder 12 gGr. — Parthiepreis bei Abnahme von wenigstens 25 Exempl. 32 kr. od. 8 gGr. Zweiter Band. (gr. 8. VIII u. 348 Seiten.) Ladenpreis 1 fl. 24 kr. oder 21 gGr. — Parthiepreis bei Abnahme von wenigstens 25 Exempl. 56 kr. od. 14 gGr.

Dieses Schulbuch ist aus der doppelten Absicht hervorgegangen, den französischen Sprachunterricht sowohl

dem Inhalte als der Methode nach gründlich zu reformiren, und denselben auf einen Standpunkt zu erheben, auf welchem er in Wahrheit ein Bildungsmittel heißen dürfe. Zu dem Ende mußten im Sprachbuche einerseits statt der willkührlichen und conventionellen, dabei sehr oft nicht einmal richtigen Regeln, wie sie seit hundert und fünfzig Jahren eine „grammaire" immer der andern nachschreibt, die organischen Gesetze des französischen Wort- und Satzbaues entwickelnd dargelegt und durch Logik, Geschichte und Sprachgebrauch begründet werden, und das in einer Schülern verständlichen Weise; andrerseits mußte die hergebrachte grammatistische Methode verlassen und es durfte eben so wenig die Hamilton-Jacototsche Methode gewählt, es mußte vielmehr die genetische Methode gesucht werden, und zwar für dieses für 10—15jährige Schüler bestimmte Buch die elementarisch-genetische Methode. Für die überaus reiche Beispielsammlung im Sprachbuche, so wie für das Lesebuch entstand dann die Forderung, einen Inhalt zusammenzubringen, der, ohne je in die Trivialität und Leerheit der Bonjouriaden und Anekdötchen zu versinken, doch die constitutiven Elemente der französischen Conversation gäbe, zugleich aber einen durchaus gehaltvollen — dabei wohl organisirten — Stoff, aus dem die Jugend ihre bessere Substanz bereiten, an dem sie geistig und gemüthlich wachsen und erstarken und aus dem sie nebenbei Realkenntnisse erwerben könne. Der schnelle Eingang, den das französische Elementarwerk bei höher gebildeten Schulmännern gefunden hat — die erste Auflage erschien vor zwei Jahren, verbunden mit den durchaus anerkennenden Urtheilen der Meister der heutigen Sprachforschung und Didaktik, läßt uns für diese neue Auflage eine gleich günstige Aufnahme hoffen. Der Herr Verfasser hat das Sprachbuch — dem die früher besonders gedruckte dritte Abtheilung: „Wörterbuch und Fibel" jetzt einverleibt ist — im Einzelnen vielfach verbessert und es seinem „Deutschen Sprachbuch" zu nähern gestrebt, wobei die so wünschenswerthe parallele Behandlung des Unterrichts in verschiedenen Sprachen erleichtert worden. Das Lesebuch — früher ein Band von 320 Seiten — erscheint in völlig neuer Gestalt: aus Einem Bande sind zwei geworden, die besonders zu haben, der erste Curs ist um 81, der zweite um 151 Seiten vermehrt; dabei ist namentlich im zweiten Bande auch auf die Oberclassen solcher Schulen Rücksicht genommen worden, die ihre Schüler nicht an höhere Schulen abgeben, sondern dieselben mit 14 — 15 Jahren ins bürgerliche Leben übergehen sehen.

Von demselben Verfasser ist ferner bei uns erschienen:

Französische Chrestomathie.

In sechs Büchern:

Episch, lyrisch, dramatisch, historisch, rhetorisch, didaktisch.

gr. 8. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gGr.

Parthiepreis für Schulen bei Abnahme von wenigstens 20 Exemplaren 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gGr.

Gymnasien, höhere Bürgerschulen und Cadetten-Anstalten, die das Französische bereits in den unteren Classen beginnen lassen und in den obern einen Cursus der französischen Literatur geben, werden gegenwärtige Chrestomathie, welche von dem „Französischen Lesebuche für untere Classen zu dem „Tableau anthologique de la littérature francoise" den Uebergang und zwischen beiden die Mittelstufe bildet, in ihren mittleren Classen gebrauchen können. Solche Schulen, in denen das Französische noch die hergebrachte Stellung eines Beiläufigen hat, werden sowohl für die mittleren als für die oberen Classen mit dem mehr als ausreichen, was die Chrestomathie bietet. Es ist bei der Anordnung und Auswahl auf dieses Doppelbedürfniß Rücksicht genommen worden: die Chrestomathie enthält nämlich neben zahlreichen und ausgedehnten Fragmenten auch eine Reihe ganzer Schriften aus der epischen, der lyrischen, der dramatischen, der historischen, der rhetorischen und der didaktischen Gattung. Die Vorrede gibt das Nähere an. — Die Verlagshandlung macht auf den (für 53½ Bogen gr. 8.) sehr mäßigen Ladenpreis und auf den noch mäßigeren Schulpreis aufmerksam; zudem lassen Druck und Papier nichts zu wünschen übrig.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[236] Die schönste, lieblichste und gemüthlichste Novelle, die Penferoso je geschrieben:

Gustav und Woldemar. 3 Theile. 3¾ Thlr.

ist so eben an alle Buchhandlungen versandt.

Ferner:

Telesile von Vaudemont. Roman von **Wilhelmine Lorenz.** 2 Theile. 1⅚ Thlr.

Auch diese bekannte Verfasserin hat viel Gutes und Unterhaltendes schon gebracht, doch dürfte dieß ihr bestes Werk seyn, was wir mit Recht empfehlen können.

Kathinka. Ein Roman von **Louise Otto.** 2 Theile. 2½ Thlr.

Ein wahrhaft angenehmes Gefühl wird bei Durchlesung dieses Buches erweckt. Namen wie Kathinka, Angelika, Clara, Seraphine, Römer sind keine gewöhnlichen Romanfiguren, sie repräsentiren den Menschen in edelster und bester Gestalt und hinterlassen auf lange Zeit einen wohlthuenden und belebenden Eindruck.

Leipzig, im Mai 1844.

A. Wienbrack.

---

[237] Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Minona.

Von

Henriette von Bissing.

gr. 12. Eleg. geh. Preis 1 Thlr. 12 gGr.

Ferner erschienen von derselben Verfasserin:

Die Familie von Steinfels. 1841. Zwei Bände. 2 Thlr. 20 gGr.

Victorine. Ein Roman. Zwei Bände. 1843. 3 Thlr.

Waldheim. Ein Roman. Zwei Bände. 1844. 3 Thlr. 18 gGr.

Echos lyriques,

Poésies

traduites de l'allemand en français

par

Eugène Borel.

Avec le texte allemand en regard.

8. Velinpapier, in Umschlag brochirt. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 6 Gr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 121.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 20. Mai 1844.

Sweet my cox, I see, thou lovest me not with the full weight, that I love thee.

Shakespeare.

Die Heimath.

Eine Erzählung von Louiſe von G.

Ein kleines Dorf in Schwaben iſt der Schauplatz meiner Erzählung und deren Helden ſind ein alter weißhaariger Küſter und ſeine beiden Enkel, Leo und Agnes. Leo war das Kind ſeiner Tochter, Agnes die Waiſe ſeines Sohnes. Die Tochter lebte in zweiter Ehe, und als der Küſter hörte, daß ihr Mann den armen Leo mißhandle, ließ er ſich den Jungen ſchicken, zur Geſellſchaft für Agnes, wie er ſagte. Beide Kinder waren hübſch und blond, beide in demſelben Alter und ſich mit zärtlicher Liebe zugethan, wie Geſchwiſter. Agnes war größer und ſchlanker als ihr Vetter und ſah auch älter aus, denn Leo war durch die harte Behandlung in ſeiner erſten Jugend ſchwächlich und zart geblieben; ſeine großen blauen Augen verriethen aber ungewöhnliche Intelligenz.

Der Küſter Jakob Braun bewohnte ein kleines ſchlechtes Hüttchen neben der alterthümlichen Dorfkirche, die ſchon ſeit zehn Jahren reparirt werden ſollte, was aber immer wieder wegen Mangel an Geld unterblieb; doch in dieſem Jahre ſollte es gewiß geſchehen, und es wurden alle jene großen Anſtalten gemacht, deren man auf dem Lande zu jedem Ding bedarf; wenigſtens fallen ſie bei der ſtillen Einförmigkeit des Landlebens mehr in's Auge. Alles freute ſich, daß die kleine Kirche innen und außen ein neues weißes Gewand bekommen ſollte, nur Agnes nicht. Sie liebte die altergrauen Wände, die zerbrochenen Fenſterſcheiben; wie oft ſaß ſie am Sonntag Nachmittag, wenn die Predigt vorüber, in einem finſtern Winkel der Kirche und hörte draußen die Linden rauſchen und von fern die luſtigen Stimmen ihrer Geſpielen. Sie war ſo froh in dem kühlen ſtillen Zufluchtsort und träumte ſich eine eigene Welt in die beſtäubten Gewölbe, bis Leo kam, der ſie immer ſuchte, und ſie bat, mit hinaus zu kommen, denn „Alle fragen nach dir, Agnes;“ und Agnes folgte ihm, aber nicht gerne, und ließ ſich widerſtrebend von ihm hinaus ziehen in die bunte Sommerwelt mit lautem Leben.

Agnes wurde mit jedem Tage ſchöner; ſie war jetzt ſechzehn Jahre alt und mit Stolz blickte oft der alte Großvater auf das ſchöne Kind. Sie ſelbſt ahnete es nicht; es ſagte es ihr auch Niemand als Leo, und was der „Junge“ ſagte, machte wenig Eindruck auf ſie; ſie fühlte ſich ſchon ganz als Jungfrau, während er ihr wie ein Kind vorkam, obgleich er eben ſo gut ſechzehn Jahre alt war. Er war ihr treuergebener Diener; ſie durfte keine harte Arbeit verrichten, er trug ihr Waſſer, ſpaltete das Holz, half ihr im Garten; obgleich er viel zarter, ſchwächer und kleiner war, duldete er durchaus nicht, daß ſie irgend eine ſchwerere Mühe im Hauſe übernahm;

nur die Milchkammer überließ er ihr und saß oft Stunden lang in der düstern Küche am Herde, um sie mit ihren gewandten Fingern die einfachen Speisen zubereiten zu sehen.

So waren sie auch eines Sonntag Morgens dort zusammen, als Agnes anhob: „Es kann wahrhaftig so nicht länger gehen, Leo; du mußt aus dem Hause und ein Handwerk lernen; denke doch an deine Zukunft.“ — „Ich mag nicht an die Zukunft denken, denn das ist doch eine schlechte Zukunft! Ja, wenn ich studiren und Pfarrer werden könnte, hier im Dorfe, wenn unser Alter stirbt, und dich und den Großvater zu mir in's Haus nehmen, dann wollte ich fort, heute noch, so weit als du wolltest, bis nach Amerika; wenn ich wüßte, daß ich nach fünf, sechs Jahren wieder bei euch seyn könnte — aber so! — soll ich fortgehen, um ein elender Schuster oder Schneider zu werden, der an die Stube gefesselt ist und nicht hinaus in's Feld darf, wenn der Wald grün ist und die Erdbeeren reifen, oder soll ich gar dienen? Ich mag Niemanden dienen als dir.“

„Sey vernünftig, Leo, es gibt auch Handwerke, die im Freien getrieben werden können, Zimmermann zum Beispiel.“ — „Dazu bin ich zu schwach.“ — „Ja so, du hast recht; aber wirklich, Leo, so geht es nicht länger, ich will es mir heute Nachmittag in der Kirche überlegen, wenn ihr Alle fort seyd, da kommen mir immer meine besten Gedanken. Da will ich mir überlegen, was mit dir anzufangen ist.“ — „Sollte man doch wahrhaftig meinen, ich sey dir hier im Wege,“ sagte der Knabe bitter, „so drängst du, mich aus dem Hause zu bekommen! an was hindere ich dich denn?“ — „Du, Leo?“ sagte Agnes, indem sie das Messer niederlegte, womit sie eben Kartoffeln schälte, und freundlich auf ihn zugehend, seine rauhe kleine Hand zwischen die ihrigen faßte, „du hinderst mich an nichts, im Gegentheil, du bist mir eine große Hülfe, und ich weiß nicht, wie ich mit der Hausarbeit fertig werden soll, wenn du einmal fort bist.“ — „Siehst du, du kannst mich nicht entbehren! Ich weiß es wohl, du bist nicht für rauhe Arbeiten gemacht, du siehst aus wie ein Fräulein, wie die Tochter des Barons, und noch viel feiner und schöner; ich möchte ihr immer Sonntags in der Kirche ihren feinen Strohhut abnehmen und dir aufsetzen, du würdest eine andere Figur machen!“ — „Still, Leo, wer wird so gottlose Gedanken in der Kirche haben!“ — „Ist das gottlos, wenn ich finde, daß du die Schönste bist, und statt deiner dem lieben Gott dafür danke?“ — „Ich sage dir noch einmal, stille! und wenn du mir nicht gehorchst, jage ich dich aus der Küche, denn hier bin ich Herr und du bist ein unartiges Kind.“ — „Kind? Kind? nicht mehr als du! thust du doch, als wenn du mich aus der Taufe gehoben hättest!“ — „Ich bin auch viel älter als du: ein Mädchen von sechzehn und ein Bursche von sechs-und-zwanzig sind einerlei, sagt der Großvater.“ Der trat eben zu rechter Zeit in die Küche, denn Leo war im Begriff, heftig zu werden über ein Thema, das ihn täglich zum Zorne reizte. Agnes konnte ihn schelten wie sie wollte, nur nicht „Kind,“ das ertrug er nicht und kam darüber jedesmal außer sich.

Es wurde nun wirklich eine Gerüst um die Kirche aufgeschlagen, die Fenster ausgehoben, der Altar und die Bilder weggeräumt. Agnes stand immer dabei und sah mit Betrübniß zu. „Es wird mir gar nicht mehr vorkommen, als wenn ich in der Kirche wäre,“ sagte sie oft; als die Arbeiter aber auch den Boden aufzureißen begannen, um einen alten Grabstein vor dem Altare wegzunehmen, war sie ganz trostlos und lief zum Pfarrer. „Ist es wahr, Herr Pfarrer, soll wirklich der alte schöne Ritter, der auf dem Hündchen steht — was ich immer für einen kleinen Löwen gehalten, bis Sie mich belehrt haben, daß es die Treue bedeute — soll wirklich der alte Ritter ganz hinaus auf den Kirchhof in Wind und Wetter, nachdem man ihn dreihundert Jahre in Ruhe unter Dach gelassen?“ — „Ja, mein Kind, der Grabstein ist jetzt hinderlich, da man die Kirchenstühle anders stellt, und da er der einzige in der Kirche ist, paßt es nicht, ihn an der Wand aufzustellen; er soll deßhalb hinaus an die Kirchhofsmauer.“ — „Lieber Herr Pfarrer, wie wäre es, wenn Sie sich verwendeten, daß er doch in der Kirche bliebe, an einem Ort, wo er gewiß nicht störte, ich meine in dem dunkeln Winkel neben der Thüre der Sakristei; da ist gerade so eine schmale Wand, wo er hinpaßt. Mir ist es, als wollte man einen alten Menschen aus seinem wohlerworbenen Hause auf die Straße werfen.“

Der Pfarrer sah seine schöne Schülerin gerührt an. „Ich will thun was ich kann, mein Kind, damit dein Wunsch erfüllt werde. Gehe jetzt zu meiner Frau und laß dir von ihr den Gartenschlüssel geben, damit du meine schönen Rosen siehst; ich will sie dir zeigen; du hast ja so viel Freude an den Blumen — und an den alten Rittern,“ setzte er lächelnd hinzu.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Winter in Berlin.

Zweiter Brief.

Feste bei Hofe.

Berlin hat lange Zeit den Glanz des Hofes und die prunkvolle Ausstellung seines Adels entbehren müssen. Der verstorbene König, nie ein Freund der Feste, hatte in den letzten Jahren seiner Regierung die Stille seines

Arbeitszimmers und den vertrauten kleinen Abendcirkel jeder glänzenden Reunion entschieden vorgezogen. Der regierende König, so weit man nach einzelnen Anzeichen zu urtheilen vermag, liebt Feste, ordnet sie selbst an und verleiht ihnen dadurch erhöhten Glanz und Interesse. Das Publikum kommt ihm im Ganzen wenig entgegen; es herrscht, wenn es gilt, Freude und Heiterkeit zu zeigen, eine Apathie, die den besten Willen muthlos zu machen im Stande ist. Wer nicht amusabel ist, kann nicht amusirt werden. Die muntere Geschmeidigkeit der Frauen und die lebhafte Begierde zu gefallen bei den Männern sind verschwunden und haben einer stumpfen Gleichgültigkeit Platz gemacht, die die Verzweiflung aller Gesellschaftssäle ist. Was soll man mit dieser gepuzten Masse beginnen, die sich langsam durch die erleuchteten Räume durchdrängt, ohne Wort, ohne Blick, ohne Lächeln? Opferthiere, die der Schlachtbank zugetrieben werden.

Für eine solche insipide Menge ist ein Maskenball gewiß das aller ungeeignetste Mittel, sie in Thätigkeit zu bringen; erst hier tritt der Contrast recht hervor zwischen Zweck und Befähigung. Die Kleidung deutet an, daß man etwas seyn soll, und man will nichts seyn und ist nichts. So trägt man einige Stunden hindurch eine Kleiderlüge umher und wirft sie dann weg. Kein Gedanke, keine poetische Laune, keine hübsche Stellung — nichts, nichts! Es ist trostlos!

Die Maskenaufzüge in Berlin, die ich mit angesehen und von denen ich einen, den bedeutendsten, beschreiben will, trugen einen edlern, vergeistigtern Charakter, und ich schreibe dieß dem direkten Einfluß des Königs zu gut, der sich wie ein guter Wirth um das, was in seinem Hause geschieht, auf's angelegentlichste kümmert. Die Künstler, die man zu Rathe gezogen, und vorzüglich Cornelius, hatten zu einer mittelalterlichen Costümdarstellung gerathen; zugleich durften poetische Anspielungen nicht fehlen, und so nahm man jenen berühmten Hof von Ferrara, an dem Tasso figurirte und von welcher Gegend her schon manches Feierliche und Prunkende bei uns über Bühne und Festsaal geschritten ist. Dieser Hof, der sich ceremoniös bewegte und nur seine schönen Gestalten und Costüme zu zeigen hatte, bildete die Einfassung zu dem in lebenden Bildern heraustretenden Gedicht Tassos. Die Hauptscenen aus dem befreiten Jerusalem wurden unter Absingung dazu passender Strophen auf einer kleinen, geschmackvoll verzierten Bühne dargestellt. Der Glanz der Costüme erfüllte die kühnsten Anforderungen, minder befriedigten die bildlichen Anordnungen das geschmackvolle Auge. Unmöglich war es, eine schöne Gruppe malerisch flüssig zu machen, sie blieb immer im kalten Selbstbewußtseyn starr widerstrebend und auseinander weichend. Beleuchtung, Draperien, gemalte Wände, alles bestand für sich und das Bild machte den Eindruck einer Wachsfigurengruppe.

Ich habe diesen Uebelstand bei allen „lebenden Bildern" gefunden; er liegt in der Natur der Sache, und man sollte doch diese geschmacklosen und verkehrten Versuche einmal für allemal aufgeben. Gerade das, was ein Gemälde zum Kunstwerk macht, die schöpferische Einheit des Gedankens, dem Figur, Farbe, Licht sich unterordnen, wird hier parodirt und gleichsam in seine dürftigen Elemente aufgelöst. Das Bild, auf welchem das Kreuzesheer Jerusalem im Strahl der Morgensonne zum erstenmal begrüßt, war in Anordnung und Stellung der Figuren gewiß ein sehr durchdachtes zu nennen, und dennoch kein gelungenes. Die blitzenden Lichter der Rüstungen, die geharnischten Gestalten selbst, durch keinen mildernden Flor fern gehalten, treten mit einer dem Gemälde völlig widersprechenden Wirklichkeit vor's Auge. Der Ausdruck der Gesichter konnte mit dem besten Willen nicht im Moment einer trunkenen Andachtsgluth, wie es der Gegenstand forderte, festgehalten werden, und ging daher bei den meisten in eine gelinde Verzerrung über. Es gehört eine mimische Begabung sonder gleichen dazu, um es einem Paul Veronese, einem Titian, einem Rubens nachmachen zu wollen, und diese schwierigen Versuche müßten jedenfalls nur mit einzelnen Brustbildern gemacht werden. Es ließe sich denken, daß von einem ausgezeichneten Mimen der famöse Herzog von Geldern, nach dem Bilde von Rembrandt, allenfalls mit Glück könnte dargestellt werden; dann müßte aber auf jede Einzelheit ein besonderes Studium verwendet werden, und was erreichte man dann endlich? Doch nur den Beweis, daß Rembrandt ein großer Maler war, und das wissen wir ohne dieß.

Als Beigabe zu den stillen, stummen Bildern erschien ein beweglicher Tänzerchor, auch aus dem Zauberwalde der Tasso'schen Dichtung hervorgelockt. Hier war die glänzende und an schönen Gestalten so reiche Aristokratie des Berliner Hofes recht an ihrem Platze. Nie sah man schlankere junge Helden, nie zierlichere Pagen, nie kräftigere, unter dem goldenen Prunk ihrer Turbane, Shawls und mit Edelsteinen gezierten Waffen daher stolzirende Mohrenritter. Man zeigte mir einzelne Herrn, die den Werth von ein paar Rittergütern an sich trugen. Die Waffen waren solid und mit der feinsten Ciselirarbeit geschmückt. Seide und Sammet waren verschwenderisch ausgegossen in prachtvollen Draperien. Der Chor der jungen Damen, von der Zauberin Armida geführt, die in der Person der Gräfin Rossi, ehemaligen Henriette Sontag, eine passende Repräsentantin gefunden hatte, bewegte sich in langem Zuge den Rittern entgegen, und während die leichten, in Flor gehüllten Gestalten, mit grünen Kränzen anmuthig geziert, im Tanze dahinschwebten,

rezitirte Taſſo einige Strophen aus ſeinem eigenen Gedichte.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Edinburg, Mai.

(Fortſetzung.)

Lochleven. — Kinroß.

Bald nachdem man den ſchon ziemlich ſchmal gewordenen Meeresarm bei Queensferry gekreuzt hat, tritt man einem gegen Nordweſten gelegenen Gebirgskranz, den „Ochilhills" näher, welche eine Art von Vorgebirge oder Vormauer der eigentlichen Hochlande bilden, durch ihr grünes Ausſehen und die abgerundeten ſanften Formen einen angenehmen Eindruck hervorbringen, und ſehr ſtark gegen die Wildheit der weiter nach Norden liegenden „Grampians" abſtechen. Einige Meilen vom Fuße dieſer Ochilhills liegt das kleine und nichts weniger als ſchöne Städtchen Kinroß, welches der Hauptort der Grafſchaft gleichen Namens iſt, und in deſſen unmittelbarer Nähe der wohlbekannte See „Lochleven" ſich befindet. Derſelbe hat etwa zwölf engliſche Meilen im Umfang, ſieht aber nicht ſonderlich maleriſch aus, da die Ufer ziemlich flach ſind. Er umſchließt vier kleine Inſeln, deren eine ein großes hiſtoriſches und noch größeres romantiſches Intereſſe erlangt hat. Dieſe Inſel liegt etwa in der Mitte des beinahe runden Sees und auf ihr befinden ſich die noch ziemlich wohl erhaltenen Ruinen von „Lochleven Caſtle," in welchem die ſchöne Königin Maria Stuart gefangen gehalten und gezwungen wurde, der Krone Schottlands zu entſagen. Hier war es auch, wo die ungewöhnliche Frau mitten unter den bedrückendſten Umſtänden die Zauberkraft ihrer Reize auf das warme Herz des jungen Douglas ausübte und demſelben eine ſo heftige Leidenſchaft einflößte, den Jüngling mit ſo kühnen Hoffnungen erfüllte, daß er ihnen Pflicht und die theuerſten Intereſſen ſeiner Familie opferte, indem er mit ſeiner reizenden Gefangenen die Flucht ergriff. Noch wird eine kleine Erhöhung, an welcher Douglas und die Königin landeten, „Mary's Knoll" genannt, und noch zeigt man in „Kinroß houſe," dem am See gelegenen Landſitze der Grahamſchen Familie, die Schlüſſel des Schloſſes vor, welche Douglas während der Ueberfahrt in den See warf und die im Jahre 1805 aus demſelben wieder hervorgezogen wurden. — Da bekanntlich Walter Scott dieſe königliche Flucht in ſeiner gewohnten meiſterhaften Weiſe behandelt hat und ich kurz vorher die Schilderung des Ereigniſſes geleſen hatte, ſo war der Eindruck noch ganz lebendig, und ich betrachtete Gegenſtände, welche an und für ſich eben kein großes Intereſſe darbieten, mit ſehr romantiſcher Theilnahme und aufgeregter Phantaſie. Bei dieſem Anlaß will ich bemerken, daß die unglückliche Königin in Schottland noch in friſchem Andenken ſteht, daß in vielen Häuſern ihr Bildniß angetroffen und noch heutigen Tages das Urtheil beſtochen wird durch den Liebreiz, den dieſe Frau in ſo außerordentlichem Grade beſeſſen. Man kann es in der That kaum über ſich gewinnen, der Geſchichte Glauben zu ſchenken und anzunehmen, daß in einer ſo herrlichen, vollendeten Geſtalt eine ſittlich ſo verdorbene, eine in vielen Beziehungen ſo häßliche, ſelbſt großer Verbrechen fähige Seele gewohnt habe. Man möchte bei Betrachtung des reizenden Bildes der ſchottiſchen Königin gar zu gern an die Richtigkeit der türkiſchen Behauptung glauben, daß in einem ſchönen Körper auch eine ſchöne Seele wohne.

Diejenigen meiner Leſer, die Gegenſtänden der Küche und der Tafel einige Aufmerkſamkeit ſchenken, dürfte vielleicht die Angabe intereſſiren, daß der „Lochleven" durch die Vortrefflichkeit ſeiner Forellen für die ſchottiſchen Feinſchmecker eine große und wohlverdiente Berühmtheit erlangt hat. Die erwähnten Fiſche werden zu den leckerſten ihrer Gattung gezählt, welche man in den ſchottiſchen Gewäſſern antrifft, und ſie zeichnen ſich namentlich durch die zartrothe Farbe ihres Fleiſches aus, die man kleinen Krebschen zuſchreibt, von denen ſich die Forellen nähren und die auf dem Grunde des Sees leben. Wer nach Kinroß kommt und gerne Fiſche ißt, dem iſt daher ſehr anzurathen, die dortigen Forellen zu koſten; er wird dieſelben ſicherlich eben ſo vortrefflich finden, als die Schwarzreuterl aus dem Königsſee, oder die Forellen in Gefrees im Fichtelgebirge, welch leztere bekanntlich zu den beſten auf dem europäiſchen Feſtlande gerechnet werden, wie dieß ſelbſt von einer ſo großen Autorität wie Napoleon zu ſeiner Zeit anerkannt wurde.

Zur Beſichtigung der Sehenswürdigkeiten des Lochleven reichen für Jeden, der nicht ſchottiſcher Alterthümler von Beruf iſt, einige Stunden vollkommen hin; und da ich nicht zu dieſer Gattung von Forſchern gehöre, ſo blieb ich nur einmal in Kinroß über Nacht, wo ich, im Vorbeigehen bemerkt, einen Gaſthof traf, der auch Fußreiſende aufnimmt und für die Befriedigung ihrer Bedürfniſſe mit großer Zuvorkommenheit ſorgt. Ich erhielt daſelbſt ein vortreffliches Diner, bei dem natürlich die guten Forellen des Sees nicht fehlten, ſchlief in einem ausnehmend guten Bette, nahm den folgenden Morgen ein ächt ſchottiſches, das heißt ſehr ſubſtanzielles Frühſtück ein, und zahlte nicht viel mehr als fünf engliſche Schillinge oder drei rheiniſche Gulden, was offenbar für alle dieſe guten Dinge nicht zu viel war. Daneben hatte ich noch eine ausgezeichnete Geſellſchaft in einigen „Country Gentlemen" gefunden, welche mit mir auf dem Wege nach dem Norden begriffen und äußerſt luſtige und redſelige Geſellen waren. Wie allen Schotten ging auch ihnen ihr Vaterland über Alles; ſie waren ſeines Lobes voll, und als ſie erſt vernommen hatten, daß ich aus weiter Ferne gekommen ſey, um zu meiner Belehrung und zu meinem Vergnügen in Schottland zu reiſen, da war für mich ihre ganze Gunſt erworben. Sie überboten ſich an Artigkeiten gegen mich und theilten mir alle nur möglichen Notizen und Belehrungen über die Orte mit, die ich zu beſuchen im Begriffe ſtand. — Obgleich ich gern meiner Reiſeweiſe treu geblieben wäre und den Weg nach Perth zu Fuß gemacht hätte, da derſelbe durch ein ſchönes Thal der Ochilhills führt, ſo konnte ich doch nicht umhin, die freundliche Einladung eines meiner Genoſſen anzunehmen und in ſeinen „Gig" zu ſteigen. In anderthalb Stunden hatten wir den ſiebzehn engliſche Meilen langen Weg von Kinroß nach der alten ſchottiſchen Hauptſtadt durchflogen, und ich ſah bei dieſem Anlaß mehrere alte Familienſitze, wie „Burleigh Caſtle," „Balmanno Caſtle" und „Kilgraſton," von denen ich aber dem Leſer nichts berichten kann. Das Thal „Glenfarg," das wir durchfuhren und welches von den Ochilhills gebildet wird, darf man romantiſch nennen und muß ſelbſt dem gefallen, deſſen Geſchmack im Punkt der Landſchaften verwöhnt iſt.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 52.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 122.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 21. Mai 1844.

Theſeus. — Was haben wir für Spiel und Tänze?
Wie bringen wir nach Tiſch bis Schlafengehn
Den langen Zeitraum von drei Stunden hin?
Wo iſt der Meiſter unſrer Luſtbarkeiten?
Was gibt's für Kurzweil?

Shakespeare.
Sommernachtstraum.

Ein Winter in Berlin.

(Fortſetzung.)

Der Hof — nicht der von Ferrara, ſondern der von Berlin — ſtellte ſich an die Spitze der Tänze und Aufzüge. Ein großer Theil der Prinzen und Prinzeſſinnen des königlichen Hauſes befand ſich ebenfalls in Coſtüm, und zwar in einem ſehr kleidſamen, prachtvollen. Der König war der Einzige in der ganzen Verſammlung, der einen ſchwarzen Dominomantel trug. Er zeigte ſich überall und ſeine Miene drückte Heiterkeit und Wohlwollen aus. Der lebhafte Antheil, den er an der Darſtellung nahm, ſein lobendes und aufmunterndes Wort machte, daß die Freude nie erlahmte. Als humoriſtiſcher Epilog erſchien eine in Thiermasken gehüllte Geſellſchaft, die eine groteske Scene und dann ein komiſches Ballet darſtellte. Für viele Zuſchauer, die durch den Ernſt und die ſtarre Pracht etwas ermüdet waren, diente dieſe Thierkomödie, welche ſich in ihren Masken Grandville's vortreffliche Illuſtrationen zum Modell genommen hatte, als ergötzliche Erheiterung. Ein glänzendes Souper beſchloß das Feſt. Einige Wochen darauf hatte ich Gelegenheit, franzöſiſche Vaudevilles in kleinem Hofcirkel darſtellen zu ſehen, wo ſich vortreffliche und mit der ganzen Fülle ſeiner Komik ausgeſtattete Talente zeigten, namentlich unter dem Perſonal des franzöſiſchen diplomatiſchen Corps.

Sie werden ſich, liebe Lucie, der Feſte erinnern, die im immenſen Lokal des Winterpalaſtes in Petersburg gegeben werden. Die hieſigen ſind weſentlich davon unterſchieden. Es herrſcht hier mehr das Beſtreben, künſtleriſche Elemente in die Feſte hinein zu verweben. Die koloſſalen Verſammlungen am Kaiſerhofe tragen immer, wie es bei ſolchen Maſſen nicht anders ſeyn kann, einen militäriſchen Charakter an ſich und verleugnen nie die Regeln der ſtrengſten Etikette. Zwiſchen dem kleinen künſtleriſch gebildeten Hofe, wie er in Weimar, beſonders unter Goethes Mitwirkung, beſtand, und dem Hofe von St. Petersburg würde das jetzige Berlin das Mittelglied bilden.

Zu den Feſten bei Hofe muß ich nothwendig auch die Vorſtellungen auf dem kleinen Schloßtheater zu Sansſouci zählen, wo man den Sommernachtstraum gab, nach der Schlegel'ſchen Ueberſetzung. Dieſes Feſt war ein an und für ſich intereſſantes dramatiſches Experiment. Der König hatte das Verlangen bezeugt, die altengliſche Bühne zur Zeit Shakespeares nach den Notizen, die die Alterthümler über dieſen Gegenſtand geſammelt, conſtruirt zu ſehen. Das Schloßtheater in Sansſouci iſt klein und faßt wenig Zuſchauer; außer dem ſehr zahlreich verſammelten Hofe waren daher nur wenige Theilnehmer

zugelaſſen worden. Die Erwartung war hoch geſpannt, wurde aber, wenigſtens was den Geſammteindruck des Stücks auf die Zuſchauer betrifft, nicht befriedigt. Man hat in öffentlichen Blättern ſpäter ſehr viel von dem Erfolg dieſer Vorſtellungen geſprochen, allein die Berichterſtatter haben es, von Rückſichten des Tagesintereſſes geleitet, mit der Wahrheit nicht ſehr genau genommen. Es herrſchte durchweg große Kälte und Theilnahmloſigkeit bei einem Verſuche, alte Formen einer preciöſen und verſchrobenen Zeit unſerem Geſchmacke und unſerem modernen Sinne aufzunöthigen. Selbſt die Einrichtung der Bühne, die in ſceniſcher Hinſicht Manches für ſich hat, wird ſich ſchwerlich bei uns einbürgern. Das gegenwärtige Theater mag große Mängel haben, und einer der größten ohne Zweifel iſt, daß es nicht mehr recht im Stande iſt, uns Intereſſe einzuflößen; durch dieſe Hinweiſungen auf eine noch unvollkommenere Geſtaltung werden wir jedoch nichts gewonnen haben. Die Muſik Mendelsſohn-Bartholdys, die dem Mährchenſtoffe ſich anſchmiegte, hätte unter andern Umſtänden bezaubernd wirken können; ſo aber verdarb das Geſchraubte, kalt Fremdartige, in froſtigen Witzſpielen und plumper Intrigue ſich bewegende Mährchenluſtſpiel dem Zuhörer auch die Freude an der Muſik.

Der Abend war indeſſen dennoch heiter und angenehm. Es machte einen wohlthuenden Eindruck, die Poeſie recht eigentlich in nächſte Nähe des Hofes gezogen zu ſehen; man konnte ſich in die glücklichen Zeiten verſetzt denken, wo die Macht, in heitern und anmuthigen Formen ſich bewegend, mit den Muſen ohne Zwang verkehrte, wo ein Fürſt, in die Streitfragen der Poeten ſich miſchend, über äſthetiſche Probleme zu Gerichte ſaß. Eliſabeth konnte ihrem berühmten Schützling einſt nicht huldvoller zugelächelt haben, als es hier vom verſammelten Hof dem wiedererweckten Dichter geſchah. An gutem Willen, die Dinge, wenn es nur irgend ging, amuſant zu finden, fehlte es nicht. — Die Theilnahme und Heiterkeit des Königs war auch hier wieder für Alle aufmunternd. Die gelehrten Bewunderer Shakespeares laſen aus dieſem Lächeln beſſer als aus dem gründlichſten Commentar alle Schönheiten und Vorzüge ihres angebeteten Phantoms heraus. Vielleicht täuſchten ſie ſich. Der König, ſo ſcheint mir, will Niemanden einen erlaubten Spaß verderben, ſo auch hier nicht den alten Shakespeare-Enthuſiaſten, die ſich wie die Kinder freuten, daß einmal ihr Liebling ſo ganz unverkümmert, in ſeiner ganzen grotesken Ungezogenheit auf die Bühne gelangte.

Von den kleinern Reunionen bei Hof will ich nur eines Conzerts erwähnen, das mir erinnerlich geblieben iſt. Die Geſellſchaft verſammelte ſich in einem zierlichen, mit antiken Wanddekorationen, Vaſen und Büſten geſchmückten Salon. Ein Piano war faſt in die Mitte des Gemachs hingeſtellt. Die Königin, die Prinzeſſinnen nahmen in einem Halbcirkel Platz, der König und die Prinzen hinter den Stühlen der Damen. Nachdem ein paar untergeordnete Sängerinnen ihre Leiſtungen vorgetragen hatten, erſchien Madame Schröder-Devrient. Ich will Ihnen offen bekennen, liebe Lucie, daß dieſe im Ruf ſtehende Cantatrice recht eigentlich meine bête noire iſt, was den Vortrag der modernen Muſik betrifft. Sie iſt mir eben ſo unleidlich, wenn ſie die Bühne betritt, als wenn ſie im Conzertſaal ſingt. Ueberall dieſe ſchreiende Uebertreibung! Von ihr ſchreiben ſich auch gewiſſe Rollen her, die man „trotzige Jungen" betitelt; ſo nämlich gibt Madame Schröder-Devrient den Romeo. Man kann nichts den Sinn für Schönheit und Sitte Beleidigenderes ſehen, als dieſe Auffaſſung. Es gab eine Zeit, wo man es für Frauen nicht geziemend hielt, die Bühne zu betreten; man fürchtete, ſchon dieß könnte die weibliche Würde verletzen, und beſonders da, wo man ſie zwänge, zu zeigen, durch welche Mittel Frauen Liebe und Beifall ſich erwerben. Welch einen gewaltigen Schritt weiter macht die Keckheit, wenn es den Frauen erlaubt wird, mit Stiefeln und Sporen die Bühne zu erklettern, und zwar in der Abſicht, um zu zeigen, wie Männer und Jünglinge es anzufangen haben, um Frauen zu verführen! Welch eine Preisgebung der Myſterien! Welch freches, räuberiſches Spiel mit allen Frauenempfindungen! Welcher Umſturz jedes Heiligthums! Zum Glück für die ſich ſelbſt vergeſſende Kunſt und zum Segen für uns arme gepeinigte Männer mißglückt ein ſolches Wageſtück immer. Die ſchönſte Frau gibt allemal den allerhäßlichſten Mann ab; denn recht eigentlich häßlich iſt hier das durchaus Ungehörige, Widerſtreitende, Unwahre. Dennoch werden unſere Schauſpielerinnen und beſonders Sängerinnen nicht müde, immer wieder in ſo ungehörige Masken zu ſchlüpfen.

(Fortſetzung folgt.)

Die Heimath.

(Fortſetzung.)

Agnes war von ihrem zehnten Jahre an, wo ſie zum Großvater kam, viel im Hauſe des Pfarrers; er und ſeine Frau, zwei freundliche kinderloſe alte Leute, liebten das zierliche ſinnige Kind auf das herzlichſte und ſtrebten Beide, ihr einige Bildung und Kenntniſſe zu geben. Wißbegierig faßte ſie alles auf und hatte ſo eine Ausbildung erhalten, die weit über ihrem Stande war. Auch Leo war ein Liebling des Pfarrers oder eigentlich der Pfarrerin, die ihn auf alle Weiſe begünſtigte und

ihrem Eheherrn zu empfehlen wußte. Der Großvater der Kinder war auch kein ungebildeter Mann; sein Vater war Kaufmann gewesen und ziemlich wohlhabend. Er selbst hatte angefangen, Theologie zu studiren, als sein Vater starb und zu allgemeinem Erstaunen ein ganz überschuldetes Vermögen zurückließ. Jakob Braun mußte also die Universität verlassen, und nach vielen Irrfahrten und Unglücksfällen war er in den kleinen, ärmlichen, aber stillen Hafen des Küsterhäuschens eingelaufen. Eine Studentenliebe, die ihm zwölf Jahre lang treu geblieben war, theilte es mit ihm, starb aber nach der Geburt des zweiten Kindes. Er war jezt ein auffallend wortkarger Greis, den nur Ein Gefühl noch zu bewegen schien, die Liebe zu seinen Enkelkindern, die ihm diese Liebe auch reichlich vergalten. Beide wetteiferten, seine freilich sehr bescheidenen Wünsche ihm an den Augen abzusehen. Wenn die Leute in ihn drangen, Leo aus dem Hause zu geben, um ihn ein Handwerk lernen zu lassen, sagte er ruhig: „Ich schicke ihn nicht fort; will er gehen, so ist es gut, der Himmel wird es ihm dann schon eingeben. So lange ich lebe, kann er bei mir bleiben; und bin ich todt, verwendet sich vielleicht der Herr Baron für ihn, daß er Küster wird, dann ist ihm auch geholfen. Draußen findet keiner sein Glück, und wer leichtsinnig die Heimath verläßt, sehnt sich nur nach ihr zurück."

Agnes Wunsch wurde wirklich erfüllt. Der alte Ritter kam neben die Thüre der Sakristei. Der Pfarrer brachte ihr selbst die frohe Nachricht, für die sie ihm dankte, als sey ihr eine große Wohlthat widerfahren. Der alte Ritter war auch das Einzige, was sie noch in der Kirche freute; denn diese selbst kam ihr mit der weißen Uebertünchung ganz fremd vor. Eines Nachmittags kam die Tochter des Barons — dieselbe, der Leo den Strohhut nehmen wollte, um ihn Agnes aufzusetzen, und die mit ihrem Vater ein Gut in der Nähe bewohnte — mit einem jungen Herrn, einem Vetter, in das Dorf, um die neu hergestellte Kirche zu besehen, die nächsten Sonntag eingeweiht werden sollte. Braun schickte die Enkelin mit dem Kirchenschlüssel hinaus, um den Herrschaften aufzuschließen. „Schön, daß du kommst, Agnes, ich möchte hier meinem Vetter gern die Kirche zeigen; ist sie schön geworden?" — „Mir hat sie früher viel besser gefallen; sie sieht jezt mit der weißen Farbe auf den alten, ehrwürdigen Formen gerade aus, wie eine todte Matrone im Sterbekleide."

„Ist denn gar nichts Altes in der Kirche?" fragte nun der Fremde, dem die schöne Agnes auffiel, „keine Merkwürdigkeit?" — „Nur eines, gnädiger Herr, ein alter Grabstein, und der ist auch nur auf meine inständigen Bitten drin geblieben; man wollte ihn an die Kirchhofmauer stellen, ich habe aber so lange bei dem Herrn Pfarrer gebettelt, bis er bei der Commission ein gutes Wort eingelegt hat und mir mein lieber alter Ritter erhalten wurde." — „Wie heißt denn dein geliebter Ritter?" fragte das Fräulein lachend. — „Otto von Perneck." — „Wie?" — „Otto von Perneck." — „Nicht möglich! Lieber Vetter, was sagen Sie dazu?"

Aber dieser gab der Cousine keine Antwort, sondern stellte sich dicht vor Agnes hin, so daß sie erröthend zurück trat, und fragte ganz ernsthaft: „Heißt er wirklich so, mein Kind?" — „Ja, wirklich; ich sehe gar nicht ein, warum ich Ihnen nicht die Wahrheit sagen sollte, da Sie sich ja selbst überzeugen können." — „Also schnell in die Kirche!"

Behend eilten die drei jungen Leute die Stufen hinan, Agnes voraus; sie war wunderschön in dem Augenblicke, als ihre zarte Gestalt sich anstrengte, mit dem großen Schlüssel das alte schwere Schloß zu öffnen. Der Fremde sprang seiner Cousine voran, um ihr zu helfen, da flog aber die Thüre auf, und sie traten aus der warmen Herbstsonne in die feuchte, eigenthümliche Kirchenluft. Die Kirche war erschrecklich hell. Das durchsichtige Glas der Fenster ließ das Licht ungestört in alle Ecken schießen, um die frommen Gedanken längst verstorbener Beter aus ihrer stillen, dunkeln Zuflucht zu verjagen; denn bei den jetzigen Betern konnten in diesem hellen Saale keine frommen Gedanken mehr sich entwickeln. Wenn man seine Andacht oder seine Liebe aussprechen will, darf einem die Sonne nicht in's Gesicht scheinen. Das Sonnenlicht läßt alle Pflanzen erblühen, nur die Schwärmerei nicht; die bedarf des matten Lichtschimmers, der durch gemalte Scheiben bricht und an dunkelgrauen Wänden hinabgleitet, oder des feuchten milden Mondenstrahls, der nicht erleuchtet, nur beleuchtet.

„Mir gefällt die Kirche jezt," sagte das Fräulein; „wie nett und reinlich sieht sie aus!" — „Als wenn die Kirche eine Küche wäre, sprechen Sie von ihr; dort ist die Nettigkeit am Platz. Nein, ich finde auch, daß das schöne Küsterkind hier ganz recht hat: früher war sie schöner." — „Sie haben sie ja früher gar nicht gesehen," entgegnete spöttisch das Fräulein. — „So etwas denkt man sich. Nun, und wo ist mein Namensvetter?" — „Namensvetter?" — „Ja, mein Kind, denn ich heiße auch so: Otto von Berneck; darum staunten wir." — „Wirklich?" und nun sah sie zum erstenmal den jungen Mann aufmerksam an und mußte sich gestehen, daß es ein ungewöhnlich schöner Mensch sey, schöner als alle im Dorfe. Er nahm seine Lorgnette und las die Inschrift. „Wahrhaftig, mein Name, offenbar einer meiner Vorfahren, nur daß wir unsern Namen jezt mit einem B, statt des alterthümlichen P schreiben; und die Jahrszahl — fünfzehnhundert zwei und fünfzig — eine hübsche Zeit!"

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Edinburg, Mai.

(Schluß.)

P e r t h.

Ich bin nie in Rom gewesen und habe nie die Tiber gesehen, ich kann daher auch nicht sagen, ob Perth und der dort fließende Tay der ewigen Stadt und ihrem schmutzigen Flusse gleichen. Als Agricola und seine Armee gegen das Gebiet der Kaledonier vorrückten und der Ebene von Perth und des Tays ansichtig wurden, da riefen Feldherr und Heer gleichzeitig aus: Ecce Tiberis! Ecce Campus Martius! Es scheint demnach doch eine Aehnlichkeit zwischen beiden Gegenden zu bestehen, wie groß auch deren sonstige Verschiedenheiten seyn mögen. Der genannte römische Heerführer schlug auf der Stelle, auf welcher das heutige Perth steht, sein Lager auf, errichtete daselbst eine Stadt, durch Mauern und Kastelle geschützt, führte eine Brücke über den Tay und erbaute einen Aquäduct, der jezt noch vorhanden ist und die öffentlichen Brunnen der Stadt aus dem Flusse Almond mit Wasser versorgt. In der Geschichte von Schottland hat Perth eine nicht ganz unbedeutende Rolle gespielt und war Jahrhunderte lang die Hauptstadt des Königreichs, in der häufig Parlamente gehalten wurden. Kirchenversammlungen stattfanden und sonstige Staatsaktionen vor sich gingen. In den Stuartschen Aufständen von 1715 und 1745 fiel die Stadt in die Hände der Hochländer und wurde daselbst der Prätendent zum Könige ausgerufen. Es war auch Perth, wo die schottische Reformation ausbrach. Man verzeihe mir einen Ausdruck, der gewöhnlich für Ereignisse ganz anderer Art gebraucht wird; allein die schottische Kirchenverbesserung trug einen solchen Charakter von Heftigkeit und Zerstörungssucht an sich, daß sie in ihren Aeußerungen einer gewaltthätigen politischen Revolution häufig nur zu ähnlich war. Der wohlbekannte Knox predigte eines Tags in der Johanniskirche zu Perth gegen Götzendienerei, unter welcher natürlich der Bilderdienst verstanden wurde, und wußte seine Zuhörer zum glühendsten Religionseifer zu entflammen. Unmittelbar nach gehaltener Predigt beging ein Priester die Unvorsichtigkeit, ein Kästchen mit Reliquien und kleinen Heiligenbildern zu öffnen und Messe lesen zu wollen. Dem durch Knox aufgeregten Volke diente diese Handlung als Aufforderung zum kirchlichen Aufruhr: es fiel über den unglücklichen Priester her, zerschlug die Bilder der Kirche, zerriß die Gemälde, zerstörte die Altäre, warf die heiligen Gefäße auf die Straßen und zog nach vollbrachtem Zerstörungswerk in Masse gegen die Klöster der Karthäuser, der grauen und der schwarzen Mönche, plünderte dieselben und ging erst dann auseinander, als die Gebäude in Trümmer lagen. So human und christlich war der erste Akt der schottischen Reformation, und Jedermann weiß, welche Nachahmung das in Perth gegebene Beispiel des Vandalismus auch in andern Theilen Schottlands gefunden, wie zerstörerisch die Reformer dieses Landes zu Werk gegangen. Man muß wirklich ein sehr engherziger Calvinist und ein völlig blinder Protestant seyn, um nicht noch heutigen Tages über solche Rohheiten zu ergrimmen. In der That, unsere politischen Radikalen der äußersten Linken mit all ihrer Rücksichtslosigkeit gegen die Vergangenheit, mit all ihrer Verachtung gegen bestehende Einrichtungen, mit ihrem ganzen Haß gegen den Nachlaß der Vorzeit, sie erscheinen beinahe liebenswürdig, nachsichtig, mild und versöhnlich, verglichen mit den schottischen Nivellirern des sechzehnten Jahrhunderts. Dank vorzugsweise dem reformatorischen Eifer der Knoxianer, finden sich, wie im übrigen Schottland, so auch in Perth jezt nur noch wenige Baureste aus der mittelalterlichen Zeit und vergeblich sucht man nach den Spuren der zahlreichen kirchlichen Gebäude, welche noch vor wenigen Jahrhunderten die alte schottische Hauptstadt zierten. Ich glaube, daß die langen und so unheilvollen Bürgerkriege bei weitem nicht so viel Baudenkmale in England zerstört haben, als die Reformation. Wenn daher das heutige Perth ein ganz modernes Aussehen hat, so darf sich der Geschichtskundige nicht darüber wundern. Mehrere Straßen sind wirklich schön gebaut und einige öffentliche Gebäude müssen großartig und geschmackvoll genannt werden, wenn dieselben auch durch ihren Styl mehr für den heitern Süden als den düstern Norden passen. Die „County Hall" z. B. ist im edelsten griechischen Style gebaut.

Dem Fremden wird ein neueres Gebäude gezeigt, das den Perther Bürger lebhaft an die lezten Kriege erinnert und das den Namen „Depot" trägt. Die Regierung ließ dasselbe im Jahre 1812 eigens für den Zweck bauen, um darin die gemachten Kriegsgefangenen unterzubringen; und so wohl wurde es benüzt, daß einmal nicht weniger als siebentausend Franzosen sich darin befanden, aus welcher Zahl man einen Schluß auf die Geräumigkeit des Gebäudes machen kann. Jezt dient es ganz friedlichen Zwecken, indem es als Waarenmagazin benüzt wird. Der Tay, der an der Stadt vorüberfließt, ist schon ein stattlicher Strom, was man daraus abnehmen kann, daß Schiffe von dreihundert Tonnen vom Meere nach Perth gelangen, wobei jedoch die Fluth zu Hülfe gezogen werden muß.

In Schottland legt man bekanntlich eben so viel Werth auf classische Bildung, als im Schwesterland, weßhalb jenseits der Tweed an höhern Lehranstalten, „Grammar Schools" und dergleichen Instituten kein Mangel ist. Auch Perth besizt eine derartige Schule, die man „Academy" nennt, und von der die Leute behaupten, daß man darin vortrefflich Griechisch und Lateinisch lehre. Die Akademie steht daher in bedeutendem Ansehen und wird von den Söhnen hoch- und niederschottischer Familien ziemlich stark besucht. — Im lezten Viertel des vorigen Jahrhunderts herrschte in Schottland ein großer Eifer für antiquarische Studien, und es waren vorzüglich die schottischen Alterthümer, welche den Gegenstand solcher Forschungen bildeten. Walter Scott fiel unter den Einfluß dieser Zeitrichtung; er wurde der eifrigste der schottischen Alterthümler, und dieser seiner Liebhaberei verdanken wir (nächst dem angeborenen Genie des Romantikers) auch die herrlichen Schilderungen schottischen Lebens und schottischer Sitten früherer Jahrhunderte. Ohne die gründlichsten antiquarischen Kenntnisse, die nur durch ein langes Studium erlangt werden konnten, hätten sicherlich mehrere der vorzüglichsten Scottschen Romane nicht geschrieben werden können. — Auch in Perth gab es zu jener Zeit der Alterthümler so viele, daß dieselben im Jahre 1784 einen Verein unter dem Namen „Antiquarian Society" stifteten, welcher heutigen Tages noch besteht, seither aber in den Kreis seiner Thätigkeit auch die Naturwissenschaften, die Literatur und die Kunst gezogen hat.

Ein andermal werden mich die Leser vielleicht gerne weiter begleiten.

Beilage: Kunstblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 123.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 22. Mai 1844.

D'où me vient, la belle, une rencontre si agréable? Quoi! dans ces lieux champêtres on trouve des personnes faites comme vous êtes!

Molière.

Die Heimath.

(Fortſetzung.)

„Nun, mein Kind," erwiderte der Baron, „ich danke für die gütige Verwendung für meinen Urahn und bitte um die Erlaubniß, zum Zeichen meiner Dankbarkeit, die Hand der Beſchützerin küſſen zu dürfen." — „Warum nicht gar!" ſagte Agnes feuerroth und verbarg ihre beiden Hände unter der Schürze. Das Fräulein hatte ſich ärgerlich abgewendet. „Gehen wir jetzt!" ſagte ſie kurz, „mir wird es hier zu kühl." — „Wie Sie befehlen, Couſine, ich bin zu Ihren Dienſten."

Das Fräulein ſchritt voraus. Herr von Berneck ging neben Agnes her und ſagte ihr ſchöne Dinge, daß ſie den Ritter in ihren Schutz genommen; er verſuchte noch einmal, im Rücken ſeiner Couſine ihre Hand zu erfaſſen, aber ſie entzog ſie ihm raſch und eilte voraus, um die Thüre aufzuſchließen. Dort zog das Fräulein einen grünſeidenen Beutel und nahm mit boshafter Miene ein halbes Guldenſtück heraus, es Agnes mit den vornehm betonten Worten: „für deine Mühe, Kind," hinreichend. Dieſe ward aber roth, dann bleich, und es ernſt zurückreichend, ſagte ſie leiſe: „Behüte der Himmel, was fällt Ihnen ein, gnädiges Fräulein! Sie kennen mich ja ſeit meiner Kindheit und haben mir nie ſo etwas zugemuthet." — „Was ſoll die Komödie? Nimm es, du haſt es durch deinen Gang verdient." Und Agnes näher tretend, wollte ſie es ihr in die Schürzentaſche ſtecken, als ihr Vetter dazwiſchen trat und ſich vor Agnes ſtellte, der ſchwere Thränen aus den Augen rollten, indem er kalt ſagte: „Couſine, laſſen Sie den Spaß! das unſchuldige Mädchen verſteht unſere ſchlechten Manieren nicht."

Während Agnes nun ſich mit dem Zuſchließen der Kirche beſchäftigte, entfernten ſich die Fremden, aber Berneck fand dennoch Zeit, ihr zuzuflüſtern: „Auf baldiges Wiederſehen." — Am andern Tage kam er wirklich zu ihrem Großvater und bat um den Kirchenſchlüſſel; er möchte gern das Grabmal ſeines Vorfahren zeichnen. Als der Alte den Schlüſſel an Agnes gab, trat Leo, der unbemerkt in der Ecke geſeſſen, raſch vor und ſagte: „Laßt mich mit dem Herrn gehen, Großvater, Agnes hat noch im Hauſe zu thun." — „Meinetwegen," ſagte Braun, aber Berneck fiel ſchnell ein: „es wäre mir lieber, die Jungfer ginge mit, weil ich das leztemal in der Kirche einen kleinen goldenen Uhrſchlüſſel verloren; damals war auch Ihre Enkelin dabei, und ſie kann mir beſſer ſuchen helfen, weil ſie weiß, wo wir herumgegangen." — „Gewiß," ſagte höflich der Küſter, „ich wünſche von Herzen, daß Sie ihn wieder finden möchten." Und Agnes, welche die Zeit über ſchweigend dageſtanden, ging mit einem

gewiſſen Bangen dem jungen Manne voran, der ihre ſchlanke Geſtalt ſtillſchweigend bewundernd folgte.

Als ſie in die Kirche eingetreten waren, ſagte ſie: „Nun wollen wir gleich nach dem Schlüſſel ſuchen.“ — „Bewahre, Kind! laß das ſeyn, es war nur ein Vorwand, damit du mitgehen ſollteſt ſtatt des Jungen; ich möchte gern von dir hören, wo der Grabſtein gelegen, ehe man ihn auf deinen Wunſch hier aufgeſtellt; überhaupt biſt du mir intereſſant durch deine Sorge für den alten Herrn, du kommſt mir dadurch wie eine halbe Verwandte vor.“

Agnes zeigte ihm erröthend und ſich ihm ängſtlich fern haltend, den Platz; dann, als er ſeine Mappe und Bleiſtift hervor zog, ſagte ſie eilig: „Ich gehe jezt einſtweilen nach Hauſe; wenn der gnädige Herr fertig ſind, rufen Sie mich nur, dann komme ich und ſchließe zu.“ — „Warum nicht gar! meinſt du, ich wolle in der alten weißen Kirche hier allein bleiben? Gott bewahre, nein, du mußt mir Geſellſchaft leiſten; während ich hier zeichne, ſetze du dich in den nächſten Kirchenſtuhl und erzähle mir irgend eine Sage aus der Gegend, eine Geſchichte; ich höre für mein Leben gern Geſchichten, und der Pfarrer ſagte mir heute Morgen, du ſeyeſt hier im Dorfe eine berühmte Erzählerin.“

Das Mädchen ſah ihn ſchüchtern fragend an. „Iſt das Ihr Ernſt, gnädiger Herr? Wie könnte ſo ein vornehmer Herr ſich von einem armen dummen Mädchen, wie ich bin, etwas erzählen laſſen? Da leſen Sie ja hundertmal ſchönere Geſchichten in Ihren Büchern, von denen Sie ſo viele bekommen können, wie Sie wollen, während wir armen Landleute uns mit dem begnügen müſſen, was uns ein glücklicher Zufall in die Hände führt. O wenn ich Bücher hätte!“ — „Du ſollſt haben, ſo viel du willſt, ich leihe dir meine ganze Bibliothek, aber du mußt mir dafür deine Geſchichten erzählen und jezt gleich zum Anfang eine, ich bitte dich!“ — „Schon gut, wenn Sie mir Bücher geben wollen und durchaus meine einfältigen Erzählungen hören, die ich meiſtens von der alten Lisbeth gelernt, ſo ſollen Sie den Willen haben. Was erzähle ich nur gleich?“ Sie ſezte ſich in den Kirchenſtuhl und ſtützte ihr blondes Köpfchen ſinnend in die Hand, während Berneck anfing zu zeichnen. „Richtig!“ rief ſie dann, „nun fällt mir eine hübſche Geſchichte ein, ſie heißt:

Die Zwillingsſchweſtern.

An einem großen, großen See ſtand eine einſame Fiſcherhütte, darinne wohnte ein Mann, der ſich ſehr unglücklich fühlte; denn im lezten Monat waren ihm Weib und Kind geſtorben, und in ſeiner Einſamkeit hatte der Schmerz gar viel Gewalt über ihn. Weit und breit ſah man keine menſchliche Wohnung, nur hoch oben auf dem Berge ein altes Schloß, in dem ein reicher Graf hauste. Da hinauf mußte der Mann, der Claus hieß, die Fiſche liefern, und immer zweimal in der Woche kam ein Diener und holte ſie ab. Das leztemal, als dieſer den Fiſcher ſo traurig fand, erzählte er ihm, daß ſie oben auch ein gar groß Unglück erlebt hätten. Von den beiden ſchönen Zwillingstöchtern des Grafen ſey die älteſte, die Braut geweſen, plötzlich geſtorben, und die zweite jezt doppelt unglücklich; denn nicht nur beweine ſie den Tod ihrer Schweſter, ſondern ſie ſolle nun auch deren Bräutigam, einen alten reichen Mann heirathen, weil der Graf geſchworen, daß ſein Freund, das war der Alte, nicht das Schloß ohne eine ſeiner Töchter verlaſſen ſolle. Dann erzählte er noch, wie rührend die todte Braut mit dem Kranze auf dem Haupt im Sarge gelegen und wie ſchön und lächelnd ſie ausgeſehen; die Zwillingsſchweſter, die neben ihr gekniet, ſey bleicher und unglücklicher erſchienen; bei der großen, täuſchenden Aehnlichkeit der Beiden ſey es ein trauriger, erſchütternder Anblick geweſen. Nun mußte der arme Fiſcher außer ſeinem eigenen Unglück auch noch an das des armen Fräuleins da oben denken; er hatte die Schweſtern erſt kürzlich geſehen, als ſie in ſeinem Kahne eine Luſtfahrt auf dem See gemacht, das war vor einigen Wochen geweſen und da waren ſie ihm wie zwei Engel vorgekommen, ſo ſchön weiß und roth, und lange blonde Flechten hatten ſie, die ließen ſie in's Waſſer hängen und ſchlangen ſie ſich dann naß um den Hals und neckten ſich und banden ſich die Köpfe zuſammen, daß ſie ſich nicht rühren konnten, bis ihre Begleiterin ihnen ſolche Scherze auf dem See verwies, weil ein Unglück geſchehen könne.

(Fortſezung folgt.)

Ein Winter in Berlin.

(Fortſezung.)

Sie können ſich nicht vorſtellen, welchen Eindruck von Mißbehagen mir im Götz von Berlichingen eine Soubrette gemacht hat, die den Knaben Georg, dieſen ritterlichen, vom Dichter ſo köſtlich gezeichneten Zögling des alten Götz, gab. In der Oper verlangt's der Componiſt, doch auch hier müßte es nur im höchſten Nothfall einer Frau erlaubt ſeyn, eine Männerrolle zu geben. Erinnern Sie ſich des lächerlichen Tancred, der ſein Schwert zierlich an beiden Enden anfaßte und, vor die Lampen tretend, mit dem Griff deſſelben wie mit einem Fächer ſich Luft zufächelte? Später, als die Prinzeſſin erſchien, knixte Tancred wie eine moderne Balldame. Dennoch, ich

geſtehe Ihnen, will ich dieſen Tancred tauſendmal lieber vor Augen haben als Madame Schröder-Devrient als Romeo. Jene Figur iſt auch als dramatiſche Geſtalt lächerlich, und etwas Fratze mehr oder weniger, darauf kommt's nicht an; aber Romeo — dieſer wunderſame, mit aller Gluth der Poeſie ausgeſtattete, verliebte Knabe — der iſt keine Marionette. Muſik und Spiel tragen hier beide einen entſchieden männlichen Charakter, und jede Einmiſchung eines tändelnden, zwitterhaften Elements macht nothwendig die Wirkung des Ganzen zu nichte. Die Komödie der Liebe wird eine Affenkomödie, die Muſik wird unwahr, jede Situation lächerlich oder widrig, jedes Wort faſt ein Dolchſtoß für die Kunſt. Madame Schröder-Devrient hat gewiſſe Stellungen, Manieren, Mienen einem ungezogenen Schüler abgelauſcht, die ſie in den zärtlichen Scenen zum Vorſchein bringt und die die Menge als geniale Kunſt anſtaunt. Man kann nichts Willkührlicheres, Unpaſſenderes ſehen. Die ſchöne Julia, ihr gegenüber, müßte nun, um die Traveſtie vollſtändig zu machen, die kleinen ſchnippiſchen Ziereréien und Albernheiten eines Penſionsjüngferchens annehmen.

Nachdem ich mein Herz über Madame Schröder-Devrient als Romeo ausgeſchüttet habe, muß ich's nochmals ausſchütten über Madame Schröder-Devrient als Conzertſängerin. Sie trug an jenem Abend ein Lied vor und eine Ballade. Das Lied war ein kleines, zärtliches Seufzerchen, in welchem der Refrain lautete: „Dein iſt mein Herz und ſoll es ewig bleiben!" Die Ballade war der bekannte Goethe'ſche Erlkönig. Lied und Ballade wurden von der Sängerin auf dieſelbe grelle, tumultuariſche Weiſe in Effekt geſetzt, obgleich der Charakter beider ſehr weit von einander verſchieden war. Sie rief die Worte: „dein iſt mein Herz!" dem Zuhörerkreiſe mit einer Gewalt zu, daß die Wände zitterten und die Spiegel vom Hauch ihrer Stimme anliefen. Der ganze Saal war einzig mit dem Herzen der Madame Schröder-Devrient erfüllt. Für einen Moment war jedes Ohr taub, denn in jedem Ohr ſaß das Herz der Madame Schröder-Devrient. Als das Lied zu Ende war, athmete man wieder auf. Die Ballade hatte eine moderne, ſogenannte dramatiſche Compoſition erlitten, die ihren Charakter völlig veränderte. Dieſer ſchauerliche kleine Geſang, der wie das Flüſtern der Weidenbüſche am dunkeln Strome tönen ſollte, war hier in einem wilden Durcheinander unpaſſender Effektſchreie auseinander gezerrt. Keine Wahrheit, keine Natur, keine Süßigkeit der Poeſie in Stimme und Vortrag, alles Geſchrei, Tumult, wilder Lärm! So will es aber die jetzige Moderichtung in der Muſik. Sie iſt immer mit Leidenſchaften bei der Hand, und Alles will ſie ſelbſt thun und ausrichten. Anſtatt, wie früher, den durchſichtigen Schleier zu bilden, hinter welchem man die Geſtalten in wunderſamen Gruppen und Schwingungen ſich bewegen ſah, iſt ſie jetzt der bald grobe, bald feine Stoff, mit dem die Figuren auf der Bühne ſich bekleiden. Das Charakteriſtiſche, das ſich in der Malerei zum großen Nachtheil für die höhere Weihe des Idealen feſtgeſetzt hat, lähmt auch die urſprüngliche Anmuth und geiſtige Höhe der Muſik, und erniedrigt ſie zur Carricatur. Die modernen Opern, aus hiſtoriſchen Stoffen geſchöpft, ſtehen ſchon ganz nahe dieſer Grenze.

Es bleibt mir nur noch übrig, Ihnen ein paar Worte von dem königlichen Schloſſe als Geſellſchafts- und Feſtlokal zu ſagen. Die Reihe von Sälen, die bei großen Feſtlichkeiten geöffnet wird, iſt zwar glänzend, unterſcheidet ſich jedoch in nichts von Räumen dieſer Art in andern Schlöſſern. Die Salons jedoch, die zu kleinern Reunionen beſtimmt ſind, zeigen große Schönheit und Zierlichkeit in Betreff der Dekorationen. Der Thronſaal bietet hiſtoriſche Erinnerungen dar, der ſogenannte weiße Saal muß, wenn er in ſeiner vollen Ausdehnung ſich darſtellt, etwas Impoſantes haben; leider ſah ich ihn immer durch die darin errichtete Schaubühne faſt zur Hälfte eingenommen. Gemälde und Bildſäulen ſind nicht von ſehr großem Werth. Die Galerie, in der gewöhnlich bei großen Verſammlungen geſpeiſt wird, iſt bekannt durch die große Menge Rubens'ſcher Gemälde. Einige dieſer Kunſtwerke ſind mit einem ſehr freien Pinſel gemalt. Es iſt eigenthümlich, wie Rubens immerdar den Weg in die Speiſeſäle der Fürſten findet; es muß eine gewiſſe Verwandtſchaft zwiſchen dem üppigen Maler und einem guten Diner herrſchen. Manche Gemälde von ihm und von Jordaens ſind auch wahre Hymnen auf die Genußſucht. Dabei iſt aber der Materialismus genugſam mit Geiſt gewürzt. Es liegt etwas Berauſchendes in dieſer wilden Genialität der Formen; dabei iſt jeder Ernſt vermieden und das Auge kann die Süßigkeit und das Feuer einer ſchönen Gruppe ſchlürfen, während die Zunge von der verwandten Würze feuriger Weine koſtet. Das achtzehnte Jahrhundert verſtand in ſeine Genüſſe Syſtem zu bringen; es kann für einen Epikuräer nichts Köſtlicheres geben, als ſeine Freuden zwiſchen einem Maler wie Rubens und einem Witzling wie Diderot aufzubauen. Man ſpricht davon, daß einige Gemälde aus der Galerie des Speiſeſaals entfernt werden ſollen; es wäre Schade darum. In die öffentliche Gemäldeausſtellung, wo man ſich drängt, wo man hungert und friert, gehört Rubens nicht. Er iſt der Maler des Reichthums, des Comforts. Man muß ihn auch nicht ſtudiren, man muß ihn genießen.

(Schluß des zweiten Briefs.)

Nachtgedanke.

Ja, forsche nur, o Mensch, im Kreise der Natur
Und wandele zurück auf deines Ursprungs Spur!

Ist nicht die Blume auch, gleich dir, des Schöpfers Kind?
So sey du liebend doch dem Brudersproß gesinnt!

Im Kleinsten ist ein Keim des Lichts nicht zu verkennen,
Und einst als Sonnenfrucht wird er am Himmel brennen.

Johannes von Gumpach.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Mai.

Literatur.

Die Freunde Franz von Gaudy's, des zu früh von uns geschiedenen Dichters, beabsichtigten schon gleich nach seinem Tode die Herausgabe seiner gesammelten Werke, die Sache fand aber unerwartet Schwierigkeiten. Es mußte der eine nah befreundete Dichter des dahingegangenen Ferrand (E. Schulze) selbst dem Sänger nachfolgen, ehe zur Ausführung des pietätsvollen Werkes geschritten wurde, und jezt erst ist es dem gemeinsamen Freunde Beider, Arthur Mueller, gelungen, den Nachlaß zu sammeln und einen Verleger zu finden, der ihn würdig ausgestattet in die Welt treten läßt. Von der sorgfältigen Kritik A. Muellers darf man erwarten, daß auch er sein Wort lösen und den Freund und edlen Dichter in seiner würdiger Gestalt, und ohne die Fezen und Lumpen wird erscheinen lassen, mit welchen der Nachlaß so manchen andern Dichters entstellt wurde. Gaudy war bei Lebzeiten anerkannt und geachtet, aber nicht genug gekannt. Schon die Stadien seiner dichterischen Ausbildung zu verfolgen, ist interessant, wie er in Heines Manier anfing, um endlich ohne alle Manier in einer kaum von einem neuern Dichter erreichten Klarheit und Anschaulichkeit in der poetischen Erzählung dazustehen. Er war kein eigentlicher Liederdichter, wenigstens entsinne ich mich nicht, daß ein Lied von ihm sich über den Druck hinaus verbreitet hätte; daß aber seine meisterhaften Gedichte in epischer Form noch in keine Schulkompendien übergingen, darf verwundern. Schon der schulmeisterliche Sinn muß von der Correktheit und Reinheit der Form bestochen werden. — Der Roman einer Dame hier, unter dem Titel Jenny, erregte des behandelten Gegenstandes wegen Interesse. Daß eine zarte weibliche Hand sich an das große Thema der Judenemancipation gewagt, erscheint Einigen als Ueberhebung der eigenen Kraft. In der Art, wie es aufgefaßt ist, liegt indeß die Rechtfertigung. Sie läßt Personen auftreten, wie sie zum großen Theil wirklich sind und sprechen, und diese repräsentiren die aktuellen Zustände oder reflektiren darüber, wie eben in dieser Krise reflektirt wird, mit Recht oder Unrecht. Der ganze Jammer der schiefen Stellung der Juden zur bürgerlichen Gesellschaft im christlichen Staate ist in allen seinen Stufenfolgerungen in dem Romane dargestellt, des Tragischen, Herzzerreißenden daher genug vorhanden. Ob, weil auch ihre Schwächen und Lächerlichkeiten nicht übergangen sind, gerade unter den Juden strengere Urtheile über einen Roman ausgesprochen werden, der in seiner einfachen, anspruchlosen Composition die Kritik gar nicht herausfordert? — Die Religionsfragen haben noch einen andern Dichter von eigenthümlicher Energie des Geistes zu zwei dramatischen Dichtungen inspirirt. Sigismund Wiese hat nicht allein die Kerngestalt des Propheten Moses, sondern auch den historischen Christus selbst mit kräftiger Hand in's Drama verpflanzt, wie er beide Gedichte nennt. Der Name ist vielleicht das Verfehlteste an der Dichtung. Was Wiese als Drama vor seiner begeisterten Stirn glänzte, ist eine andere Form als die, in der unsere Bühnenhelden sich bewegen. Ihm ist das Weltall, der Schöpfungsprozeß, der große Entwickelungsgang des Menschengeschlechts ein großes Drama, auf das die Einheits- und andere Bühnengesetze wenig passen. Er schafft sich seine Sprache und seine ästhetischen Gesetze selbst, unbekümmert um die Benennungen und die kleinen Beziehungen, welche im ästhetischen Publikum Gültigkeit haben. Aber das lesende Publikum will, was man ihm gibt, auch in Kategorien bringen. Ein Jesus als Drama stößt an bei den Frommen und bei den Kindern der Welt. Diese erschrecken vor der Heiligkeit des Namens, jene vor der Weltlichkeit der Form. Beide Vorurtheile sind Schranken, die manches Vortreffliche dem großen Haufen verborgen hatten. Wiese ist ein Strenggläubiger, aber zugleich ein Dichter, der in seiner aus dem Innersten geborenen Begeisterung den Weg grabeaus geht, ohne sich um die Schranken und Verschränkungen zu kümmern. Er hat schon einen langen Kampf gekämpft, um sich Eingang beim Publikum zu erzwingen, ohne daß ihm bisher mehr als Anerkennung seines originellen Geistes und seiner eigenthümlichen Kraft wurde. In beiden Gedichten finden wir aber eine Wärme der Anschauung und einen schwellenden Fluß der Diction, welche auch auf das Publikum, das nur seinen Gefühlen will geduldigt wissen, um ergriffen zu werden, einwirken dürfte. Ueber Manches im Mechanismus, oder besser im Rahmenwerk, was jeder Routinier besser machen würde, muß man bei allen Wiese'schen Dichtungen hinweg sehen.

Daß streng gläubige Dichter gerade im Augenblick, wo auf der andern Seite aller positive Kern im Glauben negirt wird, kräftig auftreten, ist gewiß keine zufällige Erscheinung, und ebenso mag das Zusammentreffen der Episode dazu, der wir in der Meinholdschen Bernsteinhexe und im Roman Urban Grandier von Alexis begegnen, nicht zufällig seyn. Auch die dämonischen Verirrungen, die Nachtseiten des Glaubens, mußten in ihrer historischen und ihrer Vernunftwahrheit darzustellen versucht werden, zur Warnung und Belehrung. Daß ein Hexenmeister, wie der Domherr Urban von Loudun, ein Jesuit war und zu Richelieus Zeiten, ist zufällig; sein Zauber aber hat sich zu allen Zeiten bewährt, wie es auch zu allen Zeiten Verfolgungen solcher dämonisch wirkenden Männer gab, nur unter andern Formen. Daß Meinhold sich für den Verfasser, ja sogar Erfinder der Bernsteinhexe angegeben, schadet der Wirkung dieses ergreifend dargestellten Prozesses für das große Publikum, für den Erfolg des von Laube daraus zubereiteten Stückes und für den Zweck, welchen der Verfasser nach seinen eigenen seltsamen Mittheilungen im Auge hatte. Aber der innern Wahrheit der ergreifenden Begebenheit thut es keinen Eintrag. Die Hexenprozesse sind verschwunden oder in die Buchten und Winkel der Kultur verkrochen; aber wie es noch immer Spuk, so gibt es noch immer Beschwörer, und die Hexenprozesse haben nur andere Namen und Gestaltungen gewonnen. Es ist daher noch immer an der Zeit, sich an ihre Monstrositäten zu erinnern, um die heutigen besser zu würdigen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 20.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 20.

Mittwoch, 22. Mai 1844.

Handbuch
für
Officiere des Generalstabs,
mit besonderer Rücksicht auf die
Organisation des K. Württembergischen
und des
achten deutschen Armee-Corps,
von
F. v. Baur,
Hauptmann im K. W. Generalquartiermeisterstab.

Mit Genehmigung des K. W. Kriegsministeriums.

32½ Bogen, 5 Quart-Tabellen und 2 Lithographien.

Preis brochirt 3 fl. rhein. oder 1 Rthlr. 20 gGr.

Kurzer Inhalt des Handbuches:

1ster Abschnitt. Heeresverfassung. Stärke und Eintheilung der deutschen Bundesarmee; Stärke und Eintheilung des 8ten deutschen Armee-Corps; Stärke und Eintheilung des K. Württembergischen, Großh. Badischen und Hessischen Armee-Corps, je mit Aufführung für jede Waffe ihrer Formation, Stände, Bewaffnung, Munition, Ausrüstung, Aufstellung, Bewegung, Fechtart. — 2ter Abschnitt. Organisation des Hauptquartiers des 8ten deutschen Armee-Corps. — 3ter Abschnitt. Eintheilung und Funktionen des Generalstabs der 3 Divisionen des 8ten Armee-Corps. — 4ter Abschnitt. Organisation des K. Württembergischen Generalquartiermeisterstabs. — 5ter Abschnitt. Vorschriften und dienstliche Bestimmungen über den Wirkungskreis des Generalstabs. 1ste Abthl. Bureaugeschäfte. 2te Abthl. Geschäfte im äußern Dienste. 3te Abthl. Kriegsoperationen. 6ter Abschnitt. Heeresverpflegung. — 7ter Abschnitt. Militärische und allgemeine Notizen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[234] So eben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Lehrbuch der Geschichte
als Leitfaden bei Vorträgen derselben,
zunächst für
obere Classen der Gymnasien und gleichstehende Lehranstalten,
von **P. J. Junker.**

Erster Theil: **Geschichte des Alterthums.**

2te stark vermehrte und verbesserte Auflage. gr. 8.

Leipzig, bei Wienbrack.

(2r u. 3r Thl. „Mittelalter und Neuzeit" sind in der ersten Auflage noch vorräthig und kostet jeder Theil ⅝ Thlr.)

Bei Einführung aller 3 Theile wird der Preis in Partheen, statt 2¼ Thlr. auf 2 Thlr. festgestellt, auch auf 10 Exempl. ein Freiexempl. gegeben.

In fast allen Journalen und kritischen Blättern ist die erste Ausgabe dieses Werkchens sehr günstig beurtheilt worden und wir dürfen ein gleiches Urtheil von dieser, mit großem Fleiße bearbeiteten, zweiten Ausgabe um so mehr hoffen, als der Herr Verfasser die Winke und Andeutungen in den früheren Rezensionen hier nach Möglichkeit benutzt hat.

---

[161] In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte
von
Chr. J. Matzerath.

8. in Umschl. broch. Preis 2 fl. 12 kr. od. 1 Rthlr. 8 gGr.

Die Erscheinung dieser Gedichte ist für die Rheinlande um so mehr von Interesse, je länger diese schöne Grenzprovinz des Gesammtvaterlandes durch ihre frühere Geschichte von der allgemein-deutschen Literatur ausgeschlossen worden, und je dringender es daher gilt, in dem schönen Fortschritt dieser Literatur auch sie würdig zu repräsentiren.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Erzählungen

von

A. T. Beer.

Zwei Bändchen.

8. Velinp. broch. Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Inhalt: I. Kallendorf. II. Aus dem Tagebuch eines Dichters. III. Meine Geschichtsforschungen in B. IV. Soldaten-Schicksale. V. Erste Liebe. VI. Der ungerathene Prinz.

Der Verfasser, mit dessen Leistungen das Morgenblatt bekannt gemacht hat, gehört unstrettig zu den besten Schriftstellern im Erzählungsfache; besonders treffend sind seine Schilderungen der Lebensverhältnisse der höheren Stände. In welchen Kreisen sich seine Erzählungen aber immer bewegen, stets zeichnen sie sich durch glückliche Erfindung, entsprechende Ausführung, sittliche Reinheit und gemüthliches Colorit aus.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[233] Neue werthvolle Musikalien,

welche so eben in der *Schlesinger*'schen Buch- und Musikhandlung in Berlin erschienen und durch alle solide Musikhandlungen zu haben sind:

Bree, Holländischer Lieblingsgesang: Adolf an Marien's Grabe, mit deutschem u. holländischem Text. 1/3 Rthlr.

Choix de Romances favor. (Mit franz. u. deutschem Text) par L. No. 326—330: La mule — Das Maulthier p. Duport. La Fée — Die Fee p. Duport. La Samaritaine — Die Samariterin p. Duport. Ah! si je t'aime — Ob ich dich liebe? p. Gumbert. à 5 Sgr. = 18 kr. rhein.

Damcke, 4 Rondos faciles p. Piano. Op. 18. Marche de Marie (die Tochter des Reg.) de Donizetti: Air de Niobe de Pacini. Cortez de Spontini. Teufels Antheil. 1/4 — 1/3 Rthlr.

Faisst, Lieder u. Balladen f. eine Singstimme. Op. 1. 1/2 Rthlr.

Gumbert, Walzer-Impromptu mit Gesang f. Orchester 14 gGr., f. Piano 4 Gr.

Händel, 4e Concerto pour Piano ou Orgue avec Acc. de l'Orchestre, rédig. par Mortier de Fontaine. 1 3/4 Rthlr.

Hünten, Franç., 4 Rondinos p. Pianos: Op. 21. 10 Gr. Fant. s. l. Donna del lago. Op. 24. 1/2 Rthlr. Thême „An Alexis" Op. 26. 1/2 Rthlr.

Klage, Die Tonleitern der Dur- und Moll-Tonarten mit Accorden u. Schluss-Cadenzen f. Pfte. 2te verbesserte Aufl. 1/2 Rthlr.

Kullak, Transcriptions p. Piano. Op. 6. No. 12. Egmont de Beethoven. 20 Gr. Air d. l. Favorita p. Piano. à 4 ms. 12 Gr.

Liszt, F., Buch der Lieder für eine Singstimme m. Piano, Band II., enth. 6 lyrische Gedichte mit deutschem u. franz. Text. 2 Rthlr.

— Bulhakow's russischer Galop f. Piano. 1/3 Rthlr.

Louis, Les Plaisirs de la Valse de Strauss p. Piano et Violon concertante. Op. 55. Livr. III. 2/3 Rthlr.

Mendelssohn-Bartholdy, Trois Allegros pour Piano. No. 1 et 2 tirés du 1 et 2 Quatuor de Piano. à 5/6 Rthlr.

Moscheles, Fétis, Kullak, Praktischer Theil der Methode des Pianofortespiels. Lief. 4. 5. 6. Zum Gebrauch I. K. H. der Prinzessinnen Louise u. Anna von Preussen. Subscriptionspreis à 2/3 Rthlr. (Ladenpr. à 1 Rthlr.)

Puget, Nouvel Album de chant p. 1844; 12 neue in den Pariser Soiréen beliebte Romanzen m. Piano. 1 5/6 Rthlr., einzeln à 1/6 — 1/3 Rthlr.

Russisches Lieblingslied „Komm, o Freund" f. eine Singst. u. Piano, mit russ. u. deutschem Text. 1/2 Rthlr.

Schachner, La tempête. Etude pour Piano. Op. 1. 1/3 Rthlr.

Wolff, Ed., 8 nouv. Polkas favor. pour Piano. 2 Livr. à 1/2 Rthlr.

Unter der Presse: Liszt's ungarischer Sturmmarsch für das Orchester; Heroischer Marsch in ungarischem Styl f. Piano, dito zu 4 Händen. Mendelssohn's 3ème Allegro p. Piano. Döhler's gr. Fantaisie sur l'Opéra: La Favorita de Donizetti p. Piano. Weber, C. M. v., Ouverture zu Preciosa in Partitur.

Die Maaße und Gewichte der deutschen Zollvereins-Staaten

und vieler anderer Länder und Handelsplätze in ihren gegenseitigen Verhältnissen.

Nach den neuesten amtlichen und andern zuverlässigen Angaben berechnet

von

C. L. W. Aldefeld,

K. Preuß. Regier.-Secretär.

8. in Umschl. broch. Preis 2 fl. 42 kr. od. 1 Rthlr. 16 Gr.

Inhalt: Anhalt-Köthen und Anhalt-Dessau. Baden. Bayern. Belgien. Birkenfeld. Böhmen. Braunschweig. Bremen. Croatien. Dänemark. Dalmatien. England. Frankfurt a. M. Frankreich. Gallizien und Lodomirien. Hamburg. Hannover. Kurfürstenthum Hessen. Hessen-Darmstadt. Hessen-Homburg. Holland. Holstein. Illyrien. Kirchenstaat. Krakau. Lippe-Detmold und Lippe-Schaumburg. Lombardisch-Venetianisches Königreich. Lucca. Lübeck. Luxemburg. Mecklenburg-Schwerin. Mecklenburg-Strelitz. Modena. Nassau. Oesterreich. Oldenburg. Parma mit Piacenza und Guastalla. Polen. Portugal. Preußen. Fürstenthümer Reuß. Rußland. Königreich Sachsen. Sachsen-Altenburg. Sachsen-Coburg-Gotha. Sachsen-Meiningen-Hildburghausen. Sachsen-Weimar-Eisenach. Sardinien. Schweden. Schweiz. Sicilien. Siebenbürgen. Slavonien. Toscana. Ungarn. Waldeck. Wallachei. Württemberg. Anhang: Uebersicht der Münz-, Gold- und Silbergewichte.

Das vorliegende Werk ist ein Handbuch für Kaufleute, Beamte und Geschäftsmänner jeder Art; es wird auch als Quellenschrift nicht unbeachtet bleiben, indem es nach den neuesten Bestimmungen bearbeitet und für jeden Platz die daselbst am häufigsten vorkommenden Vergleichungen liefert. Die Wahl der verglichenen Maaße und Gewichte ist weder, wie bei Jäckel, allgemein gleichartig, noch ist sie dem Zufall überlassen worden; der Verfasser verdankt sie der Mittheilung erfahrener Kaufleute. Die Anordnung und Reihenfolge der Artikel anlangend, hat der Verfasser, abweichend von ähnlichen Schriften, vorgezogen, die Staaten unter sich alphabetisch zu ordnen; diese bilden demnach Haupt-Abtheilungen, welche zuerst die gesetzlichen oder allgemein üblichen, und demnächst die Local- und älteren Maaße und Gewichte enthalten. In dem Anhange sind Behufs besserer Uebersicht des Unterschiedes die verschiedenen, unter dem Namen der Kölnischen Mark bestehenden Gewichte verglichen mit französischen genauen Grammen, holländischen Troy-As und der preußischen Mark zusammengestellt. In der Vorrede sind die argen Verstöße in andern Werken, namentlich hinsichtlich der Gewichtsangaben im Nelkenbrecher'schen Taschenbuche, nachgewiesen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized

[84] **Für Leihbibliotheken und Lese-Vereine.**

Novellen

von

A. Freiherrn v. Sternberg.

5 Bände.

8. Velinpap. Preis 15 fl. 48 kr. oder 9 Rthlr. 14 gGr

Inhalt und Preis der einzelnen Theile.

1r Theil: **Die Zerrissenen.** 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 gGr.
2r Theil: **Eduard.** Fortsetzung der Zerrissenen. 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gGr.
3r Theil: **Lessing.** 3 fl. oder 1 Rthlr. 18 gGr.
4r Theil 1ste Abthl.: **Waldgespenst. Die Doppelgängerin. Der fliehende Holländer. Voltaire in Verney. Das Grab des armen Andrey. Die Jesuitenschüler.** 3 fl. oder 1 Rthlr. 18 gGr.
4r Theil 2te Abthl.: **Die Schlacht bei Leipzig. Eine Gespenstergeschichte aus alter Zeit. Die letzte Rose des Kallenfels. Copernicus. Der Herr von Mondschein.** 3 fl. oder 1 Rthlr. 18 gGr.
5r Theil: **Molière. Ein Seitenstück zu Lessing.** 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gGr.

Ferner sind in unserm Verlag von demselben Verfasser erschienen:

Galathee.

Ein Roman.

8. Velinpap. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gGr.

Dieß ist ein angreifendes psychologisches Gemälde aus dem Kreise der höhern Stände. Ein edles, aber durch innern Zwiespalt und Irrungen zerrissenes Gemüth sucht Beruhigung und Einheit in einer Religionsveränderung. Es sieht sich dadurch um sein ganzes Lebensglück gebracht, findet aber zugleich in dem neuen, mit Inbrunst festgehaltenen Glauben Ruhe und Versöhnung. Die Personen und der Ort der Handlung gehören einem süddeutschen Hofe an.

Schiffersagen.

2 Theile. 8. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

Inhalt: Der arme Thomas oder die versunkene Stadt. Die rothe Perle. Meerlilie. Der Wetterbeschwörer. Klabautermann. Die Seelen der Ertrunkenen. Scylla, ein antikes Schiffermährchen. Das Mährchen von der verliebten Auster. Das Abenteuer mit den drei Fischen.

Palmyra

oder

Tagebuch eines Papagai's.

8. Velinpapier. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gGr.

Mit vorzüglichem Glück weiß der Herr Verfasser das Phantastische als Spiegel der wirklichen Welt zu gebrauchen. So knüpft sich im vorliegenden Romane an die Erlebnisse eines weltweisen Vogels eine Menge der lebendigsten menschlichen Situationen, und aus einem freien Phantasiespiele entwickelt sich das schönste humoristische Bild der socialen und literarischen Verhältnisse der neuesten Zeit.

Um die Anschaffung vorstehender, aus 10 Bändchen bestehenden Sammlung höchst anziehender Novellen des berühmten Verfassers, welche zu den beigesetzten Preisen 24 fl. 30 kr. oder 14 Rthlr. 20 gGr. kostet, für Freunde seiner Muse, für Leihbibliotheken und Lesevereine zu erleichtern, erlassen wir solche, wenn auf einmal abgenommen, zu dem ermäßigten Preise von 16 fl. 12 kr. oder 9 Rthlr. 8 gGr.

Stuttgart und Tübingen, Febr. 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Homer's Werke,

von

Johann Heinrich Voß.

Pracht-Ausgabe in Einem Bande.

Mit fünf und zwanzig Kupferstichen nach

Genelli.

Velinpap. in Umschl. broch. Preis 10 fl. oder 6 Rthlr.

Diese Prachtausgabe von Homer's Werken reiht sich in Format und Papier unsern neuesten so beliebten, compacten Ausgaben von Goethe, Schiller, Klopstock, Platen und Pyrker an, die sie übrigens an typographischer Ausstattung noch übertrifft.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[142] In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Hebel's, (Dr. J. P.), allemanische Gedichte. Für Freunde ländlicher Natur und Sitten. Aus der allemanischen Mundart übersetzt von Adrian. 8. 1 Rthlr. oder 1 fl. 36 kr.

— — **biblische Geschichten.** Für die Jugend bearbeitet. Neue unveränderte Auflage. Zwei Bände. 8. Schreibpapier 12 gGr. oder 48 kr. Druckpapier 8 gGr. oder 36 kr.

— — **biblische Geschichten.** Für die katholische Jugend eingerichtet von einem katholischen Geistlichen. 2 Theile. 8. Preis 8 gGr. oder 36 kr.

— — **Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes.** Neue Auflage. gr. 8. 18 gGr. oder 1 fl. 12 kr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[157] In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Dramatische Werke

von

Jos. Christ. Baron von Zedlitz.

Vier Theile.

8. Velinpap. broch. Preis fl. 10. — oder Rthlr. 6. 8 gr.

Inhalt und Preise der einzelnen Theile.

I. Thl. **Stern von Sevilla.** 1 fl. 36 kr. od. 1 Rthlr.
II. „ **Kerker und Krone. Der Königin Ehre.** 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.
III. „ **Turturell. Herr und Sklave. Die zwei Nächte zu Valladolid.** 3 fl. od. 2 Rthlr.
IV. „ **Cabinets-Intriguen. Die Liebe findet ihre Wege.** 2 fl. 42 kr. od. 1 Rthlr. 16 gr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

Das Liederbuch
vom
Cid
nach der bis jetzt vollständigsten, Keller'schen Ausgabe
verdeutscht von
Gottlob Regis.

8. Velinp. broch. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 gGr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Ansichten
über
Natur- und Seelenleben
von
Joh. Heinrich Ferdinand Autenrieth,
Kanzler der Universität Tübingen,
nach seinem Tode herausgegeben von seinem Sohne
Hermann Friedrich Autenrieth,
ordentl. Lehrer der Heilkunde zu Tübingen.

gr. 8. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 16 gGr.

Inhalt: 1) Die Verhältnisse des Lebens und der ihm zu Grund liegenden Kraft. 2) Der Instinkt und seine Begründung in dem Bildungstriebe der vegetativen Lebenskraft. 3) Natürliche Geschichte des Menschen. 4) Welche Erscheinung ist der Mensch in der Natur? 5) Verbindung der Seele mit dem organischen Körper; Entwicklung des Charakters der Persönlichkeit in der Reihe der Wesen. 6) Gründe gegen den Materialismus. 7) Natürliche Hoffnung des Menschen in Bezug auf ein Jenseits. 8) Die Raumwelt und die Unräumlichkeit der Seele. 9) Meinungen verschiedener Zeitalter vom Sitze der Seele. 10) Wissenschaft des Menschen; seine angeborene Beschränktheit hierin.

Vor mehr als dreißig Jahren eröffnete Autenrieth seine Laufbahn als Naturforscher mit einem Umriß der Physiologie, welcher eine wahre Fundgrube der scharfsinnigsten Beobachtungen und wahrhaft divinatorischer Ideen war, die auch für die Wissenschaft die reichsten Früchte getragen haben. Nachdem der geniale Mann in einem reichen, thätigen Leben die mannigfachsten Kenntnisse und Erfahrungen gesammelt, nachdem sein umfassender Geist die höchste Reife erlangt, welche dem Menschen überhaupt diesseits beschieden ist, drängte es ihn in seinen letzten Jahren, seine Weltansicht und seine Ueberzeugung in einem eigenen Werke niederzulegen. Seine Laufbahn und ganze Geistesrichtung mußten ihn dahin treiben, daß er die Welt des Uebersinnlichen auf dem Grund der unmittelbaren sinnlichen Beobachtung construirte, und die Quelle einer ewig wahren Psychologie in der Physiologie suchte und fand. Er beabsichtigte, vom Standpunkt des Naturforschers aus das Räthsel des Lebens in seiner sinnlichen Erscheinung und seinem Zusammenhang mit einer übersinnlichen jenseitigen Welt in einem vollständigen System zu entwickeln. Leider hat der Tod die große, jedoch in den Hauptzügen schon ziemlich weit gediehene Arbeit unterbrochen, aber auch als Bruchstück ist sie von großer Bedeutung, und der Herausgeber, der Sohn des Verstorbenen, hat sich bemüht, indem er die größern Abhandlungen, welche er im schriftlichen Nachlaß seines Vaters fand, mit kurzen Stücken aus frühern Schriften desselben verflocht, ein Ganzes mit Halt und Zusammenhang darzustellen. Das vorliegende Werk enthält somit, was einer der genialsten Männer, einer der scharfsinnigsten Forscher über die wichtigsten Interessen und theuersten Hoffnungen der Menschheit, über Leben überhaupt, über das flüchtige Auftreten des Menschen auf Erden und seine Stellung im All, über das Verhältniß der Lebenskraft einerseits zum organischen Stoff, andrerseits zur ewigen Quelle alles Lebens, über Raum und Unräumlichkeit der Seele, über die Ansprüche des Menschen auf Fortdauer gedacht und in den letzten Lebensjahren niedergeschrieben hat, und es mag wohl für die Wissenschaft des Uebersinnlichen so viele fruchtbare Keime enthalten, als seiner Zeit jene berühmte Physiologie für die Kenntniß des organischen Körpers.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Statistische
Uebersicht des Handels
der österreichischen Monarchie mit dem Auslande
während der Jahre 1829 bis 1838,
dargestellt von
Dr. Siegfried Becher.

gr. 8. brochirt. Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Der Herr Verfasser gibt in gegenwärtiger Schrift eine zehnjährige Hauptübersicht des Verkehrs der österreichischen Monarchie mit dem Auslande auf Grundlage der Merkantiltabellen.

Sie soll als Anhaltspunkt genommen werden, um den österreichischen Verkehr mit dem Auslande und der damit in engster Verbindung stehenden Industrie, der darauf bezüglichen gesetzlichen Anordnungen sowohl für das Zoll- als Tarifswesen zu beurtheilen und zu bestimmen. Diese Uebersicht dient zur Grundlage der Beurtheilung, ob der österreichische Handel ein vortheilhafter sey oder nicht, wodurch und wie sehr er es sey, wie sich die innere Verzehrung der dem Staate noch mangelnden Bedürfnisse, wie sich das Steigen und Fallen der innern Beschäftigung und das Gelingen, einheimische Erzeugnisse nach dem Auslande zu bringen, verhalte, ob die inländischen Urstoffe in höherem Werthe in das Ausland versendet werden, ob die vom Auslande bezogenen Bedürfnisse vom inländischen Kunstfleiße ersetzt werden können, ob andere inländische Rohprodukte oder Fabrikate durch Kunstfleiß veredelt, in höherem Werthe und mit größerem Gewinne an das Ausland verkauft, ob die ausländischen Urstoffe für die inländische Beschäftigung bezogen werden können, durch welche Artikel dieß bereits erreicht wurde und noch zu erreichen möglich werde.

Wer die Schwierigkeiten, solche Uebersichten aus zuverläßigen Quellen zusammenzustellen, kennt, ihren Werth und ihre Wichtigkeit erfaßt, wird das Verdienst dieser Arbeit, nämlich die treue Zusammenstellung allgemein noch nicht gekannter Zahlen und glaubhafter Nachweisungen zur Würdigung und Beurtheilung des Verkehrs Oesterreichs mit dem Auslande und seiner gewerblichen Thätigkeit nicht in Abrede stellen.

Die Hauptabschnitte des Inhalts sind folgende:

I. Waaren-Einfuhr, mit Beibehaltung der alphabetischen Ordnung des Zolltarifs, während der Jahre 1829—1838. II. Waaren-Ausfuhr, mit Beibehaltung der alphabetischen Ordnung des Zolltarifs, während der Jahre 1829—1838. III. Waaren-Ein- und Ausfuhr von einigen vorzüglichen Artikeln über die angrenzenden Staaten und österreichischen Hafenplätze während der Jahre 1836, 1837 und 1838. IV. Uebersicht der österreichischen Handelsmarine während der Jahre 1835—1839. V. Vergleichende Uebersicht der Waaren-Ein- und Ausfuhr während der Jahre 1829—1838, auf Grundlage der Kapitalswerthe.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 124.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 23. Mai 1844.

Es ſcheint, daß, ſo lange wir den Leib haben, und unſere Seele mit dieſem Uebel behaftet iſt, wir nie völlig deſſen theilhaft werden, wornach wir uns ſehnen, — der Wahrheit nämlich.

Platon's Phädon.

An einen Arzt.

Von früh an, wenn die Sterne gehn zur Ruh',
Bis ſich die Sonne ſenkt nach heißem Wandern,
Mit nimmer müdem Eifer eilest du
Beſorgt von einem Leidenden zum andern.

In Hütten und Paläſten harrend bang
Nach dir hinaus der Sehnſucht Blicke ſchauen;
Schon deiner weichen Stimme milder Klang
Läßt Troſt in manch beklommne Seele thauen.

Umſchwebt vom Genius hoher Wiſſenſchaft,
Manch heißem Fieber ſchaffſt du hülfreich Lindrung;
Oft ſtärkeſt du Ermattenden die Kraft,
Dem Schmerz, der zehrend nagt, gewährſt du Mindrung.

Tief in die dunkle Werkſtatt der Natur
Zu ſchau'n, ward dir ein reines Aug' gegeben,
Zu finden noch des Heils, der Rettung Spur,
Wo ſturmerfaßt ſchon zitternd ſchwankt das Leben.

In tauſend Herzen iſt geprägt dein Bild,
Umflochten von des Dankes vollſten Kränzen, —
Des Retters, der mit tiefen Wiſſens Schild
Den Feind oft ſcheuchte von des Lebens Grenzen!

Du ſelber aber, der dein Leben du
Dem Dienſte der mühſel'gen Kranken leiheſt,
Und aller Tage, vieler Nächte Ruh'
Zu Einem Opfergang des Daſeyns weiheſt;

Was gilt das Gut dir, das ſo treu bemüht
Du Andern ſtrebſt zu ſchützen und zu retten,
Das ird'ſche Leben, das verwelkend blüht,
Und frei ſich träumt in Finſterniß und Ketten?

Der Seele Kerker iſt der Leib dir nur,
Des ew'gen Geiſts Exil nur dir das Leben;
Aus der Vergänglichkeit der Creatur
Zum Ewigen fliegt auf dein durſtig Streben!

Bei Tag, was die Natur mit Schleiern deckt,
Enthüllest du mit deines Geiſtes Schärfen,
Und ſehnſt dich Nachts, zu höherm Schau'n erweckt,
Die eigne Staubeshülle wegzuwerfen.

Ein Retter erntest heißen Dankes Lohn
Du mit der Gabe, welche dir beſchieden,
Doch heimiſch biſt in andrer Welt du ſchon
Und faſt ein Fremdling fühlſt du dich hienieden.

Hinab in irdiſches Geheimniß dringt,
Im Dienſt der Menſchen, forſchend dein Gedanke;
Doch ſeinem Zuge folgend, hoch auf ſchwingt
In's Reich des Geiſts er ſich, wo keine Schranke.

Mit Ahnungen des Göttlichen du heilſt
Dein Herz in deiner Ruhe kargen Stunden,
Du wirkſt und hilfſt, ſo lang du nieden weilſt,
Doch freuſt dich, bald vom Leben zu geſunden.

Geſegnet ſeyſt du, wenn du, kampfumwühlt
Den Streit empörter ird'ſcher Kräfte lenkeſt!
Du biſt es, wenn, vom Himmelshauch gekühlt
Du in des höchſten Friedens Quell dich ſenkeſt!

Die Heimath.

(Fortſetzung.)

An dieſe Begebenheit zurückdenkend, ſtand der Fiſcher eines Tages am Ufer, als von der andern Seite des Sees ein lautes „Holüber!" erſcholl. Er ſah einen einzelnen Mann drüben ſtehen und band ſchnell ſeinen Kahn los, um ihn zu holen. Als er landete, ſprang der Fremde, der ein hübſcher junger Mann war, ſo raſch in den Kahn, daß er ſchwankte und umzuſtürzen drohte. „Gemach, mein Herr!" ſagte der Fiſcher, „nicht ſo eilig! da drüben kommen wir doch noch früh genug an. Wo wollen Sie hin? zu dem Grafen auf's Schloß?" Denn der Fremde ſah vornehm aus, obgleich man von ſeiner Kleidung wenig ſehen konnte, da er ganz in einen dunkeln Regenmantel eingehüllt war. — „Nein, ich will nicht zum Grafen, ich habe hier am See einem Fremden ein Stelldichein gegeben," ſagte mit tiefer Stimme der Fremde; „kann ich ihn nicht dort in der Hütte erwarten?"

„Das können Sie, Herr. Die Hütte hat zwar nur ein Gemach, aber ich bin allein, Weib und Kind ſind mir vorigen Monat geſtorben, ich habe die Leichen ſelbſt über den See gefahren; das war eine Ueberfahrt, daß Gott erbarm! Dort am Ufer ſtand ein Karren aus dem benachbarten Dorfe, wir ſtellten die Särge drauf und fort ging's. Wahrhaftig, hätte ich ein Stück Geld gehabt, ich hätte nie mehr den See hier wieder geſehen und wär' in die weite Welt gegangen, um meinen Jammer zu vergeſſen. Aber ich mußte wohl zurück, ich habe keine andere Nahrung, als die Fiſche für den Grafen da oben zu fangen, davon leb' ich."

„Weißt du was?" ſagte der Fremde, „ich könnte deinen Wunſch erfüllen, ich möchte gerne ſo ein paar Monate in der Einſamkeit leben und das Fiſcherhandwerk wäre mir ſchon recht. Wie viel willſt du für deine Hütte, ich kaufe ſie dir ab, ſammt deinem Kahne und deinen Netzen, auch einen Anzug mußt du mir geben, denn ſo kann ich nicht Fiſcher ſeyn." Dabei ſchlug der Fremde ein wenig ſeinen Mantel auseinander und der Schiffer gewahrte überraſcht ein prächtiges goldgeſticktes Gewand, wie man ſie zu jener Zeit am Hofe trug. Er beſann ſich nicht lange und ſagte: „Um zweihundert Gulden iſt mir die ganze Wirthſchaft feil." — „Ich nehme ſie," ſagte raſch der Fremde, zog einen ſchweren, reichverzierten Geldbeutel heraus und zählte auf das Brett des Nachens dem Fiſcher, der dem Himmel dankte, fortzukommen, zwanzig Goldſtücke hin. Dann machten ſie noch mit einander aus, daß der Fiſcher auf's Schloß gehen ſollte, um der Herrſchaft anzuzeigen, daß er einen Stellvertreter gefunden, der künftig ſtatt ſeiner die Fiſche liefern werde. Aber hoch und theuer verbot ihm der Fremde, dort zu erzählen, welche Tracht er getragen; er ſolle nur ſagen, ſein Nachfolger ſey Soldat geweſen, habe ſich viel in der Welt herumgetrieben und wolle jezt hier am ſtillen See ausruhen.

So that auch der Fiſcher und ging dann noch an demſelben Tage weg, nachdem ihn der Fremde, der ſich von ihm Herr Ulrich nennen ließ, bis an das jenſeitige Ufer begleitet; dieſer fuhr nun allein zurück. Der Fiſcher blieb ſtehen und ſah ihm zu. Herr Ulrich war ein kräftiger Ruderer; wenn er ſeine breite Bruſt, die unter der Fiſcherjacke ſich dennoch gar ſtolz zu heben ſchien, zurücklegte und die Ruder mit aller Gewalt an ſich zog, ſchoß das Fahrzeug wie eine Schwalbe eine ganze Strecke durch's Waſſer hin. „Der kann's," ſagte Claus beruhigt und ging weiter, befriedigt, daß er Haus und Nachen in ſo kräftigen Händen zurücklaſſe.

Den nächſten Tag kam der Diener vom Schloß zu Ulrich, um die Fiſche zu holen, die Claus noch in den Kaſten gethan. Er wollte ſich mit dem neuen Fiſcher in eine Unterhaltung einlaſſen wie früher mit dem geſprächigen Claus. Ulrich antwortete ihm aber kaum, und als der Bediente ärgerlich ſagte: „Nun, ſo nehmt denn Euer Geld, wenn Ihr nicht ſprechen wollt," deutete der Fremde nur ſtillſchweigend auf die Bank vor der Hütte und bedeutete ihm, es dort hinzulegen, während er langſam nach dem Ufer ging. „Der thut ja gewaltig vornehm," ſagte der Diener; „aber ihm wird ſchon der Hochmuth hier unten vergehen, er wird ſich ſchon nach Geſellſchaft ſehnen und zu uns kommen und uns gute Worte geben; dann kann er aber auch warten!"

Einer der nächſten Tage war ein Sonntag. Herr Ulrich hatte ihn meiſtens im Kahne zugebracht. Sein einfaches Mahl, aus Fiſchen und Brod beſtehend, das ihm der Diener mitgebracht, war verzehrt; er ſaß am

Ufer und ſah die Sonne unterſinken, den Mond aufgehen; aber er achtete nicht darauf, denn er war traurig und in tiefe Gedanken verſunken. Herr Ulrich hatte auch Urſache zu traurigen Gedanken. Er hatte einen Kameraden in Folge eines Wortwechſels im Zweikampfe tödtlich verwundet und war geflohen, weil der Verwundete des Herzogs Günſtling war. Hier, hoffte er nun, werde ihn Niemand finden, hier in der Fiſcherhütte, in der Fiſchertracht, in der öden, einſamen Gegend. Er ſah ſchon nicht mehr ſo gut aus wie damals, als er angekommen war; denn um ſich recht unerkenntlich zu machen, ließ er ſeinen ſtarken Bart wachſen, auch war er bläſſer, denn die Reue zehrte an ihm.

„Das war ein trauriger Sonntag für mich," ſagte er, als er langſam aufſtand und ſeiner Hütte zuging; „wie viele werde ich wohl noch hier verleben müſſen, bis mein Freund mir Nachricht gibt, ob ich an den Hof zurückkehren darf, oder mir ſchreibt, daß er meine Flucht in ein fernes Land vorbereitet, wohin er mich ja begleiten wollte, der treue Conrad!" Auf ſeinem Strohlager konnte der verwöhnte Mann auch lange nicht einſchlafen, bis es beinahe Mitternacht ſeyn mochte. Kaum verriethen ſeine Athemzüge einen ruhigen Schlummer, als ein leiſes Klopfen an das Fenſter ihn erweckte. Erſchrocken ſprang er empor: „Was gibt's?" — „Fahr über, Fiſcher," ſagte eine feine, leiſe Stimme. Er ging raſch zur Thüre und öffnete ſie. Davor ſtand, vom Mondſchein hell beleuchtet, eine zarte, jungfräuliche Geſtalt; ſie war ganz weiß gekleidet, und über ihrem Schleier, der wie ein Duft ihr blaſſes Antlitz verhüllte, trug ſie einen grünen Kranz, wie eine Braut.

Was wollt Ihr zu dieſer Stunde?" — „Ueberfahren." — „Wer ſeyd Ihr? wo kommt Ihr her? wo wollt Ihr hin?" — „Komm!" ſagte ſie gebieteriſch, und feſt in ihren langen Schleier gewickelt, der auch ihre ganze Geſtalt verhüllte, ging ſie mit leichten Schritten wie ſchwebend nach dem Ufer hin, wo der Kahn angebunden lag. In der höchſten Verwunderung folgte ihr Herr Ulrich, und unwillkührlich gehorchend band er die Kette los und wollte die Dame in den Kahn heben, aber ſie wich ſeiner Berührung aus, glitt flüchtig hinein und ſezte ſich am andern Ende nieder. Herr Ulrich konnte ſie wegen des Schleiers nicht genau ſehen, aber ſo viel ſah er doch im Mondlicht, daß ſie ſchön und jung war. „Wollt Ihr mir gar nichts ſagen?" fragte er, indem er einen Augenblick die Ruder ſinken ließ. Sie ſchüttelte langſam mit dem Kopfe und blieb, ohne ſich zu rühren, ſitzen, bis der Kahn anlegte. Schnell ſtand ſie am Ufer und ſagte dann noch mit ihrer ſanften Miene: „Nächſten Sonntag ſey wieder hier, Ulrich; du mußt mich wieder überfahren, es hängt ein Menſchenleben dran. Nächſten Sonntag ſoll dir auch gelohnt werden."

Drauf entfernte ſie ſich langſam und hinter den Stämmen des nahen Gehölzes verſchwand ſie. Herr Ulrich ſtarrte ihr ſprachlos nach. „Was war das?" ſagte er, als ſie unſichtbar geworden. „Wenn ich an Geiſter glaubte, hielte ich dieſe für einen; und ſie kennt mich, weiß meinen Namen! das iſt ſchlimm! Ich hätte in ſie dringen, ſie fragen und mich nicht von ihrer jungfräulichen Würde ſo gar einſchüchtern laſſen ſollen. Aber nächſten Sonntag ſoll ſie mir Rede ſtehen. Wenn ſie nur kommt!"

Die ganze Woche dachte Herr Ulrich an nichts anderes, als an die Dame, und den Samſtag Abend freute er ſich, daß nun der lezte Tag vorüber ſey und er ſie am Schluſſe des nächſten ſehen werde. Sein eigenes Schickſal war ihm durch dieſe wunderbare Begebenheit ganz in den Hintergrund getreten. Es fing ſchon an zu dämmern, als von drüben ein lautes Holüber! erſcholl. Aergerlich band Herr Ulrich ſeinen Kahn los und ruderte hinüber. Da ſtand eine Männergeſtalt am Ufer, und beim Näherkommen erkannte Herr Ulrich in ihm den Diener ſeines Freundes Conrad. Der erkannte ihn aber wegen der fremden Tracht erſt als er ſprach, begrüßte ihn und übergab ihm einen Brief von ſeinem Gebieter. Herr Ulrich konnte ihn kaum mehr leſen, ſo dunkel war es während deſſen geworden; aber ſo viel ſah er doch daraus, daß ſein Kamerad, den er verwundet, nicht geſtorben ſey, ſondern der Heilung entgegen gehe, und daß ſeine Freunde ihn deßhalb aufforderten, ſo bald als möglich zurückzukehren."

„Ich habe ein Pferd für Euch mitgebracht, Herr," ſagte der Diener; „denn mein Gebieter meinte, Ihr würdet gleich mit mir kommen." — „Wo ſind die Pferde?" — „Eine halbe Stunde von hier, im nächſten Dorf, hinter den Bergen, die dieſen See einſchließen." — „Schon gut, gehe jezt wieder dahin zurück und erwarte mich am Montag früh, da komme ich." — „Erſt Montag, gnädiger Herr?" — „Ja, Montag, Montag in aller Frühe."

(Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Mai.

(Fortſetzung.)

Verbrechen. — Die ſchleſiſchen Weber. — Wiſſenſchaftliche Vorleſungen. — Religiöſe Stimmung.

Was draußen fern in der Türkei Grauſames geſchieht, intereſſirt uns nach dem Dichter, weil es unſere Haut nicht berührt; es gibt aber kein Preußen, keine Ferne und keine Türkei mehr, das geiſtige Fluidum theilt ſich mit und die Drohnung ruft das dicht hinter unſerem Rücken in's Leben, was wir Hunderte von Meilen vor uns ſehen. Wir leſen im Pitaval von Gift- und andern Morden mit Schauer und Freude, daß ſo etwas nicht bei uns geſchehen kann, und aus

Potsdam werden uns Giftmorde, Kindermorde und Mordanfälle aus italienischer Eifersucht berichtet, die uns wirklich in ein südliches Clima versetzen möchten. Hier gibt der Herr von Fabee die Geschichte eines Kinderraubes heraus, und die Kinder sind seine eigenen, und der Raub ist von Gerichten begangen worden, von den Gerichten der freien Stadt Frankfurt! Ein schreckhafter Titel, hinter dem allerdings eine sehr traurige Familiengeschichte aus der Verborgenheit an's Licht tritt, wenn auch nicht gerade ein Raub. Ein Comité ist hier zusammengetreten und fordert zu Beiträgen für den bedauernswerthen Vater auf, um ihm Mittel an die Hand zu geben, seine Kinder, die die Mutter mit nach England genommen, sich auf gerichtlichem Wege wieder zu erstreiten. — In Schlesien, in dem freundlichen, mit Naturreizen und Gewerbfleiß gesegneten Riesengebirge, zehrt der Hunger in Folge von Nahrungslosigkeit an vielen Tausenden fleißiger Weber. Es ist ein altes Uebel, welches nur zu verschiedenen Zeiten mit immer neuen Wunden heraustritt. Der schlesische Weber war zur guten Zeit, als die schlesische Leinwand durch Rußland bis Asien ging, und über das Atlantische Meer nach Amerika, ein glücklicher Mann, trotz der großen Leinwandhändler, über die schon damals geklagt wurde, daß sie ihn drückten und von seinem Schweiße alten Rheinwein tränken. Zu Friedrichs II. Zeiten ging mancher Weber mit klimpernden Taschen, wenn er aus Hirschberg heimkehrte, an die Kegelbahn und verspielte seinen Ducaten. Das sind Traditionen, Mährchen der Vorzeit. Jezt hungert er, und selbst die Kartoffeln und das Holz zur warmen Stube, seine einzige Erholung, fehlen. Amerika ist mit Leinwand versehen und Rußland hat längst seine Grenzen gesperrt. Man hat ein großes, aber doch nur ein Palliativmittel ergriffen, als die Noth zu sehr schrie. Die Sammlung für die armen Weber hier und an andern Orten, um für das Geld Leinwand zu bestellen, hat guten Fortgang, und wird für's Erste wieder Arbeit und Erwerb schaffen — aber auf wie lange? Schreien nicht die Kaufleute schon, daß sie jezt die Ruinirten sind? denn allerdings wird auf einige Jahre der Leinwandhandel dadurch in's Stocken gerathen, wenn so viele Familien aus erster Hand, von den Webern selbst, ihren Bedarf beziehen. Aber wenn er auf Jahre hinaus bezogen ist durch eines Jahres Arbeit und die Bestellungen stocken, nachdem alle Arme sich darauf mit neuer Kraft geworfen, wie dann?

Die Vorlesungen des wissenschaftlichen Vereins schlossen mit den vier Vorträgen von Panofka: über das Leben der Männer bei den Alten, nach Vasenabbildungen; W. Häring (W. Alexis): über Warren Hastings und seinen Prozeß; Ritter: über die neuesten Reisen und Abyssinien, und Dieterici: über Zucker und Kaffee. Panofkas Vortrag war ein Seitenstück zu einem früheren über das Leben der Frauen bei den Alten, und ward durch eine Reihe Abbildungen nach antiken Gemälden illustrirt. Der Vortrag von Häring über den merkwürdigen Prozeß, vor dem englischen Parlamente durch zehn Jahre gegen den großen, aber gewaltsamen Begründer des britischen Reiches in Indien geführt, erregte auch durch die Neuheit des einst so bekannten Gegenstandes vor der jezt lebenden Generation Aufmerksamkeit. Er ist besonders gedruckt im Buchhandel erschienen. Dieterici's Zusammenstellung der Revolutionen, welche Kaffee und Zucker im Gesammtleben der Völker und Erdtheile hervorgebracht haben, war merkwürdig und belehrend. Amerika ward, wenn nicht darum entdeckt, doch eigentlich nur um des Goldes wegen kultivirt und ausgebeutet, und heute hat Amerika die hohe Bedeutung, daß die Kaffeehäuser von halb Europa ihre Thüren schließen müßten, wenn kein Kaffee mehr aus Amerika käme. Und erst spät ward er aus Arabien und Aethiopien dahin verpflanzt!

Der Gustav-Adolph-Verein scheint hier noch nicht recht Wurzel schlagen zu wollen. Es mag seyn, daß man die Gefahr, der er begegnen soll, im Mittelpunkte des deutschen Protestantismus nicht für so bedeutend ansieht, als anderwärts. So haben ihrer Zeit auch die Reibungen in Folge der Kölnischen Frage verhältnißmäßig hier weniger Aufsehen erregt. An patriotischen Lärmschlägern gegen die Jesuiten fehlt es zwar auch bei uns nicht, es scheint aber, daß der Spott, der einst gegen die Biesterschen Jesuitenriecherei in Berlin sich erhob, noch immer in der Atmosphäre vibrirt und scheu macht oder ein vielleicht zu großes Sicherheitsgefühl einflößt. Stimmen gegen den Verein erheben sich nicht, nur dafür, und desto lauter dafür seit dem bayerischen Verbote. Maßregeln der Art, Reden wie die Montalembertsche im Luxemburg, und Vorfälle wie die französischen Seifenblasen in der Südsee wären freilich die einzigen Mittel, die apathische Indifferenz oder die Toleranzgefühle, die hier auf einer hundertjährigen Praxis ruhen, aufzuschrecken. Das große Publikum, die Masse der Gebildeten, ist von vorn herein allzu eingenommen gegen allen Rigorismus, gegen alles von Außen Setzen und Bestimmen in religiösen Angelegenheiten. Was uns zunächst darin geschieht, kommt uns schon so außerordentlich fremd vor, daß wir uns nicht besonders angeregt fühlen, für die Ungehörigkeiten in der Fremde ein sehr wachsames Auge zu behalten. Aber auch das Eigene wird von der überwiegenden Mehrzahl nicht sowohl mit Angst und Mißtrauen, als mit spöttischem Lächeln betrachtet. Der Witz ist stets bei der Hand. So erklärt er ein jüngstes Rundschreiben an hohe königliche Würdenträger durch ein Berliner Motto: Du brauchst nicht Angst zu haben vor mir, denn, will ich dir hiemit sagen, ich habe Angst vor dir. Es sey nicht behauptet, daß dieß die richtige Stimmung ist, daß die Sache nicht ernsthafter verdiente aufgefaßt zu werden, daß nicht möglicherweise doch eine moralische Macht aufträte, die, herangewachsen, man nicht mehr mit Witz und Spötteleien zu bekämpfen im Stande wäre; aber die Thatsache bleibt, daß man bei uns so denkt und reflektirt. Der aktuelle Glaube, nenne man ihn nun Aufklärung oder Indifferentismus, oder Anbetung der unsichtbaren Kirche, hat in Preußen eine hundertjährige Wurzel, und alle Anstrengungen, ihn in einen formalen Schematismus von noch so ehrwürdigem Alter einzuzwängen, werden hier nicht allein an der Freiheitsliebe, sondern auch an der Pietät vor Preußens historischen Erinnerungen scheitern. — Vieles Aufsehen erregte die besondere Gnade, mit welcher Seine Majestät der König unsern Gesandten in London, Ritter Bunsen, empfangen hat. In der königlichen Porzellanmanufaktur war, auf Anlaß des G.R.R. Beuth, ein besonders gelungenes großes Brustbild unseres Monarchen, auf Porzellan gemalt und eingebrannt, fertig geworden, eines der Meisterstücke, welche, für Privaten unbezahlbar, gewöhnlich nur zu Geschenken für gekrönte Häupter bestimmt sind. Diesem Zwecke schien auch der kostbare Rahmen zu entsprechen, welchen der König für das Bild fertigen ließ. Um so unerwarteter und überraschender war es für Alle, daß die höchste Huld das Porträt dem Ritter Bunsen als ein Geschenk zum Willkomm hier zuwandte. Doch verlautet deßhalb noch nichts von einem zur Zeit längern Verweilen desselben hier.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 42.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 125.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 24. Mai 1844.

Hier wuchs die Kunſt wie eine Tulipane,
Hier ſcheint auf bunten Wolken ſie zu fliegen,
Gleich einer zauberiſchen Fee Morgane.

Platen.

Erinnerungen an Verona.

(ſ. Nr. 298—300. 1842.)

Verona war die erſte bedeutende Stadt, die ich jenſeits der Alpen betrat. Ihre ernſte Größe, ihr Kunſtreichthum ließen mir, dem ſchau- und lernbegierigen Nordländer, keine Ruhe. Auch ich litt an der Kulturpein, daß mich Namen ſo lange quälten, bis ich's endlich erlangte, vor den leibhaften Gegenſtand treten zu können.

Zuerſt wollte ich im Dome die Himmelfahrt Mariä von Titian, ein gerühmtes Werk ſeiner Meiſterhand, ſehen. — Daß ich Werke von Titian geſehen, fiel in meine jüngern Jahre. Mit wahrer Kunſtandacht ging ich dem Dome zu. So ein Moment, mit dem lezten Schritt eine neue Welt, findet mich immer wie ein Kind, das vor den Chriſtbaum tritt. — Das Bild ziert einen Seitenaltar links vom Eingang und iſt nicht übermäßig groß. — Der Himmel war nicht ſonnenhell, die Kirche etwas düſter, dazu iſt das Gemälde vom Anflug der Zeit umflort. In Reiſebeſchreibungen habe ich die Furcht ausgeſprochen gefunden, daß dieſes Meiſterwerk, wie viele andere, mit der Zeit wohl gar zu Grunde gehen könnte. Mir war noch Kraft und Schönheit genug vorhanden, und ich ſollte bald darauf ſehen, wie ähnliche Altargemälde durch Reinigung bald wieder in's volle Leben zurückgebracht worden.

Maria ſchwebt im blauen Gewand in die Höhe und ſendet ihren ſeligen Blick auf die um ihr Grab verſammelten, in daſſelbe und zu ihr aufſchauenden Apoſtel nieder. — Welche Befriedigung ward mir! Das verleiht der Kunſt des Pinſels den unwiderſtehlichen Zauber, daß ſie uns ein mannigfaltiges, bewegtes, äußerlich und innerlich durchgefühltes Leben in ſeiner erwünſchteſten, augenröſtlichſten und doch energiſchen Schaubarkeit vergegenwärtigt. Ich enthalte mich einer näheren Beſchreibung; aber in der Erinnerung ſind mir geblieben die Innigkeit des Gefühls der himmliſchen Jungfrau, die Mannigfaltigkeit des Ausdrucks in den Köpfen, Geberden, Stellungen der Jünger, und welche Köpfe! Wie aus dem nächſten Leben, und doch wie gewählt, wie würdig! Nicht Modelle, nicht Porträts, ſondern Symbole der ſchönſten Männer und Greiſe. Alles iſt hier Natur, Wirklichkeit, Uebereinſtimmung, handfeſte, gediegene Gegenwart, Einheit in der Idee, Anordnung und Durchführung bis zum markvollen Daſeyn. — Um ſolche Geſtalten, ſolche Köpfe zu malen, muß man das ſüdliche Element mit der Muttermilch eingeſaugt, ſich damit aufgenährt haben, mit ſeiner Naturkraft Geſtalten ſchaffen. Was wollen aber unreife Kunſtſchüler, die noch in den Anfangsgründen unſicher, in der Technik unentſchieden, wo nicht gar ſchon verpfuſcht ſind, in Italien? Man ſieht und lernt nur in dem Maß, als man tüchtiges

Talent mitbringt. Idiotische Künstler möchten übrigens gern a priori Raphaelisch oder Titianisch malen und ihre Ideale aus gutem Herzen nehmen.

Nach meinen bisherigen Erfahrungen über Gemäldebeschädigungen und ihre Wiederherstellung kann ich die Assumtion durchaus nicht für radikal verdorben halten. Wohl möglich, daß das herrliche Bild unter einem alten, vergilbten, trüb gewordenen, mit Rauch, Staub und Schmutz belegten Firniß gleichsam hermetisch verschlossen, durch sorgfältige Reinigung und Erfrischung in seiner ursprünglichen Gediegenheit aus seiner Verhüllung hervorginge, eine Resurrektion, der ein Gemäldeenthusiast wohl anwohnen möchte. Sollte ich doch bald solche wiedererweckte Gemälde alter Großmeister sehen.

Ganz kindliche Laien diesseits der Alpen wissen, wenn von Bildern die Rede ist, nur drei Namen, nämlich: Raphael, Titian, Correggio; sie können nicht Fünfe zählen. Was noch in der hundertsten Copie schattenhaft an einen dieser Meister erinnert, wird ihm zugeschrieben. Sieben Namen desselben Fachs deuten schon auf einen Kunstkenner. Wenn aber gesagt wird, daß siebenmal Siebenzig namhafte Meister in demselben gemalt haben, so wird ihnen schwindlicht. Vor welchen untergeordneten Bildern habe ich nicht schon artistische Kniebeugungen erlebt und höchste Namen aussprechen hören!

Der Dom ist um's Jahr 1180 gebaut und trägt den romanischen Rundbogenstyl. Ich traf auf meiner Reise jenseits der Alpen nirgend die Spitzbogen- und Pyramidenform, ausgenommen an einigen Theilen der St. Markuskirche in Venedig. — Vor dem Seiteneingange stützen sich zwei vorgeschobene Säulen auf geflügelte Greifen, eine vielleicht aus dem Orient stammende symbolische Form. Innerhalb der Hauptpforte stehen an der Wand zwei uralte kolossale Steinbilder, der allgemeinen Sage nach Roland und sein treuer Gefährte Olivier. An den Seitenaltären vergnügten mich die sie umgebenden marmornen Pfeiler und Bogen mit halberhabener Arabeskenzier, Vegetation, Köpfe, Figuren, Geräthe, mythologische Gestalten, Faunen ꝛc. Der Süden ist von jeher weniger rigoros gewesen, als der Norden. Solchen architektonischen Schmuck sah ich noch in andern Kirchen, auch an Palästen, und einmal hatte ich in einer Nebenstraße ein derartiges Portal zu bewundern. Es wäre der Mühe werth, dergleichen statt eigener dürftiger Erfindung abzuformen oder wenigstens sorgfältig abzuzeichnen. Nie hatte ich mehr Schwung in den Zierrathen, mehr Consequenz in den Verschlingungen und organische Verwebung aller dieser phantastischen Zusammenstellungen gefunden. Alles war leicht, frei, heiter, bei aller Fülle sparsam, bei allem üppigen Reichthum doch haushälterisch, kurz mit einer Wahl, einem Geschmack gebildet, die auch nicht in Einem Zuge fehlen konnten. Manches davon mag antik und hieher benützt seyn.

Von nun an sah ich einen übergroßen Reichthum von alten Gemälden. An keiner Kirchthüre ging ich vorüber; ich trat durch den dichten Vorhang ein und ließ mich durch die Versammlung der Andächtigen nicht abhalten, auf der einen und andern Seite langsam vorzuschreiten, und die Gemälde der Seitenaltäre zu beschauen. Traf ich in Kirchen mit neuerem Einbau moderne Gemälde, die darum nicht eben schlecht waren, mich aber zu bunt ansprachen, so schlich ich mich sogleich wieder zum Tempel hinaus. Zu den alten kehrte ich in gelegener Stunde zurück. Sie einzeln zu nennen, ist wohl hier nicht der Ort; man findet sie in allen Reisebüchern. Einiges, doch nicht Vieles, mag mir entgangen seyn. Erbleicht auch die Erinnerung, so habe ich doch den Eindruck in mich treu und unbefangen aufgenommen; er hat mich erfrischt und gereinigt, und ich würde wohl jedes tüchtige Bild wieder erkennen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Heimath.

(Fortsetzung.)

Der Diener verbeugte sich und kehrte denselben Weg zurück, den er gekommen war. Herr Ulrich aber ruderte nach seiner Hütte, den Brief seines Freundes in seinem Fischerwamms verbergend. „Um keinen Preis der Erde will ich meine Dame versäumen, und ginge darüber viel zu Grunde, ich muß sie morgen sehen!“ — So gelobte er sich.

Der sehnlich erwartete Sonntag brach an. Herr Ulrich sah beständig nach der Sonne und meinte, sie wolle heute gar nicht untergehen. Endlich that sie ihm den Gefallen. Herr Ulrich beschloß, heute nicht zu Bett zu gehen, sondern die Dame auf der Bank vor seiner Hütte zu erwarten. Mit der Dämmerung saß er schon da; endlich begann sie der Nacht zu weichen und der abnehmende Mond erhellte nur noch matt die Gegend. Nachtvögel, Fledermäuse flogen um seinen Kopf, als wollten sie ihn in die Hütte zurücktreiben, und die jungen Falken oben auf dem Schloß hörte man deutlich schreien. Ein leiser Wind fing an sich zu erheben und machte die Wellen im See aufsteigen, die zu ihm an's Ufer prallten; manchmal kamen sie ihm im matten Mondlicht wie kraus gelockte Köpfe vor, die ihm zunickten und winkten, in die Hütte zu gehen. Dann kam der Wind und wurde gröber, strich ihm um die Stirne und zerzauste ihm die

Haare, und die Eidechſen krochen ihm an den Füßen hinauf; aber Herr Ulrich blieb ſtandhaft und wollte der ganzen Natur trotzen, die ihn mit Gewalt in ſeine Hütte zu treiben ſchien. Aber er bedachte nicht, daß er ſelbſt dieſer allgewaltigen Natur angehöre und ihr ſich nicht entziehen könne. Der Schlaf, der ſtarke, nahm ihn trotz allen Widerſtrebens und Sträubens in ſeine Arme; eine Stunde vor Mitternacht ſchlief er ein.

„Ulrich!“ rief eine ſanfte Stimme; er erwachte und vor ihm ſtand wieder die räthſelhafte Fremde, in ihren Schleier gehüllt, und ihm gebieteriſch nach dem Kahne winkend, ſchritt ſie langſam voran. Ulrich rieb ſich, zornig über ſeinen Schlaf, die Augen und eilte an's Ufer der weißen Geſtalt nach, die er ſchon im Kahne ſitzend fand. Mit Abſicht riß er die Kette ſo raſch los, daß der Kahn heftig ſchwankend eine Strecke ſich fortbewegte; er hoffte, die Fremde werde ihn um Hülfe anrufen; aber ſie blieb kalt und ſtill ſitzen und ſchwankte nur mit dem Schiffchen hin und her wie eine weiße Lilie im Sturm, lautlos, unbewegt.

Mit einem tüchtigen Sprung war nun auch Ulrich im Nachen. „Heute fahre ich Euch aber nicht über wie das leztemal, ſchöne Dame; heute müßt Ihr mir erklären, wer Ihr ſeyd und wohin Ihr wollt.“ — Sie antwortete nichts. — „Ihr ſeyd jezt in meiner Macht.“ — Da ſchüttelte die Dame ſanft mit dem Kopf. „So, Ihr ſeyd nicht in meiner Macht? in weſſen Macht denn?“ Da ſtreckte ſie eine ſchmale blaſſe Hand aus dem Schleier und deutete nach dem Himmel, wo eben der bleiche Mond wieder aus den Wolken brach. An dieſer Hand blizte ein Demantring. Ulrich war ergriffen, und ohne ſich ſelbſt Rechenſchaft abzulegen von dem Einfluß der Fremden, beugte er ſich ihm doch, indem er die Ruder ergriff und ſtillſchweigend ſie dem jenſeitigen Ufer zuführte.

Als der Kahn anhielt, erhob ſich die Dame und ſagte wieder leiſe: „Heute über acht Tage.“ — „Das kann nicht ſeyn,“ entgegnete Ulrich; „heute über acht Tage bin ich weit von hier, wieder in meiner Heimath.“ — „Es gilt ein Menſchenleben.“ Dabei wandte ſich die Fremde um und ſah ihm dicht in's Antlitz mit ein paar wunderbaren großen Augen, die unendlich flehend blickten. „Wohl,“ ſagte Ulrich, „ich will noch hier bleiben, wenn Ihr verſprecht, mir über acht Tage Alles aufzuklären, wer Ihr ſeyd, wohin Ihr gehtt, was Ihr wollt; dann will ich noch acht Tage hier bleiben, aber nur Euch zu Liebe, mag es mich auch koſten, was es will — wollt Ihr mir's ſagen?“ — „Du ſollſt Alles erfahren; aber ſey da!“ Und ſie erhob flehend beide Hände gegen ihn, und erſt, als er ihr nochmals verſprochen, ſie zu erwarten, entfernte ſie ſich langſam, wie das leztemal.

Herr Ulrich hatte große Mühe, den Diener ſeines Freundes, der am andern Morgen kam, zu bewegen, noch acht Tage auf ihn zu warten, und zulezt gelang es ihm nur mit Hülfe einiger Goldſtücke; und dann verſprach er ihm, auch ſchon Sonntag in der Nacht wegzureiten, gleich nach Mitternacht, und beſtellte ihn an das Ufer mit den Pferden. Drüben hinter dem Felsblock am Gebüſch, wo die Dame immer verſchwand, ſollte er warten; Ulrich hatte dabei zugleich die Abſicht, durch den Diener zu erfahren, wohin ſie gegangen ſey, im Falle die von Herrn Ulrich erwartete Aufklärung nicht genügend ausfallen ſollte; denn er traute ihrem Verſprechen nicht recht, und ihre zweimalige Erſcheinung hatte den Eindruck von etwas durchaus Unerklärlichem, übernatürlich Geheimnißvollem auf ihn gemacht.

Als der lezte Tag, den er hier am See zu verweilen gedachte, der Sonntag, anbrach, fühlte er, daß es ihm unmöglich ſeyn werde, den ganzen Tag hier in ſtillem Warten ruhig auszuharren; er beſchloß daher, die Berge zu erſteigen und noch die Gegend zu durchwandern. Er machte ſich auf den Weg und beſchloß, nicht vor Abend zurückzukehren. Aber er verirrte ſich in den Bergen, und der Mond war ſchon ſichtbar und die Nacht ſank herab, und noch immer hatte er keine Ahnung von der Richtung, die er zu nehmen hatte, um zurück nach dem See zu gelangen; er wußte nur, daß er bergab zu ſteigen hatte, fürchtete aber gerade nach der entgegengeſezten Seite zu gelangen, wo dann die Berge zwiſchen ihm und dem See gelegen hätten. Endlich erhob ſich ein Wind wie am lezten Sonntag, und Dank der Richtung deſſelben, hörte er nach einiger Zeit das Rauſchen des Sees; nun wußte er, wohin er ſich zu wenden hatte.

Athemlos ſtürzte er den Abhang hinab, denn er fürchtete, die Stunde zu verſäumen, und es war ihm, als hinge ſeiner Seele Seligkeit daran, die fremde Jungfrau überzufahren. Als er zu ſeiner Freude den See und ſeine Hütte anſichtig wurde, ſah er ſie auch ſchon von der andern Seite ihm entgegen ſchreiten. Aber nicht langſam wie die leztenmale, nein, eilig war ihr Gang und ihr weißer Schleier flatterte im Winde und wäre davon geflogen, hätte nicht der grüne Kranz ihn auf dem Haupte feſt gehalten.

Ulrich ſtürzte ihr entgegen: „Hier bin ich, wollt Ihr überfahren?“ — „Ihr ſeyd der Schiffer? Gott ſchickt Euch zu mir — ja, rettet mich, aber ſchnell! ſchnell! ſie ſind gewiß ſchon auf meiner Spur!“ Ulrich hatte ſchon den Kahn losgebunden und hob die Dame, die dießmal ſeine Hülfe in Anſpruch nahm, ſchnell hinein. Der aufgeregte See ſchaukelte ſie hoch und die Jungfrau ſank im Kahne auf die Knie und betete laut: „Gott, rette mich vor ihnen oder laß mich hier untergehen!“

(Fortſezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Mai.

(Fortsetzung.)

Eisenbahnen.

Die Eisenbahnfragen wachsen uns wirklich über den Kopf. Eine neue Welt, ein Meer von Gedanken, Entwürfen, Thätigkeit, für welches die alten Ufer nicht mehr passen. Man will hierin gewiß das Beste, man möchte überall helfen, retten, warnen, aber man weiß nicht aus noch ein. Der Schwindel ist auf's Aeußerste getrieben, er ist nicht mehr zu dulden, ruft es von allen Seiten. Aber was ist Schwindel? was solides Geschäft? fragt man antwortend. Wir verlangen keine Hülfe, wir werden uns selbst helfen, rufen die Betheiligten. Die meisten der neu projektirten Bahnen verschmähen sogar, in stolzem Vertrauen auf ihre eigene Kraft, die Staatsgarantie, welche ihrer Zeit so viel Gerede gemacht hatte. Jezt heißt sie schon ein Hemmschuh der Industrie. — Die Gutsbesitzer, Fabrikanten, Geschäftsmänner strecken ihre Arme aus: woher sollen wir Geld zum Betriebe unserer Fabriken, unseres soliden Handels, zur Bewirthschaftung unserer Güter aufnehmen, wenn uns die Bankiers antworten: wir können das Geld besser nutzen, wenn wir es zu Eisenbahnprojekten anlegen? Handel, Wandel, inländische Manufakturen und der Ackerbau selbst gehen zu Grunde ohne Geld und Kredit. Verbietet, verbietet den Handel mit Aktien, je schneller so besser, oder der Ruin der Vermögenden und Thätigen und eine vollständige Vermögensrevolution steht vor der Thür! — Wie läßt sich etwas verbieten, was aus dem Leben selbst, aus dem natürlichen Verkehr sich entwickelt hat? entgegnen die Andern. Es würde das nicht allein eine rückschreitende, sondern eine völlig unvernünftige Gesetzgebung seyn, weil der Verständigste unter den Verständigen noch nicht voraussehen kann, welche Entwicklungsgänge das neue Element nehmen wird. Alte Flicken auf ein neues Kleid reißen weit eher, als neue Flicken auf ein altes gesezt. Ist die Gesetzgebung schon irgendwo nur dahin durchgedrungen, die Klagen aus Verkäufen auf Zeit unmöglich zu machen? Die Börse, in diesem Falle das Leben, erkennt sie als gültig an; es gibt da ein höheres Gericht als der eingesezte Richter, und wer nicht zahlt, wird härter bestraft als durch Urtel und Recht, durch Exekution und Schuldgefängniß: durch eine capitis deminutio, es ist um seinen Kredit, um seine kaufmännische Existenz gethan. Der Unfug, der nicht abgeläugnet wird, straft sich in der Regel selbst. Es ist wie mit der Fabel vom Venusberge. Der unsolide Spekulant begnügt sich nie mit dem Erwerb und Genuß, er muß weiter spekuliren, das Gewonnene immer von Neuem auf gewagtere Geschäfte einsetzen, bis er fällt. Diese Strafgerichte sind schon zur Genüge vorgekommen. Wen sie nicht abschrecken, den werden obrigkeitliche Verordnungen nicht abschrecken.

Aber einige fünfzig und mehr Eisenbahnprojekte haben die lezten Wochen ausgeheckt; wo nur drei Männer zusammentraten und von Zahlen und Meilen redeten, durfte man annehmen, daß es ein Comité war, welches zu neuen Unterzeichnungen sich besprach. Nach Stralsund allein wollten drei Comités von Berlin aus bauen; sie stritten sich in den Zeitungen herum, wer das meiste Recht habe, ob die Priorität des Gedankens ein Vorzugsrecht gewähre? Die Sache erregte offenbaren Anstoß, besonders weil eine sonst angesehene Handlung, die an der Spitze stand, $\frac{1}{2}$ Prozent Provision von jedem Unterzeichnenden für sich, und 10 Prozent Einschuß forderte, ohne Verpflichtung, darüber Rechenschaft abzulegen. Das Publikum erklärte sich entrüstet und einstimmig dagegen. Die Sache, wenigstens das Projekt mit dem Einschuß, ist deßhalb schon aufgegeben. Andererseits brachten und bringen die Zeitungen einzelne Fälle zur Sprache, wo der Schwindelgeist an offenbare Unredlichkeit grenzt. Patrioten bemühen sich auszurechnen, daß sämmtliche Eisenbahnen 20 bis 40 Prozent über ihrem Werthe im Course stehen, daß der Rückschlag furchtbar seyn werde, bei einer, oder auch ohne große politische Krisen; denn in England stehe die Mehrzahl der Bahnen, trotz der außerordentlichen Frequenz, unter Pari, in England, wo die meisten Schienen auf granitnen oder eisernen Unterlagen ruhen, die furchtbaren Reparaturkosten der amerikanischen und deutschen Eisenbahnen, wo die hölzernen Schwellen faulen, also wegfallen. Tu l'as voulu, George Dandin, könnte also die Regierung einst zum Publikum sagen, wenn es sich beklagen sollte. Aber der Schrei der Anklagenden hat das obervormundschaftliche Gefühl schon jezt aufgeweckt. Wer möchte die Verfügung des Finanzministers tadeln, welche dem Publikum warnend erklärt, daß von den hundert neuen Projekten, welche auf dem Papiere existiren, zur Zeit noch die wenigsten Aussicht hätten concessionirt zu werden? Freilich hätte die Warnung früher kommen müssen, um Effekt zu haben. Zurückgescheucht ist manches Projekt, aber darum nicht todt gemacht. Es ist eine elastische und zähe Lebenskraft in dem neuen Dinge. Das Vertrauen ist fast noch größer als der Schwindel, und mit einer sehr nachhaltigen Stimme rufen die Projektisten: verbietet nur, haltet nur den Wachsthum mit euern Gängelbändern und Hemmschuhen zurück, das Kind will an's Leben, der Baum in die Luft. Hemmen mögt ihr die natürliche Entwicklung und dadurch manchen Krüppelwuchs befördern, etwa wie damals bei der Anhaltischen Bahn, aber was ihr bezweckt, erreicht ihr nicht. Das Kapital, das ihr für den Landbau und die Industrie retten wollt, d. h. für das Land, entzieht ihr gerade dadurch demselben. Denn die Kapitalisten wollen sich nicht mit dem niedern Zinsfuß von $5\frac{1}{2}$ Prozent begnügen, den ihr in den Staatsschuldscheinen, in den Pfandbriefen durch künstliche Operationen bewerkstelligt habt; das Geld hat hier noch höhern Werth, wo so viele Kapitalien zu 5 Prozent hypothecirt sind. Sie wollen die Früchte ihres Stockes genießen, welche die Verhältnisse noch zulassen. Darum haben sie sich, namentlich die kleineren Kapitalisten, selbst Wittwen, mit solchem für unsere gesezte Nation so ungewöhnlichen Eifer auf die industriellen Aktien geworfen. Bei den Meisten war es anfänglich nicht Spielwuth, noch ist sie es zu dieser Stunde, sondern das Verlangen, ihr Kapital besser zu nutzen. Sie haben Vertrauen zu den Eisenbahnen, deren tief in's Leben eingreifende Wirksamkeit sie täglich mit Augen schauen. Sie sehen, wie der Verkehr auf den eröffneten Bahnen wächst, weit über das Maaß, welches man, nach dem bisherigen, auch nur für möglich achtete. Was ist nun natürlicher, als daß sie auch auf die neu projektirten Bahnen das Vertrauen ausdehnen? Ihr nennt es Schwindel, daß sie so viel dafür und über den Nennwerth bezahlen, als sie in der Aussicht sind, daß sie das wirklich Gezahlte mit 4 Prozent verzinst erhalten? Zu andern Zeiten hätte man das eine sehr solide Rechnung genannt.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 53.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 126.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 25. Mai 1844.

— For the miracle,
I mean our preservation, few in millions
Cam speak like us.

Shakespeare.

Die Heimath.

(Fortſetzung.)

„Ich will Euch retten, ich habe es Euch ja verſprochen, darum ſeyd ruhig, aber nun haltet auch Euer Verſprechen und ſagt mir, wer Ihr ſeyd.“ — „Verſprechen, guter Mann? Ihr irrt Euch, ich habe Euch nie geſehen.“ — „Das iſt unrecht von Euch,“ rief nun erzürnt Herr Ulrich, „mir auf dieſe Weiſe entgehen zu wollen, und wenn Euch die Verfolger noch ſo nahe ſind, und wenn der Sturm hier auf dem See noch ſo ſtark wird, ich ſchwöre Euch bei Gott dem Allmächtigen, Euch nicht drüben landen zu laſſen, und ſollte ich mit Euch zu Grunde gehen, bis Ihr mir Euern Namen genannt.“ — „Das will ich thun,“ ſagte die Jungfrau aufſtehend, doch das Schwanken des Kahns zwang ſie, ſich wieder niederzuſetzen; „bin ich doch in Eurer Macht, aber Ihr thut mir Unrecht, Ihr irrt Euch ſicherlich, ich habe Euch nichts verſprochen.“ — „Wie könnt Ihr es leugnen? ſeyd Ihr nicht die beiden letzten Sonntag-Nächte von mir übergefahren worden, in Eurem weißen Gewand, Eurem Schleier und dem Kranz?“ — „Ich?“ ſagte die Jungfrau und ſchlug den Schleier zurück und ſah ihn an. Und Ulrich trat dicht vor ſie hin und ſah ihr tief in die Augen und ſagte dann: „Ja, Ihr, ſchöne Verſtockte, und gebt mir nur Eure rechte Hand, woran Ihr einen Demantring tragt.“ — „Einen Demantring?“ — „Ja, einen Demantring, ich ſah es wohl, als Ihr das letztemal die Hände aufhobt und mich beſchwort, heute da zu ſeyn, um Euch überzufahren; es gelte ein Menſchenleben, ſagtet Ihr.“

„Großer Gott!“ rief die Jungfrau und verbarg ihr Geſicht in den Händen, „du Herr des Himmels und der Barmherzigkeit!“ — „Was iſt Euch?“ fragte Ulrich, der ſich noch immer ſtill, ohne zu rudern, in der Mitte des Sees hielt. — „Ihr habt den Geiſt meiner geliebten Schweſter übergefahren, meiner Zwillingsſchweſter, Anna von Nordeck; ich ſelbſt bin Thekla. Sie iſt zweimal aus dem Grabe gekommen, um meine Rettung vorzubereiten! O heilige Schweſterliebe!“

Ulrich hatte erſchüttert das Haupt geſenkt, als ein Schrei des Fräuleins ihn aufrief. „Sie kommen! ſeht Ihr die Fackeln den Schloßweg herab? man hat mich vermißt, ich bin verloren!“ — „Ihr ſeyd es nicht, drüben iſt kein Kahn, ich laſſe Euch gleich landen!“ — „Und dann?“ jammerte Thekla, „dann?“ — „Dann gebe ich Euch ein gutes Pferd, das hinter dieſem nächſten Felſen ein Diener verborgen hält, und wir reiten zuſammen, daß uns Niemand einholt.“ — „Ich kann nicht reiten,“ jammerte Thekla. — „So nehme ich Euch zu mir auf's Pferd und der Diener begleitet uns auf dem andern. Ihr ſollt um jeden Preis gerettet werden!“

In dieſem Augenblick hörte man Rufen und Schreien von drüben, und die geängſtigte Thekla glaubte ſogar die Stimme ihres ſtrengen Vaters zu erkennen; aber ſie waren dem Ufer nahe, landeten jezt und fanden die Roſſe. Thekla ſchlang zitternd ihre Arme um den Hals des Mannes, den ſie zwar noch immer für einen Schiffer hielt, der ihr aber dennoch eine Scheu einflößte, wie ſie ſonſt vornehme Frauen vor Männern niedern Standes nicht empfinden. — Ulrich ließ ſeinen Mantel losſchnallen und ſchlang ihn um Thekla, die in namenloſer Angſt alles mit ſich geſchehen ließ. Dann ging es fort in ſtarkem Trab, bis zum Morgen, wo ſie Raſt an einem Jägerhauſe machten. Der Jäger war ein Freund des Dieners und gelobte Verſchwiegenheit.

Hier erzählte nun Thekla dem fragenden Ulrich, dem ſie als ihrem Retter ſich willig mittheilte, ihre Geſchichte. Sie ſollte wirklich den Bräutigam ihrer geliebten verſtorbenen Zwillingsſchweſter heirathen und hatte immer vergebens gehofft, es werde ſie der Tod, wie jene, von der verhaßten Verbindung befreien. Aber der ſehnlich erwartete Tod kam nicht und ihr Vater, der ihren grenzenloſen Widerwillen gegen ihren Verlobten kannte, ließ ſie auf's Strengſte bewachen, und da ſie erklärt, daß ſie nur mit Gewalt ſich zum Altar werde ſchleppen laſſen, hatte er die Trauung für die Nacht feſtgeſezt, damit ſo wenig Zeugen wie möglich zugegen ſeyen. — Als das Fräulein bräutlich geſchmückt war, hatte man ſie auf ihr dringendes Bitten allein gelaſſen, und nun war ſie im Schutze der Nacht mit Hülfe eines Stricks aus ihrem Fenſter entflohen. — Sie hatte die Abſicht, ſich in den See zu ſtürzen; dort, wo ſie mit ihrer geliebten Schweſter das leztemal ſo froh geweſen, dort wollte ſie enden, wenn keine Rettung vom Himmel komme. Ulrichs Antrag, ſie überzufahren, war ihr als ſolche erſchienen. — Ulrich erzählte ihr nun von ihrer Schweſter, wobei ſie viel Thränen vergoß. Dann ſagte er ihr, wer er ſelbſt ſey und daß er ſie zu ſeiner Mutter bringen wolle. Des Fräuleins Erſtaunen und dankbare Rührung über die Hülfe, welche ihr ſo auffallend von oben geſendet worden, ward dadurch nicht wenig erhöht. Sie folgte Ulrich auf das Schloß ſeiner Eltern, die ſie liebevoll aufnahmen — und — und über ein Jahr war ſie ſeine Frau.

(Fortſezung folgt.)

Erinnerungen an Verona.

(Fortſezung.)

Immer verſchob ich's, das nun verlaſſene Dominikanerkloſter aufzuſuchen, in deſſen Garten am Ausgang einer Rebenlaube der ſteinerne Sarg, worin Romeo und Julie gelegen, gezeigt wird. Beſichtigung von andern Merkwürdigkeiten, welche an ſich ein ſchönes Bild gewähren, drängten ſich dazwiſchen. Eine kleine runde Oeffnung an der Seite ſoll den Scheintodten Luft zugeleitet haben. Die Veroneſer denken dabei an ihre Guelfen- und Gibellinenſage, nicht an Shakespeares unſterbliche Dichtung. Weil mir, dem Nordländer, dieſe näher lag, eben darum verſchob ich den Beſuch, verſäumte ihn am Ende und rechtfertigte meine Nachläſſigkeit mit allerhand Verſtandesgründen. — Kunſtwerke der claſſiſchen und ſpätern Zeit, ſagte ich mir, muß man wo möglich leibhaft ſchauen; dann fällt das unbeſtimmte Vorbild mit dem wirklichen Gegenſtand endlich zuſammen und lezterer wirkt in uns lebendig fort. Aber Reliquien des Heiligen oder der Romantik hinterlaſſen nach dem Anblick bei uns leicht eine Erkältung der Phantaſie, da ſie meiſt unter der Erwartung bleiben. Was in ihren Kreis gehört, das lebe uns in ſeinem phantaſtiſchen Nimbus; das Wirkliche nimmt ſich meiſt dürftig, kleinlich, gemein aus und wir ſtoßen nun bei unſerm Rückblick fortan auf dieſe rohe, todte Maſſe. Ja wir überwinden ſelten den Skrupel, ob das Gezeigte auch wirklich das ächte, ehrwürdige Ueberbleibſel ſeyn möge, oder ob ſolches nicht etwa den Leichtgläubigen zu lieb der Mythe angepaßt worden. Wir kennen ja das Blut, das nach ſo viel Jahrhunderten nicht zerſtiebt, die Blutflecken, die nicht erloſchen ſind, die heiligen Gebeine, die von demſelben Märtyrer an mehreren Orten liegen. Mir fällt die Frau hiebei ein, die mir kürzlich bei Saßbach Türennes Denkmal und die eiſerne Kugel, die ihm den Tod gebracht, zeigte. Meiner Frage, ob es wirklich dieſelbe ſey und ob Reiſende noch nie eine Entwendung verſucht, begegnete ſie mit der Erwiderung, daß im Zenghaus zu Straßburg noch genug ſolche Kugeln ſeyen. — Ich an meinem Theil würde ſelbſt das denkwürdigſte Grab, das vor Allem heilige, nicht ohne die Beſorgniß beſuchen, daß ſein wirklicher Anblick meiner religiöſen Phantaſie und dem Geſammtbilde, in welchem alle die heiligen Orte Geſtalt gewonnen, Eintrag thun möchte.

Des Morgens weckte mich das Geſchrei der Jungen, die mit gellender Stimme ihre Milch ausriefen. Latte! Latte! — das hallte durch die noch ſtillen Gaſſen. Die Jugend der lombardiſchen Städte hegt eine unbezwingliche Luſt, ihre Kehlen in Uebung zu erhalten, ihre Tonfülle zu verſtärken. Es iſt organiſcher Trieb und Coketterie. Zwiſchen dieſen ökonomiſchen Geſchäftsrufen bringen ſie dann auch ad libitum Solfeggien, in welchen ſie ihre Opernſänger, nur ſtärker näſelnd als dieſe, nachahmen. Dieſes Straßengeſchrei ließ mir nun fortan keine Ruhe mehr und ſtieg in Venedig auf den höchſten Grad. Da nun alles Muſikaliſche, vorweg aber das Unmuſikaliſche, ſich bei uns auch im innern Sinn fortwährend bis zur

Beläſtigung wiederholt, uns nachklingend foltert, ſo wußte ich erſt, als ich in Meſtre wieder an's Land ſtieg, was ich von dieſem unabläſſigen Geſchrei gelitten. Mit Wonne begrüßte ich die Stille ſeiner Straßen. — Dabei verkannte ich jedoch nicht, daß nur aus einer Nation, die von Kindesbeinen an aus innerem Drange ſingen muß, die rechten Singkehlen hervorgehen können, wie denn auch die Catalani ſagte, daß ſie krank werde, wenn ſie nur Einen Tag lang nicht ſinge. Auch die Vögel müſſen ſingen. Es iſt, wie ſo manches Andere, eine Ueberkraft, die über den Organismus hinausſtrebt.

Meine Gänge führten mich mehrmals an dem Caſtel vecchio vorüber. Es iſt größtentheils aus Backſteinen gebaut; dazwiſchen ſind Schichten von großen Geſchieben, wahrſcheinlich aus der Etſch. Die ovalen Rollſtücke ſind ſchief gelegt, die eine Reihe in verkehrter Richtung gegen die andere. Dieſe Bauart ſah ich auch an den alten Stadtmauern, namentlich, wenn ich nicht irre, an der des Theodorich angewandt. Die Etſchbrücke hat drei Bogen, von denen der weiteſte nächſt dem Caſtel 142 Fuß Spannung hat, alſo eine größere als ſelbſt die Rialtobrücke in Venedig. Der Hauptſtrom der Etſch wälzt ſich mit gewaltigem Wogendrange durch dieſen weiten Bogen. Ich hatte ſeine Jugend in den Waſſeradern geſehen, die den drei kleinen Seen auf der Malſerheide zurieſeln. Zu ſolcher Manneskraft war er durch ſeine Verbindung mit der Eiſack, außerdem nur durch zufließende Gebirgsbäche erſtarkt. Schade, daß Caſtell und Brücke für immer geſchloſſen ſind, ſo daß man den kräftigenden Anblick nur von der Seite in optiſcher Verkürzung genießt. Das Werk iſt ums Jahr 1354 unter Can Grande, einem Scaliger, erbaut worden.

Beim Beſuche der Kirchen Veronas ſah ich in Beziehung auf Architektur, Skulptur und Malerei des mir ſpezifiſch Neuen, Maßgebenden ſo überſchwänglich viel, daß ich mich davon überdrängt fühlte. Wenn es deſſen ſo viel oder mehr hat, als manches Königreich, ſo könnte man ja wohl nicht etwa Tage, Wochen, ſondern ſeine Lebenszeit mit deſſen Studium hinbringen. Hiebei mußte ſich mir aber ſtärker als je da oder dort, wo ich ſchon geweſen, die verſchiedene Lage des Eingeborenen, des Anſäßigen gegen die des Reiſenden und Durchwandernden nahe legen. Was uns erzieht und bildet, iſt oft noch wichtiger, entſcheidender, als wer uns erzieht. Es ſind die urſprünglichen, allgemeinſten Eindrücke des Ehrwürdigen, Großen und Schönen, die wohl nicht minder wirkſam und belebend ſind, als die Reden und Beiſpiele der Erzieher, die Lehren der Schule. Und billig fragt ſich nun der Reiſende, was bietet mir mein Lebensſtandquartier zum täglichen Anſchauen, zur fortbildenden Betrachtung gegenüber von einer Stadt wie Verona? — Ich, der flüchtige Pilger, durch kein Geſchäft befangen, durch keine Gewohnheit abgeſtumpft, bei den Tagesintereſſen nicht betheiligt, bemühte mich nur immer, Auge und Gemüth offen zu erhalten, mir meiner Aufgabe: Wahrnehmung, bewußt zu bleiben und meinen Antheil mit dem wirklich Merkwürdigen möglichſt in's Verhältniß zu ſetzen. So viel meinte ich Vorbildung mitgebracht zu haben, daß ich mich nicht bei Untergeordnetem aufhielt, oder, mit dem grübelnden Sinn des Alterthümlers in Partikularitäten herumſtöbernd, die edle Zeit verlor. Daß ein Kunſteingeweihter mehr ſehen konnte als ich, der Dilettant, gab ich gern zu.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Zürich, Mai.

Preßprozeß. — Bluntſchlis pſychologiſche Studien. — Armenweſen.

Seit meinem lezten Berichte iſt der Prozeß gegen die Buchhändler Fröbel und Hegner, als Antheilhaber des literariſchen Compteirs, wegen Herausgabe der früher bezeichneten Schriften Bruno Bauers und Herweghs entſchieden worden. In erſter Inſtanz freigeſprochen, wurden ſie, auf die vom Staatsanwalt ergriffene Appellation, vom Obergerichte für ſchuldig erklärt. Ungefähr zu derſelben Zeit iſt ein ähnlicher Fall in ähnlicher Weiſe in Paris erledigt worden, und nicht ſehr fern liegende Antecedentien zeigen, daß dieſe Schriften, wegen ihres blasphemiſchen oder die religiöſe Anſchauung tief verletzenden Inhalts, in England wohl noch ſtrengere Strafe nach ſich gezogen hätten. Allein dort ſpricht ſich das Geſetz klar und beſtimmt aus, während das Züricheriſche eine andere Interpretation, als ihm gegeben worden iſt, nicht nur zuließ, ſondern nahe legte. Dieß ſcheint das Appellationsgericht ſelbſt eingeſehen zu haben, als es in ſeine Erwägungen aufnahm, daß der in Anwendung gebrachte Ausdruck des Strafgeſetzes nicht glücklich gewählt ſey. Dennoch wurde durch eine Mehrheit auf das Strafmaximum erkannt, ſo daß die genannten Buchhändler ſich, außer der Confiskation der incriminirten Schriften und dem Erſatz der Gerichtskoſten, auch einer Buße und mehrmonatlichen Gefängnißſtrafe zu unterziehen haben. — Der von Fröbel früher vielfach angegriffene Regierungsrath Bluntſchli, bekannt als ſchweizeriſcher Rechtsgelehrter und Parteiführer, und noch unlängſt in Deutſchland viel genannt als Verfaſſer des Commiſſionalberichts über die Weitlingſche Communiſtenangelegenheit, hat ſo eben pſychologiſche Studien über Staat und Kirche herausgegeben, welche die Wiſſenſchaft Friedrich Rohmers, aus der ſie hervorgegangen, dem Verſtändniſſe und dem Leben näher bringen ſollen. In dem Vorwort äußert der Verfaſſer unter anderem, daß, was man bisher als Wiſſenſchaft verehrt habe, nur einer dichten trüben Nebelwolke gleich geweſen ſey, und daß es eines ſchneidenden Morgenwinds bedurft habe, damit die Leute endlich gewahr werden, wie herrlich die Sonne am blauen Himmel glänzt. „Nein," ſo äußert er ſich weiter, „es iſt unmöglich, daß die beſtehende Verwirrung in der Wiſſenſchaft durch die Menge gehoben werde; nur ein überlegenes Individuum kann das Wort ſprechen, welches den geiſtigen Mittelpunkt der Wiſſenſchaft feſtſtellt und dadurch die Wiſſenſchaft mit der Religion und mit dem Leben

versöhnt. Dieses Individuum, das berufen ist, diese hohe Aufgabe zu erfüllen, ist Friedrich Rohmer." Ueber den vielfach befremdenden Inhalt dieses Werkes äußere ich mich hier um so weniger, als vorauszusehen ist, daß es demselben an Beleuchtungen nicht fehlen wird.

Keiner Zeit war der Antheil an den untern Klassen, vom Handwerker und Arbeiter an bis hinunter zum Armen, der dem Elend verfallen ist, näher gelegt, als der unsern; keine war dringender aufgefordert, die Verarmung, die — was auch die Orthodoxie kurzsichtiger Erfahrung dagegen einwenden mag — viel öfter die Quelle der Entartung als ihr Ausfluß ist — in ihren Ursachen zu erforschen und zu bekämpfen. Daher das steigende Interesse, das alle dahin gehörenden Fragen begleitet und das auch bei uns sich mannigfach bethätigt. Die politischen Reformen der dreißiger Jahre führten nämlich im Haushalt der Stadt Zürich und besonders im städtischen Armenwesen bedeutende und durchgreifende Veränderungen herbei. Mancher, der jede politische Neuerung ängstlich bewachte oder heftig bekämpfte, zog hier als muthiger Reformer in's Feld und half Siege erringen, deren Werth die Erfahrung nachfolgender Jahre unbestritten gelassen hat. Im Armenwesen, über dessen lezтjährige Verhältnisse uns der vor Kurzem herausgekommene Jahresbericht Aufschluß gibt, verdienen besonders das Institut der Armenväter und die Versorgungsanstalten für städtische Waisen und für ältere unvermögliche Bürger beider Geschlechter ehrenvolle Erwähnung. Durch das Institut der Armenväter, dessen Wirksamkeit in dem freien Beitritt und der Hingebung achtungswerther Bürger eine schöne und sichere Grundlage gefunden hat, erhält jeder Arme einen Vertreter bei der Armenbehörde, der in seine individuelle Lage einzugehen, seine Bedürfnisse zu würdigen, über seine Arbeitsfähigkeit, über Maß und Natur der Unterstüzung, endlich über die zweckmäßige Verwendung derselben zu urtheilen im Falle ist. Im Allgemeinen liegt in dieser steten Beziehung der wohlhabenden Klassen zu den hülfsbedürftigen und in dem Antheil, den er täglich hervorruft, ein lebenskräftiges, den Bedingungen fortschreitender Entwicklung günstiges Element. Denn da, wo der einzelne Bürger selbstständig schauen, erfahren und wirken kann, macht sich nothwendig ein ganz anderes Interesse geltend, als wo die gesammte Armenverwaltung stereotypen Behörden überlassen bleibt. Auch ist der Wirksamkeit des Armenvaters durch den Einfluß, den er auf die sittliche Hebung des Armen auszuüben vermag, ein Feld geöffnet, das eine abgeschlossene, auf geringe Mitgliederzahl beschränkte Behörde nie gehörig bebauen kann.

(Fortsetzung folgt.)

Berlin, Mai.

(Fortsetzung.)

Eisenbahnen. — Dr. Wöniger. — Dr. Naumert.

Die Kapitalisten sind des Vertrauens, daß eine streng rechtliche Verwaltung bei den inländischen Bahnen obwaltet, das strenge preußische Controlewesen; darum werfen sie sich mit dem, was ihr blindes Vertrauen nennt, auf dieselben, auch auf die künftigen. Aber durch eure Verordnungen erschüttert ihr dieses Vertrauen und — weist eure Bürger in's Ausland. Wer einmal gekostet hat, will weiter genießen. Versperrt, erschwert ihr den Weg zur Spekulation mit inländischen Papieren, so sind die Spekulationslustigen von selbst auf das Ausland hingewiesen. Habt ihr denn vergessen das Beispiel von vor zehn Jahren, wo die spanischen und griechischen Papiere bis in des Bauern Hütte drangen, bis in den Schrank der vorsichtigen Wittwe? Wie viel Geld ging damals außer Landes, wie viel wurde verloren! Und dasselbe bereitet ihr jezt wieder vor. Laßt doch bauen, so viel man bauen will, im Lande, denn das Geld bleibt dann doch wenigstens darin, während es jezt nach Wien, Sachsen, Bayern, ja schon nach Frankreich und Italien, selbst nach Rußland geht. — Wenn man den immer länger werdenden Courszettel durchgeht und die Notirungen sogar auf Zarskoe-seloer Bahnen sieht, möchte man den Opponenten nicht ganz Unrecht geben. Schon hören wir, daß ansehnliche Bestellungen hiesiger Häuser auf die neuen französischen Bahnaktien gemacht sind, und in den Zeitungen wird uns die Florentiner Eisenbahn als das non plus ultra von Einträglichkeit angepriesen.

Der sehr thätige Betriebsdirektor der Potsdamer Bahn, Baron v. Puttkammer, ist am Nervenfieber gestorben. Man bringt seinen Tod mit Kränkungen in Verbindung, welche er in der lezten Zeit erfahren hätte. Die übergroßen Anstrengungen, welche die damaligen Direktoren dieser Bahn gemacht, um, zum Nachtheil der Anhaltschen, die Fortsetzung der übrigen nach Magdeburg zu Stande zu bringen, sollen für diejenigen, welche, wenn nicht die Haupttriebfedern, doch die Organe dieser Agitation waren, ungünstig ausgefallen seyn. Wenigstens verlautet, daß man sie nun bei Seite geschoben hätte, nachdem man sie nicht mehr gebraucht. So wäre auch hier eine Nemesis eingetreten. Herr v. Puttkammer wird übrigens bedauert als ein rechtlicher, unverdrossener Mann, der für das, was er unternommen, ohne Rücksichten vorwärts ging. — Eine bedingteste bedingte Oeffentlichkeit für die Verhandlungen unserer Stadtverordneten ist durch königliches Reскript nunmehr genehmigt. Wenn das Gefühl, welches nach Oeffentlichkeit verlangte, sich dadurch befriedigt fühlt, so ist es ein sehr bescheidenes Gefühl gewesen, über welches so viel Worte zu verlieren unnöthig war. Das, was erlangt ist, wäre schon längst ohne alles Aufheben zu bewirken gewesen. Daß einer der eifrigsten Kämpfer für die Oeffentlichkeit, Hr. Benda, ein Jude, zum Stadtrath erwählt und bestätigt worden, macht auf der andern Seite einiges Aufsehen. — Den Dr. Wöniger, den Herausgeber der Monatsschrift der „Staat," und, wie verlautet, Hauptverfasser der neueren leitenden Artikel in der Voßischen Zeitung, ließ das Gerücht die Weisung erhalten, den preußischen Staat zu verlassen. Dieß hat sich nun zwar, wie seine bekannt gewordene Erklärung besagt, nicht bestätigt; dennoch aber hat man ihm in Bezug auf seine publizistische Thätigkeit Schwierigkeiten gemacht, das Berliner Bürgerrecht zu gewinnen, was freilich schwer zu glauben wäre, wenn Hr. Wöniger es nicht auch selbst in der nämlichen Zeitung und mit Censurerlaubniß erklärte. — Dr. Naumert kämpft noch immer mit Erklärungen über und gegen das Verbot seiner Vorlesungen. Seiner lezten gegen die offizielle Erklärung der Fakultät, welche sehr überraschend kam, wird man insofern gewiß beistimmen, daß es von mißlicher Consequenz wäre, einen Docenten für die Beifalls- und Mißfallensäußerungen seiner Zuhörer verantwortlich machen zu wollen. — Das neu ergänzte Obercensurgericht, welches von der Arbeitslast sich übrigens sehr gedrückt fühlen soll, hat durch die Lossprechung eines leitenden Artikels der Voßischen über das Ministerialverbot hinsichtlich des Besuchs der Mainzer Advokatenversammlung wieder einiges Aufsehen erregt. Der Artikel, wie er nun vorliegt, ist allerdings in seiner Fassung so wohlmeinend und wissenschaftlich als möglich gehalten, der Tendenz nach aber so entschiedener Meinung über das Verbot als das preußische und auswärtige Publikum es ist.

(Schluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 127.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 27. Mai 1844.

Wie wurde mir, als ich ins Innre nun
Der Kirchen trat, und der Geſtalten Fülle
Verſchwenderiſch aus Wand und Decke quoll!
Schiller.

Erinnerungen an Verona.

(Fortſetzung.)

Ich ſollte an den Tempeln die ehrwürdige Baſilikenform, dann den romaniſch-germaniſchen, und bald auch den herüberragenden byzantiniſchen Styl ſchauen. Was mir beim Eintritt in einige alte Kirchen ſogleich auffiel, war die immenſe Größe und Tragkraft der Säulen, deren vier bis ſechs auf jeder Seite, durch Rundbogen verbunden, das ungemeine Mittelſchiff bilden; das ſchöne Breitenverhältniß deſſelben im Gegenhalt unſerer hochaufſtrebenden Spitzbogengewölbe; dann die Bedeckung des Schiffs, eigentlich die Nichtbedeckung, indem man ganz unter das Sparrwerk des Daches hinaufſieht, das mitunter mit großen wagrecht hindurchlaufenden Hohlkehlen verſchaalt iſt. Sieht nun dieß patriarchaliſch aus, ſo ſtellt ſich hinwieder die Gewohnheit der Italiener, die Pilaſter um den Altar, auch wenn ſie von Marmor ſind, mit rothen oder gelben Mänteln zu umhüllen, modern und nicht weniger kindiſch ſpielend dar, als wenn man Statuen mit bunten Stoffen bekleiden wollte.

Die Zahl und Größe der Kirchen Veronas, wie Paduas und Venedigs, überſteigen weit das Bedürfniß der Einwohnerzahl, während im proteſtantiſchen Deutſchland da und dort nicht ſelten Erweiterung und Vermehrung der Gotteshäuſer geboten iſt. Jene Erſcheinung weiſt auf den Geiſt der Vorzeit hin, wo der Clerus nicht etwa nur einer der vielen Stände im Staat, der der Kanzelredner und Seelſorger, ſondern die zahlreichſte Kaſte, ein ſtehendes geiſtliches Heer, oft relativ größer als unſere weltlichen, ein Hauptfaktor, ja der mächtigſte im Volksleben geweſen, der ſich, wie es allen Corporationen eigen iſt, in ſich ſelbſt immer mehr zu verſtärken, den andern zu imponiren bemüht war; auf jene Zeiten, wo Frömmigkeit, Sorge, Anfechtung, Gelübde in der Noth, Gewiſſensbiſſe, Aberglaube, wo hinwieder Reichthum, Kunſtliebe, Luxus, Oſtentation, Scheinheiligkeit, wo die Richtung des Sinnes und der Sitte den überfließenden Strom ihrer Gaben der Kirche zuwandten, Orden ſchufen und ausſtatteten, Tempel und Kapellen erſtehen ließen, ſie auf's Schönſte und Koſtbarſte ausſchmückten, wo das menſchliche Verlangen nach Neuem keines andern Gedankens fähig war und ſich am tadelloſeſten zu befriedigen glaubte, wenn es ſich in immerwährenden Variationen von glänzenden Stiftungen für Gott und ſeine Heiligen darbringend und ſchaffend erwies. — Wie viele der ſchönſten Poeſien der frühern Zeit Gelegenheitsgedichte im edelſten Sinne, ſo ſind viele Werke der Baukunſt, der Skulptur und Malerei Weihgeſchenke, Donationen

von Einzelnen oder Corporationen, in denen ſich in guten Zeiten die Kunſt verewigt hat.

Man mag über die kirchliche Richtung jenes Sinnes, wie über die Möncherei, ſagen was man will, des Schönen hat ſie viel geſchaffen. Habe dieſes Gedankending von Nationalgütern ungeheuer viel verſchlungen, ſo möchte man doch fragen, ob die mißtrauiſche, rivaliſirende Spannung der Staaten und die Aufſtellung von Retorſionsmaſſen etwas Anderes ſey, als die koſtſpielige Verkörperung eines Gedankendinges, und ob, nationalwirthſchaftlich genommen, wie ja in unſern Tagen Alles betrachtet werden will, dieſer Drang der Säfte vom Volksboden und ſeinen Wurzeln hinauf in den Staatswipfel mehr Blüthen und Früchte ſchönen Lebens oder mehr taube Blüthen und hohle Nüſſe erzeuge? — Nur Eins möchte nicht wünſchenswerth ſeyn — eine Reſtauration geiſtlicher ſtehender Heere neben den weltlichen.

Aeltere und neuere Reiſehandbücher von Volkmann bis auf Förſter enthalten genaue Nachweiſe über alle merkwürdigen Oertlichkeiten, Kunſtwerke und Künſtler. Ich kann bloß allgemeine Andeutungen, Nachklänge jener Eindrücke geben, die der bedingte und bedrängte Deutſche in ihrem ſubjektiven Erbleichen aufhalten und ſo gern wieder auffriſchen möchte. Werde ich den Dom, St. Anaſtaſia, St. Zeno, St. Giorgio, St. Bernardino, St. Maria in Organo, St. Tomaſo, St. Euphemia ꝛc. wieder ſehen? Hier ſchaute ich Werke der berühmteſten venetianiſchen Meiſter vom fünfzehnten Jahrhundert bis auf die neueſten Tage. Die älteſten Bilder konnten mir, der ich die Apenninen nicht überſteigen ſollte, als Analogieen und Erſatz für die gleichzeitigen Werke der übrigen Schulen gelten; denn ſie ſind einander ſo ähnlich, daß noch keine Unterſcheidung der Schulen anſchlagen will, als welche ſich erſt mit ihrer weitern Ausbildung in immer mehr divergirenden Radien der Beſonderung darſtellt. Sind doch die altitalieniſchen Gemälde auch den altdeutſchen und altflamändiſchen auffallend ähnlich. Nur das läßt ſich bemerken, daß die Venetianer von Anbeginn mehr das reale Moment im Auge hatten, die übrigen Schulen, namentlich die römiſche, mehr das Ideal.

Von den vielen alten Meiſtern will ich für Verona nur zwei nennen. Andrea Mantegna findet man durch ſeinen ſtreng ernſten, noch harten Styl bald heraus. Einen beſondern und bleibenden Eindruck machte auf mich Carotto, der von 1470 bis 1546 lebte. Auch bei dieſem Meiſter wurde ich wieder darauf hingewieſen, wie es die Welt mit Nennung und Geltung der Namen hält. Später war es mit Bonifacio derſelbe Fall. Noch iſt es nicht lange her, daß bei uns dieſe Namen erklingen, und Jener hat den Geiſt eines Fra Bartolomäo und Raphael, Werke von Letzterem gelten in der Kunſtwelt für Titiane. Den Namen Carotto fand ich unter vielen trefflichen Bildern. Hier traten mir die gediegenſten, ehrwürdigſten Formen entgegen; ich ſah leibhaftig die Geſtalten, von denen ich eine Kunſtahnung in mir getragen, eine Wahrſagung ihrer Exiſtenz, wie man ſie bei manchem noch nicht Erlebten in ſich anerkennen darf.

Allerdings herrſcht bei dieſen Meiſtern noch ein ſtatuariſcher Typus vor; dafür iſt aber die Menſchengeſtalt auf's feſteſte ausgeprägt, auf's markigſte modellirt, der Ausdruck in gemeſſenſter Würde gegeben; die Figuren ruhen ſtark in ſich ſelbſt, dienen nicht in verſchiedenen Wendungen einer Handlung, bemühen ſich nicht um etwas Aeußeres; das Perſönliche überwiegt das Sächliche.

(Fortſetzung folgt.)

Die Heimath.

(Fortſetzung.)

Lächelnd ſah Otto von Berneck von ſeiner Zeichnung auf, hinüber nach Agnes, die ſich raſch und hocherröthend am Schluſſe ihrer Geſchichte erhoben hatte. „Warum eilteſt du ſo, zu Ende zu kommen? ich würde dir ſehr dankbar für deine Geſchichte ſeyn, wenn du nur zuletzt auch ein Bischen ausführlich erzählt hätteſt. Ich hätte ſo gern aus deinem hübſchen Munde gehört, wie es kam, daß die beiden Leute Gefallen an einander fanden, und von der Hochzeitpracht und Herrlichkeit hätteſt du mir auch etwas erzählen ſollen. Das iſt nicht hübſch von dir, daß du mir das Alles vorenthalten haſt.“ — „Es iſt ſchon ſpät,“ ſagte Agnes verlegen und leiſe, „und ich muß jetzt nach Hauſe, um für den Großvater das Nachteſſen zu bereiten; drum eilte ich auch ſo, die Geſchichte zu Ende zu bringen — ich muß jetzt wirklich fort.“ — „Ich gehe mit dir; auch mir erlaubt die einbrechende Dämmerung nicht länger zu zeichnen.“

Agnes ging voraus nach der Kirchthür und öffnete ſie langſam; ſie erſchrack heftig, als ſie ſah, daß ihr Vetter dicht davor ſtand und ihr beinahe in die Arme fiel, als der Thürflügel aufging. „Schickt dich der Großvater? ſoll ich nach Hauſe kommen?“ — „Nein, der Großvater ſchickt mich nicht,“ entgegnete Leo barſch; „aber nach Hauſe kommen ſollſt du, denn es iſt Zeit und es ſchickt ſich wahrhaftig nicht, daß du ſtundenlang hier mit dem Herrn in der Kirche bleibſt, für nichts und wieder nichts.“ — „Was weißt du denn, was ſich ſchickt?“ ſagte Agnes mit dunkelrothen Wangen; „darum bekümmere dich nicht, das verſtehen Großvater und ich ſelbſt beſſer.“

In diesem Augenblick kam Otto von Berneck zu ihnen, wodurch das Gespräch unterbrochen wurde. Er runzelte die Stirn, als er Leo ansichtig ward, aber schnell gefaßt, sagte er freundlich: „Sieh da, mein Junge, du kommst mir eben recht. Sey doch so gut, meine Mappe zu deinem Großvater zu bringen; ich will nur noch mit Agnes einen kleinen Umweg machen; sie soll mir die verfallene Kapelle dort unten zeigen; in einer Viertelstunde kommen wir Beide nach Hause, sag das dem Großvater." Er gab ihm die Mappe, aber Leo sah ihn eine Weile scharf an, dann sagte er kurz: „Es thut mir leid, daß ich Ihnen den Gefallen nicht thun kann, ich habe aber etwas für den Großvater zu besorgen." Und die Mappe auf die Kirchenstufen legend, ging er rasch davon, ohne Gruß, ohne einen Blick auf Agnes. — „Das ist ein trotziger Junge." — „Sonst ist er nicht so, aber es scheint ihn beleidigt zu haben, daß Sie ihn nicht zum Begleiter angenommen. Doch ich kann nicht mehr mit Ihnen nach der Kapelle gehen, ich muß jezt nach Hause, in allem Ernste." — „Gut, gehe jezt, so komme ich morgen wieder," versezte Otto.

Und bald kam er alle Tage, und Agnes wurde immer banger, wenn er kam, denn er drang mit Liebeswerben immer ungestümer in sie. Sie wagte nicht, dem Großvater etwas davon zu sagen; diese Mühe ersparte ihr auch Leo, der mit eifersüchtiger Hast dem alten Küster berichtete, daß Berneck Agnes verderben wolle, was er erspäht und erlauscht hätte. Das war ein Donnerschlag für den Alten, und er beschloß, kräftig und energisch, wie er es in wichtigen Dingen immer noch war, einzugreifen. Er ging zu Herrn von Berneck, der ihn voll Verlegenheit empfing.

„Verzeihen Sie, gnädiger Herr," sagte er, „meine Zudringlichkeit, aber es gilt mein Kind, meine Agnes. Das Mädchen gefällt Ihnen und Sie verfolgen sie. Ich komme, um Ihnen zu sagen, daß, wenn Sie Ihre Bewerbungen nicht einstellen, Agnes diesen Ort verläßt, um sich dahin zu begeben, wo sie Niemand auffindet, wo sie aber unglücklich seyn würde. Wollen Sie also das Mißgeschick des armen unschuldigen Kindes verursachen, so fahren Sie fort, wie Sie angefangen haben. Verlassen Sie aber morgen diese Gegend, so kann mein Kind ruhig in ihrer Heimath bleiben. Wählen Sie!" — „Ich gehe," sagte Otto ergriffen, „verzeihen Sie mir, alter Herr, aber Agnes ist gar zu schön und gar zu lieb; doch ich sehe jezt selbst ein — zu schön und zu lieb, um nicht das ganze Leben eines Mannes auszufüllen. Sie wird einen Mann einst sehr glücklich machen; sie ist ein feines, edles, vornehmes Geschöpf," sezte er mit einem tiefen Seufzer hinzu.

Und er ging wirklich. Agnes fragte nicht nach ihm, aber ihr Großvater bemerkte, daß sie auffallend ernst war und Leo sich in sichtbarer übler Laune verzehrte. — Ein Monat war verstrichen, als die kleine Familie eines Abends am Ofen zusammen saß, der Küster rauchend, Agnes spinnend und Leo in Holz schnitzelnd, worin er eine eigenthümliche Fertigkeit besaß. Da öffnete sich rasch die Thüre und Berneck trat herein, bestäubt und in Reisekleidern. „Herr von Berneck!" rief mit verhaltenem Zorne der Alte, indem er aufsprang. — „Ruhig, mein Vater, ruhig! ich komme nicht als ein Wortbrüchiger; aber — ich kann nicht ohne das Mädchen leben, sie hat es mir angethan, weiß Gott! Drum geben Sie sie mir zur Frau, wenn sie mich will. Meine Eltern sind todt und nach meinen Geschwistern frage ich nichts; sie hat ein adelig Gemüth und sieht aus wie eine Prinzessin — das ist mir genug!" — „Agnes," fragte der Alte, „was sagst du?" Die sagte nichts, aber sie warf sich weinend an ihres Großvaters Hals und hatte nichts dagegen, als Berneck sie von ihm losmachte und ihre zarte Gestalt in die Arme nahm. Auf Leo achtete Niemand; der lag halb ohnmächtig in der Ecke am Ofen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Mai.

(Schluß.)

Huber. — Boyen. — Comte Sujor. — Tiecks gestiefelter Kater.

Professor Huber, von dem wir längst wußten, daß er unbetheiligt bei den ihm zugeschriebenen Artikeln in der Preußischen Allgemeinen Zeitung war, hat sich endlich gedrungen gefühlt, eine feierliche Protestation gegen die ihm so oft imputirte Verfasserschaft einzulegen und zugleich gegen jeden Verdacht eines Mitwirkens bei dieser Zeitung. Solche Protestationen, wie so manche andere gleicher Art, bilden doch eigene Symbole einer Macht, die man so gern wegläugnete, die aber, trotz aller Klagen über Censur und Meinungsdruck, in ihrer Wahrheit doch die lezte Instanz ist, vor der der Unschuldige sein Recht sucht und der Schuldige seines empfängt. — Unseres Kriegsministers Boyen sechzigjähriges Dienstjubiläum hat der König durch besondere Gnadenbezeugungen an die Familie desselben gefeiert. Wer gönnt diese späte Gunst für eine so lange Abgunst der Verhältnisse, veranlaßt durch ehrenwerth feste Gesinnung, nicht dem hochverehrten Veteranen, auch wenn sie doppelt und dreifach eingetreten wäre? Auch kann das Avancement seines Sohnes vom Lieutenant zum Hauptmann selbst den Mißgünstigsten nicht als eine Bevorzugung erscheinen, wenn man hört, daß der pflichtstrenge Vater seinen Sohn beim Avancement mehrmals übergangen haben soll. Ein Soult und ein Wellington würden ihre einzigen Söhne nicht bis über das dreißigste Jahr als Secondlieutenants in der Provinz gelassen haben! — Unser Finanzminister v. Bodelschwingh räumt sein mit Ehren geführtes Amt dem Präsidenten Flottwell, um als vortragender Minister des Königs die Stelle des jezt ganz abgehenden Ministers, Grafen Alvensleben, einzunehmen.

Der bekannte Comte Suzor aus Frankreich hält auch hier, wie früher in Dresden, öffentliche Vorlesungen über die französische Literatur, die von einem kleinen, besonders diplomatischen Publikum mit Vergnügen angehört werden. Das Interesse des Salongesprächs würzt sie mehr, als daß ein deutsches Publikum eben daraus lernen sollte. — Das Theater beklagt den Verlust der kaum gewonnenen liebenswürdigen Schauspielerin Adolphine Neumann, der Tochter der einst hier so gefeierten Neumann-Heizinger. Ein rascher Tod raffte sie in ihrer ersten Jugendentwicklung weg und mit ihr große Hoffnungen. — Devrients Abgang nach Dresden ist jezt entschieden.

Ludwig Tiecks „gestiefelter Kater" ist über die Bühne gegangen, d. h. über die Privatbühne, welche der König sich zu geistvollen Reminiscenzen aus dem Hoftheater dann und wann bildet. Als solche geistvolle Reminiscenz will denn auch das Publikum, welches geladen war, nämlich alle Individuen, welche in Staat, Hof, Gelehrsamkeit und Kunst einen Namen haben, die Aufführung angesehen haben, aber nicht als mehr. Worin es lag, daß diese von Geist und Witz übersprudelnde Dichtung bei einer in den meisten Partien trefflichen Darstellung nicht den Eindruck hervorbrachte, den sie beim Vorlesen zurückläßt, darüber ließe sich viel sagen. Veraltet ist die Satire nur bedingt. Einiges, ja Vieles von dem, was auf den Brettern und im Publikum gesagt wird, hat seine Gültigkeit für alle Zeiten, aber ein Theaterpublikum sieht auf die Façon. Sie ist allerdings nicht von heut und gestern. Ein etwas anderer Zuschnitt, und der Witz hätte bei dieser Darstellung Furore gemacht, der Kater würde, wie der Sommernachtstraum, ein Kassenstück geworden seyn. Auch schadete dem Eindruck, der lebendigen Wirkung das Festtägliche. Die von dem hohen Gastgeber geladenen Gäste durften, den Schicklichkeitsgesetzen nach, kein lautes Zeichen ihrer Theilnahme geben. Ein Lustspiel fordert aber zu seinem wahren Effekt, daß das wirkliche Publikum mitspielt. Wenn es nicht klatscht und nicht lacht, erlahmt die Laune der Darstellenden. Beim Arrangement gingen auch einige der Wendepunkte, auf denen der ganze drastische Humor ruht, verloren. Schlosser z. B. ist eine Hauptperson, der Augenblick, wo dieser malcontente Aestbetiker die Witterung bekommt, daß es ein politisches Stück gewesen, und nun plötzlich vom äußersten Mißvergnügen zum höchsten Enthusiasmus umschlägt, müßte ein Wendepunkt im Stücke seyn; aber er ging unter. Wo solche Züge einer Satire, die auf die Gegenwart eben so und noch mehr paßt als auf die Zeit, wo der Kater gedichtet ward, verloren gingen, konnte die Totalwirkung nicht der Erwartung entsprechen.

Zürich, Mai.

(Fortsetzung.)

Waisenhaus. — Versorgungsanstalt.

Aus dem vor uns liegenden Berichte entnehmen wir, daß im Jahr 1843 eine Zahl von 268 Personen unterstützt wurde, so daß ungefähr der fünfundzwanzigste Theil der hiesigen Stadtbürger der Klasse der Hausarmen angehört. Unter dieser Zahl erscheinen nur vier als arbeitsscheue und liederliche Arme; in der That sind derselben weit mehr, wenn diejenigen Hausväter hinzugezählt werden, deren Angehörige ganz oder theilweise von der Armenpflege unterhalten werden. Ohne dieß ließe sich der seit einer Reihe von Jahren immer wiederkehrende Nothruf nach einem Zwangsarbeitshaus kaum erklären. Möge eine solche Anstalt einst so eingerichtet werden, daß sie nicht, wie dieß in England häufig vorkommt, dem Armen zur erniedrigenden und abschreckenden Strafanstalt wird, der er entrinnt, um dem Verbrechen anheim zu fallen. Seine wahre Bestimmung erreicht ein Arbeitshaus nur, wenn es in der Mehrzahl der Armen, die es aufnimmt, den Sinn für die Arbeit zu wecken und zum innern Bedürfniß zu steigern geeignet ist. — Die Waisenanstalt, an der unser Publikum von jeher durch zahlreiche Schenkungen und Legate den regsten Antheil bethätigt, verdiente diesen nie mehr, als seit den Reformen, die vor sechs Jahren in derselben eingeführt worden sind. Beim Besuche mehrerer rühmlich bekannten Waisenhäuser größerer Städte drängte sich uns sogleich das Gefühl auf, daß wir uns hier in einem Armenhause befinden, bei dessen Einrichtung und Verwaltung die in der Industrie gültigen Ansichten über das Proletariat maßgebend und bestimmend eingewirkt haben. In der Züricherischen Waisenanstalt ist der schöne Grundsatz aufgestellt, daß die Zöglinge gleich Kindern ordnungsliebender, weniger bemittelter Bürger gehalten werden sollen, und bei der, würdigen Händen anvertrauten Durchführung dieses Grundsatzes wird dahin gestrebt, den Kindern die Liebe und Sorge der Eltern möglichst zu ersetzen. Die zur Aufnahme festgesezte Zahl ist hundert; darunter sind aber immer viele, die nur durch Unfähigkeit der Eltern, sie zu guten Menschen und tüchtigen Bürgern heranzubilden, zu Waisen geworden sind. Die Zöglinge der Anstalt besuchen die öffentlichen Schulen und werden nachher, je nach ihren Neigungen und Anlagen, zu ihrem künftigen Berufe ausgebildet, wobei man selbst größere Opfer zu bringen sich nicht scheut, sobald entschiedene Talente dazu berechtigen. So besuchen zwei Zöglinge unseres Waisenhauses seit mehreren Jahren die Kunstakademie zu München. Nach dem vorliegenden Berichte zählt das Jahr 1843 auf 94 im Hause befindliche Zöglinge beider Geschlechter nur 5 ganz und 40 theilweise verwaiste Kinder; 22 männliche und mehrere weibliche Zöglinge waren überdies zur Erlernung ihres Berufes außerhalb der Anstalt untergebracht, deren Gesammtauslagen sich in runder Summe auf 18.000 Z. G. beliefen. — Die neu gebaute Versorgungsanstalt für ältere Bürger und Bürgerinnen Zürichs nimmt gegenwärtig 40 derselben unentgeldlich auf; doch fällt, was sie besitzen mögen, nach ihrem Tode der Anstalt zu; 20 andere Bürger können gegen eine sehr mäßige Entschädigung ebenfalls aufgenommen werden. Die Anstalt bietet ihren Bewohnern jede mit guter Ordnung verträgliche Freiheit, geräumige Speise- und Arbeitssäle, und in kleinen, aber hohen, hellen, im Winter gewärmten Schlafzimmern die freundlichsten Asyle dar. Nach einer Durchschnittsberechnung steigen die jährlichen Unterhaltskosten auf 170 Z. G. für die Person, wobei natürlich der Zins des bedeutenden Baukapitals nicht in Anschlag gebracht ist. Die reizende Lage dieses Gebäudes, das inmitten seiner sonnigen Gartenanlagen den Züchersee mit dem Kranz der Hochalpen, wie das grüne Limmatthal überblickt, gibt diesem Aufenthalt einen eigenthümlichen Werth. Wer von hier auf das gegenüberstehende stattliche Waisenhaus hinunterblickt, mag sich wohl des Bürgersinnes freuen, der dort der verlassenen Kindheit, hier dem hülflosen Alter, dort der Bildung für das Leben, hier der Ruhe nach vollbrachter Arbeit so würdige Stätten bereitet hat.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 54.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 128.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 28. Mai 1844.

Verſchwende, Mutter, deines Segens Fülle
Nicht an den einen, erſtgebornen Sohn!
Schiller.

Der Mutter Herz.

Aus dem Engliſchen der Mrs. Norton.

Als du kamſt an, ſo zart, ſo ſanft, ſo weich,
Der Hoffnung Erſtling, Lohn für ſchwere Stunden,
Da ward mein Herz an einer Wonne reich
Wie es auf Erden niemals noch empfunden;
Wie meine Lieb' zu dir, — in mir es rief, —
Könn' keine andre ſeyn, ſo ſtark und tief.

Treu, zärtlich, mit frühreifem feinem Sinn,
Bewußtlos fromm in höhrer Ahnung lebend,
Bei rauhem Wort in Thränen ſchmelzend hin,
Doch nicht gerechtem Tadel widerſtrebend, —
Folgſam, — begütigt, wenn verſtimmt, im Nu, —
Still für dich fröhlich, — ſo, mein Kind, warſt du!

Nicht gern allein bliebſt du; mir nach du ſtrichſt
In's Freie bei des Sommertags Erblaſſen;
Mich nicht allein zu laſſen, oft du ſchlichſt
In's dunkle Zimmer, wenn ich lag verlaſſen;
Du hieltſt bei der matten Kranken Hut,
Und küßteſt meiner Fieberwange Glut.

O Kind! die zärtlichſten Gebilde ſchafft
Zu oft nur die Natur aus ſolchen Stoffen,
Wie du, gleich Blumen blüh'nd, doch ohne Kraft,
Gebeugt, wenn ſie ein Wettergus betroffen;
Doch ſchlangſt du dich um die Geliebten feſt,
Wie von der Ulme nicht die Rebe läßt.

Dann kameſt du, mein Fröhlicher! ſo dreiſt,
So munter am Kamin, im Grünen hüpfend,
Ein gallenlos Gemüth, ein freier Geiſt,
Raſtlos, wie Vögelein, durch Zweige ſchlüpfend, —
Glühend in freud'ger, ungedämpfter Luſt,
Ein Sonnſtrahl, koſend um der Erde Bruſt.

Dein Brauch war Jauchzen, Singen, Freudenſchrei,
Der ſüß von roſ'gen Kinderlippen tönet;
Der kecke Drang, den nichts macht ſatt und ſcheu,
Das freud'ge Herz, das jeden Gram verhöhnet;
Manch heitrer, neck'ſcher Einfall war zu ſchau'n
Lauernd im Aug', dem ſchalkhaft dunkelblau'n!

Dein war des Schmeichelns, des Gewinnens Kunſt,
Die froſt'gen Ernſt mit warmem Zauber bannte, —
Liebkoſung, Lächeln, — ſich erzwingend Gunſt, —
Der Reue Schmerz, der jeden Zorn entmannte!
Und neue Zärtlichkeit ward wach in mir;
Doch glaubt' mein Lieben ich erſchöpft mit dir!

Endlich der Lezte, Kleinſte kameſt du,
Den deiner Brüder Scherz „den Kaiſer“ nannte,
Weil die Gewalt du gern dir legteſt zu,
Der Herrſchaft Geiſt in deinem Herzchen brannte;
Mit Lächeln ſahn wir, wie beim kind'ſchen Spiel
Dein Trotz in Herrſcherlaunen ſich gefiel.

Und, oh! du warſt recht wie ein Königskind!
Ein Aug', voll von Entwürfen, keck, entſchloſſen,
Die Bruſt hoch — kühn die Stirn, — wie Männer ſind,
Für ernſten Kampf, nicht Dichtertraum, gegoſſen;
Stolz hobſt dein ſtattlich Köpfchen du empor,
Und nie dein Schritt das Selbſtgefühl verlor.

Ungleich den Brüdern! Doch das ſpätre Recht,
Ließ ich, die jede weitre Lieb' verſchworen,
Jezt gleich den andern gelten; ungeſchwächt
Doch blieb der Aeltern Theil, und unverloren,
Von neuem Anſpruch nicht verkürzt, bedroht —
Das Herz der Mutter Raum für Alle bot!

Die Heimath.

(Fortſezung.)

Seit jenem Verlobungsabend im Küſterhauſe ſind zehn Jahre verfloſſen und wir befinden uns auf einem Balle in der Hauptſtadt des Landes. Neben der mit Diamanten geſchmückten Dame des Hauſes ſizt eine bleiche, ſchöne junge Frau. Wir haben große Mühe, in ihr die blühende Agnes aus dem kleinen Dorfe in Schwaben zu erkennen, die Enkelin Jakob Brauns, des Küſters. Ihre Augen nur, die waren noch dieſelben, an denen konnte man ſie wieder erkennen, ſonſt war das ganze Geſicht verändert, blaß und ſchmal die ſonſt ſo vollen rothen Wangen, der ſchöngeſchwungene Mund an den Enden ſchmerzlich herabgezogen. Nirgends drücken Schmerz und Leiden ihren Stempel deutlicher auf als am Munde. Das ſonſt ſo kecke, trotzige Näschen war viel länger und ſchmal und etwas gebogen; aber Agnes war auch jezt ſchön, nur in einer andern Art.

„Warum tanzen Sie nie, Frau von Berneck?“ fragte ſie die Hausfrau. — „Iſt es nicht genug,“ ſagte Agnes mit einem höflichen Lächeln, „iſt es nicht genug, daß mein Mann tanzt? Von den meiſten Ehepaaren unſerer Geſellſchaft tanzt gewöhnlich nur der eine Theil; da iſt es nun in der Regel die Frau; ich will mir aber die Tanzluſt meines Mannes zum Nutzen machen und ausruhen.“ — „Ausruhen? von was?“ — Agnes ſchwieg einen Augenblick, ſie hätte gerne geſagt: vom Leben, aber das wollte ſie hier nicht und ſezte darum hinzu: „Vom Spielen mit meinem Knaben.“ — „Ja, ja, ich weiß,“ lachte die Hausfrau, „Sie plagen ſich fürchterlich mit dem großen Jungen und laſſen ſich den ganzen Tag von ihm moleſtiren.“ — „Er iſt mein Glück, und ein achtjähriges Kind bedarf ja auch noch der Liebe und Pflege der Mutter.“

Sie verſtummte plözlich; ihr Mann kam vom Tanze erhizt auf den Platz zu, wo ſie ſaß; aber ohne ſie anzuſehen, redete er die Hausfrau mit einer banalen Phraſe an, indem er ſich den Schweiß von der Stirne wiſchte. Er hatte ſich auf unangenehme Weiſe verändert. Sein Geſicht war ſtark geröthet, ſeine Augen hervortretend, und daß ſeine Figur viel ſtärker geworden, trug durchaus nicht zu ihrer größern Eleganz bei. Seine Erſcheinung war früher die eines ſchönen poetiſchen Jünglings geweſen, jezt ſah er aus wie ein routinirter Weltmann, der aber auch weiter nichts iſt. Unbedeutende Männer können, wenn ſie ſehr jung ſind, oft ganz ſchön und intereſſant ausſehen; ſobald ſie aber älter werden, bricht es durch, und durch die glatte Oberfläche ſchimmert der trübe Inhalt, den der üppige Blüthenwuchs der erſten Jugend verdeckte. Die erſte Jugend und ſomit die erſte Schönheit ſind rein äußerliche, zufällige Vergünſtigungen; die zweite Jugend und die zweite Schönheit kommen von innen; es gehört aber ein feines Auge dazu, um ſie zu würdigen und zu erkennen, daß man ſie nicht mit ausnahmsweiſe zurückbleibender Jünglingsfriſche verwechſelt, mit dem, was macht, daß man Jemand einen gut conſervirten Menſchen nennt. Bei Männern kann dieſe zweite Art Schönheit nur ein Ergebniß hoher Intelligenz ſeyn, bei Frauen nur der Spiegel eines tieffühlenden edlen Herzens. — Ein Mann von dreißig Jahren, der nur gutmüthig iſt, und wäre er es auch mit der Aufopferung eines Engels, kann nie ſchön ſeyn, ſo wenig wie eine Frau in dieſem Alter, deren Geiſt allein bedeutend iſt, ohne Eigenſchaften des Herzens damit zu vereinen. Eine geiſtreiche Schriftſtellerin ſagt: Man hat uns bis zum Ueberdruß wiederholt, daß wir mehr Gefühl, die Männer mehr Verſtand haben; das iſt aber nicht die richtige Art, ſich auszudrücken, ſondern es muß heißen: Die Frauen begreifen durch ihr Gefühl, die Männer fühlen durch ihren Begriff. Jedes erfaßt die Dinge auf ſeine Weiſe mit den ihm gegebenen Mitteln. Jeder fühlt, wo er am ſtärkſten iſt, nicht jeder hat die Kraft im Haarwuchs, wie Simſon.

„Mit wem haben Sie eben getanzt, Herr von Berneck?“ fragte die Dame. — „Mit Lady Melville.“ Bei Nennung dieſes Namens, den Berneck nicht ganz ohne Verlegenheit auszuſprechen vermochte, flog ein boshaftes Lächeln über das Geſicht der Hausfrau. „Tanzt ſie gut? der Engländerinnen ſtarke Seite iſt es in der Regel

nicht.“ — „O ja, sie tanzt gut,“ sagte Berneck kurz und stürzte ein Glas Punsch hinunter.

Agnes wendete schmerzlich ihr Haupt ab und gewahrte nun neben sich den Minister, einen alten würdigen Mann, der sich laut ihren Verehrer nannte, und der ihr wirklich in diesen Gesellschaften durch seine freundliche Unterhaltung ein Trost war. Auch besuchte er sie oft und war überhaupt ein Freund für sie, zu dem sie volles Vertrauen hatte. — „Ich komme, um Ihnen eine angenehme Botschaft zu bringen,“ sagte er jezt freundlich lächelnd. „Ihr Schützling, Leo Kettler, hat die Pfarrei in Ihrem Geburtsort erhalten; nächsten Sonntag hält er seine Antrittspredigt.“

In tiefster Rührung, das holde Angesicht von Freude gerötbet, ergriff sie die Hand des alten Herrn und sagte mit bewegter Stimme: „Wie glücklich machen Sie mich! Mein einziger Wunsch ist erfüllt! Wie wird das die alten Tage meines guten Großvaters verschönern! Welch ein Segen, daß nun doch Leo bei ihm ist, da ich ihn so selten sehen kann und nicht pflegen darf!“ — „Haben Sie den jungen Mann kürzlich gesehen?“ — „Nein, seit zehn Jahren nicht. Mein Großvater brachte ihn gleich nach meiner Verheirathung auf ein Gymnasium, dann bezog er die Universität, und seitdem er sie verlassen, um als Candidat Privatstudien zu treiben, habe ich es nicht über ihn vermögen können, mich hier zu besuchen; er glaubt, meinem Manne seyen die bürgerlichen Verwandten seiner Frau lästig; er ahnt nicht, daß wahrscheinlich Berneck ihn gar nicht bemerken würde.“

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen an Verona.

(Fortsetzung.)

Wie höchst interessant ist es dann, mit wenigen Schritten von diesen Meistern weg vor ein Bild der spätern Zeit zu treten, wo bei minder festem Guß der einzelnen Gestalten die zahlreichern Figuren sich in den abwechselndsten Bewegungen und Stellungen neben und über einander gruppiren, wo Geberden und Mienen die Handlung erklären, oder vor ein anderes, wo eine Mehrzahl, die man schon „Societät“ im modernen Sinn nennen möchte, zu einem feierlichen oder reinmenschlichen, heitern Zweck versammelt, ohne tiefen, leidenschaftlichen Antheil sich uns vergegenwärtigt; oder endlich vor ein Tableau, wo eine kleinere Anwesenheit, eine patriarchalische oder neutestamentliche Scene nur als Staffage dient, um ein naives häusliches, ökonomisches Stillleben mit sinnlicher Wahrheit darzustellen! Wem schweben nicht die Geburten Christi, die Himmelfahrten Mariä, dann die Gastmahle und Hochzeiten eines Paul von Verona, die Hirten- und Küchenstücke eines Bassano vor Augen? — Wie sehr wäre aber zu wünschen, daß ein solches strenges Werk von Carotto sich zu uns Tramontanen verirren möchte. Und doch, so instruktiv auch die Sammlungen und zeitfolglichen Anordnungen unserer Galerien seyn mögen, so muß man hinwieder zugeben, daß jedes Werk an seinem Geburtsort, an seiner Weihestätte einen ganz eigenen Eindruck, den der religiös und künstlerisch wahrhaftigen Gegenwärtigkeit macht, und daß jede Uebersiedlung eine Uebersetzung ist, die auf Rückübersetzung dringt.

In St. Giorgio fand ich viele zum Theil treffliche, jedenfalls kunstgeschichtlich merkwürdige Gemälde. Im Hauptaltarblatt, der Marter des heiligen Georg, sah ich das erste große Werk von Paul Veronese. In Paris, wohin es mit so viel andern Kunstschätzen als Kriegsbeute gekommen, wurde es gereinigt und in seinen ursprünglichen Farbenglanz zurückversezt. Dennoch machte es auf mich nicht den erwarteten Eindruck. Dasselbe geschah auch andern Reisenden. Es war mir zu complicirt, zu bunt und unruhig. Und doch, hätten wir nur so ein Bild, bei dem der Meister sich nicht ganz in seinem rechten Kunstelemente bewegte, zu näherer Würdigung der einzelnen Vorzüge! — Ein Capitalgemälde von Girolamo dai Libri ist die thronende Mutter Gottes. Zwei grandiose Tableaus rechts und links des Hauptaltars, die Speisung der Fünftausend und den Mannaregen darstellend, sind von Paul Farinati. Die Wahl solcher Stoffe deutet auf ein Heraustreten des Kunsttalents aus der Geist- und Gemüthsinnigkeit in die überdrängte äußere Massenwelt, auf eine Formenschwelgerei und technische Fleischeslust. Und doch mußte ich diese Riesenbilder, jedes von etwa 600 Quadratfuß Fläche, anstaunen, mußte der ungemeinen Technik des alten, schon greisen Meisters, seiner Virtuosität in allen extensiven Kunstvortheilen meine Achtung zollen, und konnte den Gedanken nicht zurückweisen, daß diese Force in Anordnung, Gestaltung und Durchführung, erschiene sie bei einem Talent unserer Tage, sich bewundernde Anerkennung erwerben würde.

Allen Künsten, die über die naiv kindliche und auch über die mannskräftige Epoche hinweg sind, ist es nicht mehr um den Ausdruck einer holden Gemüthlichkeit, oder einer von reinmenschlichen Affekten begleiteten Handlung zu thun; das Mittel als Zweck nehmend, brauchen sie die Massigkeit schrankenloser Leidenschaft oder eines quantitativen Schwalls und Prunks als Substrat, um darin alle Kunsttechnik effektreich erglänzen zu lassen. Aber während uns derlei Werke des Pinsels und Meißels noch immer künstlerisch erregen und Erstaunen abdringen, sind

Monstrositäten der redenden und darstellenden Künste, der Rhetorik, Poesie, der Dramatik, der Musik, namentlich die der leztern, höchst abstoßend, peinigend und bis zur Unsittlichkeit geschmackverderbend.

Was mir hier und fortan auf meiner Reise wehe that, war der vernachlässigte Zustand, in welchem ich oft die schätzbarsten Kirchenbilder traf, der trübende Schmutz, der auf ihnen lastete, die Trockenheit, unter der sie schmachteten, die mechanischen Beschädigungen, die ihnen zuweilen widerfahren waren, das Schlotternde hie und da an Ecken und Enden. Die Galerie im Rathhause gewährte mir auch darum einen erfreulichen Genuß, weil ich hier eine ansehnliche Stadtsammlung von lehrreichen Gemälden in gutem Zustande sah.

In St. Maria und auch in andern Kirchen fand ich alte Freskomalereien und bedauerte, mich bloß vorübergehend daran laben zu dürfen. Eine Befriedigung anderer Art gewährten mir die Schnitzwerke alter Chorstühle, wie die in St. Zeno, dann die Epitaphienzier, besonders auch die großen Candelaber von Bronze und andere Kirchengeräthe. Von solchen gediegenen Formen, auf die ich überall stieß, und die für Nachklänge antiker Kunstweise im christlichen Element gelten konnten, hatte ich nur eine schwache Vorahnung durch Kunstblätter; aber zur Bewunderung dieser Fruchtbarkeit der Erfindung, dieser sinnigen Wahl der Anordnung und fast instinktartigen Sicherheit der Ausführung führt erst das leibhafte, fühlende Anschauen. Mit welch mitleidigem Antheil dachte ich hiebei an unsere isolirten Talente, an ihr zagendes, herumsuchendes Bemühen, wenn irgend ein kleines Skulpturwerk zu Ehre und Dank für eine Celebrität geschaffen werden soll! Lassen doch selbst renommirte moderne Bildner in ihren bedeutenden Werken der Kritik manche Frage offen. Ich übersah hiebei nicht, daß unsere Meister Künstlerindividuen, Einzelnwesen, sporadische Talente sind, wogegen jene frühern Bildner, denen des classischen Alterthums gleich, ihren Typus und dessen unfehlbare Sicherheit aus einer Genossenschaft und praktischen Schule nahmen.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Zürich, Mai.

(Schluß.)

Jakob Ulrich.

Nachdem ich jüngst der lezten historischen Compositionen Ludwig Vogels gedacht, möchte ich Ihre Leser heute einen Augenblick bei Jakob Ulrich festhalten, dessen Landschaften nicht nur in Frankreich, seiner Kunstheimath, sondern auch in England und Deutschland wachsende Anerkennung und Verbreitung finden, so daß vollendete Bilder im Atelier des fleißigen Künstlers immer nur kurze Zeit zu sehen sind. Trotz des Kunstsinnes, der ihm schon früh seine Bestimmung anwies, mußte er sich einem andern Berufe widmen; doch konnte dieß sein Streben nicht unterdrücken, und als er sich endlich ganz der Malerei hingeben durfte, geschah es bald mit schönem, durch nie ermüdendes Studium und mehrjährige Kunstreisen vorbereitetem Erfolg. Ermunternd wirkte auf den sich selbst nicht leicht genügenden Künstler die Auszeichnung, welche ihm der Pariser Salon des Jahres 1855 durch den Ankauf eines Bildes für die königliche Sammlung und die damit verbundene Ertheilung eines Preises gewährte. Ulrich hat das Streben unserer Zeit, sich in der Kunst wie in der Literatur populär zu machen, vollkommen begriffen. Wer vor einem seiner Bilder steht, wird sogleich mit seiner Bedeutung vertraut und auch geneigt werden, in die Stimmung einzugehen, die dasselbe in's Leben gerufen hat. In dieser, durch ein schönes, lebensfrisches Colorit mächtig unterstüzten Wirkung auf den Beschauer macht sich denn auch ihr poetisches Element geltend, ohne welches die angestrebte Naturtreue ihren wahren Werth überall verlöre. Mit mannigfachen Aeußerungen des Naturlebens vertraut, weiß Ulrich sie alle mit Wärme wiederzugeben; sey es nun, daß er uns in die tiefe Stille abendlicher Waldeinsamkeit, oder in ein winterliches Stillleben einführe, oder daß er uns den klaren Spiegel und die morgenfrischen Ufer eines Schweizersees, oder das bewegte und großartige Meerleben zeige. Am glücklichsten ist er, nach unserem Dafürhalten, wenn er einfache Gegenden und Naturscenen den sogenannt frappanten und romantischen vorzieht und den Eindruck vor Allem der Auffassung und Behandlung verdanken will. So in zwei Bildern, die er der Ausstellung der Städte Bern, Basel und Zürich eingesandt hat und die uns nach Holland führen. Das eine bringt uns Scheveningen und seinen Fischerstrand, das andere Rotterdam zur lebendigsten Anschauung. In dem leztern, größern Gemälde begegnen wir dem vielgestaltigen Leben eines Kanals. Zahlreiche Marktschiffe gruppiren sich um das Ufer, Waaren und Lebensmittel werden abgeladen, und unter den grünen Lindengängen längs der Häuserreihen bewegt sich das Gewühl des Marktes; leise dringen herbstliche Lichtstreifen aus umdüstertem Himmel hervor, stehlen sich erst über Dächer und Häuser weg, dann zwischen Bäumen hindurch, um endlich auf der grauen Wasserfläche zu ruhen. Weiterhin erblicken wir eine Zugbrücke und im Hintergrunde tritt die Kathedrale ernst und bedeutsam aus der schweren Nebelluft hervor. — Ulrich scheint in die tiefer liegende Bedeutung holländischer Gegenden und Oertlichkeiten mit Vorliebe eingedrungen zu seyn. Er versteht es trefflich, die Monotonie der Natur, wie sie sich im Himmel, in den Bäumen, Wiesen, Wassern, selbst in dem schwerfälligern, bedächtigern Leben und Treiben der Bewohner ausgeprägt findet, belebt durch das Spiel der Jahres- und Tageszeiten und effektreicher Beleuchtungen wiederzugeben. Ruysdael schwebt ihm, so sagt er selbst, als unerreichtes Muster vor; doch staffirt ihm kein Berghem seine Bilder, er thut es selbst, und zwar mit steigendem Glück in der Gruppirung und Bewegung der Figuren.

Beilage: Kunstblatt Nr. 43.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 129.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 29. Mai 1844.

— Men's vows are woman's traitors!
The innocent mansion of my love, my heart,
Is empty of all things, but grief!
Shakespeare.

Die Heimath.

(Fortſetzung.)

Theilnehmend fragte der Miniſter, wie es mit ihrer Geſundheit gehe. „So ziemlich, Sie wiſſen ja, in der Stadt bin ich immer krank; unſer Landgut bekommt mir zwar auch nicht, denn da iſt mir immer, als ſey die ganze Stadtatmoſphäre mit hinaus genommen.“ Das große Schloß, die ſteifen Möbeln, die zahlreiche Dienerſchaft, die überladenen Mahlzeiten, die vielen Beſuche laſſen in mir gar nicht die Ueberzeugung aufkommen, daß ich mich auf dem Lande befinde. — In meiner Heimath, wo vorigen Sommer Berneck mir wieder erlaubte ein paar Tage zu bleiben — da iſt mir wohl! In dem ſtillen, neugebauten Hauſe meines guten Großvaters, mit dem Gärtchen davor, mit der einfachen Einrichtung, da fühle ich mich Gottes freier Natur näher und bin froh, wie ich als Kind war; und mein Ludwig, wie glücklich war er da mit den Bauerjungen! Ach,“ ſagte ſie mit Thränen in den Augen, „ich habe oft eine ſolche Sehnſucht nach meiner Heimath, daß ich mich ganz krank fühle! Es iſt traurig, daß ich ſo ganz und gar zur Stadtdame verdorben bin und dieſem ſogenannten geſellſchaftlichen Leben ſo gar keinen Geſchmack abgewinnen kann! Wären nicht liebe Freunde, wie Sie, ich hielte es gar nicht aus.“

In dieſem Augenblicke entſtand am andern Ende des Saales eine auffallende Bewegung. Der Miniſter ſtand auf, um nachzuſehen, was es gebe, kehrte aber nach ein paar Minuten ſehr ernſt zu der harrenden Agnes zurück und bot ihr den Arm. — „Kommen Sie, gnädige Frau, ich habe meinen Wagen unten warten laſſen und bringe Sie nach Hauſe.“ Ohne ſich zu beſinnen, ohne zu zögern, legte Agnes ihre Hand auf ſeinen Arm und ließ ſich raſch von ihm fortführen; ſie war überzeugt, daß ein dringender Grund für ihre Entfernung vorhanden ſey. — Als ſie mit ihrem alten Freunde im Wagen ſaß, ſagte ſie entſchloſſen: „Nun ſagen Sie mir, warum Sie mich weggeführt, ich will Alles wiſſen — was iſt es mit Berneck? verhehlen Sie mir nichts, ich bin ſtark, ich kann Alles ertragen; Sie wiſſen nicht, wie viel ich ſchon ertragen habe!“

„Ich weiß es, und Sie ſollen auch Alles hören, es iſt am beſten ſo. — Sie haben wohl geſehen, daß Herr von Berneck wieder mit Lady Melville tanzte, und haben auch wohl außerdem ſchon bemerkt, auf welch unpaſſende Art er der jungen und gewiß etwas unbeſonnenen Frau huldigt. Bis jetzt ſchien Lord Melville nichts zu bemerken, und Berneck hat ſich öfters über deſſen sang froid moquirt. Heute ſollte es aber ein Ende nehmen. Berneck

hatte nach dem Tanze noch einige Gläser Punsch getrunken und war dadurch so unvorsichtig geworden, laut in Gegenwart des nebenstehenden Gemahls der Lady die übertriebensten Huldigungen zu machen. Offenbar that er es, um den kaltblütigen Engländer zu reizen. Mir hat ein Augenzeuge das Ganze erzählt. Eine Weile that der Engländer, als merke er nichts, aber mit einemmale wurde sein sonst so bleiches Gesicht dunkelroth, und auf Berneck zugehend, bat er er mit verhaltenem Zorne, ihm den Platz neben seiner Frau zu überlassen. Berneck weigerte sich, und zwar auf eine moquante, geringschätzige Art. Da brach der Grimm des Insulaners aus, und mit derben Worten befahl er Ihrem Manne, wegzugehen, oder — „Oder was?" schrie Berneck. — „Oder Sie schlagen sich morgen früh mit mir." — „Das werde ich," sagte Berneck, indem er sein Flacon herauszog und die ohnmächtig gewordene Lady damit besprengte, die aber ihr Mann aufriß und in sprachlosem Zorne mit sich zum Saale hinaus schleppte. So stehen die Sachen." — „So stehen die Sachen!" wiederholte die arme Agnes tonlos.

In diesem Augenblicke hielt der Wagen, der Minister wollte seine junge Freundin hinauf begleiten, aber sie dankte ihm und bat ihn, sie morgen früh zu besuchen; „jezt muß ich allein seyn," sagte sie. Sie betete und weinte; was kann eine arme verlassene Frau anderes thun? Es kam kein Schlaf auf ihre Augen, und mit tiefem Schmerze betrachtete sie bei dem matten Nachtlicht ihr Kind, dessen Bett neben dem ihrigen stand. Welche Schmerzen hatte ihr der Vater dieses Kindes bereitet!

Vor ihrem Geiste ließ sie die zehn Jahre ihrer Ehe vorüber gleiten, und fand nichts als Leid. Im Anfang hatte er ihr kindliches reines Gemüth durch seine leidenschaftliche eifersüchtige Liebe erschreckt und beängstigt; aber nach ein paar Monaten schon bemerkte sie Anfangs mit Freude, dann mit Schrecken die Abnahme dieser heftigen Gefühle; er wurde immer kühler, zulezt eiskalt. — Sie suchte in ihrer ländlichen Erziehung, in ihrer geringen Bildung die Ursache, daß sie ihn nicht zu fesseln vermöge, und bestrebte sich darum auf das Rührendste, diese Fehler zu verbessern. Sie nahm Unterricht, sie las, sie arbeitete bis in die Nacht mit angestrengtem Eifer, um sich Kenntnisse zu sammeln, und sie war eine gelehrige, talentvolle Schülerin. Ihren Mann brachten ihr diese Bestrebungen nicht zurück; sie hatten aber dennoch eine gute Seite, sie beschäftigten sie und eröffneten ihr ein neues geistiges Leben, in dem sie den einzigen Trost für ihre verrathene Liebe fand. Berneck ließ sie gewähren; er war, was man in der großen Welt einen vortrefflichen Menschen nennt: das heißt, wenn er gut gelaunt und nüchtern war, legte er Niemanden etwas in den Weg und gönnte aller Welt das Glück, das er sich selbst nicht versagte. Der Wahlspruch dieser Leute: leben und leben lassen, war auch der seinige. Er würde es auch seiner Frau verziehen haben, wenn sie ohne Aufsehen, denn das hassen alle Weltleute, zuweilen zur Vergeltung eine kleine Untreue an ihm begangen hätte; sie that es nicht — tant mieux; da sie nicht klagte, so war er vollkommen mit ihr zufrieden.

(Fortsezung folgt.)

Erinnerungen an Verona.

(Schluß.)

Während mir bei einer ehrfürchtigen Besichtigung der Kirchen Veronas und der übrigen lombardischen Städte die Gleichgültigkeit der Lebenden gegen die aus der frühern so bedeutenden Kunstzeit stammenden Bilder, wie sie mich aus ihrem vernachläßigten Zustand ansprach, eine nicht eben conservative Stabilität zu seyn dünkte, sah ich das Innere manches alten Gotteshauses mit modernem Einbau überziert, sah neue Altargemälde und dachte, wohin wohl die alten gekommen seyn mögen, eine Frage, die mir um so begründeter erschien, wenn ich an die wenige Sorgfalt dachte, mit welcher auch wir die alten, steif genannten Holztafeln unserer Kirchen und Kapellen zur Zeit der Aufhebung der Klöster und vor der Epoche der wieder erwachten Schätzung altdeutscher Kunst behandelt haben. — Die Würdigung des Alten ist eine Frucht der Kunstbildung, des liebenden Enthusiasmus; das Verlangen nach Neuem ist mehr ein natürlicher Trieb, eine unruhige Neigung des Schauens und Schaffens, eine Vorwärtsbewegung, die oft mit dem ächten Kunstbedürfniß wenig gemein hat.

An einigen alten Kirchen sah ich Seitenkapellen des heitern Styls des sechzehnten Jahrhunderts, so in St. Bernardino die Kapelle Pellegrini von St. Michieli, die vom Halbdunkel der Kirche aus einen helleuchtenden Anblick gewährt. — Wie geläufig sind uns die Namen Sansovino, Palladio, Scamozzi ꝛc.! wie neu war uns noch erst der des St. Michieli! und doch wie viel Großes, Dauerndes und Herrliches hat dieser Mann hier und sonst in Italien, dann in Griechenland ꝛc. gebaut! Seit Kurzem gibt ein architektonisches Prachtwerk von seiner erstaunlichen Thätigkeit Kunde. Er war schöpferisch in der Befestigungskunst und zahlreiche berühmte Fortifikationen sind sein Werk. Ohne seinen, des Veroneſers, Vorgang — er war vier-und-zwanzig Jahre älter — wäre wohl der Vicentiner Palladio nicht derselbe geworden. Aber Lezterer — schon im Namen ein Wohlklang — war der Mann seines Zeitalters, baute minder streng und

selbstherrschend, baute in faßlicher, augenhafter Einfachheit, mit einer nobeln Herablassung zum Geschmack seiner Zeitgenossen, wußte sich jedem Verlangen zu accommodiren, und die Großen und Reichen konnten sich sagen, daß er ihnen antike Wohnungen hinzuzaubern verstehe. Darum ist sein Styl auch so häufig nachgeahmt worden, und man wird wohl in jeder sich bedeutend verschönernden Stadt Motive, wo nicht gar ganz copirte Gebäude von Palladio antreffen. — Es gab von jeher auch in den andern Künsten, wohl auch in der Wissenschaft und im Staatsleben, Namen, die eine Art dämonischer Kraft des Selbstleuchtens und der Verdunklung anderer, ihnen ebenbürtiger, ja zuweilen höherer in sich trugen.

Ich ging zur Porta del Palio oder Stupa, die seit lange geschlossen ist, dann zur Porta nuova, beides Werke des St. Michieli im massiven, rustiken Styl seiner Zeit. Man denke sich Propyläen, dem mit Donnerbüchsen und Mörsern dreinschmetternden neuern Kriegsgott zu Ehren und Frommen errichtet. Ich kam nicht ohne analoge Bilder zu diesen Quaderbauwerken mit ihren knorrigen Mauern und dunkeln Durchwölbungen. Auf meine frühen Jahre hatten die Thore, die Portale des Zeughauses meiner Vaterstadt und Reichsfestung einen verhältnißmäßig nicht weniger ernsten, martialischen Eindruck gemacht. Aber jezt gerade, am schönen Frühlingstage, zog ein friedliches, buntes Stadtleben durch die Porta aus und ein.

Von dem Platze Bra, wo das Amphitheater steht, zieht sich durch die Porta del Ponte orsano eine lange und breite Straße der Porta nuova zu. Auf dieser bewegten sich Equipagen mit eleganten Herren und Damen, Reiter auf hübschen Pferden und Fußgänger, doch ohne eine Reihe zu bilden. Sie zogen durch's Thor. Draußen eine Viertelstunde von der Stadt, auf der mit einer vierfachen Kastanienallee besezten Straße nach Mantua, kam ich an den Wendepunkt. Ich vergnügte mich an dem Anblick mit der Resignation des bejahrten Fremdlings, dem die größten nur flüchtig erschauten Schönheiten bloße Figuren sind. — Ich fand mich hier in einer wohl angebauten, mit zerstreuten Ansiedlungen besezten Ebene heimisch. Links hatte ich den langen Zug der noch sehr schneeträchtigen Alpen, vor mir die ansehnliche Stadt, rechts die lombardische Ebene, deren Unabsehbarkeit die Coulissenstellung der Gegenstände des Vorgrunds verdeckte.

Wie Vieles hätte mich noch in Verona festhalten, wie Manches hätte ich wiederholt schauen können! Wie füllen auch bei einem kurzen Aufenthalt die Aufzeichnungen das Tagebuch! Wie selten und sparsam erfreut sich der bedingte Mensch solcher Erlebnisse! Wie leer ist das monotone Leben ohne Eindrücke des Neuen, Fruchtbaren! Wie lange müssen wir am Spezifiken zehren! So lange, bis die Bilder des Gleichartigen unter dem allmählichen Erbleichen sich in einander verschieben.

Wenn wir nun Alles für vernünftig und gut anerkennen sollen, was, in allgemeinen Einrichtungen gegründet, mit Menschenmacht und Willen nicht zu ändern steht, müssen die Meisten von uns — es gibt wenige geborene Landfahrer wie Landstreicher — so alltäglich, so an der Scholle klebend, so unberührbar von imposanter Außenwelt leben, um, an das Innere, Bleibende, Allgemeine gewiesen, in sich die Ideen und Gesetzmäßigkeiten auszubilden? Müssen wir nach Stoff zum Anschauen und Denken schmachten, um in dieser Tantalusqual auf ächt deutsche spekulative Weise das Anschauen und Denken selbst zum Objekt und Inhalt unserer Geistesthätigkeit zu machen? Müssen wir stoffarm die Form als Stoff an's Herz drücken?

Des Nachts ging ich noch einmal auf den von Palästen mit Büstenzier umfangenen, mit Marmor gepflasterten Herrenplatz und zu den nächst dabei im Freien stehenden gothisch reich verzierten hohen Grabdenkmalen der alten Stadtherrscher Scaligeri und sagte der unvergeßlichen Stadt Lebewohl.

F. L. Bührlen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Mai.

Theater. — Aufführung der Antigone. — Wissenschaftliche Vorträge. — Neubauten.

Hatte in Shakespeares Sommernachtstraum der mannigfaltige, laute Glanz der durch die Poesie sinnvoll vereinten romantischen Elemente dem hiesigen Theaterpublikum eine ungewohnte Aufmerksamkeit eingeflößt, so gelang ein gleichmäßiger Eindruck auf dasselbe in der ersten Aufführung der Antigone des Sophokles der einfachen, stillen Größe der griechischen Tragödie weit über alles Erwarten. Abermals zeigte der ungemeine Zusammenfluß Schaulustiger, daß mit dieser Darstellung ein Wunsch nicht nur der dem Geiste des Alterthums durch Bekanntschaft mit demselben Näherstehenden, sondern auch der Mehrheit der Bühnenfreunde erfüllt worden war. Noch höher wurde die Spannung auf das zu Erwartende, als der im Geiste altgriechischer Kunst geschaffene neue Vorhang die ungewöhnliche Sphäre im Voraus verkündigte, in die man dießmal versezt werden sollte, und die Spannung machte offenbarer Genugthuung Platz, wie die geschmackvolle neue Hülle sank und die auf Säulen ruhende einfache Pracht des Königshauses zum Vorschein kam, und darauf die tragische Handlung sich immer grauenvoller entwickelte. Deteration und Costüm ließen nichts zu wünschen übrig, und die vornehmsten sowohl, wie die zum Theil bloß figurirenden Schauspieler thaten Alles, um ein Bild des antiken dramatischen Lebens in voller Wahrheit vortreten zu lassen. Die zwei Hauptgestalten, König Kreon und Antigone (Winger und Fräulein Bayer), die jeder billigen Kunstforderung Genüge leisteten, würden sich vor allen Uebrigen zu beklagen gehabt haben, daß ihnen der Beifall nicht in

conventionsmäßigen Münzsorten (dem Händelklatschen und Bravogeschrei) sofort abgetrungen wurde, wenn es sich nicht am Ende erwiesen hätte, daß das Publikum sich scheute, das gedankenreiche Stück durch unpassendes Geräusch zu stören. Denn kaum war das Drama geschlossen, so wurde auch unter großem Applaus das gesammte Personal gerufen. Die sinnreiche besondere Einrichtung, wodurch das Theater, hinsichtlich seines ganzen Aeußern, eine vom Gewöhnlichen völlig abweichende Gestalt angenommen hatte, und die effektvolle Beleuchtung durch zwei neue, mächtige Gasleuchter fanden volle Anerkennung. Ein sicheres Zeugniß für die fortdauernde Theilnahme auch der Majorität des Publikums an dem wohl gelungenen Versuche, der antiken Tragödie das Gastrecht auf unserer Bühne zu gewinnen, gewährte wohl der Umstand, daß von fünf kurz nach einander folgenden Darstellungen der Antigone auch die letzte sich noch eines vollen Hauses zu erfreuen hatte. — Eine Abhandlung unter dem Titel: „die griechische Tragödie und das Theater zu Athen," als Einleitung zum Vorlesen der Antigone, vom Conrektor an der hiesigen Kreuzschule, Dr. Wagner, erschien gleichzeitig mit der Aufführung des Dramas. Nichts hätte gelegener kommen können, als diese geistvolle Schrift des scharfsinnigen Philologen, die namentlich auch über die Antigone und den alten griechischen Volksglauben, auf den sie basirt ist, in größter Kürze und Klarheit hinreichenden Aufschluß darbietet und auch durch Anmuth des Vortrags besonders empfohlen wird. — Nach dem der Antigone gewordenen Beifall wird diese Tragödie unstreitig von Zeit zu Zeit auf unserer Bühne wiederkehren, und wenn die Aufführung dann eben so gut ausfällt, durch Versetzung unserer Phantasie in die Heimath der alten Kunst und durch die mit der Sache recht wohl verschmolzene schöne Musik den Bühnenfreunden immer willkommen seyn. Uebrigens läßt sich schwerlich läugnen, daß schon darum, weil bei der Aufführung durch den Gesang die zum Gewebe nothwendig gehörenden, gewichtvollen Worte des Chors gleichsam verschlungen werden, beim Vorlesen der Genuß der griechischen Tragödie vollständiger und befriedigender ausfallen muß, als die Bühne solchen zu gewähren im Stande ist. Vorzüglich möchten sich wohl die antiken Dramen zu dem schon seit einiger Zeit in gesellschaftlichen Kreisen gebräuchlichen Vorlesen eignen, wo, wie auf der Bühne, die verschiedenen Rollen in angemessener Weise vertheilt werden. Es hat auch in einem der angesehensten, unter dem Namen Albina bekannten hiesigen Privatvereine, nicht lange vor der Aufführung der Antigone, eine solche Vorlesung stattgefunden, der von Allen, die ihr beigewohnt haben, ungemeine Wirkung nachgerühmt wird. Unstreitig hat der Vortrag der nun veröffentlichten Wagnerschen Abhandlung, welcher dem Lesen der Tragödie in dieser Gesellschaft vorausgegangen ist, zu Vermehrung des Interesses wesentlich beigetragen. — Außer Mozarts Entführung aus dem Serail, deren öftere Wiederholung immer das Schauspielhaus von Neuem mit andachtvollen Zuhörern füllt, hat nun auch ein noch älteres Meisterstück der Tonkunst, Glucks Armida, sein unverjährbares Recht auf das Wohlgefallen der gebildeten Musikfreunde bewiesen. Einen besondern Reiz gewährte die schöne Oper auch darum, weil in ihr die lang entbehrte Schröder-Devrient wieder erschien. Mag immerhin an Jugendfrische manche in höchster Blüthe stehende Sängerin sie weit überflügeln, so bleibt dieser wahrhaften Künstlerin doch das Seelenvolle ihres ganzen Wesens als Vorzug vor den meisten deutschen Sängerinnen. — Wir sehen einem Besuch der guten französischen Schauspielergesellschaft aus Berlin entgegen.

Mit dem recht zeitig eingetretenen Blüthenschmucke des Frühlings verpflanzt sich die Geselligkeit immer mehr aus dem dumpfen Salonleben unter den freien Himmel. Die noch nie so zahlreich und mannigfach gewesenen wissenschaftlichen und ästhetischen Vorlesungen sind zum Theil schon abgestorben, wahrscheinlich um nach dem Aufhören der schönen Jahreszeit desto lebendiger wieder anzuheben. Daß eine phrenologische unter denselben kaum fehlen konnte, begreift sich bei der Leidenschaft, mit der man an so vielen Orten der Phrenologie, als einer auf materiellem Grunde ruhenden Psychologie, sich zuwendet. Ein Herr von Struve aus Mannheim, auch schon als Schriftsteller in diesem Fache bekannt, hatte sich nicht nur ein recht ansehnliches Auditorium für seine Vorträge erworben, sondern auch durch letztere Anlaß zum Zusammentritt einer phrenologischen Gesellschaft gegeben. Wenn, wie zu hoffen ist, deren Forschungen von parteilosem Gesichtspunkte ausgehen und mit dem erforderlichen Ernste betrieben werden, so können sie nur von Nutzen seyn, mag auch ihr Resultat die Behauptung des Herrn von Struve in der kleinen Schrift: „die Phrenologie in und außerhalb Deutschland," welche letzterem Vernachlässigung der durch die Gall'sche Schädellehre gegebenen wissenschaftlichen Aufschlüsse Schuld gibt, bestätigen oder widerlegen. — Uebrigens geht uns, außer dem Dichter Mosen, der bereits nach seinem neuen Wirkungskreis abgegangen ist, auch ein Gelehrter verloren, dessen Vorlesungen mit zu den gediegensten in den beiden letzten Wintern hier gehörten; es ist dieß Dr. Snell, der an die Stelle des verstorbenen Geheimen Hofraths Fries zum Professor der Physik und Mathematik bei der Universität Jena berufen wurde.

Draußen vor unserer Friedrichsstadt steht eine ganze neu erbaute Straße als Warnungstafel gegen die Bausucht. Es sind zum Theil sehr geschmackvolle, allerliebste Wohnhäuser; aber es fehlt ihnen mitunter gewaltig an Miethern. In der Antonsstadt gibt es ähnliche böse Beispiele. Deßhalb versuchten und versuchen noch immer die hiesigen Kapitalien ein besseres Unterkommen in den etwas entlegenern Straßen der Vorstädte. Doch geräth man mitunter schon auf den ziemlich geschriebten Gedanken, daß in den so eben erst zum Bau in Angriff genommenen engen, dunkeln Gassen kein Heil für die Spekulation zu hoffen seyn werde, und so faßt man sich seit den letzten Wochen ein Herz und kauft mitten in der Stadt zum Theil vor nicht langer Zeit erbaute, ansehnliche Häuser zu sehr hohen Preisen, um sie vom Grund aus niederzureißen und stattlichere neue dafür hinzusetzen, die, vermöge ihrer günstigen Lage, wohl Aussicht gewähren, durch außerordentliche Erhöhung des Miethzinses rentabel zu werden. Die Spekulation scheint in der That so anzusprechen, daß vorauszusehen ist, es werde in Kurzem kein einziges, dem neuen Baugeschmacke nicht mehr zusagendes Haus dem Untergange sich zu entziehen vermögen. Bei dieser Gelegenheit dürfte auch die seither in einem alten, höchst unvollkommenen Lokal befindliche technische Bildungsanstalt verlegt werden, welcher die sächsische Gewerbthätigkeit bereits manchen wesentlichen Vortheil verdankt. Nebenher verspricht das ihr neu zu erbauende angemessene Haus eine besondere Zierde der Stadt zu werden. Ob die früher gehegte Hoffnung der Erbauung eines stattlichen Museums, wohin unter anderem unsere Gemäldegalerie zu verlegen seyn würde, noch in Erfüllung geht, das wird vermuthlich erst von dem Beschlusse einer künftigen Ständeversammlung abhängen.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 21.

Mittwoch, 29. Mai 1844.

[239] In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und durch alle Sortimentsbuchhandlungen zu beziehen:

De

Graeciae Primordiis.

Aetates quatuor.

Scripsit

Carl Fr. Dorfmüller,

Gymnasii Regii Augustanii augustanae confessioni addicti Professor.

gr. 8. Preis 54 kr. oder 12 gGr.

Neueste Dichtungen

von

J. H. v. Wessenberg,

oder

sämmtliche Dichtungen

6ter Band.

12. broch. Preis 1 fl. oder 16 gGr.

Stuttgart und Tübingen, Mai 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Victor Hugo's

sämmtliche Werke.

Ganz vollständig in 25 Bänden,

Stuttgarter-Ausgabe. Schillerformat. Velinpap. Brochirt, sind, so weit der kleine Vorrath noch reicht,

für 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.!!

wie in allen Buchhandlungen, so auch in der Unterzeichneten zu haben. — Wir sind überzeugt, daß die vielen Verehrer der Werke V. Hugo's diese Gelegenheit, sie auf einmal, in gediegener Uebersetzung, vollständig zu solchem Preise erlangen zu können, nicht unbenützt lassen werden.

In allen Buchhandlungen Deutschlands und Oesterreichs und bei

Scheible, Rieger & Sattler in Stuttgart.

---

[235] Bei **A. Wienbrack** in Leipzig ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Abriss einer documentirten Geschichte der Spanischen Nationalliteratur, nebst einer vollständigen Quellenkunde, von den frühesten Zeiten bis zum Anfange des 17ten Jahrhunderts. Bearbeitet von Dr. F. Brinkmeier. gr. 8. 1½ Thlr.

Die spanische Literatur ist fast noch unbekannt, und daher die bald lobpreisenden, bald geringschätzigen Urtheile, von denen die einen so grundlos sind, als die andern. Die bis jetzt in Deutschland erschienenen Handbücher erfüllen ihren Zweck nicht, es sind noch zu bedeutende Lücken darin auszufüllen und mehr Ordnung in das Ganze zu bringen, um ein Gebäude hinzustellen, welches alle Schätze der spanischen Literatur in zuverlässigen Angaben enthält.

Ob dem Herrn Verfasser diess bei dreizehnjährigem Studium gelungen, mögen Sachverständige nun entscheiden.

---

[187] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ein weibliches Herz.

Dramatisches Gedicht in fünf Akten

von

Theodor Stamm.

Aufgeführt im k. k. Hofburgtheater.

8. Velinp. broch. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Thlr. 12 gGr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[240] Allen Architekten, Baubeamten, Bauhandwerkern, Hausbesitzern empfehlen wir die vor Kurzem erschienenen Bau-Anschläge von Sachs als das praktischste und wohlfeilste derartige Werk, über welches die Kritik sich einstimmig höchst günstig ausgesprochen hat:

Anweisung zur Berechnung und Anfertigung

der

Bau-Anschläge.

Enthaltend die Berechnung des Arbeitslohns und der Materialien bei den in der Baukunst vorkommenden Arbeiten.

1. Bd. in gr. 8. mit einem Atlas von 44 Fig.-Tafeln in Fol. compl. 6 Rthlr. Daraus einzeln:

1) Der Maurer. Mit 8 Tafeln. 1¼ Rthlr.
2) Der Steinmetzer. Bildhauer, Stuccateur, Bronceur, Vergolder. Mit 12 Tafeln. 1¼ Rthlr.
3) Der Zimmermann. Mit 13 Tafeln. 1⅓ Rthlr.
4) Der Tischler, Schlosser, Schmied, Nagelschmied, Drahtflechter, Glaser, Anstreicher, Lackirer, Tapezierer. Mit 2 Tafeln. ⅔ Rthlr.
5) Der Geld- und Glockengießer, Spritzen- und Feuerlöschgeräthemacher, Böttcher. Mit 5 Taf. ⅔ Rthlr.
6) Der Töpfer, Lehmer, Staker und Decker flacher Dächer in Lehm. Mit 1 Tafel ⅓ Rthlr.
7) Der Brunnenmacher, Dammsetzer, Drechsler, Seiler. Mit 2 Tafeln. ½ Rthlr.
8) Der Klempner, Kupferschmied, Schieferdecker, Stroh- und Rohrdecker, Spließ-, Schindel- und Spohndecker. Mit 2 Tafeln. 17½ Sgr.

Mit Bezug auf die Werke von Tries, Gilly, Sachs, Wolfram, ꝛc.

vom K. Reg.-Bauinspektor **Sachs.**

Berlin. Schlesinger'sche Buch- u. Musikhdlg.

Durch alle solide Buchhandlungen zu haben.

Forstbibliothek

für Forstmänner, Landwirthe, Guts- und Waldbesitzer.

Lehrbuch für Förster

und für die, welche es werden wollen,

von

Dr. Georg Ludwig Hartig.

Achte vielfach vermehrte und verbesserte Auflage.

Mit vier Kupfertafeln, worunter zwei colorirt, und Tabellen.

Nach des Verfassers Tode herausgegeben von

Dr. Theodor Hartig.

3 Theile. gr. 8. Velinpapier. Preis 7 fl. 12 kr. oder 4 Rthlr. 8 Gr.

Schon mehrere Jahre vor dem Tode des Verfassers ward seinem Sohne der Auftrag, sich für den Fall einer neuen Auflage des Lehrbuches für Förster einer gänzlichen Umarbeitung des dem Standpunkte der Wissenschaft und den gesteigerten Anforderungen an wissenschaftliche Bildung der Revierförster nicht mehr entsprechenden ersten Bandes zu unterziehen. Dem Auftrage Folge leistend, übergibt er den Fachgenossen hiemit einen kurzen Abriß derjenigen Zweige der Naturkunde, welche für den Forstwirth von besonderer Bedeutung sind, indem sie diejenigen Kräfte, Stoffe und Körper behandeln, welche auf die Holzerzeugung und Erziehung wesentlichen Einfluß ausüben, die Art und Menge derselben bestimmend. Zusätze größeren Umfangs enthält noch der zweite Band in den Abschnitten über Betriebslehre, Bewirthschaftung der Mittelwälder und über Forstinsekten. Außerdem haben die beiden letzten Bände noch von der Hand des verstorbenen Verfassers viele und wichtige Zusätze und Verbesserungen erhalten, die nach dessen handschriftlichen Bemerkungen in diese achte Auflage übergegangen sind. Der Beifall, womit die früheren Auflagen dieses Werkes aufgenommen wurden, ist die sicherste Bürgschaft für den Werth desselben, weßhalb sich der Herausgeber dieser neuen Auflage keine Aenderungen, sondern nur Zusätze zu dem Früheren, da wo es zweckmäßig erschien, gestattet hat.

Von demselben Verfasser:

Anleitung zur Forst- und Waidmannssprache,

oder Erklärung

der ältern und neuern Kunstwörter beim Forst- und Jagdwesen.

Zweite stark vermehrte Auflage. Preis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

Forst- und Jagd-Archiv.

1—5ter Jahrgang. gr. 8. Preis 16 fl. 30 kr. oder 9 Rthlr. 16 gGr. Fortsetzung: 6ter Band 3 fl. oder 1 Rthlr. 18 gGr. — 7ter Band 3 fl. 36 kr. oder 2 Rthlr. 6 gGr.

Versuche über die Dauer der Hölzer.

Mit einer Steintafel. Preis 48 kr. oder 12 gGr.

Forstliches und forstnaturwissenschaftliches

Conversations-Lexicon

in zweiter revidirter Auflage, mit dem Bildniß des Verfassers.

gr. 8. broch. Preis 8 fl. 45 kr. oder 5 Rthlr.

Dieses forstliche und forstnaturwissenschaftliche Conversations-Lexicon ist dazu bestimmt, den Forstleuten, Waldbesitzern und allen Geschäftsmännern, die mit dem Forstwesen in einige Berührung kommen, und die sich viele Forstbücher nicht anschaffen können oder wollen, oder die keine Zeit haben, sie zu lesen, eine Schrift in die Hand zu geben, worin sie über jeden Gegenstand des Forstwesens und der dazu gehörigen Naturwissenschaften genügende Belehrung finden können. Zum bequemen Nachschlagen ist die alphabetische Ordnung gewählt, und das Inhaltsverzeichniß unter verschiedene Hauptrubriken gebracht worden, wodurch das Aufsuchen und Nachschlagen noch mehr erleichtert ist. — Um aber die Hauptrubriken oder die Hauptabtheilungen nicht zu sehr zu vervielfältigen, sind nur folgende gemacht worden:

1) Atmospharologie. 2) Bodenkunde. 3) Botanik. 4) Chemie und Physik. 5) Entomologie. 6) Besondere Naturgeschichte der Holzpflanzen. 7) Holzzucht und Waldbau. 8) Forstschutz und Forstpolizei. 9) Forstbenutzung und Forsttechnologie. 10) Forstkaration und Betriebseinrichtung. 11) Forstdirection, und 12) Insgemein.

Je nach der Wichtigkeit des einzelnen Gegenstandes, ist derselbe weitläufiger oder kürzer abgehandelt. — Doch wird man auch bei den kurz abgefertigten Artikeln die nöthigste Belehrung finden. Wo aber eine Sache, wegen der engen Grenzen dieses Buches, nicht vollständig genug abgehandelt werden konnte, da haben wir Schriften angezeigt, in welchen man genügende Belehrung finden kann. Nur dadurch ist es gelungen, dem Buche einen mäßigen Umfang zu geben, und dessen Ankauf für Jeden nach Möglichkeit zu erleichtern. — Von der Reichhaltigkeit dieses Lexicons wird man überzeugt werden, wenn man sich die Mühe geben will, das Inhaltsverzeichniß zu lesen. Dadurch wird man auch auf manche Gegenstände aufmerksam werden, die man sonst in diesem Buche vielleicht nicht gesucht haben würde.

Von dem Lehrbuch für Jäger und die es werden wollen, wird gegenwärtig die sechste Auflage vorbereitet, welche bis zum Herbste dieses Jahres noch erscheinen wird.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[238] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Dinglers Polytechnisches Journal.

Erstes Aprilheft 1844.

Inhalt: Crouy's Verbesserungen an rotirenden Pumpen und Dampfmaschinen. Mit Abbild. — Ueber Expansionswirkung bei Locomotiven auf den belgischen Eisenbahnen von Tauberth. Mit Abbild. — Nand's Verbesserungen in der Fabrikation zinnerner und anderer weicher Metallröhren. Mit Abbild. — Forsyth's Maschine zur Verfertigung der Mauer- und Dachziegel. Mit Abbild. — Beschreibung einer mit dem Holländer verbundenen Waschmaschine für Papierzeug, vom Papierfabrikanten Fueß. Mit Abbild. — Roberts Maschinen zum Vorbereiten und Spinnen, und insbesondere zum Aufspulen von Wolle, Baumwolle ꝛc. Mit Abbild. — Johnson's und York's verbessertes Holzpflaster. Mit Abbild. — Verarbeitung des in Yorkshire fabricirten Cementstahls. Fabrikation des Gußstahls. Mit Abbild. — Boydell's Verfertigung mit Stahl überzogener Eisenstangen. — Ueber die Einwirkung der Luft und des Wassers, sowohl des süßen als des Seewassers, bei verschiedenen Temperaturen auf Gußeisen, Stabeisen und Stahl, von Mallet. — Sautter's Verbesserung in der Boraxfabrikation. — Ueber goldhaltiges Glas, von D. Splittgerber. — Ueber Darstellung eines trockenbleibenden Goldsalzes zu galvanischen Vergoldungen. — Talbot's Verbesserungen in der Photographie und Bereitung des sogenannten Kalotyppapiers. — Dumas über Chevandier's Abhandlung, die Zusammensetzung der Holzarten und den jährlichen Ertrag einer Hektare Waldung betreffend. — Ueber die Resultate der Brodgährung und über den nährenden Werth des Brods und Mehls verschiedener Länder, von Thomson. — Ueber die chemische Constitution der Flachs- und Hanfpflanze, mit Bezug auf die Bedingungen ihres Wachsthums und ihrer Bearbeitung oder Anwendung, von Kane. — Ueber einige Anomalien, welche das Senegalgummi zeigt, wenn man es im Zustand von Gummiwasser zum Verdicken der Mordants und Tafelfarben anwendet, von Daniel Köchlin. — Steiners Verfahren, Garancin aus dem schon zum Färben benuzten Krapp zu bereiten. — Ueber Einführung der Cochenille in Algier; Beschreibung, Zucht und Fortpflanzung dieses Insekts, von Simonnet. — Ueber das Mästen der Gänse, von Persoz. — Miscellen: Verzeichniß der vom 24. Novbr. bis 21. Decbr. 1843 in England ertheilten Patente. — Verfahren, die Wagen auf der atmosphärischen Eisenbahn anzuhalten. — Kind's Verbesserungen beim Bohrverfahren. — Ueber Thon-, Sandstein- und Marmorröhren für Wasserleitungen, und die Unbrauchbarkeit gußeiserner Röhrenleitungen für Papierfabriken. — Mineralisirte Dachschindeln. — Ueber Gewinnung des Farbstoffs aus verschiedenen Flüssigkeiten. — Die Tagua-Nuß oder das vegetabilische Elfenbein. — Verfahren, chromsauren Kalk aus salzsaurem Chromoxyd zu bereiten. — Ueber Ananas-Seife und Pomade. — Firniß aus der Condamines utilis. — Ueber Aufbewahrung der Leichen.

Zweites Aprilheft.

Maschine zum Absägen der Pfähle unter Wasser, welche in Belgien gebraucht wird. Mit Abbild. — Greer's Apparate zur Befestigung des Takelwerks der Schiffe. Mit Abbild. — Ueber eine neue Einrichtung der Mutter bei Mikrometerschrauben, von F. A. Robert. Mit Abbildungen. — Needham's Verbesserungen an Feuergewehren. Mit Abbild. — Kennedy's Maschine zum Schleifen oder Schärfen der Drahtkratzen der Krämpelmaschinen. Mit Abbild. — Gardner's Verbesserungen an Maschinen zum Schneiden von Heu, Stroh und andern vegetabilischen als Pferdefutter dienlichen Stoffen. Mit Abbild. — Beschreibung einer verbesserten Tabakschneidlade. Mit Abbild. — Instrument zum Messen des spezifischen Gewichts von Flüssigkeiten, von John Ham. Mit Abbild. — Ueber die Fabrikation des Gußstahls in Yorkshire. Mit Abbild. — Ueber Anwendung brennbarer Gase bei metallurgischen Arbeiten, vom Hütteninspektor Zinkraff. — Ueber Fayence zu Oefen und Kaminen, von Barral. — Bericht der HHrn. Dumas, Thenard, Pelouze, d'Arcet und Payen über mehrere Abhandlungen. — Verfahrungsarten zur Verbesserung ungesunder technischer Operationen betreffend — welche der französischen Akademie der Wissenschaften zur Bewerbung um die Montyon'schen Preise übergeben wurden. — Ueber die Zusammensetzung des auf der Havanna gebauten kreolischen Zuckerrohrs, von Casaseca. — Ueber die Färbung verschiedener Stärkearten durch Joddampf, von Gobley. — Ueber die Art, wie sich die Baumwolle mit Farbstoffen vereinigt (Theorie der Färbekunst), von Walter Crum. — Ueber die Kosten der elektromagnetischen Triebkraft, von Grove. — Ueber einen Luftballon aus gewalztem Kupfer, von Marey-Monge. — Ueber Gewinnung und Verarbeitung des Dachschiefers in England, von Prof. Schneider. Mit Abbild. — Ueber wasserdichte eiserne Schiffsabtheilungen, von Williams. — Miscellen: Metallkomposition für die Büchsen oder Lager der Locomotiven. — Dachdeckung mit getheertem Papier. — Anwendung und Vortheile des Jeffery'schen Schiffskiels. — Jeffery's Noth-Boot. — Erweichung der Billardbande aus Kautschuk. — Verfahren zum Bierbrauen für Haushaltungen. — Brodverfälschung mit Borax. — Methode zur quantitativen Bestimmung des Farbstoffs des Garancin. — Vorsichtsmaßregeln bei der Chlorbleiche. — Mittel zum Wasserdichtmachen der Sohlen. — Der Sammelplatz der flüssigen Excremente der Stadt Paris zu Montfaucon.

Von diesem alle Zweige der Technik umfassenden Journale erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang, aus 24 Heften mit 30 bis 36 großen Tafeln Abbildungen bestehend, mit einem vollständigen Sachregister versehen, macht für sich ein Ganzes aus, und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen nur 9 Rthlr. 8 gGr. oder 16 fl. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

Die Verlagshandlung kann vom

Polytechnischen Journal

noch einige ganz vollständige Exemplare, welche sie aufgekauft hat, und zwar 1ster bis 21ster

Jahrgang oder Band 1 bis 78 zu 196 Rthlr. oder 336 fl. im 24 Guldenfuß anbieten. Die Jahrgänge 1820, 1821, 1822, 1823, 1824, 1826 bis 1841 sind fortwährend einzeln zum Preise von 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gGr. zu haben.

Die Verlagshandlung.

Real-Index

zu Dr. Englers

polytechnischem Journal.

Von Band I bis LXXVIII.

Von

Dr. Michael Stecker,

k. k. Universitäts-Professor und Sekretair der Landwirthschafts-Gesellschaft in Wien.

gr. 8. broch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 4 gGr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Nero.

Tragödie

von

Karl Gutzkow.

Velinp. in Umschl. broch. Preis 2 fl. od. 1 Rthlr. 8 gGr.

Maha Guru,

Geschichte eines Gottes.

Ein Roman in 2 Theilen

von

Karl Gutzkow.

8. Velinpapier. Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Das gebildete Publikum erhält hier einen Roman aus einem Genre, das es ziemlich aus den Augen verloren hat, dessen Wiedereinführung aber insofern zeitgemäß erscheint, als der bisher beliebte historische Roman, trotz des Aufwandes von Malerei im Detail, und vielleicht eben deßhalb zu einer trockenen und nicht selten prosaischen Ansicht von Welt und Geschichte stimmt. Die Art, wie der Verfasser den philosophischen Roman aufgefaßt hat, ist übrigens eine ganz originelle. Lamaismus und chinesische Sitte bilden in diesem Buche die Elemente zu einem eben so umfassenden Gemälde menschlicher Zustände, und auch der Leser, dem diese Dichtungsart fremd ist, oder seit Ablauf der Wielandschen Zeit fremd geworden ist, wird sie schnell liebgewinnen und poetischen Genuß dabei finden.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Das evangelische

Missionswesen.

Ein Ueberblick über seine Wirksamkeit und seine weltgeschichtliche und nationale Bedeutung,

von

Dr. F. W. Klumpp,

Professor am königl. Ober-Gymnasium in Stuttgart.

Zweite Auflage.

8. brochirt. Preis 24 kr. oder 6 gGr.

Die vorstehende Schrift, welche die so wichtige und doch lange Zeit so wenig bekannte und beachtete Sache der Mission nach ihrer Geschichte, ihren Grundsätzen, ihrem großartigen Umfange und ihren Erfolgen übersichtlich darstellt, hat sich in kurzer Zeit einen Leserkreis gewonnen, und erscheint daher bereits in einer zweiten, mit Beziehung auf den neuesten Stand der Sache fortgeführten Auflage. Je mehr nun in unserer an raschen Entwicklungen so reichen Zeit auch dieser Angelegenheit, als einem wichtigen Momente in dem Entwicklungsgange der Weltgeschichte, in den lezten Jahren eine unerwartete, allgemeinere Aufmerksamkeit zugewendet worden ist, desto mehr dürfte die Schrift, welche die Aufgabe gerade auch von dieser Seite faßt, für dieses neu angeregte Interesse Vielen willkommen seyn.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Handbuch und Wegweiser

für

Auswanderer

nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika

enthaltend

die für sie wissenswerthesten Gesetze, Sitten und Gebräuche. Rathschläge und Warnungen gegen Uebervortheilung. Beschreibung der für sie geeignetsten Landstriche. Rathschläge in Bezug auf Gesundheit, Klima und Boden. Reiserouten. Entfernungen der vorzüglichsten Plätze von den Hauptstädten der Staaten und von Washington. Straßen, Kanäle und Eisenbahnen. Bevölkerung, Produkte, Klima und Boden einzelner Staaten, nebst einer umständlichen Beschreibung aller in den Staaten Ohio, Michigan, Indiana, Illinois und Missouri und in den Territorien Wisconsin und Iowa gelegenen Grafschaften, einem statistischen Anhang und einer illuminirten Karte.

Von

Francis J. Grund.

8. Velinp. broch. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 6 gGr.

Das Bedürfniß eines Buches, welches den Auswanderern ausführliche Belehrung über jene Dinge und Verhältnisse von Amerika gibt, welche sie vor Allem zu wissen nöthig haben, und die sie zugleich gegen Uebervortheilung, Fehlgriffe im Ankauf von Ländereien und Verluste aus Unkenntniß der Gesetze, Sitten und Gebräuche sicher stellen, ist schon lange in Deutschland gefühlt worden. Obige Schrift soll diesem Mangel abhelfen. Der Herr Verfasser hat während eines siebenzehnjährigen Aufenthalts in den Vereinigten Staaten und in den verschiedensten Stellungen, die ihn mit allen Klassen der Gesellschaft in die intimste Berührung brachten, vielleicht mehr wie jeder andere Einheimische oder Fremde Gelegenheit gehabt, die amerikanischen Zustände und die Stellung der eingewanderten Deutschen nach allen Richtungen hin kennen zu lernen, und hält es daher für seine Pflicht, das Ergebniß seiner Erfahrungen seinen Brüdern im deutschen Vaterlande mitzutheilen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[168] In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Israelitische Gedichte

von

Eduard Arnd.

gr. 8. Preis 1 fl. 24 kr. oder 20 gGr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 130.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 30. Mai 1844.

Spree. — Sprache gab mir einſt Ramler, und Stoff mein Cäſar; da nahm ich
Meinen Mund etwas voll. —

Goethes und Schillers
Xenien.

Ein Winter in Berlin.

Dritter Brief.

Künſtler, Gelehrte, Dichter.

Fürchten Sie nicht, liebe Lucie, daß ich Ihnen eine Liſte von allen den berühmten und unberühmten Männern und Frauen gebe, die ſich in Berlin zu den obigen drei Muſenfächern bekennen. Ich kenne die wenigſten von ihnen, und es iſt in vieler Hinſicht eine verfängliche Sache, über ſie und ihre Leiſtungen zu ſprechen. Indeſſen muß ich geſtehen, es iſt für den Fremden überraſchend, welche Maſſe von Produktion aus all dieſen Werkſtätten des Geiſtes hervorgeht; welcher Tiefſinn, welche Gelehrſamkeit, welch mannigfaltiges und weitverzweigtes Wiſſen! Ueberall ſind Geiſter thätig, nach allen Weltgegenden hin verſendet Berlin Miſſionen, und zwar gehen dieſe Sendungen ohne große Ruhmredigkeit, ohne viel literariſchen Lärm vor ſich. Dennoch erntet die Berliner Gelehrſamkeit im übrigen Deutſchland wenig Dank. Man iſt auf den andern Märkten des Wiſſens und der künſtleriſchen Produktion gewohnt, Berlins Einfluß in Zweifel zu ziehen und ſeine Wirkſamkeit als eine gewaltſame, zum Theil erkünſtelte zu beſpötteln. Die Berliner ſelbſt tragen, wie mir ſcheint, einige Schuld daran. Das gelehrte und künſtleriſche Weſen tritt hier mit Prätenſion auf und iſt nicht frei von jener kleinlichen Anmaßung, die nahe an Pedantismus und Zierlichkeit grenzt und die dem Genie verhaßt iſt. Wenn hier ein bedeutender Mann erſcheint, ſo ſammeln ſich ſogleich um ihn Gruppen, die ihm auf jedem Schritt und Tritt folgen. Große Zwecke und Gegenſtände machen, daß dieſes Spiel nie kleinlich wird; aber es iſt dennoch ein Spiel; denn den Wenigſten iſt es Ernſt um die Angelegenheiten des Wiſſens oder der Kunſt. Wenn dieß wäre, ſo würde das Genie ſich von einer glänzenden Schule umgeben ſehen, ſtatt daß es jezt nur eine Schaar höflicher Paraſiten zählt, die der eigenen Eitelkeit dienen, indem ſie einem großen Namen zu Ruhm verhelfen. Die Verſtimmung, die die Einſicht in dieſen leeren Prunk und Schein den großen Talenten einflößt, iſt bald ſichtbar, indem ſie in der Regel auf Berlin übel zu ſprechen ſind. Der Berliner Enthuſiasmus iſt ſprüchwörtlich geworden. Kein großer ſchöpferiſcher Geiſt kann auf dieſem Boden ausdauern; Berlin hat keinen großen Dichter, keinen großen Maler in ſeinen Mauern groß gezogen und alt werden ſehen. Man könnte ſagen, es ſey eine Stadt, gänzlich auf die Winterſeite hingebaut, wo die Sonne nicht hingelangt; und die Genies gleichen ein wenig den Lazzaroni's: ſie liegen gern in der Sonne.

Die durchaus ungünstige Natur macht, daß die Maler sich hier nie recht wohl fühlen. Es sind große Begabungen da, doch meist für das Porträt, keine für die Landschaft. Der Streit mit Düsseldorf und München hat nur für Künstler vom Fach Interesse; ich verschone Sie mit den zahllosen Debatten, die man geführt hat und noch führt über die Frage, ob heutzutage noch eine kirchliche Kunst existirt oder nicht, ob Düsseldorfs Schule berechtigt sey, nach dieser Palme die Hand auszustrecken oder nicht. Es wäre dieß ein Gegenstand, der zu einer kleinen Abhandlung über moderne Kunst führte und jedenfalls zu weit ab vom Zweck dieser Briefe.

Ich will Ihnen nur berichten, daß ich eine sehr zartsinnige Composition von Professor Wach gesehen habe, die Bekehrung einer heidnischen Familie darstellend, die zwei wunderschöne Kindergestalten zeigt und von anmuthiger Feinheit und großem Geschick in Auffassung und Behandlung Zeugniß ablegt. Die Privatgalerie des Grafen Raczinsky zeigt dem Publikum ein Bild in streng kirchlichem Styl von Cornelius, die Erscheinung Christi in der Vorhölle. Ueber dieses Bild hat das kritische Berlin sich nicht zufrieden geben können. Ich will Ihnen weder das Für noch das Gegen berichten. Bilder dieser Art und in dem bekannten Geist und Styl jenes berühmten Künstlers wollen selbst angeschaut seyn; mit einer Beschreibung von Gemälden erreicht man nie, was man erreichen will. Auch will ich offen bekennen, daß mir der Sinn für diese Auffassungsweise abgeht. Von einer Sammlung berühmter Zeitgenossen in Porträts von Begas und Andern, die der König anzulegen willens ist, erwartet man viel. Humboldt, Tieck, Schelling werden genannt als die zunächst zu Porträtirenden. Das Krönungsbild von Professor Krüger enthält im Vordergrunde einige Porträtgestalten, bietet jedoch im Ganzen nichts für's künstlerische Interesse.

Sehr karge Ausbeute lieferte die Kunstausstellung. Als besonderes Mißgeschick konnte es gelten, daß die zwei kolossalen, mit wundervoller Wahrheit und im Glanz einer hier noch nicht gesehenen Technik gemalten Bilder der zwei Niederländer Künstler den einheimischen Produktionen in nächste Nähe gestellt wurden. Unter diesen einheimischen Talenten waren nichts desto weniger sehr achtbare. Ich erinnere mich, um nur eine unter den vielen guten Leistungen zu nennen, eines sehr schönen männlichen jugendlichen Kopfes, von Ed. Magnus, mit einer seltenen Fülle und Zartheit des Pinsels gemalt. Auch Lessings berühmten „Huß" muß ich erwähnen, obgleich ich kein Enthusiast für das Bild bin. Ich habe schon anderswo ausgesprochen, daß ich, so weit meine Kenntniß und meine Urtheilsfähigkeit in diesen Gegenständen geht, unsere moderne Kunst viel zu ernst, zu trocken, zu gelehrt und in unkünstlerischer Absichtlichkeit befangen finde. Ich habe mir erlaubt, auf die Heiterkeit der Antike hinzuweisen und mythologische Stoffe wieder zu empfehlen. Man findet es unziemlich, Amor und die Grazien wieder neu aufleben zu lassen, aber man male sie nur wie Titian und Correggio sie gemalt, und Niemand wird darüber spotten; aber sehr bald wird die Zeit kommen, wo man unsere trauernden Jeremiasse, unsere trauernden Königspaare, unsere trauernden Juden unerquicklich und abgeschmackt findet. Der Ernst, wo er zur Manier wird, ist eben so gehässig als die stereotype Frivolität. Der eigentliche Schöpfer dieser modernen düstern Richtung ist Kaulbach; mit seinem „Narrenhause" — ein für mich unleidlich widriges Bild — hat er in der Malerei geleistet, was Victor Hugo in der Literatur zum Schrecken Aller, die den keuschen und sanften Dienst der Musen sich erkoren haben, geleistet hat. Die übrigen Schöpfungen Kaulbachs halten mit denen des französischen Romantikers fast gleichen Schritt; nur daß der deutsche Maler unendlich mehr Schönheitssinn sich bewahrt hat, der ihn abhält, sich so ganz und gar in die Fratze zu verlieben. Schöpferische Poeten sind Beide.

(Fortsetzung folgt.)

Die Heimath.

(Fortsetzung.)

Mit demselben Leichtsinn, mit welchem Berneck Agnes geheirathet hatte, vergaß er sie auch wieder, und daß sie seinen Namen trug und in seinem Hause die Honneurs machte, war ihm ganz recht: das Erste, weil sie ihm einen Sohn geboren, das zweite, weil sie sich gute, vornehme Manieren angeeignet hatte, und als eine schöne, tugendhafte, kluge Frau von Jedermann ausgezeichnet wurde. Das schmeichelte seiner Eitelkeit. Seine verlorene Freiheit warf er ihr nicht vor, weil er sie sich selbst wieder genommen; er genirte sich durchaus nicht vor Agnes, heischte aber dennoch von ihr gewisse Rücksichten, die sie auch gefällig und ruhig auf's Pünktlichste erfüllte.

Ein Charakterzug hatte sich besonders stark in Agnes entwickelt. Es war der Stolz, und der war ihre Stütze, daß sie nicht untersank. Wenn eine edle Frau, deren Liebe verrathen oder verschmäht wird, nicht stolz, sehr stolz ist, so ist sie unrettbar verloren. Agnes war es früher nicht, aber sie wurde es durch ihr Unglück, und das war ihr Heil. Eben weil sie stolz war, darum klagte sie auch nie, nicht gegen ihren Mann, nicht gegen ihre Freunde. Da bei ihres Mannes zügellosem und

rücksichtslosem Treiben jeder einsehen mußte, was sie litt, so versuchten oft andere Frauen, die auch unglücklich verheirathet waren, sie in ihre Klagen über die Ehe einstimmen zu machen; aber dazu ließ sich Agnes, trotz ihrer eigenen traurigen Erfahrungen, nicht verleiten. Im Gegentheil, sie nahm in ihrer ruhigen, klaren, einfachen Weise Partie gegen diese Frauen; sie, vielleicht die beklagenswertheste von allen, sagte: „Ich begreife nicht, wie Frauen gegen die Ehe eifern mögen; die Ehe ist unsere einzige Garantie den Männern gegenüber; sie allein gibt uns eine Stellung in der Welt. Was wären die Frauen, wenn das Institut der Ehe aufgehoben wäre? die beklagenswerthesten Geschöpfe! Mit wie viel Widerwärtigkeiten hat jezt schon eine Unvermählte zu kämpfen! Ist sie jung und schön, so muß sie beständig auf ihrer Hut, beständig eskortirt und bewacht seyn, ist sie alt und häßlich, so steht sie einsam, mit dem Namen einer alten Jungfer begrüßt, in der Welt. Nur große Liebenswürdigkeit oder Talente können einer einzelnen älteren Dame eine angenehme Aufnahme in der Gesellschaft bereiten, während eine Frau, wenn sie auch noch so unbedeutend ist, immer schon um ihres Mannes willen mit einer gewissen Rücksicht behandelt wird. Ich weiß, daß dieß Verfahren gegen unvermählte ältere Frauen hart und ungerecht ist; denn steht eine Frau, die *ohne* Liebe geheirathet, nicht viel tiefer als jene, die ihre Hand nicht ohne ihr Herz verschenken wollte und deßhalb einsam dem Alter zuschreitet? Es sind aber die Männer, die den Verheiratheten solche Vorrechte geschaffen haben, und damit ist Alles gesagt. Durch Eines machen sie indessen ihre Parteilichkeit wieder gut — durch die höhere Achtung, die sie unverholen dem ganzen Geschlecht überhaupt zollen, sobald sie selbst verheirathet sind. Es ist ein himmelweiter Unterschied in der Art, wie ein Ehemann und wie ein Junggesell über die Frauen im Allgemeinen spricht, und daß sie durch eine Verbindung mit einem Weibe das ganze Geschlecht so viel höher stellen, ist für uns eine große Ehrenerklärung, und wir können stolz drauf seyn. Daß es viele unglückliche Ehen gibt, beweist nichts gegen die Ehe selbst, es gibt auch Täuschungen in der Freundschaft, Mißverhältnisse zwischen Eltern und Kindern, die doch für einander da sind, und von allen menschlichen Verbindungen ist doch gewiß eine glückliche Ehe die schönste, heilbringendste. Warum also so viel dagegen deklamiren? überlassen wir das den Männern, die ja doch immer etwas zu klagen haben müssen; halten *wir* aber die Ehe heilig, ich meine nur die aus Liebe geschlossene; die andern erscheinen mir als kontraktliche Verpflichtungen, als kaufmännische Spekulationen, als christliche Menschenopfer."

Wenn sich Agnes in solcher Weise äußerte, wurde sie von Vielen freilich nicht begriffen, aber auf der andern Seite gewann ihr diese gerechte, klare, durch keinerlei trübe Erfahrungen, keinerlei Vorurtheile getrübte Anschauungsweise auch viele Freunde. Der Minister zählte sich zu diesen.

Der gute alte Mann konnte heute auch nicht schlafen, er dachte mit Sorge und Bangigkeit an Agnes Lage und wußte ihr doch durchaus nicht zu helfen; selbst gegen das projektirte Duell wußte er keine Maßregeln zu ergreifen. Er sah ein, daß es stattfinden würde, selbst wenn man es auf Zureden „guter Freunde" für jezt aufgäbe; denn die beiden Gegner waren viel zu erbittert gegen einander.

Doch kehren wir zu Agnes zurück, die in schmerzlichem Sinnen auf ihrem Lager ruhte und mit Sehnsucht den Tag erwartete, nicht um ihren Gemahl zu sprechen, denn sie hatte nach reifer Ueberlegung beschlossen, ihm gegenüber die ganze Angelegenheit zu ignoriren. Das war auch wohl das Klügste, denn er war zu heftig und leidenschaftlich, um irgend einem Einflusse auf sich Raum zu geben, und überdem war dieser Streit auf eine Art entstanden, daß Agnes seiner nicht erwähnen konnte, ohne ihrer weiblichen Würde zu vergeben, die sie bis jezt ihm gegenüber aufrecht zu erhalten gewußt hatte.

Plötzlich gegen Morgen hörte sie die Thüre zum Zimmer ihres Mannes gehen und ihn selbst die Treppe hinab steigen; dieß wunderte sie doppelt, da er erst um ein Uhr nach Hause gekommen war. Sie ließ ihre Uhr repetiren; es schlug fünf. — Das Schlimmste ahnend, stand sie eilig auf und warf ihre Kleider um. Sie schellte ihrer Kammerfrau und befahl ihr, den Bedienten ihres Mannes zu ihr zu schicken. Er kam sogleich. „Wo ist mein Mann?" — „Der gnädige Herr befahlen, um dreiviertel auf fünf geweckt zu werden, und sind eben allein zu Fuß weggegangen; weiter weiß ich nichts." — „Es ist gut!" Und nun warf sie einen Shawl um und ging hinüber in das Zimmer Bernecks, das sie sonst selten genug, beinahe nie betrat; aber sie erinnerte sich deutlich, daß er zu Häupten seines Bettes immer zwei gute Pistolen hängen hatte, auf welche er besondern Werth legte, und von denen er ihr erzählt, daß sie ihm bei einem Duell gedient. Als sie das Zimmer betrat, fiel ihr erster Blick auf den Platz, wo die Pistolen gewöhnlich hingen — die Pistolen waren fort. Ihr Mann hatte ihr Herz mit Füßen getreten, aber in diesem Augenblick dachte sie daran nicht, sondern nur, daß der einzige Mann, den sie je geliebt, der Vater ihres theuren Kindes, ihr Herr, ihr Gemahl, dem Tode entgegen ging. Heftig zitternd hielt sie sich an einem Stuhl.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

Mittelalterliche Kunstwerke. — Reliefplane der franz. Festungen.

Der Aufenthalt der Herzogin von Kent hat in Paris wenig Aufsehen erregt und nur bei Hofe einige Bewegung verursacht. Gegenwärtig ist die Stadt allzu sehr mit sich selbst beschäftigt und beherbergt allzu viele Gäste, als daß die Ankunft eines fremden Prinzen oder einer Prinzessin als eine außerordentliche Begebenheit angesehen werden könnte. Tausende von Fremden sind durch die Ausstellung der Industrieprodukte hieher gezogen worden und besuchen schaarenweise die vielen öffentlichen Anstalten und Sammlungen. Einige der letztern sind noch nicht recht bekannt; so ist die Sammlung der mittelalterlichen Kunstwerke, welche der Staat bekanntlich im vorigen Jahre von den Erben des Gründers desselben, Namens Dusommerard, sammt dem in gothischem Style gebauten Hotel de Cluny, worin sie befindlich war, angekauft hat, erst seit einem Vierteljahre geöffnet, und man hat bis jezt nur einen provisorischen Katalog der darin enthaltenen Kunstsachen. Auch im Louvre befindet sich eine vortreffliche Sammlung von Malereien, Schnitz- und Gußwerken des Mittelalters. Besser wäre es, wenn gleichartige Sammlungen nur ein Ganzes ausmachten, statt, wie jezt, von einander getrennt zu seyn. So ist auch in der königlichen Bibliothek ein ziemlich reichhaltiges Antikenkabinet, und im Louvre bewundert man ein noch viel reichhaltigeres. Die alten Münzen befinden sich in jener Anstalt, dagegen hat das Louvre einen prächtigen Schatz von sogenannten etruriſchen Vasen. Dusommerard hat Alles gesammelt, was ihm als Kunstprodukt aus dem Mittelalter einigen Werth zu haben schien, geschnizte Möbeln, deren er viele merkwürdige zusammengebracht, Tapeten, Gemälde, von denen er nicht viele auftreiben konnte, allerlei Gefäße und Hausgeräthe mit getriebener oder geschnizter Arbeit, kleine Statuen, Glasgemälde, Rüstungen und Waffen, kurz alles, was die Häuser der Vermögenden, die Burgen und Paläste schmückte; auch Kirchenschmuck ist aufgenommen worden. Für einen Privatmann war diese Sammlung allerdings beträchtlich; aber als Staatseigenthum ist sie nicht reichhaltig genug. Während der großen Staatsrevolution, als so viele Güter der Emigranten und geistlichen Corporationen verkauft wurden, hätte man ganz andere Schätze zusammenbringen können. Diese Zeit ist vorüber; seitdem ist das Sammeln solcher Kunstwerke eine allgemeine Liebhaberei der Reichen geworden, und ächte Sachen aus dem Mittelalter, wenn sie in Versteigerungen vorkommen, werden zu sehr hohen Preisen zugeschlagen. Die Spekulation, welche sich überhaupt alle Launen der Mode zu nuze macht, hat sich auch sogleich darauf verlegt, mittelalterliche Kunstsachen zu verfertigen, und die Schnizerei in Holz, welche in Frankreich fast ganz verlassen war und vielleicht keine zehn Meister im ganzen Reiche beschäftigte, ist wieder förmlich zu einem Gewerbe erhoben worden. In der Nähe meiner Wohnung hat ein solcher Schnizermeister einen Laden eröffnet; man erblickt darin mehrere Gesellen, welche Statuetten, Stühle, Tische und allerlei Zierrathen im Geschmacke des Mittelalters schnizen. Diese werden hernach mit einer etwas schmuzigen Farbe angestrichen, welche ihnen ein altes Ansehen gibt, und dann als Reliquien mittelalterlicher Kunst zum Verkauf ausgestellt. Im Laden des Fabrikanten erkennt man noch ihren Ursprung, gerathen sie aber einmal in die Hände der Trödler, so ist es vorbei, und man gibt sie mit großer Dreistigkeit für alt aus. Die Liebhaberei, wenn sie sich zur Leidenschaft steigert, ist blind und läßt sich leicht täuschen. Der Gips ist hier sehr wohlfeil, weil er in der Nähe der Stadt häufig vorkommt, und so ist man auf den Einfall gerathen, allerlei Mittelalterliches nach den Mustern in Gips zu gießen; ganze Laden sind mit dieser Waare angefüllt, und man bemerkt, daß augenblicklich die Abgüsse nach mittelalterlichen Kunstwerken diejenigen, welche nach antiken Mustern gefertigt waren, zum Theil verdrängt haben. Nur Archäologen und Kunstkenner halten sich an die leztern. In der Sammlung des Hotels de Cluny finden nun die Spekulanten eine Menge von Mustern, die sie wahrscheinlich alsbald nachahmen und vervielfältigen werden. Die Fertigkeit im Holzschnizen, welche man jezt wieder erwirbt, bringt vielleicht auch die Reliefplane in Aufnahme, wovon sich hier eine vortreffliche Mustersammlung im Invalidenhotel befindet. Da dieselbe nur einen Monat im Jahre, nämlich vom 15. April bis zum 15. Mai, dem Publikum zugänglich ist, so haben Fremde selten Gelegenheit, sie zu sehen. Aus Beschreibungen von Paris weiß man ziemlich allgemein, daß diese Plane die Festungen Frankreichs mit der Umgegend in ziemlich großem Maßstabe darstellen, wenigstens wie diese Festungen zur Zeit aussahen, als diese Reliefs verfertigt wurden, das heißt vor länger als einem Jahrhundert. Häuser, Kirchen, Paläste, Schlösser, Forts, Gärten, Weinberge, Gehölze, Flüsse und Häfen, kurz Alles ist in verjüngtem Maßstabe, in richtigem Verhältnisse und so viel möglich mit den natürlichen Farben dargestellt, so daß die Städte ungefähr sich so ausnehmen, wie wenn sie einer aus einem Luftballon erblickte, und ein Kriegsrath, wenn ein solcher in Frankreich die Feldzüge aus dem Kabinette leitete, könnte bei einer Belagerung jeden zu besezenden Hügel, Bach oder Ackergrund nach diesen Reliefs dem Feldherrn angeben. Diese vielen Raum einnehmenden Plane füllen zwei lange Galerien im vierten Stocke eines der Flügel des Invalidenhotels. Besonders interessant sind die Festungen in den Berggegenden, wo das Relief die Berge mit den sie bekleidenden Wäldern, den Thälern und den hervorragenden Felsen sehr malerisch darstellt. Dabei fehlen aber die während des Friedens angelegten Befestigungen im Innern Frankreichs, und besonders die um die Stadt Paris herum. Diese alten Reliefs haben wohl mehr historischen Werth, als einen wirklichen Nuzen. An den Festungen ist vieles verändert worden; die Umgegend der Städte sieht jezt häufig ganz anders aus, als vor einem Jahrhundert, und nach den alten Reliefplanen läßt sich wohl die Geschichte früherer Belagerungen studiren, schwerlich aber der Plan zu einer Belagerung entwerfen. Am 15. Mai jeden Jahrs wird diese Galerie wieder geschlossen; die Reliefs, über Eisendrähte gespannt, werden mit Leinwand bedeckt und bleiben 11 Monate lang verborgen. Vermuthlich hält es zu schwer, sie vor dem Einflusse des Staubes zu bewahren, als daß man sie das ganze Jahr hindurch zur Schau stellen könnte.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 44.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 131.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 31. Mai 1844.

Ich gratulire dir zum neuen Lebenslauf!
Goethe.

Die Heimath.

(Fortsetzung.)

Auf dem Schreibtisch lag ein Brief mit der Ueberschrift: An meine Frau. Sie verbarg ihn in ihrem Gewande und eilte hinüber in ihr Zimmer, verriegelte die Thüre und fiel weinend an dem Bette ihres schlafenden Kindes nieder. Endlich erbrach sie den Brief. Er lautete: „Liebe Agnes. Eine unabweisbare Ahnung sagt mir, daß ich zum Tode gehe, und so nehme ich denn Abschied von dir, indem ich dir für deine Liebe und Treue danke. Man hat versucht, mich mit Lord Melville zu versöhnen und den Streit zu schlichten, aber dadurch die Sache beschleunigt. Denn da man uns nun beobachtet, sind wir übereingekommen, uns diesen Morgen in aller Frühe im nahen Park zu schießen, so frühe, daß noch Niemand es ahnt. Ich vermuthe, daß du von dem Streite gehört, da du gestern Abend plötzlich aus der Gesellschaft verschwunden warst. Im Falle meines Todes ist Ludwig allein mein Erbe, du seine unumschränkte Vormünderin bis zu seiner Volljährigkeit. Im Falle du dann nicht wieder verheirathet bist, ist dir ein Witthum zugesichert; so wirst du es in unsern Ehepakten finden. Lebe wohl, mein gutes Kind, verzeihe, wenn ich dich zuweilen gekränkt, verzeihe mir um unsers Ludwig willen!"

Otto.

In diesem Augenblick war es Agnes, als höre sie einen Schuß, dann noch einen; sie sank auf ihre Knie und flehte den Himmel an und weinte Thränen der Angst und der Verzweiflung. Eine halbe Stunde lag sie so. Da klingelte es an der Hausthüre; sie horchte — schwere Tritte wie von mehreren Männern, die etwas tragen. Es fehlte ihr an Kraft, sich von der Erde zu erheben; sie hörte die Leute die Stiege herauf kommen, an ihrer Thüre vorbei — immer langsam, schwerfällig; nun ging es in ihres Mannes Zimmer, und als die Thüre geschlossen war, wurde an die ihrige gepocht.

„Gnädige Frau," rief die Stimme der Kammerfrau, aber Agnes war wie gelähmt und konnte sich nicht erheben. — „Geh durch mein Kabinet," brachte sie endlich mühsam heraus. Als das Mädchen eintrat, weinte und zitterte sie, und ihre Frau knieend am Boden gewahrend, rief sie erschrocken: „Sie wissen schon?" — „Mein Mann ist —" — „Erschossen," sagte das Mädchen leise. — „Todt, ganz todt, todt ohne Rettung?" — „Ohne Rettung, der Schuß ging mitten durch das Herz. Zwei Aerzte sind drüben bei ihm."

In diesem Augenblick erwachte das Kind und rief zärtlich: „Liebe Mutter!" Bei diesem Ton fand Agnes

ihre Kraft wieder; sie sprang auf und ihr Kind an das Herz drückend, rief sie schluchzend: „Dir, dir, allein, mein Alles!“ Als Ludwig sah, daß seine Mutter und das Mädchen weinten, fragte er: „Was ist es denn? warum weint ihr? ist Papa krank?“ — „Sey still, mein Kind! wir gehen jezt fort, fort aus diesem Haus, fort zum Großvater!“ — Und an den Minister einen Diener, den andern nach Postpferden sendend, kleidete die unglückliche Frau sich und ihren Knaben mit krankhafter Hast an, und sobald ihr alter Freund da war, übergab sie ihm ihr Haus mit seinem todten Bewohner und fuhr fort, noch ehe es heller Tag war, fort, fort mit ihrem Kinde von diesem Ort des Schreckens, ihrer Heimath, ihrem friedlichen Thale zu, von dem sie Heilung für ihr wundes, zerrissenes Herz hoffte, in die Arme ihres alten Vaters, des einzigen Menschen, der ihr treue Liebe bewiesen.

In einem kleinen ländlichen Zimmer sehen wir ein liebliches Bild vor uns. Ein schöner alter Mann mit weißen Haaren, auf einem großen Sessel, auf dem sich mit Behaglichkeit seine müden Glieder strecken, ihm zu Füßen ein blonder schöner Knabe, der seine hellen Blicke zwischen dem Greis und einer schönen blassen Frau theilt, die am Fenster mit einer Stickerei beschäftigt sizt. Sie trägt ein schwarzes Kleid; es ist Agnes von Berneck.

„Nicht wahr, Großpapa, ich sehe aus wie die Mama, nicht wie der Vater hier?“ sagte der Knabe, indem er ein kleines Miniaturgemälde in die Höhe hielt, das Herrn von Berneck vorstellte. — „Wie kommst du darauf?“ fragte der Alte lächelnd. — „Ei nun, gestern sagte unsere Jeanette, ich sey dem Vater wie aus den Augen geschnitten; aber deine alte Margreth rief gleich, das sey nicht wahr, und ich gleiche der Mama, und das will ich auch,“ sagte er mit der ganzen Energie eines verzogenen Kindes.

Agnes lächelte ihn schmerzlich an. „Das ist unrecht von dir; der Papa hat dich so lieb gehabt, er war so gut für dich!“ — „Ei,“ erwiderte der Knabe, „es ist ein Jahr, daß er gestorben ist, aber ich weiß noch recht gut, daß er den ganzen Tag ausfuhr, ausritt und ausging, und mich nie mitnahm, so sehr ich ihn auch bat. Du aber bist immer bei mir geblieben, du hast mich auch immer im Wagen mitgenommen; du hast mich viel lieber gehabt, und darum will ich dir auch gleichen.“ — „Ich war viel bei dir,“ sagte Agnes sanft, „weil ich sonst nichts zu thun hatte, dein Vater hatte außerdem viele Geschäfte.“ — „Nein, nein, Mama, wenn er ritt und fuhr, hatte er keine Geschäfte; o das verstehe ich wohl. Weißt du, wen ich mir zum Papa wünsche? den Onkel Kettler, der ist so gut.“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Winter in Berlin.

(Fortsetzung.)

Da die Grazie sich von den Malern verbannt sieht, hat sie sich in die Werkstätten der Bildner geflüchtet; in der That, hier treffen wir sie noch an. Es ist gut, daß man keine Pestbeulen in Marmor darzustellen liebt, daß man nicht Bucklige und Hinkende auf die stolzen Sockel vor den Blicken der Menge erhöhen darf. Hier muß die schöne Form gebietend walten. Von der etwas zu manierirten Süßigkeit der Gebilde Canovas ging der Meißel in die männlichere und kräftigere Hand Thorwaldsens über, der der Schönheit die Zeit seines ganzen Lebens hindurch auf die edelste Weise gedient hat. David hat versucht, die wilde Anarchie der Formen zu predigen und die gesetzlose und grillenhafte Romantik vom französischen Theater in's Atelier überzutragen; allein er ist von den bessern Geistern des Jahrhunderts in Zaum und Zügel gehalten worden und eine Unform wie die kolossale Büste Goethes steht zum Glück der Kunst einzig da.

Rauch, als ein würdiger Zeitgenosse Thorwaldsens, vereinigt in seinen Werken Würde mit Lieblichkeit und ist in seinen Porträtgestalten überall dem Idealen mehr als dem individuell Charakteristischen gefolgt. Dieß hat ihn vor Verzerrungen bewahrt. Er hatte mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, indem es galt, seiner Zeit die Männer des Ruhms vorzuführen, die noch vor kurzer Frist zurück lebend unter der Menge gewandelt hatten. Er mußte ihre Miene, ihre Haltung, ihre Manieren und, was das Schlimmste war, ihre Kleidung genau wiedergeben, sonst hätten tausend Stimmen gerufen: „Es ist nicht ähnlich! Wir haben ihn gesehen; er sah nicht so aus!“ Gegen eine solche Kritik, nicht einzelner Gelehrten und Künstler, sondern des Volks, denn jene Männer waren die Lieblinge und Götzen der Nation, muß die Kunst die feinsten Nerven der Empfindung haben. Sie darf nicht den kleinsten Wunsch der Menge überhören, und von einer plumpen, gewissenlosen Idealisirung kann vollends gar nicht die Rede seyn. Eine römische Toga würde die Helden des Befreiungskrieges auf immer im Sinne des Volks zu lächerlichen Vogelscheuchen gemacht haben. Dennoch war das Moderne gerade damals dem Künstler sehr feindlich gegenüber gestellt. Die preußischen Uniformen, zu keiner Zeit sehr pittoresk, konnten in den Jahren 1813, 14 und 15 für ganz besonders unschön gelten. Rauchs Helden sind aber dennoch würdig und auch schön aus seiner Werkstätte hervorgegangen; er hat es möglich gemacht, das Charakteristische mit den Gesetzen der Schönheit zu vereinigen. Daß er einen etwas zu freigebigen Gebrauch vom militärischen Reitermantel gemacht hat, wird ihm Niemand verargen, der da weiß, wie übel sich besonders die Rückseite jener modischen Uniformen

geſtaltet und wie der Mantel das einzige Kleidungsſtück iſt, das dem mit dem Strudel der eckigen, kleinlichen Linien und Unformen kämpfenden Künſtler als Rettungsbalken diente. Auf dieſe Weiſe angeſehen, wird der Mantel in der That zum Mantel der chriſtlichen Liebe, der die Kritik lehren muß, billig und gegen unabwendbare Schwächen ſchonungsvoll zu ſeyn.

Ich hatte Gelegenheit, in Rauch's Atelier jene acht Viktorien zu ſehen, die für die Regensburger Walhalla beſtimmt waren. Dieſe jugendlichen Geſtalten ſind durch das Feuer der ſüßeſten Schönheit und Poeſie flüſſig erhaltene Gebilde. Nichts Reizenderes kann es geben, als dieſe Verwirklichung der Idee des Ruhms in ſeinen verſchiedenen Epochen und Graden. Man denke ſich acht jungfräuliche Geſtalten, aus den ewig heitern Höhen niederſchwebend, um die Stirnen einzelner begünſtigter Sterblichen zu krönen. Wird nicht ihre Miſſion verſchieden ſeyn? Wird dieſe junge Göttin nicht zögernd, jene eilig niederflattern? wird im Antlitz dieſer nicht der melancholiſche Ernſt eines höhern Geiſtes vorwalten, der da fühlt, daß der irdiſche Ruhm nicht das Höchſte iſt, was der Himmel ſchenkt, und daß der Kranz in ihren Händen keine unverwelklichen Zweige birgt, indeß das jugendlich frohe Engelsköpfchen der Andern die Miene eines Triumphs zeigt, ſo friſch, ſo bezaubernd, wie er ſich im Auge des Kindes malt, das herbeigeeilt kommt, den Eltern eine frohe Botſchaft zu verkünden? Alles das hat Rauch's poetiſche Künſtlerſeele bedacht. Seine acht Siegesgöttinnen ſind ein Areopag der Schönheit, der über die Tugend zu Gerichte ſizt. Man möchte ſie alle zuſammen in einem Saal vereinigt ſehen, abgeſondert von jedem andern Kunſtwerke, dann hätte man ein ſelten ſchönes poetiſches Gedicht in Marmor. Mit Scheu und Zagen müßte ein Sterblicher die Schwelle des Tempels betreten, und welche Schrecken des ſüßeſten Wahnſinnrauſches müßten den erfüllen, der einen Kranz aus dieſen Händen auf ſein Haupt niederſchweben fühlte! Die jugendliche Begeiſterung Rauch's iſt zu bewundern. Er ſchuf dieſe jungfräulichen Geſtalten jezt, da ſein Haar ergraut iſt und man nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge anzunehmen berechtigt ſcheint, daß die Phantaſie erlahme; aber die wahren Prieſter der Schönheit altern nicht.

Bei dieſer Gelegenheit will ich Ihnen nachträglich von jener königlichen Grabkapelle ſprechen, die eines der ſchönſten und gefeiertſten Kunſtwerke Rauch's einſchließt. Das Marmorbild der Königin Louiſe hat jezt zur Seite das des Königs erhalten, und über dieſe beiden ernſten und edeln Denkmale wölbt ſich ein Tempel in einem ſchönen, ſehr einfachen Styl. Ein Altar in einer Niſche erhebt ſich auf einer Stufe, den Grabmonumenten gegenüber. Das Licht fällt von oben ein und erhält in dem Vorraume durch blaue Gläſer eine kalte, ruhige, dem Mondlicht ähnliche Färbung. Dieſer Effekt, obgleich etwas geſucht, iſt der Wirkung des Ganzen äußerſt vortheilhaft. Ruhe und Stille theilt ſich dem Beſchauer mit und fordert unwillkührlich zu Sammlung des Gemüths und zur Würde des Gedankens auf. Man fühlt, daß eine große Zeit in zwei ihrer würdigſten Repräſentanten hier zu dem erweckten Sinne mit dem Ernſt und den Hoffnungen des Grabes ſpricht. Die Kunſt zeigt die Anmuth und Lieblichkeit einer ſchönen Frau und den Ernſt und die Würde eines heldenmüthigen Mannes. Man will für's Erſte nicht erfahren, daß dieſes Paar ein Königspaar ſey; ſchon als rein menſchliche Geſtalten nehmen ſie unſere Theilnahme, unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Man kann ſich denken, daß ein frommer Krieger mit der Dame ſeines Herzens vor uns ſich zeige, aus einem Leben voll Kampf und Tumult gerettet in die kühle Halle des Todes, wo die Hand der Liebe und das Herz der Andacht ihr Andenken wach erhält. Höher ſteigt unſer Intereſſe, wenn wir erfahren, wer dieſe Geſtalten im Leben waren und wie ihr Bild dem lebenden Geſchlechte noch nahe ſteht. Rauch hat, meiner Anſicht nach, bei der Porträtfigur der Königin nicht das geleiſtet, was er jezt, nachdem gereifte Anſichten und große, wichtige Anſchauungen ſeinem Künſtlerſinn mehr Mäßigung und Würde ertheilt haben, leiſten würde. Eine Vergleichung der Geſtalt der Königin mit den eben erwähnten Viktorien führt mich zu dieſem Ausſpruch. Rauch hat damals dem modiſchen Geſchmack der Aſpaſientoiletten zu große Conceſſionen gemacht. Die Geſtalt iſt trefflich und gewiß im Sinne der reinſten antiken Kunſt gedacht, eine zauberhafte Weihe rührender Schönheit iſt über ſie ausgegoſſen, aber dennoch — Doch ich will hier abbrechen; die Heiligkeit des Ortes hält ohnedieß jede Kunſtbeſprechung nieder. Von der Geſtalt des Königs läßt ſich nichts ſagen, als daß ſie mit vollkommenſter Porträtähnlichkeit einen völlig andern Styl in der Behandlung zeigt. Der Park von Charlottenburg iſt ein ſchöner üppiger, in poetiſcher Einſamkeit ſchlummernder Garten, recht geeignet, dieſe Denkmale in elegiſche Schatten zu hüllen. Der Staub und der Lärm der Straßen Berlins, die kalte Frivolität und Genußſucht der großen Hauptſtadt dringt nicht hierher in die Nähe der großen Todten.

Aber wir, liebe Lucie, müſſen in dieſes geräuſchvolle und ſtaubigte Berlin zurückkehren. Ich habe Sie noch auf eine ſchöne Reiterſtatue von Kiß aufmerkſam zu machen: eine Amazone zu Pferde, im Kampfe mit einem Tiger begriffen. Es läßt ſich über dieſe Gruppe nicht viel ſagen; ſie iſt ſchön, aber ſie läßt kalt. Man könnte auf dieſes Bildwerk anwenden, was man von einer gewiſſen Art Bücher zu produziren ſagt: wie man von Buchmacherei ſpricht, ſo könnte man dort von Statuenmacherei ſprechen. Bei der allgemein verbreiteten wiſſenſchaftlichen Bildung

wird es leicht, aus eilf Büchern ein zwölftes zuſammenzuſetzen, und ſo wird es bei einmal erworbener tüchtiger Kunſtbildung auch nicht ſchwer ſeyn, aus eilf trefflichen Statuen eine zwölfte zu componiren. Es iſt dabei immer Verdienſt, und ein Benutzen der guten Ideen aller Zeiten iſt immerhin für eine Zeit, die an ſelbſtſchöpferiſchen Gedanken arm iſt, eine Befähigung, die Dank verdient und dem Kunſtſinn förderlich ſeyn kann. — Das nächſtemal ein paar Worte von den Berliner Gelehrten.

(Schluß des dritten Briefs.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Fortſetzung.)

Das Artilleriemuſeum. — Der Chemisier des princes.

Eine andere Sammlung, welche einmal in der Woche dem Publikum zugänglich iſt, kennt man unter dem Namen Musée d'artillerie, und würde anderswo eine Rüſtkammer heißen. Sie befindet ſich in einem ehemaligen Kloſter neben der Kirche Saint Thomas d'Aquin, aus welchem Kloſter ſchon längſt ein Artilleriedepot mit bedeutenden Werkſtätten gemacht worden iſt. Das Artilleriecomité hält hier ſeine Sitzungen; Zeichner ſind hier angeſtellt, um die Muſter zu zeichnen, nach welchen in den Werkſtätten verbeſſertes Geſchütz und Rüſtwagen verfertigt werden. Auch eine Bibliothek zum Studium des Artilleriefaches befindet ſich in dieſem Gebäude; das Merkwürdigſte aber, wenigſtens für's große Publikum, iſt die ſchön geordnete, in vortrefflichem Stande gehaltene Rüſtkammer. Unten im ehemaligen Kreuzgang iſt die ungeheure Kette aufgehangen, womit ehemals die Donau bei Wien gegen die Türken geſperrt wurde. Dann tritt man in einen großen Saal, in welchem Muſter aller bisher üblichen oder in Vorſchlag gebrachten Rüſtwagen, Kanonenlavetten, kurz des geſammten Feldzeugs aufgeſtellt ſind; dieſe Modelle ſind mit wahrer Kunſt verfertigt, und ein Mann vom Fache kann hier viel lernen. Im obern Stockwerk befindet ſich wieder ein Saal und hier ſtehen die Rüſtungen aus den Zeiten des Fauſtrechts. Der Saal iſt voll von Rittern in glänzenden Harniſchen. Manche derſelben haben ein hiſtoriſches Intereſſe, da ſie berühmten Männern zugehört haben. An mehreren erkennt man noch die Spuren von Lanzenſtößen und auch von Flintenſchüſſen; denn bekanntlich wurden die Rüſtungen noch lange nach Erfindung des Pulvers getragen. Die ſchönſten ſind von Königen Frankreichs getragen worden; mehrere haben deutſchen Helden und deutſchen Fürſten zugehört; wie ſie hieher gerathen ſind, weiß ich nicht, wenn ſie nicht etwa in den Kriegen als Beute aus deutſchen Rüſtkammern weggeſchleppt wurden. Früher trug man kein Bedenken, manchen Rüſtungen zweifelhafter Herkunft beſtimmte Namen beizulegen, z. B. die Rüſtung Gottfrieds von Bouillon, die des Mädchens von Orleans u. ſ. w.; man iſt aber beſcheidener geworden, und die Unterſchrift, ſo wie der Katalog melden nur noch, daß die Sage ſie dieſen Perſonen zuſchreibt. Manche Gewappnete ſitzen zu Pferde; ihre Roſſe ſind ebenfalls gepanzert und nehmen ſich mit ihren Reitern ſehr ſtattlich aus. Nach dieſem Saale, dem prunkendſten von allen, kommen lange Galerien, worin Feuergewehre, Piken, Säbel und Dolche, Alles, was die Menſchenkunſt erfunden hat, um Menſchen ſchnell um's Leben zu bringen, in der ſchönſten Ordnung aufgeſtellt ſind. In Glasſchränken befinden ſich koſtbare Piſtolen, Degen, Dolche und Säbel; manche haben Handgriffe reich mit Edelſteinen beſetzt. Man ſollte nicht glauben, daß unter den Feuergewehren der drei letzten Jahrhunderte eine ſo außerordentliche Mannigfaltigkeit herrſchen könnte, wie man ſie hier erblickt. Sie ſind gewiſſermaßen chronologiſch geordnet, von ihrer erſten, plumpen Einrichtung bis zur jetzigen, welche die Heere in Stand ſetzt, ihre Feinde mit der größten Behendigkeit abzufertigen. Vom groben Geſchütze ſind nur kleine Modelle vorhanden. Somit hat man hier alles beiſammen, was in der neuern oder chriſtlichen Zeit erfunden worden iſt, um Gewaltthätigkeiten mit Erfolg auszuüben, oder ſich gegen dieſelben zu wehren. — Wenn man aus dieſer Rüſtkammer tritt, thut es einem wohl, nach den Champs élysées zu gehen, und ſich dort am Anblick der Induſtrieprodukte zu laben, welche den Zweck haben, den Menſchen das Leben angenehm und bequem zu machen, wenn ſie auch nicht immer von augenſcheinlichem Nutzen ſind und zuweilen weit mehr koſten, als ſie werth ſind. Induſtrie iſt jetzt das Loſungswort, und man muß geſtehen, daß dieß erfreulicher iſt, als Zurüſtungen zu Kriegen. In den Champs élysées erblickt man die ungeheuern, meiſtens in dieſem Jahrhundert erſonnenen Hebel des Gewerbfleißes, die Dampfmaſchinen, welche ſo Ungeheures wirken und eine alle frühern Erwartungen überſteigende Erzeugung von Gewerbprodukten herbeigeführt haben. Wenn man dieſe gewaltigen Maſchinen geſehen hat, welche das Eiſen handhaben, als ob es Wachs wäre, und die harte Arbeit den Menſchenhänden erſparen, und darauf die kleinlichen Luxusartikel betrachtet, welche in vielen Pariſer Läden ausgeſtellt ſind, ſo kann man ſich eines mitleidigen Lächelns nicht erwehren. Da iſt z. B. in der Straße Richelieu ein Laden, deſſen Inhaber, Duroſſeau, ſich Chemisier des princes titulirt und nichts als Hemden verkauft; aber was für Hemden! Man braucht nur die prunkende Ankündigung zu leſen, die er in die Zeitungen hat einrücken laſſen: „Der Tod Lamis-Hauſſets, des Schöpfers des Hemdenfaches, hat eine Lücke gelaſſen, welche nicht leicht auszufüllen war; denn die Thätigkeit und der gute Geſchmack dieſes gewerbfleißigen Mannes hatte die Kunſt des Hemdenmachens auf den höchſten Gipfel gebracht. Duroſſeau, der Hemdenmacher der Prinzen, iſt gegenwärtig unſtreitig der einzige, welcher ihn erſetzen kann. Die Vortrefflichkeit ſeines Zuſchnitts, die ſchöne Auswahl ſeiner Leinwand, die Mannigfaltigkeit der Deſſins ſeiner Battiſte und ſein unermeßliches Aſſortiment von Stickereien für Hemden ſtellen ihn an die Spitze dieſes Induſtriezweiges.“ Nach einem ſolchen Puff darf man ſich nicht wundern, wenn die mit ſchönen Stickereien verſehenen Artikel dieſes Hemdenkünſtlers zu 50, 80 bis 100 Francs angegeben ſind. Man ſieht hieraus, welch bedeutendes Vermögen dazu gehört, um in Paris unter der Zahl der eleganten Leute zu glänzen, da ein ſo unerhebliches und kaum ſichtbares Kleidungsſtück ſolche Summen koſtet, und man doch natürlich einige Dutzend Hemden beſitzen muß. Der vollſtändige Anzug eines feinen Mannes erfordert beinahe ein Kapital. Wer nicht Geld genug hat, um ſich auf dieſen glänzenden Fuß zu ſetzen, kann ein ganz ehrlicher Mann ſeyn und ſehr viel Verdienſt beſitzen; allein dem Anſpruch auf Auszeichnung in der eleganten Welt muß er entſagen. Dieſelbe Pracht äußert ſich in den Equipagen, welche nie ſo zahlreich waren und ſo glänzend ausgeſtattet wurden als jetzt.

(Fortſetzung folgt.)

Beilagen: Literaturblatt Nr. 55 u. Monatsregiſter Mai.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Achtunddreissigster Jahrgang.

1844.

Juni.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem Morgenblatt bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das **Morgenblatt** kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Uebersetzungen oder Bruchstücke mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das **Morgenblatt** eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn diese dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das Literaturblatt

stellt sich die Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der socialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Das Kunstblatt.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des **Kunstblatts** als regelmäßiger Beilage des **Morgenblatts** veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jezt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das **Kunstblatt** bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend und beurtheilend seyn; in denen lezterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesezt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannigfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erscheinende Bücher und Kunstwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneter Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem **Kunstblatt** ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „**Morgenblatts,**" mit Einschluß des „**Literaturblatts**" und „**Kunstblatts,**" kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „**Literaturblatts**" und „**Kunstblatts,**" ohne das „**Morgenblatt**" . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „**Literaturblatt**" . . . . . 6 fl
das „**Kunstblatt**" . . . . . 5 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Hauptpostamt in Stuttgart, das „**Morgenblatt**" in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

An Paul Pfizer. Von W. Menzel. 155.
Aus einem epischen Gedicht: „Adolph von Nassau." Von G. Rapp. 154. 155.
Dichterseele. Von L. Pfau. 158.
Aussicht in die Ferne. Von J. v. Gumpach. 159.
Dreizeilen. Von F. Löwe. 140.
Proben aus Simrocks kleinem Heldenbuch. 146. 147. — 149. 150. 151.
Mit einer Rose. Von J. v. Gumpach. 156.

Erzählungen.

Die Heimath. Von Louise v. G. 152—156.
Sanct Lavatus und die Physiognomen. Von F. G. Kühne. 148—154.
Der Chevalier de la Barre. 155. 156.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Ein Winter in Berlin. 152. 153.— 156. 157. 158. 159. 140.
Beitrag zur Physiognomik. 137.
Aus den Pyrenäen. 138—142.
Aus dem häuslichen Leben der Engländer. 141—145.
Göz von Berlichingen vor Gericht. Von J. F. Leutner. 143. 144. 145. 146. 147. — 152. 153. 154. 155. 156.
Brief von Friedrich Müller (Maler Müller). 148.

Korrespondenz.

Paris. 152. 155. — 150. 151. 152. 153. 154. — Wien. 153. 154. 155. 156. 157. — Lübeck. 154. 155. 156. 157. 158. — Elberfeld. 139. 140. Mainz. 141. 142. — Dresden. 143. 144. — Prag. 144. 145. 146. 147. — Berlin. 148. 149. 150. 151. — Hannover. 155. 156.

Literatur-Blatt.

Nro. 56.

Geschichte. Lebensbilder aus dem Befreiungskriege. Dritte Abtheilung (Zusätze und Berichtigungen).

Nro. 57.

Vaterlandskunde. Sprachkarte von Deutschland. Als Versuch entworfen und erläutert von Dr. Karl Bernhardi. — Geschichte. Lebensbilder aus dem Befreiungskriege ꝛc. (Schluß.)

Nro. 58.

Vaterlandskunde. Sprachkarte von Deutschland ꝛc. (Schluß.) — Reise. Taschenbuch für angehende Fußreisende.

Nro. 59.

Lyrische Dichtkunst. Gedichte von Friedrich Beck. — Rechtspflege. Geständniß und Widerruf. Eine interessante Kriminalgeschichte neuester Zeit. Von Advokat Andersen.

Nro. 60.

Bildwerke. B. Genellis Umrisse zum Homer mit Erläuterungen von Dr. Ernst Förster. — Schulwesen. Pädagogische Blätter von Hofwyl, herausgegeben von Emanuel Fellenberg. — Lyrische Dichtkunst. Gedichte von F. Lichterfeld.

Nro. 61.

Kunstwörterbuch. 1) Konversationslexikon der bildenden Kunst. — 2) Wissenschaftlich-literarische Encyklopädie der

Aeſthetik. Ein etymologiſch-kritiſches Wörterbuch der äſthetiſchen Kunſtſprache. Von Dr. Wilhelm Hebenſtreit. 5) Etymologiſch-ſymboliſch-mythologiſches Realwörterbuch zum Handgebrauche für Bibelforſcher, Archäologen und bildende Künſtler. Von F. Nork. — Dichtkunſt. H. C. Andersens Bilderbuch ohne Bilder. Aus dem Däniſchen von L. M. Fouqué. — Rechtspflege. Ueber die Verwerflichkeit der Todesſtrafe und was für jezt in Deutſchland an deren Stelle zu ſezen. Von J. C. Althof.

Nro. 62.

Conſtitutionelle Literatur. Das engliſche Parlament. Organiſation und Geſchäftsverfahren. Hiſtoriſch-kritiſche Abhandlung in Bezug auf heutige Zuſtände. Von Dr. Fr. Schulte. — Neueſtes Werk über Irland. Irlands Verhältniß zu England, geſchichtlich entwickelt, und O'Connells Leben und Wirken von Dr. L. Schipper in Münſter. — Sagen. Danziger Sagen. Geſammelt von G. F. Karl.

Nro. 63.

Memoiren. Denkwürdigkeiten aus meinem Leben. Von Karoline Pichler, geb. von Greiner. — Naturgeſchichte. 1) Käferbuch. Allgemeine und ſpezielle Naturgeſchichte der Käfer mit vorzüglicher Rückſicht auf die europäiſchen Gattungen. Nebſt der Anweiſung, ſie zu ſammeln, zuzubereiten und aufzubewahren. Von F. Berge. — 2) Taſchenbuch der Blumenſprache oder deutſcher Selam. Mit einer Anthologie aus den beſten Dichtern zur Charakteriſirung der Pflanzen Deutſchlands. Herausgegeben von Profeſſor Braun.

Nro. 64.

Rechtskunde. Ueber die Unzulänglichkeit eines einfachen Strafrechts-Prinzips. Nebſt einem Anhange über die Todesſtrafe, von Dr. G. Henrici. — Memoiren. Denkwürdigkeiten aus meinem Leben. Von Karoline Pichler, geb. v. Greiner. (Schluß.) — Neueſte Schrift über Helgoland. Helgoland und die Helgoländer. Memorabilien des alten helgol. Schiffskapitäns H. F. Heikens, herausgeg. von A. Stahr.

Nro. 65.

Schulweſen. Ueber die Emancipation der Schule. Eine Zeitfrage, nach der Idee der Schule und nach Maßgabe der vorliegenden Wirklichkeit beantwortet von Dr. Rudolf Binder. — Lyriſche Dichtkunſt. Renegaten- und Communiſten-Lieder.

Nro. 66.

Dichtkunſt. 1) Gedichte von J. Ch. Freiherrn v. Zedlitz. 2) Waldfräulein. Ein Mährchen in achtzehn Abenteuern. Von demſelben. 3) Schutt. Dichtungen von Anaſtaſius Grün. 4) Der lezte Ritter. Romanzenkranz von demſelben. 5) Franz Freiherrn Gaudys ſämmtliche Werke. Herausgegeben von Arthur Mueller. — Kriminalgeſchichte. Laurentius Biedermann. Kriminalgeſchichte aus dem ſiebzehnten Jahrhundert von C. L. Biedermann.

Kunſt-Blatt.

Nro. 45.

Pariſer Kunſtausſtellung von 1844. (Schluß.) — Medaillenkunde. — Akademien und Vereine. — Muſeen und Sammlungen. — Verſteigerung. — Denkmäler.

Nro. 46.

Mario Fabio Calvi und Celio Calcagnini, in Bezug auf Raphael Sanzio von Urbino. — Die Königshalle in Bergen. — Denkmäler. — Bauwerke.

Nro. 47.

Kunſt, Künſtler und Kunſtausſtellung in Genf. — Mario Fabio Calvi und Celio Calcagnini ꝛc. (Schluß.) — Bauwerke. — Malerei.

Nro. 48.

Kunſt, Künſtler und Kunſtausſtellung in Genf. (Fortſezung.) — Literatur. The Art-Union, monthly Journal of the fine Arts, the arts decorative and ornamental. — Malerei. — Technik. — Plaſtik.

Nro. 49.

Geſchichte der deutſchen Kunſt im Mittelalter. — Kunſt, Künſtler und Kunſtausſtellung in Genf. (Fortſezung.) — Archäologie. Monumenti inediti d'un antico sepolcro di famiglia Greca scoperto in Roma su la via latina dichiarati dal P. Giampietro Secchi. — Plaſtik. — Medaillenkunde. — Alterthümer und Ausgrabungen.

Nro. 50.

Geſchichte der deutſchen Kunſt im Mittelalter. (Fortſezung.) — Kunſt, Künſtler und Kunſtausſtellung in Genf. (Fortſezung.) — Alterthümer. — Neue Radirung.

Nro. 51.

Geſchichte der deutſchen Kunſt im Mittelalter. (Fortſezung.) — Kunſt, Künſtler und Kunſtausſtellung in Genf. (Schluß.) — Neuer Stich. — Neue Bilderwerke. — Literatur. — Nekrolog.

Nro. 52.

Geſchichte der deutſchen Kunſt im Mittelalter. (Fortſezung.) — Literatur. Anton Raphael Mengs' ſämmtliche hinterlaſſene Schriften, geſammelt, nach den Originaltexten neu überſezt und mit mehreren Anmerkungen und Beilagen vermehrt herausgegeben von Dr. G. Schilling. — Perſönliches. — Ausſtellungen.

№ 132.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 1. Juni 1844.

Vester porro labor secundior, historiarum
Scriptores. —

Juvenal:

Ein Winter in Berlin.

Vierter Brief.

Von den Gelehrten Berlins nenne ich Ihnen nur einige Namen, und zwar nur ſolche, von denen ich erwarten kann, daß die Träger dieſer Namen durch das Fach ihrer Wirkſamkeit für Frauen ein Intereſſe haben. Ich habe Sie oft in Bewunderung verloren geſehen während der Lektüre von Rankes hiſtoriſchen Schriften. In der That, es ſind mit großer Lebendigkeit und Friſche aufgefaßte Gemälde, die ſich dem Sinn oft mit der vollen Schärfe von etwas wirklich Erlebtem einprägen. Die Geſchichte der Reformation iſt ein Buch, das in der Bibliothek keiner gebildeten Frau fehlen ſollte. Die wiſſenſchaftliche Kritik gibt ihm Schuld, daß er zu viel Gewicht auf die Autorität diplomatiſcher Berichte, wie ſie ſich in den alten Archiven aufbewahrt finden, lege, indem er ſie als vorzüglichſte Quellen in Anſpruch nehme; es ſcheint mir jedoch, daß gerade dieſer Umſtand den geſchichtlichen Gemälden Rankes eine beſondere Lebendigkeit der Farben verleiht. Jene Berichte und Briefe, ſie mögen unvollkommen und manchem gegründeten Zweifel unterworfen ſeyn, dennoch ſind es Tagesblätter der Zeit und einem Geſchichtſchreiber, dem es darum zu thun iſt, nicht ein Buch für die Bibliothek, ſondern ein Buch für den unmittelbaren Gebrauch ſeiner Zeitgenoſſen zu ſchreiben, darf es nicht gleichgültig ſeyn, ob er mehr oder minder deutlich, lebhaft und anziehend iſt. — Raumers Werke werden mit großem Antheil in den Provinzen unſeres Vaterlandes geleſen. Die Geſchichte der Hohenſtaufen iſt ſchon ſeit lange ein Hauptbeſtandtheil der kleinen Handbibliotheken in unſern Familienſchlöſſern und Landhäuſern.

Ich nenne Ihnen noch die beiden Brüder Grimm, geſtehe aber offenherzig, daß ich faſt nichts von ihren im ſtrengſten Style der Wiſſenſchaft abgefaßten Schriften kenne. Sie ſind für das größere Publikum auch bloße Namen, an die ſich die Begriffe irgend einer myſteriöſen, unergründlichen Kenntniß und Lehre knüpfen. Zu uns herüber ſind nur ihre allerliebſten Hausmährchen gewandert; dieſe ſchätzt Jung und Alt. Ich beſitze ein Exemplar mit originellen Zeichnungen verziert, die der junge S., jezt einer unſerer bedeutendſten Künſtler, als zehnjähriger Knabe fertigte. Es iſt dieß ein Zeichen, wie lebhaft der Kindesſinn durch dieſe in ihrer Art einzigen Mährchen angeſprochen wird.

Ein Gelehrter von etwas verſtändlicherer Faſſung und dem Publikum zugänglicher iſt Herr Henrich Steffens. Erſt kürzlich hat er in einer anziehend geſchriebenen Biographie ſeinen großen Leſerkreis über die nähern Beſtandtheile ſeines

sehr bewegten und für einen deutschen Gelehrten allerdings ungewöhnlichen Lebenslaufs belehrt. Die Naivität dieser Lebensbeschreibung ist reizend; sie ist nicht gemacht, sondern entspringt aus dem Born eines leidenschaftlichen, aber wahren Herzens. Die Soldateska der Befreiungskriege, jener stürmischen und mit so viel Energie geführten Kriege ist, wenn man sie näher betrachtet, aus sehr fremdartigen Elementen zusammengesezt. Die kaum herangereifte Jugend findet sich mit dem schon müden Mannesalter zusammen, die Erfahrung mit dem Leichtsinn, die Klugheit mit dem Enthusiasmus, und endlich, wie wir es bei Steffens sehen, wird der Mann des Katheders mit dem rohen Helden des Bivouaks gepaart. Steffens zieht in's Feld als ein großer Enthusiast, aber zugleich als ein sehr schlechter Reiter. Er überhört die Commandoworte, er reitet rechts und reitet links, aber immer dahin, wo er nicht hin soll. Dabei studirt er an dem ihm beigegebenen Reitknecht die Eigenschaften des Muths. Die Einförmigkeit des Lagers langweilt ihn und er flüchtet, wenn die jungen russischen Offiziere um ihn her unbehaglich laut schlafen, in die mystischen Gefilde der Naturphilosophie. In Paris eingezogen, wandert er in den Jardin des Plantes, und hier unter den ruhigen Pflanzen, die keine Kokarden angesteckt haben und die nicht mit einander Krieg führen, wird ihm wieder wohl. Man hat viele Biographien, die geistvoller sind, mit mehr Prunk weltlichen Aufputzes geschmückt, aber man hat keine, die liebenswürdiger wäre. Es lassen sich ihr an warmer Färbung nur Jung Stillings Selbstschilderungen an die Seite setzen, doch übertrifft die moderne Biographie jene ältere an Fülle, an geistvoller Wissenschaftlichkeit. Denn wenn Steffens nicht im Lärm der Waffen sich befindet, so denkt er tief und gründlich über die Probleme seiner neuen schöpferischen Lehre nach und fördert interessante Resultate zu Tage. Wäre die literarische Produktion heutiges Tages nicht so unglaublich geschwellt, so wäre ein solches Buch berechtigt, bei den Zeitgenossen eine viel größere Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen, schon deßhalb, weil die Deutschen im Verhältniß zu ihren Nachbarn, den Engländern und Franzosen, arm sind an biographischen und Memoirenwerken.

Die Berührung dieses Literaturzweiges führt mich ganz von selbst auf einen der bedeutendsten Namen des heutigen Berlins, auf Herrn Varnhagen von Ense. Seine ältern Schriften sind Ihnen hinlänglich bekannt; wir haben oft mit einander den Reiz und die Fülle dieser eleganten Weltanschauung gekostet. Vorzüglich war es die biographische Skizze der Königin Charlotte Sophie, die unser Interesse fesselte. Die Gestalten des ersten Königs von Preußen, des Czars Peters, Leibnitzens und mehrere andere Notabilitäten jener Tage gehen an uns vorüber, gemildert in ihren Schwächen, erhöht in ihren Liebenswürdigkeiten, nie aber völlig den historischen Grundstrichen unkorrekt entweichend. Herrn von Varnhagens Geist hat aus der romantischen Schule, der er sich anschloß, jene Biegsamkeit und das feine Ohr und Auge sich erworben, die sich überall bekunden, wo es gilt, fremden Formen und Persönlichkeiten sich anzuschmiegen. Die blühende und zugleich scharfe Charakteristik August Wilhelm Schlegels, die Wärme poetischer Färbung Tiecks, die zierliche Klarheit und Würde in der Dialektik Schleiermachers — alles dieses findet sich in Varnhagens literarischer Gestalt in auffallenden Zügen wieder; aber die Bewunderung Goethes, so wie eigenes Urtheil verhinderten ihn glücklich, die Fehlgriffe und Verzerrungen der Romantiker mitzumachen. Ihm, der selbst in einer bewegten kriegerischen Zeit gelebt hat, gefällt es vorzugsweise, die Helden des Kriegs zu verherrlichen, so wie er denn jezt schon alle schlechten Bildsäulen des Wilhelmsplatzes in gute Bücher umgewandelt hat. Aber auch andere, von diesen völlig verschiedene Gestalten hat er vor seinen Zauberkreis gebannt. So hat ihm der Graf Zinzendorff, dieser weichliche Schwärmer, dieses träumerische Idol des achtzehnten Jahrhunderts, erscheinen müssen, dessen Bildnißfigur er eben so zierlich und mit geschickter, gefälliger Hand modellirt, wie die andern Kunstwerke in seinem biographischen Atelier gemeißelt hat. Dabei ist der Kunst viel, aber den Parteien nichts geholfen. Die Frauen finden zu wenig Hingebung darin, die Weltleute zu viel. Ein Streben, wie es Herr von Varnhagen kund gibt, kann in einer Zeit, die in einem ewigen An- und Ausziehen ihrer Kleider begriffen ist, nicht allgemeine Geltung finden. Wenn man anfängt, in einen poetisch angelegten schönen Park Täfelchen mit moralischen und politischen Sinnsprüchen an die Bäume zu nageln und das freie Schöne einer Gesinnungspolizei zu unterwerfen, dann sind dergleichen anmuthige Schöpfungen am übelsten daran. Man wird in mehreren, besonders der kleinen historischen und biographischen Aufsätze Herrn von Varnhagens vergeblich nach einer scharf ausgeprägten politischen Gesinnung forschen, sie tragen den allgemeinen menschlichen Stempel des rechtlichen Urtheils; es sind darin die Grundsätze niedergelegt, die der gute Geschmack aller Zeiten anerkennen muß, denn ihre Basis ist die Schönheit und Würde im Menschen. Nicht zu verkennen ist, daß der Autor dem aristokratischen Elemente sich zuneigt, es ist aber nicht allein die Aristokratie der feinen Formen, sondern auch des feinen Gehalts in Gedankenproduktion und socialem Verkehr. Eine solche Aristokratie wird immer Geltung finden und behaupten. Die Denkwürdigkeiten aus seinem eigenen Leben sind, man möchte sagen, etwas zu glatt und sauber gemalte Bilder. Man möchte sie auf etwas grobkörnigerem Papier, mit breiterem und leckerem Pinselstrich

hingeworfen ſehen. Hier tritt der Umſtand ein, daß der Künſtler den Menſchen verdrängt. Der Autor antichambrirt bei ſich ſelbſt.

(Fortſetzung folgt.)

Die Heimath.

(Fortſetzung.)

Agnes wandte ihr Geſicht ab nach dem Fenſter, nicht weil ſie erröthete, ſondern weil eine Thräne ihr im Auge ſtand, die Thräne um eine Liebe, die ſie nicht erwidern konnte. — Sie ging hinaus, hinunter in den Garten, und in der belebten Einſamkeit der Natur gab ſie ihren Gedanken freien Lauf und ſprach zu ſich: „Muß dieſes Kind ſogar Wünſche hegen und ausſprechen, die mir ſtumm aus allen Augen entgegen leuchten? muß auch noch mein Knabe dieſe ſchmerzliche Saite in meinem Innern berühren, er, der bis jezt nur freudige Accorde in meinem Innern erklingen ließ? Was ſoll daraus werden? Der Großvater ſelbſt, der um Leos unglückliche Neigung weiß, ſieht mich immer ſo bittend und traurig an, obgleich er eben ſo wenig wie er ſeinen Wünſchen Worte gibt. Hätte ich damals doch den Miniſter nicht gebeten, Leo die Pfarrſtelle hier zu verleihen, dann wäre alles, alles gut! Ich lebte in Ruhe in meiner Heimath, im kleinen Häuschen meines guten Großvaters. Wie glücklich könnte ich hier ſeyn in meinen drei kleinen Zimmern, ſtatt der Appartements, die mir früher zu Gebote ſtanden!“

Es war wirklich rührend, mit welch einfach beſcheidenem Sinne Agnes aus den glänzenden Verhältniſſen zu der einfachen Lebensweiſe ihres Großvaters zurückkehrte; man ſah, daß ſie eine von jenen ſeltenen Frauen war, über die der Luxus durchaus keine Macht gewinnt. Ihre Einfachheit war freilich jezt nöthig genug, denn hatte nicht Berneck in der kurzen Zeit ſeiner Selbſtverwaltung all ſeine prächtigen Güter mit Schulden belaſtet? Aber bei Agnes jetziger Lebensweiſe wurde bis zu Ludwigs Majorennität alles bezahlt und ſeine ſchönen Güter ihm ſchuldenfrei übergeben. Dieß freute ſie auch um Bernecks Andenken willen, denn in dieſer Beziehung war er tadellos gegen ſie geweſen. Er hatte ihr immer mehr Geld gegeben, als ſie brauchte, und im Anfang ſeiner Ehe dem alten Braun ein kleines Kapital geſchickt, um ſich ein Häuschen zu bauen und ſeinen Dienſt verlaſſen zu können, und ihm lebenslänglich eine kleine Penſion ausgeſezt. Der Alte, der ſo wenige Bedürfniſſe hatte, ließ Leo davon ſtudiren, und ſo waren durch Bernecks Großmuth dieſe beiden Menſchen in eine ſorgenfreie Stellung gebracht. Es war freilich nur die Großmuth eines Leichtſinnigen, aber Agnes war ihm dennoch unausſprechlich dankbar dafür.

Noch etwas außer Leo's unausgeſprochener Liebe machte ſie jezt beſorgt. Ludwig war in ein Alter getreten, wo er durchaus männlicher Leitung bedurfte. Von ihm ſich zu trennen, das vermochte ſie nicht, und einen Erzieher kommen zu laſſen, ſcheute ſie ſich aus zwei Gründen. Erſtens mußte die Gegenwart eines ſolchen fremden jungen Mannes die ganze behagliche Ruhe ihres einfachen ländlichen Lebens ſtören; zweitens würde es bedeutende Ausgaben verurſachen, die ſie in ihrem jetzigen Sparſyſteme ſcheute. Und dennoch mußte es ſeyn. Freilich hatte ihr Leo vorgeſchlagen, den Knaben zu ſich in die Pfarrwohnung zu nehmen, um ihn dort zu erziehen und zu unterrichten, und ihr verſprochen, ihn immer in den Nachmittagsſtunden zu ihr zu bringen; denn ihn ohne männliche Aufſicht im Hauſe ſeiner Mutter zu laſſen, war nicht mehr länger räthlich, da ihn dieſe und der Großvater auf's Unglaublichſte verzogen. Agnes ſah das auch ſelber ein und ſagte oft demüthig: „Ich fühle recht gut, daß ich den Jungen nicht erziehen kann, ich vermag ihm nichts abzuſchlagen, wenn er mich mit ſeinen großen betrübten Augen bittend anſieht.“ Leo's Vorſchlag hätte allen ihren Wünſchen entſprochen, wenn — es nicht Leo geweſen wäre. Sie mochte aber mit ihm in keine innigere Verbindung treten, ſie mochte nicht mit ihm die Liebe ihres Kindes theilen, ſie fürchtete, daß dieſes Band zu ſtark werden möchte, ſie fürchtete ein Unglück, wenn ſie dieſes Band nachher gewaltſam zerreißen müßte. Und was blieb ihr Anderes übrig? Sie war recht bekümmert; Leo war ſo ein edler, gebildeter Menſch geworden, daß ſein Umgang ihr den höchſten Genuß gewährte, und dennoch wünſchte ſie ihn viele Meilen weg; denn ſie ſelbſt konnte nicht fliehen, es fehlte ihr durchaus an Muth, ſich wieder allein hinaus in eine Welt zu ſtürzen, in der es ihr ſo übel ergangen war.

Eine leiſe Stimme ſagte: „Guten Tag!“ Sie wandte ſich raſch; Leo ſtand hinter ihr. Auch er war ſehr verändert. Nur wenig größer als Agnes, hatte er zwar in ſeiner Geſtalt all jene Zierlichkeit und Schlankheit beibehalten, die ihn als Knaben immer ſo klein und jung erſcheinen ließ; aber ſein Antlitz war ganz verändert. Es war das Antlitz eines Denkers, eines Mannes, deſſen Leben durchaus nur eine ernſte Seite hat. Er war nicht blaß, aber man ſah ſeiner Haut an, daß er ſich wenig im Freien aufhielt, ſo zart und weiß war ſie. Sein ſchönes, hellbraunes Haar hing leicht gelockt an den Schläfen. Die großen, bedeutenden Augen öffnete er beinahe niemals ganz, er war kurzſichtig und auch zu traurig, um die Augen weit für eine Welt zu öffnen,

die ihm dennoch nichts Freudiges zeigte. Seine etwas gebogene Nase gab dem Gesicht einen entschieden männlichen Charakter, den sonst die träumerischen, halb geschlossenen Augen und der weiche, kleine Mund ihm nicht verliehen haben würden. Sein Mund war sehr schön, wie der eines Kindes, und wer seinen Mund allein ansah, konnte nicht die traurigen, ernsten Gedanken damit reimen, die er oft aussprach. Seine Haltung war etwas gebeugt, wie gewöhnlich bei Menschen, die viel studirt und gesessen haben. Seine Stimme war weich aber von unbeschreiblichem Wohlklang, dessen Zauber nicht leicht Jemand widerstand.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Fortsetzung.)

Chateaubriand. — Nodier.

Hier geräth Alles unter den Hammer der versteigernden Commissaires-Priseurs, sogar das Eigenthumsrecht auf die Schriften berühmter Männer. So wurden neulich die Chateaubriandschen Werke zu 50.000 Francs ausgeboten. Vor zehn oder fünfzehn Jahren waren sie, wenn ich nicht irre, zu 200.000 Fr. zugeschlagen worden; allein seit der Zeit hat man starke Auflagen davon veranstaltet, und was handschriftlich vorhanden ist, scheint nicht sehr beträchtlich. Es ist traurig, daß ein so berühmter und genialer Mann wie Chateaubriand nicht einmal Herr über seine Werke, sogar nicht über seine Handschriften ist; so geht es aber, wenn man bei allem Genie nicht haushalten weiß und Alles zu Gelde machen muß, sogar seine erst nach dem Tode zu druckenden Schriften. Diese Unkunde in der Haushaltungskunst, oder, um es deutlicher zu sagen, diese Neigung zur Verschwendung ist leider ein sehr häufiger Fehler der hiesigen notabeln Schriftsteller; die meisten ahmen in dieser Hinsicht Scribe, den reichen Gutsbesitzer, nicht im mindesten nach. Dieser Fehler war auch Ch. Nodier eigen, dessen Bibliothek neulich zur Versteigerung gekommen ist und über 60.000 Francs eingebracht haben soll, welche seiner Wittwe und seiner verheiratheten und ebenfalls schriftstellernden Tochter gut zu statten kommen werden; denn er hat ihnen nichts hinterlassen, vermuthlich nicht einmal das Eigenthumsrecht auf seine Schriften, obgleich er ein ziemlich beträchtliches Einkommen hatte und durch seine schriftstellerischen Arbeiten viel gewann. Früher schon hatte er seine Bibliothek verkauft, um seiner Tochter eine Aussteuer geben zu können. Seitdem hatte er als ächter Bibliophile beständig nach seltenen Werken gejagt, was hier bei den vielen, zum Theil reichlich versehenen Bücherantiquaren, den sogenannten Bouquinistes, nicht schwer fällt, wenn man keine Kosten scheut. Diese scheint Nodier auch nicht gescheut zu haben, und da ihm auch manche Bücher als Geschenke zukamen, so war seine zweite Bibliothek abermals ziemlich beträchtlich geworden, und gute Freunde hatten nicht ermangelt, dieselbe in den Zeitungen herauszustreichen, so daß die Bücher zu sehr hohen Preisen, manche wahrscheinlich über die Gebühr, zugeschlagen wurden. Nach dem Tode Ch. Nodiers erlebte man die hier seltene Erscheinung, daß alle Parteien in sein Lob einstimmten, so daß es schien, als habe Frankreich seinen größten Schriftsteller verloren, und dieses Lobes ist noch kein Ende, denn bei der Aufnahme seines Nachfolgers in die Académie française wird man dasselbe noch zweimal, zuerst aus dem Munde des Aufzunehmenden, dann von dem ihm antwortenden Vorstand der Akademie vernehmen. So eben hat sich jedoch eine Stimme anderer Art vernehmen lassen; der Buchhändler Michaud hat im 75sten Bande der von ihm herausgegebenen Biographie universelle über denselben Mann, welchem Besançon, seine Vaterstadt, eine Bildsäule errichten will, ein sehr strenges Urtheil gefällt, das sich großentheils auf Thatsachen stützt. In seiner frühen Jugend war Nodier Jakobiner; eine republikanische Ode verursachte ihm einige Unannehmlichkeiten unter Napoleons Herrschaft. Nodier hat dies in der Folge für eine grausame Verfolgung ausgegeben; was jedoch beweist, daß sie nicht sehr furchtbar war, ist, daß während die Franzosen in Illyrien hausten, Nodier daselbst eine Bibliothekarstelle bekam. Als die Bourbonen zurückkamen, ermangelte er nicht, die vorgeblich erlittenen Verfolgungen geltend zu machen; er schrieb glühende royalistische Aufsätze in den beliebtesten Tageblättern, bekam Geld und eine schöne Bibliothekarstelle. Als die ältern Bourbonen vertrieben waren, hielt er sich an die Mächtigen der Zeit, widmete J. Lafitte ein Buch, lobte Benjamin Constant, lobte nicht weniger die Akademiker und gelangte in ihren Verein. Lafitte ließ ihm, wie es scheint, auch Geld zukommen. Er schrieb Geschichtsbücher und Romane, vermengte das Wahre mit dem Falschen, verfertigte Ankündigungen und Journalaufsätze für Buchhändler, gab zuweilen bloß seinen Namen her, machte Vorreden und Einleitungen, und wurde für alles dieses gut bezahlt. An seiner Geschichte der geheimen royalistischen Verschwörungen unter Napoleons Herrschaft scheint nicht viel wahr zu seyn. Eben so wenig darf man seinen Erinnerungen (Souvenirs) trauen, worin es von unwahrscheinlichen Behauptungen wimmelt. Aus der Luft gegriffen ist ebenfalls sein „letztes Mahl der zum Tode verurtheilten Girondisten." Nur mit seinen Romanen hätte Michaud gelinder verfahren sollen, denn wenn sie nicht interessant wären, so könnten sie unmöglich so großen Beifall gefunden haben. Es mag sich mit Michauds Angaben verhalten, wie es will, Nodier war ein sehr geistreicher Mann; er besaß ungemeine Belesenheit, vielen Scharfsinn und schrieb vortrefflich. Dadurch hat er nicht allein seine Romane, sondern auch seine romanhaften Geschichtswerke beliebt gemacht. Dazu kam ein sehr gefälliges Aeußere, etwas Zuvorkommendes und Einnehmendes, das ihm zur Erreichung seiner Zwecke gut zu statten kam. Daß unter seinen von ihm selbst gesammelten Schriften in zehn oder zwölf Bänden kein wahres Meisterwerk sich findet, kann man Michaud zugeben. Meisterwerke sind überhaupt selten; aber freilich sollte man nur Schriftstellern, welche solche geliefert haben, Statuen errichten. Frankreich ist aber eben jetzt von einem gewaltigen Eifer für Errichtung von Statuen beseelt. Die Städte wetteifern darin; jede will die aus ihrem Schooße hervorgegangenen berühmten Männer durch ein öffentliches Denkmal ehren, und da ist es nicht zu verwundern, daß man sich etwas übereilt, statt das Urtheil der Nachwelt abzuwarten. Klüger wäre es, wenigstens ein Vierteljahrhundert nach dem Tode eines Schriftstellers hingehen zu lassen, ehe man daran dächte, ihm eine Bildsäule zu errichten. Dieser Zeitraum reicht manchmal in Frankreich hin, um einen Verstorbenen um seinen schnell und leicht erworbenen Ruhm zu bringen.

(Schluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 133.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 3. Juni 1844.

Das Jahrhundert
Iſt meinem Ideal nicht reif. Ich lebe
Ein Bürger derer, welche kommen werden.
Schiller.

An Paul Pfizer.

Bewundrung hat die Mitwelt dir gezollt,
Doch deinem Wirken keinen Raum gegeben.
Dein Wort ſagt mahnend uns, was du gewollt,
Doch thatenlos entflieht dein edles Leben.

Der nichts ließ fehlen und nichts übertrieb,
Wer mochte dir an milder Weisheit gleichen?
Wie kam es, daß dir doch nichts übrig blieb,
Als ſtill zu deuten nur der Zukunft Zeichen?

Du führſt das Maaß des Rechten in der Hand,
Der würdigſte Erbauer deutſchen Staates.
Allein das undankbare Vaterland
Gebraucht ſich keines ſolchen treuen Rathes.

Was That und großes Leben ſollte ſeyn,
Es bleibt in deiner tiefen Bruſt verſchloſſen,
Und in die Quelle hüllt der Strom ſich ein,
Der herrlich wäre durch die Welt gefloſſen.

Wolfgang Menzel.

Die Heimath.

(Fortſetzung.)

Vom Bauernjungen war, wie wir nach dieſer Beſchreibung ſehen, keine Spur mehr an Leo, obgleich er es bis zu ſeinem ſechzehnten Jahre geblieben. Jezt war er, wie Agnes, ſieben-und-zwanzig alt, er ſah aber jünger aus, denn ſein Geſicht hatte noch die weichen Contouren eines Jünglings; nur im Profil machte es vollkommen den Eindruck eines Männerkopfs, und zwar eines ſchönen, edlen, obgleich es außerdem gewiß Niemand einfiel, Leo einen ſchönen Mann zu nennen.

Agnes begrüßte ihn freundlich, aber ſie gab ihm nicht die Hand, wie im Anfang ihres Hierſeyns, ſie vermied aus Gewiſſenhaftigkeit jede Vertraulichkeit, um ſeine Neigung nicht aufzumuntern. Dieſe Neigung war ihr rein zufällig bekannt geworden durch ein Gedicht, das ſie zwiſchen den Blättern eines ſeiner Bücher fand. Er ahnete nicht, daß ſie es geleſen und daß ſie überhaupt etwas von ſeiner Leidenſchaft wiſſe, und das gab ihm ihr gegenüber eine ruhige und ſichere Haltung. Der alte Braun nur hatte geſehen, wie ſie jenes Gedicht fand und las; ſtatt es zu verhindern, hatte er vielleicht dazu beigetragen, denn er liebte Leo wie ſeinen Augapfel. Hier iſt es.

Lebensengel.

Es geht die alte, fromm bewahrte Sage,
Daß in der Wiege jedem neuen Kinde
Zwei Engel zugesellt für seine Tage,
Damit durch sie es seine Wege finde.
Zu bösen Thaten nur lockt es der Eine,
Der Andre räth das Heilige und Reine.

Mir aber wurde durch des Schicksals Walten
Ein Engel nur als Führer mitgegeben,
Um mit der Macht der Beiden frei zu schalten,
Wie ihm beliebt, denn ihm gehört mein Leben.
Zur schwersten Sünde kann er mich verführen,
Zur besten That mir Herz und Sinne rühren.

Und fordert ihr, daß ich den Engel nenne,
So heißt er Agnes — wie mein Herz erzittert,
Wenn ich verstohlen nur den Namen nenne!
Sie selbst ist heilig, und dennoch verbittert
Sie mir die Welt; so lang ich mich entsinne,
Ist sie's, die mir entfremdet süße Minne!

An diese Worte dachte sie eben, als seine leise Stimme sie aus ihren Träumereien weckte, an diese Worte, die sie auswendig wußte zu ihrer Qual. Und jezt, als er vor ihr stand und sie so ruhig ernst ansah, meinte sie, er könne in ihrer Seele lesen, und wurde purpurroth, bis unter die blonden Haare. In diesem Erröthen war sie unaussprechlich schön, es gab ihrem zarten Gesicht den Anflug der ersten Jugend, der ihm bei aller Schönheit außerdem entschieden mangelte, denn sein Ausdruck war zu ernst. Leo bewunderte sie, ohne den Grund der Verklärung ihrer Züge zu kennen; aber als wolle er um jeden Preis das für Liebende so gefährliche Stillschweigen bannen, wo das meiste gesagt wird, unwillkührlich, übermächtig, sprach er jezt rasch: „Nun, Agnes, haben Sie meinen Vorschlag überlegt und wollen Sie mir Ihren Jungen geben? Es wäre damit uns Beiden geholfen, mir in meiner Einsamkeit und Ihnen in der Sorge um des Kindes Erziehung, ohne daß Sie sich von ihm zu trennen brauchten." — „Nein, Leo, es geht nicht, wie kann ich Ihnen bei Ihrem reizbaren Wesen die ewige Gegenwart eines so ungezogenen Jungen aufbürden? Es wäre unverantwortlich von mir, und drum ein für allemal, lieber Leo, ich bin unaussprechlich dankbar für Ihren Vorschlag, aber es wäre gewissenlos, ihn anzunehmen. Ich werde heute noch an meinen alten Freund, den Minister schreiben, daß er mir einen gebildeten jungen Mann, irgend einen Candidaten, in seiner Stellung kennt er deren ja so viele, für meinen Sohn schicke."

„Nein, Agnes, thun Sie das nicht. Wie unangenehm müßte für Sie in Ihrem kleinen stillen Häuschen die Gegenwart eines solchen fremden Menschen seyn! zehnmal störender als für mich die Gegenwart eines Kindes, das ich von Herzen liebe. Nein, Agnes," sagte er mit einiger Bitterkeit, „thun Sie das nicht, Sie kränken mich dadurch, denn ich muß glauben, daß Sie mir keinen Dank schuldig seyn wollen! Ich muß glauben, daß Sie mich des Glücks, Ihr einziges Kind zu erziehen, für unwürdig halten!" — „Leo, reden Sie nicht so! Sie wissen, wie sehr ich Sie achte, und daß kein Mensch lebt, dem ich mit solcher Zuversicht mein Alles, mein Kind, anvertrauen würde. Sie sind ja gut, edel, religiös und gebildet, Sie haben ein weiches, theilnehmendes Herz; mein Ludwig wäre sehr gut bei Ihnen aufgehoben, aber — es geht nicht!"

„Warum geht es nicht?" fragte Leo mit Augen, die vor Freude über das Lob aus dem Munde der geliebten Frau schimmerten, „warum geht es nicht? Agnes — die Wahrheit!" — „Nun denn die Wahrheit — es geht nicht —" sagte sie plözlich stockend und nach Worten suchend, „es geht nicht, weil Sie sich — weil Sie sich zu sehr an des Kindes Gegenwart gewöhnen würden; denn er ist ein lieber süßer Junge und nach einigen Jahren müßte ich ihn Ihnen doch entziehen, um ihn in ein Cadettenhaus oder ein Gymnasium zu schicken, je nach der Laufbahn, die er wählen wird." — „Ich weiß," sagte Leo trüb, „ich weiß, daß Ludwig in einigen Jahren gehen wird, daß Sie ihn dann natürlich begleiten werden, daß der Großvater sterben wird und daß ich dann ganz allein seyn werde. Das weiß ich alles und denke oft daran; warum wollen Sie aber die paar Jahre mir und Ihnen aus übel angebrachtem Stolze verbittern? Warum das, Agnes?"

(Fortsezung folgt.)

Ein Winter in Berlin.

(Fortsezung.)

Ich nenne Ihnen endlich nur zwei Namen, die nicht fehlen dürfen, aber auch nicht viel mehr als die Namen: Alexander von Humboldt und Schelling. Von beiden könnte ich Ihnen nur die persönliche Erscheinung berichten, da ihr geistiges Wirken, auch in der flüchtigsten Skizze, dem Zweck dieser Briefe entschlüpft. Ich hasse aber diese steckbriefartigen Beschreibungen berühmter Persönlichkeiten. Auch haben Sie den erstern, wenn ich nicht irre, bereits in Petersburg gesehen, den Andern werden Sie bald sehen, oder werden ihn auch nicht sehen. Fast möcht' ich das leztere wünschen. Erinnern Sie sich der kleinen Sammlung von Porträtfiguren, die einige junge Künstler unseres Kreises Ihrem Album einverleibt? Diese Porträts waren Phantasiebilder und zeigten die berühmten Dichter und Gelehrten, so wie wir sie uns dachten. Keiner von uns hatte damals noch die Originale gesehen. Nur aus der Eigenthümlichkeit ihrer Schriften seßten wir das

Bild zusammen. Sie gaben damals Callot-Hoffmann's Porträt an, und es kam der Wirklichkeit ziemlich nahe. Novalis, Werner, Tieck wurden von mir auf gut Glück geschaffen, doch der Wurf kam weit vom Ziele ab. Ein kleines Blättchen zeigte in einer Gruppe Schelling, Schleiermacher, Fichte. So viel ich mich besinne, traten sie alle drei aus dem Waldesdunkel hervor, der eine durch eine Blume, der andere durch eine Rolle Schriften, der dritte durch einen frei über seiner Hand schwebenden Stern bezeichnet. Der mit der Papierrolle war Fichte, der mit dem Stern der von uns fast vergötterte Schleiermacher, der Blumenträger endlich war Schelling. Er war eine lang und schlank gewachsene Jünglingsgestalt, mit dem Blick gen Himmel, mit der Hand auf die irdisch erzeugte Pflanze deutend. Bleiben Sie bei diesem Bilde; der wirkliche Schelling sieht nicht ganz so aus.

Indem ich die Thüre des Pantheons der Gelehrsamkeit wieder schließe, die ich nur auf Zollesweite geöffnet, damit Sie einen verstohlenen Blick hinein würfen, muß ich noch mein Bedauern ausdrücken, daß die höhere Gesellschaft so wenig Bestreben zeigt, die Wissenschaft bei sich aufzunehmen. Wo sollen die frischen, geistzeugenden Elemente herkommen, wenn die Geistesehen immer nur unter der Vetterschaft geschlossen werden? Eine Veredlung der Racen der Ideen ist manchmal gar sehr wünschenswerth. Die Gelehrten und Künstler, wie sie unsere Zeit hervorbringt, stehen in ihren Formen der bevorzugten Gesellschaft sehr nahe; es sind zum Theil reiche, unabhängige Existenzen, die, wenn sie dem Range und der Macht nahe treten, nicht mit leerer Hand als arme Solicitanten kommen, sondern oft eben so viel und eben so werthvolles geben, als sie empfangen. Unter dem jetzigen Könige sieht man die Salons der Großen sich den Intelligenzen williger öffnen; noch immer aber haben die Schritte von oben her die affektirte Grazie des vornehmen Entgegenkommens an sich, und das besonders heutzutage äußerst reizbare und argwöhnische Talent wird hiedurch gerade fortgescheucht, anstatt angezogen. Die Macht und der Rang dürfen nicht glauben, eine Gnade zu erzeigen, wenn sie die Intelligenz zum Bündniß aufrufen; es muß aus diesem Entgegenkommen das lebhafte Gefühl hervorleuchten, daß man einander nöthig habe, um gemeinsam die Grundformen der Gesellschaft auf die edelste, freieste und schönste Weise aufzuerbauen. Wenn die Aristokratie versäumt, ihren guten Willen zu diesem Bunde darzulegen, so wird die Stellung der Intelligenz bald eine ganz andere seyn. Sie wird sich ein eigenes Centrum bilden, da es ihr an socialer Bildung und auch an Geldmitteln nicht fehlt, und der Adel und die Höfe werden isolirt dastehen. Der Ton der einen wie der Ton der andern wird darunter leiden. Es leuchtet ein, daß Deutschland Frankreich in dieser Beziehung nicht nachahmen kann, noch soll, doch läßt sich immerhin noch manches thun, ohne der Eigenthümlichkeit des Bodens zu nahe zu treten.

Das einzige Haus der höhern Kreise, wo Gelehrte und Künstler von Ruf anzutreffen sind, ist das Hotel des russischen Gesandten, des Baron von Meyendorff. Er ist selbst Kenner der meisten modernen Literaturen, und hat der Wissenschaft nicht das eitle und gefallsüchtige Auge eines Beschützers, sondern den ernsten Blick des Forschers und Freundes zugewendet. Daß auch hier, wie überall, mehr Aufmerksamkeit der englischen und französischen Presse zugewendet wird als der deutschen, braucht nicht bemerkt zu werden; es findet dieser Umstand seinen natürlichen Grund in der durch ihre politische und literarische Stellung bedingten Wichtigkeit jener Mächte. Die höhern Kreise, in denen das Interesse für die Literatur an sich nie geherrscht hat und vielleicht auch nie herrschen wird, bedienen sich der Ideen nur wie eines Modeartikels.

Die deutschen Schriftsteller klagen darüber, daß ihre Bücher nicht gelesen werden, aber die höhere Gesellschaft ist wahrlich auch nicht dazu da, um gründlich und mit Verstand Bücher zu lesen. Das ist der freien und begüterten Mittelklasse überlassen. Man muß das Leben dieser sogenannten höhern Stände kennen, um zu wissen, daß ihnen nichts so fern liegt, als sich ein Urtheil über eine geistige oder moralische Erscheinung in der Welt zu bilden. Dieß Urtheil kommt ganz anderswo zu Stande, und zwar wieder in der festen und gesicherten Bildung der Mittelklasse. Was in die höhern Kreise steigt, ist, wenn ich so sagen darf, nur das Arom, der Duft, den die fruchtbare Ebene ausathmet. Mit diesem Duft spielen die bunten Tagfalter des Glücks und der Macht, von diesem Arom nähren sie sich. Darum ist ein Autor, der lediglich für die höhern Kreise schreibt, ein sehr bedauerliches Wesen; er mag nun englisch, französisch oder deutsch schreiben, er trägt die wirklichen Blumen seines Geistes dahin, wo die nachgemachten der Putzmacherin eben so viel und oft mehr gelten. Wenn wir alle Werke des Geistes durchgehen, die einst in der vornehmen Welt Glück machten, so werden wir immer finden, daß sie vom Verstande der Masse der Eitelkeit der Coterien empfohlen wurden. Damit ist jedoch nicht gesagt, daß die vornehme Klasse in ihrer Stellung zu der Literatur gering zu achten sey; die Geister werden sich zu allen Zeiten Mühe geben müssen, daß sie als Spielwerke in die Hände dieser großen Kinder kommen. Der Intelligenz geht es wie der Klugheit: sie muß dienen, um zu herrschen.

(Schluß des vierten Briefs.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, Mai.

Maifeſt.

Wir haben dem Frühlingsgotte ganz nach althergebrachter Weiſe gehuldigt und geopfert. Jubel und Frohlocken an allen Ecken und Enden, die Menſchheit ſchien ihr roſigſtes Feiertagsgeſicht hervorgeholt und das Werkeltagsantlitz bei Seite geworfen zu haben. Dazu bedarf es namentlich in Wien keines ſonderlichen Anlaufs; man hat das im Griffe und am Schnürchen, das wechſelt flugs wie eine Theaterdekoration. Der Soufflenr klingelt, und ſchon hat ſich die Arbeitsſtube in einen Feſtſaal verwandelt. „Erſter Mai" und Prater ſind in Wien unzertrennliche Namen, und lezterer iſt vom früheſten Morgen an der Schau- und Tummelplaz zahlloſer Maifreunde. Kaum daß die Sonne die Giebel der Häuſer vergoldet — und ſie findet an dieſem Morgen ſelbſt zu den trägſten Langſchläfern den Weg — ſo wimmelt es auch ſchon auf den Straßen, und von allen Seiten ſieht man die Bevölkerung Wiens der ſchönen Jägerzeile zuſtrömen, welche zum Strombett der Fußgänger, Reiter und Wagen wird. Schlag 6 Uhr verkündet ein Böllerknall den Beginn des alljährlichen Wettlaufs der herrſchaftlichen Läufer, ein zwar Neugier erregendes, aber, ſieht man die todtblaſſen, oder ſchrecklich erhizten Wettläufer endlich am Ziele anlangen, eben nicht ſehr erquickliches und nicht mehr ganz zeitgemäßes Schauſpiel. Im Triumphe ziehen dann die Helden des Morgens in eine ſchon zu ihrem Empfange bereitete Reſtauration und thun ſich bei einem fröhlichen Dejeuner gütlich nach der etwas zu forcirten Maimorgenpromenade. Die übrigen hunderttauſend Pratergäſte zerſtreuen ſich nach allen Richtungen; es gilt ein Maifrühſtück unterm grünen Baldachin einzunehmen. Was zum eigentlichen Volke zählt, zieht in den vom korybantiſchen Muſiklärm erdröhnenden Wurſtelprater und bringt dem Lenze reichliche Libationen. Die Faſhion eilt aber nach dem benachbarten Augarten, wo Strauß eine intereſſante Matinée musicale veranſtaltet. Nachmittags obligate große Praterfahrt, ein getreues Seitenſtück der berühmten Fahrt von Longchamps. Mit Recht hat ſich dieſe Partie des Praters das Beiwort „nobel" zugelegt; hier ſättigt ſich das Auge an den glänzendſten Equipagen, die Wien aufzuweiſen hat, und es iſt in dieſer Hinſicht wahrlich nicht arm, an ritterlicher Cavalcade und an der fußwandelnden eleganten und ſchönen Welt. Dieſe Luſt währt, bis das magiſche Helldunkel der majeſtätiſchen Laubhallen von den dunkleren Schatten der ſpäten Abendſtunden verſchlungen iſt. So endet der erſte Mai, aber er iſt nur ein Signal zu einem ſich in Wien ſofort faſt Tag für Tag erneuernden Frühlingsfeſte. Nun nehmen die Stuwerſchen Feuerwerke, die Strauß'ſchen Feſtarrangements en gros, die Eröffnung vieler öffentlicher Vergnügungsorte, die muſikaliſchen Freuden — aber auch Leiden — der allüberall aufgepflanzten Orcheſter u. ſ. w. ihren Anfang. Das Frühlings- und Sommerleben Wiens hat einen ziemlich ſüdlichen Anſtrich. Unſere Freuden wären aber um ein Bedeutendes vollkommener zu nennen, wenn ſie nicht von zwei argen Feinden häufig getrübt und zerſtört würden, von heftigen und daher auch plözlichen Witterungswechſel bedingenden Winden, und vom unerträglichen Staube. Lezterer verleidet gar Vielen, beſonders Bruſtſchwachen, den übrigens ſo genußreichen Aufenthalt in Wien. Eine frühzeitige Erſcheinung des heurigen Jahres ſind faſt tägliche Gewitter, die in den nächſten Umgebungen von Wien ſogar mit ſtarkem Hagel verbunden waren. Schlug doch der Bliz heuer ſogar im Winter im benachbarten Kloſterneuburg ein und verurſachte eine Feuersbrunſt. (Fortſezung folgt.)

Paris, Mai.

(Schluß.)

Die Gallerte.

Hier kommt mir wieder die berüchtigte, viel beſprochene Gallerte in die Feder, deren Erfinder oder Einführer auch überall geprieſen und gerühmt ward, und dem man vielleicht auch eine Statue votirt hätte, wenn er früher geſtorben wäre; er hat aber lange genug gelebt, um ſein Werk zerſtören oder wenigſtens ſo heftig angreifen zu ſehen, daß der Glaube an die Vortrefflichkeit deſſelben ſehr wankend geworden iſt. Der arme Darcet, ein Gelehrter, der ſich glücklicherweiſe noch durch andere Erfindungen um die Menſchheit verdient gemacht hat, und daher ſeine Gallerte fahren laſſen könnte, wenn ſich nicht Eigenliebe in's Spiel miſchte, hat in der Akademie eine neue Demüthigung erfahren. Magendie, der berühmte Phyſiolog, hat öffentlich erklärt, er wolle nicht länger Mitglied der Commiſſion bleiben, welche von der Akademie der Wiſſenſchaften ernannt worden iſt, um die Wirkungen der Gallerte als Nahrungsmittel zu prüfen: er habe längſt nicht den mindeſten Zweifel mehr über die Nuzloſigkeit dieſes Stoffes, und gerade um ſich in dieſer Hinſicht frei ausſprechen zu können, wolle er nicht länger zur Commiſſion gehören. Man hat ihm darauf in einem Tagblatte entgegnet, eben weil er die Wirkungen der Gallerte geprüft habe, wäre es ſeine Pflicht geweſen, in der Commiſſion zu bleiben, um ſie in Stand zu ſezen, ein genügendes und unparteiiſches Urtheil zu fällen. Allein die Sache verhält ſich folgendermaßen: Darcet gehört mit zur Commiſſion; er iſt von der Vortrefflichkeit ſeines Nahrungsmittels feſt überzeugt; ihm würden alle Experimente ungenügend, unnüz, ja ſogar als eine Beleidigung erſcheinen. Die andern Commiſſarien würden immer mit ihm zu ſtreiten haben und die Zuſammenkünfte müßten höchſt unangenehm ſeyn. In der That hat neulich Thenard, der Vorſtand der Commiſſion, in der Akademie das Geſtändniß abgelegt, daß er nicht im Stande geweſen ſey, die Commiſſarien zuſammenzubringen, um Experimente anzuſtellen. Mit einiger Energie und mit dem feſten Vorſaz, die Wahrheit herauszubekommen, wären die Commiſſarien ſchon zuſammenzubringen; allein die Herrn Akademiker wollen mit ihren Kollegen in Friede und Eintracht leben, und die Frage wegen der Gallerte muß unterdeſſen unbeantwortet bleiben. Für Magendie und andere angeſehene Aerzte iſt es aber keine Frage mehr, und ich glaube, daß, ſo lange keine Entſcheidung in entgegengeſeztem Sinne erfolgt, man wohl thun wird, die Armen mit etwas Nahrhafterem zu ſpeiſen, als mit Gallerte. Die Sache kam vor einiger Zeit auch in der Deputirtenkammer zur Sprache. Einer der Deputirten behauptete, mit der Zelleneinrichtung in den Gefängniſſen werde es eben ſo gehen, wie mit der Gallerte, die man auch eine Zeitlang ſo gewaltig geprieſen, den Armen als das beſte Nahrungsmittel beinahe aufgedrungen und überall eingeführt habe, und die man jezt als miſerabel anerkenne und wieder aufgebe. Ein Deputirter Namens Boulland, ein Arzt und vielleicht ein Freund Darcets, ergriff die Partei der herabgewürdigten Gallerte und behauptete, ihre Nichtsnuzigkeit ſey noch gar nicht bewieſen, und bis man einen ſolchen Beweis habe, müſſe man ſich enthalten — „ſich davon zu nähren," fiel ihm ein Deputirter in's Wort. Die ganze Verſammlung lachte, und damit hatte die Sache ein Ende. Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 56.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 134.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 4. Juni 1844.

Mein erſter und mein zweiter Sohn,
Euch theil' ich meine Lande.

Uhland.

Aus einem epiſchen Gedicht:

Adolph von Naſſau.

Von Georg Rapp.

Aus dem ſechsten Geſang.

Der Kurfürſt Ludwig raſtet im Heidelberger Schloß,
Von Allem jezt entlaſtet, was jemals ihn verdroß.
Die Abendſtrahlen färben das hohe Greiſenbild;
Er ſchläft, er iſt am Sterben, die Züge fromm und mild.

An ſeinem Stuhle ſtehet der Söhne Paar bewegt,
Mit treuen Blicken ſpähet, ob noch das Herz ihm ſchlägt.
Er wacht, und ſo verſchieden von Allem was er war,
In tiefem Seelenfrieden reicht er die Hände dar.

„Rinnt mir die ſtille Thräne, ihr Söhne treuer Art?
Wohl ſinkt erſchlafft die Sehne, geſpannt nicht ſtreng und hart.
Gar viel muß ich bereuen, ich ſäte Blut und Pein,
Doch Eines darf mich freuen, ich hielt die Treue rein."

„Die will ich euch vermachen: des Kaiſers Adolph Haupt,
Das werdet ihr bewachen, der fröhlich an euch glaubt.
Den ritterlichen Helden, ich liebt' ihn wie den Sohn,
Und mocht' es nie ihm melden, weil rauh in Brauch und Ton."

„Doch wird er nun euch fragen, wie ich geſtorben ſey,
So ſollet ihr ihm ſagen: ich ſtarb ihm hold und treu.
Dem arglos raſchen Degen thun treue Herzen noth,
Ihr werdet ſeiner pflegen in Fahren und in Noth."

„Mein Land ſollt ihr euch theilen. Zum Kurherrn ſchon ernannt,
Soll Rudolph fröhlich weilen im ſchönen Pfälzerland.
In Niederbayern ſetzet ſich Otto. Halt es gut,
Mach heil, was ich verletzet in meinem rauhen Muth."

„Mein Rudolph, laß vergehen des Pfälzers Stamm mir nicht,
Er möge herrlich ſtehen, ſo lang das Reich nicht bricht.
Den Kaiſer laſſ' ich grüßen, er möge fromm und lind
Dein Leben dir verſüßen, mit Mechthild, ſeinem Kind."

„Laß mich noch einmal ſchauen hinunter in mein Land.
Du Strom der reichen Auen an dunkler Berge Strand,
Im ſtillen Abendfrieden ſahſt du mich liebend an
Und haſt mich oft geſchieden von meiner wilden Bahn!"

„Fahr hin, jezt will ich wallen zum ſtillen Todesthal,
Der Segen ſoll dir fallen mit jedem Sonnenſtrahl! —
O Reich der deutſchen Ehre, du volles Herz der Welt,
Brich aus in Glanz und währe, ſo lang die Erde hält!"

Er drückt der Söhne Hände und ſchließt die Augen zu,
Er hat ein ſanftes Ende, der nie gepflegt der Ruh'.
Und ſeine Söhne falten die Hände über ihn,
Sie werden ihm erhalten, was er im Tod verliehn.

Er ruht vom Erdenleide, ſie haben ihn beklagt,
Nach Nürnberg eilen beide, wo jetzt der Kaiſer tagt.
Sie holen ihre Lehen ſich an des Thrones Fuß;
Der Kurfürſt läßt ergehen des Vaters Wunſch und Gruß.

Und Mechthild naht gerufen, doch wie des Vaters Leid,
Vor ſeines Thrones Stufen das königliche Weib.
„Euch möcht' ich mir zu eigen, viel Worte hab' ich nicht,
Kann nur in Thaten zeigen, was mir im Herzen ſpricht."

„Nicht will ich für Euch ſchwärmen, ich bin ein reifer Mann,
Mich nicht verlangend härmen, doch treu ſeyn wie ich kann.
Die Pfalz wird Euer Garten, ſie lädt Euch freundlich ein.
Laßt mich nicht lange warten, das Land begehret mein."

Und Mechthild ſteht erblaſſend, ſie ſieht ihn flüchtig an,
Scharf in die Augen faſſend ſich ihren Vater dann.
Dem fliegt ſie in die Arme und haucht ihm zu: für dich!
Sich faſſend raſch vom Harme, zum Werber beugt ſie ſich.

„Ich will Euch immer ehren als meinen lieben Herrn,
Mög' unſer Bündniß währen dem Kaiſerthron ein Stern!"
Sie folgt ihm ſanft ergeben, ſie ſcheidet ohne Schmerz,
Geheiligt iſt ihr Leben, geſtillt ihr frommes Herz.

Die Heimath.

(Fortſetzung.)

Leo richtete ſeine traurigen Augen ſo fragend auf Agnes, daß ſie die ihrigen niederſchlug, ohne zu antworten. — „Agnes, geben Sie mir den Knaben; es ſoll Sie bei Gott nicht gereuen! Ich will guten Samen in ſein junges Herz ſtreuen und dafür ſorgen, daß er einſt ein tüchtiger Mann werde, ſeine edle Mutter zu ſchützen; Agnes, geben Sie mir den Knaben!" — Er ſtreckte ſeine Hand aus, um die ihrige zu faſſen, aber ſich beſinnend, zog er ſie ſchnell zurück und harrte ſtill und bewegungslos, mit herabhängenden Armen und gebeugtem Haupte vor ihr ſtehend, auf ihre Antwort.

Sie ſchwieg lange, ſie fühlte, was an ihrer Antwort hing; in ſolch peinlicher, ängſtlicher Lage, in einer Lage, wo alle ihre Gefühle ſich ſo widerſtritten, war ſie nie geweſen. Ihr Herz ſagte ja, aber ihre Klugheit rief laut und heftig nein. Da fiel ihr ein Ausweg für den Augenblick ein und ſie ſagte raſch: „Ich will es mir überlegen, Leo." — „Nein, Agnes, nicht überlegen; wozu das? ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, Sie ſollen es nicht bereuen."

Ihm ahnete in dieſem Augenblick, daß ſie um ſeine Liebe wiſſe, ihr heftiges Widerſtreben gab ihm dieſen Gedanken ein, und ſein Stolz lehnte ſich dagegen auf; er wollte ihr jetzt beweiſen, daß ſie ſich getäuſcht. Er war mit einemmale ernſt und zurückhaltend geworden. Sein Ton, ſeine Haltung waren verändert. — Was ſeine Bitten, ſein Dringen nicht vermocht hatten, das bewirkte ſein Ernſt, ſein Gekränktſeyn und die Furcht, ihn zu beleidigen, ihn, den ſie ſo hoch ſchätzte und achtete, wie eine junge Frau einen jungen Mann, den ſie nicht liebt, nur zu ſchätzen und zu achten vermag; denn durch die Untreue ihres Mannes waren ihre Gefühle ſo zerknickt, daß ihr war, als könnten ſie ſich nie mehr erheben. Ihre Liebe war wie ein ſcheues Reh, das, einmal tödtlich verletzt, die Waldesnacht nicht mehr zu verlaſſen ſich getraut und lieber der Nahrung entbehrt und ſtirbt, als ſich hinaus in's Freie wagt. Aber kränken, beleidigen, verletzen wollte ſie den Freund nicht, und wie er jetzt ſo ernſt vor ihr ſtand, kam es ihr wirklich vor, als liebe er ſie nicht, als habe ſie ſich getäuſcht. Und gab er ihr nicht ſein Ehrenwort? konnte ſie dem mißtrauen? Im Eifer, ihn wieder zu verſöhnen, reichte ſie ihm die Hand und ſagte freundlich: „Ja, Leo, Sie ſollen mein Kind haben; morgen ſchicke ich ihn zu Ihnen, mein Wort darauf!" — Er küßte kaum fühlbar ihre Hand, ließ ſie ſchnell los und wollte gehen, da beſann er ſich aber und ſagte: „Ich danke Ihnen, Agnes, für Ihr Zutrauen."

Den andern Tag ſchickte ſie wirklich Ludwig zu ihm; der Großvater brachte ihn ſelbſt mit triumphirender Miene, auch der Kleine freute ſich, wie Kinder ſich jedes Wechſels freuen. Dieß liegt wohl mehr in dem Glauben an glückliche Verbeſſerung, als an der Unbeſtändigkeit der Jugend. Je älter wir werden, deſto mehr ſehen wir ein, daß man bei zehnmal Wechſeln neunmal verliert; wenn die Illuſionen geſchwunden ſind, beherzigt man den Satz: „Halte für viel das, was du haſt!"

Bei dem kleinen Ludwig war es auch eine Illuſion, die er aber ſchon den folgenden Tag einſah, wo er bitterlich weinend ſich zu ſeiner Mutter zurück wünſchte. Leos Strenge machte ihm einen furchtbaren Eindruck, um ſo mehr, als er Strenge bis jetzt gar nicht gekannt und auch Leo ihm keine gezeigt, der ſich bisher durchaus nicht berufen fühlte, ohne Veranlaſſung den Schulmeiſter zu ſpielen. Jetzt mußte er aber ein doppelt ſtrenges Anſehen dem Knaben gegenüber bewahren, da er dieſen nur dadurch im Zügel halten konnte; denn er hatte Agnes gelobt, nie bei dem Kinde eine körperliche Strafe anzuwenden, und ohnedem widerſtrebte ſeine eigene Natur durchaus ſolchen gewaltſamen Maßregeln, deren Erinnerung aus den Zeiten ſeiner Kindheit im Hauſe des Stiefvaters ihn jetzt noch mit Grauen erfüllte.

Es iſt erwähnt worden, daß Leo durch Agnes Zögern, ihm ihr Kind zu übergeben, den Gedanken faßte, ſie könnte auf die Spur ſeiner Liebe zu ihr gekommen ſeyn. Dieß war ſeinem Stolze unerträglich, da er von der Hoffnungsloſigkeit dieſer Liebe überzeugt war, und er beſchloß, ihr dieſen Gedanken zu benehmen. Unter dem Vorwande, daß durch des Knaben Unterricht am Morgen ihm die Zeit für ſeine eigenen Studien jezt genommen ſey, kam er Nachmittags, wenn Ludwig zu ſeiner Mutter ging, nicht mehr in ihr Haus. Bisher hatte er ſich nach Tiſch immer dahin begeben, um mit Agnes und dem Kinde ſpazieren zu gehen, und auch die Abende, die er ihnen ganz gewidmet, fielen nun zum Theile weg. Er kam dann ſpät und ging früh, und immer war Ludwig der Vorwand bei ſeinen Verwandten.

Nachdem er vierzehn Tage das Entziehungsſyſtem ausgeübt, ſchalt ihn ſogar Agnes deßhalb. „Ich muß mir die bitterſten Vorwürfe machen," ſagte ſie, „daß ich durch meinen Knaben Ihre Zeit ſo ſehr in Anſpruch nehmen laſſe; an Ihrem ſpärlichen Kommen, oder an der kurzen Zeit, die Sie hier verweilen, ſehe ich nur allzu wohl, wie dieſes Kind Ihre Zeit verkürzt. Geben Sie ihn mir lieber zurück." — „Soll dieß ein Vorwand ſeyn," ſagte Leo lächelnd, „damit Sie Ludwig, der gewiß über mich klagt, wieder unter Ihre mütterlichen Fittige nehmen können?" — „Nein, gewiß nicht!" entgegnete raſch und eifrig die junge Mutter; „ich bin Ihnen ſo dankbar und ſehe wohl ein, welch ein Segen Ihre Erziehung für mein Kind iſt. Seine Klagen beirren mich nicht —" — „Alſo klagt er doch? Ja das dachte ich mir; es iſt ein großer Unterſchied, aus den Händen einer lieben, ſanften, ſchönen Frau in die eines kaltherzigen Bären, wie ich bin, überzugehen." — Und als habe er ſchon zu viel geſagt, ſchwieg er plözlich ſtille. Einige Tage ſpäter kam Ludwig mit Thränen in den Augen bei Leo zum Frühſtück und ſezte ſich, ohne ihn anzuſehen, ihm gegenüber. Dieſer beobachtete das Kind ſtillſchweigend, als es plözlich aufſprang und in Thränen ausbrechend an ſeinen Hals flog. „Was iſt dir, Ludwig?" — „Verzeihen Sie mir, beſter Onkel! ich will auch gewiß recht gut und brav werden und Ihnen durch meinen Eigenſinn nicht mehr ſo viel Aergerniß bereiten, Ihnen in Allem und Jedem folgen, nun da ich weiß, daß Sie ſo gut ſind." — „Was iſt denn vorgefallen?" fragte Leo verwundert. — „Hören Sie, beſter Onkel, ich bin recht böſe geweſen und habe bei der Mama immer über Sie geklagt, ſeitdem ich in Ihrem Hauſe bin, und habe ihr geſagt, Sie ſeyen böſe und hätten mich nicht lieb, ja, Sie könnten überhaupt keinen Menſchen lieb haben; ſo ſchlecht hab' ich geſprochen! Dieſe Nacht aber, da iſt mir mein Unrecht recht klar geworden. Als ich ein wenig huſtete, hörte ich, wie Sie aufſtanden, ſich über mein Bett beugten, mir die Decke zurechtlegten und dann ſogar weggingen, um die alte Lore zu wecken, daß ſie mir eine wärmere gebe. Ich hörte alles, that aber, als wenn ich ſchliefe. Als die Lore fort war, neigten Sie ſich noch einmal auf mich und küßten mich; das haben Sie noch nie gethan, und ſagten ganz leiſe, denn Sie glaubten, ich ſchlafe: „Gott behüte dich, mein geliebtes Kind!" Und indem ſeine Thränen von Neuem floſſen, beſchwor er Leo, ihm zu vergeben, was dieſer auch tief gerührt that.

Als Agnes dieſe kleine Begebenheit von ihrem Knaben hörte, war auch ſie davon ergriffen, und ſo einfach es war, gewann dennoch Leo durch dieſe anſpruchsloſe Gemüthlichkeit bedeutend bei ihr. — Sie vermißte jezt oft ſeine Gegenwart, die ihr früher ſo viel häufiger zu Theil geworden, auf das ſchmerzlichſte. „Ob er wirklich jezt keine Zeit mehr hat?" fragte ſie ſich oft, und dann ſezte ſie hinzu: „Liebe, die ächte, fände immer Zeit. Wer weiß denn aber, ob er mich liebt? wer weiß, ob jenes Gedicht nicht eine Abſchrift, eine Ueberſetzung, oder bloß eine poetiſche Fiction geweſen?" Ihr Herz ſagte freilich nein, und eben, daß ihr Herz ſo viel richtige Divinationsgabe für das ſeinige beſaß, war ſchon ein faſt hinreichender Beweis, daß von keiner fingirten Leidenſchaft in dem ſeinigen die Rede ſeyn konnte. Wenn er da war, beſchäftigte ihren Geiſt faſt unausgeſezt die Frage: liebt er mich? liebt er mich nicht? und es iſt gefährlich, ſich viel mit einer ſolchen Frage abzugeben.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Lübeck, Mai.

Die Hanſeſtädte und der Zollverein.

Die Barrièren des deutſchen Zollvereins rücken den Hanſeſtädten näher und näher; in nicht allzu langer Zeit werden ſie an der Küſte des deutſchen Meeres ſtehen und die Mündungen der Elbe, Weſer und Ems von Batterien unter der Flagge des deutſchen Staaten- und Handelsbundes beherrſcht ſeyn. Mecklenburgs und Hamburgs Beitritt müſſen und werden unausbleiblich und augenblicklich den Anſchluß Lübecks zur Folge haben. Wenn man aber ſchon jezt zum Theil der einen oder andern Hanſeſtadt einen vereinzelten Beitritt zumuthet, ſo zeugt das von einer gänzlichen Verkennung der Handelsverhältniſſe der Städte, die ſchon zu wiederholten Malen und an verſchiedenen Orten mehr oder minder erſchöpfend dargelegt ſind. Will man es den Hanſeſtädten zum Vorwurf machen, daß ſie bisher keine Sympathien für den Zollverein an den Tag gelegt haben, ſo wird dieſer Angriff gegen den natürlichen kaufmänniſchen Spekulationsgeiſt überhaupt gerichtet ſeyn müſſen. Darauf, daß der Zollverein ein deutſcher Handelsbund iſt, legt der hanſeatiſche Kaufmann, an dem jeder Zoll ein Handelsmann iſt, allerdings keinen beſondern Werth; er beſchäftigt ſich, wie gewöhnlich ſeine Gewerbsgenoſſen, faſt ausſchließlich mit den materiellen Intereſſen,

zu deren Verständniß, Förderung und Benutzung er heran gebildet wurde, ist aber auf dem Gebiete der Ideen und Prinzipien, die außerhalb seines Gesichtskreises liegen, wenig zu Hause, wie ihm denn auch der Sinn fehlt, sich auf diesem Felde ernstlich umzusehen, da er vorzugsweise nur eine praktische Richtung verfolgt. Großes Unrecht aber würde man zumeist dem hanseatischen Kaufmanne thun, wollte man in dieser seiner vorherrschenden innerlichen Disposition einen gänzlichen Mangel an Liebe zum deutschen Vaterlande erblicken. Um diese ihnen so oft gemachte Beschuldigung zurückzuweisen, brauchen die Hansestädte sich nur einfach auf ihre Haltung während des französischen Interregnums, namentlich während der Befreiungskriege, zu berufen, eine so wackere Haltung, daß der europäische Fürstenkongreß in Wien sie allein dadurch glaubte belohnen zu können, daß er die Hansestädte als souveräne Staaten fortbestehen ließ und die Repräsentation des republikanischen Staates neben den Monarchien des deutschen Bundes gestattete. Es ist eine betrübende Wahrheit, daß man im Binnenlande zum Theil über die Hansestädte den Stab bricht, ohne sich auch nur einen Begriff machen zu können von der großartigen, verwickelten Geschäftsthätigkeit, welche der Welthandel, an dem die Hansestädte in einer für Deutschland so ehrenvollen Weise Theil nehmen, mit sich führt, von den verschiedenen Berücksichtigungen, welche er nöthig machen kann — eine betrübende Wahrheit, weil solche Angriffe, die sich nicht selten unter verletzender Form geltend zu machen suchen, leider dazu gedient haben, in den Hansestädten eine gewisse Stimmung hervorzurufen, die ihnen von vorn herein fremd gewesen ist. Haben denn nicht die Hansestädte die definitive Bestimmung, die Hauptstapelplätze des Zollvereins zu werden? Warum sie also in der öffentlichen Meinung herabdrücken? Weil ihre eigenthümlichen Handelsverhältnisse es ihnen unmöglich machen, schon jetzt dem Zollverbande beizutreten? Das ist keine gute Taktik, und ihre Nachtheile rückwirken zunächst auf diejenigen, von denen sie ausging. Es kann nicht oft genug wiederholt werden, daß die handelspolitischen Ansichten einer den Bramarbas spielenden Fraktion der hanseatischen Kaufleute, die auch ihren Weg in die Presse gefunden haben, nicht als der Ausdruck der Gesinnung der Hansestädte betrachtet werden dürfen. Nicht nur die Gelehrten, sondern auch eine nicht geringe Zahl der Kaufleute im eigentlichen Sinne des Wortes, diejenigen nämlich, welche sich ausschließlich mit Eigenhandel beschäftigen und selbst Schiffe auf dem Meere haben, halten den Anschluß nicht allein für möglich, sondern auch für wünschenswerth, freilich aber erst dann, wenn Mecklenburg beigetreten seyn wird. Also wird es die Klugheit, wenn nicht die Humanität gebieten, statt der bisherigen Anfeindungen der Hansestädte, auf versöhnlichem Wege eine Annäherung zu versuchen und mittelst freundlichen Entgegenkommens zu bewirken, daß die Erbitterung in den Städten nicht noch mehr gesteigert und es den Freunden des Zollvereins nicht erschwert werde, die Gegner desselben von den Vortheilen des Anschlusses zu überzeugen, damit dieser auch nicht um eine Stunde unnöthigerweise verzögert werde, sobald der indeß nothwendig abzuwartende Zeitpunkt gekommen ist. Wir halten dafür, daß es durchaus an der Zeit sey, ein treues Bild von den Hansestädten zu entwerfen, kein trübes, sondern eines, das so heiter seyn darf, als es die Wahrheit gestatten will, und das geeignet ist, dem Inlande wie dem Auslande eine günstige Vorstellung von Deutschlands Betheiligung am Welthandel und von den Hansestädten als den Repräsentanten desselben zu verschaffen.

(Fortsetzung folgt.)

Wien, Mai.

(Fortsetzung.)

Ausstellungen. — Wasserläufer.

Einen ungemein anziehenden Genuß gewährte die in den letzten Tagen Aprils vom hiesigen Gartenbauvereine in seinen neuen, großartigen Glashäusern veranstaltete, eben so sehr durch Fülle und Schönheit, als durch geschmackvolles und sinniges Arrangement ausgezeichnete Blumen-, Pflanzen-, Gemüse- und Früchte-Ausstellung. Man wähnte sich in einen Zaubergarten versetzt, wandelte man durch diese, auf künstlichen Terrassen mannigfache Gruppen und Bosquets bildende Blumen- und Pflanzenwelt, und nicht minder lockend wirkte der Anblick der reichen Gaben Pomona's. Drei geräumige Pflanzenhäuser und ein Riesensalon waren mit diesen Herrlichkeiten angefüllt. Leider dauerte die Ausstellung nur drei Tage. Sie war bereits die vierzehnte vom Gartenbauverein veranstaltete. Gleichzeitig fand im Garten derselben Gesellschaft eine prächtige Hyacinthenausstellung statt, arrangirt vom Berliner Kunstgärtner Mdves, der sich in diesem Fache der Blumenzucht und Ziergärtnerei als Meister zeigt. An hunderttausend Hyacinthen von den schönsten und gewähltesten Farben, symmetrische Figuren bildend, boten dem von einer Balustrade Herabblickenden einen lieblichen Anblick, und zugleich führten milde Frühlingslüfte dem Geruchsinne berauschende Düfte zu. — So wie alljährlich fand auch heuer im großen Vorhofe des Augartens die Thierausstellung statt, für Oekonomen von besonderem Interesse. Am zweiten Tage der Ausstellung vertheilte S. M. der Kaiser die Preise an die betreffenden Viehzüchter. Bemerkenswerth ist wohl auch das am 3ten dieß begonnene und sich noch zweimal in diesem Monat wiederholende Pferdewettrennen auf der großen Simmeringer Haide hinter dem Prater. Auch unsere Aristokraten zeigen sich hier als eifrige Liebhaber und Nachahmer der englischen Sports, so wie sie denn auch in vielen andern Dingen von dorther hochadeliche Normen entlehnen. Die dem Sieger zufallenden Preise sind nicht unbedeutend, also auch in diesem Punkte englischer Brauch. — Der Kuriosität willen erwähne ich hier einer, zwar für uns nicht ganz neuen, allein doch seltenen und meines Wissens zum erstenmal gelungenen Produktion, jener nämlich der beiden Wasserläufer Kjellberg aus Schweden und Bolchen aus Norwegen. Versuche, auf der Oberfläche des Wassers zu wandeln, sind schon oft vor den Augen des Publikums gewagt worden, obgleich kaum je mit glücklichem Erfolge. Auf dem Wasser sicheren Fußes zu wandeln, hat von jeher eben so sehr das Verlangen und den Erfindungsgeist mit unwiderstehlichem Reize gelockt, als sich in die Lüfte zu erheben und mit deren Bewohnern um die Wette zu fliegen. Wie sehr die neue Erfindung des Wasserlaufs noch in der Wiege und von der Laune der Elemente abhängig ist, beweist der Umstand, daß die beiden nordischen Wasserkünstler ihre Produktion zweimal wegen Ungunst der Witterung aufschieben mußten; endlich fand sie doch, und zwar mit ziemlich glücklichem Erfolge statt, d. h. die Producenten gelangten mittelst ihrer, wie es scheint, aus Blech bestehenden und einem kleinen Kahne nicht unähnlichen Vorrichtung ohne Unfall an das jenseitige Ufer der an der betreffenden Stelle durch Vereinigung zweier Arme ziemlich breiten Donau, und unternahmen es sogar, sich einem Kahne als Zugkraft vorzuspannen. Die Bezeichnung „Wasserläufer" ist aber zur Zeit noch eine Hyperbel.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 45.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 135.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 5. Juni 1844.

Ach, daß der Liebesgott, trotz ſeinen Binden,
Zu ſeinem Ziel ſtets Wege weiß zu finden.
Shakespeare.

Die Heimath.

(Fortſetzung.)

Ludwig veränderte ſich auf das Vortheilhafteſte, und mit tiefgerührtem Dankgefühl ſprach das eines Tages Agnes gegen ſeinen Lehrer aus. Leo's Zurückhaltung in neuerer Zeit machte ſie hingebender, offener, zutraulicher gegen ihn. „Danken Sie mir nicht ſo begeiſtert, Agnes," ſagte er ernſt; „ſonſt glaube ich ſchon zu viel gewonnen zu haben und laſſe in meiner Strenge nach." Purpur überzog das Geſicht der jungen Frau. Sie hatte ihren Vetter mißverſtanden. — „Strenge?" fragte ſie ſpöttiſch. „Was das für ein Ausdruck einer Frau gegenüber iſt! was wollten Sie denn mit Ihrer „Strenge" bei mir gewinnen?"

„Bei Ihnen?" ſagte Leo mit ruhiger Verwunderung; „bei Ihnen wollte ich gar nichts gewinnen, nur das Eine erhalten, was ich hoffentlich ſchon beſitze, Ihre Freundſchaft und Ihre Achtung. Ich ſprach von Ludwig und begreife nicht, daß Sie mich mißverſtehen konnten; ich meinte, durch Ihr Lob könnte ich auf den Gedanken kommen, als habe ich ſchon ſolche Erfolge bei dem Kinde erzielt, daß es keiner Strenge, die mir ohnedieß ſo ſchwer fällt, mehr bedürfe."

Agnes fühlte ſich ſo beſchämt, wie nie in ihrem Leben. Sie verließ nach einigen Minuten das Zimmer, einzig und allein, weil ſie Leo's Gegenwart nicht mehr ertragen konnte, ſo gedemüthigt fühlte ſie ſich ihm gegenüber. — „Muß er mich nicht für eine eitle, anmaßende, thörichte Perſon halten? Gott, wie habe ich mich in meinem albernen Dünkel verrathen! Und er, er liebt mich am Ende gar nicht und merkt nun, daß ich es glaube."

Sie nahm ſich vor, in den nächſten Tagen nicht zu erſcheinen, wenn Leo komme. Dieſer Vorſatz war aber überflüſſig, denn Leo kam nicht. Er müſſe drei Trauungsreden für benachbarte Gutsbeſitzer ausarbeiten, ſagte Ludwig. Leo mußte wirklich in der ganzen Umgebung, wo es nur möglich war, fungiren, ſo beliebt war er in der kurzen Zeit geworden. Wir haben überhaupt bis jezt verſäumt, von ſeinen Beziehungen und ſeiner Thätigkeit als Geiſtlicher zu reden. — Seine Predigten, die er mit ſeiner leiſen, aber zum Herzen dringenden Stimme auf das Anſpruchloſeſte vortrug, zeichneten ſich beſonders durch ihre große Einfachheit aus. Im Anfang berührte das den gebildeten Zuhörer, der an die hochgeſchwungenen künſtlichen Redensarten unſerer meiſten Geiſtlichen gewöhnt iſt, vielleicht unvortheilhaft, aber bald konnte man ihm ſeine Bewunderung nicht verſagen. Er füllte den gegebenen Zeitraum mit möglichſt klar und einfach ausgeſprochenen Betrachtungen, nicht mit möglichſt ſchön

klingenden Worten aus. Er hatte es sich zur Aufgabe gemacht, bei jeder Predigt irgend einen Gedanken, sey es nun eine Selbstbeschauung, eine Weltansicht, eine Aufklärung oder eine Verurtheilung, in den Herzen des Zuhörers rege zu machen, diesen Gedanken ihm möglichst eindringlich und wichtig durch die verschiedenste Darstellung und Beleuchtung an's Herz zu legen und so mit jedem Sonntag einen Keim, sey es auch nur einen ganz kleinen, in das Gemüth seiner Pfarrkinder zu legen. Er wollte nicht mit einemmale Welt- und Menschenordnung umkehren und die sündige Welt zu einer Gemeinde von Heiligen machen, aber er wollte nach und nach, ihnen selbst unmerklich, ihnen ein Bild ihres Lebens und Treibens, der Nichtigkeit aller irdischen Dinge entwerfen und so, wie ein Tropfen den Stein aushöhlt, zu seinem Zwecke, Veredlung von einigen hundert ihm lieben und seiner Sorge anvertrauten Menschen gelangen. Er war ganz durchdrungen von der hohen Wichtigkeit seines Berufs.

Agnes hatte vor einiger Zeit einmal scherzend zu ihm gesagt, als von den gesammelten Schätzen eines englischen Arztes die Rede gewesen: „Euch Seelenärzte bezahlt man nicht so gut, und euer Ruhm erstreckt sich im besten Falle kaum weiter als die Grenze eures Landes." — „Das ist es ja eben, was gut ist," sagte Leo heiter. „Wäre Ruhm und Geld in unserm Stande zu gewinnen, so würden auch die Charlatans kommen, die jezt in jede Kunst sich drängen, denen alle Wissenschaften, Philosophie, Geschichte und Staatsweisheit, trotz der Ehrwürdigkeit ihres durch die Kultur von Jahrhunderten geweihten Bodens, die willkommene Arena sind, um ihre Eitelkeit darauf zu tummeln, und die nicht selten dahin gelangen, die Augen der Welt auf sich zu ziehen, und wem das in jetziger Zeit gelang, der hat Alles gewonnen. Aufsehen machen, ist die Parole unserer Zeit. Unsere arme Theologie dient zwar leider jezt auch oft genug zum Schilde, worauf sich Einer vom Volke erheben läßt, aber nur indem er es nach ächter Triumphatorweise mit unheiligen Füßen tritt. Die Theologie, die Kirche, die Bibel sind die Märtyrer unseres Jahrhunderts, aber eben weil sie ächte Märtyrer sind und sich nicht der unwürdigen Waffen ihrer Gegner, Schmähen und Verläumdung, bedienen, glauben diese sich ihres Sieges gewiß und denken nicht daran, daß eben ihr jetziges Märtyrerthum zu ihrer Verherrlichung beiträgt; denn die öffentliche Meinung ist wie die Meereswoge, was sie trägt, das steigt und fällt, und je höher es gestiegen, desto tiefer fällt es nachher."

Daß Leo jezt nicht kam, war eigentlich Agnes lieb, und doch verdroß es sie. Verachtete er sie wohl gar wegen ihres eitlen Dünkels? Schmerzhaft, unerträglich bewegte sie diese Frage. So kam der Sonntag, sie konnte es sich nicht versagen, in die Kirche zu gehen; aber sie bereuete es bitter, denn Leo predigte über die Eitelkeit, und wie durch das ewige Aufsichbeziehen zulezt der grasseste Egoismus daraus entstehe, der Egoismus, der Vater aller Sünde. Agnes glaubte jedes Wort auf sich gemünzt, und doch that sie ihrem Vetter durchaus unrecht, denn er hielt sie gar nicht für eitel, nur ihr scharfes Lesen in seinem Herzen kränkte ihn, denn er selbst wußte ja am besten, wie recht sie gelesen.

Nachmittags ging er zu seinem Großvater; Agnes war nicht da. — Er bot dem alten Manne an, ihn in seinem Rollstuhle, denn gehen konnte der beinahe achtzigjährige Greis nicht mehr so weit, in den Weinberg zu führen, wo jezt Alles in voller Blüthe stehe. Daß Agnes dort sey, wußte keiner von Beiden, und als diese die Männer ankommen sah, flüchtete sie schnell in das Häuschen, wo die Geräthschaften aufbewahrt wurden, nicht bedenkend, was sie sagen wolle, wenn man sie dort finde; aber der Gedanke, Leo zu sehen und zu sprechen, war ihr unerträglich. Der Greis und sein Enkel nahmen ihren Platz dicht vor dem Häuschen, und Agnes konnte jedes Wort vernehmen, was die beiden Männer sprachen, denn das Haus hatte nur Läden, aber keine Fenster.

(Schluß folgt.)

Aus einem epischen Gedicht:

Adolph von Nassau.

(Schluß.)

Aus dem zehnten Gesang.

(In Speier vor des Kaisers letzter Schlacht.)

Des Kaisers Hörner mahnen die Straßen ab und auf,
Entrollt sind seine Fahnen, es schallt der Rosse Lauf.
Die Schaaren sind gegliedert und tummeln sich hinaus,
Von Helmen hochbefiedert geführt zum Ehrenstrauß.

Die Stadt entschläft im Dunkeln. Am Domeseingang hält
Im hellen Waffenfunkeln noch hoch zu Roß ein Held,
Er schwingt sich aus dem Bügel, vor ihm das Heiligthum,
Schwarz wie ein Felsenhügel, so heilig und so stumm.

Vor seinen Schritten schallen, umhüllt vom Schattenflor
Die hochgewölbten Hallen, er steht im Kaiserchor,
Wo in dem Lampenscheine im Frieden und verschwiegen
Die weißen Leichensteine in zweien Reihen liegen.

Wohl dürfen sie jezt schlafen, die liegen hier in Nacht,
Die wenig Frieden trafen, und fest und treu gewacht
Um deine Macht und Ehren mein heilig Vaterland,
Die sieggewohnten Wehren in ihrer starken Hand.

Des Domes frommer Gründer, ruh, zweiter Konrad, aus,
Rebellenüberwinder in deinem eignen Haus.
Streng mußtest du erscheinen als Richter für das Reich,
Dein edles Herz versteinen, jezt ruhst du sanft und weich.

Und Friede deinem Staube, gerechter Heinrich du,
Dein Liebstes waren Glaube, des Volkes Glück und Ruh.
Zur Gottesau verklären hast du das Reich gewollt,
Dir flossen Aller Zähren, der früh zum Staub gesollt.

Sein Sohn du, von den Klagen ruh aus, vom großen Schmerz,
Dein Kind hat dich zerschlagen, gebrochen dir das Herz,
Vom Thron in Schmach geschieden, vom Bann verflucht im Sarg,
Du kanntest nie den Frieden, bis dich die Erde barg.

Und du liegst ihm zur Rechten, der das an ihm vollbracht,
Er hat in Todesnächten noch segnend dein gedacht.
Und hat er dir vergeben, so ehre dich dein Land,
Das wußtest du zu heben mit starker, fester Hand.

Damit der Schatz nicht fehle aus Staufens hohem Haus,
Du Mann der sanften Seele ruh hier gesegnet aus.
Im Sturm bist du geschieden, o Philipp, milder Strahl,
Erglänz' in deinem Frieden im stillen Schattenthal.

Schlaf wohl du guter Vater, o Rudolph, gute Nacht,
Du freundlicher Berather, der sorglich lang gewacht.
Du liebtest diese Stätte und zogst ihr sterbend zu,
Ein müder Greis dem Bette der späten, frommen Ruh.

Auf euren Leichensteinen der Ritter ahnend spricht:
„Mit euch mich zu vereinen ich säume länger nicht,
Es reicht ein leises Grüßen aus eurem stillen Reich,
Und friedliches Umschließen find' ich nur unter euch."

„Ich darf in Freuden kommen, ihr nehmt mich liebend auf,
Von meinem Blut umschwommen vollend' ich meinen Lauf.
Ich gieß' es aus in Treue, sey mir versagt der Sieg,
Doch darf ich nicht bereuen, daß ich den Thron bestieg."

„Ich trug dich in dem Herzen, ich hatte Raum für dich,
Und unter vielen Schmerzen mußt' ich zerquälen mich,
Daß ich dich neu gebäre, der Zukunft Trost im Blick,
Dem Recht, dem Sieg, der Ehre, mein Reich, mein Kind, mein Glück!"

„Soll ich daran verderben, so steige du in Lust
Aus meinem blutgen Sterben, aus meiner wunden Brust.
Blüh auf in Ruhm und Siegen, die Ehre halte rein.
Für dich will ich erliegen, in Huld gedenke mein."

„Und muß ich mich verklagen des frühen Todes auch,
Ich wußte nur zu tagen im alten, deutschen Brauch,
Das Herz in meiner Rechten und mein Gemüth im Mund,
Den raschen Muth zu fechten, wo List und Trug erstund."

„Ein freudenvoller Vater, der seinem Volk vertraut,
In meiner Brust der Rather, der sprach mir immer laut.
Nie konnt' ich Kummers pflegen, was kann mein Herz dafür?
Ich bin dir doch ein Segen, ich meint' es treu mit dir."

„Erlauchte Schattten schwebet aus eurem stillen Reich,
Ich weiß es, daß ihr lebet, mir grauet nicht vor euch.
Mit euch einst will ich wallen um meiner Wälder Rand,
Um meiner Dome Hallen und segnen all mein Land."

Und du, der mich erhoben, sieh mich in deinem Haus,
Jezt kann ich dich noch loben, bald ist das Beten aus
In wilden Schlachtgewittern, in knirschend heißer Wuth,
Wo Helm und Schädel splittern, das Wort erstickt in Blut."

„Mein Schwert und meine Krone, nimm sie mir erst im Tod,
Der Meinen Treue lohne, sey ihre Kraft in Noth,
Hier, wo ich vor dir liege, bestatte mein Gebein.
Mein fester Glaube siege. Das Reich laß unverloren seyn."

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Mai.

(Fortsetzung.)

Kunstausstellung.

Die heurige Kunstausstellung umfaßt an Zeichnungen, Kupfer- und Stahlstichen, Lithographien, Miniatur- und Aquarellgemälden 125 Stücke, 578 Oelgemälde, 44 Bildhauer- und Graveurarbeiten, 22 Stücke eingebrannte Glas- und Porzellanmalerei, also eine Totalsumme von 569 Gegenständen. Hiebei sind jedoch die Nachträge nicht mitgerechnet. Der Katalog weist 249 Künstlernamen aus. Vergleicht man diese Statistik mit der des vorigen Jahres, so steht die dießmalige im Nachtheile; aber auch in qualitativer Hinsicht will man, wenn auch eben keinen Rückschritt, doch einen Stillstand bemerken. Gespannteste Neugierde treibt uns zuvörderst nach den Sälen, wo Gallait und de Biefve im verflossenen Sommer den großen Triumph gefeiert und im gleichen Grade Neid und Bewunderung der Künstler erregt haben. Wir finden zwar dort einige recht wackere Arbeiten Kupelwiesers im Fache des religiös Historischen, allein unsere in der Hauptsache enttäuschte Erwartung entdeckt unausfüllbare

Lücken. Die religiöse Malerei bietet manches Interessante dar, so die Beiträge von Führich, Dittenberger, Schnorr u. A., aber dieß entschädigt nicht für den brachliegenden großen Historienstyl. Es fehlt nicht an bedeutenden Talenten für historische Composition (hierunter Anton Ritter von Perger vielleicht das kraftvollste, phantasiereichste und wissenschaftlich gebildetste), allein die Gelegenheiten, sich zu entwickeln und kunstwürdige Gestalten in's Leben zu rufen, müssen von Außen geboten werden, man muß nicht Alles vom Künstler allein verlangen und erwarten. Perlen der Ausstellung sind die neuesten Schöpfungen Amerlings, der, nach längerem Aufenthalte in Italien, nun wieder hier weilt. Vor Allem zieht seine „Rebekka mit dem Armbande nach Hause eilend" die Blicke auf sich; eine heroische, imposante Gestalt, mit wallenden Gewändern und vom Zauber jenes orientalischen magischen Lichtes umflossen, welches dieser Künstler so ganz in seiner Gewalt hat. Unter Amerlings übrigen meisterhaften Arbeiten fesselt in diesem Augenblicke besonders Thorwaldsens nach der Natur gemaltes, lebensgroßes und sprechend ähnliches Bild. — Die Genremalerei ist heuer weniger vertreten als früher. Waldmüller, der Erste dieses Faches, brachte wieder ein paar unnachahmliche Dorfscenen. — Am reichsten bedacht sind Landschafts-, Blumen- und Früchtemalerei. In allen diesen Fächern besitzt Wien ausgezeichnete Künstler. Indessen vermissen wir unter den Landschaftern einige Namen von Bedeutung, die sonst nicht zu fehlen pflegten, selbst Gauermann, den Maler der Alpennatur. Gegen frühere Jahre ist das Aquarell heuer sehr steril, indessen erfreuen einige gelungene Arbeiten von Willibald Richter, Saudmann, Kniehuber. Noch dürftiger sind Stahl- und Kupferstich, Holzschnitt und Lithographie. — Der Kunstverein hat diesmal viele Ankäufe gemacht und so mit seinem Zwecke ernstlich zu entsprechen gesucht. Um so weniger Ankäufe scheinen von andern Seiten her erfolgt zu seyn. — Blicken wir auf die Werke der Plastik, so fallen dort keine Arbeiten von größerer räumlicher Ausdehnung auf, namentlich sind die in Marmor nur in geringer Zahl vorhanden. Sehr brav sind die Elfenbeinskulpturen von Schrödl. Alexy brachte eine Reihe von Statuetten in Terra cotta, ältere und neuere österreichische Feldherrn darstellend. Ein in seiner Art sehr gelungen ausgeführtes und sinnig entworfenes Werk ist der von der Eisenbahngesellschaft ihrem Director und technischen Leiter, Francesconi, gewidmete Pokal von in Silber getriebener Arbeit mit galvanisch vergoldeten Ornamenten. Allegorische Figuren und Embleme schmücken das prächtige Ganze.

(Fortsetzung folgt.)

Lübeck, Mai.

(Fortsetzung.)

Sonst und Jetzt.

Wir fühlen uns berufen, dem Leser, welchem darum zu thun ist, ein richtiges Urtheil zu gewinnen über Lübeck, über eine deutsche Handelsstadt, bedeutend durch alle ihre Verhältnisse in Vergangenheit und Gegenwart, in kurzen Umrissen ein ungeschmücktes Bild vorzulegen, das zwar in Liebe zur Vaterstadt entworfen, jedoch wahr in allen Einzelheiten ist. Von vorn herein aber müssen wir uns verwahren gegen eine Vergleichung des heutigen Lübecks mit der alten Hansehauptstadt, deren Bedeutsamkeit dem mächtigen Städtebunde Kraft und Ansehen gab. Die Hansa mußte fallen und mit ihr auch ihr Haupt, das lag in der Natur der Verhältnisse und ergab sich durch eine offen daliegende historische Entwicklung. Der Welthandel Lübecks mußte in dem Maße abnehmen, in welchem die Staaten Europas, durch deren Nichtintelligenz die Vermittelung der Hansa vorzüglich bedingt war, in ihrer geistigen und folgeweise auch gewerblichen Entwicklung fortschritten. Das Selbstständigwerden der verschiedenen Völkerstämme im Norden und Osten mußte das bevormundende Lübeck auf jene Stellung beschränken, welche der Handelsverkehr der Ostsee ihm gewähren konnte. Dieser Prozeß ist längst beendigt. Nur Unkunde oder Uebelwollen kann noch heutzutage Parallelen ziehen wollen zwischen dem alten Lübeck, dem Haupte der Hansa, und dem heutigen Lübeck, der freien Stadt des deutschen Bundes, wie es so oft geschieht, und wozu die Ueberbleibsel aus jener alten Zeit ewig und immer wieder die Veranlassung geben müssen. Lübeck theilt dieß Schicksal mit allen Städten, die in der Vergangenheit zu den Großmächten der Erde gehörten, und wenn es häufiger zum Experimentiren gebraucht wird, als etwa Venedig oder Genua, so ist der Grund davon in seiner geographischen wie politisch schutzlosen Lage zu suchen, wodurch die Mißgunst veranlaßt und zu Angriffen ermuthigt wird. Der Lübecker hat längst verlernt, zwischen der ursprünglichen (Lübecks Blüthe begann bekanntlich unmittelbar nach seiner Erbauung) und der jetzigen Bedeutung seiner Vaterstadt Vergleiche anzustellen, so lieb ihm auch die Erinnerungen an eine glorreiche Vergangenheit sind, so sehr ihm auch am Herzen liegt, die Denkmale früherer Größe zu ehren und zu erhalten. Zeugen dieser gewiß achtungswerthen Richtung sind die ehrwürdigen Kirchen und Klöster, das Rathhaus und die übrigen öffentlichen Gebäude Lübecks, welche mit wahrer Pietät und mit großem Aufwande erhalten werden, die Fürsorge für Alterthümer und Kunstschätze und die fortwährenden angestrengten Bemühungen zu Auffindung anderer, der Eifer in der Erforschung der vaterstädtischen Geschichte, welcher in neuester Zeit ein Urkundenwerk zu Tage gefördert hat, das Lübeck nicht minder zur Ehre gereicht, als es der Wissenschaft neue Quellen eröffnet. Mag immerhin diese Richtung mitunter auch ein längeres Festhalten am Historischen gefördert haben — sie hat die Lübecker nicht im Fortschreiten gehindert, sie hat nur die praktische Tendenz derselben modifizirt, und diese muß in einer Stadt wie Lübeck, welche ihren ganzen Verhältnissen nach auf den Handel angewiesen ist, überwiegend vorherrschen. Die praktische Richtung, welche man — seltsam genug in einer Zeit, wo die materiellen Interessen einen so großen Einfluß behaupten! — den Lübeckern zum Vorwurf machen will, erklärt sich so einfach und natürlich aus der Thätigkeit, zu der sie vorzugsweise berufen sind, und kann und darf sich nicht verlieren, so lange Lübeck eine Handelsstadt ist, der außer dem kommerziellen Verkehr, welcher Kaufleuten, Spediteuren, Schiffern, Detaillisten, Handwerkern, Arbeitern, ja selbst den Gelehrten Beschäftigung gibt, jede Erwerbsquelle fehlt. Zudem wird diese Richtung durch die republikanische Verfassung unterstützt, welche die Mehrzahl der Bürger zur Theilnahme an der Staatsverwaltung und den einzelnen Zweigen derselben, und auch die in dieser Weise nicht in Anspruch genommenen zu anderweitiger Thätigkeit für das Gemeinwesen beruft. Kaum dürfte in Lübeck ein durch seine Bildungsstufe befähigter Bürger seyn, welcher nicht seine Mußestunden ganz oder theilweise dem Gemeinwohl widmet.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 57.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 136.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 6. Juni 1844.

Si quis, qui quid agam forte requirat, erit:
Vivere me dices, salvum tamen esse negabis.
Ovid.

Ein Winter in Berlin.

Fünfter Brief.

Jezt, liebe Lucie, führe ich Sie zu den Dichtern. Ihr Blick erheitert ſich, indem ich Ihnen dieß verkündige; doch hoffen Sie nicht, daß ich Ihnen ſehr viel Erfreuliches zu berichten habe. Es iſt eine ſchwere Luft, die wir Alle athmen, und auf die reizbarern Organiſationen drückt ſie beſonders läſtig. Ich will Sie nicht behelligen mit der zum Gemeinplatz gewordenen Klage über die politiſche Richtung in der Poeſie unſerer Tage. Vielleicht iſt das, was wir heutzutage Politik nennen, nicht mehr jene kleinliche Miſchung von Geheimniß und Intrigue, wie ſie vor funfzig Jahren zurück unſere Zeitungsblätter füllte und unſern Perſen ein Greuel war; vielleicht verbirgt ſich hinter dieſer falſch gedeuteten Maske gerade unſere liebſte Hoffnung, unſer innigſtes Intereſſe. Gewiß aber iſt es, daß die Dichter der alten Schule mit allen Waffen kämpfen, um ein ihnen läſtiges und, wie ſie meinen, gegen alle Poeſie rebelliſches Element ſich fern zu halten. Um die gute Laune beider Parteien iſt's geſchehen, und jedes Produkt, das in unſern Tagen auf den literariſchen Markt kommt, trägt den Stempel dieſer mißliebigen und ſtreitſüchtigen Stimmung an ſich. Der Freund der Poeſie könnte bewogen werden, dieſem Treiben bis auf beſſere Zeiten den Rücken zu wenden, wenn nicht gerade in dieſer Anarchie der Meinungen von Zeit zu Zeit großartige und erſchütternde Ideen auftauchten, die nach einer paſſenden Form ihrer Verkörperung ringen, und die für ſich zu gewinnen die Poeſie und die Philoſophie gleichmäßig angeregt ſind, und wodurch die Aufmerkſamkeit des Forſchers auf beiden Gebieten in Thätigkeit erhalten wird. In dieſem Falle der Mißſtimmung gegen das Moderne in der Geiſtesproduktion befinden ſich zwei unſerer erſten lebenden Dichter: Tieck und Rückert. Beiden thut die Atmoſphäre des modernen Berlin nicht gut.

Sie haben, liebe Lucie, Tieck in Dresden beſucht. Sie fanden ihn als den Mittelpunkt eines großen Kreiſes von Gelehrten, Künſtlern, Weltleuten. Nicht ſo in Berlin. Dresden hat den Ruhm, eine gewiſſe Poeſie für die Weltleute bewahrt zu haben. Der Salon der Frau von der Recke gründete dieſes Mecca, nach dem die Gläubigen wallfahrteten. Als dieſe Frau ſtarb, ging die indifferente Schaar, der es nicht um die Poeſie ſelbſt, ſondern nur um einen mit Gepränge abgehaltenen Kultus zu thun war, von ihr zu Tieck über. Der Stamm der eigentlichen Tieckſchen Verehrer, jene gealterten Romantiker ſahen ſich auf dieſe Weiſe durch eine große Anzahl Weltleute vermehrt. Es richtete ſich ein kleiner Hof ein. Wer hätte dem liebenswürdigen Prieſter auch nicht gerne

Ehrfurcht bezeugen mögen? Mit Tiecks Entfernung von Dresden war die Reck-Tiedge-Tieckſche Periode geſchloſſen. Die Zeit, die mit der Genovevenandacht, der Franz Sternbaldſchen Schwärmerei begonnen hatte und mit den kühl verſtändigen, polemiſirenden und ſpaßhaft ſeyn-ſollenden Novellen ſchloß, war abgethan, und der Dichter kam in eine Stadt und an einen Hof, welche beide wenig Sympathien für ihn hatten. Berlin, die Vaterſtadt Nicolai's, die Pflanzſtätte der Kritik, das antiromantiſche und von Tieck und den Genoſſen ſeiner Jugend ſo oft und arg verſpottete Berlin, öffnete jezt dem Greis ſeine Thore, der da kam, um auf ſeinen Lorbeeren zu ruhen. Man hat dieſe Berufung eines großen deutſchen Dichters an den Hof eines großen deutſchen Fürſten als einen Triumph für deutſche Poeſie und deutſchen Ruhm angeſehen, und allerdings liegt etwas ſehr Erfreuliches in der Thatſache. Aber dieſe Verherrlichung trifft mehr die Sache als die Perſon. Vom Könige iſt es eine große und ſchöne That; ſie gibt der Welt das ſo ſehr erwünſchte und ſo ſelten ihr gewährte Schauſpiel der Macht, die uneigennüzig dem Talent huldigt. Doch der Dichter wird nicht wieder jung; ſeine Freunde haben ſich zerſtreut, ſein Weg wird einſam. Man bringt ihm mit vollen Händen Blumen der Verehrung dar, aber er findet die Blüthenglocken nicht darunter, aus deren Duft ihm die poeſievollen Erinnerungen ſeiner ſchönen Jugendtage ſteigen. Der moderne Hof Friedrich Wilhelms IV. iſt kein Platz für den alten Romantiker, die moderne, im Kampf der Tagesintereſſen hin und her wogende Stadt kein Aſyl für den Prieſter einer myſtiſchen Geheimlehre in Poeſie und Leben.

Soll ich Ihnen nun einen Vorleſeabend Tiecks in Berlin ſchildern? Wenn Sie die glänzende Umgebung abrechnen und ſtatt ihrer einen kleinen Kreis Freunde und Freundinnen des Dichters nehmen, iſt der Hauptgegenſtand derſelbe geblieben, nämlich Tiecks wunderbare Gabe des dramatiſchen Vortrags. Die Geſchmeidigkeit und der zauberiſche Wohllaut ſeiner Stimme ſind die alten; ſein Organ hat nichts von ſeiner Stärke und den wallenden Accorden des Zorns und der Leidenſchaft verloren; eben ſo wenig hat ſich die klangvolle Lieblichkeit und der lachende Spott verloren. Es wohnt in dieſer Stimme die ganze Vollendung des Dramas, die der Eigner dieſer Zauberſtimme dem wirklichen Drama auf der Bühne nie hat geben können. Doch hat Tieck einzelne Regiſter auf ſeiner Vorleſeorgel, die er nie zieht, das ſind die Regiſter des Pathos und der Sentimentalität. Dieſen Mangel vermißt man ſchmerzlich. Es iſt nicht alles unwahr, was pathetiſch iſt, und es iſt nicht alles verächtlich, was ſentimental iſt. Tiecks künſtleriſches Dogma iſt die Ironie, nämlich jene großartige Weihe der Heiterkeit, die als Erhebung des Künſtlers über ſeinen Gegenſtand, der Schöpfung den wahren Adel und die rechte Größe verleiht. Dieß mag als äſthetiſcher Grundſatz richtig ſeyn, allein in ſeinen Conſequenzen führt er dem Gemüth eine unbehagliche Kälte zu. Es iſt nirgends Wärme und Pulsſchlag zu fühlen, überall Geiſt, Spott, Spielerei. Daher auch Tiecks ſchwärmeriſche Verehrung für Shakespeare, dieſen Dichter, der für ein Wort des Gefühls fünf der Neckerrei und der Witzjagd hat, der nicht leicht eine rührende Situation ſchildert, die nicht ſogleich durch eine burleske Farce wieder in ihrer Wirkung aufgehoben wird. Tiecks Vortrag hat ſich ganz Shakespeare angepaßt, er hat eine eigene Skala der Töne gefunden, um die zahlreichen Narren der Shakespeariſchen Stücke jeden in ſeiner eigenen wunderlichen Sprache ſprechen zu laſſen. Dabei geht der Ernſt der großen tragiſchen Perſonen nicht verloren; man fühlt, daß ein mächtiger Geiſt ein eben ſo mächtiges Organ gefunden hat, um ſinnlich in's Leben zu treten; ja man möchte wünſchen, daß überhaupt Shakespeare nie anders als durch eine Vorleſung dieſer Art zu uns ſpräche. Hier allein braucht dem großen Dichter nichts geraubt zu werden, hier allein hat er den ſo mißlichen Kampf mit der Bühne und ihren jetzigen Forderungen nicht zu beſtehen.

(Fortſetzung folgt.)

Die Heimath.

(Schluß.)

Nach einer Pauſe ſagte der alte Braun: „Endlich finde ich Gelegenheit, dich über eine Sache zu ſprechen, die mir mehr als Alles am Herzen liegt. Laß mich ganz offen mit dir ſeyn, mein Sohn. Du liebſt Agnes, das weiß ich durch einen Zufall; warum bewirbſt du dich nicht um ihre Gegenliebe?" — „Großvater, welch ein Gedanke! wie kommen Sie zu der tollen Vermuthung?" — „Toll, mein Kind? warum leugneſt du mir ſo hartnäckig, was mir dieſes Blatt gezeigt hat? Du liebſt Agnes, und freilich — da paßt das Wort: wie toll!" Und er hielt dem jungen Mann das bewußte Gedicht vor die Augen. „O Gott!" rief Leo; „Agnes hat es doch nicht geſehen?" — „Wohl hat ſie, ſie hat es geſehen, geleſen und iſt dunkelroth geworden." — „O Gott, o Gott!" — „Ich ſehe gar nicht ein, warum du ſo herzbrechend jammerſt. Du und Agnes, ihr paßtet ganz vortrefflich zuſammen. Sie iſt, wie du, ein ſtilles, gedankenvolles, ſinniges Weſen, und daß ſie keinen Werth auf ihre Baronie legt, kannſt du daran ſehen, daß ſie die ſo gut

wie aufgegeben hat, indem ſie in unſer ſtilles Dorf zurückkehrte, um „„des Küſters Enkelin und des Pfarrers Bäschen““ zu ſeyn.“

„Nein, mein Vater, Sie irren ſich, Agnes iſt nicht zu uns zurück gekehrt, weil ſie den Stand ihres Mannes aufgeben will, ſondern weil ſie ein wundes, gekränktes und verrathenes Herz hatte, deſſen einziger Balſam in der Liebe treuer Freunde, in ungeſtörter ländlicher Ruhe beſtand, und weil ſie das Heimweh hatte. Jeder Menſch bekommt aber Heimweh, wenn er in der Fremde Unbill und Verrath erfährt. — Wenn ich Ludwigs Erziehung vollendet haben werde, in fünf, ſechs Jahren, dann wird ſeine Mutter wieder mit ihm fortziehen; er wird eine Carrière machen, ſich verheirathen und ſie wird angenehm im Hauſe ihres Sohnes als eine geehrte, vornehme Dame leben. Nur ihre edle Beſcheidenheit verhindert ſie jezt, eine andere Saite als die der liebenden Mutter anzuſchlagen. — Sie würde, wenn ſie wollte, im höchſten Kreis die erſte ſeyn. Was ſind dieſe Frauen gegen ſie! War ich doch nur ein Jahr Erzieher in dem Hauſe einer ſolchen vornehmen Dame; aber es war lang genug, um mich die Bildung dieſes hochgeprieſenen Cirkels würdigen zu laſſen.“

„Du thuſt wahrhaftig,“ ſagte der alte Mann ärgerlich, „als habe ich den ärgſten Schimpf gegen Agnes ausgeſprochen! Und gerade dein Enthuſiasmus ſpricht wieder nur für meinen Satz, daß du ſie heirathen ſollſt.“ — „Reden Sie nicht ſo, Großvater, das iſt unmöglich.“ — „Unmöglich! wie ſo?“ — „Da gibt es viele Gründe für Einen. Erſtens liebt mich Agnes nicht, wird mich nie lieben; ihr Herz iſt einmal verrathen worden und ſie traut keinem Manne mehr. Zweitens iſt auch mein Aeußeres nicht vortheilhaft genug, um ſolch eine ſchöne verwöhnte Frau einzunehmen.“ — „Thuſt du doch,“ ſagte der Alte brummend, „als wärſt du —“ — „Hören Sie weiter. Drittens kann ich mich gar nicht um ſie bewerben.“ — „Warum nicht?“ — „Weil ich ihr nichts anzubieten habe. Daß ich nicht adelig bin, iſt gleichgültig, das weiß ich wohl; denn erſtens iſt ſie ja von Geburt, was ich bin, und wäre ſie auch eine geborene Gräfin, ſo habe ich eine zu hohe Achtung vor ihr, als daß ich glauben könnte, ein unbeſcholtener Name genüge ihr nicht. Aber — ich habe kein Vermögen und Agnes hat nur für den Fall, daß ſie ſich nicht wieder verheirathet, von ihrem Manne ein Witthum, wie das bei dieſen Gutsbeſitzern gewöhnlich der Fall iſt. Wenn ſie ſich verheirathet, hat ſie keinen Heller, und das bedaure ich auch nicht, denn ich möchte mir nicht von dem Gelde des erſten Mannes meiner Frau vergnügte Tage machen, und ganz beſonders nicht, wenn er einen Sohn hinterließ, der ein näheres Anrecht auf dieſes Geld hat. Als ſeine Wittwe aber, ſeinen Namen tragend, als die Mutter ſeines Sohnes, kann ſie unbedenklich über ſein ganzes nachgelaſſenes Vermögen verfügen, denn jezt iſt es eben ſo gut das ihrige.“

„Wie verfügt ſie aber darüber?“ eiferte Braun wieder dazwiſchen; „man ſollte nach deinen Reden wahrhaftig meinen, ſie ſchwelge in ſeinen Schätzen und ſey eine verwöhnte Dame. Wie ſchränkt ſie ſich ein! — keinen männlichen Bedienten, die einfachſte bürgerliche Küche, und ihr Anzug — du lieber Gott! — immer ein ſchwarzes Kleid! Dieſen Luxus könnte ſie auch als Frau Pfarrerin treiben.“

„Sie vergeſſen, lieber Vater, daß dieſes einfache ſchwarze Kleid immer von der ſchwerſten Seide iſt, daß ſie ſeit ihrer Verheirathung keinen andern Schuh, als einen aus Paris trägt; ſie hat auch einen einfachen Hut, aber er iſt vom feinſten italieniſchen Stroh. Sie iſt ſehr einfach, das weiß ich wohl, aber immer noch nach dem Zuſchnitt einer Dame, und überdem wiſſen Sie ja ſo gut wie ich, daß ſie ſich jezt nur vorgenommen hat, ſich ſo einzuſchränken, um die Güter ihres Sohnes frei zu machen, und ſpäter in dem alten Glanze mit ihm in der Welt zu erſcheinen gedenkt. Dieſe Ausſicht kann ich ihr nicht rauben, nicht von ihr verlangen, ihre ſeidenen Kleider, ihre Pariſer Schuhe, ihre Freiherrnkrone, ihr reiches Witthum, die künftige Geſellſchaft ihres talentvollen Sohnes, die Bewunderung aller Welt aufzugeben, um ihr dafür nichts anzubieten als ein kleines Pfarrhaus, tauſend Gulden jährlich und —“ — „Nun, und —“ ſagte der Alte geſpannt. — „Nun, und meine Seele!“ rief Leo, in Thränen ausbrechend.

„Ja, das kannſt du!“ ſagte eine Stimme, die ihm nur zu bekannt war, „das kannſt du!“ und zwei Arme legten ſich um ſeinen Hals. Es ſtand Jemand hinter ihm, er wußte, wer es war, und konnte es dennoch nicht glauben. — „Ja, das kannſt du!“ ſagte nun Agnes, indem ſie vor ihn hintrat, und ich will meine ſeidenen Kleider, meine Pariſer Schuhe, meine Freiherrnkrone, mein Witthum und die Bewunderung aller Welt,“ ſezte ſie mit gutmüthigem Spott hinzu, „auf der Schwelle deines Pfarrhauſes niederlegen und will nichts dafür verlangen — nicht einmal das kleine Haus, ſelbſt nicht deine tauſend Gulden, ſondern nur deine Seele, aber die auch ganz und ungetheilt, denn jezt iſt es mir erſt klar geworden, was das für eine Seele iſt! Ich will deine demüthige Pfarrerin ſeyn und mich reich ſchätzen mit deiner Armuth, wie ich mich arm ſchäzte in meinem früheren Reichthum. Leo, du biſt hundertmal mehr werth als Alles, was ich um dich aufgebe. Glaube mir das!“

Was Leo ſagte? Er ſagte nichts, er küßte nur ihre Hände und ihre Stirne und ganz zulezt ihren Mund; aber der Großvater und Ludwig, der hinzugekommen war — ein altes und ein junges Kind — die ſagten freudig: „So iſt es recht!“

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Mai.

(Fortsetzung.)

Theater.

Unter den Glas- und Porzellanmalereien befinden sich interessante Proben dieses einen neuen Aufschwung gewinnenden Kunstzweiges. Wie vor einigen Jahren, ist auch dießmal wieder eine kleine Anzahl von Schöpfungen der Münchener Kunstschule zur Schau ausgestellt und dadurch den hiesigen Eiferern für vaterländische Kunst Gelegenheit zu Parallelen geboten. Unter diesen Gemälden befinden sich Arbeiten von Storch, Kaltenmoser, Ainmüller und Maes. Der Ertrag dieser separaten kleinen Kunstausstellung ist einer hiesigen Kinderbewahranstalt gewidmet.

Die Hauptneuigkeit im Bühnenwesen ist ein Deinhardsteinsches Lustspiel auf dem Hofburgtheater. „Modestus" heißt der neue Held der komischen Muse; er ist fürstlicher Rath und ein pedantischer, ceremonidser und am Altberge brachten zäh klebender Kleinmeister, dabei aber im Ganzen ein gutmüthiger Mann. Um ihn gruppiren sich eine liebenswürdige Tochter und zwei Anbeter derselben, zugleich Rivalen in der Amtskarrière; ein dritter in der Liebe ist der Fürst, ein junger, interessanter, in Ansichten und Streben dem aufgeklärten Jahrhundert angehörender und das starre Formenwesen gerne zersprengender Feuergeist. Aus diesen mit Geschick aus dem Leben und der Gegenwart gegriffenen Elementen hat der gewandte Dichter ein ansprechendes und, wenn man will, modernes Bühnengemälde zusammengesezt. Deinhardstein hat sich dießmal aus seiner bisherigen Sphäre, der des Künstlerdramas, hinaus gewagt; der Schritt, wenn gleich kein entschiedener Meistersprung, ist jedenfalls kein mißlungener Versuch. Einige Lockerheit des geschürzten Knotens, die Verrückung des Hauptcharakters aus dem Mittelpunkte der Intrigue, die sich zu wenig von Innen nach Außen entwickelnde Handlung u. dgl. macht man dem Dichter nicht mit Unrecht zum Vorwurfe; dagegen entschädigt er wieder durch Geist, Takt und die ihm eigene Grazie. „Modestus" wurde seitdem mehreremale gegeben. — Kürzlich erschien, neu in Scene gesezt, Schillers „Braut von Messina" auf der Hofbühne. Will man etwa mit diesem antik tragischen Versuche unseres großen deutschen Dichters die stillen Wünsche derjenigen beschwichtigen, die mit peinlichem Appetit nach den antikisirenden und shakespearisirenden Versuchen der Berliner Bühne und ihrer Nachahmerinnen hinüberblicken? — Nächstens erwarten wir „Hamlet" und Baison als Gast. Auch Emil Devrient wird zu Gastspielen erwartet. — Die italienische Oper im Kärnthnerthortheater brachte bisher die „Norma," Donizettis viel beliebte „Linda" und Rossinis noch beliebteren „Barbier," dann Donizettis „Maria di Rohan." Das Entzücken aller Theaterfreunde ist aber in diesem Augenblicke Fanny Elsler, die nun bereits neun Gastvorstellungen als Gisella in den „Wilis," dann in den Divertissements: „des Malers Traumbild" und „Lise und Colin" gegeben hat. Mit Zagen sehen ihre Bewunderer dem zehnten und lezten Auftreten entgegen. — Auf dem Theater an der Wien hat Nestroys neuestes Produkt: „der Zerrissene," nunmehr die dreißigste Vorstellung in ununterbrochener Folge erlebt. Der Dichter ist in diesem neuen, dem Französischen mit derb und al fresco lokalisirender Freiheit nachgebildeten Stücke wieder ganz der alte Nestroy, alle Schleußen des Wortwitzes sind aufgethan und die Situationskomik war um drastische Farben nicht verlegen, nur leidet auch hier wieder der Hauptcharakter an einer trostlosen Gemeinheit, ein Element in Nestroys Produkten, welches ungemein anwidert. Scholz, der Liebling der Wiener, stellt abermals eine zum unauslöschlichen Gelächter reizende Figur vor.

(Schluß folgt.)

Lübeck, Mai.

(Fortsetzung.)

Geschäftsthätigkeit. — Schulanstalten.

Wohl dürften wenige Städte in Deutschland aufzufinden seyn, in welchen so viel Thätigkeit herrscht und von den gebildeten Ständen so wenig Zeit dem Vergnügen gewidmet wird, als in Lübeck. Darum sind auch das Schauspiel und öffentliche Vergnügungsorte wenig besucht, darum sind auch gar oft gesellige Zusammenkünfte nur eine Gelegenheit zur Besprechung von Geschäftsgegenständen. Gern möge eingeräumt werden, daß man Lübecker seyn muß, um sich in solchen Verhältnissen wohl zu finden. Die Geschäftsthätigkeit zu allen Zeiten ist eine Nothwendigkeit geworden in Lübeck, wo der Kaufmann gezwungen ist, neben seinen Geschäftsarbeiten öffentliche Aemter zu bekleiden, welche so sehr seine Thätigkeit in Anspruch nehmen, daß er für jene nur mit Mühe die nöthige Zeit findet. So erklärt sich jene praktische Richtung, welche den Lübeckern wiederholt zum Vorwurf gemacht worden ist; man hielt sich an eine Erscheinung, ohne auf deren Grund zurückgehen zu wollen, vereinzelt wurde sie aufgefaßt und gedeutet, um die Lübecker als im Materialismus versunken darzustellen. Wo wahre, tüchtige Bildung so viel Anerkennung findet, wie hier, wo so viel für die Bildung und Erziehung der Jugend geschieht, welche durch ein schönes, gemüthweckendes Familienleben wesentlich gefördert wird, da, sollte man doch glauben, müßte auch geistiges Leben herrschen. Wir wollen versuchen, in der nachfolgenden Zusammenstellung eine Skizze vom heutigen Lübeck und den verschiedenartigen Aeußerungen seines innern Lebens zu geben.

Zu den Einrichtungen, welche Lübeck am vortheilhaftesten auszeichnen und seiner Bevölkerung besonders zur Ehre gereichen, gehören seine vortrefflichen Schulanstalten, und wir berühren diese hier zuerst, weil wir, in Ermangelung einer andern Reihenfolge, mit demjenigen beginnen wollen, dessen Aufgabe es ist, den werdenden Menschen zu seiner Bestimmung vorzubereiten und heranzubilden. Die viel genannte praktische Richtung der Lübecker hat sicher nicht in geringem Maße dazu beigetragen, daß jene Sorgfalt auf das Schul- und Erziehungswesen verwendet wird, welche selbst in den entferntesten Kreisen Aufmerksamkeit erregt und Veranlassung gegeben hat, daß so viele Knaben und Mädchen aus weit entlegenen Ländern und fernen Welttheilen nach Lübeck gesendet werden, um die Schulen dieser Stadt zu besuchen. Der Lübecker hat in dieser seiner praktischen Richtung die Einsicht gewonnen, daß dem Menschen vor allem Andern ein christlich frommes Gemüth, Charakter und positive Kenntnisse nothwendig seyen. Diese Ueberzeugung steht unerschütterlich fest, und Alles wird aufgeboten, derselben gemäß Unterricht und häusliche Erziehung in jene Uebereinstimmung zu bringen, die durchaus erforderlich ist, um den angedeuteten Zweck zu erreichen. Was auch immer über Lübeck geredet und geschrieben worden — ehrenhaften Privatcharakter, Fleiß und Geschäftskenntniß hat man seinen Bewohnern nie absprechen können, wenn gleich mitunter selbst diese Eigenschaften unter gehässigen Formen dargestellt worden sind.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 46.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 137.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 7. Juni 1844.

— Multa in homine
Signa insunt, ex quibu' conjectura facile fit.
Terentius.

Beitrag zur Phyſiognomik.

Auf meinen Reiſen in England nahm ich eines Tags wegen unfreundlicher Witterung einen Platz im Innern der Stage-coach und traf da mit fünf Perſonen zuſammen, zwiſchen welchen — was in England nicht gewöhnlich iſt — nach und nach ein Geſpräch ſich entſpann. Die erſte Veranlaſſung war die Bemerkung eines Herrn, als er ein geleſenes Zeitungsblatt einſteckte, daß es gar nichts Intereſſantes enthalte. Dieß führte auf Lektüre im Allgemeinen, in deſſen Folge ein bleicher, hagerer Herr äußerte, für ihn gebe es kein anziehenderes Buch als Lavaters Phyſiognomik. „So haben Sie es wohl mehr als einmal geleſen?“ fragte ein anderer Herr, der auch ohne Militärmantel den Offizier verrathen haben würde. — „Ich möchte ſagen, ich habe das Buch ſtudirt,“ verſetzte der Bleiche. — „Und hat es Ihnen nicht bisweilen ein Lächeln des Unglaubens abgelockt?“ fragte der Soldatiſche. — „Vielleicht errathe ich, worauf Sie zielen,“ erwiderte jener; „etwa, wo Lavater vom Charakter eines Theeſervice oder von der Phyſiognomie eines Maikäfers ſpricht?“

Eine ältliche, noch ganz hübſche Dame, die in einer Ecke des Wagens ſich ſehr behaglich zu fühlen ſchien, lachte laut auf, entſchuldigte indeſſen ſogleich die unhöfliche Unterbrechung. „Aber,“ ſagte ſie, „es kam mir wirklich zu ſpaßhaft vor, daß eine Theeſervice einen Charakter und ein Maikäfer eine Phyſiognomie haben ſoll. Von der Prophetengabe einer Taſſe Kaffee habe ich gehört, nie vom Charakter eines Theeſervice, und ob ein Maikäfer Augen, Naſe und Mund hat, ich weiß es nicht.“ — „Aber daß ein Käfer Gefühl hat,“ ſprach der Bleiche, „bezweifeln Sie gewiß nicht, wenn auch der unſterbliche Shakespeare nicht ſagte:

— The poor beetle that we tread upon
In corporal suffering finds a pang as great
As when a giant dies.

„Möchten Sie alſo wohl bezweifeln, daß der arme Käfer, wenn er von uns getreten dieſen Todesſchmerz empfindet, ihn wie jedes andere Geſchöpf durch ſeine Mienen ausdrückt?“

Der Bleiche ſagte das mit ſo viel Emphaſe und unverkennbarem Triumph, als ſey er mit ſeinem Argument und ſeiner Beredtſamkeit durchaus nicht unzufrieden; auch entgegnete die Dame nichts. Aber den Mann mir gegenüber, einen ältlichen Herrn in dunkelbraunem Rocke mit vergoldeten Knöpfen, ſorgſam gekämmter Perrücke und ſpaniſchem Rohre mit maſſiv goldenem Knopfe, den hatte der Bleiche nicht überzeugt. „Ein Maikäfer eine Phyſiognomie und Miene!“ rief er, „nimmermehr!“ Und dabei ſtieß er ſein Rohr mit ſolcher Gewalt auf den Boden, daß ich Gott dankte, vom ſogenannten Wagenrechte keinen Gebrauch gemacht und meinen Fuß nicht

zwischen seinen Füßen, unter dem wahrscheinlich mit stählerner Zwinge gewappneten Stocke zu haben. Der Bleiche zögerte nicht, den hingeworfenen Handschuh aufzunehmen; der Andere ließ sich nicht schrecken und focht ungemein tapfer. So oft er jedoch seine rothen Backen aufblies, behielt ich sein Rohr fest im Auge, denn er näherte sich dann dem Schlusse seiner Beweisführung und endigte mit einem gewaltigen Stoße auf den Boden.

Als beide Combattanten sich von der Anstrengung erholten und allgemeine Stille eingetreten war, erlaubte ich mir zu bemerken, daß die ausschweifenden Behauptungen des Dr. Lavater und seiner Anhänger ihren Bestrebungen mehr geschadet als genüzt und die Physiognomik um einen Theil ihres Kredits gebracht haben dürften, daß wenigstens, wer es jezt unternehme, den Charakter eines Menschen nach dessen Physiognomie zu bestimmen, den Verdacht errege, einer zweideutigen Schule anzugehören.

„Ich stimme Ihnen vollkommen bei," sagte der Offizier. „Wer in der Welt mit offenen Augen gelebt hat, dem werden Merkmale geläufig, aus welchen Charakter und Beschäftigung sich mit mehr Sicherheit ergeben, als aus der Physiognomie. Sie lächeln, als ob Sie das bezweifelten," wendete er sich an den Bleichen; „es käme auf eine Probe an." — „Um die ich bitten möchte," fiel die Dame ein. Wir andern vier, nämlich der Bleiche, der Rothe, ein junger Mann von angenehmem, bescheidenem Aeußern, und ich, schlossen uns der Bitte an, und der Offizier versprach uns zu willfahren, wenn wir dagegen versprechen wollten, die Richtigkeit seiner Aussage ehrlich einzugestehen und ihm nichts zu verübeln.

Das geschah, und ohne weitern Verzug sagte der Offizier zu der neben ihm sitzenden Dame: „Also mache ich bei Ihnen den Anfang, Madame. Wollte ich mit der Wahrnehmung beginnen, daß Frohsinn und Gutmüthigkeit die Grundzüge Ihres Charakters sind, so brauchte ich mir auf diese Entdeckung nichts einzubilden. Jedes Kind, das Sie sieht, muß Ihnen das ansehen. Soll ich Ihnen aber Ihre frühere oder noch jetzige Lebensbeschäftigung nennen, so muß ich Sie zuvörderst an Ihr Versprechen erinnern, mir nichts für ungut zu halten. Sie verzeihen mir, wenn ich richtig rathe, und rathe ich falsch, so mögen Sie mich auslachen und verhöhnen, so viel Sie wollen."

Nicht ohne Erröthen ging die Gutmüthige auf den Vorschlag ein, und der Offizier erklärte, sie habe, ob als Eigenthümerin oder in anderer Qualität, ob noch jezt oder früher, die Verwaltung eines Gasthauses besorgt. „O, Sie haben mich in Portsmouth gesehen!" lachte die Ausgefundene. Der Offizier betheuerte 'pon his word, daß er nie das Vergnügen gehabt, und auch nie in Portsmouth gewesen sey. — „So haben Sie jedenfalls richtig gerathen. Ich bin seit zwanzig Jahren Besitzerin des Hotels zur Sonne und verwalte es selbst. Aber bitte, woran haben Sie das erkannt?" — „An etwas scheinbar sehr Unbedeutendem," erwiderte der Offizier. „So oft Sie zu sprechen anfingen, legten Sie die rechte Hand an die rechte Seite, an die Stelle, wo Wirthschafterinnen, besonders in Gasthäusern, den Schlüsselbund zu tragen pflegen; und so lange Sie sprachen, schienen Ihre Finger mit den Schlüsseln zu spielen." — „Ich weiß, daß ich das thue," sagte die Gutmüthige, „kann mir's aber nicht abgewöhnen. Fragt mich zu Hause ein Kellner oder ein Stubenmädchen, so ist's meist nach einem Schlüssel, und während ich den Bescheid gebe, finden meine Finger den Schlüssel. Ich habe das im Gefühl."

„Mit Vergunst," fing jezt der Rothe an, „das hätte ich auch errathen. Was aber bin ich? Ja, mein Herr, sehen Sie mich nur an; was bin ich? Unter uns, ich verstehe mich ein wenig auf die Kunst des Erkennens und glaube nicht das Geringste an mir zu haben, was Sie an's Ziel bringen könnte." — „Nach dem, was Sie eben geäußert," versezte der Offizier, „könnte es scheinen, Sie wären ein Jockei. Dem widerspricht jedoch Ihr Anzug und Ihr übriges Wesen. Beides könnte mich verführen, Sie für einen reichen Kaufherrn oder für einen Londoner Alderman zu halten. Sie sind aber weder das Eine, noch das Andere, denn Sie sind ein Auktionator." — „Daß dich — der bin ich!" rief der Getroffene. „Allein wie haben Sie das entdeckt? Ich wette, daß ich nicht ein Wort gesagt, woraus Sie meinen Beruf folgern können." — „So viel ich mich erinnere, nicht," erwiderte der Offizier. „Dagegen wird ihr vis-à-vis mir bezeugen, daß Sie jede Ihrer lezten Sentenzen mit Ihrem Rohre zugeschlagen haben."

Meinen Beruf, in so fern ich einen habe, bestimmte der Offizier ganz der Wahrheit gemäß. Da ich jenen verschweige, verschweige ich auch, worauf er dabei gefußt hat. Nach mir traf die Reihe den jungen Mann mit dem angenehmen, bescheidenen Aeußern. „Fast wäre ich geneigt gewesen," sagte der Offizier, „Sie für einen unabhängigen Mann zu halten, der zu seinem Vergnügen sich literarisch beschäftigt. Lezteres glaube ich noch; in ersterem hätte ich mich geirrt. Sie könnten ein Seidenhändler seyn; aber Sie sind ein Bandhändler." — Der junge Mann war das, wie er ohne Hehl gestand, und zum Kennzeichen hatte dem Offizier ein Schwippchen gedient, das jener in der Hand hielt und bei lebhaftem Sprechen wiederholt zwischen Daumen und Zeigefinger genau eine Elle lang durchzog.

Unsere Ankunft in Nottingham und mein dortiges Scheiden von der Gesellschaft raubte mir die Freude, zu erfahren, ob der Offizier auch den Bleichen errathen. Ich bezweifle es nicht. W. S.

Ein Winter in Berlin.

(Fortsetzung.)

Ich hörte Tieck einige Lustspiele Shakespeares vortragen, dann ein paar der burlesken Possen Holbergs. Diese gelangen vortrefflich. Holbergs Natur kennt die feinere Grazie der Komik nicht, dagegen ist ihm eine unerschöpfliche Ader des derb Spaßhaften zu Theil geworden. Er erreicht Molière an Urtheil und Bildung nicht, aber er überbietet ihn an wirksamen volksthümlichen Possen. Tieck hat den sehr lobenswerthen Grundsatz, nichts zu mildern oder wegzulassen. Er trägt mit großer Freimüthigkeit, und ohne zu stocken, die muthwilligen Stellen seines Autors vor; aber die exclusivste Prüderei kommt nicht dazu, ihm böse zu werden, weil der graziöse Humor dieses unvergleichlichen Vortrags den sittsamen Zorn entwaffnet, bevor er sich noch regen kann. So hörte ich in einer Holbergschen Posse eine Scene mit an, die das Aergste enthielt von einer gewissen Gattung zweideutiger Volksspäßchen, die ihre Heimath, der Himmel weiß in welchem verrufenen Winkel einer Schenke oder Kaserne aufzuweisen haben. Und dabei saß ein Kreis von Frauen um den Dichter, die alle eher den Einsturz des Himmels erwarteten, als daß sie jemals dergleichen würden zu hören bekommen. Tieck hat aber den sehr richtigen Grundsatz, daß ein gesunder, wenn auch roher Spaß dem Publikum eher zu bieten sey, als eine giftige und versteckte Unsittlichkeit.

Der kleine Salon, in dem diese Vorlesungen gehalten werden, ist passend mit Bücherschränken, Gemälden und Büsten geschmückt. Tiecks Porträt, von Stieler gemalt, nimmt den Platz über dem Sopha ein. Dieses Bild, das sehr gepriesen wird, ist, meiner Ansicht nach, mit etwas zu viel Absichtlichkeit gemalt. Die Bedeutsamkeit des Auges ist übertrieben; es ist damit dasselbe Mißfällige und Carrikirte geschehen wie mit Goethes Augen, die man nicht groß und aufgerissen genug darstellen zu können glaubte. Es ist wahr, daß das Auge des Dichters fast das Bedeutsamste ist, was im ganzen Kreise des Darstellbaren aufzufinden; allein das rechte Maaß darf hier, wo es sich um ein geistiges Gebiet handelt, um so weniger überschritten werden. Die Extreme berühren sich; dicht neben der Fülle der in Andacht und Tiefsinn berauschten Seele liegt die Verzerrung der Marionette. Dominichino hat die schönsten Dichteraugen gemalt, nur hat er sie in die Köpfe seiner inspirirten Heiligen gesetzt. Für ein Porträt ist jedoch ein ruhiges, klares Auge dem inspirirten vorzuziehen. Wir wollen den Dichter sehen, wie ihn seine Hausgenossen in guten Stunden sahen. Damit ist nicht gesagt, daß die Auffassung prosaisch sey; die Porträtfiguren von Van Dyk und Rubens sind wahrlich nicht prosaisch.

Von Rückert kann ich Ihnen wenig sagen, da man ihn nirgends sieht. Er lebt in irgend einem entfernten Stadttheil einsiedlerisch zurückgezogen. Wenn er sich zeigt, bildet er eine auffallende Erscheinung. Da er einen Stolz darein setzt, immer außerhalb der sogenannten höhern Kreise zu leben, so hat er bereits seit lange die Uniform eines modernen Anachoreten angelegt. Diese besteht in der unscheinbaren und vernachläßigten Kleidung und in dem langen ungeordneten Haar. Dieses Costüm erinnert an die unerquickliche Periode, wo der deutsche Gelehrte mit aller modernen Civilisation in Zerwürfniß lebte. Doch hat die Jugend immerdar eine große Freude an einer solchen Gestalt; sie glaubt darin den Trotz und die ehrenwerthe Auflehnung gegen die ihr verhaßte Glätte der Formen der Gesellschaft zu sehen; sie bedenkt aber nicht, daß die heftigsten Revolutionen im Felde des Gedankens und der Sitte gerade oft von den glattesten und formgeschmeidigsten Weltleuten ausgegangen sind.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lübeck, Mai.

(Fortsetzung.)

Lehranstalten. — Kunst.

An der Spitze der Schulanstalten in Lübeck steht das Catharineum, eine Gelehrtenschule von ausgezeichnetem Rufe, die zu den vorzüglichsten Deutschlands gerechnet und von weit über 300 Schülern besucht wird, worunter sich etwa ein Drittheil Fremde (besonders Portugiesen, Spanier, Amerikaner und Engländer) befindet. Die Organisation dieses Gymnasiums, mit dem eine Realschule korrespondirt, ist musterhaft. Ein Einkommen von beiläufig 50,000 Mark jährlich macht es möglich, für das Catharineum die tüchtigsten Gymnasiallehrer zu gewinnen, und es wirken gegenwärtig an dieser Gelehrtenschule 5 Professoren, 2 Collegen, 6 Collaboratoren und 6 außerordentliche Lehrer. In einem gewissen Verbande mit dem Catharineum stehen die Anstalten für Kost, Wohnung und Beaufsichtigung ausländischer Schüler, welche von mehreren Gymnasiallehrern unterhalten werden, in deren Häusern ein sinniges Familienleben gefunden wird, dessen wohlthätiger Eindruck auf die jugendlichen Gemüther nicht zu verkennen ist. Da hier von der wissenschaftlichen Bildung die Rede ist, so mag zugleich Erwähnung finden, daß, wie Lübeck überhaupt zu den an milden Stiftungen und Wohlthätigkeitsanstalten reichsten Städten gehört, auch zahlreiche Stipendien zu einem jährlichen Gesammtbelaufe von 7000 Mark vorhanden sind, welche der studirenden Jugend ihre höhere Ausbildung erleichtern. Ebenso bieten die Bibliotheken der Stadt (mit nahe an 40,000 Bänden), der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit, des

theologischen, juristischen, ärztlichen, pädagogischen und geschichtlichen Lesevereins wesentliche Mittel für das Studium und die Forschung und für das Fortschreiten mit der Wissenschaft. Die fleißige Benutzung der Bibliotheken beweist nicht minder als die wissenschaftlichen Sammlungen, daß ein erfreulicher, um Belehrung bemühter Ernst und Eifer die gebildeten Stände in Lübeck durchdringt. Zeugniß davon geben auch die zahlreichen Werke über Lübeck, welche nach und nach die Presse verlassen haben, und von denen wir nur das Urkundenwerk, die verschiedenen Chroniken und die Topographie und Statistik Lübecks herausheben wollen.

Weniger Mittel mögen der Kunst zugewiesen seyn, und diese kann nur blühen, wo ihr außerordentliche Hülfsquellen zu Gebote stehen; indeß finden sich doch auch schöne Zeichen und Aeußerungen eines regen, wenn gleich in seinem Umfange beschränkten Kunstlebens, und manche Erscheinung unseres öffentlichen Lebens deutet auf Sympathien für die Kunst und ihre Werke hin. Lübeck war es, das den ersten Impuls zu dem norddeutschen Musikfestverein gab, hier entstand die Idee, hier verwirklichte sie sich zuerst durch das im Jahr 1859 gefeierte große Musikfest, das sich seither in Hamburg, Schwerin und Rostock wiederholt hat. Nicht nur das Insslebenrufen des norddeutschen Musikfestvereins, sondern auch vorzüglich die Sicherung des Fortbestandes desselben (durch die Lebendigkeit, mit der man die Idee hier auffaßte und ausführte) bleibt Lübecks ausschließliches Verdienst. Auch noch auf andere und vielfache Weise äußert sich ein eben so allgemeiner als lebhafter Sinn für die Tonkunst. Zeugniß davon geben die vielen öffentlichen und Privatgesangvereine (Liedertafeln), welche für die verschiedenen Stände neben und mit einander bestehen, so wie die zahlreichen Aufführungen großer Tonwerke (Oratorien), welche, der großen Menge von Conzerten hiesiger und auswärtiger Künstler nicht zu gedenken, alljährlich stattfinden und stark besucht werden. Dahin gehört auch die sorgfältige Pflege der Musik in fast allen nur einigermaßen bemittelten Familien der Stadt und ihrer Umgebung. In vielen Häusern findet man Gelegenheit, musikalische Kunstleistungen und ein kompetentes Urtheil über Musik zu hören. — Neben der Tonkunst ist es besonders die Malerei, für welche die öffentliche Theilnahme an den Tag gelegt wird. Der gleichfalls im Jahr 1839 gestiftete Kunstverein schafft uns ein um das andere Jahr den Genuß, mit den Gemälden der neuern Schulen die meistens schon auf früheren Reisen gewonnene Bekanntschaft zu erhalten und fortzubilden. Diese Kunstausstellungen waren bisher sehr reich an werthvollen Stücken, was vorzüglich wohl dadurch möglich gemacht ist, daß sie in Vereinigung mit andern Kunstvereinen beschafft werden. Hannover stellt die Gemälde zuerst aus, dann erhält sie Bremen, hierauf Hamburg, von wo sie nach Lübeck kommen, das sie nach Rostock sendet, von wo sie nach Stralsund und Greifswald gehen.

(Schluß folgt.)

Wien, Mai.

(Schluß.)

Theater. — Vorlesungen. — Industrieausstellung.

Auf dem Josephstädter Theater wurde Raimunds „Verschwender" mit Glanz wieder aufgenommen. Mehrere Hofschauspieler haben darin mitgewirkt, und der als ausgezeichneter Darsteller des Valentin und glücklicher Nachahmer Raimunds bekannte Schauspieler Wallner, nun wieder neu gewonnenes Mitglied jener Bühne, gab diesen vom Dichter so lebenswahr und warm gezeichneten Charakter. Auf allen unsern Bühnen wimmelt es in diesem Augenblicke von Gästen. Der Sommer ist da und die Theater bedürfen frischer Zugmittel. — Musikalische Produktionen, namentlich die musikalisch deklamatorischen Akademien, folgen einander dicht auf dem Fuße. Daß manches darin Dargebotene von Interesse ist, bedarf kaum der Versicherung. Nach und nach scheinen auch die Vorlesungen bei uns in Aufnahme zu kommen. Eine wesentliche Anregung hat M. G. Saphir mit seinen humoristischen Vorlesungen dazu gegeben. Wir sehen demnächst wieder einer solchen entgegen. Wiest hat seiner neulich besprochenen noch zwei neue folgen lassen und sich Theilnahme und Beifall zu sichern verstanden. Eine ungemein anziehende und vom patriotischen Standpunkte aus wohl auch die interessanteste war die Vorlesung Stelzhamers, des sehr begabten Dichters oberennsischer Lieder. Er ist ein ächter Sohn seines Volkes und eine ursprüngliche Dichternatur, wie nicht leicht eine, ein wahrhafter Volksdichter. Der Vortrag seiner Dichtungen war, ich möchte sagen, von musikalischer Wirkung. Ein anderer wackerer österreichischer Liederdichter im Volkstone ist Bar. Klesheim, den wir so eben auch in einer Vorlesung gehört haben. Seine Lieder führen den originellen und bezeichnenden Namen: „Schwarzblattl'n im Wienerwald." Unter diesem Titel werden sie auch demnächst im Drucke erscheinen. Castelli, Joh. Gab. Seidl (dessen österreichische Gesänge so eben eine neue vermehrte Ausgabe erlebt), Stelzhamer und Klesheim sind die lebenden Repräsentanten des heimatlichen Volksgesangs.

Schon seit mehreren Jahren haben wir einer Industrieausstellung entgegengesehen; so eben erfahren wir, daß dieselbe im kommenden Jahre vom 15ten Mai bis Ende Juni und von da an regelmäßig alle fünf Jahre stattfinden werde. Der Kaiser hat auch hinsichtlich der Organisirung dieser Ausstellung, ihrer Leitung und Ueberwachung, so wie auch zu Prüfung der Produkte und Vertheilung der Preise Normen festgestellt, denen zufolge diese Ausstellung nunmehr den Charakter eines von der Regierung beaufsichtigten Staatsinstituts erhalten wird. Wir dürfen jedenfalls einer sehr interessanten Ausstellung entgegensehen; haben doch die österreichischen Gewerbserzeugnisse auf der zuletzt in Mainz stattgefundenen Industrieausstellung geglänzt. Um auch hinsichtlich der besten Expositionsmethode Erfahrungen zu sammeln, wurde der Professor und Regierungsrath Reither in's Ausland, namentlich nach Paris, gesandt. — Ein höchst wohlthätiger Verein ist kürzlich in's Leben getreten, als Realisirung eines längst gefühlten Bedürfnisses: ein Schutzverein zu Gunsten entlassener Sträflinge. Die Einladung zum Beitritte hat rasch gewirkt und der Verein war bald in Stand gesetzt, sich zu konstituiren. Sein Augenmerk ist zunächst auf Unterstützung und Beschäftigung (dieß die Hauptsache) der entlassenen Sträflinge gerichtet, und es hat nicht an edelherzigen Männern gefehlt, die, ein ängstliches Vorurtheil überwindend, die Hand zum guten Zwecke boten und sich zur Aufnahme einer Anzahl jener Unglücklichen als Arbeiter bereit erklärten. Man geht nun mit der Gründung einer Beschäftigungsanstalt um. Vielleicht kommt eines Tages die nun allenthalben in Erwägung gezogene Frage der Gefängnißreform auch bei uns zur Sprache.

Beilage: Literaturblatt Nr. 58.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 138.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 8. Juni 1844.

Es geht mit Gegenden wie mit Menschen: wer nur der Berühmtheit nachläuft, findet nicht immer das Schönste und Beste.

Frau v. Staël.

Aus den Pyrenäen.

Aus dem Reisetagebuch eines Deutschen.

1. Das Thal von Castillon.

Nur sehr wenige unter den die Pyrenäen Besuchenden haben Zeit oder Lust, auf ihren Ausflügen über die sogenannten Hochpyrenäen, die eigentliche Region der Badeorte und höchsten Kuppen dieses Gebirges, hinaus zu gehen. Theils lassen die Fremden sich von dem eleganten Leben in den Bädern fesseln, theils werden sie durch das von den zahlreichen Panegyristen der Hochpyrenäen in Beziehung auf die übrigen Theile der Kette beobachtete Stillschweigen verleitet, diese leztern der Aufmerksamkeit des Reisenden unwerth zu halten. Wer indessen über die Grenzen des gewöhnlich von den Touristen durchkreuzten Gebiets hinausgeht und manche fast unbekannte Departements längs der großartigen Grenzscheide zwischen Frankreich und Spanien durchwandert, findet so zahlreiche Naturschönheiten, so viele der Betrachtung würdige Gegenstände, daß er erstaunt ist, diese mannigfaltigen Schätze fast unbeachtet zu sehen.

Die Thäler des Departements de l'Ariège gehören in diese Kategorie; sie harren, um ihren Platz neben den Gegenden der Hochpyrenäen und selbst Tyrols und der Schweiz ehrenvoll auszufüllen, nur des Dichters, der sie mit Erfolg besingt, und des Reisebeschreibers, dessen Name Autorität genug hat, um die Aufmerksamkeit des Reisenden auf sie zu leiten. Ohne mir das Talent zu Lösung der einen oder andern dieser Aufgaben zuzutrauen, will ich dennoch versuchen, zu beweisen, daß diese Gegenden einer gewandteren Feder, als der meinigen, würdig wären.

Ich hatte mich eines Tages von den vielbetretenen Pfaden entfernt, denen die das mittägliche Frankreich durchziehenden Fremden zu folgen pflegen und mich in dem Städtchen St. Girons niedergelassen, um von da aus Excursionen in das Departement des Ariège zu machen. — Dem Leser, welcher es nicht verschmäht, einen meiner zahlreichen Spaziergänge mit mir zu theilen, ermangle ich nicht zu sagen, daß er dieses von der Civilisation des Jahrhunderts und, wie man behauptet, auch vom Gouvernement sehr vernachläßigte Departement im Süden an die Kette der Pyrenäen angelehnt, im Westen und Norden von dem Departement Haute-Garonne und im Osten von den beiden Departements Pyrénées orientales und Aude begrenzt findet; das Städtchen St. Girons aber liegt in dem westlichen Theile des so eben seinen Grenzen nach bezeichneten Landes, in einem reizenden Thale, welches durch den fünf Stunden unterhalb der Stadt in die Garonne fallenden Salat durchströmt wird.

Dicht bei St. Girons ergießt ein Flüßchen, der Lez, seine lebhaften, von dem Dufte blumiger Wiesen durchdrungenen Wellen * in den Salat. Mittelst einer steinernen Brücke gelangt man von der Stadt aus auf das linke Ufer des Lez und betritt dann unmittelbar ein drei Stunden langes, sich von dem Thale des Salat in südwestlicher Richtung abzweigendes Nebenthal, in welchem eine wohlerhaltene Straße bis zu dem am Ende des leztern liegenden Städtchen Castillon hinaufführt.

Es war zu Anfang des Monats Mai, als ich mich in St. Girons zu Pferde sezte und den Weg nach Castillon einschlug. Es ist nicht möglich, sich etwas Lieblicheres, Frischeres, Mannigfaltigeres zu denken, als das Thal, das von der lezterwähnten Stadt den Namen führt; auch hat sein Ruf sich wenigstens über die umliegenden Departements verbreitet. Die ganze Sohle des Thals nehmen, namentlich zu Anfang desselben, die schönsten Wiesen ein, welche man sehen kann; durch dieselben rauscht der Lez, um über ihr Grün und ihre Blumen unvergängliche Frische zu verbreiten; rechts und links erheben sich, die Thalränder bildend und als Ausläufer der Pyrenäen, zwei hohe Bergketten, an deren Hängen bald Strecken kräftigen jungen Eichen- oder Buchenwaldes, bald wogende Kornfelder mit in dieselben eingestreuten Weinstöcken, bald von schönem Vieh begangene Weideplätze sich erheben. Hier und da leuchtet aus einem Kranze von blühenden Obstbäumen das rothe Ziegeldach eines Landhauses in das Thal herab, oder es verräth die Rauchsäule, welche über ein Wäldchen von Eichen und Nußbäumen zum heitern blauen Himmel empor steigt, die hinter der schützenden Laubwand versteckte Wohnung des Bauern.

Zwei Erscheinungen, die der Landbau im gebirgigen Theile dieses Departements bietet, ziehen durch ihre Eigenthümlichkeit und malerische Schönheit zunächst die Aufmerksamkeit des Fremden auf sich: die Kultur des Weins und die Lage der einzelnen Gehöfte.

In Beziehung auf den Weinstock habe ich in Frankreich in allen, den häufigen Temperaturwechseln des nahen Gebirges ausgesezten Landstrichen dasselbe System des Anbaus befolgt gesehen. Ueber die mit Korn besäete Feldflur breitet sich ein lichter Wald von Obstbäumen oder auch Ahornstämmen hin; die Weinstöcke sind neben diese ihnen als Stützen dienenden Bäume gepflanzt und die Ranken der erstern werden, nachdem sie ihr Laub mit dem ihrer Träger gemischt haben, von Baum zu Baum gezogen. Die verschiedenen Schattirungen des so in einander verflochtenen Blätterwerks und die Schatten der die Getreidefelder wie mit einem Netz überziehenden natürlichen Guirlanden bringen eine unbeschreiblich angenehme Wirkung hervor. Wenn man die Landleute nach dem Grunde dieser vom Gebrauche der Ebene abweichenden Behandlung des Weinstocks fragt, antworten sie gewöhnlich: „c'est l'habitude;" die wenigen unter ihnen aber, welche sich über ihr Thun und Treiben Rechenschaft abzulegen suchen, geben als Grund die Unsicherheit der Weinernte in einem von unbeständigem Wetter heimgesuchten Gebirgslande und die daraus hervorgehende Nothwendigkeit an, jener häufig mißrathenden Ernte eine weniger unsichere, die des Korns, beizugesellen. Die Landwirthe mögen entscheiden, ob auf die angegebene Weise der Zweck des Pyrenäenbauern erreicht wird, und ob nicht vielmehr in einem wechselvollen Klima die Zusammenstellung zweier Kulturen, von denen die eine Schatten gibt und die andere Sonne verlangt, beeinträchtigend für beide wirken muß.

(Fortsezung folgt.)

* Die Bewohner von St. Girons behaupten nicht nur, daß das Wasser des Lez in der schönen Jahrszeit durch die sich an seinen Ufern ausdehnenden Wiesen parfümirt, sondern dadurch auch besonders heilsam sey. Man sieht Gesunde und Kranke Trinkwasser am Lez schöpfen.

Ein Winter in Berlin.

(Fortsezung.)

Die neuesten Poesien Rückerts haben seine Freunde etwas bestürzt gemacht; sie sind gar zu fremdartig und kühl. Daß man aus diesen Dramen so offenbar die Ueberzeugung schöpfen muß, daß der Dichter sie nicht für die Bühne bestimmt habe, dieß wäre an sich kein Tadel; denn wir haben ja gesehen, daß die ganze romantische Schaar, bei allem Enthusiasmus für die Bühne, doch dieser kein einzigesmal gesunde und taugliche Nahrung hat zufließen lassen. Aber jene Rückertschen Dramen gewähren auch für den Leser kein Interesse; sie sind kalt, steif und trocken, mit seltsamen Wortspielen und frostigen Redeblumen überhäuft. Eben so gekünstelt und dem Geschmack unserer Zeit nicht eben entsprechend sind seine indischen Dichtungen, obgleich hier, wie überall in den Produktionen dieses Dichters, eine große Meisterschaft im Versbau sich kundgibt. Ich erinnere Sie an das reizende Gedicht „Edelstein und Perle." Welche Zierlichkeit! welcher Wohllaut! wie lieblich tanzt die Mährchenmuse auf den schaukelnden Wellen des Meers! Die Sittensprüche Rückerts sind von einer wundersamen Kraft und Würde. In der kürzesten, gedrängtesten Form befindet sich der Gedanke wie der Kern der Frucht in eine weiche, überall anschmiegende Schaale gekleidet. Der Verstand überliefert sie unmittelbar dem

Gedächtniß. Ich könnte ihm hierin nur die Sprüche des Angelus Sileſius zur Seite ſetzen. Es iſt ſchade, daß ein Dichter von einer ſolchen großen Kraft und Reife nichts Großes, Umfaſſendes der Nation, die ihn verehrt, übergibt; daß ihn zum Beiſpiel Deutſchlands kampfbedrängte und ſiegprangende Zeit, eine Zeit, in die des Dichters ſchönſte Jugendkraft fiel, nicht zu einer Schöpfung ſeines Genius und Deutſchlands würdig begeiſtert hat, ſtatt daß er auf dem ſonnenverbrannten Boden Indiens ein Herbarium trockener Blumen ſammeln ging.

Ich nenne Ihnen hier des liebenswürdigen Eichendorff Namen, weil ich ihn nicht auslaſſen darf, gehe aber jezt gleich zu den Schriftſtellerinnen über, um Ihre Wißbegier über dieſe intereſſanten und in Mode ſtehenden Prieſterinnen der Muſen nicht länger hinzuhalten.

Drei weibliche Talente, faſt von gleicher Bedeutſamkeit, aber äußerſt verſchieden von einander, theilen ſich in den Beifall unſerer Mitwelt. Es iſt die Verfaſſerin von Godwie Caſtle, die Korreſpondentin Goethes und die Gräfin Hahn-Hahn. Die leztere allein hat ſich dem Publikum genannt, die beiden andern haben es vorgezogen, eine Hülle, obgleich eine ſehr durchſichtige und ſchon oft gelüftete, über ihren Namen zu werfen. Es iſt auffallend, wie ſo gar keine Einwirkung der romantiſchen Schule auf dieſe Frauen übergegangen iſt; ſie borgen ihren Einfluß und ihre Schönheit lediglich von dem modernen Element unſerer Bildungsphaſe. Die Einzige, der man vielleicht Reminiscenzen aus jenen Tagen nachweiſen könnte, iſt Frau v. Arnim. Sie hat mit ihrem Bruder, jenem capriciöſen Brentano, den tumultuariſchen Schwung und Sturz der Gedanken und Bilder gemein, aber die Lieblichkeit und Schönheit derſelben verdankt ſie Goethe. Es iſt ſchade, daß ein unverſtändlicher und abenteuerlicher Cultus ſich an den Namen dieſer Frau geheftet hat, der es ſchwer, ja faſt unmöglich macht, unbefangen über ſie und ihre Schöpfungen zu urtheilen. Sie hat Bewunderer gefunden, die ihr unendlich geſchadet haben, viel mehr, als es ihre Feinde und Widerſacher hätten thun können. Der Eine dieſer Ungeſchickten hat ſie eine Sibylle, der Andere einen Kobold, der Dritte einen Apoſtel und der Vierte die Königin Semiramis, ſie ſelbſt ſich bereits in reifen Jahren noch ein Kind genannt. In allem dieſem liegt Uebertreibung, Unwahrheit und Affektation. Es iſt ſchwer, die Grenze zu finden, wo die Poeſie aufhört und die proſaiſche Lüge anfängt. Der Himmel bewahre einen künftigen Literaten vor dem Mißgriff, daß er die Mittheilungen dieſer Frau für Aktenſtücke anſieht und daraus die Folge der Thatſachen zuſammenſtellt. Es kann kein wunderlicheres Durcheinander von phantaſtiſcher Uebertreibung, tollem auf die Spitze Stellen der Wahrheit und graziöſer Unverſchämtheit geben, als es ſich hier mit den einfachen, ſchönen, faſt kindlichen Eingebungen der Poeſie gepaart findet. Der Eindruck des Ganzen iſt mißfällig. Man fühlt, daß man es mit einem bedeutenden, aber durch Eitelkeit gehezten und geplagten Geiſte zu thun hat, der auf jeder Seite Wahrheit und Würde verlezt, um auffallende Sprünge zu machen.

Der perſönliche Umgang mit dieſer intereſſanten Frau iſt faſt ein Ding der Unmöglichkeit. Manche ihrer Ausdrücke und Wendungen haben nur noch einen leiſen Schimmer von dem, was man civiliſirte Sprache nennt. Durch ihre Verheiratbung an die höhern Kreiſe gewieſen, gibt ſie ſich die Miene, dieſe zu verachten. Neuerdings hat ſie mißglückte Verſuche gemacht, ſich in die politiſchen und ſocialen Fragen zu miſchen, und zwar hat ſie ihr barockes Syſtem einer ſehr würdigen Frau, der Mutter Goethes, in den Mund gelegt. Das Buch wirft Staat, Politik, Religion, Geſellſchaft, alles bunt durch einander, und man vermißt in dieſem chaotiſchen Gemenge jene ſüße, zärtliche und muthwillige Poeſie, die ihren Briefen an Goethe inwohnt, und die zuerſt die Aufmerkſamkeit der Zeitgenoſſen auf dieſe ungewöhnliche Frau richteten. Dieſe Briefe, die Ihnen, liebe Lucie, bekannt geworden, ſind von einer wunderbaren Lieblichkeit. Es finden ſich Stellen darin, die den zarten Hauch und die Anmuth der keuſchen, zuerſt in Liebe erglühenden Seele mit der unbewußten Schalkhaftigkeit und dem artigen Trotz eines Kindes vermählen. Von der ſpätern Unnatur und Verzerrung durch proſaiſche Eitelkeit und Lüge iſt noch nichts in dieſen, der ſtolzen Muſe Goethes geweihten Blättern. Wäre es möglich, daß man einem Kinde von zwölf Jahren die Reife des Bewußtſeyns einer Frau von vierzig beilegen könnte, ſo wäre ein ſolcher Briefwechſel als wirklich exiſtirend denkbar.

(Fortſezung folgt.)

Dichterſeele.

Die Dichterſeele gleichet einem Kinde,
Deß Mutter ſtarb, da es zur Welt gekommen;
Das Leben kam, die Wärterin, die blinde,
Und hat es an die kalte Bruſt genommen.

Da weint das Kind, und ſtrecket ſo bellommen
Die Aermchen aus, daß es die Mutter finde;
Doch Nachts, wenn alles ſchläft und nur die frommen
Weltangen wachen, naht der Genius linde.

Der hält das Kind hoch in die blauen Räume;
Da beugt die Mutter ſich vom Himmel nieder,
Und küßt ihr Kind in Paradieſesträume.

Doch einmal wird sie es zu heiß umfangen,
Daß es erwacht; dann kehrt es nimmer wieder,
Und bleibt verklärt am Hals der Mutter hangen.

Ludwig Pfau.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lübeck, Mai.

(Schluß.)

Kunst. — Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit.

Die zahlreichen Ankäufe, welche in diesen Gemäldeausstellungen vom Kunstverein (behufs der Verloosung unter seine Mitglieder) und von Privatpersonen zur geschmackvollen und kunstsinnigen Ausschmückung ihrer Wohnhäuser gemacht werden, bekunden den in Lübeck herrschenden Sinn für Malerei und das Verständniß dieser edeln Kunst nicht minder, als die Vereinigung vieler Kunstfreunde zum Erwerb eines zweiten Gemäldes von unserem verehrten Landsmann Overbeck in Rom, von dem wir in der Marienkirche den Einzug Christi in Jerusalem und auf der Stadtbibliothek die Cartons zu einem früheren Gemälde besitzen. Diese Verschwisterung des Patriotismus und der Kunst zeigt sich auch noch auf andere Weise. So ist namentlich vor nicht gar langer Zeit ein Museum für Kunstalterthümer angelegt worden. Hier dürfte auch auf die verschiedenen artistischen Arbeiten hinzuweisen seyn, welche neben dem partikularen vaterstädtischen auch ein allgemeines kunstgeschichtliches Interesse haben, und zum Theil durch den Druck vervielfältigt und dadurch dem Publikum zugänglicher gemacht sind, wie namentlich die trefflich ausgeführten Lübeckschen Denkmäler von Tischbein, Schlösser und Milde, welche meist ihre Aufgabe in den ehrwürdigen Kirchen, deren großer Reichthum an Meisterwerken der bildenden Künste bekannt ist, sich gesucht haben. In gewisser Hinsicht gehören hieher auch die mannigfaltigen baulichen Veränderungen, welche in den lezten Jahren an den Hauptkirchen der Stadt vorgenommen sind, bestehend zum Theil in kunstgemäßer und mit dem Ganzen harmonirender Renovirung und Aufputzung einzelner Partien, zum Theil in Befreiung von verunzierendem Anbau, in Wegschaffung an die Kirchen gelehnter Häuser, der Kirchhofsmauern u. A. — Alle geistigen Bestrebungen finden eine kräftige Stütze und einen sichern Anhalt in einem Vereine, welcher, mit Liebe und Aufopferung gepflegt, eine stets anregende und ausführende Thätigkeit zum wahren Segen des Gemeinwesens entwickelt — in der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit. In ihr fühlt sich Lübecks Bürger jeden Standes wie zu Hause, wie sich am besten aus der unausgesezten Theilnahme ergibt, deren sie sich noch jezt, nach mehr als fünfzigjährigem Bestehen, erfreut. Die Gesellschaft zählt gegenwärtig etwa 370 ordentliche Mitglieder. Unter den Ausgaben der Gesellschaft im verflossenen Jahre figuriren „Schulen und Unterrichtsanstalten" mit 4840 Mark, „in's praktische Leben eingreifende gemeinnützige Zwecke" mit 2700 M., „praktische wissenschaftliche und künstlerische Zwecke" mit 1820 M. Wie vielseitig ihre Thätigkeit ist, ergibt schon das einfache Verzeichniß derjenigen Institute, welche sie begründet hat und sämmtlich größtentheils allein aus ihren Mitteln erhält, während sie den wenigen, welche Staatsanstalten geworden sind, noch fortwährend Beihülfe im Budget gewährt: die Sonntags- und Abendschule für Knaben, welche in Fabriken arbeiten und als Burschen dienen, mit nahe an 100 Schülern; die Industrieschule für Mädchen, welche für den Dienst vorbereitet werden, mit nahe an 100 Schülerinnen; zwei Kleinkinderschulen mit ungefähr 200 Kindern; die Gewerbschule mit 40 Schülern; die Taubstummen- und Blindenanstalt; die Schwimmschule; die Navigationsschule (jezt vom Staate übernommen); das Schullehrerseminar; die Rettungsanstalt für im Wasser Verunglückte; die Spar- und Anleihkasse, bei welcher gegenwärtig circa 1½ Millionen belegt sind, mit einem eigenen Kapitalvermögen von 122,000 Mark; der Gewerbeausschuß mit einem Kapital von 10,000 Mark; der statistische Verein; der geschichtliche Verein (Herausgeber des Lübeckischen Urkundenbuches, dessen erster Band kürzlich die Presse verlassen hat); die Seemannskasse zur Unterstützung alter Seeleute; der Verein zur Fürsorge für entlassene Strafgefangene und sittlich verwahrloste Individuen; der Gartenbauverein, welcher jährlich zweimal Blumen- und Gemüseausstellungen veranstaltet; eine Bibliothek und eine Naturaliensammlung. Diese Zusammenstellung veranschaulicht einigermaßen die umfangreiche Thätigkeit der Gesellschaft, von der überdieß mittelbar noch verschiedene Institute ressortiren, wie z. B. die „Neuen Lübeckischen Blätter," ein tüchtiges öffentliches Organ zur Besprechung vaterstädtischer Angelegenheiten, das von der Gesellschaft (1835) gegründet und fortwährend mit Geldmitteln unterstützt wird. Die „Neuen Lübeckischen Blätter" sind, wie Alles, was von der patriotischen Gesellschaft ausgegangen, vom segensreichsten Nutzen für den Staat, das Gemeinwesen, die Bevölkerung gewesen; sie haben das Verdienst, jene mannigfachen Reformen, welche vollführt worden oder vorbereitet werden, so namentlich die Verfassungsrevision, zum großen Theil angeregt, ja in's Leben gerufen zu haben. Außerdem unterstützt die Gesellschaft alle gemeinnützigen Unternehmungen in Lübeck mit der größten Liberalität, zugleich immer zu neuen anregend; sie ertheilt Reisestipendien, ansehnliche Prämien für praktisch gelöste Aufgaben und goldene und silberne Medaillen für moralisches, wissenschaftliches, künstlerisches und industrielles Verdienst. Während des Winters werden in der Gesellschaft wöchentlich Vorlesungen, größtentheils über vaterstädtische Angelegenheiten und gemeinnützige Gegenstände gehalten, und man hört in diesen Versammlungen nicht selten recht gediegene Vorträge. Von den zahlreichen Instituten, welche in dem Vereine angeregt und durch Aktienzeichnung unterstützt sind, wollen wir nur die deutsche Lebensversicherungsgesellschaft, den Versicherungsverein gegen Feuersgefahr und die Privatdiscontokasse anführen, als solche, deren Wirksamkeit auch in weitern Kreisen bekannt geworden ist. Nichts gibt ein besseres Zeugniß für die tüchtige Gesinnung der Lübecker, als die Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit, auf die wir nicht minder stolz seyn dürfen, als auf unsere historischen Antecedentien. Wohl mag es wenige patriotische Vereine geben, welche dem unsrigen an die Seite gestellt werden können, der sich ein so großes Verdienst um unsere Stadt und ihre Bewohner erworben hat und noch fortwährend erwirbt, der nur Heilsames und Schönes in seinem Gefolge hat, einen so segensreichen moralischen Einfluß ausübt und eine kräftige Stütze abgibt für Alles, was das geistige und das materielle Wohl zu fördern vermag.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 22.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 22.

Sonnabend, 8. Juni 1844.

Dritte Auflage von Schwerz Ackerbau.

Bei dem kürzlich erfolgten Hinscheiden des berühmten Veteranen der Landwirthschaft, erlauben wir uns auf folgendes Werk, dessen ächt klassischer Werth längst allgemein anerkannt ist, wiederholt aufmerksam zu machen:

Anleitung

zum

praktischen Ackerbau

von

Joh. Nep. von Schwerz.

Drei Bände.

Mit 15 lithographirten Tafeln.

Dritte, mit dem Bildniß des Verfassers geschmückte Auflage.

Preis 10 fl. oder 6 Rthlr.

Der dritte Band führt den besondern Titel:

Unterricht

für

Anfänger in der Landwirthschaft

oder

Natur, Wahl und Werth aller bekannten Feldsysteme oder Fruchtfolgen.

Es ist gewiß überflüssig, bei der dritten Auflage dieser Schrift sich über ihren Inhalt und ihren Werth zu verbreiten, da diese jedem gebildeten Landwirthe Deutschlands bereits bekannt sind. Auch außerhalb der Grenzen unseres Vaterlandes findet sie immer mehr Anerkennung. Besonders hat der dritte Band, welcher die Feldsysteme oder Fruchtfolgen umfaßt, die wichtige Materie auf eine bis jetzt unübertroffene Weise erschöpft und sich daher des allgemeinsten Beifalls zu erfreuen; im Jahr 1831 erschien zu Metz eine von C. und F. Villeroy unternommene Uebersetzung desselben ins Französische und im Jahr 1834 veranstaltete die Petersburger Landwirthschaftsgesellschaft eine Uebertragung in die russische Sprache.

Obgleich diese dritte Auflage die früheren an typographischer Ausstattung übertrifft, so haben wir doch, um die Anschaffung dieses vortrefflichen Werkes mehr und mehr zu erleichtern, eine abermalige Preisermäßigung eintreten lassen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[241] So eben sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Firmenich, Germaniens Völkerstimmen. Lief. IV. 1½ Thlr.

Répertoire du théâtre français à Berlin. No. 295—97. Le démon de la nuit. ¼ Thlr. Mlle. Dangeville. ⅙ Thlr.

Blum, C., Theater. Bd. IV. Tempora mutantur oder die gestrengen Herren. Vicomte von Létorières. 1 Thlr.

Schulte, Dr., Das englische Parlament. Organisation und Geschichtsverfahren. Histor.-kritische Abhandlung mit Bezug auf heutige Zustände. gr. 8. ⅔ Thlr.

Sue, Eug., Les mystères de Paris, Roman en 5 parties. ⅓ Thlr.

Teatro italiano. No. 11. Arnaldo da Brescia, tragedia di Niccolini. ½ Thlr. Das bedeutendste Stück der neuern italienischen Bühne, vom Papst mit dem Interdikt belegt.

Berlin, *Schlesinger*'sche Buch- u. Musikhandlung.

---

[250] Bei Alexander Duncker, königl. Hofbuchhändler in Berlin, erscheint so eben:

Robinson's Enkelin.

Nach dem Französischen der Gräfin Germanie

von

Thekla von Gumpert.

Mit 6 Bildern. gr. 8. in eleg. Umschl. geh. 1 Thlr. Eleg. geb. 1⅓ Thlr.

[253]

Prospect

einer neuen und billigen Ausgabe der

Chronique scandaleuse.

24 Bände. 12 Thlr.

„Wo viel Licht ist, da gibt es auch viel Schatten!" — Dieser Erfahrungssatz hat, wie bei vielen andern historischen Perioden, so namentlich auch rücksichtlich der Geschichte des französischen Hofes von den Zeiten Ludwigs XIV. an bis zu den Ereignissen von 1830, sehr entschieden sich bewährt.

Demnach ist, zufolge des französischen Sprichworts: „Mais tournons la medaille!" außer dem Avers auch der Revers jener glänzenden Zeiten genau in das Auge zu fassen, damit dieses Gemälde eben so wie jedes andere gute Bild nicht hohe Lichter allein, sondern auch tief dunkle Partien zeige, und so als ein ächtes Conterfei der Menschenwelt, wie sie wirklich ist, erscheine.

Die Licht-Effecte daran haben schon Viele geschildert, der Schatten aber ist, als wahrer Nachtschatten, von Niemand besser charakterisirt worden, wie von den geistreichen Verfassern der Chronique scandaleuse.

Die erste Ausgabe der von diesem Gesammtwerke unter verschiedenen Titeln erschienenen Verdeutschungen ist vergriffen. Es wird daher dem Publikum durch gegenwärtige Ankündigung eine neue verbesserte Auflage dieser verdeutschten Chronique scandaleuse dargeboten, und der Verleger darf hoffen, sie um so wohlwollender aufgenommen zu sehen, da in der Verdeutschung als erstes Ziel festgehalten ist, den feinen Anstand des französischen Originals eben so treu wie seine graziöse Leichtigkeit wieder zu geben.

Es sind jedoch den Schilderungen des französischen Hofes auch noch ähnliche vom päpstlichen Hofe beigefügt, und zum Schluß hat man ein treues Gemälde jesuitischer Vielgestaltigkeit hinzugethan: beides ebenfalls aus französischen Quellen; denn in Bezug auf viele Inhaber der dreifachen Krone und deren treue Helfershelfer, die Jesuiten, muß man ja ebenfalls das „mais tournons la medaille!" beständig im Auge haben, um sich vom äußeren Schein nicht blenden zu lassen. Das Ganze wird in 24 Banden à 15 Ngr. erscheinen, in nachfolgender Reihenfolge:

1. u. 2. Band: **Chronique scandaleuse des Pariser Hofes** seit den Zeiten Louis XV., oder geheime Memoiren des französischen Reichs. 2 Bände.
3—5. Bd.: **Der Hirschpark** oder das Serail Ludwigs XV. Eine Gallerie geheimer Memoiren der jungen Mädchen, welche in demselben eingeschlossen waren, um zur Belustigung Ludwigs XV. zu dienen. 3 Bände.
6—11. Bd.: **Pariser Nächte**, eine Gallerie galanter Abenteuer, geheimer Liebes- und anderer Geschichten der Pariser Großen. 6 Bände.
12—15. Bd.: **Funfzig Jahre** aus der geheimen Geschichte Frankreichs und des Hofes von Versailles. 4 Bände.
16—18. Bd.: Geheime Geschichte der **galanten Abenteuer** und Liebesintriguen des **Kaisers Napoleon** und seiner Brüder. 3 Bände.
19—20. Bd: **Nacht-** und **Tageblätter** aus dem Portefeuille Louis XVIII.. Eine Reihe pikanter Umblicke am französischen Hofe. 2 Bde.
21.—23. Bd.: **Chronique scandaleuse des päpstlichen Stuhls**, oder Gallerie gottloser Statthalter Christi auf Erden. 3 Bde. (I. u. II. auch unter dem Titel: Papst Alexander VI. und sein Sohn, Cardinal Cäsar Borgia, die beiden größten Bösewichter ihrer Zeit. Von Viennet. 2 Bde. III. Verbrechen der Päpste seit Petrus bis auf Pius VI.)
24. Bd.: **Der Jesuitenzögling** als Schuhflicker à la Rousseau, Seminarist, Libertiner, Hofmeister, Hanswurst, Bär, Gassenkehrer, Polizeispion, Vatermörder, Revolutionair, Kassenbeamter, Galeerensclave, Baronet, Fuhrmann, Bourboniſt der Restauration und — Bettler.

Subscriptionspreis (ohne Vorausbezahlung) à Band 15 Ngr. (½ Thlr.) mit Verbindlichkeit für Abnahme aller 24 Bände. Einzelne Bände kosten 1 Thlr. In Jahresfrist sind alle 24 Bände fertig erschienen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. In Leipzig durch

L. Schreck.

---

[249] Verlag der A. Sorge'schen Buchhandlung in Osterode und Goslar.

Der

Pianist

oder die

Kunst des Clavierspiels in ihrem Gesammtumfange,

theoretisch und praktisch dargestellt.

Ein Lehr- und Handbuch für Alle, die Clavier spielen, Künstler und Dilettanten, Lehrer und Schüler.

Vom Hofrath Dr. Gust. Schilling.

Gr. 8. circa 30 Bogen. 2 Thlr.

Lesebuch

für

Mittelklassen evangelischer Schulen.

17 Bogen. Zweite Aufl. 8. 12 gGr.

Dieses Buch wurde in einer nicht unbedeutenden Auflage binnen 2 Monaten vergriffen, dabei in mehreren Klassen eingeführt, so daß dasselbe sich einer recht günstigen Aufnahme zu erfreuen hatte.

Kleines

Gesangbuch

für

Stadt- und Landschulen.

8. 7te Aufl. 2 gGr.

Christliche

Morgenweihe

in

Gesängen

von

G. F. Ed. Crusius,

Pastor zu Immenrode.

8. geheftet. 9 Bogen. 10 gGr.

Die Sterne.

Eine Darstellung

für

gebildete Ungelehrte,

aus der Himmelskunde, Erdbeschreibung, Naturlehre, Zeitberechnung und den verwandten Wissenschaften.

Mit Abbildungen.

Von

Dr. Lüncher

zu Neustadt unterm Hohnstein.

Gr. 12. geheftet. 5 Bogen. Preis 9 gGr.

Christliches Hausbüchlein

für

Gesundheit und langes Leben

nach Hufeland und Andern bearbeitet

für

den Bürger und Landmann

von

einem Freunde derselben.

Nebst einem Anhange: Noth- und Hülfsbüchlein gegen Feuersgefahr.

1½ Bogen. 1 gGr.

Für Gartenfreunde, Blumisten und Pomologen, Gutsbesitzer und Landwirthe.

Durch alle Buchhandlungen können bezogen werden:

A. P. de Candolle's

Organographie der Gewächse,

oder kritische Beschreibung der Pflanzenorgane. Eine Fortsetzung und Entwicklung der Anfangsgründe der Botanik und Einleitung zur Pflanzen-Physiologie und der Beschreibung der Familien. Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Dr. C. F. Meisner.

2 Thle. gr. 8. mit 60 Steintafeln. Preis 6 fl. 45 kr. oder 4 Rthlr.

A. P. de Candolle's

Pflanzen-Physiologie,

oder Darstellung der Lebenskräfte und Lebensverrichtungen der Gewächse. Eine Fortsetzung der Pflanzen-Organographie, und eine Einleitung zur Pflanzen-Geographie und ökonomischen Botanik. Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Dr. J. Röper.

2 Thle. gr. 8. Preis 8 fl. 30 kr. oder 5 Rthlr.

Diese beiden Werke des berühmten Verfassers sind für den Botaniker von Fach, wie für den Forstmann, Gärtner, Gartenfreund und Landwirth in gleichem Grade empfehlenswerth, ja unentbehrlich. Sie enthalten nicht allein eine sehr faßliche Darstellung des Pflanzenlebens (Wachsthum, Ernährung, Fortpflanzung, Keimung u. s. w.), sowie eine Darstellung des Einflusses, den Luft, Wärme, Kälte, Nässe, Dürre u. s. w. darauf äußern, sondern außerdem alle praktischen Erfahrungen der Landwirthschaft. Sie handeln von der Bewässerung, vom Einflusse des Bodens und der verschiedenartigen Dungarten auf die Vegetation, von den schädlichen Thieren und Pflanzen, von der zweckmäßigen Aufeinanderfolge der Getreide und Futterkräuter, von der vortheilhaften Eintheilung der Felder, den Unkräutern, dem Beschneiden der Fruchtbäume u. s. w. u. s. w.

Zum täglichen Gebrauch in den Ateliers der Chemiker, Apotheker, Materialisten ꝛc. wurde besonders daraus abgedruckt:

Tabellarische Uebersicht der Elementarzusammensetzungen der einfachen Pflanzenverbindungen, mit einer Anweisung zum Gebrauche derselben.

Preis 1 fl. 30 kr. oder 20 Gr.

Hortus Gramineus Woburnensis,

oder

Versuche

über den

Ertrag und die Nahrungskräfte verschiedener Gräser und anderer Pflanzen, welche zum Unterhalt der nützlichen Hausthiere dienen;

veranstaltet durch

Johann Herzog von Bedford.

Mit vielen Abbildungen der Pflanzen selbst, so wie der Samen, womit diese Versuche gemacht wurden, erläutert, nebst praktischen Bemerkungen über ihre natürlichen Eigenschaften und die Erdarten, welche am besten für sie taugen; sammt Angaben über die besten Gräser für dauernde Weiden, bewässerte Wiesen, hochliegendes Weideland und zur Wechselwirthschaft, begleitet mit den unterscheidenden Merkmalen der Arten und Abarten

von

Georg Sinclair,

Mitglied der Linnéischen und der Gartenbaugesellschaft zu London, correspondirendem Mitglied der caledonischen Gartenbaugesellschaft zu Edinburg und des landwirthschaftl. Vereins zu Stuttgart.

Preis illum. 8 fl. oder 4 Rthlr. 18 Gr., schwarz 6 fl. oder 3 Rthlr. 12 Gr.

Dem Botaniker von Fach und dem Freunde der Pflanzen wird dieses Werk eben so interessant seyn, als es dem praktischen Landwirth unentbehrlich ist, der darin einen Schatz von nützlichen Erfahrungen und Kenntnissen in Beziehung auf Gräserkunde niedergelegt findet, mit deren Hülfe ihm eine bessere Kultur und Anlegung von Wiesen und Weiden leicht werden wird.

J. F. Lippold,

neues

Handbuch des verständigen Gärtners,

oder neue Umarbeitung des Taschenbuchs des verständigen Gärtners von 1821. Aus dem Französischen des

Almanac du bon jardinier von 1825—1828 frei überſezt und aus eignen und fremden Erfahrungen anſehnlich vermehrt. Nebſt bedeutenden Zuſätzen und Verbeſſerungen, mitgetheilt von den Gebrüdern Baumann, den bekannten Kunſt- und Handels-Gärtnern zu Bollweiler im Departement Oberrhein; von dem Ritter der Ehrenlegion, Soulange-Bodin, Eigenthümer des großen Pflanzen-Inſtituts zu Fromont bei Ris in der Nähe von Paris; von dem Eigenthümer und Handelsgärtner Geoffroy, in Ville d'Avray bei Paris u. a. m. Erſter Band. Mit 65 lithogr. Zeichnungen und 3 großen Tabellen. gr. 8. 3 Rthlr. od. 4 fl. 48 kr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

---

[251] So eben iſt bei uns erſchienen:

Der

Student von Coimbra.

Novelle

aus der neueren portugieſiſchen Geſchichte. Nach dem Portugieſiſchen des Dr. G. Centazzi

von

A. F. H.

gr. 12. broch. Preis 1¾ Thlr.

Leipzig, Mai 1844.

Weidmann'ſche Buchhandlung.

---

[247] Im Verlage der Unterzeichneten iſt ſo eben erſchienen und in allen Sortiments-Buchhandlungen zu haben:

Beiträge

zur

öſterreichiſchen

Handels- und Zollſtatiſtik

auf Grundlage

der

officiellen Ausweiſe über den Verkehr der öſterreichiſchen Monarchie mit dem Auslande

vom Jahre 1831 bis 1842.

Von

Siegfried Becher,

Dr. der Rechte und politiſchen Wiſſenſchaften, k. k. Profeſſor der Geſchichte und Geographie am k. k. polytech. Inſtitute, mehrerer gelehrten Geſellſchaften und Vereine Mitglied.

Erſte Abtheilung.

Dedicirt Sr. k. k. Hoheit dem kaiſerlichen Prinzen und Herrn Erzherzog von Oeſterreich Stephan Franz Victor.

Gr. 8. broſchirt. 27 Bogen. Preis 3 fl. rhein. oder 1 Rthlr. 18 gr. Pr. Cour.

Inhalt.

Erſter Abſchnitt. Allgemeine Ueberſicht des Verkehrs und der Zollerträgniſſe. I. 1—7 Größe des Verkehrs und des Zolleinkommens vom Jahr 1851 bis 1840. II. 8—10. Verbote und hohe Zölle. III. Hauptkategorien des Verkehrs und Zolleinkommens. 11. Südfrüchte und Obſt. 12. Tabak. 13. Kochſalz und andere Salze. 14. Oele zum Genuſſe und techniſchen Gebrauche. 15. Gummen, Harze und dergl. Oele. 16—18. Farben und Farbeſtoffe. 19. Gemiſchte Produkte. 20. Garne. 21. Rohe Stoffe. 22. 23. Baumwolle. 24. Flachs und Hanf. 25. Felle und Häute. 26. Wachs. 27. 28. Seide. 29. Haare, Borſten, Federn. 30—34. Verſchiedene andere Rohſtoffe. 35—48. Fabrikate. 49. Unedle Metalle. 50. Edelſteine und edle Metalle. 51. Mineralien und Erden. 52. Gärbe-Materialien. 53. Arznei und Parfümerie-Waaren. IV. 54—61. Tarifsbeſtimmungen mit Rückſicht auf die ältere Zeit. 62. Ueberſicht des Procenten-Verhältniſſes der Hauptkategorien nach dem Waarenwerthe und dem Zollertrage in den Jahren 1831 bis 1840. V. Hauptüberſicht des Verkehrs und Zollertrags in den Jahren 1831 bis 1841. A. Hauptüberſicht der Waaren-Ein- und Ausfuhr im Verkehre mit dem Auslande während der Jahre 1831 bis 1840. B. Vergleichende Ueberſicht in den einzelnen Jahren. C. Der Verkehr von Ungarn und Siebenbürgen mit den andern in dem Zollverbande befindlichen öſterreichiſchen Provinzen vom J. 1831 bis 1840. D. Ueberſicht des Zollertrages vom Jahr 1840 im Verkehr mit Ungarn und Siebenbürgen. E. Verkehr von Ungarn und Siebenbürgen im Jahr 1841. F. Ueberſicht des Verkehrs der im Zollverbande befindlichen Länder der Monarchie mit dem Auslande vom Jahr 1841. G. Ueberſicht der Ein- und Ausfuhr nach Hauptkategorien im J. 1841. H. Ueberſicht des Verkehrs nach den einzelnen Provinzen der Monarchie im Jahr 1841.

Zweiter Abſchnitt. Landwirthſchaftliche und Natur-Erzeugniſſe. I. Schlachtvieh. II. Feldfrüchte. III. Einheimiſche Gewürze. IV. Samen, Gemüſe und Stroh. V. Wein. VI. Fiſche, Schal- und ſonſtige Waſſerthiere. VII. Geflügel und Wildpret. VIII. Thieriſche Produkte zum Genuſſe. IX. Kaffee. X. Zucker. XI. Thee, Cacao. XII. Gewürze. XIII. Südfrüchte.

Dritter Abſchnitt. Induſtrie-Gegenſtände. I. Flachs, Hanf, Werg und derlei Garne. II. Schafwolle und derlei Garne. III. Baumwolle und derlei Garne. IV. Felle, Häute und daraus gefertigte Waaren. — Felle und Häute. — Leder. — Kürſchners, Handſchuhmachers, Schuhmachers und Riemer-Arbeiten. V. Borſten, Haare, Federn, Horn, Knochen und Klauen. VI. Oele, Fette und Harze. VII. Chemiſche Produkte. VIII. Farben und Farbeſtoffe. IX. Mineralien und Erden. X. Holz.

Stuttgart, im Mai 1844.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

---

[252] In Commiſſion der Rein'ſchen Buchhandlung in Leipzig erſchien:

Die große, ewige Reiſe aller Weſen zum Weltgeiſt oder: die Unſterblichkeit der ganzen Natur, als erſte wahre Unſterblichkeitslehre, ein Vortrag des Meiſters vom Stuhl der unterweltlichen Centralloge zum aufgehenden Morgenſtern. Preis geh. 7½ Ngr.

Wer ſich nach der erhabenſten, lebendigſten und zugleich troſtvollſten Anſicht des Weltalls und der Zukunft über dem Grabe ſehnt, wird hier ſeine Sehnſucht geſtillt finden und dieſe Schrift gewiß mit erhöhetem Glauben und mit einer Menge neuer Ideen aus der Hand legen! —

Dramatiſche Werke

von

Joſ. Chriſt. Baron von Zedlitz.

Vier Theile.

8. Velinpap. broch. Preis fl. 10. — oder Rthlr. 6. 8 gr.

Inhalt und Preiſe der einzelnen Theile.

I. Thl. Stern von Sevilla. 1 fl. 36 kr. od. 1 Rthlr.

II. „ Kerker und Krone. Der Königin Ehre. 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

III. „ Turturell. Herr und Sklave. Die zwei Nächte zu Valladolid. 3 fl. od. 2 Rthlr.

IV. „ Cabinets-Intriguen. Die Liebe findet ihre Wege. 2 fl. 42 kr. od. 1 Rthlr. 16 gr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

№ 139.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 10. Juni 1844.

Look here, upon this picture, and on this!
The counterfeit presentment of two — sisters!
Shakespeare.

Ein Winter in Berlin.

(Fortſetzung.)

Man hat oft behauptet, daß die Gräfin Hahn als Schriftſtellerin lediglich ein Organ der Ariſtokratie ſey; dieß iſt aber falſch. Im Gegentheil, die Ariſtokratie desavouirt die Gräfin Hahn und wird keineswegs die Anſichten und Meinungen derſelben als die ihrigen erkennen. Die Ariſtokratie und die Gräfin gehen ganz verſchiedene Wege. Nur die äußere Schaale ihrer Romane iſt ariſtokratiſch, und dieß auch nur deßwegen, weil die Verfaſſerin in dieſen Lebensformen aufgewachſen iſt und aus denſelben einmal nicht heraus kann. Die Ariſtokratie, wie ſie jezt beſteht, ſieht mit großer Strenge auf die Beibehaltung der Formen; ſie hat's erfahren, wie ſchlimm ſich eine Verletzung desjenigen ſtraft, was man den „Anſtand nach Außen hin" nennt. Sie geht jezt oft zu weit, ſie iſt pedantiſch und rigoros. Die Gräfin Hahn gefällt ſich jedoch in einer poetiſchen Libertinage, die etwas von dem Geiſt und dem Feuer der George Sandſchen Oppoſition angenommen hat. Wäre ſie ein Organ der ariſtokratiſchen Maximen von heute, ſo läge ihr nichts ſo ſehr am Herzen, als das Inſtitut der Ehe in dem Glanze und der Würde zu erhalten, wie es allein die Grundlage aller ariſtokratiſchen Inſtitutionen bilden kann; aber nirgends wüthet ihr Zerſtörungseifer heftiger, als wo es gilt, dieſe Grundſäule der Familie und des Staates zu erſchüttern. Ich tadle nicht, daß ihr Talent dieſe Richtung genommen hat, denn es liegt darin ein bewegendes Zeitelement, nur eine ariſtokratiſche Schriftſtellerin im obigen Sinne darf man ſie nicht nennen.

Eine junge Frau voll Caprice und ſinnlicher Poeſie hat ſie die Feder gewählt, wie andere Frauen ſich Zerſtreuungen und Putz wählen. Von einer hohen Miſſion, die dem geſchriebenen Worte inwohnen kann, möchte ihr wohl kaum jemals eine dunkle Vorſtellung gekommen ſeyn, eben ſo wenig von dem, was man ein Kunſtwerk nennt. Die Melodien poetiſcher Stimmungen durchſtrömen ſie und ſie legt ihnen einen Text unter. So kommt es denn, daß ihre Bücher eigentlich Tagebücher ſind. Durch ſie iſt's bei den Frauen Mode geworden, dem Publikum „Bekenntniſſe" abzulegen. Dieſe Schriftſtellerinnen errichten ein Theater, auf dem ſie ſich und ihr Leben abſpielen; das Publikum klatſcht oder ziſcht. Vor fünfzig Jahren zurück würde man ſelbſt für einen Mann eine ſolche Art von Autorſchaft unziemlich gefunden haben. Doch immerhin, die Zeiten ändern ſich; warum ſollte die Poeſie nicht Eroberungen machen und die Convenienz ſelbſt der Moral einige Provinzen

abgewinnen? Ueberdieß ſind dieſe Romane ſchön. Die bornirte Art, die Welt anzuſehen und alle Erſcheinungen auf ſein eigenes Ich zu beziehen, gibt der Poeſie eine Innigkeit, einen zarten und leicht zu erſchütternden Nerv, der den Schöpfungen, die der geläuterte Kunſtſinn überwacht, oft fehlt. Manche Zeilen ſind wie mit Blut geſchrieben; dann aber, wenn der poetiſche Puls ſtockt, ſinkt Styl und Behandlung zur läppiſchſten Kleinlichkeit, zur nachläßigſten und geſchmackloſeſten Modephraſe herab. Unter ihren Romanen möchte ich Ihnen „Ulrich" am meiſten empfehlen. „Fauſtine" iſt als Gedicht lebhafter, aber es läßt zu ſehr alle und jede künſtleriſche Form vermiſſen; es iſt mit zu großer Rückſichtloſigkeit gleichſam dem Publikum hingeworfen.

Ein Talent, das eine ſchöne Reife und eine edle Vollendung zeigt, iſt das der Verfaſſerin von Godwie-Caſtle. Hier ſehen wir Kunſtforderungen berückſichtigt und erfüllt. Ich ſtelle dieſe Frau, die erſt ſpät angefangen hat, die Autorfeder zu führen, ſehr hoch, und der große Ruf, der ihr geworden, ich möchte ihn nicht unverdient nennen. Sie iſt das völlige Widerſpiel der Gräfin Hahn. Aus ihren Romanen wird man kein perſönliches Bekenntniß herausleſen, ſie iſt ſo ſehr objectiv, wie eine Frau es nur ſeyn kann. Daher die Ruhe, die künſtleriſche und plaſtiſche Rundung der Geſtalten, das feine Ausmalen, die Berückſichtigung des Verhältniſſes aller Theile zum Ganzen, das Maaß und die Reife der Phantaſie, der Fleiß, der auf die Motive verwandt wird, die zarte pſychologiſche Entwicklung, und endlich die durch's Ganze fortgehende Sorgfalt in Hinſicht auf Sprache und Periodenbau. Will man ein ſchriftſtelleriſches Organ der Ariſtokratie annehmen, ſo iſt es dieſe Frau, die alle Intereſſen der Geſellſchaft wahrt und durch einen feinen, ihr perſönlich inwohnenden Sinn, durch eine Religioſität ohne Heuchelei ihnen noch eine eigenthümliche Würde verleiht. Man kann tadeln, daß etwas zu viel Convenienz und Förmlichkeit in dieſen Schilderungen obwaltet, man wird aber immer dabei geſtehen müſſen, daß eine ſolche Weltanſchauung eine würdige und edle iſt. Ihre Studien ſind gründlich und umfaſſend. In Schilderungen mit hiſtoriſcher Zeichnung erinnert ſie an das pittoreske Talent Walter Scotts; ihm ähnelt ſie auch in dem Ausmalen der Lokalitäten und in dem Detail der Gruppirung, obgleich ſie ſeine weit ausgeſponnenen Reden glücklich vermeidet. Eben ſo ruft ſie in ihren Frauengeſtalten Walter Scotts zarte, durchſcheinende Gebilde in's Gedächtniß, die bei aller Grazie etwas Pretiöſes und ſüßlich Affektirtes haben. Dieſe Gattung von Romanen iſt übrigens nicht wohl zu rechtfertigen; wenn die Weltanſchauung darin auch eine edle und würdige iſt, ſo entbehrt ſie doch der Friſche, Ungebundenheit und Kühnheit der Natur. Vor allem geht ihr der Humor ab, und das Pathos und der Prunk, wenn er auch von Künſtlerhänden gehandhabt wird, ermüdet den Beſchauer und läßt ihn zuletzt kalt. Deßhalb iſt Walter Scott und ſeine Richtung auch ſo ſchnell veraltet, und deßhalb möchten wir Niemanden rathen, ſie in jener excluſiven Form wieder in's Leben zu rufen. Die Verfaſſerin von Godwie-Caſtle hat ſich von dem mittelalterlichen Feudalismus durch die moderne Bildung, von der ſie durchdrungen iſt, fern zu halten gewußt, obgleich man auch bei ihr etwas weniger Convenienz und etwas mehr Glut und Raſchheit der Empfindung, Beweglichkeit der That und ſinnliche Färbung der Charaktere und Leidenſchaften finden möchte. Doch welches Recht haben wir, von einem ſchönen Talent gerade das zu fordern, was es uns ſeiner Natur nach nicht gewähren kann? Heißt dieß nicht die Kritik zu einem Despoten umwandeln, dem zur Grundlage ſeiner Forderungen Eigenſinn und Willkühr dienen?

(Schluß folgt.)

Aus den Pyrenäen.

(Fortſetzung.)

Eine zweite nicht minder charakteriſtiſche Erſcheinung dieſer Gegend ſind die oft bis zu bedeutender Höhe hinauf an allen Bergen zerſtreut umher liegenden Gehöfte. Dieſe Wohnungen der Bauern ſind gewöhnlich von einer Gruppe von Obſtbäumen oder Laubholz umgeben und der Mittelpunkt einer mehr oder weniger ausgedehnten Strecke angebauten Landes, das der Fleiß des Menſchen ſelbſt dem undankbarſten und durch ſeine Abſchüſſigkeit ſchwierigen Boden abzuringen gewußt hat. — Die große Mehrzahl dieſer Ackerhöfe iſt keineswegs Eigenthum der dieſelben bewirthſchaftenden Bauern; es ſind ſogenannte Fermes oder Pachthöfe, welche Bürgern der naheliegenden Städte zugehören und von den Bauern für die Hälfte des Ertrages in Pacht genommen ſind. Daß die Theilung der von dem Beſitzer nie mit Genauigkeit zu überſehenden Ernte in der Regel nicht zu Gunſten des erſtern ausfällt, hat offenbar zu dem im Lande allgemein gebräuchlichen Sprüchworte Veranlaſſung gegeben: „On peut changer de fermier, mais non pas de voleur."

Kaum zehn Minuten von St. Sirens entfernt liegt bereits rechts am Wege, an einer mit Weinbergen, Obſtgärten und Feldern bedeckten Höhe, das Dorf Ledar, als ob daſſelbe durch ſeine Lage ſo nahe vor den Thoren des

Städtchens Zeugniß von der Fruchtbarkeit des Bodens und der starken Bevölkerung desselben ablegen sollte. Unterhalb des Weges, der hier steil ansteigt, rauscht zwischen Wiesen und Erlengebüsch der Lez hin und seine klaren Fluthen blitzen nur hin und wieder durch einen den felsigen Abhang zur Linken des Wanderers bedeckenden Wald von jungen Eichen herauf. Rückwärts sieht man das kaum eine Viertelstunde Weges von St. Girons entlegene Städtchen St. Lizier. Das Auge des Malers und Geschichtsforschers wird durch diesen Blick gleich sehr gefesselt. Auf dem sich plötzlich zur steilen und hohen Klippe gestaltenden rechten Ufer des Salat ruhen, wie auf den Stufen eines Amphitheaters, die Häuser von St. Lizier. Die Wirklichkeit bleibt hier in der That nicht hinter den Schöpfungen der lebhaftesten Einbildungskraft und kühnsten Erfindung des Landschaftmalers zurück; der Historiker aber fragt unwillkührlich, wie in diesem verlorenen und unbekannten Winkel der Erde die Paläste und großartigen Gebäude entstanden sind, die er vor sich sieht, und welche Schicksale über diese Wohnungen der Macht und des Reichthums hingegangen seyn mögen, um dieselben mit einer Bevölkerung von Bettlern anzufüllen, die hier hinter mit Papier verklebten Fenstern nur nothdürftigen Schutz gegen das um jene Felsen tosende Unwetter der Pyrenäen findet.

Die Tradition sagt, indem sie in das hohe Alterthum zurückgreift, daß St. Lizier zur Zeit der römischen Herrschaft in Gallien eine mächtige Stadt war, und die Trümmer dieser ehemaligen Capitale des Gebiets von Couserans bestätigen nicht nur jene mündliche, sondern auch die den spätern Glanz von St. Lizier bekundende schriftliche Ueberlieferung. Nach der im Volke fortlebenden Sage schlossen die Umfangsmauern von St. Lizier die eine halbe Stunde von da entlegene kleine Commune Montjoie (Mons jovis) ein, wo ein Tempel des Jupiter stand. Unter den Quadern, welche den zweiten Pfeiler der von St. Lizier aus über den Salat führenden Brücke bilden, befindet sich ein Block von weißem Marmor, der offenbar einst die Façade eines Tempels der Minerva geziert hat; denn man liest auf jenem Steine die Worte: **Minervae Belisamae sacrum Q. Valerianus Montanus.** Die profane Hand der Maurer hat den durch seinen ersten Zweck geheiligten Stein dergestalt bei dem Bau der Brücke verwendet, daß die Buchstaben auf dem Kopfe stehen. Im Jahre 1771 ward ferner bei Erneuerung des Altars in der Kirche der Stadt das in Marmor ausgeführte Bild des Janus gefunden, und die äußern Mauern der Kirche weisen noch heute eine Menge von Steinen auf, welche, als Reste früherer Tempel oder Paläste, theils gereift, theils mit Acanthusblättern verziert sind; im Gesims der Kirche endlich sieht man mehrere Gruppen symbolischer Figuren, ebenfalls aus der römischen Periode, und eine Menge in und um St. Lizier gefundener Münzen vervollständigen die in Stein und Erz eingegrabenen Dokumente der gefallenen Größe der alten Austria oder civitas Cuseranorum; denn seinen jetzigen Namen erhielt der Ort erst unter seinem fünften Bischofe, dem heiligen Licerius, der von 698 bis 742 regierte, und unter dessen Episcopat die Stadt von den Gothen und später von den Sarazenen und Westgothen erobert und verheert wurde. Der letzte Bischof, Dominic de Lastic, starb als Emigrirter i. J. 1798 in Deutschland, und seit der mit der Auswanderung dieses Prälaten zusammenfallenden Aufhebung des alten Bischofsstuhls von St. Lizier ist die Stadt zum Dorf herabgesunken. Die beiden bischöflichen Paläste sind in Hospitäler verwandelt worden, und die Häuser, welche von dem Capitel und den dem Hofe des geistlichen Oberhaupts angehörenden Personen bewohnt wurden, liegen jezt theils in Ruinen, zum Theil sind sie von armen Leuten eingenommen worden.

Wir setzen unsern Weg in dem Thale von Castillon fort. Die Kuppen des östlichen Thalrandes werden kahl und sind mit Felstrümmern bedeckt, während rechts von der Straße Höhen mit Wald und Feldbau und einzelnen in malerischer Unordnung auf einem zerrissenen Terrain hingestreuten Bauerhäusern den Horizont begrenzen. Etwas weiter hin fällt der Weg von der Höhe wieder in die reiche Ebene des Thals hinab und die friedlichen Bilder des Ackerbaus und Hirtenlebens treten auf dem Bergrücken zur Linken wie zur Rechten wieder in ihre Rechte zurück. Nur ein Theil der Scenerie bleibt, als ob die Majestät seines Charakters dem Wechsel unerreichbar wäre, unter dem bunten Gemisch von Dörfern, von Wiesen, Wald und Feldern unser treuer Gefährte auf dem ganzen Wege, der schneebedeckte Kamm eines Theils der Hauptkette der Pyrenäen, welcher im Westen als Hintergrund das Thal schließt, und zu seinen zackigen Gipfeln den Reisenden wie mit magnetischer Kraft hinzieht.

(Fortsetzung folgt.)

Aussicht in die Ferne.

Rechts wandl' ich in der Sonne hin,
Links führet dich dein Weg im Schatten;
Du wähnst, es soll mein hoher Sinn
Bald in der höhern Glut ermatten.

Ich aber hoffe auf den Abend,
Der Ruhe seliges Gebiet,
Wenn, allen Schein mit sich begrabend,
Die Sonne wie der Schatten flieht.

Johannes von Gumpach.

Korrespondenz-Nachrichten.

Elberfeld, Mai.

Theater. — Fresken. — Pietismus.

Im Monat Mai ist es auch bei uns gut seyn, selbst ohne Theater und Museum. Was die Kunst hier weniger bietet, als anderwärts, das ersezt uns die Natur. In unsern Bergen und Thälern, Wäldern und Wiesen muß zur Frühlingszeit Jedem das Herz weiter werden und frischer schlagen, es sey denn, daß man an seiner Stelle einen neuen Zolltarif oder Baumwollpreiscourant in der Brust trüge, was freilich vorkommt. Aber selbst dann freut man sich des „schönen Wetters," das ein gutes Jahr, mithin guten Absaz verspricht und den Färbern behülflich ist zur Produzirung guter „Couleuren." So genießt denn Jeder den Lenz in seiner Weise, auch der Eisenbahningenieur, der da meint: „die Gegend hier ist schön, wenn aber erst der Dampfwagen vorbeirollt, wird's doch noch zehnmal schöner seyn." — Wir erwähnten oben des Theaters. Mit diesem ist's vorläufig noch beim Alten, d. h. der neue Bau ist längst vollendet, steht aber immer noch unbenüzt da, und fast hat es den Anschein, als sollte die Prophezeiung Krummachers in Erfüllung gehen, der uns weissagte, die Mauern des Hauses würden unversehens einstürzen. Denn, war dieß auch eine der poetischen Metaphern, die der Sohn des Parabeldichters liebt, so kannte Krummacher doch sein Elberfeld und wußte, was er sagte. Seine Heerde natürlich war ihm für immer sicher; aber auch die Andern kannte er, und vielleicht besser als die Meisten sich selber. Er wußte, daß die Herren gar zu gut rechnen, und mehr aus merkantilischer Spekulation als aus Kunstsinn den Musen, resp. Götzentempel erbauten. Dießmal aber (und auch das sah er voraus) mußten sie sich verrechnen, eben weil sie zu scharf rechnen wollten. Bis jezt konnten sie nämlich keinen Direktor finden, der ihre Bedingungen einzugehen Lust gezeigt hätte, und so trägt ihnen nun einstweilen das in Stein und Holz verwandelte Kapital gar keine Zinsen, weil sie zu hohe Prozente einstreichen wollten. Hier ließen sich allerlei schadenfrohe Sprüchwörter anführen, wir wollen aber christlich seyn und nur das eine unschuldige hersezen: „Was lange währt, wird endlich gut." Hoffen wir noch einmal; so eben spricht man davon, daß im Oktober doch Spielberger, der Kölner Direktor, im neuen Hause Vorstellungen beginnen werde. — Die bereits in einem frühern Berichte erwähnten Freskobilder im hiesigen Rathhaussaale sind fertig und jedenfalls für das so kunstarme Elberfeld eine schäzbare Bereicherung. Sie stellen Perioden aus der deutschen Geschichte vor. Zuerst die alte Zeit bis zur Hermannsschlacht, gemalt von Fay; dann die Einführung des Christenthums, von Mücke; drittens das Mittelalter, von Plüddemann, und viertens ein Bild, das in alle Zeiten oder in gar keine Zeit fällt, darstellend die Segnungen des Friedens, gemalt von Clasen. Die Urtheile sind sehr getheilt über das Ganze, doch ist man so ziemlich einig, daß die Fay'sche Wand die gelungenste sey. Auch die Plüddemann'sche spricht allgemein an, wenn schon mit Recht getadelt werden kann, daß der Künstler nirgends die Perspektive benuzt hat, und so seine Figuren alle neben einander stehen, wie ein Trupp Soldaten in Reih und Glied. Am wenigsten aber gefallen die beiden Wände von Mücke und Clasen, obwohl sie vielleicht am besten und fleißigsten ausgeführt sind, namentlich in Bezug auf die Farben. Der Grund, weßhalb sie weniger ansprechen, liegt freilich großentheils im Stoffe; indessen auch die Auffassung trägt Schuld daran. Das Christenthum z. B. ließe sich gewiß großartiger auffassen und zum Bilde gestalten, als es hier von Mücke geschehen ist. Die allzu sichtbare Düsseldorfer Heiligenmanier gereicht seiner Wand sehr zum Nachtheil; der heilige Bonifazius oder Suitbertus zeigt sich nicht weniger als siebenmal, in allen möglichen Situationen. Es fehlt dem ganzen Bild an Leben und Kraft; man wird bei dieser Auffassung des Christenthums unwillkührlich an das Wort Rückerts erinnert: „denn Eure Lehr ist gut zu nichts auf der Welt als zum Sterben." Clasen hätte auch aus den Segnungen des Friedens, wenn sie einmal gemalt werden mußten, mehr machen können, als er gethan, indem er uns den glücklichen Einzug eines Königs, mittelalterlich ausstaffirt, vor die Augen gestellt hat. — Gehen wir vom Rathhause zur nahe gelegenen reformirten Kirche, daß heißt: kommen wir auf Krummacher und den Pietismus zurück; denn es wäre Undankbarkeit, das zu überspringen, was unserem Elberfeld einen Namen gemacht hat, welch einen Namen, das ist freilich eine schlimme Frage. So viel dürfen wir indessen behaupten: die gute Stadt ist in dieser Hinsicht lange nicht so schlimm als ihr Ruf. Liest man die hin und wieder öffentlich erschienenen Randglossen darüber, so sollte man meinen, man müsse alle drei Schritte auf den Straßen einem Häuflein Betender und Singender begegnen, oder auf öffentlichem Markte täglich ein Halleluja schallen hören. Dem ist nicht so, wie wir als tagtägliche Beobachter versichern. Die Andächtigen ziehen sich in ihre Kammern zurück, wo sie Abendversammlungen halten, in welchen, wie der böse Leumund sagt, neben dem heiligen Geist mitunter noch ganz andere Spirituosa anzutreffen sind. Mag es immerhin seyn, daß viel Heuchelei, viel Frömmigkeit aus Spekulation mit unterläuft; im Ganzen aber ist's den Leuten heiliger Ernst mit ihrem religiösen Wesen. Es ist ihnen Bedürfniß, bei ihrer beschaulichen Gemüthsrichtung und ihrem Mangel an Geistesbildung ein System zu haben, das ihnen Beruhigung gewährt und zugleich Stoff zur Unterhaltung gibt. Je nach ihrer Individualität und ihren „Erfahrungen" bildet sich nun das Glaubenssystem verschiedenartig in ihnen aus, und es ist oft interessant, ihren Unterhaltungen zuzuhören. Uebrigens hat Goethe sehr richtig geurtheilt, wenn er meint (s. sämmtliche Werke, Band 52, S. 324), es müsse unter den hiesigen Bewohnern, namentlich der sogenannten arbeitenden Klasse, viel kranke und gedrückte Gemüther geben: das ist wirklich im ausgedehntesten Maaße der Fall. Dieß liegt zum Theil in den Verhältnissen und der Lebensweise, zum Theil auch in der hiesigen Luft. Die nebelschwangere Atmosphäre unserer Thäler drückt die Lebensgeister nieder und macht empfänglicher für die mystische Ansteckung. Krummacher nun ist so ganz der Mann für solche gebeugten und kranken Seelen; er richtet sie auf, speist und tränkt sie mit Verheißungen, und macht sie mitunter gar singen und jubeln, denn sie fühlen nun lebhaft, daß sie den Herrn haben. Das Alles wäre nun nicht zu schelten, aber Krummacher thut noch mehr als das: er impft den begnadigten Sündern eine Art von geistlichem Hochmuth ein, der bei den Meisten nur zu gute Früchte trägt und leider oft bis zur Verläugnung alles Reinmenschlichen, zu Misanthropie und Fanatismus sich steigert, freilich je nachdem die Individuen geartet sind. Die gewöhnlichen sündigen Menschenkinder werden dann angesehen als die „Hunde, die da draußen sind," und anstatt sie zu bemitleiden in ihrer Verblendung, möchte mancher Pietist sie lieber anspeien und verfluchen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 59.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 140.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 11. Juni 1844.

Sey das Werthe ſolcher Sendung
Tiefen Sinnes heitre Wendung.
Goethe.

Dreizeilen.

I.

O ſuche nur im Feld nach friſchen Dolden,
So lang dein Auge hell, dein Haar noch golden;
Wie raſch vergehn die Tage uns, die holden!

Wenn erſt der Bäume grüne Blätter falben,
Dann ziehn des Lenzes Boten fort, die Schwalben,
Und keine wird verweilen deinethalben.

Dich hat der Herr mit Gnaden viel geſegnet;
Sein reiches Füllhorn hat auf dich geregnet,
Und heiter wurde, was dir trüb begegnet.

Wer ſeinen Lebensfaden froh geſponnen
Und ſtets vollbracht, was eifrig er begonnen,
Der hat das Spiel dem Schickſal abgewonnen.

Schlag um die Bruſt der Klugheit weiche Falten;
Doch ſtelle dich nicht in die Schaar der Kalten,
Die nur auf ihren Werth und Vortheil halten.

Verſenke nicht in Grämen dich und Hadern.
Leicht kräuſle ſich das Blut in deinen Adern.
Zu einem Zelte ſuche nicht nach Quadern.

Das Glück erringſt du nicht mit trüben Träumen;
Ein Augenblick genügt, es zu verſäumen.
Der Wein verfloß, was haſt du von dem Schäumen?

II.

Laß uns die herbſtlich ſchönen Tage faſſen,
Gehegter Zweifel trübe Klage haſſen,
Der ſpätern Zeit die ernſte Frage laſſen.

Du ſiehſt die Sonne Abends niedergehen;
Doch wirſt du ſie am Morgen wiederſehen
Und noch ein Glied im Ring der Glieder ſtehen?

Der Vogel, der im Baum ſein Neſt erbauet,
Er hat dem Schutz des Laubes feſt vertrauet,
Daß ſicher er des Sommers Reſt erſchauet.

So bau' auch du und wolle nicht verzagen,
Der Sturm wird nie das gold'ne Licht verjagen;
Doch mußt du nie des Tages Pflicht vertagen.

Den Pflichten ſind wir alle untergeben;
Mit nichten ſchilt man die, die munter ſtreben,
Mit lichten Farben Trübes bunter weben.

Will uns die Sorge ihre Fallen legen,
So laß uns nur das rechte Wallen pflegen,
Und Freude grüßt uns dann auf allen Wegen.

So lang noch Wein der Trieb der Reben ſpendet
Und nicht der Liebe ſüßes Geben endet,
Sey unbeſorgt, wie ſich das Leben wendet!

Feodor Löwe.

Aus den Pyrenäen.

(Fortſetzung.)

Das Dörfchen Aubert, das links am Wege aus einem Walde von jezt gerade blühenden Obſtbäumen, wie aus einem Blumenkorbe hervorſchaut, fordert durch ſeine Kirche zu einer Bemerkung über eine Eigenthümlichkeit in der Architektur des Landes auf. Die Kirchthürme der ſämmtlichen Dörfer und ſelbſt der meiſten kleinen Städte des Departements Arriège zeigen eine Form, welche ſich durch die Wohlfeilheit der Ausführung und durch ihr pittoreskes, oder doch originelles Ausſehen gleich ſehr empfiehlt. Eine ſtarke Mauer ſchließt von vorne, anſtatt des Thurmes, das Schiff der Kirche und erhebt ſich über das Dach derſelben, indem ſie ſich nach oben von beiden Seiten mittelſt Stufen verjüngt. In dem über das Dach der Kirche hervorragenden Theile dieſer giebelartigen Mauer befinden ſich mehrere, ganz durch dieſelbe hindurchgehende Einſchnitte oder Oeffnungen, in welchen die Glocken hängen. — Man begreift, wie wenig Baumaterial ein ſolcher nur aus einer einfachen Mauer beſtehender Thurm erfordert und wie viel wohlfeiler dadurch der Bau der Kirchen werden muß; dazu kommt noch, daß dieſe Stellvertreter der Thürme, von vorne geſehen, eine ſehr gute Wirkung machen. Sie wären auch in andern Ländern mittelloſen Gemeinden zu empfehlen.

Dicht bei Aubert befindet ſich eine der unzähligen intereſſanten Höhlen, welche alle Theile der Pyrenäen aufzuweiſen haben, und außerdem eine in der Sprache des Landes Traue del Debremberi (trou de l'oubli) genannte Kluft, nach der Tradition ein von den Römern ausgebeuteter und einen ſchönen ſchwarzen Marmor liefernder Steinbruch. Eine antike Hacke und mehrere Münzen, unter andern ein Valentinian in Gold, welche dicht bei dem angeblichen Marmorbruche gefunden wurden, ferner mehrere in die Wände der Bauernhäuſer von Aubert eingemauerte Säulenreſte und ein in der Nähe des Dorfs entdeckter Fußboden von Moſaik beweiſen hinlänglich, daß eine höhere Civiliſation auf dieſem jezt den einfachen Beſchäftigungen des primitiven Menſchen zurückgegebenen Boden gewaltet habe.

Schon von St. Girons aus, und zwar bis auf eine bedeutende Strecke in dem Thale von Caſtillon hinauf, ſieht man auf einem jenſeits des weſtlichen Thalrandes emporragenden und durch ſeine kegelartige Form den vulkaniſchen Höhen der Auvergne ſich nähernden Berge ein Schloß von ſeltſamer Geſtalt liegen. Die verwitterten Mauern von Montaigu (ſo heißt die Burg) und einige um dieſelben herumſtehende rieſige Linden legen Zeugniß von dem ehrwürdigen Alter des Gebäudes ab, und die gänzliche Abweſenheit von Thüren und Fenſtern nach der Seite des Thals von Caſtillon hin gibt dieſen Reſten der Feudalzeit ein abſonderlich ernſtes, ja trauriges Anſehen.

Bei einem Morgenſpaziergange hatte ich, angezogen durch den geheimnißvollen Anſtrich der alten Mauern, ohne Weg und Steg, als ob es eine steeple chase gegolten hätte, die Richtung nach denſelben eingeſchlagen und war durch die mit Würſten und Speckſeiten behangene Küche des im Erdgeſchoſſe der Burg hauſenden Pächters hindurch, auf zerfallenen und wahrhaft halsbrechenden Treppen in die wüſten Räume des obern Stocks gelangt. Hier hingen von den Wänden Fetzen ehemaliger Gobelintapeten herab, der Holzwurm hatte die Parquets zermalmt, und ungeheure Kamine, welche mancher armen Handwerkerfamilie als Wohnung geräumig genug gedünkt hätten und unſere holzarme Zeit zu verſpotten ſchienen, waren mit dem Schutt der ſich ehemals über ihnen erhebenden Schornſteine angefüllt. Aus dieſen Trümmern ſprach deutlich der Ruin einer vormals mächtigen Familie, und durch ein ſonderbares Ungefähr erfuhr ich noch am Abend deſſelben Tages, daß dem ſo war.

Ein Bekannter hatte vor meiner Ankunft in St. Girons daſelbſt für mich eine Wohnung im Hauſe der Wittwe eines Advokaten gemiethet. Die Hausbeſitzerin war abweſend, als ich in St. Girons eintraf, und ſie kam erſt an dem Tage zurück, wo ich jenen Spaziergang nach Montaigu gemacht hatte. — Als ich gegen Abend zu meiner Wirthin hinunterging, um ihr meinen Beſuch abzuſtatten, war ich von ihrem Aeußern ſehr überraſcht. Es trat mir eine blaſſe, in tiefe Trauer gekleidete Frau von etwa dreißig Jahren entgegen; ihre feinen, ausgezeichneten Züge ſprachen Milde und Sanftmuth aus, welche Eigenſchaften, ſelbſt auch nur im Ausdruck, ſelten das Eigenthum der Franzöſinnen ſind. Ueber dem ganzen Weſen dieſer, wie es ſchien unter harten Prüfungen zu früh verblühten Frau war der Ausdruck der Ergebung und eine Weichheit verbreitet, wie ſolche das Unglück nur Perſonen von einem trefflichen, der Bitterkeit und dem Grolle gleich unzugänglichen Herzen gibt. Das Geſpräch fiel natürlich auf meine Ausflüge in die Umgegend und namentlich auf den neueſten nach Montaigu.

„Von welcher Familie iſt das Schloß bewohnt worden?“ fragte ich die Dame. — „Es iſt,“ erwiderte Madame S., indem ſie leicht erröthete, „ſeit acht Jahrhunderten der Sitz meiner Familie, der Herrn von Roquemaurel

gewesen und mein Vater hat es zulezt bewohnt." — „Ihr Herr Vater lebt nicht mehr?" — „Er iſt todt, zu ſeinem Glücke todt; denn es iſt ihm wenigſtens noch geſtattet geweſen, unter dem Dache ſeiner Väter zu ſterben; er hat nicht den Kummer zu tragen gehabt, welcher meine Mutter getödtet hat, den Kummer, ſeinen uralten Familienſitz in fremde Hände übergehen zu ſehen."

Ich ſchwieg nach dieſer kurzen Eröffnung, um nicht den Eindruck einer peinlichen Erinnerung zu verlängern, welche ich ohne meine Schuld angeregt. Aber noch ehe ich dem Geſpräche eine andere Wendung geben konnte, fuhr Madame S. fort: „Mein Vater iſt das Opfer des Despotismus der Kaiſerzeit geworden. Als Repräſentant der älteſten und einflußreichſten Familie des Landes und als ausgezeichneter Offizier wies er, aus Ergebenheit für die Bourbons, die glänzendſten Anerbietungen zurück, welche Napoleon ihm machte, um ihn zum Eintritt in ſeinen Dienſt zu bewegen. Dieſer Beweis der Abneigung gegen die neue Ordnung der Dinge und die freien Aeußerungen meines Vaters mußten unter der Regierung eines Despoten ſein Verderben werden. — Eines Tags, als mein Vater verreist war, hörte meine Mutter früh Morgens einen ungewöhnlichen Lärm im Schloßhofe. Sie eilt erſchreckt an das Fenſter und ſieht, wie mehrere Zollbeamte eine Menge Waarenballen in Beſchlag nehmen. Schleichhändler hatten, verfolgt von jenen, ſich nach dem Schloſſe hinauf gerettet, unglücklicherweiſe die kleine Pforte des Hofes offen gefunden, die Contrebande hinter den Ringmauern von Montaigu geborgen und ſich dann entfernt. — Die treffliche Gelegenheit, an meinem Vater ſeine politiſche Unabhängigkeit zu rächen, ward trotz der zahlreichen und unwiderleglichen Beweiſe ſeiner Unſchuld, von den Behörden nicht ungenuzt gelaſſen. Er wurde als Hehler der Schleichhändler dargeſtellt und die ungeheure Geldſtrafe, welche in jener Zeit die Folge einer ſolchen Anklage war, richtete mit einem Schlage eine der angeſehenſten Familien des Landes zu Grunde. Mein Vater ſtarb bald nach dieſem Ereigniß; ich zögerte unter ſolchen Umſtänden nicht, einem Advokaten, welcher durch ſeine Geſchicklichkeit und ſeinen Einfluß eine kräftige Stütze meiner Familie zu werden verſprach, meine Hand zu reichen. Mein Mann würde mir und meinen Kindern ohne Zweifel den Beſitz des Schloſſes und der zugehörigen Ländereien erhalten haben; aber ein frühzeitiger Tod hat auch ihn mir entriſſen und ein Bauer aus Monlis, der in der Revolution durch Ankauf der Güter der Emigrirten ein bedeutendes Vermögen erworben, kaufte die auf Montaigu laſtenden Schuldobligationen an und ließ nach plötzlicher Kündigung derſelben meine Familie expropriiren. Meine arme Mutter überlebte nur kurze Zeit dieſen lezten Schlag eines unerbittlichen Schickſals."

(Fortſetzung folgt.)

Ein Winter in Berlin.

(Schluß.)

Die äußere Erſcheinung dieſer drei Frauen iſt eben ſo verſchieden wie ihre Geiſtesrichtung und ihre Schriften. Frau v. Arnim befindet ſich in einem Zuſtand gemachter Genialität, ſie unterwirft eben ſo ihr Geſpräch wie ihre Toilette aphoriſtiſchen Impromptüs; ihre Geſelligkeit iſt launenhaft und ungraziös. Man ſagt, daß ſie abenteuerliche Züge unternimmt und zu edeln Zwecken jene Viertel Berlins aufſucht, wo das Elend und die Corruption ſich zuſammendrängt. Sie iſt bald hier, bald dort, immer nur auf Augenblicke und immer alle Formen verletzend. Sie macht Ueberfälle, wie mit ihrem Geiſte, ſo mit ihrer körperlichen Gegenwart. Sie ſucht jede bedeutende Erſcheinung auf und iſt bemüht, ſich in deren Nähe zu placiren. Berlin kann ſie nicht entbehren, ſie vertritt dem eleganten Pedantismus gegenüber den grillenhaften Dilettantismus.

Die Gräfin Hahn dagegen iſt die Dame von Welt, die ſich ihrer Launenhaftigkeit bewußt iſt, aber keinen Augenblick ihr altes Wappen und ihre Anſprüche auf die Salons der Geſellſchaft vergißt. Sie führt auch eine unſtete Exiſtenz, aber in anderem Sinne und in anderer Form wie Frau v. Arnim. Sie reiſet nicht der Menſchen und der Länder wegen, ſondern lediglich um dem Mißbehagen zu entgehen, das ihr das Zerwürfniß mit der Geſellſchaft bereitet. Subjektiv und launenhaft iſt ſie in ihren Reiſen wie in ihren Romanen: wenn ſie eine höhere Miſſion erfüllt, ſo geſchieht es nicht, weil ſie dieß beabſichtigt, ſondern weil die Zeit aus ihr ſpricht, ihr unbewußt, wie aus einer Somnambülen. In ihrem Aeußern zeigt ſie eine große Einfachheit, eine Entfernung alles Putzes und alles Glanzes und jeder Künſtelei der Toilette; dennoch erkennt man auf den erſten Blick die ariſtokratiſche Frau. Ihr Geſpräch iſt leicht, graziös, lebhaft und immer von einer pikanten Offenheit gewürzt. Etwas zu unbekümmert um jede fremde Meinung, verlezt ſie oft das Selbſtgefühl derjenigen, die mit ihr verkehren; beſonders gefällt ſie ſich darin, Männern gegenüber Gleichgültigkeit und überſehenden Trotz zu zeigen; eine gleiche Miene nimmt ſie gegen die Kritik an. Etwas mehr Ernſt und etwas mehr Würde könnten dieſer ausgezeichneten Frau unendlich mehr Reiz verleihen.

Dieſen Ernſt und dieſe Würde, auch in der äußern Erſcheinung, trägt die Verfaſſerin von Godwie Caſtle zur Schau. Sie abenteuert nicht, ſie zieht nicht herum, ſie wohnt in zierlichen, ſchönen, mit Comfort ausgeſtatteten Gemächern, die ſie ſelten verläßt. Die Fenſter ihres Arbeitszimmers zeigen eine ſtille, ſchöne Fernſicht

auf Fluß und Gartenanlagen. Nach hergebrachter Ordnung fließen ohne Störung ihre Tagesstunden dahin. Ordnung, Sicherheit und Ruhe umgibt ihre Existenz. Schon durch ihre Kränklichkeit gehindert, sieht sie wenig von der Außenwelt; was sie sieht, ist ausgewählt und den Bildungsstoffen, die ihr Geist und ihre Phantasie verarbeiten, zustimmend. Ihr Bruder führt ihr die Künstler und Gelehrten Berlins zu, ihre Freundinnen bringen sie in die höhern Kreise, der Hof unterläßt nicht, sie zur Theilnehmerin seiner Feste zu machen; sie selbst sucht unter diesen Elementen diejenigen aus, die ihrem eigensten Wesen förderlich und dienlich sind. Sie erscheint mit großer Zurückhaltung und Gemessenheit in den Formen, der gesellige Verkehr und seine Gesetze sind bei ihr ein Gegenstand, der strengsten Beachtung würdig, und ihr Sinn, der Wohlwollen und wahre Güte hegt, sieht in diesen Formen ein Mittel, Jedem in seinen Anforderungen, beachtet und berücksichtigt zu seyn, gerecht zu werden. In ihrem Gespräch ist Seele und Gemüth, weniger der pikante Geist, den man bei einer Schriftstellerin vorauszusetzen berechtigt scheint, doch liegt ein sittlicher Gehalt jedem ihrer Urtheile zu Grunde.

Korrespondenz-Nachrichten.

Elberfeld, Mai.

(Schluß.)

Pietismus. — Literatur.

Außer den eigentlichen oder Krummacherschen Pietisten gibt es bei uns seit einiger Zeit noch eine Abart, eine Separatistensekte, an deren Spitze kein Pastor, sondern ein angesehener Kaufmann steht. Dieser hat mit Hülfe eines verunglückten Predigtamtskandidaten sogar die Bibel neu übersezt, und diese rektifizirte heilige Schrift dient nun dem besagten Häuflein Sektirer als Erbauungsbuch. Die Kirche und die Prediger hingegen sind von ihnen in den Bann gethan, weil solche von den apostolischen Grundlagen zu sehr abgewichen seyn sollen. Taufe und Confirmation werden ebenfalls von ihnen verworfen. Die Zahl dieser Separatisten ist einstweilen noch gering, doch sollen sie fleißig mit ihrem Pfunde wuchern, das heißt Proselyten zu machen suchen. — Wir sprachen oben die Ansicht aus, die Wupperthaler Luft sey dem Pietismus förderlich. Diese Meinung theilen Viele, und den großen Unterschied zwischen Rheinluft und Wupperthaler Luft muß sogleich Jeder fühlen, der von Düsseldorf oder Köln hieher kommt, und umgekehrt. Bei alle dem wird der geborene Elberfelder seine Vaterstadt meist ungern mit dem Rheine vertauschen. Es liegt etwas Solides, Gediegenes, Ernstes im hiesigen Wesen und Treiben, das gegen den leichtfertigen, mitunter etwas französirenden Ton des Rheinländers ziemlich absticht. Dieser solide Sinn des ächten Elberfelders, den freilich Mancher Philisterhaftigkeit nennen würde, zeigt sich in Allem bis auf Aeußerlichkeiten, als Kleidung und dergleichen; während nämlich der Düsseldorfer Sommervögeltracht liebt, das heißt leicht, bunt, flitterig, zieht man hier das sogenannte „Däftige" vor, etwas Haltbares, Aechtes, Werthvolles. Auch im gemeinen Volke, bis zum Eckensteher und Schnapslump hinab, verläugnet sich ein gewisses „däftiges" Element nicht. In Köln u. s. w. zeigt sich das mauvais sujet vorzugsweise als abgefeimt, schuftig und liederlich, wogegen es hier mehr mit gemeiner, aber energischer Plattheit und Versoffenheit sich bemerklich macht. Weiterhin im Märkischen ist es wieder anders geartet und besonders als roh und ungeschlacht zu erkennen. Doch genug von diesem wenig erbaulichen Thema; werfen wir schließlich einen Blick auf die Elberfelder Literatur und das junge Elberfeld.

Zuerst abermals — Pietismus. Krummacher gibt seit Anfang dieses Jahres eine Monatsschrift unter dem Titel „Palmblätter" heraus. Schon dieser Titel deutet an, daß nicht so sehr viel Kampfgeschrei und Schlachtlärm in diesem neuesten Werke Krummachers erhoben wird als in den frühern, namentlich den frühesten Schriften desselben. Er ist älter und milder geworden, vielleicht auch etwas ermüdet. Was übrigens seinen Styl anbelangt, so ist derselbe ein glänzender zu nennen, namentlich was die Schilderung des Starken, Leidenschaftlichen, das Pathos angeht; im Weichen, Zarten, Lieblichen dagegen wird er zu leicht süßlich und abgeschmackt, besonders braucht er den Diminutiv zu häufig und ohne Glück. Man fühlt sogleich, daß ihm das Anmuthige und Leichte nicht natürlich ist. — Außer dem obgenannten Generalen-Chef sind noch pietistische Vorkämpfer auf literarischem Felde der Pastor Sander, welcher kürzlich über den Romanismus geschrieben hat, ebenfalls ein ächter Zelot, und der Proselyt Dr. Fränkel, ein praktischer Arzt, der früher für, jezt gegen Emancipation der Juden aufgetreten ist. Fränkel, Krummachers Genosse und Freund, ist in Hinsicht des Styls sein Antipod: gemessen, verständig, kühl und besonnen. Den genannten Bestrebungen gegenüber stehen etliche jugendliche Kräfte, die in ganz anderer Weise zu wirken suchen und die wir oben „das junge Elberfeld" genannt haben. Es ist eine kleine Anzahl freundschaftlich verbundener junger Männer, von denen wir folgende nennen wollen. Erstens Richard Seel, der bekannte Carricaturenmaler, von dem der deutsche Michel und viele andere treffliche Blätter herrühren. Erst kürzlich erschien von ihm eine neue Carricatur in der Diesterwegschen Angelegenheit, darstellend den Kampf der Theologie gegen die Pädagogik. Sein eigentliches Feld ist indessen die Historie, und er gedenkt ehestens nach Paris zu gehen, um dort weitere Studien zu machen und angefangene größere Arbeiten auszuführen. Dann Otto von Wenckstern, ein geistreicher junger Pole, der kürzlich „Siebzehn Polenlieder" herausgab, die viel Schönes und Eigenthümliches enthalten. Wenckstern ist gegenwärtig als Redakteur der Barmer Zeitung angestellt, wird aber im Spätsommer Elberfeld verlassen und sich nach Hamburg wenden. Drittens ein angehender Dramatiker von unläugbar bedeutendem Talent, Friedrich Roeber; er hat ein Drama: Tristan und Isolde, geschrieben, und ist jezt mit einem neuen beschäftigt, das den deutschen Kaiser Heinrich den Vierten zum Helden hat. An diese reiht sich Adolph Schults, der den Lesern des Morgenblatts schon durch manchen lyrischen Beitrag bekannt ist. Mögen die Genannten rüstig fortarbeiten und fortschreiten!

Beilage: Kunstblatt Nr. 47.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 141.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 12. Juni 1844.

Frailty, thy name is woman!
Shakespeare.

Aus dem häuslichen Leben der Engländer.

Längs der Grenzlinien, innerhalb welcher das faſhionable Londoner Leben ſich bewegt, werden ganze Straßen von Leuten bewohnt, die ſich in einer Uebergangsperiode befinden, die nichts mehr von ihren früheren Bekannten niedern Ranges wiſſen wollen und alle Segel einſetzen, um in die wellenſchlagende See der höhern Geſellſchaft zu gelangen. Dieſe Straßen ſind meiſt auffallend ſtill, und wer in einer ſolchen an Einem Tage, wohl gar in Einer Stunde mehreremale auf und ab geht, kann mit einer für das übrige London verhältnißmäßig ſeltenen Gewißheit darauf rechnen, bemerkt zu werden. Die geſchäftsloſen Bewohner vertreiben damit die läſtige Zeit, und Diener und Dienerinnen folgen dem Beiſpiel. So geſchah es vor drei Jahren im Anfang der Saiſon, daß ein junger, hübſcher, gut gekleideter Mann, weil er an einem hellen Sonntagsmorgen vier- oder fünfmal eine ſolche Straße auf und ab gegangen, die Aufmerkſamkeit des Mädchens im Bäckerladen und aller aus den Souterrains empor-, wie vom dritten Stock herabſchauenden Köchinnen und Zofen beſchäftigte. Sie erforſchten indeſſen nichts weiter, als daß vermuthlich etwas in Nummer 30 ſein Augenmerk ſey, denn ſo oft er in die Nähe dieſes Hauſes kam, verzögerte er den Schritt und fixirte die Fenſter. Wem, oder vielmehr welcher das galt, ließ ſich nicht ermitteln. Niemand von den Bewohnern ſchien ihn zu beachten; die Altanthüre blieb geſchloſſen, kein Fenſter wurde geöffnet und unglücklicherweiſe war das Haus ein Logirhaus. Wer noch geſtern Morgen dort gewohnt, konnte Abends aus-, eine Einzelne oder eine Familie konnte eingezogen ſeyn.

Während die Spekulation ſich vergebens abmühte, erſchien ein ältlicher Herr, ſchritt auf dieſes Haus zu, ergriff den Thürklopfer und hämmerte, weder einmal wie ein Handwerksmann, noch zweimal wie der Briefträger, noch zwölf- oder funfzehnmal wie ein Marquis, ſondern dreimal wie ein beſcheidener, jedoch ſelbſtſtändiger Bürger. Gleichzeitig war der junge Mann in einer Seitengaſſe verſchwunden. Die Thüre des Hauſes ging auf, und der ſie öffnete, war der Aufwärter. Das bezeugte ſeine Kleidung. So kleiden ſich in London nur die Diener in den Logirhäuſern; ſie tragen die bauſchigen Modeſten des Reitknechts, die weiße Schürze des Küchenjungen und die ſchwarze Jacke des Kellners. Er ließ den ältlichen Herrn ein, empfing deſſen Namen und geleitete ihn nach einem Wohnzimmer des erſten Stocks, wo derſelbe, wie es ſchien, erwartet wurde. Die Anweſenden waren zwei Damen und ein junger Mann, Mutter, Tochter und Sohn. Die zwei Erſteren waren in tiefer Trauer, die Mutter in der den engliſchen Wittwen

eigenthümlichen Kopf- und Leibestracht, den sogenannten widow's weeds, die Tochter schwarz vom Scheitel bis zur Zehe. Ob der Sohn in Trauer war, konnte zweifelhaft seyn. Abgesehen davon, daß er nachläßig in einem Lehnstuhle lag und bald den rechten, bald den linken Stiefel mit einer Reitgerte peitschte, hatte sein Rock zwar die Farbe, aber nicht den Schnitt eines Trauerfracks. Statt die Brust voll zu bedecken und in breiten Schößen herabzufallen, war er wie ein Reitrock auf der Brust in Bogen geschnitten, lief in kurze Schöße aus und wurde über der Brust von einem einzigen glacirten Knopfe zusammengehalten. Das Beinkleid saß straff wie zum Ausreiten und die Stiefeln hatten hohe Absätze und sehr lange Spitzen. Der Eingetretene war in voller Trauer; Schuhe mit großen schwarzen Schleifen, Gamaschen, Beinkleid, Weste und Rock — Alles weit und von schwarzem Tuch, und der breiträndrige Hut bis zum Deckel mit Krepp umwunden. Als er sich gesetzt, legte er den Hut neben sich auf den Teppich.

Nachdem das Gespräch einige Zeit gedauert, sagte der ältliche Herr: „Wenn Sie schlechterdings wollen, Mam, müssen die Consols verkauft werden. Sie stehen jezt freilich sehr niedrig; doch das ist Ihr Schaden, nicht der meinige." — „Der Verlust ist nichts gegen den Gewinn," antwortete die Wittwe. „Die Saison rückt vor und in diesem erbärmlichen Logirhause können wir doch unsere Freunde nicht sehen. Wie hab' ich mich gestern geschämt, als Charles' Freund, der ehrenwerthe Thomas Turnover, ihn besuchte und Charles ihn in diesem schmutzigen Zimmer empfangen mußte!" — „Je nun," versetzte der ältliche Herr, „mir scheint es ein Prachtsalon, verglichen mit der kleinen, zweifenstrigen Stube, die Sie so glücklich machte, als Sie meinen Bruder Tom heiratheten. Aber daß ich es Ihnen offen und ehrlich heraussage, Mistreß Ormston, Sie rennen Hals über Kopf in's Verderben und reißen Ihre Kinder sich nach. Zweitausend Pfund, um ein Haus zu möbliren, das Sie unüberlegt genug in der Eburystraße gemiethet haben! Wissen Sie wohl, was es Sie kosten wird, so zu leben, wie Sie Ihrer Einrichtung nach es beabsichtigen? Ungefähr doppelt so viel, als Ihre jährliche Einnahme beträgt."

„Da muß ich doch um Entschuldigung bitten, Herr Ormston," lächelte die Wittwe. „Unser besonderer Freund, Lord Skempton, lebt auf einem ganz andern Fuße, als es mir je einfallen wird. Er hält sechs Pferde und wir wollen bloß drei halten, und er verzehrt jährlich nur seine fünfzehnhundert Pfund. Nun brauche ich Ihnen aber nicht zu sagen, Herr Ormston, daß ich über ein größeres Einkommen zu verfügen habe." — „Dank dem angestrengten Fleiße meines Bruders. Aber Sie vergessen in Ihrer Berechnung ein wichtiges Item, Mistreß Ormston. Lord Skempton hat stets fünfzehnhundert Pfund jährliche Einkünfte gehabt, ist demgemäß erzogen worden und hat zeitig eintheilen gelernt. Sie — Sie haben ja nie gewußt, was es heißt, mehr Geld auszugeben, als in einer anständigen Wirthschaft zum Lebensunterhalt einer Familie nöthig ist. Sie haben im Sonntagsdiner die Haupt- und Staatsaktion der ganzen Woche gesehen, Sie haben keine Vorstellung von der schweren Kunst, sein Geld klug auszugeben."

„Pah, Pah, Onkel!" fiel Karl Ormston ein, ohne den Kopf von der Fensterscheibe wegzuwenden, in welche er mit seinem Diamantringe seinen Namen einschnitt. „Als ob es eine Kunst wäre, Geld zu verthun! Jedenfalls dünkt sie mich sehr leicht." — „Geld wegzuwerfen — o ja, da hat der junge Herr recht. Aber, Bruder Tom! das war einer deiner wenigen dummen Streiche, daß du deinen Sohn nach Eton und Oxford brachtest, wo ihm Dinge in den Kopf gesezt worden sind und er Bekanntschaften gemacht hat, zu welchen sein Vermögen nicht hinanreicht." — „Das wird sich zeigen, Herr Ormston," sagte die Wittwe und stand in verlezter Dignität auf; „die Zeit wird lehren, wer der Klügere gewesen. Indem man seine Bekanntschaften verbessert, verbessert man seine Aussichten. Unsere Freunde, die Skemptons, dürften eines Tages die Augen des Ministeriums auf meinen Charles lenken. Und wer weiß, ob Selina nicht einen Titel heirathet. *" — „Einen Titel heirathet?" damit fuhr der ältliche Herr vom Stuhle auf, während Miß Ormston ihrer Mutter einen bittenden Blick zuwarf. „Ich möchte wissen, wo der Titel herkommen soll, da sie mit meinem ersten Korrespondenten, dem jungen Hamilton, sich versprochen hat!"

Da trat der Aufwärter in's Zimmer und meldete den ehrenwerthen Thomas Turnover. „Sehr angenehm," beschied Mistreß Ormston. — „Hm," brummte der Schwager, „für solche Ehrenwerthe bin ich keine Gesellschaft. Also guten Morgen, Mistreß Ormston. Ich wünsche Ihnen und Ihrem Sohne viel Glück zu der vornehmen Bekanntschaft. Das Geld soll morgen Mittag bei Ihrem Bankier seyn."

Auf der Treppe begegnete Herr Ormston dem Angemeldeten. Dieser streifte an ihn an, nahm aber keine Notiz davon, eilte in's Wohnzimmer und warf die Thüre sich nach, daß sie klirrend in's Schloß flog. Dann begrüßte er Mistreß Ormston — die Tochter hatte das Zimmer verlassen — schüttelte dem Sohne die Hand und sagte: „Mein liebster, bester Freund, ich gratulire. Sie sind Mitglied des Lushington Clubs. Gestern Abend wurde balloti[r]t und Ihre Aufnahme mit Akklamation beschlossen."

(Fortsetzung folgt.)

* Die übliche englische Phrase: to marry a title.

Aus den Pyrenäen.

(Fortsetzung.)

Einer der Hauptorte des Thals von Castillon ist der eine gute Stunde von St. Girons entfernte Flecken Moulis; seine engen Straßen zwischen Luft und Licht verbannenden Häuserreihen aus schwarzen Mauersteinen dienen dem sie passirenden Reisenden als treffliche Folie für die unmittelbar nach dem Orte folgende Erweiterung des Thals. Eine wohlthätige Fee scheint ihr ganzes Füllhorn über diese kleine Ebene ausgeschüttet zu haben. Alle Erzeugnisse des Ackerbaus und der Baumzucht prangen hier in ungewöhnlicher Pracht.

Wenn auf dem Wege durch das blühende reiche Thal das Auge, befriedigt und fast ermüdet von der immer gleichen Lieblichkeit der nächsten Umgebung, sich hin und wieder zu den als Hintergrund des ganzen Bildes himmelan strebenden Schneegipfeln der Pyrenäen erhebt, fällt es in dieser Richtung auf die eine steile Höhe krönende Kirche St. Michel, einen berühmtkn Wallfahrtsort, und etwas weiter rechts auf eine unter dem Namen la tour de Balagué bekannte ernste Ruine; in der Nähe der leztern befindet sich ebenfalls eine, namentlich in den Monaten August und September von unzähligen Pilgern besuchte Kapelle.

Außer diesen und vielen andern über das ganze Land verbreiteten Wallfahrtsorten sieht man im freien Felde noch eine Menge von steinernen Kreuzen und das Bild der heiligen Jungfrau einschließenden vergitterten Nischen, welche durch die jungen Mädchen der nahe liegenden Dörfer an Sonn- und Festtagen mit Blumen bekränzt werden und an denen der Landmann nie vorüber geht, ohne ihnen den Zoll der Ehrfurcht durch Entblößung des Hauptes zu entrichten. Der religiöse Sinn aber, welchen so zahlreiche, der Andacht gewidmete Denkmale bei den Bewohnern dieses Gebirgslandes voraussetzen lassen, beschränkt sich leider größtentheils auf knechtische Erfüllung des von der Religion vorgeschriebenen Ceremoniels, welches weder verhindert, daß der Bauer im Handel betrügt, wenn er nur immer kann, noch dem brutalen Ausbruche seiner Leidenschaften irgendwie Grenzen sezt. Auffallend ist es z. B., daß die tief im Gebirge und freilich so entfernt wie möglich von aller Berührung mit der neuern Civilisation gelegene Commune Massat, welche ihres religiösen Fanatismus wegen bekannt ist und daher die zahlreichsten Pilger zu allen die Gegend durchziehenden Prozessionen sendet, der Schauplaz der meisten und grausamsten Verbrechen im ganzen Departement ist. Auch scheint es, daß der Aberglaube immer da am tiefsten wurzelt, wo leeres Formenwesen den Gedanken und das Gefühl verdrängt; denn schwerlich findet man in irgend einem Lande den alten Volksglauben an Zauberei und Gespenster in so ungeschwächter Kraft, wie in den Pyrenäendepartements im Allgemeinen und im Departement des Arriège insbesondere, und dieß zwar nicht bloß auf dem Lande, sondern sogar in den Städten. Die Worte: „On lui a jeté un sort," hört man dort von Leuten des Volks mit so viel Ueberzeugung und als die Bezeichnung eines eben so gewöhnlichen und natürlichen Ereignisses sagen, wie etwa anderswo: „il s'est enrhumé."

Schon bevor man das auf dem rechten Ufer des Lez gelegene Dorf Engoumer erreicht, zeichnen sich auf dem Berge zur Rechten zwei lange und breite schwarze Streifen ab; dieselben steigen von dem malerisch auf dem Kamm des Gebirges gelegenen Dorfe Arront bis in das Thal herab. Ein vorübergehender Bauer erklärte mir das Phänomen: die Bewohner von Arront beuten einige sehr ergiebige Schieferbrüche aus, und die von dem Berge in's Thal hinabgeworfenen Abgänge des Gesteins lassen die eben erwähnten Spuren zurück. Die elegante Form der mit Schiefer gedeckten Häuser des Dörfchens weist auf die Wohlhabenheit hin, welche die Steinbrüche über seine Bewohner verbreiten; dieß Resultat wird aber theuer erkauft. Die Bauern führen den Betrieb der Schiefergruben ohne alle Vorsicht und bergmännische Kenntniß, und noch unlängst wurden in einem zusammenstürzenden Stollen acht Menschen begraben und erst als Leichen unter den Trümmern hervorgezogen. — Eine zu weit getriebene und folglich mißverstandene Freiheit in Beziehung auf die Industrie, eine Freiheit, welche, sobald die Gewerbtreibenden ihre sehr bedeutenden Abgaben an den Fiscus entrichtet haben, jene ohne alle polizeiliche Controle gewähren läßt, sezt selbst das Leben derselben nicht selten auf's Spiel und wird der Gegenstand gerechten Tadels von Seiten des beobachtenden Reisenden.

Bei dem finster aussehenden Dorfe Engoumer stürzt der Lez von einem Wehr herab und sezt dann seinen Lauf mit lautem Getöse über eine Menge in seinem Bette liegender Felsblöcke fort. Der Ort liegt bereits 1356 Fuß über dem Spiegel des mittelländischen Meeres, und man erstaunt, daß bei dieser Erhebung des Bodens der leztere nicht nur hier, sondern auch in den Umgebungen vieler noch höher gelegener Ortschaften des Thals mit den reichsten Erzeugnissen des Ackerbaus bedeckt ist. Obst, Roggen, und selbst Waizen und Wein kommen noch gut fort, obgleich der leztere freilich nur von mittelmäßiger Qualität ist.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Mainz, Juni.

Neues Eisenbahnprojekt. — Dampfschifffahrt.

Die Eisenbahnfrage beschäftigt jezt hier alle Gemüther, besonders seitdem der Bau der Rheinschanz-Verbacher Bahn eine Gewißheit geworden ist und seitdem man die Richtung der Main-Neckarbahn kennt, durch welche Bahnen der Stadt Mannheim unser ganzer Verkehr zugeführt, Mainz aber ganz isolirt würde, wenn kein Schritt von unserer Seite geschähe. So sehr die Gefahr einleuchtete, so gewiß erkannte man auch bald das Heilmittel, und das ist kein anderes, als eine Eisenbahn auf der linken Rheinseite von Mainz nach der Rheinschanze, und später eine Bahn von Mainz nach Koblenz und Köln. Diese Bahnen sind jezt Gegenstand der Diskussion in den Versammlungen des Handelsstandes, und die ganze Bevölkerung interessirt sich so lebhaft dafür, daß alsbald ein provisorisches Comité gebildet wurde. Soll Mainz, während alle Nachbarstädte mit Eisenbahnen umgeben werden, allein dieselben und ihren großen Einfluß auf Industrie, Gewerbe und Handel entbehren? Soll Mainz, die Geburtsstadt des Gründers der Hansa, andern, industriell weit weniger bedeutenden Städten nachstehen, seinen Handel fast geflissentlich in die Schanze schlagen und zusehen, wie seine Rivale (Mannheim und Frankfurt) durch Eisenbahnen aufblühen? Sollen wir, im Angesichte des Reichthums der herrlichen Rheinprovinz, keinen Theil nehmen an dem großen, bewegenden Agens der Gegenwart, und, trotz der Gunst unserer Lage und unseres Unternehmungsgeistes, dennoch dahinsiechen? Diese Fragen wurden in öffentlichen Versammlungen verhandelt, und bald stellte sich als unumstößliche Ueberzeugung heraus, daß wir eine Bahn auf der linken Rheinseite um jeden Preis haben müssen, da uns die Bahnen auf der rechten Rhein- und Mainseite (die Taunusbahn mit einbegriffen) eher schaden, als nützen. Namentlich aber hat die uns drohende Gefahr der Absperrung bei der Mittelklasse eine große Begeisterung für die zu erbauende Bahn auf der linken Rheinseite hervorgerufen, und dieß gibt wieder Zeugniß für den richtigen Takt dieser Volksklassen in Beurtheilung dessen, was das Leben darbietet und was die Allgemeinheit interessirt. Dasselbe Verhältniß ungefähr herrschte in Frankfurt, als es sich um den Beitritt zum deutschen Zollverbande handelte. Die Rentiers, welche ihre ausländischen Luxusartikel billig beziehen wollten, und der Großhändler in englischen und französischen Waaren lachten über den Beitritt als über eine Fabel und eine Dummheit; das Volk aber fühlte, daß ohne diesen Beitritt Frankfurts Ruin sicher sey, und seine gesunde Vernunft hatte und behielt Recht. Und doch ist Frankfurt unermeßlich reich und könnte zur Noth aus sich selbst bestehen, was Mainz durchaus nicht von sich sagen kann. Unser Geschick hängt ganz von dem Stande unseres Handels und unsern industriellen Beziehungen zu den Nachbarstaaten ab, ohne leztere wäre aller Fleiß und aller Unternehmungsgeist gelähmt. Also, urtheilt der schlichte Verstand der mittlern Volksklassen, bleibt uns nichts übrig, als daß Mainz sich mit den großen benachbarten Eisenbahnen in Verbindung sezze, und zwar vor allen Dingen durch eine Bahn nach der Rheinschanze, die uns einerseits mit der Verbach-Pariser und andererseits mit der Basler Bahn verbindet und uns den Verkehr mit Frankreich, der Schweiz und Rheinbayern sichert. Schon als die Taunusbahn gebaut wurde, leitete der richtige Instinkt einige patriotische Männer zu dem Wunsche, die Bahn möchte auf der hessischen Mainseite gebaut und direkt nach Mainz geführt werden. Wäre dieß damals geschehen, so läge Mainz demnächst, so gut wie Frankfurt, im Mittelpunkte des deutschen Eisenbahnsystems, und für immer wäre die Blüthe des Handels unserer Stadt gesichert gewesen. Aber es ist nicht geschehen, wir sind damals der Frankfurter Börse aufgeopfert worden. Jezt ist die Aufgabe, zu retten was noch zu retten ist, und das kann kurzweg nur allein geschehen durch die Mainz-Ludwigshafener Bahn, die jezt auch wirklich zum Losungswort hier geworden ist. Ueber die Ansicht, welche unsere hessische Staatsregierung von diesem Unternehmen hegt, kann noch nichts mit Bestimmtheit gesagt werden, da die große Deputation, welche in dieser Angelegenheit dieser Tage von hier nach Darmstadt ging, noch nicht zurück ist. Es kann jedoch keinem Zweifel unterliegen, daß eine so loyale und weise Regierung die Nothwendigkeit und Nüzlichkeit dieser Bahn für Mainz und die Rheinprovinz auf den ersten Blick erkennen und die Concession um so gewisser geben wird, als auch die beiden jenseitigen hessischen Provinzen demnächst von zwei großen Eisenbahnen durchschnitten werden. Die bayerische Regierung aber wird mit noch weit größerer Bereitwilligkeit die Bahn von Mainz nach Ludwigshafen (Rheinschanze) concessioniren, da ihr einziges Bestreben ist, leztern Ort in Blüthe zu bringen, was sie am besten durch die Verbindung mit Mainz erreichen wird. Endlich ist die Rentabilität der Bahn gar nicht zu bezweifeln, so wenig, als uns die Frage über die nothwendigen Geldmittel zu dieser Bahn beunruhigen kann, da bereits für mehr als 20 Millionen Aktien dafür gezeichnet sind, während die ganze Bahn, die gar keine Terrainschwierigkeiten bietet, vielleicht nur 4 Millionen Gulden kostet.

So lebendig im Augenblicke unsere Dampfschifffahrt ist, so daß wohl vierzig Dampfschiffe zwischen Düsseldorf und Straßburg sich bewegen und gegen zwanzig nur allein in Mainz täglich ankommen und abgehen, so würde man doch sehr irren, wenn man glaubte, daß die Dampfschifffahrtsgesellschaften auf Rosen gehen. Ja ich glaube sogar, daß denselben eine schlimme Zukunft bevorsteht, was ich nicht bloß aus dem schlechten Stande der Aktien, sondern aus weit triftigeren Gründen schließe. Offenbar ist die Reiselust auf dem Rhein viel schwächer geworden, als vor einigen Jahren; man sieht das am besten, wenn man einen Tag in unserem Rheinhafen zubringt und wahrnimmt, wie schwach besezt diese Dampfboote hier ankommen, so daß gar kein Verhältniß zwischen den Kosten und der Einnahme einer einzelnen Fahrt besteht, und offenbar aus den meisten Fahrten für die Gesellschaft Schaden erwächst. Dazu kommt das thörichte Beginnen, daß die beiden Dampfschifffahrtsgesellschaften ihre Kräfte erschöpfen, indem sie viel mehr Fahrten machen lassen als nöthig sind, dabei die Preise stets reduziren, und in dem Maaße, als sie die Fahrten vermehren, die Schiffe verbrauchen und die Nothwendigkeit fühlen, immer neue herbeizuschaffen. Es ist eine schöne Sache um die Concurrenz, allein nur wenn sie die industriellen Unternehmungen hebt und belebt; wenn es aber unverkennbar ist, daß die übertriebene Concurrenz die Kräfte ohne Noth erschöpft, so ist sie thöricht. Weniger Fahrten, weniger Schiffe und vielleicht Verschmelzung beider Gesellschaften könnten vielleicht hier sehr heilsam seyn.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 60.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 142.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 13. Juni 1844.

Metalla ferri, optimo pessimoque vitæ instrumento.
Plinius.

Aus den Pyrenäen.

(Fortſetzung.)

Das Departement des Ariège iſt außerordentlich reich an vortrefflichem Eiſen, und nach einer Statiſtik vom Jahre 1837 zählte man damals ſchon acht-und-fünfzig für die Gewinnung dieſes Metalls beſtimmte Hüttenwerke. Engoumer beſitzt einen der bedeutendſten Eiſenhämmer des Landes; es werden durch denſelben 250 Arbeiter theils als Schmiede, theils als Köhler oder Fuhrleute beſchäftigt. Das Hüttenwerk des Dorfs verdankt einer der großen kriegeriſchen Unternehmungen Napoleons ſein Entſtehen. Als der Kaiſer auf dem Wege nach Spanien in Toulouſe war, hörte er von den Wäldern des Diſtrikts von Caſtillon und von den eiſenreichen Stufen der Gruben im Berge Rancié * reden. Mit dem ihm eigenen Scharfblicke überſieht der große Feldherr ſogleich, welchen Vortheil die Einrichtung eines Hüttenwerks am Ufer des Lez für die Anfertigung der zu dem Kriege in Spanien erforderlichen Kanonenkugeln haben könnte; denn die aus dem Thale des Lez nach Spanien hinüberführenden Ports oder Päſſe von Orle und Portillon können durch Maulthiere paſſirt werden. Der in der gelehrten Welt rühmlich bekannte Charpentier wird mit der Leitung des zu Engoumer mit unglaublicher Schnelligkeit errichteten Eiſenhammers beauftragt, und wenn auch der eigentliche Zweck des leztern nur unvollſtändig erreicht wurde, ſo verdankt doch die Wiſſenſchaft dem damaligen Aufenthalte Charpentiers in jener Gegend das intereſſante Werk: „Essai sur la constitution géognostique des Pyrenées," das im Jahre 1822 von der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris gekrönt ward.

* An der Straße von Vic-deſſor nach Tarascon in dem ſüdöſtlichen Theile des Departements des Ariège, und zwar nahe bei der erſtern Stadt, öffnet ſich in ſüdöſtlicher Richtung ein kleines Thal. An der weſtlichen Seite deſſelben, unweit von dem Dorfe Sem, liegt ein Berg Namens Rancié, welcher die reichſten Eiſenminen Frankreichs einſchließt; denn dieſelben liefern ungefähr den 27ſten Theil alles Eiſens, welches im ganzen Königreiche gewonnen wird. Die Mine von Rancié iſt ſchon zur Zeit der Sarazenen und ſelbſt der Römer ausgebeutet worden, und da der ununterbrochen bis auf unſere Tage fortgeſezte Betrieb keineswegs den Reichthum jener Mine erſchöpft hat, muß man annehmen, daß der ganze Berg nur eine einzige Erzſtufe iſt; auch lag das metallhaltige Geſtein früher dergeſtalt zu Tage, daß die Bewohner des Thals es ohne alles Syſtem und ein jeder auf eigene Rechnung gewannen. Der Eiſenſtein von Rancié enthält von 47 bis zu 70 Procent reines Eiſen, und man glaubt einen Klumpen Erz in der Hand zu halten, wenn man ein Stück von dieſem metallreichen Geſtein vom Boden aufhebt.

Das in den sämmtlichen Hüttenwerken des Ariège befolgte Verfahren zu Ausscheidung des Eisens aus den Erzstufen ist das unter dem Namen „à la Catalane“ bekannte. Dasselbe empfiehlt sich durch seine außerordentliche Einfachheit und ist, obgleich es der Kindheit eines Betriebes dieser Art anzugehören scheint, doch nach der mir von Sachverständigen gemachten Versicherung bei den Ortsverhältnissen des Departements das allein zweckmäßige. — Die unter einem großen Hammer zermalmten Erzstufen werden in einen trichterförmigen Ofen gebracht, mit dessen unterem Theile ein durch Wasser in Bewegung gesezter Blasebalg in Verbindung steht. Das Erz wird hierauf mit Holzkohlen vermischt und bedeckt, welche man sodann in Gluth sezt. Die geschmolzenen Eisentheile sammeln sich am Boden des Ofens zu einer compakten Masse, dem sogenannten „masset.“ Dieses wird dann wieder unter den großen Hammer gebracht und in Barren verwandelt.

Bei dem Betriebe durch einen Hammer sind nur acht Arbeiter erforderlich, welche, indem sie sich von sechs zu sechs Stunden ablösen, Tag und Nacht fortarbeiten und im Verlaufe von sechs Arbeitstagen 24 Massets oder etwa 8000 Pfund Eisen liefern können. — Die Verschwendung des Holzes beim Beginn dieser in dem Departement des Ariège jezt so verbreiteten Industrie hat die Wälder dergestalt gelichtet, daß die Hüttenbesitzer einen großen Theil der für ihren Betrieb erforderlichen Holzkohlen mit bedeutenden Kosten aus dem Thale Aran in Spanien kommen lassen müssen. Man begegnet daher auf dem Portillon, einem der bequemsten Uebergänge dahin, täglich ganzen Zügen mit Kohlen beladener Maulthiere.

Erst wenn man Castillon ganz nahe ist, sieht man nach einer plözlichen Wendung des Weges das Städtchen vor sich. Man kann nichts Ansprechenderes sehen, als das Thal, in welchem sich dieser nur 1200 Einwohner zählende Hauptort eines Cantons * hinbreitet. Das Thal ist mehr lang als breit; eine Reihe von sanft anschwellenden Hügeln, welche den Vordergrund seines Umfangs bilden, ist mit Feldern, Gärten, Wiesen, Gehöften und Baumgruppen in der anmuthigsten Abwechslung ausgestattet und der Weinstock trägt in der früher bezeichneten Form zu dem Zauber der Landschaft wesentlich bei. Die Stadt liegt am östlichen Rande des Thals, etwas erhaben über der Sohle des leztern, welches seiner ganzen Länge nach von dem Lez durchflossen wird. Die klaren und lebhaften Wellen des kleinen Flusses aber gleiten in einer, seine Ufer einfassenden ununterbrochenen Allee von Erlen, Pappeln und Obstbäumen hinab. Die Wiesen, welche den größten Reichthum der Bewohner von Castillon bilden, sind in das glänzendste Grün gekleidet und von der Pyrenäenkette her, deren Gipfel hier, wie Träger der Wolken, über alle Vorberge majestätisch empor ragen, weht eine reine, erquickende Luft durch das Thal hin. Die Stadt wird durch eine von mächtigen Linden beschattete Kirche beherrscht, die dem Styl ihrer Architektur nach dem eilften Jahrhundert angehört. Der steile Berg, auf welchem das Gotteshaus sich über die Stadt erhebt, soll im grauen Alterthume ein Schloß getragen und dieses die Kirche in seine Mauern eingeschlossen haben. Der Name der Stadt und die den Berg in allen Richtungen durchkreuzenden alten Grundmauern bestätigen die Sage.

Das nächstemal wird mich der Leser in die drei Thäler begleiten, welche sich von Castillon aus in den Schooß der Pyrenäen hinein ziehen.

(Schluß des ersten Artikels.)

* Die Hierarchie, nach welcher in Frankreich die Totalitäten auf einander folgen, zählt nachstehende Unterabtheilungen: Departement (Wirkungskreis eines Präfekten), Arrondissement (Souspräfektur), Canton und Commune.

Aus dem häuslichen Leben der Engländer.

(Fortsezung.)

Karl erwiderte den Händedruck doppelt herzlich. Die Nachricht hob einen Stein von seiner Brust. Er hatte gefürchtet, seine Geburt, seine Verwandtschaft, seine Erziehung — lauter verdrießliche Erinnerungen an eine Oelhandlung in Borough Road — könnten bei den Mitgliedern des aristokratischen „Lushington“ Anstoß finden und seine Abweisung zur Folge haben. Auch Mistreß Ormston war nicht ohne Besorgniß gewesen. Da dieß nun erledigt war, überschüttete sie den ehrenwerthen Thomas Turnover mit Dankesversicherungen. Auch was derselbe weiter vorbrachte, hörten beide Theile nicht ungern. Karl war entzückt, daß sein Freund ihm den Renner „gesichert,“ den er so sehr gewünscht, und zwar für die Lumperei von 150 Guineen, und Mistreß Ormston vermochte kaum ihr Entzücken zu bergen, als der Ehrenwerthe andeutete, daß er gekommen sey, Miß Ormston eine Fahrt durch den Park in seinem zweispännigen Phaeton anzubieten. Sie konnte nicht schnell genug zum Zimmer hinaus, ihrer Tochter die glückliche Nachricht zu verkünden. „Ach, Selina,“ rief sie, „wenn es enden sollte, wie ich hoffe, welch wunderschöne, elegante Gräfin du vorstellen würdest!“

So wahr ist es, daß vor den Augen des Ehrgeizes die fernsten Möglichkeiten nahe rücken und die rauhesten

Hinderniſſe ſich ebnen. Zwiſchen Herrn Turnover und der Grafenkrone ſtanden ſein Vater und ſein Großvater, und Selina war die im Herzen verlobte Braut eines andern. Dennoch ſprang Miſtreß Ormſton in wenigen Worten an das Ziel ihrer Hoffnung, räumte mit einem Athemzuge zwei Leben und ein verpfändetes Wort aus dem Wege. Anders dachte und fühlte Selina. Sie fügte ſich, wie immer, dem Befehle der Mutter und kleidete ſich zu der verhaßten Fahrt. Aber die Thränen drängten ſich ihr in die Augen und ſie rang vergebens dagegen. Dann forderte die Mutter, daß ſie heute „beſonders hübſch“ ausſehen ſolle, und verlangte bald dieſe, bald jene Aenderung. Als endlich Herr Turnover ſie an den Wagen geführt und ſie ihren niedlichen Fuß auf den Tritt ſetzte, erblickte ſie auf der andern Seite der Straße den Geliebten. Das Blut ſchoß ihr in die Wangen, und nicht ohne Anſtrengung hob ſie ſich in den Phaeton. Jener ſtand wie verſteinert, nur ſeine Augen bewegten ſich und folgten dem Wagen.

Ein Monat bewirkte im Seyn und Thun der Familie Ormſton einen mächtigen Wechſel. Wer in London baare zweitauſend Pfund zur Verfügung hat und ſie ausgeben will, kann ein Haus ſehr ſchnell möbliren, und ſchon wenige Tage nach dem Beſuche des Schwagers und Oheims bezog die Familie das ihrige in der Eburyſtraße unweit Belgrave-Square. Karl, der glücklicherweiſe nicht an Schüchternheit litt, ſetzte ſich bald mit mehreren Mitgliedern des Luſdingtonclubs auf vertraulichen Fuß, und erſtaunte faſt ſelbſt über die Auszeichnung, welche ihm von Turnovers Freunden zu Theil wurde. Da wurde keine Vergnügungspartie angeſtellt, ohne ihn um Rath zu fragen, und unter der Leitung ſo gewandter Lehrmeiſter machte er in allen Erforderniſſen des Gentleman raſche Fortſchritte. Im Billard- und Spielzimmer war er ſtets willkommen, und durch Uebung erwarb er ſich den Ruf eines der beſten Spieler. Zwar gewann er ſelten und dann meiſt niedrige Sätze; was er aber an Geld verlor, wurde ihm in Schmeichelei vergütet. Jeder räumte ein, daß er „glänzend“ geſpielt, und Mancher, der ſein Geld einſtrich, that es mit der Verſicherung, daß ein Unglück wie das ſeinige noch nie da geweſen. Karl glaubte das, ſpielte fort in der Hoffnung, einmal Glück zu haben, und war ziemlich jeden Abend baares Geld.

Inzwiſchen ſah Miſtreß Ormſton der Erfüllung ihres heißeſten Wunſches mit ſteigender Zuverſicht entgegen. Der ehrenwerthe Thomas Turnover erwies Selinen zwar keine beſonders lebhafte, aber eine ſtets gleiche Aufmerkſamkeit, und daß er noch nicht förmlich um ſie angehalten, maß die Mutter Klugheitsmotiven bei, indem der Krankheitszuſtand des alten Grafen von Tag zu Tag bedenklicher wurde, ſo daß ſie keinen Zweifel hegte, den Namen ihrer Tochter in Kurzem auf der Liſte der Pairinnen zu leſen. Ueberſah ſie dabei deren von Schmerz gebleichte Wangen? Nein, aber ſie freute ſich darüber. In ihren Augen erhöhten ſie Selinens Schönheit, gaben ihr, wie ſie es nannte, ein air distingué. Nebenbei beſchäftigte ihre Seele der Entſchluß, nach der Sitte der Ariſtokratie die Volljährigkeit ihres Sohnes mit einem großen Feſte zu begehen.

Sie hatte es ſich große Mühe koſten laſſen, mit einer Zahl Lords, Ladies, Sirs und Honourables bekannt zu werden. Dieſe erhielten Einladungen und ſagten zu. Dem gemäß wurden immenſe Anſtalten getroffen. Die Sänger und Sängerinnen der italieniſchen Oper wurden engagirt, die vorzüglichſten Muſiker gewonnen, die erleſenſten Confitüren, die feinſten Weine beſtellt, ein pompöſes Feuerwerk gekauft, nichts vergeſſen, was den Glanz der Soirée ſteigern konnte und für Geld zu erlangen war. Namentlich ſollte ein im Hofe errichteter und mit dem Hauſe durch einen von bunten Lampen erleuchteten Säulengang verbundener, an's Feenhafte ſtreifender Pavillon Aufſehen erregen und die Fete verdunkeln, welche Lady Stempton auf ihrer Villa in Twickenham gegeben und die Morning Poſt in einem eng gedruckten, ſpaltenlangen Berichte beſchrieben hatte.

Während die großartigen Zurüſtungen das Haus umkehrten, entſchlüpfte eines Morgens Selina, um andern Zweckes willen, als ſich ein Vergnügen zu machen, das ihr nicht geſtattet worden, ſeit ihre Mutter Pferde und Wagen angeſchafft, das Vergnügen eines Spazierganges. Sie wählte den nahe Hyde-Park, und kaum hatte ſie den ſchattigen Fußpfad eingeſchlagen, welcher nach Bayswater führt, als ein junger Mann ihr entgegen kam, Hamilton, dem ſie ihr Herz geſchenkt. Sie reichte ihm die Hand, die er feſt in die ſeinige ſchloß, und ſchweigend tauſchten ſie Aug in Auge die Empfindungen eines erſten Wiederſehens nach wochenlanger Trennung. In Geſchäften des Oheims war Hamilton in Paris geweſen und ſeiner Bitte um eine Zuſammenkunft, die ein Brief ihr überbrachte, hatte Selina nicht zu widerſtehen vermocht. „Es iſt unrecht, daß ich gekommen bin,“ begann ſie leiſe; meine Mutter hat mir jeden Umgang mit Ihnen verboten.“ — „Aber ich bedurfte dieſen Beweis Ihres Vertrauens,“ antwortete Hamilton, „um von Ihren Lippen zu hören, was ich dem Gerüchte nicht glauben mag.“ — „Wäre ich hier, wenn das Gerücht Wahrheit redete? Ein Gerücht kann täuſchen, ich nicht.“ — „Alſo noch dieſelbe, die Sie mir waren?“ — „Ich habe meiner Mutter verſprochen und werde es halten, nie *gegen* ihren Willen, aber ich bin auch entſchloſſen, nie bloß *nach* ihrem Willen zu heirathen. Wir ſind Beide noch jung, Hamilton, laſſen wir die Zeit für uns walten.“ Am nördlichen Thore des Parks ſchieden die Liebenden, Hamilton, um in einem Cab nach der City zu eilen,

Selina, um den Weg, den sie an seiner Seite gegangen, in stiller Erinnerung zurückzugehen. Es waren nur Minuten des Glücks, die Beide genossen, doch für Beide Bürgen treuer Liebe gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Mainz, Juni.

(Schluß.)

Dampfschifffahrt. — Advokatenversammlung. — Wiesbaden. — Spiel.

Abgesehen von allem diesem, droht der Dampfschifffahrt in unserer Gegend demnächst ein Schlag, den sie sicherlich schmerzlich empfinden, ja der sie vielleicht ruiniren wird. Ich meine die Entwickelung der Eisenbahnen ganz in der Nähe des Rheins. Bereits ist die Bahn zwischen Mannheim und Straßburg vollendet, und mit diesem Zeitpunkte hört der Dampfschiffverkehr auf dieser Strecke auf, von Bedeutung zu seyn, wie derselbe schon im Jahr 1812 auf der Strecke zwischen Straßburg und Basel (durch die Adlergesellschaft befahren) aufgehört hat, sobald die Eisenbahn zwischen Straßburg und Basel fertig war. Nun aber wird im nächsten Jahre auch die Main-Neckarbahn fertig, und diese wird der Dampfschiffahrt eben so gewiß den Verkehr zwischen Frankfurt, Mainz und Mannheim entziehen und vielleicht die ganze Fahrt auf dem Oberrhein auflösen. Es bleibt also für die Thätigkeit der Dampfschifffahrt nur noch der Verkehr zwischen Köln und Mainz, resp. Bonn und Mainz, da von Köln nach Bonn bereits ebenfalls eine Bahn fertig ist. Allein selbst diese Strecke zwischen Bonn und Mainz wird bedroht; denn wenn auch die preußische Regierung die Ausdehnung der Bonn-Kölner Bahn nach Koblenz vorerst verweigert hat, so dürfte diese Bahn früher oder später dennoch genehmigt werden, während andererseits die Ehrenbreitstein-(Koblenz)-Wiesbericher Bahn von der nassauischen Regierung faktisch gutgeheißen worden ist. So wird der Dampfschifffahrtsverkehr immer mehr eingeengt, so daß ihm am Ende gar kein Terrain mehr bleibt. Ich gestehe, es ist Schade um dieses Institut, aber es liegt an der Zeit, daß die Dampfschifffahrt, zumal in unserer Rheingegend, von ihrer stolzen Höhe herabsteigen und der Eisenbahn den Platz räumen muß.

Der Tag der deutschen Advokatenversammlung rückt heran, und noch verlautet darüber hier kein Wort, während doch sonst von dergleichen Veranlassungen, die einige Festlichkeiten in Aussicht stellen, viel hin und her gesprochen wird. Diejenigen hiesigen Advokaten, welche gleichsam das provisorische Comité der Advokatenversammlung bilden, treffen freilich Vorkehrungen, um die Versammlung wirklich stattfinden zu lassen, aber Alles so still und lautlos, als hätten sie selbst kein großes Vertrauen auf das Zustandekommen der so pompös angekündigten Versammlung. Wenigstens fühlt das Comité, daß es keine allgemein deutsche Angelegenheit mehr ist, wenn die zwei größten deutschen Regierungen die Theilnahme an derselben ihren Advokaten verboten haben, und dieser Gedanke ist nicht geeignet, Muth einzuflößen. Man glaubt hier, daß die Versammlung nicht sehr zahlreich seyn werde, weil wohl auch noch einige andere kleinere Staaten das preußische und bayerische Beispiel direkt oder indirekt nachahmen werden, und deßhalb erwartet man keine erheblichen Resultate von der Versammlung. Es ist Schade, daß dieses an und für sich so löbliche Unternehmen von Seiten einiger Regierungen so sehr mißdeutet, oder daß ihm eine Tendenz angedichtet wird, die niemals beabsichtigt wurde. Man hatte hier im Gegentheil erwartet, die Regierungen würden den Verhandlungen der deutschen Advokatenversammlung in Mainz mit freudiger Erwartung entgegensehen, etwa wie den Arbeiten eines wissenschaftlichen Congresses, um aus derselben Resultate für das Leben, für die Praxis zu ziehen; jedenfalls hätten solche Versammlungen Licht in das Chaos des deutschen Rechtswesens gebracht, und an den Regierungen wäre es dann gewesen, auf dem gebuckten Wege zum Heil der deutschen Völker weiter zu bauen. Statt dessen aber dichtet man einer an sich bloß wissenschaftlich-socialen Veranstaltung eine politische Tendenz an und sucht sie im Keim zu unterdrücken, während doch die hessische Regierung die Advokatenversammlung gleich von vorn herein nur unter der Bedingung sanctionirte, daß von einem Vereine deutscher Advokaten nicht die Rede seyn könne. So wird denn das wirklich Ersprießliche dieser Versammlung, was sogar von einigen deutschen Regierungen anerkannt wurde, durch ungegründete Befürchtungen erdrückt, und es wird nichts anderes übrig bleiben, als daß die Advokaten, welche hieher kommen, sich mit Fragen von untergeordneter Bedeutung befassen, während Deutschland Anfangs in dieser Versammlung die Vorbereitungen zu einer allgemeinen deutschen Gesetzgebung erblicken zu dürfen glaubte.

Die Badesaison in Wiesbaden ist zu Anfang dieses Monats in üblicher Weise eröffnet worden, d. h. im Kursaale wurden die Spieltische zurechtgestellt, und die Mainzer und Frankfurter kamen, um das Fest zu verherrlichen, d. h. um in der Roulette ihr Geld zu verspielen. Von Badegästen aber war in diesem ganzen Monat keine Spur zu sehen. Wann wird einmal diesem Unwesen des privilegirten Spiels ein Damm gesetzt werden! Dieses schöne Wiesbaden mit seinen herrlichen Anlagen, mit seiner trefflichen Quelle, mit seinen reichen Schätzen für Kunst und Wissenschaft, es ist im Sommer für die ganze Nachbarschaft eine wahre Hölle, welcher auszuweichen nur wenigen charakterfesten Naturen gegeben ist, da die Lockungen zu glänzend sind. Man hat berechnet, daß während der Saison allein von Mainz aus mehrere Hunderttausende nach Wiesbaden in Chaberts Rachen geschleppt werden, von welchen kein Groschen wieder zurückkommt. Und der Verlust an Geld ist noch nicht einmal das Schlimmste; die dadurch bedingte Verführung und Entsittlichung ist jedenfalls bedeutender, denn die Reichen sind es nicht, die an Chabert viele Opfer bringen, es ist die ärmere und Mittelklasse. Man hat neulich in öffentlichen Blättern die Hoffnung ausgesprochen, der Bundestag in Frankfurt werde dieser Spielpest ein Ende machen, man hat aber zugleich dabei bemerkt, das könne nicht so rasch geschehen. Also ein Vierteljahrhundert lang werden sich wohl die Spieler noch verbluten müssen! Unsere Gegend, glücklicherweise reich an Bädern, ist unglücklicherweise am meisten von dieser Pest heimgesucht; wir haben Spiel in Wiesbaden, Spiel in Homburg, und nun soll gar noch ein Spiel in dem bescheidenen, köstlichen Soden errichtet werden! Zu allen diesen Plätzen können wir durch die Eisenbahn innerhalb weniger Minuten höchstens innerhalb zweier Stunden gelangen, so daß der Versuchung fast nicht zu widerstehen ist.

Beilage: Kunstblatt Nr. 48.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 143.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 14. Juni 1844.

— Dies Bild führt uns heran die Zeit,
Wo Deutſchland, in und mit ſich ſelbſt entzweit,
Verworren wogte, Scepter, Krummſtab, Schwert,
Feindſelig eins dem andern zugekehrt,
Wo auf der ſchönen Erde nur Gewalt,
Verſchmitzte Habſucht, kühne Wagniß galt.

Goethe.

Götz von Berlichingen vor Gericht.

Erſter Abſchnitt.

Schreiber: Soll ich das alles protokolliren?
Götz: Meinetwegen dürft ihr's drucken laſſen.
Goethe's „Götz von Berlichingen."

Der Zufall, ein beſonderer Patron und Nothhelfer aller Schreibſeligen, legte mir einen Bündel alte Papiere und Pergamente auf das Pult, aus deren Inhalt ich um ſo weniger ein Geheimniß machen will, als ich vielmehr hoffe, durch mein Ausplaudern jedem einen Gefallen zu thun, der gerne etwas Näheres über eine ſo intereſſante Perſon vernimmt, wie diejenige iſt, mit der ſich mein gebräunter Aktenfascikel aus dem Augsburger Stadtarchive beſchäftigt. Ich werde auch durch die Veröffentlichung der ſeltſamen Rechtsdokumente keine Chriſtenſeele in Bedrängniß oder Betrübniß ſetzen, denn es ſteht zu hoffen, daß die fürſichtig weiſen Herrn vom ſchwäbiſchen Bund nicht weniger als der ehrenfeſte Ritter, mit dem ſie ſtritten oder rechteten, längſt zur Einſicht gelangt ſeyen über die Mangelhaftigkeit irdiſcher Gerechtigkeit und eben ſo friedfertig im Himmelreiche Arm in Arm umherſpazieren, als ſie ſich im heiligen römiſchen Reiche höchſt widerhaarig und auſſäßig gar nicht neben einander vertragen konnten.

Am Umſchlage der bemeldeten Prozeßſchriften prangt in ſchnörkeliger Kanzleiſchrift der Name: Götz von Berlichingen. Welchem guten Deutſchen fährt dabei nicht ein romantiſcher Wonneſchauer durch die Glieder? Welcher träumt nicht ſtracks von Burgverließen und Sporengeklirr, von beſtohlenen Kaufleuten und humpenſchwingenden Reitersknechten? Wer denkt nicht an Goethe's „Götz," den er wohl ſchon als Bube beim ſtibizten Kerzenſtümpchen heimlich in tiefer Nacht verſchlungen hat, um nach Genuß dieſes Buches ſelbſt als vermeintlicher Raubritter umherzugehen und innigſt zu bedauern, daß es nichts Beſſeres niederzuwerfen gebe, als ein paar Collegen, die uns ſtatt beim Kaiſer, beim Präzeptor verſchwärzten, und daß wir keine eiſerne Hand beſäßen, die uns von dem Niederſchreiben verdrüßlicher Penſa befreien könnte? Wer denkt nicht an Goethe's Götz, wenn er deſſen Thaten und Ende auf den Brettern geſchaut hat, wo die Zauberlaternbilder des Dramas freilich etwas ſchwerfällig ſich auf die Ferſen treten, ſelbſt wenn Eßlair oder Rott den Helden agirte?

In der Erinnerung eines Jeden, der des biderben Ritters Geſtalt in einer von dieſen Weiſen ſich zu Gemüthe führte, lebt er als das Ideal einer Periode unſerer Geſchichte und Literatur, für deſſen originelle Wahrhaftigkeit man keine Zweifel aufkommen laſſen will. Bei der Herberge im Walde faſſen wir mit gleicher Begeiſterung

Götzens Eisenfaust, wie Bruder Martin, wir begleiten ihn so treulich auf allen Ritten, wie sein Georg; die zarten Leserinnen werden alle seine Elisabethen und Marien, von denen er sagt: „Wen Gott lieb hat, dem geb' er so eine Frau;" wir sind mitten im Bauertrubel und unter den Zigeunern bei ihm und stehen mit nassen Augen bescheiden im Hintergrunde, wenn er im Gärtlein des Thurmwächters zu Heilbronn seine nach Freiheit dürstende Seele aushaucht in die freien Lüfte.

Es ist leicht erklärlich, daß darum die beglaubigten alten Papiere, unter denen so viele vom theuern Berlichingen unterzeichnet, ein paar aber ganz von ihm mit der linken Hand geschrieben sind, in denen auf jedem Blatte sein Name zu lesen steht, mich an ihren krihlichen Buchstaben und an ihrer schauerlichen Orthographie festbannten, daß ich nicht loskommen konnte, bis ich zulezt nach der Feder griff, um auch Andern mitzutheilen, wie ich meinen alten Götz hier in einer ganz andern Gestalt angetroffen habe, als sie und ich vermutheten.

Manchem der Leser ist vielleicht die Selbstbiographie bekannt, die der berufene Ritter abgefaßt und an der ihn auch Goethe zu Jarthausen schreiben läßt, wie dieses Büchlein selbst dem Dichter wohl die einzige Grundlage zu seinem Trauerspiele dargeboten. Es liest sich dieß Gedenkbuch recht gut und gemüthlich, man gewinnt mit jeder Seite den Schreiber lieber, und in der demüthigen Einfältigkeit und frommen Derbheit, mit der er seine sehr persönlichen, kleinlichen Zwiste und Raufhändel bespricht, und seines stocksteifen Krämer- und Pfaffenhasses, wie seiner Zugänglichkeit für guten Sold und gute Worte kein Hehl hat, nimmt sich der Stegreifritter wahrhaftig weit besser aus, als in der Glorie eines Vertreters von Freiheitsideen und Menschenrechten. — Noch mehr aber tritt das Contersey dieses Mannes aus den ziemlich verflachten Reihen der gangbaren Heldenbilder heraus und schaut sich so recht keck und schlau, so frank und gewandt rings um im Kreise seiner neuen Richter — der Leser dieser Zeilen, — wie wohl ehedem vor den Bundesräthen in Heilbronn und Augsburg, wenn wir uns in den aufgefundenen Akten über das Pro und Contra seiner Thaten aufgeklärt haben.

Ganz besonders sind es die Verwicklungen und Verfolgungen, in denen Berlichingen sich verfing, als er in dem Aufstande der fränkischen Bauern, im großen „Bauernkriege" thätig mit eingriff, welche durch unsere Urkunden sowohl ihn als seine Gegner und den ganzen Rechtshandel in einer Beleuchtung erscheinen lassen, die freilich weit verschieden ist von der, in welcher wir sie auf oder doch wie auf der Bühne zu schauen gewohnt waren.

Mit Vergunst der Leser soll ihnen Junkherr Götz von Berlichingen seine Briefe und Vertheidigungen vorlegen, und der schwäbische Bund gezwungen werden, seine heimlichsten Verhandlungen zur Oeffentlichkeit zu bringen. An sechzig Aktenstücke liegen auf dem Tische, denn schon damals verdarb man unendlich viel Papier um der lieben Gerechtigkeit willen. Es soll ihnen zwar nicht zugemuthet werden, sie alle zu lesen, das thut ohnedieß kein geübter Rechtskundiger; aber ein paar daraus kennen zu lernen, kann ihnen nicht erspart werden, wenn sie es aufrichtig mit dem alten Gottfried meinen.

Ehe wir aber auf die Verdrüßlichkeiten eingehen, in welche dieser gerieth, seit er sich mit den Bauern in eine standeswidrige Gemeinschaft einließ, müssen wir uns etwas über die Spannung belehren, in der er von früheren Zeiten her mit seinen „guedigisten, günstigen Herrn und guet Frewnden" lebte.

Weil neben unsern Briefschaften und Protokollen gerade Langenmantels Augsburger Chronik liegt, werfen wir schnell einen Blick in dieses Werk eines Zeitgenossen des Inculpaten und lesen: „Am 13ten Aprilis 1505ten Jahres war es auf den Straßen der Räuber und sonderlich des Dietgötzen von Berlichingen halber sehr unsicher, denn nachdem dieser Edelmann Dietgötz in verloffenem bayrischem Krieg dem Pfalzgraven gedient und deßwegen, indem man ein Stillstand hatte und sich mit dem Feind besprachte, ihme in unserm Läger die rechte Hand mit einem Beil abgeschlagen worden, hat er allen Schwäbischen Bundsverwandten abgesagt, den Städten viel Widerdruß gethan und also seinen Schaden mit Rauben und Morden zu rächen sich unterstanden, bis er von unsern Stadtsöldnern gefangen hieher gebracht, und nachdem er etliche Monat gefangen gelegen, aber wiederum ausgebrochen, endlich mit den Städten auf leidliche Mittel verglichen worden."

So wäre denn der Anfang alles Haders und aller Feindschaft aufgefunden, wie ihn sich die Betheiligten selbst erklärten. Götz erzählt den Verlust seiner Hand ziemlich gleichlautend. Es war bei Landshut, in dem Streite um das Erbe des reichen Georg von Niederbayern. Berlichingen, der nach dem Brauche unbemittelter Herren um Sold diente, war gerade von Pfalzgraf Ruprechts Seite zu dem Münchener Herzog Albrecht übergegangen. Seltsamerweise nennt ihn Langenmantel „Dietgötz," Dietrich Gottfried. Bald im Klaren über die Art, sich für seine verlorene Hand schadlos zu halten, ließ er reiche, niedergeworfene Krämer bezahlen, was ein einfältiger Landsknecht verschuldet, der es nicht schnell genug begriff, wie denn der Rittersmann, den er kurz vorher in den feindlichen Pfälzerhaufen gesehen, auf einmal so keck und freundselig im Bundeslager erscheinen mochte.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem häuslichen Leben der Engländer.

(Fortsetzung.)

Anders verwendete Karl Ormston seinen Morgen, d. h. einen Theil derjenigen Tageszeit, welche die vornehme Londoner Welt ihren Morgen nennt, die Nachmittagsstunden von eins bis sechs. Er verbrachte ihn mit dem ehrenwerthen Turnover in Tattersalls Wettzimmern. Der wichtige „Derby-Tag" des Epsomer Pferderennens war nahe und seine Freunde hatten die besondere Güte gehabt, „ein Buch für ihn zu fertigen" — to make up a book for him — das heißt, auf seinen Namen und für seine Rechnung auf und gegen gewisse Pferde gewisse Summen zu wetten, und zwar laut ihrer Versicherung in solcher Weise, daß er beträchtlich gewinnen und unbedeutend verlieren konnte. Als ihm das Buch eingehändigt wurde, mußte er Turnover um Erklärung der darin befindlichen Hieroglyphen bitten. Der Freund gab ihm den Schlüssel und Karl begriff darnach, daß der Vortheil ganz auf seiner Seite sey. Auch dünkte es ihn ein glückliches Omen, daß sein erster Derby-Tag der Tag seiner Volljährigkeit war, nach welchem er von seinem Oheim und Vormund die Auslieferung des väterlichen Erbes zu erwarten hatte. Unangenehm war es ihm freilich, daß die ihm zu Ehren veranstaltete Festlichkeit ihn hinderte, dem Rennen beizuwohnen. Allein Turnover hatte freiwillig versprochen, sofort nach entschiedenem Siege die Bahn zu verlassen und der Bote des Erfolgs zu seyn, und Karl hätte sich geschämt, seinen Freund einer Verzögerung, geschweige eines Wortbruches fähig zu halten.

So groß die Freude der Mutter über das Wiegenfest ihres Sohnes war, so wurde sie doch von der Seelenlust aufgewogen, mit welcher Mistreß Ormston am Abend des Tages die vollendeten Anstalten betrachtete. Sie schwelgte in der verschwenderischen Fülle, die auf allen Seiten ihre viel umfassenden Begriffe von richtigem Takt und gutem Ton befriedigte. Um die in der Einladung genannte Stunde, zehn Uhr Abends, schien ihr Alles zum Empfange der Gäste bereit. Auf jedem Absatze, der mit den schönsten und seltensten Blumen in weißen Porzellangefäßen aus den Bromptoner Gewächshäusern geschmückten Treppe stand, die Namen der Ankommenden auszurufen, ein Lohnlakai mit dick gepuderter Perrücke, schmalem weißem Halstuch, langer weißer Weste, schwarzem, breitschößigem Tuchfracke mit geflochtenen Achselschnüren, schwarzseidenen Strümpfen, Schuhen mit gewaltigen Bandschleifen und weißbaumwollenen Handschuhen. Drei Köche in papiernen Mützen und schneeweißen Schürzen hatten die Tafel in dem zum Souper bestimmten Pavillon mit so viel Tellern und Schüsseln und Delikatessen belastet, als sie immer zu tragen vermochte, und bei Ankunft der Tanzmusik hatten einige Bässe, Violinen und Clarinetten wegen Mangels an Raum zurückgewiesen werden müssen. Kurz, Alles entsprach Mistreß Ormstons Ansichten von Reichthum und Eleganz.

Da donnerte der Thürklopfer; der erste Gast. Im Nu saß Mistreß Ormston auf dem ihr gebührenden Platze. Um keinen Preis hätte sie sich bei der Unordnung „fangen" lassen mögen. Karl und Selina saßen in entgegengesetzten Ecken, keines ein Bild der Heiterkeit. Karln fing das das Außenbleiben seines Freundes an zu beunruhigen; vielleicht hatte er schlechte Botschaft zu bringen. Selina fürchtete eine Scene zwischen ihrer reizbaren Mutter und ihrem heftigen Oheim, denn eingeladen in der Erwartung, daß er nicht kommen werde, hatte er geschrieben, er werde mit ein paar Freunden sich zur Gratulation einstellen. Gast auf Gast folgte. Die Namen der ersten Dreißig oder Vierzig wurden pflichtmäßig ausgerufen, zum innigsten Entzücken der Wirthin, da jedem dritten Namen ein Titel voranging. Als jedoch das Herbeiströmen zur Fluth wurde, verbot das Ausrufen sich von selbst, und die Lohnlakaien schlüpften in den Keller, um Acht zu haben, daß die Weinkaraffen nicht unanständig voll aufgesetzt würden. Bald war im Tanzzimmer kein Raum zum Tanzen, im Orchester kein Raum zum Spielen, auf der Treppe kein Raum vor- oder rückwärts. Blumen wurden zerknickt, Porzellangefäße zertreten, Damenkleider zerrissen, Damen ohnmächtig. Ein über das Treppengeländer fallendes Geschirr verwundete einen Untenstehenden, und eine vom Theebrette gleitende Tasse verbrühte den Nacken einer ältlichen Gräfin. Gedrängt und eingekeilt, sprengte ein halbes Dutzend junger Männer die zum Pavillon führende Thür; viele ihnen nach, Damen und Herren, bis zum Stillstehen gezwungen einige Unbescheidene sich am Inhalte der Schüsseln und Flaschen vergriffen und das Souper fast vernichtet war, ehe die Trompeten zum Angriff geblasen und Lord Skempton die Gesundheit des majorennen Karl Ormston mit einer Rede bevorwortet hatte.

Während der Abzug nach dem Pavillon die Treppe etwas frei gemacht, erschien der ehrenwerthe Thomas Turnover in ungewöhnlicher Aufregung. Rücksichtslos gegen Alter und Geschlecht stürmte er die Treppe hinauf, bahnte mit beiden Ellbogen sich einen Weg durch die Zimmer, und als er Karln, den er suchte, in einer Fensterbrüstung entdeckt, brach er zu ihm durch und raunte ihm verständlich genug für alle Umstehenden zu, daß das unrechte Pferd gewonnen habe. „Und mein Verlust?" fragte Karl unwillkührlich. — „Ein Bettel von fünftausend Pfund."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Juni.

Kunst. — Bendemann und Hübner. — Neue Gemälde.

Julius Mosen hat ein Werkchen über den Dresdener Gemäldeschatz, gleichsam als Andenken an seine hiesigen Freunde, hinterlassen. Dasselbe enthält einen Fingerzeig auf die in unserer berühmten Gemäldegalerie von ihm für die bedeutendsten gehaltenen Tableaux. Ohne Zweifel wird es den zahlreichen, hier einheimischen sowohl als auswärtigen Verehrern dieses Dichters beim Besuche der hiesigen Bildersammlung als eine willkommene Begleitung erscheinen. — Seit Mosens und Snells Abgange hat uns ein neuer Verlust in einem Manne betroffen, der sich durch lithographische Nachbildung der ausgezeichnetsten Stücke der Dresdener Gemäldegalerie ein anerkanntes Verdienst erwarb. Der geniale Hanfstängl hat seinen festen Wohnsitz nach einer ländlichen Besitzung in Bayern verlegt. Doch unterhält er fortdauernd hier ein Geschäftsbureau und denkt von Zeit zu Zeit persönlich in Dresden einzusprechen.

Im Ganzen steht die bildende Kunst hier gegenwärtig in großem Flor. In den Ateliers der Sculptur, hauptsächlich von Rietschel und Hähnel, werden fortwährend Werke von Bedeutung geschaffen. Die Malerkunst hat ebenfalls in den Professoren Bendemann und Hübner ein paar ausgezeichnete Vorsteher, und die Architektur darf nur auf das vom Professor Semper geschaffene Theater hindeuten, wenn die große Mehrzahl neuer geschmackvoller Gebäude noch nicht ausreichen sollte, manchem minder gerathenen neuen Privathause Gnade wiederfahren zu lassen. Im königlichen Schlosse schreitet die Ausstattung mit trefflichen Fresken unter Bendemanns Leitung rüstig fort. So eben stehen wieder zwei köstliche Cartons in seinem Atelier, deren Inhalt bald in kräftigen Farben auf den Wänden des Schlosses prangen wird. Kaiser Heinrich der Erste ist ihr Hauptgegenstand. Auf dem einen erscheint der große Fürst als der städtischen, auf dem andern als der ländlichen Ordnung und Sicherheit Begründer. Die Composition beider Zeichnungen ist so reich als großartig. In Bendemanns Atelier selbst herrscht die glücklichste Thätigkeit. Neben andern Werken des Meisters befindet sich hier auch ein für den Kaisersaal zu Frankfurt gefertigtes Porträt, ganze Figur, wenn ich nicht irre, den Kaiser Lothar den Ersten vorstellend. Das Leben dieses Herrschers fällt allerdings nicht in eine Periode, von deren Bildnissen viel zu erwarten ist, dazu soll das, dem Vernehmen nach den Gesichtszügen zu Grunde liegende Grabmal vom Zeitstrome schon ziemlich verwaschen gewesen seyn, doch sollte auch des Künstlers Phantasie das Meiste daran zu verdanken seyn, so hat sie doch eine Eigenthümlichkeit in die Physiognomie zu legen gewußt, die mit dem von der Geschichte diesem Kaiser zugeschriebenen Wesen in Uebereinstimmung erscheint und schon an sich großes Interesse erregt. Zugleich stellen mehrere, nur zum Theil erst fertige Gemälde seiner Schüler der Lehrmethode des Meisters das rühmlichste Zeugniß aus. Das bedeutendste Oelgemälde unter letztern bringt eine Scene aus dem Bauernkriege im Zeitalter der Reformation zur Anschauung. Es ist ein Edelmann, der von einem Trupp Männer und Frauen umringt und hinweggeschleppt wird. Das Beil in der Hand desjenigen, der ihn festhält, und der Grimm auf allen Gesichtern sagt voraus, daß sein schauderhafter Tod sein nächstes Ziel seyn werde. Mit gleich erschütternder Wahrheit, wie der leidenschaftliche Haß in dieser Feindesgruppe, hat der Maler Merz auch Liebe, Schmerz und Verzweiflung der nacheilenden Familie auszudrücken gewußt. Erwägt man, wie erst vor einigen Jahren ein Augenübel der Thätigkeit des kraftvollen Bendemann ein Ende zu machen drohte, so muß der Eifer, mit dem er, allem Anscheine nach jenes Uebels völlig entbunden, nun schon lange wieder auf seiner ruhmvollen Laufbahn als Künstler und Kunstlehrer vorwärts schreitet, jedem Theilnehmenden doppelte Freude erwecken. Als sein treuer Gefährte auf der schönen, fruchtreichen Bahn beweist sich fortdauernd Hübner, der während Bendemanns Krankheit die Direction der hiesigen Kunstakademie allein geführt hatte, und nun wieder, wie früher, zur gemeinschaftlichen Wirksamkeit mit ihm in der praktischen Ausbildung hervorragender Kunsttalente berufen ist, weßhalb auch jedem von ihnen ein besonderes Atelier, Bendemann auf der Brühlschen Terrasse und Hübner im Zwinger eingeräumt worden. Auch das Atelier Hübners zeugt in dessen eigenen neuesten Schöpfungen, wie in den Leistungen seiner Schüler von dem eifrigsten Streben, immer vorwärts zu schreiten. Die unter seiner Leitung stehenden jugendlichen Kunstkräfte bewegen sich fast nach allen Richtungen hin. Mit Recht scheint dieser Meister sein besonderes Vergnügen darin zu finden, daß von seinen Zöglingen, neben dem ernsten Studium der Kunst im Allgemeinen, der Eine ein besonderes Augenmerk auf das Charakteristische wendet, ein Anderer die großen Lichteffekte vorzugsweise zu benutzen sucht, und Dieser in der Geschichtsmalerei, ein Zweiter im Genre, der Dritte in der Thiermalerei, der Vierte in Darstellung von Schlachten sich auszeichnet, so daß aus seiner Schule das weite Feld der Kunst einen recht mannigfachen glücklichen Anbau zu hoffen hat. Unstreitig werden die meisten der jezt im Hübnerschen Atelier befindlichen Bilder seiner Zöglinge zur diesjährigen Kunstausstellung kommen und sodann besonders zu erwähnen seyn. Des Meisters eigenen Kunstfleiß verkündigt eine Anzahl fast vollendeter Schöpfungen; unter andern die durch Tieck aus der Region der Sage in das Reich der Poesie erhobene Melusine, wie sie im Bade von ihrem Gemahl belauscht wird. Ohne Zweifel wird auch dieses, wie ich glaube, für die Sammlung des berühmten Kunstkenners Grafen Raczinski bestimmte Bild zu den Kleinoden der nächsten öffentlichen Ausstellung gehören, weil neben der geistvollen Auffassung des Gegenstandes auch die große Sorgfalt in der Ausführung des Gemäldes besondern Zauber über dasselbe verbreitet. Ferner enthält das Atelier ein von Hübner gefertigtes Brustbild von Carus. Wer noch zweifelt, daß auch das Porträt an sich als Kunstgegenstand von Werth seyn könne, der komme und fasse das Bild in's Auge. Allerdings bieten Form und Linien dieses Gesichts schon allein etwas Sehenswerthes dar. Aber ein Künstler, dessen Genius die Natur mit so bewundernswerther Treue und allem ihr eigenthümlichen Leben auf die Leinwand überzutragen versteht, der ist auch gewiß im Stande, dem bedeutungslosesten Antlitz ein allgemeines Interesse einzuhauchen. — An die großartigen Leistungen der bayrischen Künstler in der Glasmalerei schließen sich mehrere in Sachsen gemachte Versuche rühmlichst an. Besonders zeichnet sich darin der Maler Schimmert zu Meißen aus, und er scheint mit den bayrischen Künstlern auf Einer Stufe zu stehen. Hievon zeugen unter anderem abermals mehrere von ihm für des Königs Weinbergskapelle neu gefertigte herrliche Gemälde. Hübner hat hiezu die geistvollen Zeichnungen geliefert, und die Gemälde danach sind jezt eben noch in dessen Atelier zu sehen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 61.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 144.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 15. Juni 1844.

The wild confusion, and the swarthy glow
Of flames on high and torches from below;
The shriek of terror and the mingling yell, —
Flung o'er that spot of earth the air of hell...
The flame was kindled ere the signal made.

Byron.

Aus dem häuslichen Leben der Engländer.

(Fortſetzung.)

Der „Bettel von fünftauſend Pfund" klang noch ſchrillend in Karls Ohren, als ein verworrenes Geräuſch von der Treppe aus durch die Zimmer lief. Es wurde lauter und ſtärker, bald ein ſchallendes Hülfsgeſchrei. „Die Hausthüre auf!" rief's hier; „Waſſer her!" rief's dort; „rette ſich, wer kann!" riefen andere Stimmen. Dabei donnerte es wie Kanonenſchläge, und gelbe und blaue Flammen leuchteten vom Hofe in die Treppenfenſter. Ein Zufall oder eine Nachläſſigkeit hatte in der Nähe des Pavillon das Feuerwerk entzündet. Raketen flogen auf, Feuerräder ſchwirrten, Schwärmer ziſchten, und das ſchöne Transparent mit verſchlungenem C. O. und den Emblemen Englands, Schottlands und Irlands, der Roſe, der Diſtel und dem Kleeblatte, ſprengte auflodernd die Glaslampen, daß die Scherben niederklirrten und das mit dem Waſſer ſich miſchende Oel kniſternd umherſpritzte. „Rette ſich, wer kann!" dieſer Ruf gewann die Oberhand und leerte ſchnell den Pavillon und das Haus vom Gedränge der Gäſte. Sobald Raum zum Löſchen war, gebot der umſichtige Oheim und Schwager mit einer Stimme und einem Weſen, die augenblicklich Gehorſam fanden, die Hausthür und die Fenſter zu ſchließen, ordnete Gäſte und Diener in eine Reihe, riß den verſchloſſenen Deckel des im Hofe ummauerten Waſſerbehälters mit ſtämmiger Kraft auf, und Kübel und Kannen flogen gefüllt von Hand zu Hand ihm zu, der der Vorderſte am Feuer mit raſchem Umblick, wo die meiſte Gefahr drohte, die Waſſerfluth hingoß. Der Einſturz des in Zeltform aus Leinwand und dünnem Holzwerk erbauten Pavillon minderte die Mühe, und als von der Straße her vollends Raſſeln und dann das Jauchzen des verſammelten Volks die Ankunft der erſten Feuerſpritze verkündigte und gleich nachher das Oeffnen der Hausthür gefordert wurde, ſtieß Herr Ormſton einen Fenſterladen im Erdgeſchoſſe auf und forderte den Vormann der Löſchmaſchine auf, ſich zu überzeugen, daß das Feuer bereits gedämpft ſey.

Der vierte Tag nach dieſem, für Miſtreß Ormſton namenlos ſchmerzlichen Ereigniſſe war der Dienſtag, an welchem die beim Epſomer Pferderennen verlorenen Wetten „auf Tatterſall's" berichtigt werden ſollten. Karl blieb nicht aus und der ehrenwerthe Thomas Turnover war der Erſte, ihn zu begrüßen. „Schön, daß Sie kommen, braver Junge," rief er und ſchlug ihn auf die Achſel; „ich ſetze voraus, daß Sie kommen, um aufzublättern." — Karl ſchüttelte den Kopf, verſicherte, daß er das nöthige Geld nicht habe, glaubte indeß, wenn

man ihm Zeit lasse —. — „Zeit lassen!“ rief Turnover und faltete die Stirn; „Ihnen Zeit lassen, der Sie vor vier Tagen mündig geworden sind und Geld im Ueberfluß haben müssen! Ich hoffe, Sie belieben zu scherzen, denn Sie wissen, daß heute Abschluß ist und mußten sich also mit Fonds versehen.“ — „Meine Fonds,“ erwiderte Karl, „dürften nicht ein Viertel meiner Schuld decken.“ — „Wie!“ rief Turnover, „und mich, der ich Ihre Wetten gemacht, mich wollen Sie prostituiren, weil ich mich von Ihnen habe überreden lassen, Verbindlichkeiten für Sie einzugehen, die Sie nicht die Mittel haben, zu erfüllen? Bedenken Sie, mein Herr, daß hier mehr auf dem Spiele steht als lumpiges Geld — meine Ehre, mein guter Ruf. Ich sage Ihnen, Sie müssen das Geld schaffen.“

Scharfe Ohren hatten das Gespräch vernommen. Ein Geflüster ging durch die Zimmer, Ormston könne seine Verpflichtungen nicht erfüllen, sey ein Wortbrüchiger — a defaulter. Die gegen ihn gewettet und gewonnen, näherten sich einer nach dem andern mit erzwungener Höflichkeit und baten um Abschluß. Karl wechselte die Farbe, sagte dem Einen dieß, dem Andern das, schüzte heftiges Nasenbluten vor und wollte sich entfernen. Ein Gläubiger vertrat ihm den Weg. „Zahlen oder nicht?“ fragte er. — „Heute nicht,“ antwortete Karl, und ehe er die Thür hinter sich geschlossen, hörte er den Ausruf: „Den Namen des nichtswürdigen Pilzes, Karl Ormston, an die Tafel der Wortbrüchigen!“

Der Anschlag auf Tattersall's wurde im Fluge bekannt. Die Familie Ormston in der Edburystraße galt für bankerott. Alle Handwerker und Kaufleute, die früher gebeten hatten, ihre Rechnungen jährlich nur ein- oder zweimal einschicken zu dürfen, erinnerten sich plötzlich, daß sie an einem bestimmten Tage eine starke Zahlung zu leisten hätten,* zogen die Rechnung aus und baten im Begleitschreiben, um jener Ursache willen den Betrag an Ueberbringer zu entrichten, der durch gestempelte Quittung zur Empfangnahme ermächtigt. Unglücklicherweise war Mistreß Ormstons Kasse in Folge eines Ankaufs von Juwelen, der ihr für sich und Selinen zur Soirée unerläßlich gedünkt, völlig erschöpft, die Bilanz des Conto bei ihrem Bankier ein beträchtliches Soll und fast der gesammte Aufwand für die Geburtstagsfeste noch unberichtigt. Daher eine Unzahl Rechnungen aller Art. Wäre Karl in den Besitz seines Vermögens gelangt, so hätte er der Mutter vorstrecken können und es gethan. Allein der betreffende Gerichtshof the Court of Chancery, in England ein sprüchwörtlicher Ausdruck für Saumseligkeit und Verschleifung, hatte zu Erledigung der Vormundschaft einen über Erwarten späten Tag anberaumt. Die Juwelen zu veräußern, schon der Gedanke drohte Mistreß Ormston das Herz zu brechen. Einen ihrer vornehmen Freunde um ein Darleben anzugehen, nimmermehr! Fühlte sie sich doch bereits tief genug gekränkt, daß schon eine Woche vorüber war und nur wenige ihrer Gäste, und von diesen Wenigen die Meisten titellos, den am ersten oder zweiten Tage üblichen Besuch gemacht, mehrere sogar, denen sie während der Shoppingstunde in der Regentstraße oder bei der Nachmittagsauffahrt in Hyde-Park begegnet, keine Notiz von ihr genommen, sie ignorirt hatten. Weil indessen keine Ahnung in ihrer Seele war, weßhalb Rechnung auf Rechnung einlief, hielt sie es für Zufall und glaubte es ihrem Uebertritte in die vornehme Welt angemessen, die Rechnungen bezahlen zu wollen, sobald es ihr genehm sey. Doch selbst diejenigen, die von ihren adeligen Kunden solchen Bescheid gewohnt waren und oft Monate lang sich dabei beruhigten, erwiesen der vormaligen Standesgenossin keine ähnliche Nachsicht. Der artigen Bitte folgte nachdrückliche Mahnung mit dem Zusatze, man werde ungern, müsse aber entstehenden Falles die Sache in die Hände des Anwaltes legen. Deutlichere Auslassungen gegen Karln machten diesen mit dem verbreiteten Gerüchte bekannt. Er hinterbrachte es seiner Mutter und steigende Nothwendigkeit drängte Beide zu dem Entschlusse, ihre verdrüßliche Lage dem Schwager und Oheim zu entdecken.

(Schluß folgt.)

* To have a large bill to make up by a certain day, ist in solchen Fällen der stereotype Vorwand des Londoner Gewerbstandes.

Götz von Berlichingen vor Gericht.

(Fortsetzung.)

Seiner erbitterten Gesinnung gegen den Schwabenbund getreu, schloß er sich im Kriege mit dem wilden Utz von Würtemberg an diesen an, obschon fast die ganze fränkische und schwäbische Mitterschaft, und an deren Spitze die ihm befreundeten Hutten gegen den Herzog standen. Er hatte aber im Felde weniger Glück gegen die verhaßten Pfefferſäcke, als auf der Heerstraße. Vom 12ten Mai 1519 lesen wir schon einen Brief von ihm ausgestellt im Feldlager zu Neckarsulm, worin er sich nach altem Brauche verbindet, als ein Gefangener des schwäbischen Bundes sich zur Stund an die Stadt Heilbronn in des Dietzens Behausung zu stellen und darin zu bleiben. Da bedrängten ihn denn die Bündner mit einer harten Urphede, die er beschwören und besiegeln sollte. Aber er unterschrieb nicht und mußte aus dem

ritterlichen Gewahrsam in den Thurm wandern. Schnell erhoben sich für ihn entrüstete Fürbitten, selbst unter dem Heere seiner Gegner. Vor Heilbronn lagen Karls V. Kriegsschaaren, um das Land Würtemberg dem geächteten Utz zu nehmen. Edle und unedle Reitersleute und die frommen Landsknechte hörten, wie man dem tapfern Götz arg mitspiele und ihn mit Kerkerspath mürbe machen wolle. Solches sollte dem Bürgergesindel nicht gelingen an einem schildbürtigen und ehrbaren Ritter. Es ward ein lauter Aufruhr, und wahrscheinlich nicht ohne handgreifliche Demonstrationen von Seite des Heergesellen kam es zu einem Vergleiche, der dem Berlichingen wieder aus dem Thurm in sein ritterliches Einlager im Wirthshause half, freilich auf Jahr und Tag. Der alte Görg von Frundsperg mußte mit den Rathsherrn thaitigen und in unsern Akten liegt auch dieser wunderliche Vertrag.

Der Landsknechtvater, wie er sich nennt, „Obrister Feldhauptmann der Grafschaft Tirol und dieser Zeit königlicher Majestät zu Hispanien über alles Fußvolk obrister Hauptmann," sagt, daß sich „Franziskus von Sickingen sammt seinem raisigen Zeug, den wohlgeboren Grafen, Freyherrn, Rittern und Knechten vom Adel, deßgleichen die Fußknechte, so Götzen niedergeworfen, und dann gemeinlich alle andern des ganzen Fußhaufens Grafen, Herrn, Ritter und andern vom Adel Hauptleute und Knechte, jezt in K. Maj. von Hispanien Dienst, hoch und merklich beschwert hätten mit ernsthafter Erzeugung solches nicht zu erdulden; er aber wolle, damit nicht „Weiterung und anderer Unrath daraus fließen möcht," fleißig angesucht haben, man möge auf Wege und Mittel trachten, damit Götz wieder in sein ritterliches, ihm zugesagtes Gefängniß gestellt werde. Darum habe er sich herbeigelassen, des Sickingen Reisige und seine Landsknechte zu vertragen mit den Heilbronnern, beiden Theilen zu gefallen, und nach „großer, vielgehabter Mühe" endlich Frieden gemacht am 17. Juni anno domini 1519.

Hier haben wir Goethe's Gerichtsscenen im Rathhause und des Helden Rettung durch Sickingens Ueberfall, die für den historischen Götz freilich viel weniger günstig ausfällt, da er eben doch in dem Thurme lag und im Kämmerlein beim Dietz versperrt blieb, so lange es den Bundesherrn gefiel, mit ihm zu rechten. Drei lange Jahre spannen sie an dem Narrenseile, an welchem sie die Gerechtigkeit und den gefürchteten Stegreifjunkherrn umher führten, ehe sie zulezt einen tüchtigen Knoten daraus flochten, die eiserne Hand desselben für ewig festzubinden.

Nach vielen mühseligen Versuchen, nachdem sich selbst Kaiser Karl V. zweimal vergeblich für ihn verwendet, kam endlich ein Vertrag zu Stande, und von Nördlingen aus ersucht der Bundesrath den Truchseß Wilhelm von Waldburg, den Götz in Heilbronn ledig zu lassen, nachdem er die Urphede beschworen, und sein Vetter, Dietrich von Weiler, und noch zwei Edelherren sich mit wohlgemessener Bürgschaft verbrieft hatten. — Nach drei verzettelten Jahren gewann also der arme Rittersmann seine Freiheit, wenn man die mageren Zugeständnisse zu eigenwilligem Leben und Bewegen, die ihm gegönnt wurden, anders so nennen will. In Hornberg, seiner Veste, sollte er sitzen, nicht aus seinem eigenen Bann weichen, Niemanden dienen, außer dem Bunde. Sein waffenfertiger Arm ward gelähmt, sein Roß zur Ackermähre entwürdigt, sein Schwert ein eitel Zierrath; er sollte zum Krautjunker verbauern, so wollten es die Krämer.

Er hielt es nicht lange aus, er konnte es nicht tragen, wie ein vom Kapuziner gebanntes Gespenst in den alten Burgwinkeln umzugehen. Der Götz mußte reiten und streiten. — Im Jahre 1528 sehen wir ihn neuerdings verwickelt in die schlimmsten Händel mit geistlichen und weltlichen Gliedern des Bundes, und sein neuer Prozeß, derselbe, von dem unsere Akten stammen, richtete ihn vollends zu Grunde. An's Leben ist man ihm nicht gegangen, wohl aber ward ihm alle und jede Freiheit geraubt, und daran mußte der Götz so sicher sterben, wie unterm Schwerte Meister Hämmerlings, das wußten seine Feinde recht gut. So blieben sie frei vom Vorwurf grausamer Blutgier und kamen doch zum Zwecke.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, Mai.

Kunstausstellung. — Horn's Vorlesungen über deutsche Dichterinnen.

Die heurige, von patriotischen Kunstfreunden veranstaltete Kunstausstellung blieb an Quantität und Qualität weit hinter denen der vergangenen Jahre zurück, vorzüglich dürftig fanden wir das historische Fach ausgestattet. Etwas besser war das Genre bestellt, doch die vorzüglichsten und besten Bilder waren noch im Gebiete der Landschaft, Marine und Architekturen, so wie in der Thiermalerei vorhanden, und wir verdanken in diesen Gattungen dem süds und westdeutschen, doch auch manchem norddeutschen Maler ausgezeichnete Stücke. Auch unsere heimischen Landschaftsmaler lieferten Erfreuliches, und die Gesellschaft kaufte Manches zur Verloosung an die Theilnehmer des Kunstattienvereins an. — Uffo Horn, welcher im vorigen Jahre einen doppelten Cyclus von Vorlesungen über das deutsche Lied und die Neuromantiker im Carolinum gehalten, kündigte auch heuer wieder Vorträge über die deutschen Dichterinnen an; die bedeutende Vergrößerung seines Publikums gab einen erfreulichen Beweis, daß diese Unternehmung immer mehr Interesse erregt, und Horn kann das Verdienst nicht abgesprochen werden, daß

er zuerst es wagte, dasselbe hervorzurufen. Schon der Gegenstand, den er dießmal gewählt, mußte natürlich die Zahl der theilnehmenden Damen vermehren, und da unser Geschlecht der Attractionskraft des schönen nie widerstehen kann, so folgten den freundlichen Hörerinnen auch die Hörer, wenn gleich viele unter diesen vielleicht einen andern Stoff vorgezogen haben möchten. In der Einleitung stellte Horn den kühnen Satz auf, die Poesie habe stets bei denjenigen Völkern am schönsten geblüht, welche die Frauen am höchsten gestellt. Er eröffnete den Reigen poetischer Frauen, nachdem er die Stellung des weiblichen Geschlechts im Mittelalter geschildert, mit der Klosterjungfrau Klara Hätzlerin, welche im 15ten Jahrhundert ein Buch von Liedern abgeschrieben (worunter mache freilich nicht ganz nonnenhaft sind), das der Dr. Karl Haldaus in der Wiener Bibliothek aufgefunden und durch dessen Herausgabe sich ein bedeutendes Verdienst um die Literatur erworben hat. Uffo Horn meint, daß eine Nonne, die so viel Interesse an der Poesie genommen, vielleicht auch selbst die Verfasserin von manchem dieser Lieder gewesen seyn könne, gesteht aber selbst, daß diese Hypothese eben so schwer zu erweisen als zu widerlegen wäre. Talent und große Geduld sieben selten beisammen. Auf die Nonne folgte ein Trifolium fürstlicher Dichterinnen, Maria von Ungarn, Anna von Braunschweig, Gemahlin des Prinzen Albert von Preußen, welche ihrem Sohne Albrecht Friedrich hundert Regeln der Weisheit und Regentenpflichten in dem „Fürstenspiegel" hinterlassen, und Erdmuthe von Bayreuth, deren Talent sich bereits in den Kinderjahren kund gab, und die, obschon im 26sten Jahre der Erde entrissen, doch durch treffliche Poesien meist geistlichen Inhalts den Namen Dichterin wohl verdiente. Anna Louise Karsch, oder die Karschin, und die Theaterdirektrice und Theaterdichterin Neuber sind zu bekannt, als daß wir bei denselben zu verweilen nöthig hätten. Horn theilte von der ersten zwei Gedichte mit, welche ihre Entwicklung in der Technik charakterisiren, von welchen aber doch das erste, trotz seiner ganz vernachlässigten Form, an Werth das zweite, glättere überbieten dürfte. Wenn er die Verdienste der Neuberin um die deutsche Bühne nicht verkennt, so mißbilligt er doch auch höchlich das barbarische Leichenbegängniß des Hanswurst, zu dem sie sich durch Gottsched verführen ließ. Die damalige Richtung und zumal den französischen Einfluß auf die deutsche Poesie jener Zeit hätte der Redner mehr im Detail durchführen können, und besonders etwas ausführlicher über Louise Adelgunde Victorie Gottsched sprechen sollen, die doch eigentlich der Centralpunkt jener literarischen Union war und mehr dafür wirkte als ihr Mann, den sie an Witz und Verstand, wie an Schreibart weit übertraf. Eben dieser Einfluß macht sie zur wichtigsten Schriftstellerin ihrer Zeit, wenn sie sich gleich meist nur mit Uebersetzungen beschäftigte. Von ihren eigenen Schriften sind nur die „Briefe," nicht die „Gedichte" von Werth.

(Fortsetzung folgt.)

Dresden, Juni.

(Schluß.)

Phrenologie. — Ein neues Schauspielhaus.

Immer mehr ist die Phrenologie zum Modegegenstande geworden. Wie die Antipathie lieber kein gutes Haar an dieser Wissenschaft ließe, so möchte die Sympathie in ihrem Feuereifer sie gern für die Wissenschaft aller Wissenschaften erklären. Um so zeitgemäßer erweist sich eine Vorlesung, vor einem Kreise gebildeter Nichtärzte gehalten, welche so eben hier unter dem Titel: „Ueber die Kraniostopie oder Schädellehre." gedruckt erschienen ist. Ihr berühmter Verfasser, Dr. Ludwig Choulant, bemüht sich darin, zwischen beide Parteien vermittelnd einzutreten. Dieses geschieht mit einem solchen Reichthum von Kenntnissen und mit solchem Takt, dabei mit so großer Klarheit und Anspruchlosigkeit, daß das Schriftchen einer heilsamen Wirkung kaum verfehlen kann. „Möge," so sagt er am Schlusse, „die Kraniostopie auch später ein guter Geist vor solchen Abirrungen bewahren, als sie in ihren ersten Zeiten erfahren hat. Dieß wird am ersten zu hoffen seyn, wenn sie von deutschen Händen wieder zumeist gepflegt wird; möge deutsche Wissenschaft das in ihrer Weise vollenden, was ein deutscher Geist zuerst ahnte und was von Frankreich und England bisher nur in ziemlich roher Gestalt uns überliefert worden ist, indem die Franzosen allzu theoretisch, die Engländer allzu empirisch damit verfuhren. Die systematisch philosophische Bearbeitung mit gleichmäßiger Rücksicht auf anatomische Forschung und empirische Beobachtung, mit sicherem Schritte und prunklosem Ernste, wie er den Wissenschaften ziemt, erwartet die Kraniostopie allein von deutschen Händen." Dazu hat der Verfasser dem ernsten Studium der abgehandelten Wissenschaft durch Hinzufügung eines vollständigen Verzeichnisses der über sie erschienenen Schriften in die Hand gearbeitet.

Daß Dresden ein erst vor wenigen Jahren neu erbautes Schauspielhaus besitzt und daß dieses umfangreiche Gebäude nach innerer und äußerer Ausstattung keinem andern europäischen Theater nachsteht, das sind bekannte Dinge. Selbst von den auswärtigen Bühnenfreunden wissen die meisten, daß Sommers auch im Schauspielhaus im Linkeschen Bade gespielt wird. Daran aber dachten selbst hier gewiß nur Wenige, daß noch eine dritte Bühne unter dem Namen des „Sommertheaters" auftreten könnte. Vor wenigen Wochen erst wurde in einem nicht weit von der Stadt entfernten Garten, der noch immer nach einem längst verstorbenen vormaligen Besitzer Reisewitz genannt wird und in früherer Zeit als einer der öffentlichen Belustigungsorte stark besucht war, ein neues Schauspielhaus fertig und am 27. vorigen Monats durch eine hier bisher ganz unbekannt gewesene Schauspielergesellschaft eingeweiht. Das Haus ist höchst einfach, aber recht hübsch eingerichtet. Ein von einem Mitglied der Truppe, Namens Görwitz, gedichtetes kleines Vorspiel: „die Bühnenweihe," hauptsächlich durch Heiterkeit und Bescheidenheit empfohlen, erwarb sich bei dem zahlreich versammelten Publikum rauschenden Beifall. Auch das darauf folgende neue Lustspiel von Feldmann: „die schöne Athenienserin," wurde bei dem mehr oder weniger gelungenen Bestreben der Darsteller und Darstellerinnen, ihren Rollen Genüge zu leisten, mit Wohlwollen aufgenommen. — Es kann als Merkwürdigkeit gelten, daß an demselben Abende die Hofschauspieler in der Stadt die Lortzingsche Oper: „der Wildschütz," und zugleich im Theater des Linkeschen Bades das neu einstudirte alte Lustspiel von Clauren: „der Wollmarkt," aufführten, und auch diese beiden Bühnen sich einer großen Fülle von Schau- und Hörlustigen zu erfreuen hatten. — Dem Theater im Linkeschen Bade war es dießmal vorbehalten, zwei Neuigkeiten zu bringen: „die Verlobung vor der Trommel, oder die beiden Marketenderinnen," ein romantisch-komisches Gemälde mit Gesang, frei nach dem Französischen von Told, und „Christophe und Renata, oder die Verwaisten," ein ebenfalls dem Französischen entlehntes Stück von Blum. Beide fanden freundliche Aufnahme.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 23.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 23.

Sonnabend, 15. Juni 1844.

E. Geibel's neueste Dichtung.

[213] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

König Roderich.

Eine Tragödie in fünf Aufzügen

von

Emanuel Geibel.

Preis eleg. brochirt 1 Rthlr. oder 1 fl. 45 kr.

Wir übergeben hiemit dem Publikum die erste dramatische Arbeit eines Dichters, dessen lyrische Produktionen in den weitesten Kreisen bereits die gerechte Anerkennung gefunden haben.

In der vorliegenden Tragödie, deren Stoff in altspanischen Romanzen liegt, wird nicht nur das Einzelne poetisch-glänzend durchgeführt, sondern auch ein fester Gang des Geschickes im Ganzen voll wirkungsreicher Situationen festgehalten.

In streng fortschreitender Handlung sehen wir hier, im Gewande einer dichterisch-schönen Sprache, ein Weltgeschick an uns vorübergehen, welches zum tragischen, aber doch auch versöhnenden Abschluß geführt wird.

Deßhalb möchten wir dieß Erstlingswerk als einen der glücklichsten Versuche neuerer Zeit bezeichnen, da es zugleich auch den Anforderungen der heutigen Bühne vollkommenes Genüge leistet.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[259] Bei F. A. Brockhaus in Leipzig ist neu erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Heinrich der Vierte

von Deutschland.

Eine Trilogie

von

Hans Koester.

8. Geh. 2 Thlr.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

Schauspiele. 8. 1842. Geh. 2 Thlr.

---

[258] **Prachtwerk für Familien.**

Bildermappe zu nützlicher Beschäftigung in Familienkreisen.

Eine systematische Sammlung von Abbildungen aus der Länder- und Völkerkunde, Geschichte, Naturgeschichte, Naturlehre, Technologie und Mechanik. In monatlichen Lieferungen von 2 Bl. Abbild. mit Beschreibung. querfol. Leipzig, Dörffling. 1844.

In dieser Sammlung von Stahlstichen, von deren Schönheit sich Jeder durch eigene Ansicht der in allen Buchhandlungen vorräthigen ersten Lieferungen überzeugen kann, wird ein so reiches Material zu Unterhaltung und wirklich bildender Belehrung für Jung und Alt geboten, daß ein Familienvater nicht leicht auf andere Weise mit der geringen monatlichen Ausgabe von 5 Ngr. (18 kr. rh.) so viel zu nützlicher Beschäftigung der Seinigen in den Mußestunden beitragen kann, wie durch Anschaffung derselben. Zu jedem Blatte gehört eine ausführliche anziehende Schilderung der dargestellten Gegenstände, und beide bilden in sofern immer ein Ganzes, als 1 oder 2 Blätter stets ein Land, ein Thiergeschlecht oder dergl. nach seinen charakteristischen Eigenthümlichkeiten umfassen. Ueberhaupt ist bei Allem auf systematischen Zusammenhang gesehen, so daß selbst Käufer einzelner Lieferungen nichts Zerstückeltes empfangen, während Abnehmer des Ganzen zugleich eine Bildergallerie zu dem Conversationslexicon bekommen, welche an Schönheit und Billigkeit die bis jetzt vorhandenen weit übertrifft.

---

[255] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Preis des Jahrgangs 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gGr.

Monat Mai 1844.

Größere Aufsätze.

Die niedern Classen in England und das Parlament. — Eine Zusammenkunft mit den Araucanos. — Das Pflanzerleben im Westen Nordamerikas. — Ansicht des Landes zwischen dem weißen Meere und Wologda. — Die Tempel von Dambul auf Ceylon. — Die Zugvögel im nördlichen

Rußland. — Die Franzosen und Engländer in Abyssinien. — Die Turnersfälle in Massachusetts. — Wasserscheide zwischen Dwina und Wolga. — Der Turkomane Rachman-Ajaz. — Scenen in Mexico: Pferde und Maulthiere. — L'Hopital des incurables femmes et les soeurs de charité catholiques. — Der Porzellanthurm und die Königsgräber bei Nanking. — Ali Usta. — Die Zukunft der französischen Besitzungen in Oceanien. — La maison des diaconesses protestantes. — Die Engländer und die Ausländer. Einleitung. 1) Die Engländer und die Franzosen. 2) Die Engländer und die Deutschen. 3) Die Engländer und die Nordamerikaner. — Das Einbern. — Das Branntweintrinken der Bauern in Nordrußland. — Die belgische Colonie Santo Thomas. — Die Belagerung von Herat. Nach russischer Quelle. — Die Laplatastaaten. — Die Insel San Lazzaro bei Venedig. — Birkenwälder im Norden. — Wanderungen in Nubien: Damer; Schendy. — Mozambique. — Japan. — Honolulu. — Die kurischen Letten, in ihren vormaligen und heutigen Gewerbsbetrieben dargestellt. — Grahams Bericht über Abyssinien. — Der Missionär Samuel in Bassora.

Chronik der Reisen.

Reisen in Südamerika: Besuch auf der deutschen Colonie Sao Leopoldo; die Bucros. — Michael Kohlers Reise im europäischen Rußland und in Sibirien. Zweiter Abschnitt. — Die französische Expedition nach Abyssinien.

Kleinere Mittheilungen.

Beschädigung der Schiffe durch den Schwertfisch. — Zahl der täglich ausgegebenen Journale in Paris. — Die Negerverschwörung auf Cuba. — Ein langer Paß. — Streitkräfte des Paschaliks Bagdad. — H. B.'s Carricaturen. — Negerauswanderung aus Sierra Leone nach Westindien. — Das Schloß Duino in Istrien. — Das Glaciarium in London. — Die slawischen Bewohner Istriens. — Amerikanische Sprachreinigung. — Prächtige Hängebrücke in London. — Geschichte der Geographie. — Ueber die Arbeiteinstellung der Kohlenarbeiter an der Tyne. — Neue Bomben. — Das chinesische Opiumrauchen und die Parlamentsdebatten. — Der Mandrachio zu Pirano. — Gefangenschaft des Dampfbootes Great Britain. — Neue Papierfabrikation. — Ethnologische Gesellschaft in Newyork. — Die Bewohner der Marquesas-Inseln. — Das alte Betulonia. — Bekämpfung der malayischen Seeräuber. — Merkwürdiges Insekt. — Fleischverbrauch in Paris. — Wissenschaftliche Gesellschaft zu Alten in der Finnmark. — Schwedische Geschichte. — Ateneo italiano. — Die Camden Society. — Die britische archäologische Gesellschaft. — Die Gesellschaft der Freunde zur Unterstützung hülfsbedürftiger Fremden. — Kunstfertigkeit der Eingalesen. — Die British and Foreign Bible Society. — Die Kopenhagener Bibliothek. — Tättowiren in Frankreich. — Mangel an Katalogen in der Bibliothek des britischen Museums. — Dampfschifffahrt auf den Gewässern der Banda Oriental. — Britische Ansiedlung in Borneo. — Die Gegner der Verbindung zwischen Kirche und Staat in England. — Wilsons jakobitische Ueberreste. — Englische Posteinkünfte. — Unterseeische Batterie. — Gelehrte Eitelkeit in Paris. — Missionsgesellschaft für die Heimath. — Der Aussatz in Canada. — Die Höhlentempel zu Ellora. — Bücher für die arbeitenden Classen in England. — Der zehnte historische Congreß in England. — Naturhistorische Kataloge im britischen Museum — Bewegung unter den Juden in England. — Die Wassercur in England.

[168] In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Israelitische Gedichte

von

Eduard Arnd.

gr. 8. Preis 1 fl. 24 kr. oder 20 gGr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[254] Das schönste Taschenbuch zu sehr herabgesetztem Preise:

Roswitha. Almanach der Schönheit u. Tugend geweiht von Chlodwig. I., II. und III. Jahrgang. **1842, 1843 und 1844.** Jeder Jahrgang mit 6 colorirten Kupfern u. mit Beiträgen von L. Rellstab, L. Schefer, R. Morning, Chamony, Fr. Sallet, Bernd von Guseck, Chlodwig, L. Bechstein, E. von Münch, Th. Mügge, Grafin A. v. Pückler u. m. A. Ladenpr. aller 3 Jahrg. 8 Thlr., herabg. Preis nur 1⅔ Thlr.!!

Die Jahrgänge 1842 u. 1843 apart nur 1⅓ Thlr., 1844 apart 1 Thlr.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen von

Schreck in Leipzig.

[257] So eben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Donna Quixote,

oder:

Leben, Abenteuer und Meinungen einer scharfsinnigen Edlen

aus Jungdeutschland.

Roman

von **Jean Charles,**

Verfasser von „Leben kein Traum", „Schöne Welt", „Dichterleben", „Die Stimme des Blutes" ꝛc.

2 Bde. 8. geh. 3 Thlr.

Alle die, an den bis jetzt erschienenen Werken gerühmten, Vorzüge des geistvollen Verfassers: Scharfblick in Auffassung socialer Zustände, drastische Darstellung, poetischer Schwung und pikante Kürze, vereinigen sich in diesem Romane mit dem Humor zu einem großen, figurenreichen Lebensbilde von eben so reizender Farbengebung, als trefflicher Komposition. Der Autor schwingt darin, indem er seine Heldin durch Deutschland, Oesterreich und Frankreich führt, die Geißel der Satyre in glücklichster Laune nach allen Richtungen hin. Es ist dieser Roman ein komischer im echten Sinne des Wortes und ganz geeignet, dem Namen Jean Charles ausgedehnte Popularität zu verschaffen. — Auch für geschmackvolle Ausstattung ist Sorge getragen worden.

Fürstenmuth,

Rittersinn und Bürgertreue.

Historisch-romantische Bilder

aus Leben und Zeit

Friedrichs (mit der gebissenen Wange) und Dietzmanns, Landgrafen von Thüringen und Markgrafen von Meißen.

von Dr. E. P. Dietrich.

8. geh. 1¼ Thlr.

Diese romantische Darstellung enthält die wichtigsten Scenen einer Zeitperiode, die nicht nur für unser Vaterland, sondern für ganz Deutschland von höchster Wichtigkeit war. Sie zeigt uns Fürstengröße, Rittersinn und Bürgertreue, wird in den Bildern einer großen thatenreichen Vorzeit Belehrung und Unterhaltung geben und Interesse erwecken und behaupten. Wenn derselbe Gegenstand, durch Schlenkert bearbeitet, in früheren Jahren allgemeine Theilnahme fand, so wird dieselbe gegenwärtiger Bearbeitung doppelt zu Theil werden.

Leipzig, im Febr. 1844.

E. P. Melzer.

Landwirthschaftliche Schriften
von
J. G. Elsner,
welche, im Verlag der Unterzeichneten erschienen, durch alle Buchhandlungen bezogen werden können:

Meine Erfahrungen
in der
höhern Schafzucht.
Zweite stark vermehrte Auflage.
Preis 2 fl. 12 kr. oder 1 Rthlr. 8 Gr.

Diese neue Auflage ist mit einer Menge von Zusätzen, neuer Erfahrungen, die Herr Elsner seit der Erscheinung der ersten Auflage zu machen Gelegenheit hatte, bereichert worden.

Handbuch
der
veredelten Schafzucht.
gr. 8. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr.

Hand- und Hülfsbuch
für den
kleinen Gutsbesitzer und Landmann.
gr. 8. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 Gr.

Die deutsche
Landwirthschaft
nach ihrem jetzigen Zustande dargestellt.
2 Thle. gr. 8. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 Gr.

Dieses Werk ist die Frucht vieljähriger Beobachtungen und freundschaftlicher Mittheilungen der ersten Landwirthe unserer Zeit, eine reiche Fundgrube.

Die Politik
der
Landwirthschaft.
2 Thle. gr. 8. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 18 Gr.

Wie soll der Landwirth bei der Erzeugung und Verwerthung seiner Produkte speculiren?
Auf Erfahrung begründete
Rathschläge und Lehren
für
den Landwirth.
8. Preis 1 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr.

In dieser Schrift legt der Verfasser seinen Schatz von Erfahrungen über die Chancen und Conjuncturen im Verkehr mit landwirthschaftlichen Produkten nieder. Von welchem Nutzen das Buch für jeden Landwirth, ja selbst auch für den Kaufmann seyn muß, welcher in ländlichen Erzeugnissen Geschäfte macht, ist leicht abzunehmen, wenn man bedenkt, wie viel daran liegt und was es einträgt, die Conjuncturen für die Verwerthung der Produkte richtig zu beurtheilen und wahrzunehmen.

Guter Rath
beim
An- und Verkauf von Landgütern.
8. in Umschlag broch. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 Gr.

Mißgriffe bei Kauf und Verkauf von Gütern haben nur allzuoft schon großes Unheil gestiftet und den Grund zum Untergange ganzer Familien gelegt. Wie man solchen am sichersten entgehe, dazu gibt das hier angezeigte Werkchen Anleitung. Völlig aus dem Leben entlehnt und klar und erschöpfend ist der Gegenstand gegeben. Sonach kann es wohl mit vollem Recht eine werthvolle und dankenswerthe Gabe des verdienten Verfassers genannt werden.

Die
Bildung des Landwirthes
in der weitesten Bedeutung.
gr. 8. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 Gr.

Mit dem hier angezeigten Buche glauben wir dem betreffenden Publikum um so mehr eine Freude zu machen, als es eine Lücke in der landwirthschaftlichen Literatur ausfüllt, die man seither sehr empfindlich gefühlt hat. Sollten wir ein Urtheil darüber aussprechen, so würden wir behaupten, daß dasselbe unter dem vielen Guten, was dessen Verfasser bereits geliefert hat, zu dem Vorzüglichsten gehören dürfte.

Das
goldene Vließ
oder
die Erzeugung und der Verbrauch der Merinowolle,
in
ökonomischer, merkantilischer und statistischer Hinsicht.
gr. 8. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 Gr.

Dieses Buch gibt eine übersichtliche Darstellung von der Wichtigkeit und dem Ertrage der Wollerzeugung aller europäischen Länder und hat daher sowohl für den Kameralisten als für den Kaufmann fast eben so hohes Interesse, wie für den Landwirth.

Das Edelschaf
in allen seinen Beziehungen.
Als Schlußstein dessen, was der Verfasser bereits über veredelte Schafzucht geschrieben.
8. Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Inhalt: I. Das Edelschaf. II. Die Wolle. A. Ihr Wesen und ihre Beschaffenheit. 1) Feine und grobe Wolle. 2) Sanfte und rauhe. 3) Nervige und schlaffe. 4) Gekräuselte und schlichte. 5) Schüttere und dichte. 6) Klare und filzige. 7) Krepp- und Glanz-Wolle. 8) Kurze und lange Wolle. 9) Stumpfe und spitzgestapelte. 10) Gesunde und kranke. 11) Weiße und schwarze. 12) Edle und unedle. B. Die Umgestaltung der Wolle zur Waare. I. Die Wäsche. 1) Blanke und weiße Wäsche. 2) Nicht zu starke und nicht zu schwache Entfettung. II. Die Schur. III. Der Wollhandel. III. Die Erzeugung der edlen Wolle. A. Von der Menge der Wolle. B. Von der Güte. IV. Züchtung edler Schafe. A. Das Ideal eines edlen Schafes. B. Die Classification. C. Die Aufzucht edler Schafe. 1) Von innen heraus. 2) Von außen hinein. V. Erhaltung des Edelschafs auf seinem Standpunkte. A. Consequenz. B. Consolidirung. C. Constanz. VI. Die Uebersiedlung des Edelschafs. A. Von den Vorsichtsmaaßregeln, die dabei zu nehmen sind. 1) Für weite Ferne wählt man am vortheilhaftesten das Edelste. 2) Man hüte sich vor erblichen Krankheiten. 3) Man wähle zum Transport geübte und zuverlässige Leute. 4) Nicht zu große

Heerde zum Uebersiedeln. 5) Behandlung der Schafe nach ihrer Ankunft. B. Von der Veränderung, welche die Uebersiedelung des Edelschafs in seiner Wolle hervorbringt. C. Geschichtlicher Gang der Uebersiedelung des Edelschafs. VII. **Von der Degeneration des Edelschafes.** A. Die wahre Degeneration. 1) Saumseligkeit oder angewandte unrichtige Grundsätze bei der Züchtung. 2) Unedles Blut, welches man sich bewußt oder unbewußt in die Heerde bringt. B. Die vermeintliche Degeneration. VIII. **Einfluß des Edelschafes auf Agricultur und Bevölkerung.** A. Sein Einfluß auf die Agricultur. 1) Der materielle Einfluß. 2) Der intellectuelle. B. Einfluß auf die Bevölkerung.

Gründlicher

Elementar-Unterricht

in der

rationellen Schäferei.

8. Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

In diesem neuesten Werkchen trägt der Verfasser die praktische rationelle Schafzucht mit einer Klarheit vor, in der sie auch dem Laien verständlich ist, und es ist wohl nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß ein so gründlicher Elementar-Unterricht in dem betreffenden Fache kaum noch jemals gegeben seyn dürfte.

Besonders dürfte derselbe seiner Fassung, des Preises und Formates wegen für den Unterricht der Schäfer empfohlen werden, von denen keiner dieses Büchlein in seiner Tasche entbehren sollte, wie der nachfolgende Inhalt beweisen mag:

Inhalt: I. Die Vorbereitung des Schäfers zu seinem Beruf. II. Berufstreue und Stellung eines Schafmeisters. III. Die Einrichtung im Schafstalle. IV. Die Fütterung und Verpflegung der Schafe. a) Die Verpflegung im Sommer. Art und Benützung der Hutweiden. Die Abrichtung des Hundes. Fernere Regeln für den Weidegang. Von der Sommerstallfütterung. Vom Hürden im Freien. Hülfsmittel bei plötzlichen Krankheitsfällen. b) Die Verpflegung der Schafe im Winter. Ordnung im Schafstalle. Ordnung beim Füttern. Verschiedene Futterarten. Das Tränken der Schafe. Das Salzgeleck. V. Vom Bocken (Stähren) der Schafe und von der Lammung. Vom Bocken. Vom Lammen. VI. Von der Erkennung der Schafe. Nach ihrem Aussehen. Nach ihrem Alter. VII. Von den Krankheiten der Schafe. 1) Die Drehkrankheit. 2) Die Traber- oder Gnubberkrankheit und das Kreuzdrehen. 3) Die Raude oder Krätze. 4) Die Klauenseuche oder Krümpe. 5) Der Blutschlag oder das laufende Feuer, auch Staupe genannt. 6) Die Pocken oder Blattern. 7) Die Lämmerlähme. 8) Die Ruhr. 9) Der Husten und die Kachexie. 10) Die Egelkrankheit und die Fäule. VIII. Von der Aufbewahrung des Futters. 1) Das Heu. 2) Das Stroh und die Spreu. 3) Die Wurzelgewächse. IX. Von der Wollenntniß. X. Von der Schwemme und Schur der Schafe. 1) Die Schwemme oder die Wäsche. 2) Die Schur. XI. Vom Vertrage (Contracte) des Schäfers. XII. Einige Anweisungen auf besondere Fälle. 1) Bescheidenes, höfliches Betragen. 2) Benehmen bei vorkommenden plötzlichen Verlusten in der Heerde. 3) Verhalten bei eintretender Futternoth. 4) Der Schäfer soll ohne Erlaubniß keinen Fremden in den Schafstall lassen. 5) Wie er ein Schaf greifen und Wollmuster nehmen kann. 6) Er soll weder Schweine, Hühner, noch anderes Vieh im Schafstalle haben. 7) Wie er sich zu benehmen hat, wenn er Schafe von der Ferne her holen muß. 8) Was er thun soll, wenn den Schafen augenscheinliche Gefahr droht. 9) Erlernung und Anwendung des in diesem Buche Abgehandelten.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[256] **Handbuch für Protestanten.**

Bei **K. F. Köhler** in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Geschichte

des

Evangelischen Protestantismus

in

Deutschland

für denkende und prüfende Christen

von

Dr. Ch. S. Reudecker.

I. Band. 16 Heft. 10 Bogen. ⅓ Thlr.

Bis jetzt fehlte uns ein Werk, das auf die Quellen der Geschichte basirt, übersichtlich und in gedrängter klarer Darstellung die Geschichte der Entwickelung und Ausbildung des evangelischen Protestantismus gibt, worin wir uns bei jedem Zweifel, bei jedem Angriffe Rath und Belehrung holen können, das uns ferner mit historischer Treue das höchst interessante Gemälde, des mit Beharrlichkeit geführten Kampfes unserer Vorfahren, gegen die Uebergriffe und Anmaßungen Rom's gibt.

Das vorstehend angezeigte Werk wird diese Lücke ausfüllen, und für jeden gebildeten Protestanten ein sehr schätzbares, unentbehrliches Handbuch seyn.

Das Werk erscheint in 2 Bänden, jeder zu 4 Lieferungen zu ⅓ Thlr., alle 1—2 Monat wird eine Lieferung erscheinen.

Die Ausstattung ist schön, der Preis billig.

Beiträge

zur Kenntniß der

Württembergischen Landwirthschaft.

Unter Mitwirkung

mehrerer vaterländischer Landwirthe

verfaßt von

Karl Göriz

Professor der Landwirthschaft an dem königl. land- und forstwissenschaftlichen Institute zu Hohenheim.

8. broch. Preis 48 kr. oder 12 Gr.

Inhalt: Einleitung. 1. Zustand der Landwirthschaft unter Herzog Karl. Fortschritte derselben durch die Anordnungen der Regierung. 2. Begünstigung derselben durch die damaligen Zeitverhältnisse. Neu aufkommende Kulturen. Verdienstvolle Männer. 3. Die Landwirthschaft unter den nachfolgenden Regenten bis auf König Wilhelm. 4. Beförderung der Landwirthschaft durch König Wilhelm. 5. Erhebung der Landwirthschaft zu einer ehrenvollen Beschäftigung. 6. Gründung von Vereinen für landwirthschaftliche Zwecke. 7. Herbeiführung einer guten landwirthschaftlichen Ausbildung der Jugend. 8. Aufstellung guter Beispiele. 9. Verbreitung landwirthschaftlicher Kenntnisse durch gute Schriften. 10. Aufmunterung durch Prämien, Geldvorschüsse, landwirthschaftliche Feste u. s. w. 11. Wegräumung der die landwirthschaftlichen Fortschritte störenden Hindernisse. 12. Erfolg der Beförderungsmittel der Landwirthschaft. 13. Klima und Boden. 14. Feldbau. 15. Dünger. 16. Feldbearbeitung und Ernte. 17. Die Wiesen. 18. Die Waiden. 19. Die einzelnen auf dem Acker gebauten Pflanzen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 145.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 17. Juni 1844.

Bei manchen Zügen, die er unternahm,
Er half und schadete, so wie es kam,
Bald gab er selbst, bald brach er das Geleit,
That Recht und Unrecht in Verworrenheit.

Goethe.

Götz von Berlichingen vor Gericht.

(Fortsetzung.)

Der Bauernkrieg war hereingebrochen über die deutschen Lande. Aus Klöstern und Burgen war der Mordbrand aufgeschlagen in wilder Lohe, adeliges Blut ward jubelnd vergossen. Doch auf Rad und Galgen starben gar bald die Führer jener Schaaren, die, mit sehr mäßigen Forderungen an ihre Zwingherrn beginnend, zur Raserei gehetzt worden waren. Die Hunde, die getretenen und geschlagenen, waren endlich wüthend geworden. Der Truchseß machte den Schinder, er fing und hängte sie. Seit dem Anfange des Aufstandes hatte der Götz keine Ruhe mehr. Rings um sein Hornberg her lärmte es mit Waffen und Sturmgeläut; ehe man sich's versah, gerieth er mitten in's Getümmel und ward — der Hauptmann des hellen Haufens, der Anführer der Rebellen. Kaum daß der erste Rumor vorüber war, scheint es ihm nicht mehr wohl gewesen zu seyn. Er brauchte allerlei Mittel, sich rein zu waschen. Der Bund aber hatte ihn schon eidbrüchig erklärt, und es ward auf ihn gefahndet.

Da liegt denn ein vergilbter, schlechter Brief vor, von einer groben Reiterfaust sehr grob gemalt, und auch so ungelenk und vertrakt abgefaßt, daß man's nach den ersten Zeilen merkt, wie der Briefsteller unter vielen Flüchen diesen krummlinigen Rapport abgegeben habe und viel lieber mit Spieß und Schwert einen ehrlichen Gegner streitbar angesprochen hätte. Doch er mußte schreiben, denn gerade damals ward die „Vielschreiberei," dieses Bastardkind der Gerechtigkeit, geboren, bei dem das vielköpfige, apokalyptische Thier, „deutsches Reich" genannt, Gevatter stund.

Mit nicht geringerer Mühe als einst Herr Walter von Hürnheim, der Bundeshauptmann, entziffern wir aus der Soldatenepistel, daß der Schreiber, Jörg von Lasesheim, genannt Heußlin, vom Truchseß zu Heilbronn wäre zu einem Hauptmann bestellt worden über die Reiter des Bundes in Würtemberg. Auf einer Streife seyen ihm durch's Rauholz bei Blaufeldten fünf Reiter entgegen getrabt, unter denen er bald den Berlichingen verspürt. Verborgenlich sey er ihnen nachgeeilt bis zum Wirthshause. „Da ist der Götz von Berlichingen gewest," schreibt er, „den hab ich mit den Knechten in gemeiner Bundsstände Hand gefangen. Ich hätt' ihn gern mit mir 'raus geführt, da ward das Geläuf so groß mit den Bauern, daß ich selber kaum 'raus kam. Nun wär viel davon zu schreiben," meint er, „es laßt sich aber über laut nit schreiben, aber da ist kein Zweifel, es wär' viel zu sagen." Die schwäbischen Räthe waren auch gar

schlecht zufrieden mit seiner Handschrift, denn in einer bündigen Antwort citiren sie ihn zur Stunde nach Ulm, damit er sie mündlich nach Nothdurft berichte.

Derweil hatte sich unser Götz auch besonnen, und fast am selben Tage mit dem Häußlin — im Juni 1528 — erließ auch er ein Schreiben an den Bund und erzählt, wie jener zu Blaufelden am Donnerstag nach Jubilate ganz unbesorgt gegen ihn gehandelt habe, wiewohl er, weiß Gott, mit dem Bund in Ungut nichts zu thun, und seine Urphede mit Gottes Hilf, wie einem Biedermann wohl anstedt, gehalten habe. Als der Heußlin vor das Wirthshaus gekommen, ehe er sich noch gar ausgethan * habe und gefragt hätte, wer da sey, da hab er sich nicht verborgen, auch vor Niemanden entsezt, vielmehr des Truchseßen Reitern in Gutem zugeschrieen. Darauf aber hätte ihn der Ensisheimer aufgefordert, sich zu geben und ihm ein Gelöbniß abgenommen, sich bei Mahnung zu stellen und vor dem Bund zu verantworten. Treuherzig sezt er bei: hätte er sich nicht gefreut, allezeit nach Pflicht gethan zu haben, so würd' er Jörgen Heußen kein gut Wort gegeben haben, „dann ich des Orts wohl sicher vor ihm gewesen;" indessen hab' er sich gefügt, damit die Stände nicht denken möchten „er hätt' etwas auf der Nadel."

Gar trotzig verlangen diese aber in ihrer Antwort nur zu wissen, wo er zu finden sey, wenn ihn der Heußlin vor den Bund laden wolle, und so muß denn Götz demüthig zugestehen, er sey in Hornburg, seinem Hause, zu suchen und wolle getrost vor Gericht kommen. Weitläufig und geschwätzig sind alle Briefe des Ritters, in jeder Zeile verschwört er sich, nach Treu gehandelt zu haben, und meint, es wär „erschröckenlich," wenn er seine Urphede falsch verstanden hätte, die ihn und seine Kinder ohnedieß zu großer Armuth bringe. — Er schrieb auch daselbst einen Zettel und bittet seine günstigen Herrn um ein Geleit auf den Weg gegen „meinen mißgunnen und wittrigen Heußen," obwohl er gar keins für den Bund begehre.

Am 15ten Juli schickte ihm hingegen derselbe widrige Heuß die Vorladung nach seiner Burg. „Ich Jörg von Eußesheim thu dich Götzen von Berlichingen hiemit zum höchsten mahnen, daß du dich mit sambt deinen Knechten auf den 24sten Tag Novembers schierst künftig gen Augsburg stellest, und da dannen ohne gemeiner Bundsversammlung oder mein Willen und Vergunstigen nit abscheidest," so lautet des Reiterhauptmanns kurze Mahnung. In streitsüchtiger Neckerei war darauf der Berlichingen schnell mit einer Antwort bei der Hand und ganz im Gegensatze zu den vielen überhöflichen Redensarten, die er sonst gebraucht, trumpft er ihn ab, wie Einer, der sich im vollsten Rechte weiß. Besonders sträubte er sich gegen die Mitgefangenschaft seiner zwei Knechte. Er findet die Vorladung derselben „seltsam" und sagt: „es ist über mein Verstand, so du die Kunst, ungefangene Leut' deins Gefallen zu mahnen kannst. Weiter schreibst du, ohne deinen Willen nit aus Augsburg zu kommen; wer mir nit lieb, dan ich besorgt, wann es an dir läg, ich käm nimmer 'raus."

„Wie der Herr so der Knecht," meint unser Sprüchwort, und in diesem Sinne finden wir das nächste Aktenstück stylisirt, die Beilage zu Götzens Brief an den Heußlin, gezeichnet: „Mathes Herbert und Bastian, itz Götz von Berlichingen knechte." Ohne Komplimente reden sie ihn an: „Jörg Heußle, der du dich nennst von Eißesheim," und glauben, er könne es bei sich erachten, wie schimpflich es ihnen wäre, sich in ein Gefängnuß zu begeben, und „sollen nit gefangen seyn." Sie ständen auch im besten Einvernehmen mit dem Bunde, denn ihr lieber Junker habe sie beim Aufdingen ermahnt, sie sollten sich gegen den Bund unverdächtig halten; sie wollten sich vielmehr gegen ihn verantworten, wie es ihm nit gefallen sollte. Auch meinen sie, daß sein Adel nit zu viel wär', ihren Junker Götz zu Ihrzen; weil er ihn aber also freventlich dutzet und ihnen mit Unwahrheit Gefangenschaft zumuthe, das doch dem Adel nit ziemt, so könnten sie ihn auch nicht Ihrzen. Auch bei den Ständen legen sie Verwahrung ein, und ihr Herr bittet ebenfalls, man solle diese frommen Knechte ungeschoren lassen, während der widrige Häußlin sich anderseits vermißt, er würde muthlichen Bericht geben trotz der „schmählichen Antwort," die ihm von Götz und deßgleichen seinen Knechten geschrieben worden."

Je näher der Tag von Augsburg kam, desto banger schien es unserm Götz zu werden, und vorerst versuchte er sein Gericht hinauszuschieben, indem er allerlei „ehrhafte Noth" vorschüzte, derhalber er nicht zum Bundestag reiten könne. Da hatte er sich vor seinen gnädigen Herrn Markgraf Georg von Brandenburg in Anspach zu einigen über ein Testament seiner Altmutter mit seinen Vettern von Thüngen; dann gestand er, er sey in langen Zeiten ein böser Hausvater gewesen und wär ihm sehr von nöthen, eine bessere Ordnung in seinem Haus einzurichten, als bisher gewesen, wie er denn solches als ein Vater seinen unerzogenen Kindern schuldig wäre, besonders dieweil seine Hausfrau nicht daheim und in schwerer Krankheit mit gesegnetem Leibe unter den Aerzten zu Heidelberg sey. Drittens müsse er mit seinen Knechten rechnen, und viertens habe er etliches mit dem Kammergerichte abzuthun, man möge also gegen einen „armen Edelmann" sich gnädig erweisen.

Er konnte sich aber nicht hinausschwatzen; der Truchseß schickte ihm zehn Reiter zum Geleite, und er mußte gen

* Die Rüstung abgelegt.

Augsburg ziehen, im Vertrauen auf ſeine gute Sache. Derweil hatte man auch die beiden Knechte gefangen, welche ſich ſachte bei Seite drücken wollten.

(Fortſetzung folgt.)

Aus dem häuslichen Leben der Engländer.

(Schluß.)

Noch aus anderm Grunde als weil ſie ſtets der Liebling des Oheims geweſen ſey, fügte ſich Selina in den Wunſch ihrer Mutter, ſie und den Bruder auf dem ſchweren Gange in die City zu begleiten. Gütig, aber ſcheinbar überraſcht empfing der ältliche Herr das Trio im Privatkabinet ſeines mit vierzig Commis und Gehülfen beſezten Comptoir und hörte, ohne zu unterbrechen, das Anliegen ſeiner Schwägerin. Als ſie fertig war, ſagte er: „Haben Sie vielleicht, was wir einen status passivus nennen, ein Verzeichniß Ihrer Schulden mit Unterlagen?“ — Karl nahm ein ſtarkes Paket aus der Taſche und reichte es dem Oheim. Freundlicher, als er den Neffen bisher angeſehen, nahm er es, und unverkennbar ſprach eine gewiſſe Freude aus ſeinem Geſichte, während er mit raſchem Blicke den Inhalt des Paketes muſterte. „Hm,“ begann er, es vor ſich auf das Schreibepult legend, „ſelbſt abgefaßt und recht gut, ganz geſchäftsmäßig, gefällt mir, Maſter Ormſton. Das wäre Ein status passivus. Wie ſteht es um den zweiten, um den Ihrigen, mein lieber Neffe?“

Hoch erröthend nahm Karl einen einfach zuſammengeſchlagenen Briefbogen aus dem Taſchenbuche. „Leicht,“ lächelte der Oheim, ihn auf der Hand wiegend, „und doch wohl ſchwer. Siebentauſend vierhundert fünf und achtzig Pfund, zehn Schillinge, fünf Pence! Viel Geld, viel weggeworfenes Geld! Muß aber bezahlt werden; der Name Ormſton fordert das. Und außerdem keinen Schilling ſchuldig, Neffe?“ — „Keinen Heller,“ erwiderte Karl mit freiem Athem. — „Nun Ihr status, liebe Nichte, wo iſt der?“ Mit dieſen Worten wendete ſich der Oheim an Selinen. — „Ich,“ war die Antwort, „ich glaube, ich ſchulde Niemand einen Penny; ich beſitze noch fünfzehn Schillinge von meinem lezten Nadelgelde.“ — „Gute Wirthſchaft dem Scheine nach,“ lächelte der Bankier; „baares Geld und Schulden iſt bisweilen eine klügere Politik, als keine Schulden und auch kein Geld. Aber Sie, Miß, haben Schulden, mehr Schulden, als die fünfzehn Schillinge bezahlen können. Von Ihren zwei Gläubigern bin ich einer. Harry Hamilton, mein erſter Korreſpondent, ſtiehlt mir ſeit einigen Monaten die Hälfte ſeines auf jährliche fünfhundert Pfund gebrachten Gehalts rein aus der Taſche. Das iſt Ihre Schuld, Miß, folglich ſind Sie meine Schuldnerin. Ihr zweiter Gläubiger iſt derſelbe Harry Hamilton. Weil er mir jedoch keinen Auftrag zum Incaſſo gegeben und ich in Anderer Angelegenheiten mich nicht miſche, ſo bleibe das ſeine Sache. Kurz, da ich in fünf Minuten auf die Börſe muß, wenn Miſtreß Ormſton mir verſpricht, ſtatt des theuern Hauſes in der Eburyſtraße zins- und taxfrei meine Villa in Richmond zu bewohnen, wenn zweitens Maſter Ormſton, ſtatt die Bekanntſchaft des Herrn Turnover und Compagnie fortzuſetzen, ſich ungeſäumt für die Barre vorbereiten will, und wenn drittens Miß Ormſton ſich entſchließen kann, binnen vierzehn Tagen Harry Hamilton zu einem glücklichen Ehemanne und wieder zu einem brauchbaren Korreſpondenten zu machen, ſo eſſe ich heute in der Eburyſtraße und dort zum leztenmale eine Schöpskeule, und zum Nachtiſch mag Harry Hamilton die Fonds zu Tilgung ſämmtlicher Schulden überbringen. Einverſtanden?“

Zwei Jahre ſpäter, an einem von Blüthen durchdufteten Maiabend, ſaß der ältliche Herr nebſt Miſtreß Ormſton am Parterrefenſter ſeiner Villa Richmond und Beide ſahen einer jungen Mutter zu, die auf dem ſorgſam gepflegten, mit Blumenbeeten eingefaßten Grasplatze einen lieblichen Knaben gehen lehrte. „Wo er aber nur bleiben mag?“ ſagte plözlich faſt im Tone des Unwillens der ältliche Herr, und ſteckte ſeine in der lezten Stunde zum zehntenmal gezogene Taſchenuhr wieder ein. Selina, die den Ausruf gehört, nahm ihren Knaben auf den Arm und trat zum Oheim und ſagte: „Henry meinte heute Morgen, er werde ſchwerlich vor ſieben Uhr die Nachricht bringen können, und noch nicht lange hat es ſechs geſchlagen.“ — „Ja, ja, ich weiß,“ erwiderte der Ungeduldige; „dennoch bleibt er mir viel zu lange.“ Aber der ältliche Herr mußte ſich noch eine volle Stunde gedulden, ehe ein raſcher Klingelzug Hamiltons Ankunft verkündete. Selina eilte, ihm das Gitterthor zu öffnen, und mit dem Kuſſe auf ihre Stirn hauchte er beinahe athemlos ihr die Worte zu: „Charles hat geſiegt und wird bald hier ſeyn. Der Angeklagte iſt frei.“

Es war die erſte große Vertheidigungsrede geweſen, welche Karl vor den Londoner Aſſiſen gehalten, und ſeine Beredtſamkeit, von welcher die Verſammlung zu Thränen gerührt worden, hatte die Geſchworenen in ihrem Glauben an die Unſchuld des Angeklagten befeſtigt. Karl kam und ſank ſeiner Mutter in die Arme. Ihre naſſen Augen waren die Sprache ihres Herzens. „Dummes Zeug,“ ſchalt der Oheim und ſchüttelte dem Neffen die Hand, während zwei Perlen über ſeine Wangen rollten; „mich Alten ſollt ihr nicht zum Weinen bringen.“

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, Mai.

(Fortsezung.)

Horns Vorlesungen über deutsche Dichterinnen. — Karoline Pichler.

Von zwei gekrönten Dichterinnen: Sidonie Hedwig Zännemann und Johanna Karoline Unzer, ist die erstere eine interessante Gestalt; ihre wichtigsten Werke waren eine Sammlung von Liebesliedern: „Rosen in Knospen," und eine satirische Schrift: „die von den Frauen gepeitschten Laster," worin sie alle Thorheiten und Fehler der Männerwelt mit scharfer Geißel heimsucht, um ihre unwillkommenen Freier auf einmal von sich abzuschrecken. Die Universität Göttingen erkannte ihr schon im 24sten Jahre den Lorbeerkranz zu, und Prinz Heinrich XI. von Reuß-Plauen, der damals an der Georgia Augusta studirte, erhielt den Auftrag, ihr denselben zu überreichen. Als Sidonia zwei Jahre später den Tod im Flusse fand, glaubte man, es sey ein freiwilliger gewesen, wegen ihrer hoffnungslosen Liebe zu dem jungen Fürsten. — Die zweite Vorlesung brachte mehrere Schriftstellerinnen, die bereits ziemlich vergessen sind: Wilhelmine Müller, Frau von Wallenrodt und ihre Tochter, Fr. Lohmann u. s. w., selbst Therese Huber dürfte der jungen Leserwelt nur wenig bekannt seyn. Die abscheuliche Elise Bürger hat Horn wohl nur der Vollständigkeit willen aufgenommen, sie war mehr berüchtigt durch das Unglück ihres trefflichen Gatten, als berühmt. Er las das verhängnißvolle Gedicht, welches Bürger in die Fälle lockte. Frau v. Herder, die glückliche Gattin dieses großen Denkers, ist vorzüglich durch die Herausgabe der „Lebenserinnerungen" ihres unvergeßlichen Gemahls bekannt. Die poetischen Arbeiten der wackern Schauspielerin Sophie Albrecht, welche zu Hamburg als ein Gegenstand des Mitleids starb, sind von keiner großen Bedeutung, und sie erhält ihr größtes literarhistorisches Interesse durch den Umstand, daß sie die Freundin und Vertraute Schillers war. Die Tochter der Karschin (in deren Familie das poetische Talent erblich zu seyn schien), Karoline v. Klenke, hatte vielleicht kein so reiches Talent, als ihre Mutter, dagegen mehr Geschmack und Adel. Die drei Sterne dieser Vorlesung waren Elisa von der Recke, Sophie Mereau, und Karoline Pichler. Die erste gehört unstreitig unter die bedeutendsten Erscheinungen im Gebiete der weiblichen Schriftstellerei, nicht allein ihrer eigenen Arbeiten wegen, sondern noch mehr wegen ihres Einflusses auf die deutsche Literatur im Allgemeinen. In ihrem sehr interessanten Leben hat Horn ihre Bekanntschaft mit Cagliostro übergangen, der ihre Geistesrichtung mißbrauchte und ihr Hoffnung machte, sie mit den Genossen der Verklärung in Berührung zu bringen. Bode berichtigte ihre Ideen über Cagliostro, seine Verbindungen und Zwecke, und sie schrieb ihr Buch über Cagliostro, welches Aufsehen machte, auf kaiserlichen Befehl in's Russische übersezt wurde, und dem sie die Gunst und Wohlthaten der Kaiserin Katharina verdankte. Bis zu der liebenswürdigen Sophie Brentano (früher Mereau, die Freundin Schillers) hatte Horn in seinen Charakterschilderungen, wo es nur immer möglich war, eine wahrhaft ritterliche Courtoisie an den Tag gelegt, die ehrwürdige Pichler scheint aber einen Wendepunkt zu bilden und er sprang zu einer oft an Schärfe grenzenden Strenge über. Sonderbar genug scheint bei ihm diese gerade aus einem Umstande hervorzugehen, der in der Regel die entgegengesezte Wirkung hervorbrachte, aus seiner persönlichen Bekanntschaft mit ihr. Er war von ihr mit mütterlicher Freundlichkeit aufgenommen, aber diese beiden Naturen standen sich gegenüber wie die alte und neue Zeit, und scheinen den wechselseitigen Versuch gemacht zu haben, einander zu dem eigenen Glaubensbekenntniß zu bekehren; weil dieß nicht gelang, nennt er die verdienstvolle Frau Rococo. Ich halte es für ungerecht, von einer Greisin zu verlangen, daß sie zu jugendlichen Ansichten übergehe, die noch nicht einmal hinlängliche Garantien haben. Daß „Agathokles" unter ihre vorzüglichsten Werke gehöre, möchte ich nicht gerne unterschreiben. Er war eines der beliebtesten, besonders unter den Damen, welche glaubten, aus ihm die Geschichte des Alterthums zu lernen, mir kam er immer durch und durch modern vor, und ich glaube, man könnte, ohne die Charaktere wesentlich zu verändern, seinen Schauplatz in die Zeit der französischen Revolution verlegen, und Niemand würde Costüm und Haltung fremdartig finden. Mit ihren vaterländischen historischen Romanen konnte ich mich auch nicht recht befreunden, und halte — die Idylle „Ruth" ausgenommen, die nicht allein ihr, sondern ein Meisterstück an und für sich ist — diejenigen ihrer Romane und Erzählungen für die besten, welche sie in der Welt spielen läßt, in der sie lebte, und die sie mit seltener Menschenkenntniß, mit Verstand und Gemüth nachzubilden versteht. Wenn Horn sagt, daß ihr Tod in Wien lebhafte Theilnahme erregt habe, so ist das leider eine Redensart, und die treffliche Karoline Pichler liefert einen neuen Beweis, daß die wilden Völker, welche ihre Väter in hohem Alter todtschlagen, klüger sind als wir. Sie war von der Jugend vergessen, deren Eltern sich an ihren Dichtungen erfreut hatten. Sie fühlte sich verlassen, und dieses Bewußtseyn trübte die lezten Tage der mittheilsamen Frau. Bei ihrer Einsegnung fanden sich nur einige Freunde ein, und noch einsamer war es auf dem Friedhofe, als man sie zur lezten kühlen Behausung hinabließ. — Eine wichtige Gestalt dieser Epoche hat Horn vergessen, und zwar: Benedicte Naubert, deren Einfluß doch von größerer Bedeutung für die deutsche Literatur war, als — kaum Karoline Pichler ausgenommen — alle die hier angeführten Schriftstellerinnen, und welche sogar das Brockhaussche Conversationslexikon aufgenommen hat, das doch in der Literargeschichte nicht übermäßig vollständig ist. Die Naubert hat mit ihren historischen Romanen, die nicht ohne Verwandtschaft mit Walter Scott sind, eine neue Bahn eröffnet. Selbst Schiller verschmähte es nicht, in seinem Wallenstein ihre „Thekla von Thurn" zu benützen. — Die wichtigste unter den Dichterinnen, welche die dritte Vorlesung umfaßte, ist Johanna Schoppenhauer, deren Romane ihrer Zeit bedeutendes Aufsehen gemacht haben, und, trotz einiger Affektation und großer Längen, doch durch Geist und Geschmack, wie durch jenes noble Air sich auszeichnen, welches man nur inmitten der großen Welt empfängt. Was ihre Reisebeschreibungen betrifft, so bin ich ganz mit Horn einverstanden, daß die frühern den spätern weit vorzuziehen seyen. Friederike Brun dichtet nur mit dem Verstande, und Horn sagt mit Recht, sie sey mehr als höchst achtbare Persönlichkeit und durch ihre Beziehungen zu unsern großen Geistern merkwürdig, als durch ihre poetischen Arbeiten. Dorothea von Rodde ist ein Beweis von der Unzulänglichkeit der Erziehungssysteme, zumal wenn sie auf eine Grille basirt sind, wie hier, wo eine merkwürdige Natur mit Gewalt auf einen ihr ganz heterogenen Pfad geleitet wurde.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 62.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 146.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 18. Juni 1844.

Er drückt den Helm in das Gelock,
Den Panzer ſchnallt er an;
Und fröhlich greift er nach dem Schwert,
Iſt wieder Rittersmann.

G. Schwab.

Proben aus Simrocks kleinem Heldenbuch.

Der Roſengarten.

Viertes Abenteuer. *

Wie der Mönch Ilſan aus dem Kloſter genommen ward.

Noch hatten ſie nicht alle die Zwölf beiſammen dort:
„Wie bringen wir aus dem Kloſter den Mönch, den edeln, fort?
Hier mag kein Bote frommen, wir müſſen ſelber hin:
Ihn kann nur der Berner aus ſeiner Kutte ziehn.“

Auf ſaßen bald die Herren, die Recken allbereit;
Dietrichens Reiſen war gar Manchem leid.

Da huben ſich die Herren gen Iſenburg auf die Fahrt,
Wo der Mönch um Roſen dem Kloſter entnommen ward.

Da ritt zu allervorderſt Meiſter Hildebrand;
Herr Dietrich von Berne kam hinterdrein gerannt.
Sper und Schildrand ſelber trug der Degen hehr;
So ritt auch Meiſter Hildebrand, mit ihnen ritt Niemand mehr.

An dem fünften Morgen, eine Weile noch davor,
Waren die Herrn gekommen gen Iſenburg an's Thor,
Da der Mönch die Meſſe wollt ſingen in der Frueh;
Die Herren mit den Schilden ſtapften eilends hinzu.

Hilbrand begann zu klopfen: „Laßt mich alsbald herein:
Ich will auch ein Prediger hier in dem Kloſter ſeyn.“
Da rief der Mönch da drinnen: „Wer klopft uns an das Thor?
Geſchwinde geht mir ſchauen, wer draußen ſteh davor.

„Bring mir meinen Harniſch, dazu mein gutes Schwert;
Was ſie dann ſuchen wollen, des werden ſie gewährt;
Und meinen Helm, den lichten,“ ſprach der Mönch Ilſan:
„Daß ſie das Kloſter zwingen, das wehr ich, wenn ich kann.

* In den drei erſten Abenteuern wird erzählt, wie die übermüthige Kriemhild, Tochter König Gibichs zu Worms, um welche Siegfried von Niederland wirbt, die einen Roſengarten beſaß, eine Meile lang und eine halbe breit, um den ein Seidefaden ſtatt der Mauer ging, von zwölf Königen und Recken behütet, allen Helden Trotz bot, daß keiner hinein kommen ſolle; und eine herausfordernde Einladung an Dietrich von Bern ſchickte, wenn er Roſen brechen wolle, mit zwölf Helden an den Rhein zu kommen und den Kampf mit ihren Recken zu verſuchen. Die Ausforderung wird angenommen, und einer der Recken, welche Dietrich mit ſich nimmt, iſt der Mönch Ilſan, Hildebrands Bruder.

„Nun hab ich meinen Harnisch," sprach der Mönch Ilsan,
„Wärt ihr denn zweiunddreißig, ich griff euch alle an
Mein Schwert denn zerbreche mir in den Handen mein.
Wir wollen in dem Kloster von ihnen ungegeßen seyn.

„Geschwinde geht mir schauen was vor der Pforte sey."
„Herr, es ist ein Alter und führt der Wölfe drei
Und eine goldne Schlange auf des Helmes Band." —
„Waffen, immer Waffen! das ist mein Bruder Hildebrand."

„Bei ihm hält ein Junger auf einem schnellen Pferd,
Mich dünkt an seiner Haltung, er sey ein Degen werth.
Der führt auf dem Schilde einen Leu, der schreckte mich."
„Er mag es wohl vollbringen: es ist mein Herre Dieterich."

Da trat vor die Pforte der Mönch Ilsan.
Eine graue Kutte hatt er über den Ringen an,
An den Beinen trug er zwei dicke graue Hosen:
So trat er vor die Pforte, der Märe wollt er losen.

„Benedicite Bruder," sprach Meister Hildebrand.
„Nun geleite dich der Teufel," sprach der Mönch zuhand.
„Daß du das Jahr lang reitest und kommst nicht unter Dach!
Du fändest bei Frau Uten sicher beßer Gemach."

„Das thät ich, wenn ich könnte," sprach Meister Hildebrand;
„Kriemhild die schöne hat nach uns gesandt,
Daß wir kommen sollen zu ihrer Lustbarkeit."
„Es scheint wohl, lieber Bruder, daß ihr ein Narre seyd.

„Ihr würdet es im Ernste nicht sprechen, dünket mich.
Geschiedt euch was zu Berne, mein Herr Dieterich?"
„Mein Herr will dich bitten," sprach Meister Hildebrand,
„Daß du die Fahrt ihm leistest, die ihm gelobt deine Hand.

„Du gabst ihm deine Treue und schwurst ihm einen Eid,
Wenn er reisen wollte, so wärst du ihm bereit."
„Nun mag ich nicht mehr reisen," sprach der Mönch Ilsan;
„Doch kann ich mich entsinnen, daß ich den Schwur gethan.

„Ist es euch Noth zu Berne, so will ich mit euch fahren;
Nach Worms am Rhein die Reise, die will ich lieber sparen."
Da sprach Hilbrand der alte: „Lieber Bruder mein,
Brüderlicher Treue gemahnt sollst du seyn.

„Es steht in dem Briefe, den uns die Magd entbot,
Mir und meinem Herren ward Hülfe nie so Noth."
„Helfet euerm Bruder," sprach Herr Dieterich:
„Wollt ihr daheim verbleiben, es beschimpft euch sicherlich."

Da sprach der kühne Ilsan: „Viel lieber Bruder mein,
Will mir's der Abt erlauben, ich folg euch an den Rhein.
Kam ich in den Garten, da entgält es mancher Mann:
Ich weiß, daß ich die Zwölfe wohl allein bestehen kann.

„Ich will euch gerne helfen," sprach der Mönch Ilsan.
„Nun schaut, lieber Herre, was ich zum Streit gewann."
Da zog er ab die Kutte und warf sie in das Gras:
Hei, wie gute Waffen Ilsan der Mönch noch besaß!

„Was tragt ihr unter den Hosen?" sprach Meister Hildebrand.
„Da trag ich, lieber Bruder, mein altes Sturmgewand."
Da schaute Der von Berne Mönch Ilsans Schwert:
„Eines guten Predigerstabes seyd ihr dabei gewährt.

„Wem ihr den Bann entschlaget mit euerm Predgerstab,
Ich geb euch meine Treue, es folgt ihm bis in's Grab.
Wüßten es am Rheine die Burgonden hehr,
Eh sie euch beichten wollten, sie würden Ketzer ehr."

„Wir wollen gen Wormes reiten zu schauen des Rheines Fluß
Nach einem Rosenkranze, nach einer Frauen Kuß.
Das wisset, lieber Herre, es wird alsbald vollbracht.
Kriemhild soll noch wünschen, sie hätt es nimmer erdacht.

„Trägt sie nach deutschen Recken, das sollt ihr glauben mir,
Um Rosen und um Blumen so sehnliche Begier,
Wir wollen sie besuchen mit manchem kühnen Mann,
Der ihnen von den Augen das Moos wohl blasen kann.

„Gerühet abzusteigen, lieber Herre mein,
Und wollt ihr bei mir essen, ich geb euch guten Wein.
Die Mönche müßens zahlen, die hier im Kloster sind:
Die andern essen Gerste; ich sah daran mich blind."

Da ward gesezt zu Tische von Bern Herr Dieterich,
Und jenseits ihm entgegen, daß wisset sicherlich,
Hildebrand der alte, ein auserwählter Mann.
Da pflag der Beiden fleißig der gute Mönch Ilsan.

Da kam der Abt zusammen mit seiner Brüderschaft,
Sie hatten zu gebieten über des Mönches Kraft.
Da sprach Der von Berne, ein Fürst so tugendlich:
„Laßt ihr ihn nicht ziehen, ich zerstör euch sicherlich."

(Fortsetzung folgt.)

Götz von Berlichingen vor Gericht.

(Fortsetzung.)

Im December saß der Junkherr Berlichingen fest in der Haft des Rathes von Augsburg und erboste Rechtsgelehrte legten ihm bedrohliche Anklagepunkte und allerlei Verhöre und Schriften vor, die gegen ihn zeugten. Es handelte sich um nichts geringeres, als um seine Theilnahme an dem „vergangenen der Unterthanen erschreckentlichen Aufruhr und Empörung wider die Obrigkeiten," in welche er sich, seines Vertrags vergessend, als ein Hauptmann eingelassen habe. — Item habe er unter andern Angriffen und Beschädigungen Erzbischof und Kapitel von Mainz um 25,000 Gulden gebrandschazt und deren Statthalter zu einer harten, unleidlichen Verschreibung, die sich ungefährlich auf zwölf „unehrbare und ganz unerhörlich und zumal erschröckliche Artikel" gründe, genöthiget. Ferners habe er Kloster und Gotteshaus Amorbach, dem Erzstift Mainz bundsverwandt, geplündert, zerrissen und verderbt und viel Silberwerk daraus zu seinen Handen gebracht. Zu Schönthal habe er den rebellischen Bauern davon geredet, er vermöge die Edelleute auf ihre Seite zu bringen, „dann sie würden so sehr als die Bauern von den Fürsten bedrängt." Darum hätten die Aufständischen nach jenem blutigen Ostermontage zu Weinsberg beschlossen, Leute zu Götzen zu schicken, er würde wohl ihr Hauptmann werden. Es kam Kunz Schumacher, Thoman Gerber von Oehringen, Jörg Massenbach von Heß am Sulz und Hanns Schweigker von Weißenburg zu ihm nach Hornburg und luden ihn zum Rath der Bauern nach Gundelsheim. Dort habe er ihnen vorgeschlagen, vorerst dem Erzbischof von Mainz ein Haus, zwei oder drei „herumzurucken," so werd er sich ergeben und könnten sie darnach desto stattlicher mit dem gnädigen Herrn von Würzburg handeln. Auch hab er ihnen gesagt, er habe mit dem Adel gehandelt, daß er zu den Bauern stoße. Schon wisse er an zweihundert Pferde; wenn sie gegen Hall zögen, wolle er sie verschreiben.

Item wird dem Götz vorgeworfen, er habe mit den Rebellenführern zu Amorbach beschlossen, „die Fürsten, Herrn und Edelleut all zu todt zu schlagen, wann aber von Edelleut zu ihnen hielte, wollten sie bleiben lassen." Dort hätten ihm auch die Bauern das Wildzeug aus der mainzischen Burg Horneck geschenkt und heimgeführt und obendrein fünfzig Gulden erlassen an dem Kauf des Silbers aus der Schatzkammer des Abts. Nach Miltenberg schickte er auch Wendelin, den Schreiber, und den Müller von Biringen, damit die einzelnen Haufen sich verstünden, und „man ein Ordnung mache." Mit diesem Schreiber habe er allweg gerathschlaget und Wendlin habe den Bauern zu Gundelsheim die zwölf Artikel * verkündet, und wie ein Prediger ausgelegt, außen bei den Weingärten auf einem Tischlein stehend. In Summa, sagen die Bundesräthe, er habe nichtzit, so viel an ihm gewesen ist, unterlassen, zu Verderben, Schaden und Nachtheil der Stände zu thun und zu rathen."

Diese Anklagepunkte sind alle wörtlich einer Urgicht, das ist einem Verhöre, entnommen, welches zu Stuttgart im Februar 1528 durch den Vicestatthalter von Würtemberg, W. von Eberstein, verfaßt wurde nach den Aussagen eines gewissen Dionisius Schmid von Schwabach, eines der Anführer der aufständischen Bauern. Es scheint, daß den Richtern sonst wenige Mittel zur Hand waren, begründetere Klagen gegen den Ritter aufzustellen. Sie ließen sich eine Kopey dessen schicken, „was Dionis Schmid von Schwabach Götzen von Berlichingen halb bekannt hat," und schmiedeten daraus die Anklagepunkte. Noch war ihnen ein freilich für ihn sehr bedenkliches Dokument zu Handen gekommen. Es ist ein Befehl an Bürgermeister, Rath und Gemeinde zu Gundelsheim, das Bischofsschloß Hornegk abzubrechen und zu verheeren bis auf den Grund, beginnend mit den Worten: „Wir Götz von Berlichingen zu Hornberg, Jörg Mezler von Bellenberg, beide Oberst-Feld-Hauptmänner, und Hanns Reuter von Biringen, Schuldheiß, und andere Verordnete des hellen Haufens," ausgestellt am Freitage nach Misericordia 1525. Auch genügte das Vorhandene, um den langwierigen Prozeß einzuleiten, auf den es abgesehen war, und überhaupt scheint den feinen Herrn die Kunst nicht fremd gewesen zu seyn, welche Vansen in Goethe's Egmont an den Juristen so sehr lobpreiset: „Wo nichts heraus zu verhören war, da verhört man hinein."

Nach unsern Akten scheint es auch niemals zu einer bestimmten Entscheidung über Götzens Schuld oder Unschuld gekommen zu seyn; es liegen gar keine Verhandlungen darüber vor, vielmehr enthalten alle folgenden Schriften nur Vertragsvorschläge und vielerlei Bitten, die Sache endlich abzuthun. Der Bund mochte bereit seyn, von einer eigentlichen Bestrafung Umgang zu nehmen, wenn es ihm sonst gelingen würde, den gefürchteten Gegner unschädlich zu machen. Der trotzige Ritters-

---

* Die besagten zwölf Artikel, welche Wendel, der Schreiber (eigentlich Wendelin Hippler, früher hohenlohescher Kanzler) predigte, sind die bekannten ersten Vorschläge, die von den Aufständischen ihren Bedrängern gemacht wurden, und wie Hormayr sagt: „webt unstreitig in ihnen mehr praktischer Verstand, mehr Billigkeit, mehr Kenntniß der wahren Landesnothdurft als in ganzen Registraturen, in manchen Rechtsbüchern und in gar vielen unbeschnittenen Herzen jener Zeit."

mann aber, der gar wohl spürte, daß man ihn nicht so recht fest zu packen wisse, wehrte sich mit seiner Ehrlichkeit und Demuth, so lange es ging, bis endlich dennoch die Geduld seiner krämerhaften Feinde die seine überwog, und er, mürbe gemacht von Kerkerelend und der steten Galgenperspektive, zu Kreuze kroch und die Urphede unterschrieb, das heißt ein Urtheil, bei lebendigem Leibe todt zu seyn.

Herr Gottfried scheint seine Vertheidigung mündlich abgethan zu haben; auch nicht Ein Verhör mit ihm konnten wir auffinden. Vielleicht wünschte man nicht, daß die Nachkommenschaft die Einreden des Beklagten vernehme, und wollte ihr mit juridischer Schlauheit die Anwendung des „Audiatur et altera pars" unmöglich machen. Er hat sich, wie wir vermuthen, großentheils auf die zwei einzigen Urkunden berufen, welche die Thatsachen, deren er angeklagt worden, in seinem Sinne erzählen und gegen deren wahrhafte Darstellung er so wenig einen Zweifel wollte aufkommen lassen, daß er jede Wiederholung für schimpflich und unadelig angesehen hätte. Er hielt sich an das Scripsi scriptum des Pilatus. Als ein frommer Rittersmann hatte er einmal geredet, wer seinem ersten Worte nicht glaubte, war keines zweiten werth. — So mindestens gebärdete er sich.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, Mai.

(Fortsetzung.)

Horns Vorlesungen über deutsche Dichterinnen.

Frau von Weißenthurm war — und ist noch — eine der rüstigsten Bühnendichterinnen Deutschlands, die durch vieljährige Praxis recht wohl erlauscht hat, wo das Publikum lacht, weint und klatscht. Nur zu Einer Erfahrung konnte die Frau nicht kommen, daß viele Scenen, nur von Damen gespielt, monoton werden und langweilen, daß hatte der kleine Angely schneller weg. Daß sie Napoleon so sehr gefiel, daß er sie nach Schönbrunn kommen ließ, ist eine zweideutige Anerkennung, da der Kaiser der Franzosen bekanntlich kein Wort Deutsch verstand, und es kann höchstens ihr süßes (nur gar zu weichliches) Organ ihn angesprochen haben. Amalie von Imhof machte durch ihre „Schwestern von Lesbos" Aufsehen, was ihr heutzutage kaum gelingen dürfte. Sophie von Knorring (Tiecks Schwester) ist — wenn sie auch nicht Vieles geschrieben hat — unstreitig eine der geistreichsten deutschen Dichterinnen, und Horn verdient Dank dafür, daß er die Blicke seines Hörerkreises auf eine Erscheinung gelenkt hat, die viel weniger bekannt ist, als sie es verdiente. Louise Brachmann beschloß diese Vorlesung, ein hübsches poetisches Talent und die bedauernswürdigste aller deutschen Dichterinnen, da sie stets die glühende Leidenschaft fühlte, die sie einzuflößen nicht im Stande war, und deren Opfer sie wurde. Das größte Unglück war, daß sie durchaus nicht einzusehen vermochte, daß nur der Mangel an weiblichen Reizen die Ursache ihres Unglücks in der Liebe sey, und dieses bloß auf Rechnung des männlichen Mißtrauens und Widerwillens gegen die schreibenden Frauen schrieb. Den Tag vor ihrer Abreise von Wien, wo sie von Karoline Pichler wie eine Schwester behandelt worden war, sagte sie zu dieser: „Aber, liebe Freundin! wann werden wir denn einmal als Dichterinnen mit einander sprechen?" — „Nun, ich denke," war die Antwort, „wenn wir Dichterinnen sind, haben wir immer als solche mit einander gesprochen." — Rahel war die erste und wichtigste Erscheinung der vierten Vorlesung, welche Horn, wie Bettina, mit großer Vorliebe, aber scharf und richtig beurtheilte. Interessant ist die Parallele dieser Beiden, welche Horn mit den Worten schloß: „Praktisch gewirkt hat Bettina für die Frauen weniger, sie war die Unwahrheit in ihrer genialsten Form und immer viel zu viel mit sich beschäftigt, um ihr Geschlecht und seine Interessen anders, wie als ein Anhängsel ihrer egoistischen Persönlichkeit zu betrachten. Rahels aufopfernde Größe war ihr fremd." — Auf Rahel folgte Baronin von La Motte Fouqué, und die liebenswürdige Karoline von Günderode, die zu früh als ein Opfer ihres tiefen Gefühls und männlicher Rücksichtslosigkeit fiel. Auch gegen Fanny Tarnow und Henriette Hanke war der Redner gerecht, und gestand der Enkelin der Karschin, Helmina von Chezy, zu, daß, trotz mancher Bizarrerie, sie doch ihre Mutter und Großmutter an Talent übertreffe. Regina Frohberg fertigte er en passant ab, wie es ihre Arbeiten verdienen. Auch bei Karoline von Woltmann (die jedoch noch zu Berlin lebt), Agnes Franz, Adelheid von Stolterfoth und Prinzessin Amalie von Sachsen verweilte Horn nur kurze Zeit, stellte dann die dramatischen Arbeiten der Mad. Charlotte Birch-Pfeiffer auf die Warnungstafel, und machte seine Zuhörer auf den trefflichen Roman: „Don Sebastian" vom Pseudonymen Franz Berthold aufmerksam, den Tieck herausgab. Auch diese Dichterin ruht schon im Grabe. Die beiden gefühlvollen Dichterinnen Charlotte Stieglitz und Betty Paoli, von welchen er mehrere Gedichte vorlas, gehörten unter die erfreulichsten Momente von Horns Vorlesungen. Auch Ida Frick und Therese (die Verfasserin der „Briefe aus dem Süden" und des „Falkenberg") waren ein paar interessante Erscheinungen, minder die Frau von Winter. Die letzten deutschen Dichterinnen, womit sich Uffo Horn beschäftigte, waren Frau von Paalzow und Gräfin Ida Hahn-Hahn, über die er mit großer Strenge sprach, doch größtentheils gerecht; gleichwohl werden die enthusiastischen Verehrer der erstern schwerlich zufrieden gewesen seyn. In einem Nachtrag erwähnte er zweier Chorführerinnen fremder Literaturen: George Sand und Friederike Bremer, und der Gegensatz der höchsten weiblichen Genialität mit der Darstellung des Gewöhnlichsten in der Gewöhnlichkeit bildete eine anziehende Schlußparallele. Eine merkwürdige Erscheinung ist es, daß unter all den schreibenden Frauen, welche uns Horn vorführt, nur wenige eine glückliche Ehe geführt; bei den Meisten sehen wir das Leben durch unselige häusliche Verhältnisse gestört, das poetische Gemüth durch männliche Rohheit verletzt, und die protestantischen Frauen oft mehrmals geschieden und wieder vermählt, wo sie es manchmal besser trafen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 40.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 147.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 19. Juni 1844.

Entehrt, verklagt ſteh' ich hier voll Beſchwer;
Durchbohrt hat mich der Läſterung gift'ger Speer.
Shakespeare.

Götz von Berlichingen vor Gericht.

(Fortſetzung.)

Als eine ſeiner Repliken mag gelten die Copie von vier Briefen, die er bereits in den Jahren 1525 und 1526 an den ihm beſonders aufſäßigen Biſchof von Würzburg, ſeinen Lehensherrn, ſchrieb. Seine Theilnahme an den Greueln und Unthaten der „tyranniſchen Bauern," wie er ſie nennt, erklärt er ſtets als eine erzwungene, und im erſten Briefe erbietet er ſich zu Verhör und Recht darüber vor dem Pfalzgrafen, vor dem Regiment zu Stuttgart, dem Stifte Mainz, dem Markgrafen zu Brandenburg oder dem Grafen von Henneberg, indem er Jedem, der ihn beſchuldige, in den Fußſtapfen ſtille ſtehen und ſeine Ehre vertreten und verantworten wolle, ſo weit Leib und Gut reicht. Er ſagt ebenfalls in ſeinem dritten Briefe: „Es wird ſich in Wahrheit finden, daß ich ein armer, elender, gefangener Edelmann geweſen, und ich mag mich deß von Gottes Gnaden berühmen, daß ich Niemandes Schaden geweſen und die Bauern, als viel mir Gott Gnade gegeben, von ihrem tyranniſchen Weſen ſo viel als möglich abgewendet, ſie zu Gehorſam und Frieden gewieſen. Weil ich nun, wie offenbar, hoch und niederen Ständen für größeren Schaden und Nachtheil geweſen, auch mein Wille, Sinn und Gemüth nie dahin geſtanden und mich um der Bauern Beute gar nichts bekümmert, ſondern das Meinige bei ihnen eingebüßt, auch daneben merklichen Schaden erlitten an Hausverwüſtung und anderer Fahrhabe, ſollte ich darum um deſſelbigen entgelten?"

Dionyſen von Schwabach ſtellt er als ſeinen beſondern Gegner dar, der ſchon während ſeiner Hauptmannſchaft die Bauern gegen ſeine Vorſchläge aufgehezt habe, und als er ſeine Schaar Odenwälder von dem Vorhaben der fränkiſchen Bauern, den Biſchof im Würzburger Schloß zu verbrennen, abbringen wollte, hätte der Nyſius und der Schultheiß der Franken beſchloſſen, ihn „zu verwürgen und durch die Spieß' zu jagen." Die Beiden hätten ihn auch ſeiner Würde ſchnell verluſtig erklärt und ihm den Zug nach Würzburg verheimlicht. Er will auch den Biſchof, ehe ihn die Bauern gefangen, durch Lorenz von Roſenberg gewarnt haben, und es thäte ihm Leid, meint er, wenn er nicht klar genug geweſen, er habe aber bei Leib und Leben „ſolche Schrift dazumal nit deutſcher machen dürfen." Nicht minder erwähnt er, daß der Bauernſchaft Räthe und Ausſchuß unter Brief und Siegel ihn entſchuldigt und verantwortet hätten, in welchen ſie geſtehen, ihn zu der Hauptmannſchaft „gefangen, genöthigt, gezwungen und gedrungen" zu haben.

Wir finden nicht, daß alle diese Erklärungen bei dem erzürnten Bischof dem armen Sünder Absolution erwirkt hätten. Auch der geistliche Herr scheint sich den aufsäßigen Ritter vom Halse schütteln gewollt zu haben, wie die Kaufherrn von Nürnberg und Augsburg. Götz beklagt sich immer über die abhuldigen Antworten, schrieb unermüdlich wortreiche Briefe und schickt dem Fürsten zweimal das Unschuldsdokument, das auch in unsern Papieren vorliegt. — Dieß ist ein gedrucktes Rundschreiben, ein offener Sendbrief an Jedermann, eine Brochüre ganz in dem Sinne und der Gestalt, wie sie die neueste Zeit in politischen und gelehrten Streiten oft entstehen sieht, damit das Publikum richten möge, nachdem jedes andere Forum parteiisch erscheint.

Noch ist es kein Jahrhundert, daß die Presse erfunden worden, und schon ist sie zu einer Waffe geworden gegen feindliche Schaaren, die keine andere zu besiegen vermag! — Und wen sehen wir sie hier gebrauchen? Einen Mann, dessen Leben ein beständiger Streit gegen alles Neue, gegen allen Fortschritt war, der nur darum ein Feind der gesellschaftlichen Ordnung wurde, weil er sie in ihrer neu entwickelten Form nicht verstehen und sich ihr mit seiner Individualität nicht anzupassen vermochte, und auch darum nur unterlag. Daß ein Sickingen und Hutten, denen Götz wohl ganz fälschlich angereiht wird, die Schwarzkunst benützen zu ihren großen Zwecken, und jener neben seinen Feldschlangen auf der Ebernburg eine Buchdruckerpresse aufstellt, von welcher des Andern Worte als von einem tausendfältigen Wiederhall ausgedonnert werden über das deutsche Land, daß diese des Henne Gensfleisch zum Guttenberg Erfindung als Gewinn erachten und ausbeuten, mag Keinen befremden. Sie waren einverstanden mit den bewegenden Ideen ihrer Zeit, sie halfen reformiren, und jeder war sich's bewußt, daß er auch über dem einstürzenden Getrümmer der alten Ordnung sich einen Platz gewinnen könne, sey's auf einem selbstgebauten Fürstenstuhle oder auf der Rednerbühne eines Apostels der jungen Freiheit.

Ganz anders steht ihnen unser Götz gegenüber. Er vertheidigte das alte Recht freier Bewegung des Einzelnen, die ungebundene Individualität, die bald dort, bald dahin läuft und Alles thut, was ihr beliebt. Er konnte von einem Wirken und Gewinnen im Ganzen sich keinen Begriff machen. Er haßte darum die Fürstenmacht, die sich als Haupt eines dienstwilligen Körpers betrachtet, eben so sehr, als die Bünde besonderer Stände, die in Massen wirken wollten und das einzelne Handeln als schädlich verwarfen.

Nach seinen Begriffen mochten ihm selbst die Adelsvorrechte nur in so weit klar und wünschenswerth erscheinen, als er diese als einen Vorschub betrachtete zu jenem ungehemmten Bewegen und Regen. Auf dieses angestammte Recht sich stützend, hielt er Selbsthülfe und Selbstrache für unzertrennlich von dem Thun und Gebaben eines frommen Ritters. Ihm war der Landfrieden von vorn hinein eine widerrechtliche Satzung, und was seine Gegner im Sinne der neuen Ordnung Straßenraub und Friedensbruch nannten, galt ihm als die ehrlichste Fehde. Nur von dem Gesichtspunkte aus mochte er, wenn er's auch nicht gesteht, mit den bäurischen Rebellen sympathisiren, daß er auch in ihnen Leute sah, die jeder persönlichen Freiheit beraubt waren, und darum mag der Dionys es nicht gelogen haben, wenn er den Berlichingen sagen läßt, die Edelleute wären von den Fürsten nicht minder gequält, als die Bauern; darum will dieser ihnen auch zu einer Einigung mit ihren Herrn, zu einem billigen Frieden verhelfen. Das gewaltige Gähren und Kreisen aller Verhältnisse rings um ihn her verwirrte ihn, ja er sah nicht mehr darin, als unliebsame Bedrängnisse, die ihm sein freisames Leben verleideten; er wollte sich Platz machen, hieb rechts und links um sich, wie einer, der mit dem Nebel ficht, und ohne je getroffen zu haben, ward er entwaffnet und — besiegt.

Und dennoch auch ihn, ihn sehen wir, wohl ohne daß er weiß, was er thut, nach den Waffen greifen, die seine Zeit ihm aufdrängt. Götz von Berlichingen, der mit der Eisenfaust Alles schlichten will, greift nach der Feder und schreibt und läßt seine Schrift drucken. Niemand will mit ihm mit dem Schwerte in der Hand rechten, Niemand hebt seinen Handschuh auf. Will er als ein schuldloser Mann, der nach seiner Pflicht gethan, vor der Welt bestehen, so muß er das Wort und die Schrift zu Hülfe nehmen. Er thut es, ohne zu ahnen, daß er sich und den Ideen, die er vertheidigt, dadurch selber eine Wunde schlägt. Niemand wird die tiefe Tragik verkennen, die darin liegt, und dennoch können wir schwerlich mit Lerse sagen: „Wehe dem Jahrhundert, das dich von sich stieß!"

Es ist vorzugsweise dieses Büchlein, mit dem wir den Leser bekannt machen wollten, als wir Götz neuerdings vor die Schranken des Gerichts treten ließen, und dieß mag in einem zweiten Abschnitt geschehen, den wir nach einiger Frist folgen lassen wollen.

J. F. Lentner.

Proben aus Simrocks kleinem Heldenbuch.

(Fortsetzung.)

Da sprach der Abt: „Herr Dietrich, es ist nicht unser Recht,
Daß wir fechten sollen, es ziemt kei'm Gottesknecht.

Wir ſollen ſpät und frühe zu dienen ſeyn bereit
Dem Gott, der uns geſchaffen hat: der Mönch ſoll nicht zum Streit."

Der Mönch Ilſan verſetzte: „Herr Abt auf meinen Eid,
Geſchieht dort in den Roſen dieſen werthen Recken leid
(Ich wollt es wohl verhindern, ließt ihr mich auf den Plan),
Die Brüder müſſens entgelten, wenn ich es fügen kann."

Da erſchrack der Abt der Rede: „Lieber Bruder mein,
Wollt ihr mir dannen bringen ein Roſenkränzelein,
So büß ich eure Sünden, dieweil ihr reitet fern."
Der Rede mußte lachen Herr Dieterich von Bern.

Da gab der Mönch zur Antwort: „Habt das auf meinen Eid,
Euch ſoll bei meiner Heimkehr ein Kränzlein ſeyn bereit,
Mich wolle denn im Garten Niemand mit Streit beſtehn;
Und kann ich Roſen pflücken, die ſollen euch nicht entgehn.

„Und laßt mich Urlaub nehmen, ich muß an den Rhein.
Schließt mich in eur Gebete, ihr lieben Brüder mein,
Und bittet Gott vom Himmel, daß er mir gebe Heil,
So bring ich euch vom Rheine der Roſen ein gutes Theil.

„Euer ſind zweiundfunfzig, hab ich es recht erſehn:
Juſt ſo manchen Recken will ich dort beſtehn.
Schickt mich denn Gott herwieder, ihr lieben Brüder mein,
So bring ich euer Jedem ein Roſenkränzelein."

Da ſprachen ſie einhellig, die ganze Bruderſchaft,
Daß ſie ihm Heil erwünſchten und Glück durch Gottes Kraft.
Als ſie gegeſſen hatten und getrunken überall,
Da zog man Schimmings Bruder, ein Roß ihm aus dem Stall.

Mit einem Schwert umgürtet ſtand bald der Mönch Ilſan;
Ueber den Harniſch zog er eine Kutte wohlgethan.
Dann ließ er ſich bringen einen Schild und einen Sper:
Die hatt er oft geſchwungen, das war nun lange her.

Das gute Roß Venig ward jezt von ihm beſchritten;
Die Herren nahmen Urlaub, eh ſie von dannen ritten.
Ihm folgte vor das Kloſter der Abt mit manchem Mann:
Sie begannen all zu fluchen dem ſtarken Mönch Ilſan.

Sie baten Gott vom Himmel, das will ich euch ſagen,
Daß er nimmer wieder käme, und würde todt geſchlagen.
„Er that uns viel zu Leide in unſrer Bruderſchaft:
Dafür werd er erſtochen und nimmer ſiegbaft.

„Der Mann hat ſolche Stärke, wir ſind an ihm betrogen:
Er hat uns mit den Ohren ſo oft umhergezogen,
Wenn wir nicht leiſten wollten was er uns gebot,
Er bracht uns in dem Kloſter in Angſt und große Noth."

Da ſprach ein alter Bruder: „Gott will ich immer loben:
Er hat mich an dem Barte ſo oft umhergezogen,
Er that mir an dem Leibe jämmerliche Pein,
Daß ich zu allen Zeiten in Sorgen mußte ſeyn."

An dem fünften Morgen, da ſich erhob der Tag,
Da kamen ſie gen Berne, wo das Geſinde lag.
Nur Wolfhart lag alleine an einer andern Statt,
Fremder Mär zu harren, die man zu melden ihn bat.

Da ging er vor die Herren, nun höret, wie er ſprach:
„Wohlauf, ihr Helden alle, vernehmt mein Ungemach.
Es hat mein Herr von Berne einen Mönch mit ſich gebracht:
Mich nimmt immer Wunder was er mit dem hat erdacht."

„Es iſt dein Spott," ſprach Heime. „Mißtrauſt du meinem Wort?
Willſt du mir nicht glauben, ſo ſieh ihn ſelber dort."
Da ſprangen auf die Herren alleſammt zuhand,
Sie legten ſchnell die Schuhe ſich an und ihr Gewand.

Die ihre Schuh nicht fanden, die liefen barfuß
Heren Dietrich zu empfangen mit ihrem frohen Gruß.
Den von Bern zu ſchauen war ihnen allen jach;
Wolfhart alleine ſchlich langſam hintennach.

Da ſprachen zu dem Berner die Herren freudiglich:
„Nun ſeyd uns gottwillkommen von Bern Herr Dieterich.
Pfui, der leidge Teufel! was ſoll der Mönch im Land?"
„Er ſoll euch Beichte hören," ſo ſprach Herr Hildebrand.

„Was wollt ihr hier, Landſtreicher?" ſprach da Wolfhart,
„Hebt euch in die Zelle zurück in ſchneller Fahrt.
Ich will mit euch nicht reiſen, fern in ein fremdes Land."
„Ihr ſollt euch ſein nicht ſchämen," ſprach Meiſter Hildebrand.

„Wer iſt der junge Degen?" ſprach der Mönch Ilſan:
„Will er des nicht entbehren, ihm wird ein Schlag gethan."
„Des entbehr ich gern," ſprach Wolfhart gar vermeſſentlich.
„Wollt ihr unbeſcheiden werden?" ſprach Herr Dieterich.

„Gern wüßt ich, wer er wäre," ſprach wieder Ilſan,
„Der im Uebermuthe ſo hoch ſich brüſten kann?"
„Du wirſt ihn nicht erkennen," ſprach Meiſter Hildebrand,
„Es iſt deiner Schweſter Sohn, das mach ich dir bekannt."

„Iſt es alſo Wolfhart?" ſprach der Mönch Ilſan:
„Ei hab ich ihn gefunden, den kühnen jungen Mann!
Er lag in der Wiege, da ich ihn ſah zulezt:
Da dacht ich nicht, er hätte mir heut ſo zugeſezt."

„Sie sind dir nachgeschlagen, Wolfhart und Siegestab: Ohne große Stürme kommen sie nimmer in ihr Grab, Noch Alphart der junge.“ Da sprach der Mönch Ilsan: „Nun freut mich, daß ich Kunde der jungen Degen gewann.“

(Schluß des vierten Abenteuers.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, Mai.

(Schluß.)

Theater. — Halms Sampiero. — Lustspiele. — Possen.

Die interessanteste Neuigkeit unserer Bühne war „Sampiero,“ Trauerspiel in 5 Akten von Friedrich Halm, der hier bewiesen hat, daß er zu schöner Diction das Metrum nicht bedarf. Ich kann offen gestehen, daß mir „Sampiero,“ mit Ausnahme der so vielfach verketzerten „Griseldis,“ das liebste Drama von Halm ist. Jenes, sein Erstlingsprodukt, brachte uns vier durchgeführte, genau individualisirte Charaktere (Percival, Griseldis, Ginevra und Cedric), die wir in keinem seiner spätern Stücke wieder finden, selbst nicht im Sampiero, in dem er sehr nach Charakteristik strebt. Sampiero und Vanina sind wieder ein paar treffliche Rollen, für Hrn. Löwe und Mad. Rettich geschrieben, mit denen der Dichter eine Allianz zu gegenseitigem Schutz geschlossen zu haben scheint, und die ihm bei jeder Bühne zwei Bundesgenossen erwerben müssen, wenn ihn gleich die meisten der übrigen darin beschäftigten Mitglieder verwünschen werden, aber als tragische Charaktere sind beide unzulänglich. Sampiero mahnt an den Helden von Raupachs „Erdennacht,“ eine philosophische Idee hat sein ganzes Wesen so in Besitz genommen, daß sie die reinmenschlichen, von der Natur eingeprägten Gefühle überherrscht, was natürlich das Interesse für den Helden beeinträchtigt. Das Todesurtheil, welches Sampiero über Vanina ausspricht, von deren Unschuld er eigentlich überzeugt ist, und das er vielleicht nicht einmal vollziehen würde, wenn sie nicht, um der Sache ein Ende zu machen, seinem Vaterland fluchte, erinnert in seiner capriciösen Willkührlichkeit beinahe an den Rudolph in den „Mystères de Paris“ und die Blendung des Schulmeisters, und der lezte Akt scheint nur da zu seyn, damit Vanina dem Sampiero tüchtig die Wahrheit sagen kann, und Alles, was sie vorbringt, ist auch ganz billig und vernünftig, aber tragischer wäre sie noch geworden, wenn sie sich schuldig erkannt, den Ruhm ihres angebeteten Gemahls verlezt zu haben und sich dem Tode geopfert hätte, wie es im vierten Akt den Anschein hat, mit dem überhaupt das Trauerspiel hätte schließen sollen. Die Handlung geht nicht allein nicht vorwärts, sondern, streng genommen, rückwärts, und ein Mann, der die Welt durchzieht, um Hülfe für sein Vaterland zu suchen und keine findet — und der übrigens im zweiten Akte ganz aus der Handlung herausfällt — ist noch lange kein Held einer Tragödie. Dem Vernehmen nach ist es Halm mit seinem „Sampiero“ ergangen, wie Gutzkow mit dem „Richard Savage,“ indem er den fünften Akt ganz ungeändert hat. Gutzkows Stück ist dadurch zum Trauerspiele geworden; aber „Sampiero“ fiel Anfangs durch die Brüder der Vanina, und das hatte die Sache eben so wenig tragisch gemacht, als der gegenwärtige Schluß, den er dem Wiener Publikum zu Liebe gestaltet und der wenigstens den Vorzug der Kürze hat. Was mir von vorn herein an dem Stücke unangenehm war, das ist, daß so viel geboxcht wird, was gewiß selbst im Lustspiel so viel als möglich zu vermeiden ist. Was Halm mit der Vision wollte, worin Sampiero prophezeit, ein Korse werde einst kommen, Europa mit eiserner Zuchtruthe zu strafen, weil es jezt Korsika den Genuesern zur Beute ließ, kann ich nicht recht begreifen. War das Napoleons Mission? Sampiero wurde in Wien Anfangs vom Publikum lau, von den Recensenten mit ungewöhnlicher Strenge aufgenommen. Die oben erwähnte Veränderung, welche die lezteren durchaus nicht billigten, versöhnte jedoch das erstere in dem Maaße, daß die lezten Vorstellungen sehr stark besucht wurden.

„Linda von Chamounix“ hat nicht allein eine gute Stimmführung und Melodienreichthum, sondern auch eine höchst solide Instrumentation, und ist gewiß diejenige Partitur, welche Donizetti die meiste Mühe gekostet hat. Sie zählt manche sehr hübsche, aber auch mehrere sehr langweilige Nummern, und man kann sich daran leicht übersättigen. — „Besser früher, wie später,“ Lustspiel in 5 Akten, nach dem Französischen von Heine, war eine eigenthümliche Erscheinung, nämlich ein französisches Lustspiel, das auf einen moralischen Grundsaz basirt ist, und dieser heißt: „es ist besser vor, als nach der Hochzeit ein Lump zu seyn.“ ein Saz, dessen Wahrheit nicht geläugnet werden kann. Ein lockerer junger Mensch soll seine Cousine heirathen, deren Vater pedantisch streng ist; durch die Dazwischenkunft einer Grisette, mit welcher jener eine Liebschaft hatte, wird die Heirath rückgängig, eine zweite Cousine erbarmt sich seiner, und die erste Cousine wird an einen frommen Jüngling aus der Provinz vermählt, der jedoch nach zwei Jahren sich so formirt hat, daß er neben vielen Andern auch derselben Grisette die Cour macht, die mittlerweile zur Balletänzerin avancirt ist. Der lockere Zeisig ist dagegen das Muster eines soliden Ehemannes geworden, löst die Wirren seines Freundes und bessert ihn am Ende. Das Stück hat sehr anziehende Momente, schlagende Situationen und muß gefallen, wo es in allen Rollen gut gespielt wird. — „Witzigungen, oder wie fesselt man die Gefangenen?“ (soll heißen: wie fesselt man die Ehemänner — ist das ein Synonym von Gefangenen?) Lustspiel in drei Aufzügen von Wilhelm Vogel, hat recht gute komische Situationen, doch einen starken Anflug von Rococo, bedeutende Längen und, wie die meisten englischen Stücke, zwei bis drei Parallelhandlungen, die hier durch die Liederlichkeit des Herrn von Lüsterling ziemlich leidlich zusammengehalten sind. — „Vocativus Zeiserl, oder Moldaunixe und Pugmacherin,“ lokales romantisch komisches Feenmährchen mit Gesang, Tanz, Gruppirungen und Tableaux in zwei Lebensbildern, nebst einem Vorspiele vom Verfasser des „Traumlebens,“ werden wir hoffentlich nicht zweimal anzusehen haben. — Noch sahen wir: „der Ritter Don Quixote,“ Possenspiel in vier Abtheilungen, mit Gesängen und Tänzen, nicht aus dem Französischen, sondern aus dem Spanischen des Cervantes frei bearbeitet von W. Emden (dem Dresdener Komiker Räder), Musik von mehreren Componisten. Leipziger Blätter geben der Posse die traurige Empfehlung mit: sie sey noch schlechter als der „Weltumsegler.“

Beilage: Literaturblatt Nr. 63.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 148.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 20. Juni 1844.

Ehe man den Stab bricht über Höfe und Höflinge, würde man wohl thun, ſich ſelbſt eine Generalbeichte herzuſagen über die Stellung zur Familie, zu Dienerſchaft und Schutzbefohlenen, über die heimlichen Anſprüche und die Sucht zu herrſchen, über die Schwächen, welche jedem Menſchen inwohnen. An den Höfen wird nur recht ſichtbar und geſteigert, was überall ſich findet.

Aus den Briefen eines nachgebornen Prinzen.

Sanct Lavatus und die Phyſiognomen.

Aus den Erinnerungen eines ehemaligen deutſchen Reichsfürſten.

Von F. Guſtav Kühne.

I.

Am kleinen Hofe meines Großvaters, wo ich erzogen wurde, ging es ſehr ernſt und gemeſſen, karg und einfach zu. Die kleinen Ländertheile, die zuſammen einen nicht unbeträchtlichen Beſitz des reichsgräflichen Hauſes ausmachten, lagen zerſtreut in Franken und in der Pfalz. Man pries überall das Regiment des alten Herrn als eine Muſterwirthſchaft. Einen beſſer geordneten Haushalt, hieß es, gab es nirgends weiter im Reich. Der Großvater Erlaucht war ein eben ſo vortrefflicher Oekonom, als in den Rechtshändeln ſeiner Unterthanen ein gewiſſenhafter Richter. Er hielt genau auf Zoll und Gebühren, aber ſeine Straßen waren auch die beſten weit und breit, ſeine Polizei galt für ſtreng, aber für unbeſtechlich, und weil er keinen Luxus kannte, ſo waren ſeine vollen Kaſſen überall geöffnet, wo es galt, dem Elend abzuhelfen. Nur mußte arbeiten, wer von ihm nicht mißhandelt ſeyn wollte. So pünktlich, thätig, von früh bis ſpät ſchaffend und wirkend, wie er ſelbſt, ſollte jeder ſeiner Unterthanen ſeyn. Die Leibeigenſchaft hatte er in ſeinen Landen aufgehoben, Frohndienſt und Folter abgeſchafft. Vom Prügeln hatte er noch nicht laſſen können. Sein Glaubensbekenntniß über die menſchliche Creatur war ſehr orthodox. Er war der Meinung, einige Fuchtel thäten dem verſtockten Menſchen bisweilen wohl, ein paar Jagdhiebe rüttelten die beſſern Kräfte aus ihrem Schlummer auf. Er ſprach nicht ſelten von einer wohlgebürſteten Seele; beim gemeinen Mann läge oft fingerdick Staub auf dem innern Menſchen und man könne ihm mit einer gelinden Tracht Hiebe ſehr gut beiſpringen, dergeſtalt, daß er zur Raiſon käme. Laſterhafte Gewohnheiten hielt er eben für Staub, der ſich abſchütteln ließe. Trunkenbolden ließ er, bis ſie nüchtern wurden, kaltes Waſſer über den Kopf gießen, und wer in ſeinem Gebiet bettelte, bekam die Staupe und auf der Grenze einen ſatiriſchen Hinweis auf das benachbarte Kloſter, wo freilich faule Bäuche ſich in aller Gemächlichkeit mäſteten.

Die ſtrenge Sittlichkeit ſeines Wandels, die proteſtantiſche Rechtgläubigkeit ſeines Lebens machte uns, die wir mitten zwiſchen biſchöflichen Ländern ſaßen, nicht ſelten zum Schrecken, oder zum Gegenſtand der Läſterung. Der alte Herr galt für rechtſchaffen, aber für eigenſinnig. „Unſer Nachbar, der brave Tyrann!“ hatte der Biſchof von Bamberg bei einer Verſammlung der fränkiſchen Stände von ihm geſagt, ein Wort, das er dem „ſaloppen

Herrn von der Gnade Gottes," wie er den Bischof nannte, nie vergab. Aber in dem ausgesuchten System von Pünktlichkeit und Strenge, in dem wir steckten und salva venia uns bewegten, lebte doch in uns Allen das Gefühl der Anerkennung unserer Rechte. Selbst in der nächsten Nähe um seine Person war die Berechtigung zu selbstständiger Bewegung jedem Einzelnen bis zu einem Grade freigegeben, wie es heutzutage wohl nirgends mehr, sey's bei Hofe oder im Familienzusammenhange, denkbar ist. Der Respekt, den der Großvater Erlaucht einflößte, wurde von ihm auch gegen alle Andere geübt, die individuelle Freiheit, wie man später dieß Wort dafür erfand, war nach seinen Grundsätzen jeder Creatur als unantastbar zugesichert. Selbst vierfüßige Wesen, selbst Hunde, gehörten sie einmal zum Hausstande, waren in das System seiner Freiheitsbegriffe einbedungen.

Es konnte nicht an moralischen Differenzen bei dieser Ansicht der Dinge fehlen. War sein Vertrauen zu wiederholtenmalen mißbraucht, so suchte er noch die Unbill mit Duldung zu vergüten und seine überlegene Großmuth ließ nicht leicht einen völligen Bruch mit denen zu, die einmal zu ihm gehörten. Darum war das Gefühl der Zugehörigkeit unter den Seinigen so stark. Desto peinlicher war er in der Wahl der Diener, der Beamten, ja aller Menschen, mit denen erst der Verkehr eröffnet werden sollte. Er prüfte lange, er studirte mühsam die Charaktere, ehe er sich in irgend eine Beziehung zu ihnen einließ. Und dieß Studium trieb er mit einer hartnäckigen Heftigkeit, die sich oft auch für ihn selbst bis zur Quälerei steigerte. Der Argwohn, den er gewaltsam festhielt, ließ bei ihm fast auf den düstern Glauben an eine ursprüngliche Gemeinheit des menschlichen Wesens schließen. „Sein Gesicht gefällt mir nicht!" — an diesem seinem Ausspruch, den er oft ganz einfach und furchtbar kalt hinstellte, scheiterten noch so sorgsam erwogene Gegengründe, die schlagendsten Zeugnisse der Tugend, die sichersten Proben der Rechtschaffenheit.

Er war, so lange er denken konnte, unumschränkter Gebieter in seinen Lebenskreisen gewesen, und so hatte sich die tyrannische Laune bei ihm verfestet, an der Nase eines Menschen ihm das Horoskop zu stellen, daß er in alle Ewigkeit hin ein Taugenichts sey. Er hielt sich für einen Menschenkenner, der schon in den äußern Zügen, die er für den Abdruck des ganzen Menschen nahm, dessen Werth und Unwerth zu lesen verstand. Das Gesicht galt ihm nicht für das Titelblatt, sondern für die ganze Inhaltsanzeige. Das Gesichterstudium war der Fluch seines Lebens. Ich selbst habe dem Unheil dieser Manie unterliegen müssen. Und so hatte sich denn mitten in seinem System von Ordnung und Verstandesherrschaft der Wurm einer Schwärmerei tief eingenistet, zernagte die moralischen Bande, zerrieb die festesten wie die zartesten Beziehungen zwischen Menschen und Menschen.

Je wohlgeordneter der ganze Lebensstaatshaushalt des alten Herrn erschien, desto unheilvoller blieb die geheime Verworrenheit im Innern dieses Gewebes. Von seinen Geheimräthen, die die Finanzen des Landes verwalteten, bis zum gemeinen Ofenheizer herab, waren alle seine Untergebenen in ihren Gesichtslinien geprüft. Waren diese richtig, wie er sagte, verbürgten diese ihm die moralische Person am Menschen, so konnte in den Handlungen desselben Verderben auf Verderben einbrechen, dieß galt dann als Zufall, die seine Großmuth, seine hohe, edle Ueberlegenheit des Geistes augenblicklich auszugleichen wußte. Oft suchte er die Schäden, die sein Auge ansichtig ward, zu verdecken, und hielt sich dann eigenwillig in einer Selbsttäuschung fest. Was er einmal von sich entfernte, dagegen blieb er für immer unzugänglich. Dann haßte er sehr gründlich, als wolle er seine Abneigung auch mit hinüber nehmen in's ewige Leben. Er verfolgte nicht, aber seine Mißliebe erstreckte sich nicht blos auf Einzelne, gleich auf ganze Geschlechter, weil sein Glaube an Erbsünde unerschütterlich schien.

(Fortsetzung folgt.)

Brief von Friedrich Müller (Maler Müller).

Ueber Goethes Wahlverwandtschaften.

— — — Ihre Bedenklichkeiten bei der polemischen Stelle gegen Goethe rechtfertigt das bei Ihnen herrschende, freilich etwas bängliche Zartgefühl, wovon mir schon einige Begriffe zum voraus beigebracht hatte. Lassen Sie uns aufrichtig und mit aller Kälte diesen Punkt erläutern.

Daß Goethe's Verdienst in Deutschland, wie Sie sich ausdrücken, allgemein anerkannt wird, will ich gerne gelten lassen, allein daß sein Ansehen, wie weiter Sie beifügen, so vest gegründet, daß ein Angriff dieser Art für mich nur die widrigste Folgen haben könne, will mir, ich gestehe es Ihnen aufrichtig, nicht ganz einleuchten. Wie? also hätte einer, dem die Nation huldigt, das Recht, einen andern, der ihm nichts in Weg legt und ruhig für sich seine Straße geht, öffentlich zu mißhandeln, und Jener Unrecht, dagegen sich zu vertheidigen? Müßte nicht solch eine Huldigung oder gesetzlose Vorliebe der Nation bei einem unparteiischen Urtheile vielmehr zur Schande gereichen? Wird darum, weil Deutschland ihn als seinen Matador betrachtet, der Genius der Dichtkunst ihn der Zahl der großen Dichter

darum anreihen wollen? ich zweifle sehr. Er mag für einen wackern Meister gelten, aber ihn unter die großen Dichter zu zählen, fehlen ihm Hauptelemente, fürnehmlich die Phantasie, woraus denn der Mangel an Erfindung und Idealität herfließt. Seine Natur greift nur in die Breite und gräbt in die Tiefe, aber über sich in die Höhe weiß sie nicht zu fassen. Ein gewisser Bezirk für die charakteristische Anschauung (der Mittelstand) ist ihm eigen, die Tiefe der Empfindung aber ist die ihm angewiesene Region, woraus er gediegene Schätze erhebt. Allein Vieles von dem Felde der Poesie liegt, wie Sie selbst einsehen werden, außer diesem Umkreis, welches er daher nicht erreichen kann. Seine Kräfte stehen unproportionirt, ja mangelhaft gegen einander, weßwegen er schwerlich auch ein ächt dichterisches Ganze, worin Alles, was zu einer hohen und lebendigen Darstellung, zu einem ideellen Wahren nöthig ist, gleich harmonisch und voll zusammenwirkend, einbegriffen sich zeigt, fassen kann. Diese Einseitigkeit der Kräften, und eine egoistische Anerkennung nur des Guten bei sich, erlaubten ihm niemalen seinem Genius einen liberalen Aufschwung, sonderern fesselten ihn nach und nach immer mehr an den Erdenkloß vest, daher dann, daß wir in der Tendenz der meisten seiner Produkten, besonders aber bei den lezteren das Annähern zu einem schweren Materialismus gewahr werden, um das simpathetische bei der Zusammensetzung der thierischen Naturen poetisch aufzudecken, ohne hiebei hinlänglich auf die Bedürfnisse des Geistes nach seiner höheren moralischen Würde Rücksicht zu nehmen, wodurch bei der Handlung nothwendig sich die ekelhafteste Situationen von selbst anflechten müssen. Heißt das nicht gleich der flammändischen Malerschule um trivialer Wahrheit willen die ersten Forderungen der Kunst, die als höhere Wahrheiten sich legitimiren, verabsäumen? und gerade heraus gesagt, auch im Genius noch den Philister zu zeigen. Was ist der ganze Zweck beim Wilhelm Meister und greller noch in den Wahlverwandtschaften aufgestellt, anders, als solcher gemeinen Wirkung zu huldigen, und durch welche Mittel? Dadurch, daß das Interessante aufgeopfert wird, um das Gemeine zu heben. Wenn ein Hektor einem Achilles unterliegt, so tröstet es immer nur, daß der Sohn der Tetis als ein erhabenes Wesen, das solch einem Opfer entspricht, vor unserer Einbildungskraft steht, allein wenn einem so lockeren Hecht, wie Meister, der sich völlig als das Ideal eines bereisten Contoirschreibers zeigt, alles huldigt, eine Mignon gar ihm hingeopfert wird, die tausendmal mehr als solch ein Lachs interessirte, wenn nun gar in den Wahlverwandtschaften eine Ottilie um einen Eduard in's Gras beißen muß, so weiß man nicht, welchem Gefühle man Raum geben soll, dem des Mitleidens oder des Unwillens. Aber möchte man nicht den Auctor mit Ruthen streichen, der seine Kunst anwendet, solche das Gefühl von Billigkeit verletzende Mißverhältnisse zu stiften, wie die Lage zwischen Charlotte, Eduard und Ottilie, wie die bei der im psichologischen Ehebruch Erzeugung des Bastards? und gar der bei Losbrennung des Feuerwerkes, wobei alle zarte Schonung für Ottiliens Charakter bei uns in Grund gebohrt wird. Pfui! der Hund frißt, was er ausgespien hat, läßt ganz sich hier anwenden, denn in den Wahlverwandtschaften werden die Brocken, die im Meister übrig geblieben, aufgetragen. Ist Eduard was mehr als der praktische Wilhelm Meister? Ottilie was anders als die Verwandlung der offenen, sinnlichen Mignon in die reflektirende, in sich geschlossene Ottilie, und Charlottens Tochter was Anders als die üppigere Philine. Dergleichen Kunstbrühen von Contraposten anzurühren und einen stinkichten Fisch für frisch gesotten durchgehen zu lassen, darf einem so erfahrenen Meister nicht schwer fallen, doch dürfte er nur bei Nasen, denen es an feinem Geruche fehlt, seine Absicht voll erreichen, für unsern Gaumen ist solch eine Schüssel nicht. Zu was soll nun die Schilderung von solch einem hochadeligen Zigeunergesindel dienen? etwa zu Idealen für die Bildung des reinen gesellschaftlichen Lebens? wer mag mit solch einem Unflat, nachdem er ihn einmal durchwattet, sich wieder neu besudeln wollen? muß man nicht den einzigen erträglichen Geschöpfen, der Charlotte und Ottilie, darum gram werden, daß sie sich um solch eines gemeinen, ächten, undelikaten Bengels willen, wie Eduard, so viel zu schaffen machen? Der einzige gut angelegte männliche Charakter wäre vielleicht der Mittler gewesen, aber auch er bleibt mit aller seiner philanthropischen Thätigkeit unthätig sitzen, sonst hätte er eine Peitsche ergreifen müssen, um alles, was in diesem Romane an die Wand pißt, daraus auszumitteln.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Mai.

Das Lesekabinet. — Bauten. — Bier und Branntwein.

Das Berliner Lesekabinet hat schon mit vorigem Monat diejenige Umgestaltung erfahren, welche ihm eigentlich seit Jahren bevorstand und vor der es nur die Vorliebe seines Besitzers und die Hoffnung bewahrt hatte, daß doch vielleicht noch eine günstigere Wendung eintreten könne, um das Institut in der Art wirksam zu erhalten, wie bei der Gründung beabsichtigt war. Eine literarische Leihanstalt lag eigentlich ganz außer dem Plane; der Zweck war gewesen, alle publicistisch-literarischen Organe und Hülfsmittel an einem Orte zu sammeln, um hier einen freien, clubslosen Versamm-

lungspunkt der Literaturfreunde zu gründen, wo alle bedeutenderen Mittel auslägen, um sich über die Fortschritte zu unterrichten, welche durch die Organe der Zeitungen und Journale repräsentirt werden. Es war bestimmt für Einheimische wie für Fremde, für die große Zahl von Begierigen nach den Neuigkeiten des Tages, die, um sie aus erster Hand zu genießen und in möglichster Fülle, von Kaffeehaus zu Kaffeehaus und von Konditoreien zu Konditoreien eilten, damit sie ja die Ersten wären, welche das neu angekommene Blatt erhaschten. Das, sollte man denken, habe etwas so Unbequemes, Störendes für manches Alter und manchen Stand, daß ein eröffnetes Museum, wo alle diese Organe zusammen auslagen, mit Freuden hätte begrüßt werden müssen, zumal da manche Bequemlichkeiten daneben geboten waren, Schreibestuben und Material dazu, Lexicon, Karten, Sprechzimmer, da das Institut auch die wissenschaftlichen Zeitschriften des In- und Auslands hielt, welche in jenen Etablissements ganz fehlen, und die Neuigkeiten des Buchhandels für seine Bibliothek anschaffte. Das neue Kabinet ward auch mit Freuden begrüßt und belobt, aber schon in den ersten Monaten stellte sich heraus, daß der Besuch nicht die bedeutenden Kosten decken werde, wenn man den ausgesprochenen Zweck des Instituts allein im Auge behalte und nicht die besondern Interessen der Theilnehmer berücksichtige. Was ist nicht alles in den fünf Jahren geschehen, um diesen zu genügen, wodurch aber allerdings der ursprüngliche Zweck allmählig ganz verschoben wurde. Obgleich das Kabinet gegründet worden, um aus den Konditoreien zu entkommen, sah man sich doch genöthigt, eine damit zu verbinden, man mußte dem Verlangen nachgeben, ein Rauchzimmer einzurichten, von dem eine den Anforderungen der Eleganz widersprechende Unsauberkeit kaum zu trennen war. Es könnte belehrend seyn, die Geschichte dieses Lesekabinets genauer zu verfolgen, um freilich zu dem betrübenden Schlusse zu kommen, daß bei einem wissenschaftlich industriellen Unternehmen die Industrie die erste und entscheidende Stimme haben muß, wenn aus der Sache etwas werden soll. Die Unternehmer waren keine Kaufleute, und indem sie immer mehr in's Debet der Zugeständnisse kamen, schwoll ihr Kredit auf dem Conto der Hoffnung auf bessere Zukunft unverhältnißmäßig an. Endlich nachdem sie, aller Versuche ungeachtet, sahen, daß dieser Kredit, wie die Verhältnisse stehen, nicht mehr zu realisiren war, fügten sie sich in das Unvermeidliche, sie modificirten die Anstalt nach den Bedürfnissen, die sich als unzweifelhaft herausstellen. Was es schon längst unter der Hand geworden, ist das Kabinet jetzt ausgesprochenermaßen, ein großes Leihinstitut für Zeitungen, Journale, wissenschaftliche Zeitschriften, neue und alte Bücher, mit einer durch die vielen Jahresankäufe angesammelten Bibliothek, und so hat es, in Verbindung mit der Buchhandlung, die eigentlich nur zur Erhaltung des Kabinets selbst angelegt wurde, günstigere Aussichten. Obgleich das Institut jetzt in einen neuen, vom Mittelpunkt entfernten Stadttheil verlegt ist, so ist doch merkwürdigerweise der Besuch des eigentlichen Lesekabinets, welches, sonst als Essentiale, jetzt als Accidentale fortbesteht, hier kaum geringer als im früheren großen Lokal. Merkwürdiger aber bleibt das Resultat, daß eine Stadt von 550,000 Einwohnern nicht groß genug scheint, um das Institut in seiner ursprünglichen gemeinnützigen Einrichtung zu unterhalten, während ähnliche in kleinern Städten auswärts blühen. Manche Fehlgriffe sind gewiß begangen worden, obwohl der Hauptfehler darin bestand, daß die Unternehmer auf alle Vorschläge und Wünsche in den ersten Jahren hörten, im vermeintlichen Dienst des Publikums, welches es ihnen doch nicht dankte. Denn wie viele Gönner sich auch dafür interessirten, die Hauptanforderung eines Jeden war doch die: versorge mich für meine Lektüre in meinem Hause mit möglichst vielen und neuen Blättern und Büchern. Beim Nachgeben an diese Forderungen konnte das Institut für Alle nicht prosperiren. Es scheiterte an dem Sinne, den wir eine Tugend zu nennen geneigt sind, am häuslichen, am Familiensinne der Berliner. Und doch darf man nicht sagen, daß der Sinn für Oeffentlichkeit keine Fortschritte in diesen Jahren gemacht habe.

Doch freilich, Berlin hat noch nicht 550,000 Einwohner, wie Jedermann mit Gewißheit annehmen zu dürfen glaubte. Die neuesten Zählungen haben kaum 510,000 Köpfe ergeben. Daher scheint denn auch der Bauwuth in diesem Jahre etwas Einhalt gethan. 2500 Wohnungen stehen leer! wie würde ihre Zahl sich vermehren, wenn das Köpeniker Feld noch bebaut würde! Auch der Zug hinaus vor das Anhaltische und Potsdamer Thor hat etwas abgenommen, da zwei große neue Straßen, die Hirschel- und die Schöneberger, dem augenblicklichen Bedürfniß zu genügen scheinen, so daß viele Grundstücke, die das Kapitalvermögen der Anhaltschen Eisenbahngesellschaft bilden, zur Zeit noch sich nach Käufern umsehen. Die Bauherrn und Eigenthümer klagen zwar, wir können nur darum nicht bauen, weil die Eisenbahnen alle Kapitale verschlingen; aber das Geld, was sie verschlingen, kommt auf dem nächsten Wege zu denen, die beim Baugewerk betheiligt sind, zurück. Weit langsamer wächst die Bevölkerung an, welche die Prachtwohnungen in den Palastbauten ausfüllt. — Die Sammlungen für den Kirchenbau in der Thiergartenstraße haben noch nicht den gewünschten Erfolg, obwohl an dem Zustandekommen nicht zu zweifeln ist. Mag doch Mancher anstehen beizutragen aus den Gründen, welche Viele, die jetzt die Kirchen in Paris besuchen, von der Messe und den Prozessionen in den letzten Jahren der Restauration abhielten, die Furcht vor einem Schauer! — Wir haben keinen Bieraufstand gehabt wie die Münchner; ja die neuern Bierpreise, gegen welche das Volk dort sich auflehnte, wären für unser Volk, vorausgesetzt eine gleiche Qualität des Gebräus, schon ein Fortschritt, eine Wohlthat. Wo von allen Seiten darauf hingearbeitet wird, dem Elend der untern Volksklassen und dem daraus entspringenden Branntweingenuß zu steuern, scheint es unbegreiflich, daß, trotz aller mahnenden Stimmen, noch nichts ernstlich geschieht, dieses kräftigende, nahrhafte Getränk billiger und besser der großen Masse zu liefern. Das Volk klagt gerade nicht, weil es nichts besseres kennt, oder, wenn das Bier ihm nicht die Stärke gibt, nach dem Branntwein greift; aber die Mäßigkeitsvereine sollten statt ihrer Bannbullen gegen den Branntwein Brauereien anlegen und dahin beim Staate einzuwirken suchen, daß die Steuern ermäßigt würden. Ihre negative Thätigkeit sollten sie in eine positive umsetzen, die unter allen Umständen mehr wirkt. Das Argumentum ad hominem, daß, während das Handwerk nicht mehr goldenen Boden hat, die Brauer, Bäcker und Schlächter reich werden, deutet noch immer auf Irrungen in unsern socialen Zuständen, welche durch die Gewerbefreiheit nur noch mehr hervorgerufen sind.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 149.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 21. Juni 1844.

Die Thüre die bleibet zu,
Die Schwerter die ſind bloß,
Die Roſen die ſind theuer,
Eine Wunde gilt jegliche Roſ.

Uhland.

Proben aus Simrocks kleinem Heldenbuch.

Der Roſengarten.

Aus dem achten Abenteuer. *

Hildebrand der alte hub da zu rufen an:
„Wie ſäumt nun ſo lange der Mönch Ilſan?
Was fürchtet er ſich alſo? darf er nicht auf dem Plan
Den Schnee mit Blut begießen wie die Andern auch gethan?

„Dazu ihn überdecken mit ſeiner Kutte weit,
Bis ihm die Königstochter einen Kämpen leiht?"
„Ja, lieber Bruder," ſprach der Mönch Ilſan,
„Was ihr nur gebietet, das ſoll ſein gethan.

„Dazu bin ich zum Streite fertig und bereit!"
So froh trat in die Roſen der Mönch zur ſelben Zeit.
Eine graue Kutte hatt er auf dem Harniſch an,
Ein Schwert in ſeiner Rechten trug der Mönch Ilſan.

„Da die Königstochter trägt nach Streit Begehr,
Daß man vor ihr ſtreite, dazu kam ich her.
Sie geb einen Kämpen mir in die Roſen licht,
Denn ich will ſie all zertreten, es bleibt ihr keine nicht."

Da ſah man ſich wälzen den Mönch Ilſan
In dem Roſengarten — Niemand griff ihn an —
In den lichten Roſen vertrieb er ſich die Zeit:
Das war der Königstochter gar außermaßen leid.

Man ſah den Bruder Ilſan die Roſen all zertreten;
Die Königstochter hatt ihn mit Nichten drum gebeten.
Er trieb in dem Garten ſo großen Uebermuth:
Das deuchte Kriemhilden in ihrem Sinn nicht gut.

Da ſprach die Königstochter: „Lieber Vater mein,
Nun laß dir befohlen meine Klage ſeyn.
Was hier im Garten treibet der Mönch Ilſan,
Haſt du Keinen ſo kühnen, der ihm das wehren kann?

„Daß ihm die graue Kutte ſtäts geſchändet ſey!"
Darob begann zu lachen Ilſan der Bruder frei:
Er ſprach aus klugem Sinne: „Edle Königin klar,
Fluchen iſt verboten, das ſag ich euch fürwahr.

„Ich weiß wohl um den Orden; ich bin ein Kloſtermann."
Da ſprach die Königstochter: „Es iſt nicht recht gethan,
Haſt du dich unterwunden, daß du willſt dienen Gott,
Daß du mir hier erzeigeſt ſo übermüthigen Spott."

* In ſechs Kämpfen ſind die Vertheidiger des Roſengartens beſiegt, meiſt erſchlagen worden; die Anmelungen, Dietrichs Helden, haben die verheißenen Küſſe und die Roſenkränzlein davon getragen. Jetzt wird Ilſan zum Kampf geladen.

„Ich halte meinen Orden: sieh meinen Predgerstab,
Den mir in dem Kloster der Abt selber gab.
Er hat mich ausgesendet, ich soll euch Beichte hören."
Da sprach die Königstochter: „Der Mönch will uns hier thören.

„Ich fürcht', uns will betrügen der alte Bösewicht;
Mich verdrießt sein Reden, sein Spott gefällt mir nicht.
Ein scharfes Schwert er führet als einen Predgerstab.
Der Abt war nicht bei Sinnen, der dirs in die Hände gab."

„Edle Königstochter: er hatte Witz genug.
Er hat's vorausgesehen, wie ich's mit Ehren trug
In Stürmen stäts und Streiten, nach des grauen Ordens Recht."
„Nun geleite dich der Teufel in die Hölle, Sündenknecht!

„Ich sage dir in Wahrheit, er läßt von dir nicht ab:
Du dienst ihm allzufleißig mit deinem Predgerstab."
„Frau, das Höllenfeuer, das schafft mir keine Pein;
Doch freut es mich zu schauen manch rothes Mündelein

„Hier im Rosengarten mit meinen Augen klar,
Sollt ich auch im Kampfe verlieren Haut und Haar.
Die Märe kam in's Kloster, das wollt ich gerne schaun,
Im Garten gab es Küsse von schönen jungen Fraun."

Da sprach zu dem Bruder die Königstochter zart:
„Nun küsse dich der Teufel an deinen rauhen Bart."
Mit Haß und mit Zurnen die Königstochter sprach:
„Dir wird mit scharfen Schwerten gegeben mancher Schlag."

„Das ist all mein Verlangen in meiner Bruderschaft,
Daß auf mich wird geschlagen mit harten Schwertes Kraft.
So will ich so mich biegen im wollenen Gewand,
Daß es im Bernerlande Frau Uten wird bekannt,

„Und auch mit rothen Mündlein so manchem schönen Weib.
Wie sehr auch meine Kutte mir hemmen mag den Leib,
Ihr sollt doch alle sprechen, eh dieses Spiel zerrinnt,
Der stärkste eurer Helden sey gegen mich ein Kind."

Da rief König Gibich: „Wo bist du, Volker?
Ich will dir heute klagen des großen Leids Beschwer,
Das mir hier erzeigte der Mönch Ilsan:
Kühner Degen edel, den sollst du greifen an

„Mit deinem guten Schwerte, Degen unverzagt.
Hörst du, wie er höhnisch meiner Tochter sagt,
Wir Alle hier im Garten seyen ihm ein Spott?
Möchtest du ihn zwingen, vergönnt' es dir Gott,

„Wir hätten dessen immer Ehr und großen Ruhm."
Da sprach der kühne Spielmann, er wollt es gerne thun.
Alles was er könnte thät' er mit guter Art,
Daß er dem frechen Mönche zausen möchte den Bart.

Volker der Spielmann sich bald zum Streit erbot;
Auf seinem Schilde führt' er eine Fiedel goldesroth.
Da sprang in die Rosen Volker der Fiedelmann:
Wie die wilden Teufel, so griffen die Zwei sich an.

„Wozu hat uns der Berner seinen Schalksnarrn hergesandt?
Es wär unterblieben, hätt er mich recht erkannt."
Da sprach Bruder Ilsan, er hatte Reckensinn:
„Ich will dich inne bringen, ob ich ein Schalksnarr bin."

Sie schlugen auf einander, es war ein grimmes Spiel;
Schneller starker Schläge gab ihm der Bruder viel.
Dabei nach schönen Frauen blickt' er unverwandt;
Darob mußt ihn schelten der alte Hildebrand.

(Fortsetzung folgt.)

Sanct Lavatus und die Physiognomen.

(Fortsetzung.)

Mein Gesicht gefiel ihm nicht! Dieß unerbittliche Wort fiel wie ein Donnerschlag in meine schuldlose Kindheit. Es war auf einer Reise, auf der Rückkehr vom Rheingau, als sein geheimer Groll zum erstenmale wie Wetterleuchten mein Herz traf. Die Reise galt einem Manne, der in der Schweiz, auch in unserer Gegend, den ganzen Rhein hinunter, damals den Ruf eines Heiligen genoß. Das ganze Zeitalter suchte nach einem unbekannten Heil, nach einem dunklen großen Etwas. Dieß war nun so ein „Sucher und Seher in Gott." Es war der berühmte Lavater aus Zürich, ein Zeichendeuter und Gesichtskundiger, der den Leuten nicht am Strohhalme das Daseyn Gottes nachwies, aber ihnen an der Nase das Heil ihrer Seele ansah. Er war der Prophet für den Glauben meines Großvaters. Am Rhein galt Lavater in der That für ein höheres Wesen. Ob er Todte auferweckt hat, weiß ich nicht, aber daß er durch das Auflegen der Hand Kranke gesund und Gesunde krank machte, ist sicher anzunehmen, denn der Glaube thut Unglaubliches! er ist entweder eine göttliche, oder — Gott sey bei uns, — eine gespenstische Macht.

Ich weiß nur wenig von unserm Aufenthalt am Rhein, und ich war zu jung, um die furchtbare Macht jenes Mannes zu ahnen. — Daß mein Großvater mit

ihm im Briefwechsel ſtand, davon hatte ich keine Vorſtellung; daß Sanct Lavatus auf mein jugendliches Schickſal einen Einfluß haben konnte, fiel mir auch nicht im Traume bei. So nannte man den Propheten von Zürich. Sanct Lavatus kommt! ſagte alles Volk am Rhein.

Auf einem Spaziergange geriethen wir, ich an der Seite meines Hofmeiſters, unvermuthet in das Gewühl eines bewegten Haufens, dem man ſich nicht mehr entziehen konnte, da die Maſſen ſich uns entgegen drängten. Es war unſern eines Dorfes, deſſen Name mir entfiel, hart am Ufer. Dort ſtand der Mann im Nachen, den Rücken dem Strome, das Geſicht dem Lande zugekehrt, wo die Schaaren mit einer Art von Heißgier herumwühlten, murmelnd, ächzend, ſeufzend, Stille gebietend unter allerlei Anſtrengungen, den Mann zum Worte kommen zu laſſen, während ſie mit ihrem Beifallgeſchrei wieder ſeine Stimme unterdrückten. Wie die Sonne ſchräg hinter ihm ſank, ſtand uns das Profil vom Geſicht des Predigers in ſcharfem Umriß vor Augen. Seine weitvorgeſtreckte Naſe hielt der große Geſichtsphiloſoph ſicherlich für das Werkzeug, alle Dinge im Himmel und auf Erden auszuforſchen. In den Augen des Propheten glomm ein unſtetes Brüten, vielleicht nach der Auslegung der Phyſiognomen das Wahrzeichen einer Vertraulichkeit mit dem Herrn, das Merkmal deſſen, der alle Tage mit Gott Brüderſchaft macht. Die feinen ſchmalen Lippen des Mannes zitterten auf und zu, ſeine ſanfte Stimme konnte ſich nur wenig geltend machen.

Von ſeiner Rede hab' ich nichts gehört, ich ſah nur die mühſame Anſtrengung, ſah nur, wie die Hände vergeblich durch die Luft ſchnitten, während der kurze Fiſchernachen, in welchem er ſtand, auf und nieder wogte und die Unſicherheit der ganzen Scene vollendete.

In nähere Berührung kam ich damals noch nicht mit Sanct Lavatus. Ich ward noch nicht für voll angeſehen und blieb mit meinem Hofmeiſter im Nebenzimmer, wenn Fremde vorgelaſſen wurden. Mein Großvater hatte eine ſtundenlange Unterredung mit Lavater. Daß ſie für mich verhängnißvoll war, das ſollte mir erſt auf dem Rückwege vom Rhein klar werden.

In der Nacht brach der Wagen, in dem ich mit meinem Magiſter ſaß. Wir fuhren dicht hinter der Equipage des Reichsgrafen. Er ließ halten, es ward Hülfe aus dem nächſten Dorfe nöthig, und da ich in der elenden Schenke nicht untergebracht werden ſollte, befahl mir Großvater Erlaucht, bei ihm einzuſteigen; der Gouverneur blieb bei der zerbrochenen Kutſche zurück, während wir weiter fuhren. Der alte Herr war ohne Adjudanten gereiſt; wie ich aber jetzt in die Carroſſe ſtieg und im Dunkeln neben ihm Platz nahm, merkte ich die Anweſenheit einer dritten Perſon, die gegen uns über ſaß. Ich war mitten in eine Unterhaltung getreten, die alsbald nach der kurzen Unterbrechung eifrig fortgeſetzt wurde.

„Alſo, wie war das, Doktor Phyſikus?“ nahm der Großvater wieder den Faden auf. Der Fremde im Dunkeln ſagte etwas, das ich nicht verſtand. Scheu, wie ich war in der ungewohnten, beängſtigenden Nähe des alten Herrn, drückt' ich mich in die Wagenecke. Das Zittern der Scheiben, das dumpfe Rollen der Räder, mehr noch als die Worte der Sprechenden, nahm meine Sinne gefangen, die Ermüdung beherrſchte mich endlich und ich blieb in einem ſchwankenden Zuſtand zwiſchen Schlafen und Wachen. Die Unterhaltung erklang mir abwechſelnd wie ein fernes Geſumſe; nur dann und wann hörte ich die Stimme des Großvaters deutlich heraus. „Ich dulde nur ſtarke Naſenwurzeln um mich,“ vernahm ich ſeinen tiefen Baß, „vertraue mich nur parallel gezeichneten Geſichtern!“

Der Doktor Phyſikus — Querkow hieß er — war ein Abgeordneter Lavaters, ein Schüler jenes Apoſtels der gottſeligen phyſiognomiſchen Weisheit, auch ein Augur Gottes, der aber nicht Vogelſchau trieb, nicht in den Eingeweiden der Thiere, ſondern in den Geſichtszügen der armen Menſchenkinder die Fingerzeige des Himmels nachwies. Lavater hatte dem Großvater, um den im Glauben noch nicht Geſicherten gründlich bearbeiten zu laſſen, einen ſeiner Jünger mitgegeben, einen von den Vielen, welche ſpäter die Lehre der Seherkunde weit in Deutſchland hinein verzweigten. Das Geſpräch ging mit einigen Unterbrechungen lebhaft fort; mich aber überwand der Schlaf wieder in der Wagenecke, bis ich am frühen Morgen mit dem erſten Strahl des Lichts mich unangenehm beim Schopf ergriffen fühlte und unter den Händen des fremden Doktors erwachte.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſponden;-Nachrichten.

Berlin, Mai.

(Fortſetzung.)

Die Polizei. — Die Dreſchlen. — Eiſenbahn-Stockjobberei. — Der neue Finanzminiſter.

Eine Arretirungsgeſchichte, bei welcher ein Schneider von einem Gensdarmen tödtlich verwundet worden, macht ſich in unſern Zeitungen ſehr breit. Wo die eigentliche Schuld des betrübenden Vorfalls zu ſuchen, wird erſt aus den ſpätern Ermittelungen hervorgehen; das Erfreuliche daran iſt, daß man der öffentlichen Beſprechung keine Hinderniſſe in den Weg gelegt hat. Die Angriffe auf die Polizei erfolgen in den Zeitungen, aber ſie bleibt ihren Anklägern nichts ſchuldig durch würdige Gegenerklärungen. Hätte man nicht ehemals gemeint, ihre Autorität, ja die aller Staatsbeamten werde dadurch im tiefſten Grunde erſchüttert? Im Gegentheil, es erweckt nur mehr Vertrauen zum Inſtitute und ſeinen das Licht der Oeffentlichkeit nicht ſcheuenden Vertretern.

— An Gezänk in den Zeitungen gebricht es auch sonst nicht. Die Schullehrer werden nicht müde, ihre Klagen unter allerhand Formen vorzubringen. Der Grund zum Klagen ist nicht abzuläugnen, aber ich zweifle, daß ihre Heftigkeit und die Formen, in welchen sie klagen, zur schnelleren Abstellung ihrer Nöthen führen wird. — Eben so wenig als ein frommer Christ, der uns täglich durch Strafgedichte in der Voßischen Zeitung für schwere Insertionsgebühren zur Buße ermahnt, seinen Zweck in der gewählten Art erreichen dürfte. Immerhin, es ist doch ein Zeichen einer lebendigen Kraft. — Der Prozeß zwischen den Droschken schwebt noch, oder er ist eigentlich zu Ungunsten der Vereinsdroschken entschieden. Die freien fahren nicht allein ihre Fähnlein nach wie vor, sondern sie haben auch die neue, seltsame Uniformirung angenommen, welche der Volkswitz für aus China verschrieben erklärt. Siebenhundert und mehr uniformirte Droschkenmänner hatten neulich große Parade vor dem Polizeipräsidenten; ein Ereigniß für Berlin. Der Kampf in den Zeitungen darüber hat aufgehört.

Eigentlich hat auch kein Streit dort mehr Platz vor dem Lanzenstechen der Stockjobber. Die Publicistik der eingesandten Pro- und Contraartikel in Bezug auf diese und jene Papiere ist wirklich einzig in ihrer Art, und so noch nicht vorgekommen. In manchen Tagen ist eine ganze Beilage mit diesen Artikeln gefüllt, welche ihren Einsendern beträchtliche Insertionsgebühren kosten und den Zeitungen bedeutende Einnahmen verschaffen, Artikel, von denen Jedermann weiß, daß sie keinen andern Zweck haben, als ein Papier in die Höhe zu bringen und ein anderes zu drücken, und die doch, merkwürdig genug, nicht immer ohne Einfluß auf das Publikum bleiben. Die Zahl der Spekulirenden ist zu groß, bis in alle Kreise der bürgerlichen Gesellschaft ausgedehnt, und die Phantasie zu beweglich, zu lebhaft angeregt. Sie greift, wo sie ringsum nur Gewinn sieht, nach jedem Schatten eines Halms, im Glauben, sich darin weiter schwingen zu können. Auf der andern Seite wirkt freilich eben so jeder Schreck. Doch das schöne Frühjahr will die trüben Gedanken auf der Börse noch nicht zulassen. An erfinderischen Wendungen ist diese neue Literatur reich; wie geschickt weiß dieser sein spezielles Interesse durch allgemeine Betrachtungen zu verdecken, mit welchem edeln, heiligen Zorne kämpft jener gegen den Schwindel, welcher Zerrüttungen des Wohlstands zur unausbleiblichen Folge haben müsse, wie warnt er väterlich, wie ruft er im Interesse der Moralität den Staat an, einzugreifen und das Unwesen nicht mehr zu dulden. Fast glaubt man ihm und ist selbst erschüttert, wenn nicht ganz am Ende ein kleiner Wink käme, daß Alles, was er gesagt, Gültigkeit habe auf alle Eisenbahnaktien, nur mit Ausnahme von der und jener, welche, und nun folgt die exakteste Berechnung, so unerschütterlich solid dastehe, daß jeder Privatmann nichts gescheidteres thun könne, als sein Vermögen darin anlegen! Der Schmetterling entpuppt sich, es ist ein Haussier. Die genannten Aktien will er in die Höhe treiben; mag das Uebrige fallen. Die Gegenpartei weiß mit denselben Mitteln zu fechten. Wären alle diese von den Spekulanten gelieferten Rechnungen über die Kosten und die Ertragsfähigkeit dieser und jener Bahn an der Newa oder am Arno richtig, so könnten die Dirigenten derselben der Berliner Börse nur Dank wissen, daß sie so viele Arbeit ihnen abnimmt. Engländer und Franzosen haben ihre Puffpoesie, wir haben sie glücklicherweise noch nicht nachgeahmt; dafür haben wir diese moralischen Börsengutachten, eine Literatur, deren Originalität andere Völker uns nicht absprechen werden. Bis jetzt klingt das Spiel lustig für den unparteiischen Dritten, wir wünschen nicht, daß es einmal zur Traurigkeit umschlage. Einzelne wehmüthige Klagen und Drohungen klingen zwar schon jetzt wider von Seiten der Baissiers; in ihren Jeremiaden über den Schwindel der Haussiers deuten sie auf drohenden Ruin, ob jene sie denn durch das unmäßige Indiehöhetreiben absolut verderben wollen? Aber noch sind es Klagen, aus denen nicht die Verzweiflung, sondern nur eine neue Spekulation spricht, welche in einer so durchgebildeten Zeit in allen Tönen sich muß wissen kund zu geben. Der Unbetheiligte erfährt dabei zugleich, nach welcher Weltgegend hin die Spekulation sich wirft, denn sie wechselt wie die Mode der Damen. Die heftigsten Kriege wurden letzthin über die Köln-Mindener geführt; Oberschlesier, Niederschlesier, Sachsen, Bayern, Livorneser streiten sich jetzt über den Vorrang. Die ältern, vollendeten Bahnen, d. h. ihre Papiere, bleiben in behaglicher, aber respektirter Ruhe, wenn nicht eine Fortsetzung oder Zweigbahn sie wieder bewegt. So ist es in diesem Augenblick mit der Anhaltschen Bahn der Fall. Die bestimmte Fortsetzung der Thüringischen Bahn, so wie die jetzt von der Gesellschaft beschlossene von Jüterbog nach Riesa hat, eben wie die große Frequenz, auch in diesem Jahre die Aktien sehr gehoben. Zu der letztern Zweigbahn — die ursprünglich projektirte Hauptbahn — versteht sich die Gesellschaft übrigens jetzt nur ungern, und allein in der Furcht, daß eine andere Gesellschaft ihr auf dem dortigen Terrain zuvor kommen wollte, eine Möglichkeit, welche der Bahn ihr eigentliches Lebenselement, den Verkehr mit Leipzig, rauben könnte.

Die Personalveränderungen geben weniger Anlaß zu Hoffnungen, Erwartungen und Zweifel, als es wohl zu andern Zeiten der Fall gewesen wäre. In dem neuen Finanzminister sieht man einen Vertreter des altpreußischen, streng rechtlichen Humanitätsprinzips, ohne Rococogrillen und Vergangenheitsphantasien. Man könnte also sehr zufrieden seyn; dasselbe galt aber auch schon von seinem Vorgänger, Herrn v. Bodelschwingh; auch schon von seinem Vorvorgänger, dem Grafen Alvensleben, ja schon von einer ganzen Reihe ausgezeichneter Minister vor diesen, welche sämmtlich sich von den geistigen Influenzen der Reaktionsmode frei erhielten und dafür das moralische Kreditsystem aufbauten und festigten, welches ein armes Land zu einem reichen macht. So wenig der neue Minister Flottwell in das polnische Element nach Posen paßte, so sehr ist man des festen Glaubens, daß er seine neue Stelle mit allen Ehren und aller Wirksamkeit ausfüllen und auf der Bahn seiner Vorgänger nach Oeffentlichkeit fortgehen werde. Welche Stellung der neue Minister den Eisenbahnen gegenüber nehmen wird, ist freilich noch unbestimmt, man darf aber annehmen, daß er auch darin der fördernden Bereitwilligkeit seines Vorgängers mit der weisen Zurückhaltung, welche derselbe gegen das zu Viele und zu Wage geübt, nachfolgen werde. Daß Hr. v. Bodelschwingh übrigens persönlich dem Verfahren ganz fremd gewesen ist, welches gegen die Anhaltsche Eisenbahn geübt wurde, und daß er nur einem mächtigern Druck zögernd und mit innerem Widerstreben nachgebend, die parallele Bahn nach Magdeburg zuließ, welche in die Lebenskraft jener einen so tiefen Einschnitt macht, wird jetzt allgemein behauptet. So darf man auch von seinem Nachfolger hoffen, daß er, wenn es gleich auch ihm nicht möglich wäre, den Rechtsstandpunkt festzuhalten, doch die Billigkeitsrücksichten gegen die Gekränkten bis zur äußersten Grenze üben und vertheidigen wird.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 64.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 150.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 22. Juni 1844.

Wenn die Phyſiognomik das wird, was Lavater von ihr erwartet, ſo wird man die Kinder aufhängen, ehe ſie die Thaten gethan haben, die den Galgen verdienen. Es wird alſo eine neue Art von Firmelung jedes Jahr vorgenommen werden müſſen, — ein phyſiognomiſches Auto-da-fé.

Lichtenberg.

Sanct Lavatus und die Phyſiognomen.

(Fortſetzung.)

Wie von einem jähen Schreck erfaßt, fuhr ich auf und ſtarrte in ein liſtig lächelndes Antlitz, deſſen ſtechendes Augenpaar ſehr angemeſſen mit der ſchmunzelnden Lippe harmonirte. Auch der Großvater hatte ſich zu mir herüber geneigt, forſchend, ſpähend und horchend. Sie hatten mich im Schlaf als lebendiges Exempel für ihre Geſichtsdoctrin genommen, meinen Kopf nach hinten und vorn gedreht, und der Herr Querkow — Querkopf hätte er heißen ſollen — hielt mich noch wie ein Buch in Händen, um die Beweisſtelle aufzuſuchen. Furchtſam, wie ich war, rührt' ich mich nicht. Und mein Anatom bei lebendigem Leibe ſprach gerade von Furchtſamkeit; er ſagte ſie mir auf den Kopf zu.

„Kleine Naſenlöcher verrathen allezeit den Furchtſamen," ſagte der Menſch. „Ein vorſtehendes Kinn," ſagte er, mir den Finger darunter legend, „iſt meiſt ein Zeichen von Kraft; läuft es aber in ſolchen ſpitzgeſchwungenen Linien, ſo iſt Liſt im Bunde." — „Und die Augen, die Augen?" fragte haſtig der alte Herr. — Ich hatte die Augen weit aufgeriſſen. — „Schwarz — ſchwarz wie kohlrabenfinſtre Nacht —" war die Antwort des Geſchwätzigen, „ſelten ohne Kraftfülle, ſelten ohne Kraftfülle! Wenn aber das obere Lid, wie hier, den Augenſtern ſchief durchſchneidet, viel Hang zum Geheimniß, viel Verſteckheit — halten zu Gnaden, halten zu Gnaden!" — „Das liegt ihm im Blut!" murmelte der Großvater finſter vor ſich hin und warf ſich unmuthig in die Lehne zurück.

„Bitte tauſendmal um Verzeihung, Monſeigneur, nur auf Befehl Sr. Erlaucht durft' ich — mußt' ich wagen" bat der Phyſikus, ſich mit einer widerlichen Devotion vor mir verneigend, um ſein freches Betaſten meines Hauptes zu entſchuldigen. Nur die Gegenwart des alten Herrn konnte mich abhalten, ihn in's Geſicht zu ſchlagen und eine phyſiognomiſche Betaſtung von eindringlicherer Art an ſeinen Backenknochen zu verſuchen. Aber ich war gebunden, vom Reſpekt gefeſſelt; ich fühlte nur, wie der Zorn mein Blut gegen die Herzkammern trieb, während ich die Zähne ſtill an einander preßte. Der Wagen ſtieß eben hart auf. Die vorgebeugte Haltung raubte dem Doktor das Gleichgewicht, er fuhr mit der Naſe an, ſchoß wie ein Pfeil zurück und die graue Beutelperrücke, die er trug, entlud eine Wolke von Staub auf die Erlaucht. Das gab Grund zu einem neuen „bitt' tauſendmal um Entſchuldigung," und wie er ſich von der Erſchütterung erholte, ſaß ihm das Haargeflecht windſchief, der Zopf quer über's Ohr, und ich

ſtieß — halb vor Zorn, halb überwältigt von dem komiſchen Anblick des ſchäbigen Doktors, ein helles Gelächter aus. Schäbig war der rechte Ausdruck für den Menſchen durch und durch, und wenn die Phyſiognomik lehrt, rechtskräftig vom Aeußern auf's Innere zu ſchließen, ſo hätt' ich dem armen Schlucker nicht ſeine Seele judiciren mögen. Er ſah wirklich aus wie ein debanquirter Spieler. Der Großvater Erlaucht mochte ihn jetzt ſelbſt nicht ohne ein Lächeln muſtern, wie der Schelm ſeine Verlegenheit hinter einer ſteifen Devotion zu verbergen ſuchte. Auch mochte ihn jetzt bei hellem lichten Tage die trauliche Nähe mit uns quälen. Er machte, wie deutſche Gelehrte ſind, wenn ſie ihr ABC hergeſagt haben, ein gepeinigtes und gelangweiltes Geſicht, als wär' er, der über den Geiſt ſeines Nebenmenſchen kommandiren wollte, nur deren Leibeigener.

Sanct Lavatus hatte uns, wie es ſchien, einen ziemlich dürren Abſenker ſeiner Weisheit überlaſſen. Der Rock, den der Elende trug, war vielleicht ehedem pfirſichfarben geweſen, aber ſo ausgegraut, daß er mit den ſchwarzwollenen Strümpfen und der baumwollenen Perrücke recht gut bei den Herrnhutern einen Stiefelputzer ſchmücken konnte. Mein Großvater Erlaucht war darin eigen, daß er ſelbſt von der Landſtraße das Geſindel aufleſen und an ſeine Tafel ziehen konnte, wenn ihn der Wiſſensdurſt quälte und er ſich von dem aufgegriffenen Kehricht eine Merkwürdigkeit verſprach.

In meinem Unmuth ſah ich ſtarr zum Fenſter hinaus. Die Sonne ſtand herrlich entfaltet über dem dampfenden Walde. Ein Auge Gottes, ein heiliges Angeſicht der ewigen Urkraft, ſtand ſie leuchtend über der traumbefangenen Welt. Und die Geſchöpfe jubelten ihr entgegen und badeten ſich im Glanz ihres goldenen Antlitzes. Alles umher war Luſt und Feier, Genuß oder Andacht; ein Grübler, der ſich ihre einzelnen Züge und Linien deuten wollte, war nirgends im weiten Umkreis der Natur.

Im nächſten Orte ward Halt gemacht und ich hatte beim Frühſtück neuen Grund, den Doktor der Geſichtsſpäherei zu verachten. Das Geſpräch über ſeine Wiſſenſchaft wurde wieder aufgenommen. Großvater ſagte: „Das gefällt mir an Eurem Meiſter nicht, daß er zugleich den Propheten, den Heiligen macht. Ich ehre jede Glaubensweiſe, aber man ſoll Niemanden, am wenigſten dem großen Haufen, Hokuspokus vormachen!" — „Die Wege des Herrn ſind wunderbar!" ſeufzte der Graue und fuhr gierig über den Kapaunenflügel her, den ihm der Diener vorhielt. „Es treibt ihn nun einmal der Geiſt, in die Welt zu ziehen und zu predigen. Freilich ſollte man nicht mit Gewalt heraufbeſchwören, was in eigener Entwicklung heranwachſen muß." — „Er ſollte es an ſich kommen laſſen," meinte der Großvater. „Man ſoll dem Volke nichts aufnöthigen." — „Ew. Erlaucht haben ſehr Recht," ſagte der Herr Querkow, ſich mit unterthäniger Verbeugung den Mund wiſchend. „Anſichkommenlaſſen, das iſt die rechte Maxime, zumal die halbe Welt ja ohnedieß ſich brieflich an ihn wendet. Er muß in Zürich für das große Frag- und Antwortſpiel, zu dem ihn die Welt zwingt, ein förmliches Bureau aufſchlagen." — „Wer ein Sonderling iſt," ſagte der Großvater, „der ſey's für ſich. Will der Sonderling Propaganda machen, ſo ſchlägt man ihn auf's Maul." — Der Doktor lachte; er glaubte, er müſſe hier lachen und die Rede der Erlaucht für einen witzigen Einfall nehmen. So leicht gab dieſer Jünger ſeinen Meiſter auf.

(Fortſetzung folgt.)

Proben aus Simrocks kleinem Heldenbuch.

(Fortſetzung.)

„Pater noſter! Bruder: kommt das dem Mönch wohl zu,
Nach ſchönen Frauen ſchielen?" „Schweig, laß mich in Ruh.
Meine Augen müßen ſchießen nach ſüßer Minne Ziel.
Dazu bin ich ein Kämpe und ſpiele dieſes Spiel."

„So wehr dich wacker, Moosbart," ſprach Meiſter Hildebrand,
„Wir ſind der Ehre willen gekommen in dieß Land:
Die laß dir alleine nicht verloren ſeyn."
Da gab es harte Schläge von den erzürnten Zwein.

Nun erſt ſah man im Zorne den Mönch Ilſan:
Mit ungefügen Schlägen lief er den Spielmann an.
Volker der Fiedler des Mönchs auch nicht vergaß:
Mit ſeinem Fiedelbogen manchen Hieb er ihm maß.

Benetzt ward der Anger, vom Blute ward er roth,
Sie brachten beid einander in große Angſt und Noth.
Sie ſchufen durch die Helme wohl ihren Schwertern Bahn;
Mit feindlichen Blicken ſahn ſie beid einander an.

Volker dem Bruder einen Streich über zog,
Daß ſein guter Predgerſtab ſeiner Hand entflog.
„Du zahlſt mir den Geigenſtreich, den du mir haſt gethan:
Ich verſchrote dir die Saiten," ſprach der Mönch Ilſan.

Herr Volker ſprach: „Ein Fiedler will ich noch immer ſeyn,
Ich weiß wohl zu ſtreichen mit dem Fiedelbogen mein.
Was ich damit erreiche muß auseinander gehn."
Anliefen ſich auf's Neue die Degen auserſehn.

Sie ſchlugen auf einander Schläge ſonder Zahl,
Es klangen Schild und Harniſch mit ungefügem Schall.
Die Harniſchringe ſprangen in die Roſen hin:
Zerſtreut ſah man ſie liegen als wären ſie geſät darin.

Da ſchlug der Bruder Ilſan einen ungefügen Schlag,
Daß ihm vor den Füßen Der mit der Fiedel lag.
Doch lag er nicht lange, der kühne Fiedelmann,
Er ſprang empor geſchwinde und lief den Bruder an;

Doch trieb ihn auf der Haide der Mönch kreuz und quer;
Er trieb ihn hin mit Schlägen und trieb ihn wieder her,
Daß ihm der Schweiß und auch das Blut durch den Harniſch rann:
So mußte vor ihm weichen Volker der Fiedelmann.

Dem kühnen Fiedelſpieler ward ein Schlag gethan,
Daß das Blut ihm ſtrommeis über die Augen rann.
Auf ſprang die Königstochter, die wunderſchöne Magd,
Und ſchied ſie von einander, die Helden unverzagt.

Sie ſprach: „Herr Mönch, ich will es euerm Abte ſagen,
Ich will ihm Briefe ſenden, und euch darin verklagen,
Daß er euch zu faſten ſezt ein langes Ziel.“
„Das thu ich Alles gerne,“ ſprach der Mönch, „wenn ich will.

„Wohl mögt ihr euch beklagen, es thut euch wahrlich Noth:
Wir haben euch geſchlagen Rieſen und Ritter todt.
Ich hörte ſie hier Beichte; doch iſt die Buße ſchwer,
Die ſie empfangen haben,“ ſo ſprach der Prediger.

„Das Kloſter mag verbrennen,“ ſprach der Fiedelmann,
„In das du biſt gegangen, du alter grauer Mann;
Dem Teufel ſollſt empfohlen mit deinen Brüdern ſeyn:
Du gabſt mit deinem Stabe mir Streiche groß und klein.“

„Nun mög uns Gott behüten (mit Fluchen ſchweige ſtill)
Mich und meine Brüder, wie ich dir ſagen will.
Mein Predgerſtab ſchlägt kräftig und unterweilen ſcharf;
Ich kann ihn ſelber führen, keines Andern ich bedarf.

„Das hab ich heut erwieſen hier in den Roſen roth.“
„Das dir dein Abt geſezt hat, nicht ſchwer iſt dein Gebot.
Du möchteſt ſtatt der Kutte wohl klare Seide tragen:
Was ſoll man dich zu holen erſt nach dem Kloſter jagen?“

„Ich mag das Fleiſch wohl miſſen, doch nicht ſo leicht das Blut:
Es iſt mir angeboren, des bin ich wohlgemuth,
Von den Wölſingen, die haben's ſtäts geübt:
Zu Stürmen und zu Streiten zog Keiner je betrübt.

„Das übt ich heute wieder, der Jugend nur zum Bild,
Damit ſie lernen kämpfen wie ich im Kampfgefild.
In Stürmen und in Streiten ich ſtäts nach Ehren rang;
Komm ich zurück in's Kloſter, ſo faſt ich wieder lang.“

Da hatte Bruder Ilſan großen Uebermuth
Begangen in dem Garten, ſein Predgerſtab war gut.
Er hatte da zertreten die Blumen und den Klee:
Das that dem König Gibich und ſeiner Tochter weh.

Doch ſäumte ſich nicht länger Kriemhild die Königin:
Mit einem Kranz von Roſen trat ſie zum Mönch dahin
Ein Halſen und ein Küſſen gab ſie dem Degen hehr.
Er ſprach: „Edle Königin, ich brauche der Roſen mehr.“

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

Die Fremden und die Induſtrieausſtellung.

Die Folgen des ungeheuern Zufluſſes von Fremden, worüber Theater, Handel und Gewerbe hoch erfreut ſind, und die Tagesblätter oft ſpaſſen, wie über alles Sonderbare, was ſich zuträgt, zeigen ſich ſchon in den ſtatiſtiſchen Angaben, welche von Zeit zu Zeit bekannt gemacht werden. Da Paris im vorigen Maimonate 694 Ochſen und 1962 Kälber mehr verzehrt hat, als im Mai des Jahres 1845, ſo folgert man ganz natürlich daraus, daß 80,000 Fremde nöthig geweſen, um dieſe Vermehrung in der Pariſer Fleiſchkonſumtion zu bewirken. 2656 Stück Rindvieh haben alſo mit ihrem Leben das den Pariſern verſchaffte Vergnügen, eine Ausſtellung der Induſtrieprodukte zu haben, bezahlen müſſen. Im umgekehrten Verhältniß zu dieſer erhöhten Rindviehkonſumtion ſteht aber die des Hammelfleiſches; denn aus denſelben ſtatiſtiſchen Berechnungen ergibt ſich, daß in eben dem Maimonate, worin die Rindviehkonſumtion um 2656 Stück vermehrt worden iſt, die Verzehrung des Hammelfleiſches um 684 Stück abgenommen hat, im Vergleich mit dem Maimonate des Jahres 1845. Es wäre intereſſant, den Grund dieſer ſonderbaren Erſcheinung aufzuſuchen. Sind etwa die Provinzbewohner, welche ſchaarenweiſe der Hauptſtadt zugeeilt ſind, um die Ausſtellung der Induſtrieprodukte mit anzuſehen, große Liebhaber des Rindfleiſches und haben eine Abneigung gegen Hammelfleiſch? oder haben die Pariſer ſelbſt dießmal ihre Luſt zum Verzehren der Cotelettes und der Hammelbraten verloren? oder hat man weniger Schafe zum Markte geſchickt, um deſto mehr Wolle zur Ausſtellung ſchicken zu können? Wenigſtens erblickt man bei der Ausſtellung viel ſchöne Wolle und noch mehr aus Wolle verfertigte Waaren. In Wollenzeugen hat Frankreich große Fortſchritte gemacht, und da es ſo vortreffliche Tücher und andere Wollenzeuge verfertigt, ſo iſt es nicht mehr als billig, daß es die Schafe nicht alle zur Schlachtbank ſchickt, ſondern ſich mit dem Scheeren derſelben begnügt. Aber vielleicht beruht die Verminderung der Hammelfleiſchkonſumtion während des lezten Maimonats auf irgend einem andern, uns verborgenen Umſtande. Den Wein hat man wahrſcheinlich nicht ſo geſchont, als die Hämmel, und da der Weinzoll die bedeutendſte Einnahme der Stadt Paris ausmacht, neben dem Antheil an dieſem Zoll, welcher dem Staatsſchatze zu gute kommt, ſo wird gewiß die Munizipalbehörde den Zufluß der

Fremden ſtark an ihrer Einnahme geſpürt haben, und die Weinhändler im mittäglichen Frankreich, welche ſchon lange klagen, daß ſie ihre Weine nicht abſetzen können, werden dießmal eine ſtarke Partie nach Paris verſendet haben, wo man übrigens gute und ſchlechte Weine gleichmäßig abſezt, und wo die Verfälſchung der Weine ſo arg geworden war, daß die Kammern haben ein Geſetz machen müſſen, um derſelben Einhalt zu thun. Wie die Sachen ſtanden, hätten die Weinſchenken, beſonders in den gemeinen Cabarets, zulezt gefärbtes Waſſer für Wein ausgegeben und verkauft.

Obſchon die ungeheuern Räume des zur Ausſtellung der Induſtrieprodukte beſtimmten Gebäudes in den champs elysées nun bereits über einen Monat offen ſtehen und täglich von vielen tauſend Menſchen beſucht werden, hat man ſich doch bei weitem noch nicht ſatt geſehen, und in der That ſind der ausgeſtellten Dinge ſo viele und ſo merkwürdige, daß man mit der Muſterung derſelben nicht ſo bald fertig wird und mehrmals dieſe Galerien beſuchen muß, wenn man nichts Wichtiges übergehen will. Dies läßt ſich um ſo leichter ausführen, da die Abtheilung in verſchiedene Fächer, als Zeuge, Maſchinen, Porzellan, Golds und Silberwaaren u. ſ. w., die Beſuche und Muſterungen ſehr erleichtert, und von der königlichen Familie an bis zum Taglöhner und Bauer ſucht jedweder allmählig das Wichtigſte kennen zu lernen. Nur der leichtſinnige Theil des Publikums, der allerdings ſehr zahlreich iſt, durchläuft die langen Galerien, ohne etwas dabei zu denken, gafft Alles an und glaubt, er habe Alles geſehen, wenn er ſagen kann: ich habe das Ganze geſehen. Uebrigens lauten die Urtheile über die ausgeſtellten Sachen und die dadurch veranlaßten Bemerkungen unter dem Volke ſehr poſſirlich, und Jeder hat ſich etwas gemerkt, was beſondern Eindruck auf ihn gemacht hat. So hat Einer nichts Merkwürdigeres bei der ganzen Ausſtellung gefunden, als den Ofen zum Ausbrüten der Eier, und er geht mehrmals hin, um ſich das Vergnügen zu verſchaffen, Hühnchen ohne Zuthun der Henne, welche ihm bisher unentbehrlich dabei geſchienen hatte, zur Welt kommen zu ſehen. Ein Anderer bleibt voll Verwunderung vor den Flaſchen ſtehen, in welchen 25jähriges Rindfleiſch und mehrjähriger Speck aufbewahrt werden, und nichts ſcheint ihm ein größeres Wunder des Erfindungsfleißes zu ſeyn, als ein Verfahren, Rindfleiſch für ſeine Nachkommen aufzubewahren. Ein Dritter gibt einer Waſchmaſchine den Vorzug, wodurch die Leinwand in Zeit von drei oder vier Stunden ohne Mitwirkung einer Wäſcherin gereinigt wird. Die tanzenden Automaten und der ſchreibende Marquis haben natürlich alle diejenigen zu Bewunderern, welche dieſe mechaniſchen Figuren nicht ſchon am Neujahre in den großen Läden der Kunſthändler geſehen haben. Vor den Gold- und Silberarbeiten der berühmten Pariſer Goldſchmiede und Juweliere wird es an Gaffern niemals leer, und der zum Geſchenke an den jungen Grafen von Paris beſtimmte Schild mit Figuren, ſo wie der daneben ſtehende Kelch mit künſtlichen Verzierungen, worunter eine Weintraube in Edelſteinen, werden minder als Induſtrieprodukte, denn als Kunſtwerke bewundert. Von dieſem Kelche wird erzählt, Jemand habe ein Gelübde gethan, daß wenn ihm eine Unternehmung, welche er vorhatte, gelingen würde, er für den Papſt einen ſchönen Kelch wolle verfertigen laſſen; das Unternehmen iſt, wie es ſcheint, gelungen, und der Papſt bekommt einen Kelch, wie er vermuthlich noch keinen hat; denn die Pariſer Goldarbeiter haben an demſelben alle ihre Kunſt aufgeboten.

(Fortſetzung folgt.)

Berlin, Mai.

(Fortſetzung.)

Vorſtell. — Flotte und Handelsamt. — Converſatorien.

Von der Abberufung des hannöverſchen Geſandten, den Gründen derſelben und der merkwürdigen Art, in welcher ſie erfolgte, erfahren wir hier nur durch auswärtige Zeitungen. — Abberufen durch die Natur aus unſerer Mitte wurde eine der lezten vorragenden Größen aus dem Befreiungskriege, der General Borſtell, ein Mann im vollen Sinne des Wortes, und ein Militär, welcher ſowohl durch eine ernſtere humaniere Bildung, als durch eine würdige, ja ſchöne Erſcheinung im Leben ſich auszeichnete, und wenn nicht überall die Herzen, doch Achtung ſich gewann. Seinen Anſichten nach gehörte er freilich mehr den Richtungen der Vergangenheit an, aber mit klarem Verſtande konnte er ſich nie zu deren phantaſtiſchen Extravaganzen neigen, und hatte wohl gelernt, daß ein Kampf gegen die Zeit ein thörichter und vergeblicher iſt, obgleich auch er in ſeinem frühern Leben bewieſen hat, daß er ſeinen eignen Willen ſehr gern durchſezte; einſt ſelbſt gegen Blücher, was ſeinem Namen, da es aus den humanſten Abſichten geſchah, einen Ehrenplaz in der Geſchichte geſichert hat. Faſt zu gleicher Zeit ſtarb auch ein Veteran der großen Zeit, der General Helwig, früher in ſchwediſchen Dienſten, der Wittwer unſerer geſchäzten Dichterin Amalie v. Helwig, gebornen v. Imhoff.

In Stettin liegt der Anfang unſerer Flotte. Möge das Ende ein beſſeres ſeyn, als vor hundert und fünfzig Jahren das unſerer Kolonien. Auch ein Handelsamt wird errichtet; an ſeiner Spitze ſteht der vorige preußiſche Geſandte in Amerika, Herr v. Rönne. Möchte die Flotte dem Handelsamt, oder das Handelsamt der Flotte zum freien Sunde verhelfen! Nun, wenn auch zur Zeit noch nicht, ſo iſt doch beides unbedenklich ein Fortſchritt. Ob die neue admonitoriſche Verfügung in Bezug auf die Lebensthätigkeit unſerer Univerſitäten es auch ſeyn wird, ruht noch in Dunkel. An dem guten Willen, der dieſer neuen Verfügung zum Grunde liegt, zweifelt zur Zeit ſchwerlich Jemand, der ſelbſt guten Willen mitbringt. Aber die Zeiten könnten ſich ändern, und was heute gut gemeint iſt, künftig zum Uebel ausſchlagen, wenn eine minder wohlwollende und geiſtig durchgebildete Kraft das Heft in Händen hielte. Unſere Univerſitäten haben ſich mit allem ihrem ſchleppenden lateiniſchen Vocabelapparat durch Jahrhunderte als die Feuerheerde oder Oefen der freien wiſſenſchaftlichen Entwicklung erhalten, aus ihnen ſind alle geiſtigen Elemente des Fortſchritts hervorgegangen. Dieſe wurden weder durch den Puder und den Staub, noch die Maſſe von Schlacken gehindert, welche jede Univerſitätsgeneration abwarf. Einen Theil dieſes Abwurfs zu retten, wer läugnet, daß dieß ein humanes Beſtreben iſt, aber ob das angerathene Mittel dazu helfen wird, die geiſtige Regſamkeit der Maſſe zu fördern? Ob es nicht ſtatt dem freien, dem ſervilen Sinne ſo bei den Lernenden als bei den Lehrenden neuen Stoff liefern dürfte, beſonders wenn, für wohl abgehaltene Converſation, die Ausſicht auf Beförderung und Anſtellung hingehalten wird? Uebrigens hatten einzelne Profeſſoren dieſe Converſatorien ſchon ohne äußere Anregung eingeführt. So lange die Sache kein Zwang iſt, ſo lange keine heroiſche Freiheit nöthig iſt, der Aufforderung zu widerſtehen, ließe ſich gegen die Sache, wie ſie ſich gibt, nicht viel einwenden.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 24.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 24.

Sonnabend, 22. Juni 1844.

[271] In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Schiller's
sämmtliche Werke

gr. 8. in 10 Bänden
auf feinem Velinpapier
geschmückt mit dem Porträt des Dichters in Stahlstich.

Erster Band

in Umschlag brochirt. Preis 1 fl. oder 16 gGr.

Um den vielfach geäußerten Wünschen nach einer schönen, sowohl in Deutlichkeit des Druckes als Eleganz der Ausstattung dem Auge gefälligen, dabei aber möglichst wohlfeilen Octav-Ausgabe von Schillers Werken zu entsprechen, werden wir im Laufe dieses Jahres eine neue Ausgabe veröffentlichen, wovon der erste Band die Presse bereits verlassen hat.

Den Preis des vollständigen Werkes stellen wir auf 6 Rthlr. 16 gGr. oder 10 fl. 48 kr.

Um dieser ausgezeichnet schönen Ausgabe die größtmögliche Verbreitung zu sichern, versenden wir dieselbe in einzelnen Bänden und berechnen zur Bequemlichkeit des Publikums jeden Band besonders.

Den 2ten und 3ten Band versenden wir Ende Juni, den 4ten Ende Juli, den 5ten und 6ten Ende August, den 7ten Ende September, den 8ten und 9ten Ende Oktober, den 10ten Ende November, so daß also die ganze Ausgabe vor Schluß des Jahres in den Händen der Subscribenten seyn wird.

Jede Buchhandlung wird auf Verlangen Probe-Exemplare vorlegen und ist in den Stand gesetzt zu den angegebenen Bedingungen Subscription anzunehmen.

Stuttgart und Tübingen, Juni 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

In demselben Verlag sind erschienen und gleichfalls durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Zehn Stahlstiche
zu Schillers Werken. Oktav-Ausgabe in Zehn Bänden.

Preis 1 fl. oder 16 gGr.

Inhalt: Rudolph von Habsburg. — Die Braut von Messina. — Die Räuber. — Wallensteins Lager. — Wilhelm Tell. — Jungfrau von Orleans. — Fiesco. — Maria Stuart. — Don Carlos. — Turandot.

Stuttgart und Tübingen, Juni 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[268] In Unterzeichneter ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

A. W. Iffland's
ausgewählte theatralische Werke.

Dritte Lieferung oder 7—10r Band.
Mit dem Porträt des Verfassers in Stahlstich.
Subscriptionspreis 1 Rthlr.

Inhalt:

VII. Die Höhen. Frauenstand. VIII. Die Advokaten. Erinnerung. Albert von Thurneisen. IX. Bewußtseyn. Der Vormund. Vaterfreuden. X. Elise von Valberg. Hausfrieden. Die Mündel.

Mit dieser Lieferung ist diese Auswahl von Iffland's besten dramatischen Schriften, die sich in Format, Druck und Papier vollkommen an die beliebten Ausgaben von Goethe, Schiller, Wieland, Klopstock, Lessing, Klinger ꝛc. anschließt, nunmehr vollständig erschienen. Der Subscriptionspreis für alle **10** Bände ist 3 Rthlr.

Leipzig, Juni 1844.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

[267] In Unterzeichneter ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Vorlesungen

über die

Naturlehre

für

Leser, denen es an mathematischen Vorkenntnissen fehlt,

von

H. W. Brandes,

Professor an der Universität zu Leipzig u. s. w.

Zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe,

besorgt von

C. W. H. Brandes und W. J. H. Michaelis,

Doctoren der Philosophie.

Mit Kupfern.

Vollständig in vier Lieferungen.

Zweite Lieferung (Bogen 16—30). Subscriptionspreis 1 Rthlr.

Der allgemeine Beifall, den sich dieses Werk bei seinem ersten Erscheinen erwarb, hat wohl hinreichend dargethan, wie sehr es dem leider zu früh vollendeten Verfasser gelungen ist, mit einer leichtfaßlichen unterhaltenden Darstellung denjenigen Grad von Gründlichkeit zu verbinden, der bei jeder Behandlung der exakten Wissenschaften als nothwendiges Erforderniß betrachtet werden muß.

Die neue Bearbeitung stellt sich dieselbe Aufgabe, wie die erste Auflage; sie wird ohne Voraussetzung anderer als der allergewöhnlichsten mathematischen Kenntnisse die in der Natur vorkommenden Erscheinungen gründlich und vollständig erklären, und zugleich von dem jetzigen Zustande unserer physikalischen Kenntnisse und von den Mitteln, wodurch man zu denselben gelangt ist, ein klares Bild geben; sie wird ebensowohl die unzähligen Erfahrungen, zu denen das tägliche Leben, die Künste und Gewerbe Veranlassung geben, als die Wirkungen der Natur im Großen und selbst die schwierigsten Erscheinungen, zu denen erst die neuesten Entdeckungen einen Schlüssel gegeben haben, behandeln. Unterscheiden wird sich dagegen die neue Auflage von der älteren durch die sorgfältigste Berücksichtigung der neuesten Entdeckungen und die Fortführung aller Lehren bis auf die jetzige Zeit, und in Folge dessen durch entsprechende Vermehrung des Textes und der Kupfertafeln, durch Hinzufügung eines ausführlichen, lexikographisch geordneten Registers und durch die äußere Ausstattung, die es bei größerem Formate und feinerem Papier möglich machen wird, das ganze Werk in einen nicht übermäßig starken Band zusammen binden zu lassen.

Um die Verbreitung eines Werkes möglichst zu erleichtern, das wohl auf Anerkennung in einem größeren Kreise rechnen darf, haben wir die Bedingungen der Subscription auf's billigste gestellt, nämlich:

Jede Lieferung von circa 15 Bogen (mit 4 Kupfertafeln) auf 1 Rthlr.

Das vollständige Werk wird demnach kosten 4 Rthlr.

Die dritte und vierte Lieferung werden in entsprechenden Zwischenräumen möglichst bald folgen.

Leipzig, Juni 1844.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

---

[275] In der Liter.-artist. Anstalt in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Handbuch für Reisende nach London

und dessen Umgebungen

von

Dr. Joseph Gambihler.

Mit einem Plane Londons, einer Karte der Küste Englands an der Themsemündung und einem Panorama der Themse-Ufer.

8. geb. in Sarsenet. Preis 4 fl. rhein. od. 2 Rthlr. 8 gGr.

Der Herr Verfasser spricht sich in der Vorrede über den Hauptzweck, den er vor Augen hatte, in folgenden Worten aus: „Zwei Punkte hatte ich besonders vor Augen: dem Reisenden auch bei nicht langem Aufenthalte, wo möglich, das Auswendiglernen der so interessanten Stadt zu erleichtern, da keine würdiger ist, auswendig gelernt zu werden, in dem Sinne, wie ältere Philologen einen ganzen klassischen Schriftsteller ihrem Gedächtnisse Zeile für Zeile anvertrauten; dann dem Reisenden, der auf den Hebel des äußeren Lebens, das Geld zu sehen hat, solche ökonomische Winke zu geben, die ihn von der Furcht vor dem Popanz der enormen Theurung befreiten."

---

[274] Bei Ed. Anton in Halle ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Brinckmeier, Ed. Dr., Die provenzalischen Troubadours nach ihrer Sprache, ihrer bürgerlichen Stellung, ihrer Eigenthümlichkeit, ihrem Leben und Wirken aus den Quellen übersichtlich dargestellt. gr. 8. broch. Preis 22½ Sgr.

---

[273] So eben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Göthe's Studentenjahre.

Roman in 2 Bänden. Preis 3½ Thlr.

Verlag der F. Peter'schen Buchhandlung in Leipzig.

[272] Bei **Alexander Duncker**, Königl. Hofbuchhändler in Berlin, ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

Emanuel Geibel.

Dritte stark vermehrte Auflage.

Geh. 1⅚ Thlr. Eleg. geb. mit Goldschnitt. 2⅓ Thlr.

Das Portrait des Dichters. Nach der Natur gemalt von Louise Kugler. Auf Stein gezeichnet von B. Schertle. Roy.-Fol. ⅚ Thlr.

(In Bezug auf Aehnlichkeit und Schönheit der künstlerischen Ausführung möchte dieß Portrait nicht leicht zu übertreffen seyn.)

Vor Kurzem erschien ebendaselbst:

Volkslieder und Romanzen der Spanier im Versmaaße des Originals verdeutscht von Emanuel Geibel. 8. geh. 1⅓ Thlr.

---

[270] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Dinglers
Polytechnisches Journal.

Erstes Maiheft 1844.

Inhalt. Chattertons Schaufelräder für Dampfboote. Mit Abbild. — Newtons Achsen für Fuhrwerke auf Eisenbahnen und gewöhnlichen Straßen. Mit Abbild. — Ueber die Kohksconsumtion auf belgischen Eisenbahnen. — Ueber Pumpensätze in den belgischen Steinkohlenwerken. Mit Abbild. — Brewers Maschinen zur Papierfabrikation. Mit Abbild. — Taylors Baumwollspinn- und Schlichtmaschinen. Mit Abbild. — Heberts Walkmaschine für Wollentücher. Mit Abbild. — Bericht des Hrn. Olivier über den Celerigraph des Hrn. Habot. Mit Abbild. — Dr. Payerne's Verfahren, die verdorbene Luft in eingeschlossenen Räumen wieder athembar zu machen, nebst Beschreibung seiner Taucherglocke. Mit Abbild. — Ueber die Fällung der Metalle durch andere Metalle, von Becquerel. (Von den metallischen Ablagerungen mit Adhärenz, welche man durch Eintauchung, ohne Beihülfe metallischen Contacts erhält. Von den adhärirenden Ablagerungen der Metalle, welche mittelst des Contacts von Zink hervorgebracht werden.) — Ueber die Eigenschaft des Cyankaliums und des Cyaneisenkaliums, die Metalle aufzulösen, von Bagration. — Verfahren, reines Osmium und Iridium zu bereiten, von Fremy. — Emmich, über Verbesserung flacher Bedachungen. — Mills' Construktion und Befestigungsmethode der Handschuhknöpfe. Mit Abbild. — Königlich französische Verordnung in Betreff der Dampfmaschinen und Dampfkessel (mit Ausnahme jener auf Schiffen). (Tabelle über die den cylindrischen Dampfkesseln von Eisenblech oder gewalztem Kupfer zu gebende Dicke. Tabelle zur Bestimmung des den Oeffnungen der Sicherheitsventile zu gebenden Durchmessers.) — Ueber die Meyerschen Locomotiven und ihre Leistungen in Oesterreich und Frankreich, von Demarteau. — Miscellen. Verzeichniß der vom 28. December 1843 bis 26. Januar 1844 in England ertheilten Patente. — Ueber die Anwendung der Ausdehnung hochgespannter Wasserdämpfe bei Dampfmaschinen, mit besonderer Beziehung auf Locomotiven. — Verhältnisse der sechsräderigen Dampfwagen von William Norris u. Comp. in Philadelphia. — Ueber die Kunst, Glas zu ätzen und zu drucken (Hyalographie). — Verfahren, um bei der feuchtesten Witterung schöne Lichtbilder zu erhalten. — Wärme-Entwicklung mittelst fester Kohlensäure. — Quecksilber aus China. — Ueber galvanische Versilberung. — Michells Verfahren, die Zinnerze von Kupfer, Eisen, Blei, Wismuth u. s. w. zu reinigen.

Zweites Maiheft.

Marchals Verbesserungen an Eisenbahnen und Eisenbahnwagen. Mit Abbild. — Versuche auf der Braunschweig-Harzburger Bahn über Bergfahrten mit Locomotiven. — Ueber Rauchverbrennungsapparate bei Dampfkesselfeuerungen. Mit Abbild. — Beschreibung einer Maschine, um Ruthen oder Schlige aus Metallstäcken auszuhobeln, welche in der Maschinenfabrik des Hrn. Cavé zu Paris angewendet wird. Mit Abbild. — Ueber verbesserte Pumpenventile. — Chiltons und Braithwaite's Maschine zum Schneiden oder Spalten des Holzes für Brennmaterial ꝛc. Mit Abbild. — Nisbetts Maschinen zum Abschaben und Bimsen der Häute. Mit Abbild. — Gillett's Apparat zum Ausbohren der Heu- oder Getreidehaufen, um im Innern derselben eine Ventilation herzustellen und eine Selbstentzündung zu verhüten. Mit Abbild. — Johnsons Verbesserungen in der Kerzenfabrikation. Mit Abbild. — Heizung des Stufenofens durch das Herdfeuer. Mit Abbild. — Troughtons Apparate zum Waschen der Erze. Mit Abbild. — Ueber die zu St. Stephan angestellten Eisenfrischversuche mit Braunkohlengasen, von Tunner. Mit Abbild. — Ueber den vermeintlichen Einfluß der Fortleitung des Leuchtgases in Röhren auf dessen Leuchtkraft, von Dr. Fyfe. — Ueber elektrochemische Versilberung, von Becquerel. — Ueber ein neues Verfahren, die empfindliche Schicht auf den zu Lichtbildern bestimmten Metallplatten anzubringen, von Daguerre. — Ueber Schützenbachs neueste Verbesserungen in der Zuckerfabrikation, von Dumas. — Ueber die Fabrikation des Runkelrübenzuckers, von Payen. — Ueber die Zusammensetzung der bei den metallurgischen Operationen sich erzeugenden Gase, von Ebelmen. — Ueber den südamerikanischen und afrikanischen Guano, von Davy. — Instruktion zur Vollstreckung der königlich französischen Verordnung vom 22sten Mai 1843, die Dampfmaschinen und Dampfkessel (mit Ausnahme jener auf Schiffen) betreffend. — Miscellen. Verzeichniß der vom 27. Januar bis 27. Februar 1844 in England ertheilten Patente. — Metallegirung zu den Zapfenlagern der Locomotiven. — Ueber die Unterscheidung ächter und unächter Vergoldung auf Papier und Borten. — H. Houldsworths Versuche über den Nutzeffekt von Kohlen bei verschiedener Luftzuführung. — Reinigung des Quecksilbers. — Zersprengung des Glases durch Aetznatron. — Verfahren, Kupferstiche auf Holz zu übertragen. — Verfahren, mit Gehirn verfälschte Milch zu erkennen. — Ueber Conservation von Oelgemälden. — Mittel zum schnellsten Trocknen der Oelfarben. — Verfahren zur Bereitung von Firniß. — Feuereimer von Hanftuch. — Verfahren, dem Holz einen dem Eichenholz ähnlichen Anstrich zu geben. — Ueber die Anwendung der Waldwolle zum Polstern der Möbel, für Pferdekissen, Matratzen, Bettdecken ꝛc. — Verfahren, grüne Gemüse für den Winter aufzubewahren.

* * *

Von diesem alle Zweige der Technik umfassenden Journale erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang, aus 24 Heften mit 30 bis 36 großen Tafeln Abbildungen bestehend, mit einem vollständigen Sachregister versehen, macht für sich ein Ganzes aus, und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen nur 9 Rthlr. 8 gGr. oder 16 fl. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

Die Verlagshandlung kann vom

Polytechnischen Journal

noch einige ganz vollständige Exemplare, welche sie aufgekauft hat, und zwar 1ster bis 21ster Jahrgang oder Band 1 bis 78 zu 196 Rthlr. oder 336 fl. im 24 Guldenfuß anbieten.

Einzelne Jahrgänge sind fortwährend zum Preise von 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gGr. zu haben.

Die Verlagshandlung.

Real-Index

zu Dr. Pinglers

polytechnischem Journal.

Von Band I bis LXXVIII.

Von

Dr. Michael Stecker,

k. k. Universitäts-Professor und Sekretair der Landwirthschafts-Gesellschaft in Wien.

gr. 8. broch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 4 gGr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[260] Bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Aus der Zeit und dem Leben.

Von

Karl Gutzkow.

Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Von K. Gutzkow erschien früher daselbst:

Briefe aus Paris. Zwei Theile. Gr. 12. 1842. Geh. 3 Thlr.

---

[269] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Beschreibung

des

Königreichs Württemberg.

Neunzehntes Heft:

Oberamt Heidenheim.

Herausgegeben von dem

königl. statistisch-topographischen Bureau.

Mit einer Karte des Oberamts, einer Ansicht von Heidenheim und vier Tabellen.

gr. 8. Velinpapier. Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Stuttgart und Tübingen, Juni 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Für Gartenfreunde, Blumisten und Pomologen, Gutsbesitzer und Landwirthe.

Systematische Beschreibung

der vorzüglichsten in Deutschland vorhandenen

Kernobstsorten.

Von

Dr. A. Fr. Adr. Diel.

6 Hefte mit illuminirten Abbildungen. 10 fl. 48 kr. oder 6 Rthlr. 14 gGr.

Die Modepflanzen unserer Zeit.

Erstes Bändchen:

Camellia und Cactus.

Anleitung

zur

Cultur und Vermehrung derselben.

Ein gemeinnütziges Handbuch.

Mit besonderer Rücksicht für den Privatliebhaber,

herausgegeben

von

W. Neubert.

Sekretär des landwirthschaftl. Vereins in Tübingen.

8. broch. Preis 1 fl. oder 16 Gr.

Inhalt: Erster Theil (Ueber Camellien). Einleitung. Heimath und Verbreitung der Camellia. Name und botanischer Charakter. Cultur. Die Erde. Das Versetzen. Das Begießen. Das Beschneiden. Der Standpunkt. Temperatur. Das Treiben. Insekten. Vermehrung. Mittel, das Abfallen der Knospen zu verhüten. Eintheilung in Arten. Zeit des Einkaufs. Werth. Uebersicht der Arten. — Zweiter Theil (Cactus). Einleitung. Cactus als Mode- und Zimmerpflanze. Heimath der Cactus. Beschreibung der Pflanze überhaupt. Die Stengel. Der Saft. Der Blüthenstand. Die Blüthe. Eintheilung der Sorten. Behandlung. Vermehrung. Das Versetzen und die Erde. Das Pfropfen. Die Befruchtung. Bemerkungen. Verzeichniß verschiedener Arten.

Zweites Bändchen:

Die Rosen.

Ihre Beschreibung, Cultur und Vermehrung.

8. broch. Preis 1 fl. oder 16 Gr.

Inhalt: Die Rose als Modepflanze. — Geschichte der Rose. — Name der Rose. — Botanischer Charakter. — Heimath der Rosen. — Verbreitung der Rose. — Eintheilung in Arten. — Cultur der Rosen. — Die Erde. — Das Versetzen. — Das Begießen. — Der Standpunkt. — Die Ueberwinterung. — Das Treiben. — Die Vermehrung. — Feinde der Rosen.

Die höchste Kultur

aller Blumenpflanzen,

um zu jeder Jahrszeit im Garten, im Zimmer und vor dem Fenster alle Arten Blumen heranzutreiben und zu pflegen ꝛc.

von

J. E. v. Reider.

Preis 1 fl. oder 16 gGr.

Die Fortpflanzung und Ernährung

der Pflanzen

im Zusammenhange mit dem ganzen Pflanzenleben und mit Rücksicht auf die Kulturgesetze nach einer natürlichen Methode dargestellt.

Von

C. H. Schultz.

Mit 3 Kupfertafeln. 6 fl. oder 3 Rthlr. 12 gGr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

№ 151.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 24. Juni 1844.

Des Abends beim Gebete nie
Noch vor dem Beichtſtuhl beugt er's Knie,
Ein Blick mit unheimlichem Trutze
Stiert unter der ſchwärzlichen Kapuze;
Wenn je, vermummt, der Hölle entfloh
Ein Teufel, dann erſchien er ſo!

Byron.

Proben aus Simrocks kleinem Heldenbuch.

Der Roſengarten.

Aus dem zwölften Abenteuer. *

Nun wißt ihr wie den Brüdern verſprach der Mönch Ilſan
Zweiundfünfzig Kränze, die ſollten ſie empfahn.
Demnach ſprang in den Garten der Mönch auf ſchnellem Roß:
„Wo ſind nun Zweiundfünfzig? Ich beſteh allein den Troß.“

Zweiundfünfzig Recken mußten auf den Plan:
Die beſtand alleine der kühne Mönch Ilſan.
Er bezwang ſie nacheinander und gab ihnen ſeinen Segen;
Von den zweiundfünfzig waren zwölf im Tod erlegen.

Die Andern bracht er alle in Angſt und große Noth:
Sie mußten ſich ergeben, ſie fürchteten den Tod.
Darnach ſah man ihn traben zu der Königstochter hehr:
„Nun heißt ſie begraben, und übt keine Hochfahrt mehr.

„Ich hab ſie zugerüſtet, gab ihnen meinen Segen,
Des ſie nicht mehr gelüſtet; ein Theil iſt mir erlegen.
Gedenkt nun meiner Rede, Königstochter hehr,
Als ihr mein Kränzlein brachtet, ich brauchte der Roſen mehr.

„Zweiundfünfzig Kränze, ſoviel der Brüder ſind,
Zweiundfünfzig Recken beſtand ich hier geſchwind.“
Da ging Kriemhild und holte der rothen Roſen Schein,
Ihm gab die Königstochter zweiundfünfzig Kränzelein.

Er ſprach: „Soviel der Küſſe laßt mich auch noch empfahn;
Glaubt mir auf meinen Orden, es geht nicht anders an.“
Wenn ſie ihn küſſen wollte, den Mönch Ilſan,
Er rieb mit ſeinem Barte die Königin wohlgethan.

In die Roſen ſah man fließen das roſenfarbne Blut:
Sie mocht es wohl verdrießen; den Bruder deucht es gut:
„So ſoll man billig küſſen eine unbeſcheidne Maid.
Wär euer Will ergangen, fürwahr, es wär mir leid.“

Da nun in Freundſchaft ſchieden die Degen allzumal,
Da hörte man im Garten rufen überall:
„Nun zieht herbei die Roſſe, die Herren wollen fahren;
Die daheim verbleiben, die möge Gott bewahren.

„Die da ſind erſchlagen, deren Seelen pflege Gott.“
Den Mönch Ilſan deuchte das allzumal ein Spott:
„Ihr mögt euch wohl freuen, daß ich Beichte hören kann,
Ich vergeb euch eure Sünden und entſchlag euch dem Bann.

* Nachdem alle Recken Kriemhildens, zuletzt Siegfried von Dietrich, beſiegt worden und in des Berners Dienſtbarkeit gebracht ſind, reiten die Sieger wieder heim.

„Ich bin ein guter Bruder und mach euch sündenfrei;
Mir wohnt von dem Kloster so große Gnade bei,
Sollt ich bei den Frauen im Rosengarten leben,
Ich wollt ihnen für die Sünden geringe Buße geben."

Sie lebten in Ehren, nach ritterlichen Sitten;
Des freuten sich die Herren, daß sie am Rhein gestritten.
Turnieren und Stechen und ander Ritterspiel,
Das trieben die Recken noch ferner bis an das Ziel,

Daß sie Urlaub nahmen von dem Fürsten gut.
Ein Jeder fuhr zu Lande von dannen wohlgemuth.
Da sprach wohlgezogen der Mönch Ilsan:
„Edler Fürst von Berne, nun laßt mich Urlaub empfahn.

„Ich muß in meinen Orden gen Isenburg zurück:
Ich gelobte meinen Brüdern, hätt ich im Streite Glück,
So wollt ich Jedem bringen ein Rosenkränzelein:
Sie sollten für mich singen und auch zur Mette seyn."

Da sprach der Vogt von Berne, ein Degen unverzagt:
„Mein Dienst und meine Habe, die ist dir unversagt,
Die theil ich mit dir gerne, du werther kühner Mann;
Du hast in diesen Tagen mir Liebes viel gethan."

Er segnete den Berner und den alten Hildebrand,
Und kam in großer Eile gen Isenburg gerannt.
Da er an's Kloster klopfte, das hörten drin die Zagen:
Da erschracken seine Brüder, daß er nicht war erschlagen.

Da ließ er vor sich kommen die Brüder allzumal.
„Die Rosenkränze bring ich, zweiundfünfzig an der Zahl.
Die will ich euch geben, ihr lieben Brüder mein,
Daß eure Häupter alle gekrönet sollen seyn."

Aufsezt' er da den Brüdern die Rosenkränzelein:
Sie mußten alle schreien, so drückt' er sie hinein
Jeglichem in die Platte; die Herrn bekreuzten sich:
Was sie gebeten hatten ging Alles hinter sich.

Ueber Stirn und Ohren rann ihnen rothes Blut.
„Ich mußt auch Noth erleiden, wenn es euch wehe thut.
Da wir Gebrüder heißen, wohl billig dünkt es mich,
Daß Ihr auch Pein erduldet um die Kränze so wie ich.

„Nähmt ihr sie ohne Schmerzen, die Rosenkränzelein,
Es wär euch große Sünde, ihr lieben Brüder mein.
Nun seyd ihr hübsche Knaben, die Krone steht euch fein;
Wer mehr begehrt zu haben, der hole sie sich am Rhein,

„So wird er wohl inne, was solch ein Kränzlein werth,
Mir hat sie für mein Fechten die Königin verehrt."
Der Abt und der Prior und der ganze Convent,
Die wurden hold dem Mönche, den man da Ilsan nennt.

That er ihnen wehe, gar schmerzlich Ungemach,
Sie durften's nicht gestehen, ihm Keiner widersprach.
Im Zorne zu den Brüdern sprach der Mönch Ilsan:
„Nun helft mir die Sünden büßen, die ich gethan."

Das mußten ihm geloben die Brüder lobesam,
Daß er nicht sollte toben, und wieder-würde zahm.
Doch waren Etliche, die wollten nicht daran;
Er sprach im großen Zorne: „Ihr sollt den Lohn empfahn.

„Habt ihr die Kränz empfangen und treibt nun solch ein Wesen,
Ich häng euch über Stangen, will euch andre Vesper lesen."
Er knüpfte sie zusammen mit ihren Bärten greis,
Und hing sie an die Stange: „Da hängt ihr reihenweis."

Die Brüder in dem Orden, sie schrieen alle laut:
„Er wird uns noch ermorden, das böse Teufelskraut."
Ihr Schreien half mit Nichten, er kehrte sich nicht dran,
Sie mußten sich verpflichten zu beten für den Mann.

Zur Vesper und zur Metten mußten sie für ihn gehn,
Wollten sie sich retten, sonst war's um sie geschehn.
Sie bogen ihre Kniee mit Singen und mit Lesen,
Und büßten seine Sünden: da ließ er sie genesen.

Sie sprachen: „Lieber Herre, es muß euch sicher frommen,
Wir haben eure Sünden zumal auf uns genommen.
Des freut sich unser Herze, daß es euch so gerieth."
Hiermit so hat ein Ende das Rosengartenlied.

Sanct Lavatus und die Physiognomen.

(Fortsetzung.)

Die Episode mit der Fratze von Physiognomen war für mich mit unserer Ankunft im Schlosse beendigt. Mit einer innern Empörung war in mir noch unterwegs der Gedanke aufgestiegen, ob dieser Mensch mir vielleicht als ein neuer Lehrmeister zugeführt werden sollte. Ich war stolz, ich fühlte mich verletzt. Ein mir ganz fremdes Subjekt hatte mich für listig, für versteckt, ja für einen Furchtsamen Angesichts meines Großvaters erklärt und über die Entdeckung solcher perfiden Seelenkräfte an meinem Kopfe die Hände über seinen eigenen Kopf zusammen geschlagen. Wäre mir der Doktor Physikus aufgezwungen worden, ich wäre fest entschlossen gewesen, ihm gegenüber gerade die umgekehrten Eigenschaften zu entwickeln. Nicht mit List, mit Gewalt hätt' ich mich widersezt. Vielleicht hatte der regierende Herr mit dem

Lavaterianer, als er ihn zu sich nahm, pädagogische Absichten für mich, aber ich hatte unterwegs über den Menschen gelacht, und wenn ich den alten Herrn recht kannte, so war damit die Möglichkeit eines Verhältnisses zwischen Präzeptor und Zögling ein für allemal beseitigt.

Auf den lezten Stationen der Rückreise hatte mich fast eine Sehnsucht nach meinem alten Hofmeister angewandelt, der mit dem zerbrochenen Wagen zurückgeblieben war. Ich nenne ihn alt; er war ein Mann in den gesezten Jahren, aber er hatte eine gewisse steife Grandezza, die ihn älter und abgethaner erscheinen ließ, als er seyn mochte. Mein Gouverneur, ein Tübinger Magister, in allen Fächern höchst bewandert und taktfest, war einer von den zweihundert schwäbischen Theologen, welche die Offenbarung Johannis commentirt haben und als den sichtbarsten Beweis der wirklichen göttlichen Inspiration dieses Buches angeben, daß man Alles darin finde, was man mit aufrichtigem Herzen darin suche.

Der Name des biedern Mannes war Schwarzlohe. Er hatte bereits früher zwei junge Vettern von mir heraugebildet, war somit in der Familie als Erzieher beglaubigt, und hatte sich durch den langen Verkehr in solchen Verhältnissen sehr wohl in die Gêne einer untergeordneten Stellung gefunden, ohne seinem moralischen Einwirken auf die Zöglinge und seiner geistlichen Oberhoheit dadurch Abbruch zu thun. Den Widerstreit zwischen innerer Wichtigkeit und äußerlicher Unbedeutendheit, dem Hofmeister auf dem Parquetboden der höhern Gesellschaft begegnen müssen, hatte er auf eine ziemlich bequeme Weise ausgeglichen. Er beobachtete auf das genaueste, ja mit pedantischer Strenge die Formen der Etiquette, die mir als geborenem Reichsgrafen und muthmaßlichem Erben des regierenden Herrn zukamen. Er schulte die Dienerschaft, regelte das Verhalten aller Personen um mich her, und indem er so einen festen Organismus des Anstandes einführte und festhielt, hatte er mich selber gegen Willkühr und Uebermuth mit einem Gewebe von Verknüpfungen, mit einem ganzen System von Gêne umgeben, das mich nicht drückte, aber doch verfassungsmäßig und gesetzlich band. Nur offenbare Rohheit hätte die Kette des Anstandes, die er wie schwere, steife Guirlanden um mich zog, sprengen können. Hierdurch hatte er sich mit den Ansprüchen meines Standes abgefunden. Seinerseits forderte er dann auch eben so bestimmt und fest, und hielt auf seine Forderungen im Namen der höchsten Güter, im Namen der Gerechtigkeit und Tugend, im Namen eines guten Herzens, das er in mir absichtlich voraussezte. Es war sein Grundsatz, Sittlichkeit und Herzensgüte unbewiesen anzunehmen und mit Hülfe dieser Voraunahme wirkte er vielleicht mehr als mancher mit dem Argwohn, die menschliche Natur sey von Grund aus böse.

Ganz genügend mochte den Großvater Erlaucht die Erziehung, die ich durch den guten Schwarzlohe genoß, wohl nicht bedünken. Auch war es Styl, daß mehr als zwei Hände an einer jungen Seele herum arbeiteten. Man pflegte für den männlichen Sproß eines reichsgräflichen Hauses wenigstens zwei Erzieher zu halten. Dem einen vertraute man die moralische Aufsicht über die junge Pflanze und nahm dazu einen etwas gesezten Pfleger. Dieser hieß der eigentliche Hofmeister, der auf die Person des Pfleglings angewiesen war; ein solcher war mein Magister. Außerdem bedurfte es noch eines Gouverneurs, der Einem „Gente beizubringen" beauftragt wurde, den jungen deutschen Leuten in der aisance des Ausdrucks die lezte Weihe zu geben, ihnen esprit beizubringen hatte. Hierzu nahm man meist einen lebhaften jungen Mann, der hervorspringende Talente und die Feinheiten der Gesellschaftsbildung aufzuweisen hatte. In der Regel holte man sich dazu Subjekte aus Frankreich, für protestantische deutsche Familien aus der französischen Schweiz, namentlich aus Genf, während bei weiblichen Individuen auch wohl Bonnen aus der Berliner Kolonie gesucht wurden. Ein solcher französischer Bon und Beau fehlte mir noch immer. Am französischen Parliren hatte es mir bis dahin keineswegs gefehlt, ich hatte täglich Conversation mit meinem maître de langue, sprach mit Friseur und Kammerdiener, die beide Franzosen waren, nur Französisch, hörte bei Tafel und in den Abendzimmern des regierenden Herrn bald dieß, bald Italienisch.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Mai.

(Schluß.)

Der gestiefelte Kater. — Oehlenschläger. — Schadow.

Mit einer zweiten Aufführung des gestiefelten Katers scheint man das Stück ruhen lassen zu wollen, was sich durch Ddrings Abreise, welcher im Publikum die Hauptrolle (Böttiger) spielt, von selbst gebot. Die zweite Darstellung war noch gründeter als die erste, und das reale Publikum für dieses Stück zweckmäßiger unter den Gebildeten Berlins als das erstemal gewählt. Obgleich nicht zu zweifeln ist, daß das Stück auf dem öffentlichen Theater volle Häuser machen und, wie bei dieser zweiten Hofdarstellung, den Beifall sehr Vieler einernten würde, ist man doch auf zu vielen Widerspruch gestoßen, um diesen Versuch zu wagen. Denen es ein Genuß war und seyn würde, sind jezt stille Leute, nicht im Shakespeareschen Sinn, aber sie genießen nur für sich und geben ihre Freude nicht laut von sich. Sie schwelgen in Erinnerungen, aber die Repräsentanten der Gegenwart leben in die Zukunft; es fehlt an einer Brücke. In so fern

geben wir den Vorwurf zu, daß das Stück veraltet sey. Wäre Tieck in seiner Jugend siegend durchgedrungen und hätte sich der Bühne bemächtigt, welch ein deutsches Nationaltheater, welch ein nationales Lustspiel hätte aus diesen dramatisirten Mährchen hervorblühen können. Nun ist es zu spät. Man lese seine Mährchendramen durch, besonders den Fortunat, welcher unerschöpfliche Quell von Humor, welche dramatische Lustigkeit ist darin enthalten, denen nur eine formgebende Hand fehlt, um sie bühnengerecht zu machen. Der Strom nahm eine andere Richtung; es ist darüber nicht zu hadern.

Oehlenschläger war hier, vom Könige und verschiedenen, dem Dichter befreundeten Kreisen mit Ehren empfangen. Der Orden pour le mérite ist dem dänischen Dichter verliehen worden, wie wir mit Gewißheit hören, obschon unsere Zeitungen darüber noch schweigen. — Der Geburtstag des Veterans unserer Künstlerwelt, des 81jährigen Schadow, ward von einer durch seine Verehrer veranstalteten Gesellschaft von über 500 Personen im Krollschen Saale mittelst eines solennen Mittagsmahles gefeiert. Es ging so lustig und harmlos dabei her, wie man bei den Festen unserer Künstler es gewohnt ist; Gedichte, Reden, unter denen die des Jubilars die charakteristischsten blieben. Ein Kernmann aus einer Kernzeit, der unberührt blieb von allen wechselnden Modeträumen und Krankheiten des vergangenen halben Jahrhunderts. Wenn man diese Bedeutung hätte auffassen wollen, welcher Stoff hätte sich für die Redner dargeboten; aber Schadow selbst hatte sich alle Rührung verbeten, und die Festredner thaten vielleicht Recht daran, daß sie mit der Rührung auch den Ernst ausschlossen; er hätte möglicherweise zu ernst werden können. Den originellsten Beitrag zum Fest hatte der König geliefert, der auf die Bittschrift um Erlaubniß eines Fackelzuges, den die Polizei nicht gewähren dürfen, eigenhändig mit drei Zeilen geschrieben, wie gern er ihn gestatte und dem Greise noch andere achtzigmal ihn wünsche. Das Schreiben kursirte in der Versammlung.

Paris, Juni.

(Fortsetzung.)

Die Industrieausstellung. — Fortschritte der Technik.

Es ist sehr kurzweilig, die verschiedenen Vermuthungen über das geheimnißvolle Unternehmen, dessen Gelingen die Verfertigung eines so prächtigen Kelches veranlaßt hat, vom Volke äußern zu hören. Einige meinen, der Gelobende müsse wohl ein Bankier seyn, der irgend einer in Nöthen steckenden Regierung ein Anleihen von einigen Schock Millionen gemacht habe. Andere wollen hinter der Sache Armeelieferanten, noch Andere Unternehmer von Eisenbahnen wittern. Eigentlich weiß aber Keiner recht, von wem das dem Papste zu gute kommende Gelübde herrührt; nur dieß Einzige scheint sicher, daß der Unternehmer sehr viel gewonnen hat; denn wenn das nicht der Fall wäre, würde er sein ex voto schwerlich mit Trauben von Edelsteinen haben ausführen lassen. Der Erfolg muß seine Erwartung übersteigen haben. Vielleicht befindet sich der Mann unter denjenigen, welche zu dieser großen Ausstellung beigetragen und wovon Manche sich durch ihre großen industriellen Unternehmungen bereichert haben und Tausenden von Menschen Nahrung und Beschäftigung geben. Der Gewerbsfleiß hat sich in Frankreich so hoch emporgeschwungen, daß die großen Fabrikanten eine weit wichtigere Rolle spielen, als anderswo der Adel, und daß sogar Minister und Pairs aus dieser Klasse hervorgehen. Bekanntlich ist der jetzige Handelsminister Cunin-Gridaine ein großer Tuchfabrikant zu Sedan, und die Tücher seiner Fabrik sind bei der dießjährigen Ausstellung unter den Fabrikaten der Stadt Sedan zu schauen. Die Fabrikanten haben Einfluß auf die Deputirtenwahlen, sie werden selbst zu Deputirten und zu Mitgliedern der Departementsconseils gewählt; sie zahlen einen bedeutenden Theil der Steuern und der Staat gewinnt seinen Antheil an den Produkten ihres Fleißes; man sieht, daß diese Klasse von Bürgern die Achtung und die Auszeichnungen, welche ihnen zu Theil werden, völlig verdient, und daß Ludwig Philipp nicht zu viel gethan hat, wenn er die Hauptfabrikanten, welche zur jetzigen Ausstellung beigetragen, vorige Woche zu einem Feste nach Versailles eingeladen und ihnen daselbst in dem prächtigen Schauspielsaale Oper und Tanz in Gegenwart des ganzen Hofes zum Besten gegeben hat. Mehrere dieser Fabrikanten sind sehr wohl im Stande, auch dem königlichen Hofe in ihren weitläufigen Anstalten ein Fest zu geben, wenn sich die Gelegenheit dazu darbieten sollte. Die Tageblätter, welche die jetzige Ausstellung sehr umständlich und zum Theil auch sehr gründlich besprechen, loben besonders diejenigen Fabrikanten, welche es dahin bringen, gute Waaren wohlfeil liefern zu können; in dieser Hinsicht ist in der jetzigen Friedenszeit wirklich sehr viel geschehen, und durch mechanische Vorrichtungen ist man wirklich so glücklich gewesen, das Verfertigen der Zeuge so zu vereinfachen oder zu beschleunigen, daß sie weit wohlfeiler und dabei zuweilen noch schöner sind als vormals. Tücher, Shawls und eine Menge von Zeugen, welche sonst nur von Begüterten getragen werden konnten, sind allgemein in Gebrauch gekommen, und man rühmt mit Recht einen Fabrikanten aus dem mittäglichen Frankreich, welcher zur jetzigen Ausstellung Tuch zur Kleidung der Landleute geliefert hat, wovon das Mètre nur anderthalb Francs kostet, so daß ein Landmann sich für 10 Francs gut und warm kleiden kann. Es ist gut, daß dergleichen Fortschritte bei den vielen prunkenden Waaren, welche den Besuchern überall entgegen glänzen, nicht übersehen werden. Man macht sich aber ein wenig über die kleinen Spekulanten lustig, welche darauf sinnen, Surrogate allgemein nützlicher Dinge zu erfinden und in Umlauf zu setzen. So hat sich Einer viele Mühe gegeben, einen künstlichen Marmor zu verfertigen, da Frankreich doch an allerlei Arten von Marmor einen großen Ueberfluß besitzt und die ihm fehlenden Arten leicht aus Belgien und zum Theil auch aus Italien bezieht. Daß andere Spekulanten den Stein durch Carton-pierre ersetzen, woraus mehrere schöne Stücke, auch Kunstwerke der Ausstellung verfertigt sind, obschon Frankreich wahrlich an Steinen, welche leicht behauen werden können, keinen Mangel hat, leistet schon einen größern Nutzen, indem dieses Carton-pierre nicht allein als Surrogat des Steins, sondern auch als Surrogat der Bronzezierrathen, welche sehr theuer sind, und auch zum Ersatze des geschnitzten Holzes angewendet wird, viel leichter ist als Stein, nicht verbrennt wie Holz, und in geschlossenen Räumen sehr dauerhaft ist. Daher verbreitet sich der Gebrauch dieses täuschenden Carton-pierre auch immer mehr, eben so wie die falschen Edelsteine, und setzt manche Leute in Stand, durch den Schein zu glänzen, die es durch die That nicht können, und sich Genüsse zu verschaffen, welche ihr Vermögenszustand ihnen sonst versagte.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 65.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 152.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienſtag, den 25. Juni 1844.

Gib deinen Freunden ein Zeugniß in die Hand deine Feinde zu beſchämen; verſchaff einer edeln Nachkommenſchaft die Freude, dich nicht zu verkennen.

Goethe.
Götz von Berlichingen.

Götz von Berlichingen vor Gericht.

Zweiter Abſchnitt.

(ſ. Nr. 143—147.)

Wir haben verſprochen, die Leſer mit der Druckſchrift Götzens von Berlichingen bekannt zu machen, in der er ſeine Erlebniſſe und Verwicklungen im Bauernkriege erzählt. Das Büchlein ſcheint uns der Aufmerkſamkeit ſehr werth; es läßt uns einen Blick thun ſowohl in das Treiben ſeiner Zeit, als in ſeine innerſten Geſinnungen. Dieſe „Verantwortung," wie er ſie nennt, iſt unterzeichnet am 13ten Jänner 1527 und das Wappen der Berlichingen, das Rad, beigedruckt. Der vollſtändige Titel lautet:

„Aufſchreibung und wahrhaftige Verantwortung, wie und welcher Geſtalt ſich Götz von Berlichingen zu Hornberg in jüngſter der Bauernſchaft Empörung, als der gefangen und gezwungen und genöthigt worden, dennoch Churfürſten, Fürſten, Herren und gemeiner Ritterſchaft zu Nutz und Ehren und Wohlfahrt gehalten und gehandelt hat, zugegen und wider ſeine Mißgünſtigen, Abhuldigen und allen denen, die ihm ſolche ſeine Handlungen zum Aergſten mit Gedicht ohne allen Grund und Wahrheit auflegen und zumeſſen."

Nach einer Unzahl von Titulaturen bei Kaiſerlicher Majeſtät beginnend und mit Jedermänniglich endend, begleitet von ein-und-zwanzig Beiwörtern, die alle von der Macht, Würde, Weisheit und Geburt ſeiner Herrn und Gönner Zeugniß geben, beginnt er mit einem Ausfalle auf ſeine Feinde und ihren Anhang, beſonders auf diejenigen, welche mit den Handlungen anderer Leute, von denen ſie nichts wiſſen, durch Lug und Unglimpf ihre eigenen beſchönigen und verdecken wollen. Den Falſchſchlichen und Beſchuldigungen dieſes unnützen Geſindes zu begegnen, das ihn beinzüchtige bei der Empörung der Bauernſchaft freiwillig zugezogen zu ſeyn und zu ihrem Muthwillen und böſen Handlungen wider ihre Obern gerathen und geholfen zu haben, habe er alle Handlungen mit Grund der Wahrheit verfaßt und durch ein offen Edikt ausgeſchrieben, welches er Jeden zu leſen oder zu hören bitte, — „wie hernach folgt."

„Als ſich die Bauern auf dem Odenwald," beginnt er, „mit ſamt unſern, derer von Berlichingen Bauern angefangen zu empören, hat mir mein Bruder Hanns von Berlichingen zu ihm reiten geſchrieben, dann unſre Bauern wären aufrühriq, ob wir möchten Weg finden, ſie wiederum heim zu thätigen. Das hab ich gethan und bin förder mit meinem Bruder zu den Bauern geritten, doch mit Geleit, haben aber unſers Fürnehmens nichts erhalten mögen." — Von einem ſeiner rebelliſchen

Grundholden wurde er berichtet, es wär der Bauernschaft endlich Meinung, alle Geiſtlichen und inſonderheit den Herrn von Würzburg zu überziehen. Das ſchrieb er ſogleich dem biſchöflichen Pfleger zu Möckmühlen, Lorenz von Roſenberg, auch mahnte er des fränkiſchen Adels Hauptleute auf, ſich zu rüſten. „Gott wöllt', daß darnach gelebt worden wär!" ruft er aus.

Indeſſen ſtießen die Haufen zuſammen zu der „mörderiſchen That" von Weinsberg, wo ſie auch ihn geſucht hätten, um ihn wie die andern Herrn zu ermorden. Wiewohl Heilbronn, Wimpfen und andere feſte Städte in der Bauern Hände gerathen, auch die deutſchen Herren aus ihren beſezten und wohlgeſpeisten Häuſern gewichen ſeyen und der Mehrtheil der Grafen und des Adels aus Schwaben, im Kreichgau und Odenwald ſich mit den Rebellen vereint und vertragen hätte, ſo habe er erſt zulezt auf harte Drohung und Warnung der Bauernſchaft geſchrieben, weſſen er ſich zu ihr zu verſehen habe.

Der Bote blieb ihm zu lange aus. In ſeiner Bedrängniß ritt er alſo in der Nacht zum pfalzgräflichen Marſchalk Wilhelm von Habern, ſeinem lieben Gevatter, mit ihm Raths zu pflegen, da er weder ſein Leben, noch ſeine Habe ſicher wußte; denn er hätte „ein ziemliches Edelmanns Geſchütz, auch Hausrath und ſonderlich fünfzig Fuder Wein in ſeinem Hauſe zu Hornberg. Das alles wünſchte er nach Heidelberg zu ſchicken, auch ſollte ihm der Gevatter beim Pfalzgrafen Schutz auswirken, dem er ſich ohne allen Sold zu dienen erbot. Der Marſchalk eilte nach Heidelberg, aber ſeine Antwort blieb aus. Götz ſchickte nichts deſto weniger ſeine Habſeligkeiten dahin; doch auch „auf mein Flehen, Bitten und Bewerben," ſagt er, „konnt ich weder Edel noch Unedel in mein Haus zur Beſatzung bringen." Darum immer auf Beſcheid vom Pfalzgrafen harrend, hielt er ſich mit Etlichen vom Adel mehrere Nächte in Holz und Wald.

An einem Samſtage wagte er ſich mit großen Sorgen wieder in ſein Haus. Seine Hausfrau, die im Wochenbette lag, meldete ihm, als er um Nachrichten fragte, vom Marſchalk wäre kein Brief gekommen, wohl aber von den Bauern mit einigen Geleitsmannen, durch die er aufgefordert würde, ſich zu ihrem Haufen zu ſtellen, weil er im Verdacht ſey, er habe etliche von ihnen erſtechen helfen. In der Meinung, der Pfalzgraf wolle ſein Anerbieten nicht annehmen, damit er nicht den Rebellen preis gegeben würde, und da am Sonntage die Bauern nach Gundelsheim heranrückten in ſeines Schlößleins nächſte Nähe, ſo konnte und wollte er nicht länger warten, er wußte ſich allenthalben weder Troſt noch Rath, und ſich ſeine Haut zu wahren, ging er endlich zu den Aufſtändiſchen. Bei den Haufen wurde er mit den trutzigen Drohworten begrüßt, ob er beſſer ſeyn wollte, als andere Fürſten und Herrn, die ſich auch mit ihnen vertragen hätten, dennoch bracht er ein ähnliches Uebereinkommen, ohne Gelübd und Eid zu leiſten, zu Stande, und zog wieder heim.

„Als meine Hausfrau," fährt er fort, „den Vertrag verſtanden, ſagt ſie, wo ich nit zornig und zu rauhe ſey, wolt ſie mir Etwas ſagen, und ſagt, mein gnädigſter Herr Pfalzgraf hätt' mir geſchrieben, ſie aber habe mir den Brief verhalten und beſorgt, wo mir derſelbig Brief würde, ich hätte weder ſie noch meiner Kinder Leib und Gut angeſehen und mich demnächſt nach Heidelberg gethan, da möcht es gegangen ſeyn wie zu Weinsberg. Alſo und nit anders iſt es gegangen, das iſt die Wahrheit als Gott ſelber, mag auch darum thun, wie einem frommen Edelmann ziemt. Ob ich nun deſſelben Gefallen getragen und welcher Maßen ich darüber entrüſtet geweſen, mag ein jeder Verſtändiger ſelbs erachten. In Summa, ſie bath ſehr darfür und ſagt, ſie hätte es nicht ohne Rath gethan. Was ſollt' ich nun zu derſelbigen Zeit mehr dazu thun?"

(Fortſetzung folgt.)

Sanct Lavatus und die Phyſiognomen.

(Fortſetzung.)

Von deutſcher Lektüre war im Kreiſe meines Großvaters nicht eben die Rede. Gellert hatte er in einer ärgerlichen Stimmung einen weichlichen Kinderpoeten genannt. Er las lieber franzöſiſche Fabeln und ich ſchämte mich, daß ich beim Magiſter Gellertſche Lieder auswendig lernte. Von Klopſtock ſagte er: „Der Poete kollert ja wie ein Truthahn!" Sollt's einmal was Nationales ſeyn, ſo las er höchſtens ein Gedicht von Hagedorn, der die Reize des geſelligen Umgangs ſchildert, oder ein Lied von Gleim, das die Freundſchaft beſingt und Oreſt und Pylades feiert und „grad' ſo deutſch iſt wie man's ſeyn kann," wenigſtens damals ſeyn konnte. Wenn Graf Stadion, der häufig zu uns kam, ihm von Wieland erzählte, ſo mocht' er ſich wohl zu deutſcher Lektüre entſchließen, und nicht ohne Behagen, weil ſich Wielands Deutſch ſo gut und ſo leicht wie Franzöſiſch las. Ich für mein Theil las mit Magiſter Schwarzlobe die Lateiner, die Griechen und Klopſtock, das heißt ich lernte dieſen wie jene ſcandiren und radbrechen.

Ich beſitze noch einen Band der Bremer Beiträge, in welchen die erſten Geſänge des Meſſias erſchienen waren, mit Papier durchſchoſſen, auf denen Annotationen zum Text verzeichnet ſind, theils von mir, theils von

der Hand des werthen Magiſters. Auch die Oden des großen ſeraphiſchen Poeten mußt' ich mit Aufſätzen commentiren. Für den Magiſter war es ein Hochgenuß, ſchwierige Stellen zu erläutern, er hatte ſelbſt etwas vom Klopſtockſchen Styl in ſeinem Weſen. Für mich war es ziemlich gleichgültig, ob ich Horaz, Virgil oder Klopſtock behandelte; ich lernte an dieſem ſo ungern wie an jenen die antiken Maße. Höchſtens brachť ich es zum Beſitz ſtolzer Vocabeln, wenn er mir das „Zuweinen der Seraphim," das „Umaaukeln der Engel" erläuterte. Wo Klopſtock von der Sonne ſprach, da mußt' ich den „Becher mit dem röthlichen Fuß" bewundern; wo ein Schuß fällt, ſagt er: „des frommen Mönchs Erfindung ſchallt," und da gab es rechter Hand auf dem weißen Blatt eine genaue Erläuterung über Berthold Schwarz und das Schießpulver, dieſe Miſchung von Salpeter, Schwefel und Kohle. Lehrreich war dieß freilich; aber zum Inhalt, geſchweige zum Geiſt der Dichtungen gelangt' ich auf dieſe Weiſe weniger. Auch lieſt man namentlich die alten Dichter mit der jungen Brut viel zu früh, bevor der junge Sinn im Stande iſt, auf Stoffe einzugehen, die den ganzen Menſchen erfaſſen. Griechiſche und römiſche Geſchichtſchreiber ſollte man als Mann leſen, dann erſt ſind ſie von Gewicht für uns, dann erſt verſtehen wir die ſtolze Haltung kräftiger Naturen.

Von weit mehr Belang als das Studium hartmäuliger Versmaße waren für mich kleine techniſche Uebungen. Von früh an mußt' ich viel zeichnen, mit der Feder beſonders und mit Tuſche, wie's damals üblich, Architektoniſches zumal, Geſimſe, Kapitäler, ſämmtliche antike Säulenordnungen, Blumengewinde und Arabeskenſchnörkel, getreue Abbilder der Verzierungen, wie man ſie damals an den Zimmerwänden und Decken in Stuktatur liebte. Die Säulenordnungen gab mir der Zeichnenlehrer auf Geheiß des Magiſters, der, als mein Hofmeiſter, auch über dieſe Studien die Controle führte. An den claſſiſchen Säulenordnungen lernte ich weit klarer und eingreifender als durch alle ethnographiſchen Schilderungen die Hauptcharaktere der griechiſchen und römiſchen Volksthümlichkeiten kennen.

Nach der Rückkehr von der Rheinreiſe, nach der Begegnung mit dem Doktor Phyſikus mocht' ich aber nichts anderes mehr zeichnen als Köpfe, Menſchenköpfe; weder nach gewundenen Blumenſchnörkeln, noch nach geradlinigen antiken Figuren, ſondern nach Geſichtslinien ſtand mein Sinn, nach Naſenlängen, Augenkreiſen und Mundwinkeln. Der Eigenſinn des Knaben war läſtig genug. Der Zeichenmeiſter hatte den kleinen Vorrath von Muſterblättern bald aufgebraucht; er griff nach anatomiſchen Büchern, wo jedoch die Menſchenbildung ſich von grauſamen Meſſerſchnitten ſo entwürdigt zeigte, daß ich laut ſchrie beim Anblick dieſer verwahrloſten Geſtalten. Sanct Lavatus ward der Heilige, zu dem ich meine Zuflucht nahm.

„Nun heute hat er mir endlich aus Zürich ſeine Aufſätze und Köpfe geſchickt!" Dieß Wort hatte der Großvater im Geſpräch bei Tafel fallen laſſen. Der Kammerdiener wußte, wo das Heft im Arbeitszimmer des Herrn lag. Der erſte Zeitpunkt, wo dieſer, ſeiner Gewohnheit nach, auf einige Tage nach dem Rhein ging, wurde wahrgenommen, ich ſtahl das Heft und ſtürzte über die Aufklärungen her, die es gab. Das war's, wohin es mich trieb. Mit heimlichem Feuereifer ging ich jezt alle Möglichkeiten menſchlicher Geſichtszüge durch, zeichnete die Formationen nach und holte mir die Aufklärung aus dem Texte zuſammen. Hiernach war jeder Strich von moraliſcher Bedeutung, Tugend und Laſter nur um ein Haar breit verſchieden, die gutartige und die verbrecheriſche Naſe auf's Beſtimmteſte nachgewieſen, Klugheit und Dummheit von dem Verhältniß zweier Linien zu einander, ja, ewige Seligkeit und ewige Verdammniß vom Stand des Kinns zur Unterlippe abhängig gemacht. Ich wußte nichts von Raffael, von dem man ſagt, er habe ein lachendes Kind durch einen einzigen Pinſelſtrich in ein weinendes verwandelt.

Aber ich erfuhr zu meinem Schrecken, daß die ſchärfſten Gegenſätze im menſchlichen Antlitz nahe bei einander wohnen, daß Tiger im Hinterhalt lauern, wo man eben noch Engel ſpielen ſah. Es überkam mich dabei immer wieder der Schauder, den ich empfand, als ich im Reiſewagen, vom Schlaf aufgeſtört, meinen Kopf unter den Händen des Herrn Querkow fand, ſein Finger an meiner Naſe herumfuhr, um ſeinen dreiſten Ausſpruch über meine moraliſche Beſchaffenheit nachzuweiſen. Wenn ich im Buche auf Linien und Eigenſchaften ſtieß, die den Ausſprüchen des grauen Querkopfs über mich ſelbſt nahe kamen und ſeine Ausſage beſtätigten, ſo überlief mich's heiß. „Kleine Naſenlöcher bezeichnen die furchtſame Seele!" Wie ich in der Handſchrift des Züricher Geſichtspropheten dieſen Satz fand, ſchrie ich laut auf vor Unwillen, ſo daß der gute Herr Bartmann, mein Zeichnenlehrer, der mir ſo eben eine ausgezeichnet lange Naſe vormalte, erſchreckt ausſah und glaubte, ich ſey von der Tarantel geſtochen. — „Was haben Ew. Gnaden?" fragte er mit gewölbten Brauen. — „Kleine Naſenlöcher hab' ich!" ſchrie ich und hielt mir die Naſe mit zwei Fingern zu. — „Um Gott! doch etwa keinen Wurm darin!" ſagte der ängſtlich Beſorgte; „wollen ſich Ew. Gnaden nicht einmal ſchneuzen?"

(Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Fortsetzung.)

Die Ueberschwemmung. — Die Theater.

An die Geschichte der dießjährigen Ausstellung hat sich vorigen Sonntag eine Begebenheit angereiht, welche zu einem sonderbaren Contraste Anlaß gegeben hat. Während nämlich bei dieser Ausstellung verschiedene Materialien und Methoden, um feste und undurchdringliche Hausdächer zu bekommen, zu schauen sind, hatte das Gebäude selbst, in welchem die Ausstellung stattfindet, kein so festes und undurchdringliches Dach, daß es der Einwirkung eines heftigen Gewitters widerstehen konnte, so daß Regengüsse und Hagelschlossen eine große Verheerung unter den kostbaren hier aufgestellten Dingen anrichteten. Das Dach war zwar mit dem so gepriesenen Zinke belegt; es ist aber noch die Frage, ob die Schuld an dem Verfahren, oder an der schlechten Anwendung desselben lag, und ob mithin der Erfinder des Verfahrens verantwortlich ist, oder der Bauunternehmer, welcher für eine halbe Million das für die Dauer von zwei Monaten bestimmte Gebäude errichtet hat. Dies wird von der Regierung jezt untersucht, aber wahrscheinlich nur in Hinsicht auf den für das Gebäude zu entrichtenden Preis; denn was den durch die ausstellenden Fabrikanten erlittenen Schaden betrifft, welcher in den Tageblättern auf eine Million angeschlagen wird, so sieht man nicht ein, woher ihnen der Ersaz kommen kann. Der auf das Versailler Fest folgende Tag ist für Mehrere der Tag eines harten Verlustes geworden. Mehrere aber hatten ihre kostbarsten Waaren bereits abgesezt, besonders an die königliche Familie, welche bei dieser Gelegenheit nicht umhin kann, der Nation das Beispiel der Aufmunterung des Gewerbfleißes zu geben und mit ihren Ankäufen voran zu gehen. Die kostbaren Brokate aus Lyon, welche hauptsächlich zu Kirchengewändern in der gesammten katholischen Welt gebraucht werden, trugen zum Theile bei der Ausstellung die Aufschrift: „vom Könige angekauft." Wahrscheinlich, hörte man einige Leute bei der Ausstellung sagen, sollen durch Geschenke von Kirchengewändern die zürnenden Bischöfe ein wenig besänftigt werden, denen es nicht nach dem Sinne geht, weil man ihnen keine uneingeschränkte Freiheit oder vielmehr Obergewalt in der Erziehung und Unterweisung der Jugend gestatten will. Man sieht daraus, daß bei der Ausstellung auch ein wenig politisirt wird; dieß fehlt in Paris bei keiner Gelegenheit, in den Tageblättern so wenig als in der mündlichen Unterhaltung; man hat dazu eine gänzliche Freiheit und bedient sich derselben nach Herzenslust. Die Neigung der Pariser zum Spotten hat sich auch bei Gelegenheit der Ausstellung nicht verläugnet, und es ist bereits eine ganze Reihe von Spottbildern und Carricaturen über dieselbe erschienen, wie auch einige kleine Vaudevilles, in welchen einige lächerliche Erfindungen durchgehechelt werden. Andererseits haben sich die Gauner den Zufluß der Neugierigen zu Nuze gemacht und die Taschen der Bewunderer der Industrie ausgebeutet, obschon die Polizei eine sehr große Wachsamkeit anwendet, um dieser Gaunerei vorzubeugen. Es ist nicht möglich, Tausenden sich drängender Menschen auf die Finger zu sehen, und wenn auch hie und da ein Gauner ertappt wird, so schlüpfen doch manche seiner Lastergefährten ungestraft durch, bis ihre Verwegenheit sie zulezt ebenfalls unter die Augen der Polizeiagenten führt, welche nicht säumen, sie zu fassen und der Justiz zu überliefern. Die Ausstellung allein erfordert die Gegenwart einer ganzen Schaar von Polizeidienern, und dennoch wird, wie gesagt, stark gestohlen; sogar die ausgestellten Waaren entgehen nicht immer dieser Gefahr, so wenig als die Waaren in den Läden und Magazinen der Straßen. Für die Pariser Theater ist die Epoche der Ausstellung eine wahre Ernte geworden, und in keinem Sommer haben sie wohl eine größere Einnahme gehabt, als im dießjährigen. Man hat in den Zeitungen angegeben, daß im Mai die Oper 140,000 Francs, und das Variétéstheater, welches doch nur zu den kleinen gehört, 81,000 Francs eingenommen hat. Diese Summen sind ungeheuer und selbst im Winter belaufen sie sich selten so hoch. Natürlich gehören die Theater zu den merkwürdigsten Anstalten von Paris, und die Fremden, welche den Tag hindurch die Ausstellung, die Kunstsammlungen, die wissenschaftlichen Schäze und die Gebäude bewundert haben, können nicht unterlassen, am Abend die Theater zu besuchen. Die Direktionen haben daher auch nicht ermangelt, ihre Hauptschauspieler durch Geldopfer zu bewegen, dießmal keinen Urlaub zu nehmen und auf ihrem Platze zu bleiben. Wer nach Paris kommt, will Dlle. Rachel spielen sehen; aber Dlle. Rachel schmollte, weil das Théâtre français sich nicht nach einer Laune, die sie hatte, fügen wollte. Es war ihr nämlich eingefallen, in Racine's Phädra mit ihren Geschwistern auftreten zu wollen. Diese Geschwister sind aber bloße Kinder, welchen noch sehr viel mangelt, um als gute Schauspieler zu gelten. Sie sind im Odeon mehrmals aufgetreten; man hat aber nichts weiter in ihrem Spiele erkennen können, als schülerhafte Versuche. Mit diesen Kindern nun im Théâtre français, dem ersten tragischen Theater der Nation, eine der vollkommensten Tragödien der klassischen Literatur Frankreichs aufführen zu wollen, war eine Vermessenheit, in welche die Direktion nicht einwilligen wollte, obschon sie der ersten Tragikerin in manchen Launen nachgeben muß. Auf dieser Bühne hat die Nation das Recht, reife und vollendete Schauspieler zu erwarten; denn sie zahlt dafür hinlängliche Hülfsgelder. Dlle. Rachel fing nun an zu schmollen; es hieß in den Tageblättern, sie wäre krank, bedürfe Ruhe, und wolle deßhalb eine Reise nach Italien antreten; es gingen sogar Gerüchte, welche ihrem Rufe schadeten, über ihre vorgebliche Unpäßlichkeit, und sie hielt es nun selbst für gut, diese durch ihr Wiederauftreten zu widerlegen. Der Direktion gelang es daher bald, sie zum Darstellen der Rolle Katharinens II., Kaiserin von Rußland, zu bewegen; diese Rolle war nämlich diejenige der Hauptperson eines neuen Trauerspiels von einem Dichter Namens Roman, welcher bereits einige Stücke für die beiden Bühnen Théâtre français und Odeon geliefert hat. Rußlands politische Hofgeschichte ist für die französischen Dichter eine eben so offene Quelle, als die Geschichte ihres eigenen Hofes; Katharinens Liebschaften, Iwans Ermordung, Peters gewaltsamer Tod sind schon häufig von ihnen dramatisch behandelt worden. Vor ungefähr zwei Jahren gab das Odeon mit Beifall ein Trauerspiel von M. Lafond über Iwans gewaltsamen Tod in der Festung Schlüsselburg; in dem neuen Trauerspiele des Dichters Roman werden Katharina, die man als eine noch ganz junge Prinzessin vorstellt, Iwan und Peter III. in ganz nahe Beziehung gebracht, und Katharinens Lieblinge dabei, und sogar eine heftige Neigung des gefangenen Jünglings Iwan zu der reizenden Katharina vorausgesezt, etwas ganz Ungeschichtliches; aber an solche Freiheiten haben die Pariser Dichter, sogar die Geachtetsten, das Publikum längst gewöhnt.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 153.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 26. Juni 1844.

Wenn Jemand sagte, du handelst zwar wie ein ehrlicher Mann, ich sehe es aber aus deiner Figur, du zwingst dich und bist ein Schelm im Herzen: fürwahr, eine solche Anrede wird bis an's Ende der Welt von jedem braven Kerl mit einer Ohrfeige erwiedert werden.

Lichtenberg.

Sanct Lavatus und die Physiognomen.

(Fortsetzung.)

Ich hatte keinen andern Wurm in mir, als den Aerger, mein Gesicht auf Grundsätze angewendet zu sehen, aller Welt die Struktur meiner Seele offen halten zu müssen, so daß es nun kein Geheimniß mehr gab, keine Falte des Herzens tief genug war, um vor gemeinen Blicken verborgen zu bleiben. Und diese Versteckheit, die der Abgesandte des Sanct Lavatus mir an den Augen und am Kinn absah, wie schämt' ich mich, daß sie mir ein wildfremder Mensch auf den Kopf zusagen konnte! „Wenn das obere Augenlid den Augenstern schief durchschneidet," so hatte der Mensch gesagt und ich fand es in Lavaters Hefte wörtlich wieder, „so ist es ein listiger, verschlagener, treuloser Charakter." Freilich stand auch „Feinheit" als Attribut dieser Augenlinien angeführt. Das hätte mich später beschwichtigen können, aber ich wußte damals nichts von Feinheit, mich schmerzte blos, daß ich ein verstockter Charakter, ein unehrlicher Mensch seyn sollte, der List und Schlauheit im Hintergrunde seiner Seele hegte.

„Nehmen's nicht so ängstlich," tröstete mich Herr Bartmann, dem ich gegen die perfide Lehre von der Gesichtsspäherei mein Herz ausschüttete. „Es ist wohl nur zum Spaß Alles so genau beschrieben," sagte Bartmann. Aber es war kein Spaß, kein Spiel, es war Ernst für mich und — was das Schlimmste war — ich glaubte schon an die heilloseste aller Wissenschaften.

Nachts und Tags ließ es mir keine Ruhe, um hinter die Probleme zu kommen, die das Buch eben so anmaßend stellte als löste. War ich allein im Zimmer, so verriegelte ich die Thür, schob einen kurzen Spiegel zurecht, setzte mich davor und trieb an meinem eigenen Bilde Gesichterstudien. Ohne Eitelkeit, ohne Selbstgenügen, vielmehr mit einem Spürsinn, der an Verzweiflung grenzte, forschte ich an meiner unglückseligen Fratze den Verhältnissen nach, deren physische Zufälligkeit die psychischen Nothwendigkeiten aufdecken sollte. Mit der Stirn, weiß ich noch, blieb ich am meisten im Zweifel stecken. Ich fand geschrieben: hohe Stirn — eigensinniger Charakter. Doch im Verein mit deutlich vorspringenden Augenknochen, versprach eine hohe Stirn viel Tauglichkeit für Geistesarbeiten. Dieß war noch nicht Alles. Es war ein sehr schwieriger Fall aufgestellt: Wenn die Stirn, im Profil genommen, von den Haaren bis an die Brauen eine vollkommen senkrechte Linie macht; — war diese Senkrechte ganz oben gewölbt, so versprach sie einen tiefsinnigen, nachdenkenden, ruhigen Geist. Fehlte diese leise Wölbung oben, so zeigte sie

gänzlichen Mangel an Verſtand. Zwiſchen dieſen beiden Polen blieb nun mein armes Ich in der Klemme, zwiſchen Tiefſinn und gänzlicher Verſtandloſigkeit. Daß Eins zum Andern führen könne, iſt mir ſehr wahrſcheinlich geworden im Laufe der Zeiten, an mir, an Andern, am ganzen Habitus der Dinge dieſer Welt.

Gar bald ergriff mich bei dieſen Studien eine eigenthümliche Rachluſt. Ich ſtellte einzelne Geſichtstheile auf dem Papiere willkührlich zuſammen, brachte die entgegengeſetzteſten Eigenſchaften in ein Ganzes, mich an den Contraſten von Tugenden und Laſtern, an der Verſchmelzung von Gut und Böſe weidend. Ich componirte auf dieſe Weiſe ganz neue Phyſiognomien, creirte neue Menſchen. Zu meinem Jubel wurden dieſe Compoſitionen unter meinen Händen zu getreuen und wahrhaften Abbildern vorhandener Menſchen in meiner Umgebung, unverkennbar, wenn ſie auch hie und da durch einen teufliſchen Beiſatz um einige Grade von ihrer anſtändigen Moralität herabgeſetzt wurden. Ich war dreiſt genug, unter dieſe Copien aus freier Hand friſchweg die Namen der Originale zu ſchreiben. Dieſe Blätter ließ ich zum Fenſter hinaus fliegen, wenn ein guter Wind ſie zu verſtreuen Miene machte. Ich edirte auf dieſe Weiſe meine Carrikaturen und ſie wurden ſo geſchickt und perfid verbreitet, wie niemals Pasquille durch Poſt oder geheime Boten.

Der Wind trieb dieſe Blätter nicht bloß im Hofraum herum, er trug ſie auch in die offenſtehenden Fenſter der Leute, in die Manſarden der Kammerjungfern, in die Garderoben der Damen, die auf dem linken Flügel des Schloſſes wohnten. Oft erlebt' ich augenblicks die Wirkungen, hörte das Gelächter der Dienſtleute, wenn die Blätter dieſen oder jenen ſtolzen Cavalier ganz getreu und doch mit einem Beiſchmack von Intrigue abconterfeiten. Dieſe ſelbſt waren nicht ſelten empört, witterten Kabale und ſezten Preiſe auf die Entdeckung des Pasquillanten.

Noch niemals war es am Hofe meines Großvaters ſo lebendig zugegangen, denn an die Muthmaßungen und Neckereien knüpften ſich hundert Geſchichten. Selbſt der regierende Herr hatte eines Morgens auf ſeinem Bureau ein Abbild ſeines erſten Gebeimrathes gefunden; ein intriganter Windſtoß hatte es durch ſeine Fenſter geführt. Ich weiß jedoch nicht, ob er jemals Nachfrage darüber gehalten. An ſein eigenes hohes Antlitz hat ſich mein Satyr nie gewagt.

Später fing ich an zu ſilhouettiren und edirte meine Werke ohne Namensnennung. Ich hatte im Schneiden bald ſo viel Glück, daß es der Unterſchrift nicht bedurfte, um die boshaft Geſchmeichelten zu erkennen. Einen eigenthümlichen Reiz fand ich darin, feiſte und ungeſchlachte Pfaffengeſichter aus der Phantaſie zu componiren. Ich gab dieſen dicken Köpfen eine kurze, dreieckige Stirn, die den Mangel an Verſtand deutlich genug ausprägt, mit einer Runzel am obern Theil, die nach St. Lavater dem Geſichte den Anſtrich des albernen Erſtaunens gibt. Eine weite Entfernung des Mundes von der Naſe vollendete das Bild der Dummheit, dickfleiſchige, wulſtige Lippen, meiſt begehrlich aufgeſperrt, fügten Sinnlichkeit und Faulheit hinzu, und ein zurückgeſchobenes, gleichſam in zwei Geſchoſſe getheiltes Kinn bürgten dem Kenner menſchlicher Dinge für die Eigenſchaft genußliebender Schwelger. Oft vergeſellſchaftete ich zu ſolchen mit Fett und Fleiſch überladenen Köpfen ganz karge, magere Frauengeſichter, wie ſie alten Jungfern, etwa einigen penſionirten Hoffräulein im linken Schloßflügel, eigen ſeyn mochten, die mit langen ſchlaffen Hälſen, als Abzeichen der Prüderei, und mit ſchmalen, zuſammengepreßten Lippen, als Attribut des Geizes, gegen die behaglichen Herren vom Cölibat einen ſpaßhaften Abſtich machten. Ich fügte allezeit ein Männlein und ein Weiblein zuſammen, und dieſe gewaltſamen Ehen wurden Veranlaſſung zu vielfachem Aergerniß. Paßten dieſe Schattenriſſe nicht ſofort auf wirkliche Perſonen, ſo gaben ſie um ſo mehr Stoff zu ſcherzhaften, empfindſamen oder auch böslichen Vermuthungen. Ich glaube, der Herr Querkow, der im Grunde an alle dem Schuld war, hätte an meinen Geſichterſchneidereien die größte Freude gehabt. Doch war er nicht mehr in unſerer Nähe. Er hatte ſich eine Zeit lang am Hofe gut herumfüttern und anſtändig coſtümiren laſſen; er ward dann als Bezirksarzt in einen abgelegenen Landestheil verſezt.

(Fortſetzung folgt.)

Götz von Berlichingen vor Gericht.

(Fortſetzung.)

Eilends ſandte er nun ſeinen Diener Ulrich Hofmeiſter nach Heidelberg zum Marſchalk, ihm das Vorgefallene zu melden und Hülfe zu begehren. Aber guter Rath war theuer, man meinte nur, er ſolle guten Fleiß thun und Riegel vorſchießen, wo es ginge. — Derweil ſaß der helle Haufe zu Gundelsheim, und abermals ſchickten ſie nach ihm. Er ging, beſonders in der Abſicht, einem Einfall in die Pfalz zu ſteuern, den er von den Bauern befürchtete. „Ich hatte keine größere Sorge," ſchreibt er, „als ſie würden ſich in die Pfalz hinein thun und den ganzen Rheinſtrom einnehmen. Da wäre es dann nit bei der Pfalz verblieben." — Kaum aber angelangt bei den Schaaren, „haben ſie mich über Treu und

Glauben, Sicherung, Brief und Siegel mit Büchsen, Spiesen und Helmbarten angelofen, etlich mich am Zeinsattel und sonst ungestümlich angefallen, umringt und geschrieen, das und kein Anderes, ich müßt stracks ihr Gefangener seyn, geloben und schwören, ihre Hauptmannschaft anzunehmen."

Darob erschrack der mannliche Götz gar sehr, widersetzte sich aber dennoch und erklärte, er könne die Stelle keineswegs annehmen, da er solches mit Ehren nicht zu verantworten wisse oder ihm bei den Herren großer Nachtheil erwachsen würde, den er und seine Kinder ihr Lebelang nicht verwinden könnten. Dagegen erbot er sich zu Kaiser oder Pfalzgraf, zu des Bundes Ständen oder wohin sie begehrten, auf eigene Kosten zu reiten und alles, was zum Frieden und zur Billigkeit dienlich, zu erbitten, und so viel als möglich im Guten zu verhandeln. Er verhehlte ihnen auch nicht, daß er dem Schwabenbunde verurphedet sey. Mit Mühe erhielt er eine Nacht Bedenkzeit und vertröstete sich mit der Hoffnung, seine Bedränger würden von ihrem Verlangen abstehen. „Aber kein Ehrbarkeit oder Billigkeit ist bei solchem bösen Volke!" ruft er aus.

Als Götz des andern Tages zu den Bauern nach Buchheim kam, hießen sie ihn in den Ring reiten, denn sie hielten eben zur selben Zeit Gemeinde, da mußte er vom Pferde steigen, und wie am Tage vorher begehrten sie von ihm die Annahme der Hauptmannschaft, deren er sich eben so weigerte. „Aber ich glaub'," erzählt er weiter, „wann ein Engel vom Himmel herabkommen meinthalb, und für mich geredet hätte, es wär Alles umsonst gewesen. Da ich solches vermerkt, daß nicht anders daran wär', dann ihres Gefallens zu seyn, da sagt' ich, dieweil sie mich über Brief und Siegel Treue und Glauben wollten zwingen zu einer Sach, die mir nit wohl anstünd, so sollten sie wissen, daß ich nicht anders handeln wollte, dann was ehrlich, redlich, ritterlich und christlich wäre, eher wollt ich von ihren Händen sterben, und erzählt ihnen alsbald ihre unchristliche That, so sie zu Weinsberg und andern Orten begangen mit Mord, Brand und andern Uebelthaten mehr." Nach vielen Hin- und Widerreden einigte er sich mit ihnen, auf einen Monat ihr Hauptmann zu werden, wollte aber aller Pflicht ledig seyn, wenn sie je so wüthend und wild sich geberden würden, und „hätt' ich solches nit angenommen," bekräftigt er, „so haben sie fürgehabt, mich und meine Knecht zur Stund todtzuschlagen."

Pflichtschuldigst wollt' er darauf den Bund von Schwaben benachrichten, damit man erachte, was sein Sinn und Gemüth der Bauern halb wäre, er schrieb den Räthen, was ihm begegnet, und bat um Hülf und Rath, obwohl er fürchtete, die Bauern möchten über den Brief kommen. Der Bote aber, der das Schreiben nach Ulm tragen sollte, war nicht minder verzagt, als sein Herr. Dem armen Buben, zweifelsohne einem gutmüthigen Schwaben, rieth die besorgte Mutter, wenn er vor Ulm etwa rebellische Bauern fände, möge er nur umkehren, ohne das Papier abzugeben. Das that er denn redlich und kam ungefährdet zurück nach Gundelsheim. Im Lager des hellen Haufens fand der Bote seinen nicht minder zärtlichen Vater, und als ihn dieser fragte, ob er die Briefe überantwortet habe, sagte er „Nein." Da befahl ihm auch der Vater, er solle nur zum Junkherr Götz gehen, und wenn der je fragte, ob er die Schriften bestellt habe, soll er getrost sagen: „Ja!"

Erst als Götz von den Bauern loskam, erfuhr er diesen Umstand. Getreulich hielt er also bei den Aufständischen aus, obwohl er meinte, er hätte gut Fug und Recht gehabt, solchen wortbrüchigen Leuten gegenüber, die weder ihm noch Andern Treu und Glauben gehalten, ebenfalls sich allerlei Pflichten ledig zu achten. Doch dachte er, wo er's thät und sie daraus Ursach schöpften, auch andere mit ihnen Vertragene um Leib und Gut zu bringen, so würde ihm dieß von Fürsten und Adel so übel angerechnet werden, als von den Bauern. Er war um vier Wochen lang ihr Hauptmann, wohl nur dem Namen nach; denn schon nach vierzehn Tagen hießen etliche eifersüchtige Bauernführer ihn von der Würde abtreten. „Das ist mir darum geschehen," heißt es, „weil ich nit wollt gestatten, ihr Bosheit zu üben, wie ich dann dasselbe frei öffentlich im Ringe gesagt." Er konnte nicht begreifen, daß die fränkischen Bauern Niemand mehr Zins und Gült geben wollten. Von dem Bösewicht Nysius ward er sogar beschuldigt, mit dem Würzburger Bischof und denen im Schloß Verrath angesponnen zu haben, und schon öffneten die Ergrimmten die Speergasse, ihn hindurch zu jagen.

„In Summa, so viel weiß ich fürwahr," versichert er mit treuherzigem Selbstlobe, „daß ohne Gottes Hülf und mich weder das Stift Mainz, noch die Grafen dieser Landart, oder auch der Adel des Odenwalds, Jagst, Kocher- und Neckarthals im Schwabenlande und Kreichgau kein Schloß unverheert behalten, und obwohl ich ein armer gefangener Edelmann bin gewesen, so weiß ich doch Niemanden, dem solches mein bei ihnen (den Bauern) seyn, mehr zum Nachtheil gewesen dann mir, und nit allein um dessen willen, daß ich meines Leibs und Lebens in täglichen Sorgen gestanden, sondern mir sonst zum merklichen Schaden gereicht. Damit auch Männiglich achten mag, was Lust oder Freud ich sollte von den Bauern gehabt haben, so wollt ich gern den Bauern ansehen, er wär eines Fürsten, Grafen, Edelmannes, einer Stadt oder mein eigen, der sagen dürfte: „Götz von Berlichingen hat mich geheißen oder mir gerathen, zu den Bauern zu ziehen, oder etwas wider die Obrigkeit oder sonst

Unbilliges zu thun oder handeln. Das weiß ich aber, und deren viel, die mich Raths gefragt, denen ich's treulich widerrathen und gesagt hab, es stehe ihnen Sterben, Verderben, Ehre und Gut darauf. So ist mir auch der Bauernhandel so ungelegen gewesen, wie Andern. So haben auch die Bauern meinen nächsten Freunden und deren viel ihre Häuser und Schloß verbrennt und mir selbst eines verwüstet, auch meiner Vorherrn von Vater und Mutter her Gräbnißbilder mit großer Schmach und Verachtung zerschlagen und zerbrochen; ist gut zu achten, was Freud ich davon gehabt."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Fortsetzung.)

Rachel als Katharina. — Antigone. — Taglioni.

Dlle. Rachel zeigt viel Würde und Anstand in der Rolle der jungen Kaiserin, und ihre Schuld ist es nicht, wenn diese Rolle nicht die Wirkung hervorbringt, welche eine bessere Dichtung hätte hervorbringen können. Das Stück enthält lauter historische Figuren, aber ihre Handlungen entfernen sich oft von der geschichtlichen Wahrheit. So etwas duldet man wohl, wenn die Begebenheiten der alten Geschichte angehören, oder wenig bekannt sind. Hier aber handelt es sich um eine neue Zeit, und die Begebenheiten sind den Zuschauern noch in ganz frischem Andenken, wenigstens in Frankreich, wo die russischen Hofangelegenheiten stets ganz unumwunden haben besprochen werden dürfen. Lästern sind die Pariser Zuschauer daher auch gar nicht mehr nach diesen Heimlichkeiten, und in dem neuen Trauerspiele war man bloß neugierig zu sehen, wie sich Dlle. Rachel, welche bisher meistens nur Griechinnen darstellte, als russische Kaiserin benehmen würde. Jules Janin, welcher allmählig ein gewandter Hofmann wird und sich nicht mehr damit begnügt, sich für seine vielen Notizen, Einleitungen und Vorreden von den Verlegern gut bezahlen zu lassen, sondern auch nach fremden Ordensbändern schielt, tadelt den Dichter Romani, daß er der Kaiserin Katharina nicht habe Gerechtigkeit widerfahren lassen, indem sie aus bloßer Noth ihren Mann, Peter III., habe erdrosseln lassen, weil sie sonst wahrscheinlich selbst von dem wüthenden Kaiser würde erdrosselt worden seyn. Darum kümmern sich jedoch die Pariser Zuschauer wenig. Das neue Stück wird wahrscheinlich in Vergessenheit sinken, sobald Dlle. Rachel es für gut finden wird, ihre Rolle zu verlassen, und die vielen Fremden in Paris möchten sie lieber in den alten klassischen Rollen sehen. Nach dem Beispiel Deutschlands hat das Odeon, welches überhaupt allerlei Reizmittel gebrauchen muß, um sein Publikum zu behalten, die Antigone des Sophokles mit den Mendelssohn-Bartholdyschen Chören auf die Bühne gebracht, und dieser Versuch, von welchem man sich wenig Gutes versprach, ist ziemlich wohl gelungen. Für die Genauigkeit der Uebersetzung möchte ich nicht bürgen; auch bringen die hiesigen Zuschauer eben keine philologische Strenge mit in's Parterre. Es war etwas Neues für sie, griechische Helden und Heldinnen eine ganz natürliche Sprache führen und ganz natürliche Gesinnungen äußern zu hören, ohne alle Zumischung der Galanterien der Regierungszeit Ludwigs XIV., womit Racine und Corneille ihre Helden begabt haben. Dieß hat ihnen bewiesen, daß es möglich ist, sie durch alte Tragödien zu rühren, wenn auch von Liebe und Anbetung, von Flammen und brennenden Herzen keine Rede darin ist, und einige Theaterkritiker gehen so weit, daß sie meinen, die alten tragischen Dichter möchten wohl den rechten Weg eingeschlagen haben, um das Herz der Zuschauer zu rühren. Diesem nach wäre es möglich, daß die Antigone eine gewisse Umwälzung in den ästhetischen Gesinnungen der gebildeten französischen Welt hervorbrächte. Man hat zwar nie geläugnet, daß Racine Unrecht gehabt habe, seinen griechischen Helden Ausdrücke und Gesinnungen der Hofleute Ludwigs XIV. anzudichten; man hatte sich aber an diesen Fehler gewöhnt, und wenn die Nachfolger Racine's es auch nicht so arg in dieser Hinsicht treiben, wie er, so wurde doch die Verliebtheit und das heftige Aeußern derselben als eine fast nothwendige Ingredienz einer rührenden Tragödie angesehen und fehlte fast niemals. Jetzt kehrt man vielleicht aus Ueberdruß zu der edeln Simplicität der Alten zurück, wie man am Ende des vorigen Jahrhunderts von den Schnörkeleien der Möbeln aus der Zeit Ludwigs XV. zu den einfachen Formen griechischer und römischer Kunst zurückgekehrt war. Der Geschmack hat freilich keine fünfzig Jahre gedauert und man verfällt bereits wieder in die Schnörkeleien zurück. So mag es auch in der Folge mit der Tragödie gehen, wofern dießmal das Einfache die Oberhand gewinnt. Letzteres Resultat scheint jedoch noch etwas zweifelhaft. Dlle. Bourbier, welche die Rolle der Antigone spielt, hat von der Direktion zum Lohn für ihre Leistung eine Benefizvorstellung erhalten, welche ihr wahrscheinlich mehr einbringen wird, als ihr die eben nicht in blühenden Umständen befindliche Direktion geben könnte. Was die Mendelssohnschen Chöre betrifft, so werden sie verschieden von den Theaterkritikern beurtheilt. Berlioz im Journal des Débats preiset sie sehr, wogegen andere Tageblätter ihnen Mangel an dramatischem Effekte vorwerfen; vielleicht bedenken Kritiker der letzten Gattung nicht, daß die Musik mit der Simplicität der Tragödie im Verhältniß stehen und nicht das Gepolter unserer Opern darstellen müsse. Noch glücklicher als das Odeon mit der Antigone des Sophokles, ist die große Pariser Oper mit ihrer Taglioni, deren Ankunft in Paris zu dieser Zeit ein wahres Glück war. Der Direktor, Leon Pillet, hat daher auch nicht gesäumt, die vortreffliche Tänzerin, welche noch immer das Muster des anständigen und anmuthsvollen Tanzes bleibt, zu hohen Preisen zu engagiren; er wußte ja wohl, daß ihm die Einnahme an der Kasse reichlich alle Opfer vergüten würde, und somit hat denn eine Reihe von Vorstellungen begonnen, zu denen Einheimische und Fremde herbeiströmen, und welche um so höhern Genuß gewähren, da man ungewiß ist, ob man eine solche Virtuosin, um deren Besitz alle großen Hauptstädte Europas wetteifern, so bald wieder wird tanzen sehen; man hat sogar angekündigt, Dlle. Taglioni habe sich vorgenommen, sich vom Theater zurückzuziehen und künftighin in Ruhe auf einer Villa am Comer See ihr Leben zuzubringen. Vielleicht hat der Operndirektor absichtlich dieß Gerücht in Umlauf setzen lassen, um desto eher seine Logen zu vermiethen; wenn es aber auch ungegründet wäre, so läßt sich doch aus der bisherigen Wanderlust der Dlle. Taglioni schließen, daß sie die Runde um ganz Europa machen wird, ehe sie wieder nach Paris kommt, und alsdann ist sie wohl nicht mehr jung und gelenkig genug, um die Zuschauer wie zuvor zu entzücken.

(Schluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 154.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerſtag, den 27. Juni 1844.

Sie ſollen mir einen ſtellen, dem ich mein Wort brach! Und Gott weiß, daß ich mehr geſchwitzt habe, meinen Nächſten zu dienen als mir; daß ich um den Namen eines tapfern und treuen Ritters gearbeitet habe, nicht, um hohe Reichthümer und Rang zu gewinnen.

Goethe.
Götz von Berlichingen.

Götz von Berlichingen vor Gericht.

(Fortſetzung.)

Schon am vierten Tage ſeiner Hauptmannſchaft begehrte er dringend vom Ausſchuſſe der Aufſtändiſchen, daß ihm dieſer zu ſeiner Vertheidigung bei dem ſchwäbiſchen Bunde wegen des Urphedebruches ein ſchriftliches Zeugniß ausſtelle. Es thaten ihm die Leute nach ſeinem Willen und er ſelbſt durfte dem Schreiber Wort für Wort angeben, daß er wie Andere vom Adel mit ihnen ſich vertragen habe, daß er ihnen ſeine Verpflichtungen gegen den Bund angezeigt, aber vom hellen Haufen zur Hauptmannſchaft genöthigt worden, obwohl er hoch gebeten und ſich ganz widerſäßig gezeigt habe. Dieſer Brief ſoll zu Krautheim geſiegelt und an den Bundesrath geſchickt worden ſeyn. Er findet ſich nirgend unter den Akten. Ob er nie geſchrieben, oder einem eben ſo treuen und unerſchrockenen Boten übergeben wurde, wie Götzen's oben erwähntes Entſchuldigungsſchreiben, können wir nicht entſcheiden.

„Ich hab',“ ſagt er weiter, „nur mein eigen Geld eingebüßt, obwohl meine Mißgönner mit verlogenen Worten ausbreiten, als ſollt ich mit der Bauerſchaft Handlung faſt Nutzen gemacht haben, namentlich mit erkauften Silber. So hat es an ſelben Ort die Geſtalt. Als ich zu Amorbach anfänglich von den Bauern übel gehalten wurd', iſt mir zu erkennen geben worden, wie deßhalb meine Hausfrau in ſchwerer Anfechtung ſey. Nun haben die Bauern zur ſelben Zeit Kelche, Silber und anderes unter alle Fähnlein geſchickt und getheilt, bab ich zween gebeten, mir etwas von den Bauern zu kaufen, das wolle ich meiner Hausfrauen, die dann Kindsgeneſung inliege, und meinetbalb in Anfechtung ſey, ſchicken, damit ſie ſähe, daß ich noch aufrichtig. Das iſt die Urſach, warum ich etlich Silber kaufte, mit welchem Kauf mich die Bauern ſchändlich betrogen, und mag ich bei meiner Pflicht ſagen, wo die Sache nicht meiner Hausfrau halber geweſen wäre, hätte ich ſolches gar nicht angeſehen; obwohl jeder erachten könne, hätt ich Luſt zu ihrer Hauptmannſchaft gehabt, oder mich derſelben ernſtlich annehmen wollen, ſo wollt ich Silber auf andern Wege durch andere Leute umſonſt überkommen haben, aber es iſt kein Biedermann einichs Standes, der mit Wahrheit konnte ſagen, daß ich Beſoldung oder anderes von ihnen genommen oder begehrt hätte.“

Er beklagt noch wiederholt ſeinen großen Verluſt an dieſem Handel, indem der Abt von Amorbach, dem er ein Jahr darauf das Anerbieten machte, ſeine Heilthümer und Kleinode um den Kaufpreis abzulöſen, den Raub durch ſeinen Kloſterkellner Hanns Bauer beſichtigen ließ,

jedoch sich weigerte, ihn um diese Summen zurückzunehmen, „daraus gut abzunehmen ist, wie mich die Bauern betrogen haben.“ — Ein beiliegender Zettel enthält ein Verzeichniß dieser Beute, wie sie Götzens Frau dem Pater Kellner vorwies. Abtstäbe, Kelche, Monstranzen, Becher, Meßbuchdeckel mußten heraus aus den Schränken der armen Rittersfrau; denn es scheint, der Abt fand für gut, darum nichts einzulösen, weil er seine Schätze mit Gottes und des Bundes Hülfe umsonst zurück zu bekommen wußte. „Eine hübsch blau Gülden-Stück-Infel mit zwanzig übergoldeten Silberknöpfen, vielen Perlen und Steinen“ hatte Junker Götzens Frau aber bereits getrennt und sich als ein Mieder zugelegt.

Götzens Schrift besagt uns nach öftern beliebten Wiederholungen, daß er mit Unfrieden und Spott von der Bauerschaft nach seinem vierwöchentlichen Dienst endlich entlassen worden und sogleich des Sinnes gewesen sey, seine Verantwortung in alle Lande und Orte auszuschreiben. Er meint, hätte er sich nicht schuldlos gewußt, würde er seine Füße vor einander gestellt, d. h. die Flucht ergriffen haben. So sey er aber anderthalb Jahre ohne alle Sicherheit und Geleit in seinem Hause verharret, obwohl er mit zwei Fähnlein Knechten belagert gewesen und ihm obendrein durch seine „armen Leute“ * großer Untrost entboten worden. Er habe sich aber auch seiner Unschuld vertröst, als er wegen Landfriedensbruch vor dem Kammergericht sich verantworten mußte, und sey wirklich von Amtswegen aller Forderung und Ansprache ledig gezählt und laut Brief und Siegel quittirt worden. — Somit dünke ihm, habe weder der Bund in Schwaben noch sonst Jemand an ihm Recht zu suchen, nichts desto weniger sey er zu weiterm Ueberfluß erbötig, binnen heut und zwei Monaten jedem unparteiischen Gericht Rede zu stehen; dann aber hoffe er ferner keine Antwort schuldig zu seyn, und wolle gegen Weiteres hiemit „öffentlich und zierlich“ protestirt haben. Unter der Wiederholung aller Titel und Prädikate empfiehlt er sich unterthänigst aller Welt und will solche Gunst und Gnade willig und allezeit mit allen Diensten verdienen.

Wir schließen das Büchlein und legen es nicht ohne eine wunderbare innere Bewegung aus der Hand. Wir haben nun unsern Mann vernommen in seinen eigenen Worten. Wir sahen ihn frank und frei in unerschrockener Mannhaftigkeit im Ringe blutbesprengter Rebellen und daneben zärtlich besorgt um seine liebe Hausfrau, sogar mild und gutmüthig gegen sie, als er wohl Grund zu haben meinte, ihr zu zürnen. Wir vernehmen manch trotzigdrohendes Wort, er sieht in sich einen Mann, der wohl Kaiser und Reich hätte zittern machen können, wenn er gewollt hätte; daneben aber verachtet und haßt er die Leute, mit denen er allein dieß vermocht hätte, weil es Bauern sind, die keine Gülten mehr bezahlen wollen und seine Ahnengräber verwüsten, und weil er fürchtet, durch Gemeinschaft mit ihnen, sich's mit den Herrn zu verderben und sein Lebetag mehr keinen Fürstendienst zu finden.

(Fortsetzung folgt.)

* Grundholden, Unterthanen.

Sanct Lavatus und die Physiognomen.

(Fortsetzung.)

Es war zwei Jahre später, gerade um dieselbe Sommerzeit, als ich in der Nacht vom grellen Schein eines Lichtes erweckt wurde. Großvater Erlaucht, eine Kerze in der Hand, stand vor mir. Ich blickte in sein starkes, großes Gesicht, das wie Transparent im hellen Schimmer leuchtete. Die römische Adlernase mit den argwöhnisch funkelnden Augen, von schweren buschigen Brauen überwölbt, hing forschend und prüfend über mir. Ich starrte ihn erschreckt an und senkte dann wie betäubt wieder meine Wimpern. — „Italiano!“ flüsterte der Alte kaum hörbar, „es steckt einmal in ihm.“

Ich schrie auf und sprang in die Höhe; ich glaubte, hier sollten von Neuem Gesichterstudien beginnen. Es war aber Niemand weiter im Zimmer, als der Magister. Im großblumigen Schlafrock, mit dem verwaschenen, verschlafenen Gesicht stand der Gute, die Nachtmütze in der Hand, wie ein devotes Gespenst neben ihm. — „Er soll mit!“ sagte plötzlich der Großvater. „Allons, aufgestanden, angehost, eingepackt, marschfertig, in 'ner Viertelstunde geht's fort!“

An die buchstäbliche Vollziehung solcher militärischen Befehle gewöhnt, steckte ich auch rasch genug in den Kleidern. Der alte Herr hatte schon längst eine neue Reise nach dem Rhein vor und es lag in seiner Art, oft mitten in der Nacht aufzubrechen. Da er an schlaflosen Nächten litt, suchte er bei seinem Triebe zur Thätigkeit die müßige Zeit irgend wie zu benutzen. Noch auf der Schwelle meines Zimmers stand er still und wandte sich um. — „Treibt hier doch nur viel Unfug!“ sagte er zum Magister, der sich verlegen die Blöße bedeckte. „Ist nun bald ein großer Kerl und ich weiß noch immer nicht, ob ich ihn unter die Soldaten stecke oder auf die hohe Schule nach Würzburg schicke.“

Ich war weder über das Eine, noch über das Andere je befragt worden, wußte selbst nicht, ob ich einen Willen und Wunsch hierin hatte, saß aber auf den Schlag pünktlich im Wagen und harrte der Dinge, die da kommen sollten. Mein Kammerdiener hatte von Sachen eilig, was er konnte, zusammengerafft. „Habe die neue Allonge 7 nebst kleinem Stoßdegen 5, sammt scharlachrothem Rock

und lila Beinkleidern beigepackt," ſagte er ſchüchtern und bald fragend, ob er das Rechte gewählt. Meine Garderobe war numerirt und ich mußte in der Regel auf Commando einſtimmig mit der Umgebung des regierenden Herrn in Gala erſcheinen, während er ſelbſt ſeiner Würde durch die ſchlichte Kleidung, in der er ſich gefiel, nichts beizulegen pflegte. Ich wußte weder wohin es ging, noch welchen Zweck die Reiſe hatte. In der Art, wie es der alte Herr betrieb, wurde Geſchäft wie Erholung, Arbeit wie Vergnügen gleich ſehr zur Strapaze.

Wir fuhren in ungehemmter Eile die ganze Nacht und ohne weſentlichen Aufenthalt den ganzen nächſten Tag. Spät Abends machten wir in Schaffhauſen Halt und ſtanden, als die Sonne unterging, vor dem Rheinfall bei Lauffen. Ich war mit meiner Begleitung vorausgeſchickt und ſtand im Anblick des großen Schauſpiels der Natur, das ich ſchon als Kind mit heimlichem Entzücken bewundert. Heimlich, ſag' ich, in lauten Ausbruch durften Schwärmereien damals nicht gerathen. Es hätte für ein Zeichen der gemeinſten Extraction, wie man ſich auszudrücken pflegte, gegolten, ſich Ausrufungen mit den reinſten Naturlauten und Vokalen Ach! und O! zu erlauben. Ach! und O! waren damals ſehr gemein. Erſt ſpätere vornehme Touriſten weiblichen Geſchlechts füllen damit dicke Bücher. In meiner Jugend war die Menſchenwelt ſo ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt, ſo ſehr vor ſich ſelbſt auf der Flucht und Hetze, daß es Niemand einfiel, ſich gleichſam verſchnaufen, ſich ergehen zu wollen. Das laisser aller unſerer Empfindungen, dieſe Marmelade unſeres Herzens begann für mich erſt, als ich die Etikette und Subordination von mir warf.

Großvater Erlaucht hatte ſich mit Amtleuten und Pächtern in allerlei landwirthſchaftliche Geſpräche vertieft. Er kam jetzt eilig nach und ſtand gleichzeitig mit uns vor einer Tafel, dicht am Ufer, ſtill, die neu errichtet zu ſeyn ſchien. „Uebrigens, Kinder," ſagte er gemüthlich, „ſind wir hier die Herren von Tiefenthal, nichts weiter, wir wollen keinen Auflauf machen und kein Gequäle." Er wies auf die Inſchrift der Tafel hin und ſagte: „Sommerlotte, lei' Er 'mal!"

Sommerlotte, der Leibjäger des alten Herrn, war ſein Liebling unter den Dienern. Dieſer getreue Menſch war auf Scherz und Ernſt dreſſirt, kannte auf's Genaueſte die Launen des Gebieters, und wußte ſehr gut, wann es geſtattet war, „ſich einen humorem zu erlauben." Es kam das nicht eben anders als auf der Reiſe vor, aber ſobald der alte Herr ſein Incognito aufſteckte, wußte Sommerlotte gleich, was die Glocke geſchlagen. Er wurde regelmäßig abgeſchickt, die Anſchlagzettel zu ſtudiren, und weil er nicht gut leſen konnte, ſo buchſtabirte er oft das ſeltſamſte Zeug zuſammen. Großvater Erlaucht lachte dann gern über den Unſinn, den der närriſche Kerl nicht ſelten mit eigenen Einfällen verſetzte. Ward es zu bunt, ſo gab's wohl einen Schlag auf den Buckel, den der gute Kerl denn auch als Humor lachend hinnahm. Unſere Altvordern waren in ihrer Gemüthlichkeit ſehr beſcheiden.

Sommerlotte ſtand an der Tafel, und weil ihm das Ding zu bunt war, ſo las er bloß die Unterſchrift. L — a, la, Vater La! brachte er zuſammen. — „Lavater?" ſagte der alte Herr. — Es war in der That ein Anſchlag von Lavaters Hand, im Anblick der Natur hingeworfen; er brachte die Entzückung des frommen Mannes zum Ausbruch.

„Ewige Felſen! ihr ſeyd ein Bild des himmliſchen Reiches,
Stets umſtürmt vom Grimm der Verderben drohenden Sünde,
Dennoch mit immer neuer Kraft am ſcheinbaren Rande
Des verſchlingenden Abgrunds ruhig ſtehend, gegründet
Auf die ehernen Wurzeln des Glaubens, der Hoffnung, der Liebe;
Und empor es das heilige Haupt trägt, glänzend umwunden
Von der in Strahlen verwandelten Dornenkrone des Heilands."

Die Sonne ſank in dem Augenblick und die Farben der Iris ſchwebten über dem Schaum der Wellen. So hatten wir gerade den Moment, der im gläubigen Gemüth des Seelſorgers von Zürich dieſe Stimmung hervorrufen mochte. Glaube, Liebe, Hoffnung leuchteten in der Luft als Farbenphänomen.

„Wenn er nur den Herr Gott aus dem Spiele ließe!" murrte der Großvater. „Sommerlotte!" fuhr er auf, „denkt Er bei den ſieben Regenbogenfarben auch immer gleich an Seine ſieben Sünden?" — „Behüte, an meine böſe Sieben denk' ich nur zu Hauſe, wenn ſie ſich handgreiflich macht!" ſagte der Jäger, und meinte ſcherzhaft zu ſeyn. — „Na, laſſ' Er Seine Frau ungeſchoren, iſt ein brav Weib!" meinte der alte Herr, und nahm die geſtopfte Pfeife aus des Dieners Hand. Wir gingen zu Fuß weiter. Großvater rauchte dicke Wolken. Auf der Jagd und auf Fußreiſen war er gern in allen Stücken gemüthlicher deutſcher Biedermann, trank Braunbier und räucherte, wie er ſagte, ſeinen ganzen Menſchen gründlich durch.

Wir gingen ſchweigend eine Weile hin. Dann ſtand er ſtill, ließ die Diener voraus und hieß mich zu ihm treten. „Wir wollen uns in Zürich," ſagte er vertraulich, „einen hübſchen Gouverneur ausſuchen. Der Magiſter wird roſtig, nicht? Wir brauchen einen modernen, noblen Menſchen, der ein wenig in die Welt zu ſchauen verſteht, nicht? Wir ſind nun bald kein Kind mehr, und da wünſch ich dir, mein Sohn, einen Gefährten, einen Freund, wenn's ſeyn kann, einen, der die Welt geſehen hat, und meinetwegen dir gefällt, nicht?"

Sein vertraulicher Ton hatte in ſolchen Augenblicken etwas Gewinnendes, ich war gerührt und erfreut, aber hütete mich, dieſer Stimmung Worte zu geben, denn das zerſtörte beim Alten ſogleich die Wirkung. Er konnte es nicht leiden, wenn Einer gefühlvoll wurde, es regte

seinen Zorn auf, denn er meinte sich selbst darauf ertappt und dazu Veranlassung gegeben zu haben. Er erwartete auch selten eine Antwort, wenn er sein fragendes „Nicht?“ aufwarf. Ich betheuerte also kurz und fest, daß ich in allen Stücken seine Gnade dankbar anerkennen wolle. Dann rief er wieder nach Sommerlotte und unter kurzweiligen Reden langten wir im Gasthof zu Schaffhausen an.

Ich wußte nun Ziel und Zweck der Reise. Am nächsten Mittag hausten wir als Herren von Tiefenthal, Alt und Jung, im braunen Bären zu Zürich. Es schien, daß wir uns auf längere Zeit einzurichten hätten. Großvater wollte beim Vater La, wie der Prophet von Zürich jezt unter uns hieß, wohl ausführlich in die Beichte und in die Schule gehen.

(Schluß des ersten Abschnitts.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Schluß.)

Die Oper. — Bouffé. — Konzerte. — Preis-Operette.

Die Pariser Oper ist zwar mit guten Tänzerinnen reichlicher versehen, als irgend eine andere ähnliche Anstalt, aber eine zweite Taglioni hat sie nicht, und auch die andern in Europas Hauptstädten herumflatternden Virtuosinnen des Tanzes können ihr den ersten Rang im edeln und ernsten Tanze nicht streitig machen. An den Tagen, an welchen Dlle. Taglioni nicht auftritt, werden die besten neuern Opern gegeben, mit Hülfe der vortrefflichen Stimmen Duprés, Massols, Mariés, Mad. Stolz und Mad. Dorus-Gras. Auf diese Art ist es der Oper gelungen, im Mai die oben erwähnte ungeheure Summe von 140,000 Francs zu ernten, und wahrscheinlich wird der Junimonat wegen der Taglioni'schen Vorstellungen eben so fruchtbar ausfallen, obschon nunmehr viele Pariser Familien das Land bewohnen, oder in Bädern sich aufhalten, oder herumreisen. — Die komische Oper hat eben keine besondern Reizmittel angewendet, um außerordentlichen Zuspruch zu erhalten; sie besizt aber ein so mannigfaltiges Repertoire von neuern Operetten, welche den Provinzbewohnern großentheils unbekannt sind, daß auch dieses Theater stark besucht wird und vortreffliche Geschäfte macht. Das Variétéstheater verdankt die starke Einnahme, die es jezt hat, wie oben gesagt worden, den Vorstellungen, in welchen Bouffé, der originelle Komiker, auftritt. Man wird sich erinnern, daß die Direktion den vortrefflichen Schauspieler dem Gymnase dramatique für 100,000 Fr. gleichsam abgekauft hat; vielleicht muß von dieser Summe ein Drittel oder die Hälfte abgezogen werden, um der Wahrheit nahe zu kommen; aber jedenfalls muß die Summe beträchtlich gewesen seyn. Dennoch hat das Variétéstheater ein gutes Geschäft gemacht; seitdem Bouffé an dieser Bühne angestellt ist, wird sie stark besucht, und aus der Einnahme des Maimonats hat man sehen können, daß wenige Pariser Theater ein solches Glück haben. Nicht allein hat die Theaterdirektion dabei gewonnen, sondern Bouffé selbst, und auch einigermaßen die dramatische Literatur. So lange nämlich der vortreffliche Schauspieler noch am Gymnase dramatique stand, konnte er nur in ältern, zum Theil abgenuzten Stücken spielen, weil die zum dramatischen Bunde gehörigen Dichter, welche sich bekanntlich gegen den Direktor des Gymnase dramatique verschworen haben, keine neuen Stücke für ihn schreiben und nicht einmal die Aufführung ihrer ältern Stücke erlauben wollten. Jezt aber ist es ganz anders. Am Variétéstheater kann er wieder in seinen besten Rollen auftreten, und man hat schon neue Stücke für ihn geschrieben. Sein Auftreten hat daher einen besondern Reiz gewonnen, und zwar nicht allein für die Fremden, sondern auch für die Einheimischen. Er wird mehr gefeiert als zuvor, und kann nun auf eine Stelle am Théâtre français Anspruch machen, wenn er Lust dazu hat; wahrscheinlich bleibt er aber auf der kleinen Bühne, wo ihm kein anderer Schauspieler gleich kommt. Nebenbei nimmt das Variétéstheater manche ältere, populär gewordene Stücke wieder vor, welche für die Zuschauer aus der Provinz etwas Neues sind und sie herzlich belustigen. — Die unzählige Reihe von Konzerten zum Besten französischer, deutscher, italienischer, sogar spanischer Virtuosen hat nun ein Ende, und wenn auch noch zuweilen eines angekündigt wird, so ist doch die Reihe unterbrochen. Die Musikliebhaber müssen zufrieden seyn, denn sicher hat es noch kein solches musikalisches Frühjahr gegeben, als das lezte, und wohl noch nie hat sich eine so bedeutende Anzahl von Virtuosen der Reihe nach hören lassen. Der Seckel der Pariser Zuhörer muß unerschöpflich seyn; denn wie hätte er sonst zwei oder drei Monate lang fast täglich die Kassen der Konzertgeber auffüllen können, ohne sich wahrscheinlich dadurch etwas von den anderweitigen Belustigungen abbrechen zu lassen? Seitdem Auber Direktor des Musikkonservatoriums ist, hat er etwas Neues erfunden, um dieser Anstalt Glanz zu geben, oder vielmehr, um den bereits durch ihre Frühlingskonzerte erworbenen Glanz zu erhöhen. Er veranstaltet nämlich Darstellungen von Operetten und von deklamatorischen Uebungen auf dem kleinen zum Conservatorium gehörigen Theater. Bei der Preisvertheilung in dieser Anstalt wurden zwar die gekrönten Schüler und Schülerinnen dem Publikum vorgeführt und ließen sich auf ihren Instrumenten, oder mit ihrer Stimme, oder in Bruchstücken aus Lust- und Trauerspielen hören. Auber hat aber wollen einen Schritt weiter gehen, und durch die Schüler der Anstalt einigemal im Jahre ganze Theaterstücke aufführen lassen; und um der musikalischen Composition dabei ihr Recht widerfahren zu lassen, hat er verordnet, daß jährlich eine Operette eines der gekrönten Schüler der Anstalt aufgeführt werden solle. Dieß ist neulich zum erstenmal geschehen, und Bousquet, der, ob zwar in Paris und in Italien gebildet, es noch nicht hatte dahin bringen können, sich dem Publikum bekannt zu machen, hat das Vergnügen gehabt, eine Operette von sich, „das Wirthshaus,“ aufführen zu hören. Man könnte allerdings die Versuche der jungen Tonkünstler in dem Saale des Musikkonservatoriums probiren, und hätten sie dort Beifall, auf öffentliche und große Bühnen übertragen. Die Tageblätter äußern sich zuweilen bitter über das Schicksal junger Tonkünstler, denen der Staat Belohnungen und Geld zum Reisen bewilligt, und welche bei der Rückkunft in ihr Vaterland gezwungen sind, müssig zu gehen oder Musikstunden zu geben. Was kann aber der Staat weiter für sie thun, als ihre Ausbildung befördern? Das Uebrige muß ihr eigenes Werk seyn, und junge Tonkünstler befinden sich in keiner schlimmern Lage, als junge Baumeister, junge Ingenieure und junge Schriftsteller.

Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 52.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 155.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 28. Juni 1844.

Thron des Aberglaubens! Wehe
Deinem rauchenden Altar,
Bis der Mann verjüngt erſtehe,
Der dein Todtenopfer war;
Bis Gott zu den Flammenſtufen
Seines ernſten Richterſtuhls
Auch den letzten vorgerufen
Deiner frechen Capitouls.

v. Thümmel.

Der Chevalier de la Barre.

Die „cause celèbre," die wir im Folgenden mittheilen, fällt in eine Zeit, wo die Geiſtlichkeit, namentlich der Jeſuitismus, mit dem Parlament und einem Theil der Geſellſchaft in einem Kampfe lag, der auffallend an die heutigen religiöſen Bewegungen in Frankreich erinnert. Die unglückliche Geſchichte des jungen de la Barre iſt geeignet, jedem, welches auch ſeine religiöſen Anſichten ſeyn mögen, Stoff zum Nachdenken zu geben.

Nur wenige Stunden vom Ufer des Oceans entfernt, wo derſelbe ſich unter dem Namen „la Manche" trennend zwiſchen England und Frankreich eindrängt, liegt im Departement der Somme die Stadt Abbeville. Nur die Ausdehnung des Orts deutet heute noch auf die frühere, durch belebten Handel herbeigeführte Bedeutung deſſelben. Zwiſchen den ſauber aus Backſteinen ausgeführten Häuſern, welche die breitern Straßen der Stadt bilden und auf den alterthümlichen, aus Häuſern von Holz, mit Giebeln und Thürmchen, beſtehenden Gaſſen herrſcht gegenwärtig wenig Leben und Treiben, als ſollte nichts den Reiſenden von den traurigen Erinnerungen abziehen, welche ſich an den Ort knüpfen. Von Abbeville aus beſucht man nämlich gewöhnlich das Schlachtfeld von Crecy, welches man drei Stunden von der Stadt, unweit der Straße nach St. Omer, bei dem Dorfe Fontaine, durch ein einfaches Kreuz bezeichnet findet und wo an einem Tage 30,000 Franzoſen unter dem Schwerte der Engländer verbluteten.

In der Stadt ſelbſt knüpft ſich an ein Haus, das gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts von dem Lieutenant der Kriminalgerichtspflege, Pierre Duval de Soicourt bewohnt ward, die ſchauerliche Erinnerung an einen der Juſtizmorde, welche nur zu oft in Frankreich eine kaum entwichene Zeit gebrandmarkt haben. Aber mit dem bittern Gefühle, welches beim Gedanken an ſolche, um Rache zum Himmel ſchreiende Ungerechtigkeiten die Seele des Menſchenfreundes überwältigt, miſcht ſich ein Troſt, die aus dem Vergleiche ſelbſt der nächſten Vergangenheit mit der Gegenwart geſchöpfte Gewißheit, daß die Kultur einen unermeßlichen Fortſchritt gemacht hat; dankbar ſegnen wir in ſolcher Ueberzeugung die Vorſehung, welche uns in einem Jahrhunderte und in Ländern geboren werden ließ, wo die Juſtizpflege zwar nicht dem Schickſale der Unvollkommenheit aller menſchlichen Einrichtungen entgeht und durch ihre Mängel häufig Veranlaſſung zur gerechten Klage geben mag, wo aber wenigſtens das Leben nicht mehr der Willkühr und dem perſönlichen Haſſe eines unwürdigen Richters preisgegeben iſt.

Im Jahre 1765 stand einem der Erziehung junger Mädchen gewidmeten Kloster zu Abbeville als Aebtissin die Dame Feydeau de Brou vor. Würdigern Händen war nie die Leitung einer großen und einem nützlichen Zwecke gewidmeten Anstalt anvertraut gewesen; die Aebtissin von Villancourt war eine Mutter nicht nur für die Zöglinge der Erziehungsanstalt, sondern auch für die Armen des Orts und dadurch der Gegenstand der allgemeinen Verehrung und Liebe. — Um dieselbe Zeit lebte zu Abbeville ein junger Mann, der Chevalier de la Barre, welcher durch seine liebenswürdigen, von einem angenehmen Aeußern noch mehr hervorgehobenen Eigenschaften die öffentliche Zuneigung in eben dem Maaße besaß, wie seine Tante, die Aebtissin von Villancourt. Diese hatte den jungen de la Barre, welcher schon früh seine Mutter und dann später auf dem Schlachtfelde seinen Vater, Generallieutenant in der Armee des Königs, verloren, nach Abbeville kommen lassen, wo der verwaiste Jüngling in seiner trefflichen Tante eine mütterliche Freundin und auf einer höhern Lehranstalt die Mittel zu Ausbildung seiner Fähigkeiten fand.

Pierre Duval de Soicourt bekleidete damals das Amt des höchsten Kriminalrichters bei der Präsidentschaft von Abbeville, er war Vormund einer der jungen Damen, welche im oben erwähnten Kloster der Stadt erzogen wurden; als solcher wendete er bei seiner Mündel, einer reichen Erbin, allen seinen Einfluß an, um dieselbe zu bewegen, seinem Sohne ihre Hand zu versprechen. Das junge Mädchen aber, welches den Sohn des Vormunds als einen Menschen von mürrischem, finstern Charakter und schlechten Sitten kannte und verabscheute, warf sich eines Tages weinend der Aebtissin zu Füßen und flehte sie um Schutz an gegen die täglich dringender, sogar drohend werdenden Verfolgungen des Vormunds. Die Dame de Brou, nur ihrem Gefühle und ihrer Pflicht gehorchend, nahm die Bitte ihrer Pflegbefohlenen liebreich auf, und wenige Wochen später war Duval de Soicourt auf Anlaß der Aebtissin der von ihm gemißbrauchten vormundschaftlichen Gewalt entsezt, zugleich aber auch der unversöhnliche Feind seiner ehrwürdigen Gegnerin geworden. Der Zorn des in seinen Hoffnungen so unerwartet betrogenen Beamten erhielt dadurch eine noch bestimmtere Richtung, daß er glaubte, die Aebtissin von Villancourt habe bei ihrem Schritte die Vermählung der unter ihrer Obhut stehenden Erbin mit dem Chevalier de la Barre im Auge gehabt, und dieser ward so, nicht bloß als Verwandter der Dame de Brou, sondern auch als vermeintlicher Nebenbuhler des jungen Soicourt für den Vater des leztern ein Gegenstand der Eifersucht und des Hasses.

Einige Zeit nach dem Vorgange, welcher die bisher genannten Personen einander feindlich gegenüber stellte, war der Chevalier de la Barre nebst seinem Freunde, Etalonde de Morival, bei seiner Tante, der Aebtissin, zum Diner eingeladen. Die jungen Leute kamen bei ihrem Gange nach dem Kloster an einer Prozession des Ordens der Kapuziner vorbei; da der Zug indessen in ziemlich bedeutender Entfernung von ihnen blieb und es überdieß regnete, sezten sie ihren Weg eiligst fort, ohne dem Gebrauche gemäß ihre Hüte abzunehmen. — Dieses Faktum ward sofort dem Kriminalrichter hinterbracht, welcher, seitdem Madame de Brou seine Plane durchkreuzt hatte, wahrscheinlich den Neffen derselben durch Polizeispione überall beobachten ließ, um auf die eine oder andere Weise eine erwünschte Veranlassung zur Verfolgung desselben zu finden.

„Ich will der Dame de Brou nur etwas Angst einjagen und ihr zeigen, daß sie Ursache hat, mich zu fürchten," sagte Duval de Soicourt in einem der vornehmsten Häuser der Stadt, am Abend des Tages, wo er jenen Polizeibefehl erhalten hatte. — Schon diese Worte hätten jedes spätere Verfahren Duvals de Soicourt gegen de la Barre im höchsten Grad verdächtigen sollen; sie zeigten hinlänglich die Gesinnung des Richters, welchen sein Haß gegen den Angeklagten die gewöhnlichste Klugheit so sehr vergessen ließ, daß er gestand, seine Amtsgewalt zu Befriedigung eines persönlichen Grolls mißbrauchen zu wollen. Die Sache hätte auch für die jungen Leute schwerlich ernstliche Folgen gehabt; aber drei Tage nach dem oben erwähnten Vorfalle in der Nacht des 9ten August 1765, ward ein hölzernes Kreuz auf dem Pont neuf zu Abbeville von unbekannten Händen zerbrochen.

(Fortsezung folgt.)

Götz von Berlichingen vor Gericht.

(Fortsezung.)

Alles zeigt uns, wie er für ein Verständniß der neugebornen Zeitbewegungen gänzlich unempfänglich gewesen. Freiheit war damals das Losungswort, welches die Besten und die Schlimmsten riefen. Freiheit rief auch Götz, als er ringsum aus dem Munde von Mönchen, Gelehrten, Rittern, Bürgern und Bauern dieses Wort vernahm; aber er begehrte nicht die Freiheit, von welcher jene redeten, für welche sie stritten. — Er wollte frei seyn für sich allein, nach eigenem Gelüste. Er verstand darunter das Recht, außer dem Gesetz zu seyn, oder selbst das Gesetz zu machen, die beliebte Edelmannsfreiheit, die ihn in Reih und Glied stellte mit

jedem Edelgebornen bis zum Fürſten, ausgenommen den Kaiſer, vor deſſen Arm er ſich wohl zu wahren meinte, und die alle Andern in demüthiger Unterordnung hindere, ihm durch Wechſelpflichten und allgemeine geſellige Bedingungen läſtig zu werden. Er nannte es Freiheit, Bürger und Bauer als andere Menſchen anzuſehen, die nie thun dürften wie er, und Niemanden wollte er dienen, als etwa freiwillig gegen guten Sold.

Von ſolcher Freiheit mag er viel geredet haben, und auch die freiheitsdurſtigen Bauern mochten wiſſen, daß er daſſelbe Loſungswort gebrauchte bei ſeinen Heldenthaten auf der Heerſtraße. Darum wollten ſie ihn zum Hauptmann haben; ſie begriffen nicht, daß er der König Storch unter den Fröſchen hätte werden können, wenn er Luſt gehabt hätte.

Ergreifend bleibt aber immer die ungemeine Treuherzigkeit, mit der Götz dieſe Schrift verfaßte, die noch mehr aus den Thatſachen ſelbſt hervorleuchtet. Es wird ſchwer, an der Wahrheit auch nur eines einzigen ſeiner Worte zu zweifeln.

Und dennoch — ſeine Richter thaten es, oder ſtellten ſich wenigſtens ſo. Sie haben ſeine Verantwortung nicht viel höher geachtet, denn ein pfiffiges Advokatenmeiſterſtück. In ihm wohnte die feſte Ueberzeugung nach ſeinem Recht gethan zu haben, darum konnte er die Sprache des guten Bewußtſeyns reden. Die Gegner aber, die Vertreter der entgegengeſezten Idee, gingen nicht ein in ſeine Gründe. Sie nahmen die Thatſachen und verfuhren darnach. — Ob Bosheit ganz aus dem Rechtshandel blieb, ob Götz immer nur in unbedachtſamer Ehrlichkeit grad aus verfahren und geſprochen und nie dieſelben Schleichwege ging, auf denen er ſeine Feinde wandeln ſieht, beides wollen wir weder behaupten, noch in Abrede ſtellen.

Die übrigen Papiere des Prozeſſes belehren uns indeſſen, daß man es trefflich verſtanden habe, nicht zu richten, wo man des Rechts nicht gewiß war. Wir leſen viele Mahnbriefe, einmal: „ein Ende zu machen um Gotteswillen durch mehr als fünf Jahre.“ Es geſchah nicht. Die Grafen und Herrn am Rittertage zu Gröningen 1529 bitten für ihn um Erledigung. Viele treffliche Namen ſtehen unter dem Briefe: Haug von Montfort zu Rottenfels und Tettnang, drei Spett, zwei Sturmfeder, zwei Lemlin, zwei Liebenſteine, ein Rippenburg, Rothhaft, Emershofen, Reiſach. Friedrich Graf von Löwenſtein, Herr zu Scharfeneck ſchickt nachträglich ein Geſuch, dem die Edelherrn ſich anſchließen; eben ſo noch drei Frauenberge, zwei von Thalheim, zwei andere Liebenſteiner, ein Weiler, Rippenburg und Spett, zwei Helmſtette und einer von Maſſenbach, lauter Herrn, die viel galten in Schwaben, Franken und Bayern. Sein Lehensherr Georg, der Markgraf zu Brandenburg, mahnt den Bund ebenfalls, bei einem Vertrage mit Götz billig und gütlich zu verfahren, wenn deſſen Brüder ſich zur Ledigung des aus ihm unbekannten Urſachen Gefangenen anböten.

Der Rath zu Augsburg leitete im Auftrag der drei Bundeshauptleute Wilhelm Güß vom Güßenberg zu Glött, Walther von Hövebeim, Pflegers zu Kirchberg, und Ulrich Neydhardt, Altbürgermeiſters zu Ulm, die Unterſuchung. Einer der Richter, Konrad Hermart, der an der Spitze der Commiſſion ſtand, ſtarb während des Prozeſſes. Man beſtellte an ſeine Statt Wolf Langenmantel, den oben erwähnten Chroniſten, und ihm waren beigegeben Lukas Schellenberg und der berühmte Doktor Konrad Peutinger. Lezterer war es namentlich, der mit beſonderer gelehrter Feinheit die Verhandlungen förderte.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hannover, Juni.

Eiſenbahnen. — Zollverhältniſſe. — Volksſchulweſen.

Am 19ten v. M. iſt unſere Eiſenbahn nach Braunſchweig eröffnet worden. Dieſelben Miniſter Hannovers und Braunſchweigs, die ſich kurz vorher in öffentlichen Staatsſchriften bittere Dinge geſagt hatten, ſaßen in Braunſchweig beim Frühſtück und in Hannover bei der Mittagstafel neben einander und tranken ſich in Toaſten die beſten Vorſätze für die Zukunft zu. Aber die beiden Länder ſind ſich nie beſonders wohlgeneigt geweſen, und kaum war in der Zollſcheidung am Anfang d. J. ein Anlaß geboten, ſo brach der verhaltene Groll von beiden Seiten ſo heftig aus, daß es ein Jammer war, dieſen Grenzkrieg in dem einigen Deutſchland mitanzuſehen. Braunſchweigs Austritt aus dem hannoverſchen Steuerſyſtem iſt nicht Urſache, ſondern nur Folge dieſer geringen Zuneigung zwiſchen den beiden Stammlanden, hat aber allerdings nicht dazu beitragen können, die Stimmung freundnachbarlicher zu machen. Braunſchweig hat ſich ſchon lange in der nahen Verwandtſchaft mit Hannover unbehaglich gefühlt; es ſieht ſeit geraumer Zeit mit ſorgenvollem Unwillen ſeiner Vereinigung mit der Krone Hannover entgegen und meint, daß dieſe für Hannover lockende Ausſicht nicht geringen Einfluß auf das jezt wohl unzweifelhafte Erlöſchen der braunſchweigiſchen Dynaſtie habe. Das iſt der Urgrund der Antipathie unſerer Nachbarn, und das war auch die Haupttriebfeder, welche Braunſchweig aus der Steuergemeinſchaft mit Hannover trieb. Die hieſigen politiſchen Ereigniſſe der Jahre 1837 bis 40 ſind denn auch nicht der Art geweſen, den Braunſchweigern, die in der That von konſtitutionellen Geſinnungen beſeelt ſind, wie ſie überhaupt im Charakter von den Hannoveranern gänzlich abweichen, die Wiedervereinigung der Stammlande wünſchenswerth zu machen, und ſo trifft gar Vieles zuſammen, was die Erfüllung jener guten Vorſätze problematiſch macht. Gleich nachdem der Rauſch der Champagnerbegeiſterung vorüber war, machten

unsere Nachbarn die Bemerkung, die alles sagt: Hannover hätte allerdings die braunschweigischen Gäste bei der Eisenbahnfeier sehr gastfrei und glänzend empfangen, aber es wäre doch besser gewesen, wenn es auf der Eisenbahn den vollzogenen Anschlußvertrag mitgeschickt hätte. Diesen Wunsch verdenke ich den Braunschweigern nicht, und Sie wissen aus meinen frühern Briefen, daß ich selbst unter Umständen seine Erfüllung gern sehen würde. Aber vor der Hand ist daran nicht zu denken. Die Regierung hat in den lezten Wochen mit den eben versammelten Ständen über die künftige Einrichtung der Zollverhältnisse verhandelt, und bei dieser Gelegenheit haben beide Kammern einstimmig erklärt, daß die Regierung durch die Art, wie sie den Anschluß, der nur unter den bedenklichsten Umständen zu vollziehen gewesen sey, abgewandt, den Dank der Kammern sich verdient habe. Man sagt, die Regierung habe ein solches Votum sehr gewünscht (was ich natürlich finde) und habe deßhalb darauf hingewirkt (was ich nicht weiß); wie dem aber sey, es sind in beiden Kammern doch noch eine Anzahl ehrenwerther, nicht so leicht zu leitender Deputirten, die nicht anders als aus Ueberzeugung so gestimmt haben können. Noch bemerkenswerther sind die Aeußerungen der Münbener und anderer Deputirten, deren Bezirke unter den jetzigen Verhältnissen schwer leiden, die nicht aufhören, um den Anschluß zu bitten, und die dennoch erklärten, daß sie unter den Bedingungen, die der Zollverein in Aussicht stelle, ihre Pflichten gegen das Land verletzen würden, wenn sie nicht von dem Anschluß abriethen. Dieser ständische Beschluß gründet sich nun auf die aktenmäßige Darstellung in der hannoverschen Staatsschrift, von welcher, in Verbindung mit den braunschweigischen und preußischen Staatsschriften, höchst wichtigen, publicistischen Erscheinung die Journalpresse so unglaublich wenig Notiz genommen hat, daß man annehmen möchte, die Bedeutung, wenn nicht gar der Inhalt der drei Staatsschriften sey von der Presse nicht erkannt oder verstanden worden. Am meisten haben sich noch die literarischen Journale dafür interessirt; in den eigentlich politischen Blättern las man fast immer nur die Bemerkung: es sey hier ja doch nichts Vollständiges gegeben, eine Behauptung, die erst spät von der Allgemeinen Zeitung, wenn auch mit besonderer Vorliebe für den Antheil Preußens an der publicistischen Trias, widerlegt worden ist. Spezialitäten von der Eisenbahneinweihungsfeier können Sie nicht interessiren. Seit den ersten Tagen dieses Monats ist die Verbindung mit den sächsischen und preußischen Bahnen eingetreten. Berlin und Dresden sind jezt nur noch eine Tagreise von uns entfernt; vom Harz und aus Braunschweig, selbst von Magdeburg her ladet man die Hannoveraner zu Nachmittagspartien, Conzerten und dergleichen ein, und jeder der täglich viermal abgehenden und eben so oft eintreffenden Züge ist immer ziemlich reichlich mit Passagieren versehen, deren Zahl sich bei den kurzen Ausflügen in die Umgegend an Sonn- und Festtagen oft bis auf 6—800 steigert. Die Regierung ist von der starken Frequenz dieser Bahn nach den bisherigen Erfahrungen so fest überzeugt, daß sie den Ständen schon die Anlegung eines zweiten Schienengleises vorgeschlagen hat, worauf aber noch keine Entscheidung erfolgt ist. An der weitern Ausführung unserer Landesbahnen wird thätig gearbeitet. Auf dem Wege von Harburg nach Lüneburg sind tausend Hände beschäftigt, und auf der Strecke von Celle nach Uelzen wird jenen entgegen gearbeitet, so daß man die ganze Bahn von Hannover nach Harburg, die kein fremdherrliches Gebiet berührt, binnen zwei Jahren zu vollenden hofft. Auf der Bremer Bahnstrecke ist man noch nicht so weit; allein auch dieser Bau wird schnell von statten gehen. Bremen, das beinahe die Hälfte der Kosten trägt, betreibt ihn eifrigst, weil es ein wesentliches Interesse dabei hat, nicht später als Hamburg durch Eisenbahnen mit dem deutschen Binnenlande verbunden zu werden und durch Verspätung den ganzen Verkehr auf diese Bahnen zu gewöhnen. Das Projekt eines Seehafenbaues bei Harburg wird nun auch ohne Zweifel zu Stande kommen; die Kammern sind eben mit der Prüfung des Bauplans beschäftigt. Hamburg scheint wegen dieser Concurrenz vorläufig noch sehr unbesorgt zu seyn, Harburg große Hoffnungen darauf zu bauen, zumal wenn die Vollendung der Eisenbahn und des Hafens zusammentrifft. Beide Erwartungen können recht wohl in Erfüllung gehen, da Harburg sich im Vergleich zu seiner jetzigen Stellung bedeutend heben kann, ohne daß Hamburg die Abnahme merklich empfindet. Von andern Planen für das Wohl des Volks und Landes muß ich noch des Vorhabens zur Verbesserung des Volksschulwesens gedenken. Wahrlich, wenn irgendwo Hülfe Noth thut, so ist es hier der Fall. Die jämmerliche Lage, in welcher sich die meisten Volksschullehrer in unserem Lande befinden, übersteigt allen Glauben; die Regierung selbst gibt in den Motiven, welche ihren Gesetzentwurf begleiten, zu, daß die Schullehrer häufig schlechter gestellt seyen als die Tagelöhner, und unter dem steten Kampfe mit Nahrungssorgen die Kraft und den Lebensmuth für ihren Beruf nothwendig einbüßen müssen. Es gibt hier zu Lande Lehrer (die amtlichen Register weisen es aus), deren Jahreseinnahme in Geld Einen Thaler beträgt, die dabei in der Hirtenwohnung untergebracht sind, oder von Monat zu Monat bei Gemeindegliedern die Wohnung wechseln müssen und einen sogenannten Reibetisch genießen, d. h. abwechselnd von den Bauern beköstigt werden; sie sammeln daneben das Schulgeld selbst ein und müssen, wie sich von selbst versteht, allerhand Nebendienste verrichten. Zehn Thaler jährliche Einnahme ist ganz gewöhnlich, zwanzig schon eine bedeutende Stelle, fünfundsiebzig aber das höchste Diensteinkommen, das ein Volkslehrer hier zu Lande zu genießen hat. Wo die Noth so schreiend ist, da sollte man jedes eigene Interesse vergessen und nur helfen. Aber die Regierung will bei dieser guten Gelegenheit wieder das Gebiet ihres Oberaufsichtsrechts ausdehnen, der Adel für sein Theil neue Exemtionen (von Schullasten, Schulzwang ꝛc.) erwerben, und die städtischen und Landgemeinden das Aufsichtsrecht über die meist aus ihrem Aerar erhaltenen Schulen nicht fahren lassen. Das Lezlere ist billig und in der Ordnung, aber kleinlich und engherzig ist es, für eine Verbesserung, welche durch die Menschenpflicht geboten wird, Vortheile, sey es welcher Art oder von welcher Seite, eintauschen zu wollen. In diesem Betracht haben die bisherigen Verhandlungen über die neue Schulgesetzgebung nur einen traurigen und peinlichen Eindruck machen können, abgesehen davon, daß der leidige Eigennutz das Gesez wahrscheinlich gar nicht zu Stande kommen lassen wird. Nun, Geld ist dann wenigstens bewilligt, und das ist für den Augenblick die Hauptsache. Außerdem sind unsere Landesvertreter mit Steuerverminderungs-, Justizreform-, Militäreinschränkungs- und vielen andern Planen beschäftigt, von denen ich Ihnen in einem nächsten Briefe hoffentlich werde schreiben können, daß sie gut und glücklich zur Ausführung gekommen sind.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 66.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 156.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 29. Juni 1844.

Seufz', wenn du siehst den Aar mit grimm'gem Zittern
Nagen an seines Käfigs engen Gittern!
In einem Kerker konnt' er groß noch seyn;
Wie aber macht dieß Mittelding ihn klein
Von Kerker und Palast!

Byron.

Götz von Berlichingen vor Gericht.

(Schluß.)

Götzens Brüder, Philipp von Berlichingen zu Biringen und Hanns zu Schutzberg, nahmen sich mit einemmale des Handels thätig an, als es schien, daß in Mißmuth und Gram der eisenhändige Gottfried lieber im Gefängniß zu Augsburg verfaulen, als den Krämern und Schreibern auch nur ein gutes Wort gönnen wolle. Sie baten um Geleit in die Reichsstadt und schickten Hanns Christoph von Berlichingen zu Lauterstall, Ludwig und Dietrich Spett, Bastian von Hohenheim, genannt Bombast, Wilhelm Fezer, Burkhard von Stadion und Leonhard vom Rain, als Gesandte von „Götzens von Berlichen Freundschaft." — In Doktor Peutingers Hause wurde viel hin und her geredet, und die armen Rittersleute ließ man trotz der Empfehlungsschreiben, die sie von hohen Herrn mitbrachten, eine Bittschrift nach der andern um Antwort eingeben, in denen sie erklärten, sie warteten mit harten Unkosten und hätten wichtigere Geschäfte. Sie thaten aber manche Einreden gegen die strengen Bedingungen, unter welchen allein Götz losgegeben werden sollte, besonders gegen die Erklärung, welche dieser am Eingange der Urphede geben sollte, bundbrüchig geworden zu seyn, ein „verletzlich, aufhebliches Bekanntniß, das Niemanden nützlich, ihme allein nachtheilig seyn würde;" auch dagegen, daß er sein Lebenlang in seiner Burg bleiben und nie mehr auf ein Roß steigen solle, da er doch nach seinen entlegenen Gütern zu Zeiten sehen müsse, wie gegen die unerschwingliche Bürgschaftssumme von sechs-und-vierzigtausend Gulden. Sie flehten bei christlicher Liebe, den Bruder und Vetter, von dem sie hören, daß er im Thurm „etwas schwach seyn soll," doch zu Weib und Kind heimkehren zu lassen. Wolf von Freiberg, der von den Augsburgern beigezogen wurde als Beisitzer, kann nicht umhin, für den bedrängten Ritter selbst zu bitten. Man gestattete den Verwandten nicht, mit dem Gefangenen zu verkehren.

Da aber werden durch Jahre die Einreden von Pontius zum Pilatus geschickt, Bürgen beanstandet, Siegel bezweifelt, anderer Herrn Rechte verwahrt, und das lezte Dokument, das uns vorliegt, ist endlich eine Urphede, die gerade das Alles enthält, was der Bund von vornherein begehrte. — Es ist jede Zeile dieses Vertrages eine Kette, welche die Eisenhand Götzens besser fesselt, als es je die stärkste eherne gekonnt hätte. Es lautet so herzzerreißend, wenn wir lesen, wie er am Eingange schreiben muß: „Ich Götz von Berlichingen zu Hornberg bekenn' öffentlich mit dem Brief, daß ich umb verschuldeter Ursachen, insbesondere darum, daß ich mich

in vergangener bäuerischer Empörung mit den abgefallenen Aufrührischen als ein Hauptmann und Mithelfer eingelassen, in gemeiner Bundsstände Gefängniß und Verhaft zu Augsburg kommen und auf meiner Herrn und guten Freund sonderlich unterthänig und fleißig Bitte bei solcher Gefängniß entlassen worden auf Form und Maß, wie folgt:"

Er mußte seine Atzung und Verwahrungskosten bezahlen, mußte endlich geloben, zur Stunde nach seiner Erledigung nach Hornberg zu gehen, so lange er lebe auf kein Pferd mehr zu kommen und, wie oft er auch in seiner Hofmark sich umsehe, des Nachts immer in das Schloß zurückzukehren. — Den Churfürsten von Mainz, den Abt von Amorbach und den Bischof von Würzburg sollte er noch besonders schadlos halten und ihnen Rede stehen. Für sich und seine Erben mußte er auf jede Rache verzichten, er durfte nie gestatten, daß ein Anderer ihn räche, auch von Niemanden eine Entbindung dieser Urphede, eine Lösung seines Eides annehmen. Das Alles mußte er besiegeln und hochheilig beschwören.

Ueberdieß verbürgten sich für ihn sechzehn Herrn und Ritter seiner Freundschaft, denn zweitausend Gulden mußte er als Lösegeld in Ulm erlegen, und außer dem als Sicherung seines Vertrages fünf-und-zwanzigtausend Gulden verbriefen, die gen Augsburg, Lauingen, Heilbronn oder Würzburg zahlbar seyn sollten.

Auch diese Bürgen mußten für sich und ihre Erben sich rechtlos erklären, wenn die Verträge nicht gehalten würden. Unter ihnen lesen wir sechs von Berlichingen: Philipps zu Biringen, Hans zu Schuhberg, Wolf zu Jarthausen, Welten zu Dertzbach, Hans Christoph zu Leuterstall und Christofel zu Leupach, ferner den Grafen von Löwenstein, einen Gemmingen, Massenbach, Frauenberg ꝛc.

So endete endlich der Streit — wahrscheinlich erst im Jahre 1533. — Noch an dreißig Jahre mußte der an seinen besten Kräften gebrochene Götz ein verwünschtes Leben hinschleppen in den engen Mauern und Feldmarken seines Hornbergs. Er starb am 23. Juli 1562.

Wir wiederholen das „Herr gib ihm die ewige Ruhe;" den frommen Wunsch, mit dem er zu Grabe gesungen wurde, denn Ruhe hat er im Leben nie gekannt. Das Bild, wie wir es von ihm aus dem gegebenen Stoffe formen konnten, sey niedergelegt zu seinem Gedächtnisse, und gerne wollen wir, sollte es zu viele Schatten haben, uns freuen an jenem verklärteren, das uns der Dichter geschaffen hat. Wir meinen aber, auch von unserem Götz mag man sagen: „Wehe der Nachkommenschaft, die dich verkennt!"

J. F. Lentner.

Der Chevalier de la Barre.

(Fortsetzung.)

Soicourt übersah mit dem Scharfblicke eines von Rachsucht gefolterten Herzens, wie bedeutend das Zusammentreffen dieses zweiten Frevels mit dem auf de la Barre und d'Etalonde bereits lastenden Vorwurfe für die Ausführung seiner Plane werden könne. Er nahm deßhalb die ihm durch den Seneschal von Ponthieu, Grafen von Mouchy, gemachte Anzeige von der Verstümmlung des Kreuzes mit trefflich erheuchelter Entrüstung auf und schrieb sofort an Delamotte, Bischof von Amiens, daß die jungen Leute zu Abbeville, den Lehren der neuen philosophischen Schule ergeben, ein schändliches Leben führten, daß die Prozessionen von ihnen beschimpft, die Kreuze zerbrochen würden und daß selbst mit Messerstichen durchbohrte Hostien gefunden worden wären und, wie allgemein erzählt würde, Blut vergossen hätten. — Der Bischof von Amiens hatte nicht sobald diesen Bericht erhalten, als er nach Abbeville kam, zur Versöhnung des Himmels eine feierliche Prozession zum beleidigten Kreuze anordnete, dabei als Büßender mit bloßen Füßen und einem Stricke um den Hals erschien und von der weltlichen Obrigkeit die Ermittelung und Bestrafung der bis dahin verborgen gebliebenen Kirchenschänder verlangte.

So mittelalterlich und so wenig dem Geiste des Jahrhunderts angemessen dieses Benehmen des Bischofs von Amiens auch immer seyn mochte, so ahnete dieser doch wohl schwerlich, daß sein unverständiger Eifer für die Religion in der Hand eines pflichtvergessenen Richters das Werkzeug der unerhörtesten und grausamsten Unterdrückung werden sollte. — Mit teuflischer Gewandtheit benutzte Soicourt zum Beginn des gerichtlichen Verfahrens gegen de la Barre den Moment, wo die Gemüther der Einwohner von Abbeville unter dem noch frischen Eindrucke der eben stattgefundenen kirchlichen Ceremonien sich in fanatischer Aufregung befanden. Noch am Tage der Prozession wurden mehr als siebzig Zeugen verhört; aber aus den sämmtlichen Aussagen derselben ging nur hervor, daß einige junge Leute (die übrigens nicht einmal namhaft gemacht werden konnten) sich gotteslästerliche Reden haben zu Schulden kommen lassen und daß andere vor einiger Zeit auf fünfzig bis hundert Schritt an einer Prozession vorüber gegangen, ohne ihre Hüte abzuziehen. Ein einziger Zeuge sagte aus, daß er gehört, wie ein junger Mann, den er aber nicht kannte, im Gespräche mit einem andern geäußert, er wolle ein im Zimmer seines Freundes befindliches Kreuz aus Gips zertrümmern. Von dem Hauptpunkte der Anklage, der Verstümmelung des Kreuzes auf dem Pont neuf war

gar nicht die Rede. Auch beantragte der procureur du Roi, nach Einsicht der Akten über das erste Zeugenverhör eine zweite Vernehmung, Behufs der nähern Bezeichnung der angeblichen gotteslästerlichen Aeußerungen. Acht-und-dreißig neue Zeugen wurden gehört, ohne bestimmtere Aufschlüsse, als die schon erhaltenen, geben zu können; ja der ganze fernere Verlauf des Prozesses und der sich in demselben vor den Augen des unparteiischen Beobachters entwickelnde gehässige Charakter Duvals de Soicourt erweckt den Verdacht, daß dieser vielleicht selbst das Kreuz auf dem Pont neuf habe entweihen lassen, um sich dieser Thatsache zu Erreichung seines schändlichen Zwecks zu bedienen; denn es ist kaum glaublich, daß die Thäter, trotz der von allen Seiten angestellten beharrlichen Nachforschungen, nicht während des Prozesses oder doch nach demselben hätten ausfindig gemacht werden sollen, und doch war dem so; denn sämmtliche Zeugen blieben, trotz aller angewendeten Mittel der Einschüchterung und Verführung über diesen wesentlichsten Punkt, stumm.

Unter solchen Umständen ersann Soicourt eine Auskunft, welche den schönsten Zeiten der Inquisition Ehre gemacht hätte. Auf den Grund einiger ungewissen Andeutungen bei der zweiten Zeugenvernehmung und des Umstandes mit der Prozession der Kapuziner, versetzte er fünf junge Leute aus den ersten Familien des Landes in Anklagestand; diese waren der Chevalier de la Barre, Etalonde de Morival, Moisnel, Dumainiel de Saveuese und Douville de Mailleser; zugleich verband er die verschiedenen Anklagepunkte, die Verstümmelung des Kreuzes auf dem Pont neuf, die angeblich gepflogenen gotteslästerlichen Reden und das achtungswidrige Benehmen gegen die Prozession der Kapuziner zu einer einzigen.

De la Barre und Moisnel konnten allein zur Haft gebracht werden; die übrigen Angeschuldigten hatten sich derselben durch die Flucht entzogen. d'Etalonde protestirte in einem mit Kraft und in der Sprache überzeugender Wahrheit geschriebenen und bald in ganz Frankreich verbreiteten Briefe vom Auslande her gegen die Schändlichkeit des gegen seinen Freund de la Barre eingeleiteten Verfahrens, und rief, obwohl vergebens, das Rechtsgefühl der französischen Nation zur Hülfe gegen eine solche Gewaltthat auf.

Die Aebtissin, Madame Feydeau de Brou, verließ Abbeville und begab sich an den Hof des Königs, um dort Schutz, oder vielmehr Gerechtigkeit für ihren Neffen zu suchen, und der durch den Ruf ihrer Frömmigkeit noch vermehrte Einfluß der ehrwürdigen Frau, und die nahe Verwandtschaft der de la Barre's mit den d'Ormessons, einer der geachtetsten Familien der hohen Magistratur, beruhigten die zahlreichen Freunde der Gefangenen über das Schicksal derselben; und mußten nicht die Jugend und Unerfahrenheit derselben allein schon ein Schild für sie seyn? De la Barre war neunzehn, Moisnel erst vierzehn Jahre alt!

Soicourt betrieb indessen ungestört und in der Dunkelheit sein satanisches Werk der Rache. Das Gesetz schrieb ihm beim Verfahren gegen die Angeklagten zwei Beisitzer vor. Es befand sich, um Soicourts Wünsche zu krönen, damals am Criminaltribunal von Abbeville nur Ein im Amt stehender Assessor, welcher stets ein willenloses Werkzeug in der Hand des Criminalrichters war; dieser letztere adjungirte sich, für den Prozeß gegen de la Barre, als dritten Beisitzer einen zu Abbeville lebenden, nur den Titel eines Prokurator führenden Mann von zweideutigem Rufe. Brontelle, so hieß dieser Titularassessor, war Anfangs Wein-, dann Schweinehändler gewesen, und war gerade zu jener Zeit eines betrügerischen Bankerotts angeklagt. Man begreift, wie begierig dieser Mensch die Gelegenheit ergriff, sich der für die Entscheidung seines Schicksals so hochwichtigen Gunst eines der hohen Criminalbeamten zu versichern.

(Fortsetzung folgt.)

Mit einer Rose.

Wenn Perlen auf der Rose stehn,
Und Thränen glühn im Blick der Liebe; —
Kann man in schön'rem Spiegel sehn
Das reinste Bild der reinsten Triebe?

Die Rose hab' ich dir gepflückt,
Und eine Thräne drauf geweinet;
Hab' mit dem Himmelsthau entzückt
Des Herzens Freudenthau vereinet.

O Liebeslust! o Liebesschmerz!
Mein Blick erzittert in dem deinen;
Komm, birg die Rose an dein Herz
Und laß in deinem Arm mich weinen.

Johannes von Gumpach.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hannover, Juni.

(Schluß.)

Literatur. — Theater. — Oper.

Unsere Buchhandlungen fahren fort, thätig zu verlegen. Hahn druckt an einer Gesammtausgabe der Gedichte von Karl Simrock, an einem Roman „Hölty" von Friedrich Voigts, an dem Roman „Paul" von A. v. Sternberg, wovon das

Morgenblatt die ersten Proben brachte, bereitet außerdem die Erscheinung eines neuen (fünften) Romans der Baronin von Bissing vor und setzt seine zahlreichen andern Unternehmungen fort. Helwing rastet, seit es mit der hannoverschen publicistischen Literatur aus ist. Kius hat den zweiten Band des fleißigen Mühlenpfordtschen Buches über Mexico, eine gut geschriebene Monographie über Schlözer von A. Bock, und den ersten Band von Th. Mügge's skandinavischer Reise gebracht, der sich mit den politischen Institutionen Schwedens und Norwegens beschäftigt, folglich recht à propos kommt. Hermann Detmolds kleine Broschüre: „Randzeichnungen," in welcher vielseitig mit großem Unrecht eine in lokale Beziehungen begrenzte Persiflage auf einen hiesigen Künstlerclub erkannt wurde, hat so lange gelebt, wie es einem anspruchslosen Scherz zukommt, und ist nun längst vergessen. Herr Loßsohn aus Leipzig weilt seit einigen Wochen unter uns und will hier in ungestörter Einsamkeit einen dreibändigen Roman: „Wallensteins erste Liebe," vollenden. Hr. v. Cornberg, der als Freiherr und hannoverscher Stabsoffizier radikale Gedichte für den Telegraphen schreibt, wird eine Sammlung dieser seiner Verse erscheinen lassen, der stadthannoverschen Literatur und was dieselbe in immer zunehmender Menge produzirt, nicht zu gedenken.

Die Bühne ist artistisch in ganz gutem, finanziell in sehr bedenklichem Zustande — eine natürliche Folge. Und wäre die Manie des hiesigen Publikums noch größer als sie ist, sie würde doch der Theaterkasse nicht so viel Geld zuschleppen, als diese braucht, um so enorme Gagen zu zahlen, wie z. B. Döring, die Löwe u. A. im Schauspiel, der Tenor und die Primadonna in der Oper beziehen. Ich will nicht sagen, daß die Gehalte zu hoch sind, weil nun einmal die Schauspieler das Vorrecht in Anspruch genommen haben, viel Geld unter die Leute zu bringen, und wenn man ihnen vergleichsweise die Volksschullehrer- oder auch nur die Ministergagen vorhält, die historische Antwort zur Hand haben: so laßt eure Schullehrer und Minister Komödie spielen! Aber die Gehalte sind für die hiesigen Verhältnisse zu hoch; deßhalb legt der König zu. Sie sind aber auch für die königliche Zulage zu hoch, und deßhalb ist das Theaterbudget in Verlegenheit und die Intendanten haben, gut konstitutionell gesinnt, ihre Dimission verlangt, aber noch nicht erhalten. Die Antwort des Königs soll gewesen seyn: man sehe, wie man fertig wird, und diesen Bescheid wollen wir uns aneignen, da wir doch einmal nicht anders helfen können. Döring ist nach dreimonatlicher Abwesenheit von Berlin zurückgekehrt, und hat vor seiner Abreise schon wieder auf ein dreimonatliches Gastspiel im nächsten Frühjahr dort kontrahirt, wozu ihm, außer den zwei Sommermonaten Juli und August, der Urlaub im Voraus hier bewilligt war und ferner ist. Es soll dieß der einzige Ausweg gewesen seyn, um Döring, der absolut ganz nach Berlin wollte, zu befriedigen, aber ich gestehe, daß ich den Ausweg nichts weniger als befriedigend für das hiesige Publikum und die hiesige Bühne finde. Döring ist der beste hiesige Schauspieler, und die ganze Richtung des Repertoires nimmt, wie es ganz natürlich ist, vorzüglich auf ihn und sein Talent Rücksicht. Nun wird er aber alljährlich aus diesem Repertoire auf lange drei Monate, wie das nothwendige Glied aus der Kette, herausgerissen und das Schauspiel liegt dann brach. Einen Substituten, der einen Schauspieler wie Döring auch nur einigermaßen ersetzte, kann man nicht halten, und was sollte man mit ihm während Dörings Anwesenheit thun? Ich glaube, wenn man Döring seinen kontraktlichen Urlaub von zwei Monaten auf drei Monate im Ganzen verlängert hätte, er hätte zufrieden seyn können und müssen. Aber 5000 Thlr. Gehalt, lebenslängliche Anstellung, Pension und fünf Monate Urlaub dazu, das ist doch zu viel, wenn wir auch noch so bereitwillig zugeben müssen, daß wir unsere Minister nicht zum Komödienspielen gebrauchen können, wenigstens gewiß nicht auf den Brettern, die die Welt nur bedeuten. Döring hat kürzlich als neue Rolle den Tartuffe gespielt, der Vielen nicht modest genug vorgekommen ist. Darüber läßt sich streiten; es kommt dabei auf die Frage an, ob man bei der Darstellung des Molièreschen Stücks (dessen Pointen das Publikum hier unbegreiflich gleichgültig vorübergehen ließ) in seine Zeit zurückgehen oder es der heutigen Zeit möglichst anpassen soll. Neben Döring gefällt die Schauspielerin Lilla Löwe, seit zwei, drei Monaten engagirt, am meisten, und Beide bewirken, daß das Schauspiel bei weitem die Oberhand über die Oper behauptet. Diese, die Oper nämlich, ist fad, nüchtern und uninteressant. Zum Theil liegt die Schuld nicht an ihr, Donizetti, der fade Welsche, hat einmal selbst in Deutschland die Herrschaft, weil Deutschland keinen Componisten hat, der sie ihm streitig machen könnte. Neues soll und muß da seyn, faute de mieux greift man also zu Donizetti, der den Geschmack nun schon so verflacht und verdorben hat, daß ausdauernder Muth und Thätigkeit dazu gehören, um den Kampf mit ihm erfolgreich zu bestehen. Marschner wird nächstens eine neue tragische Oper vollendet haben; ich bin im Voraus überzeugt, daß in einer einzigen Nummer derselben mehr Kern, mehr Kunst und mehr Ernst steckt, als in dem ganzen Donizetti; — aber was vermag dem großen Haufen gegenüber ein einziges, ernstes und deßhalb mehr Ernst der Betrachtung und Auffassung erforderndes Werk gegen diese Schaaren von Blüetten, die sich nicht schämen, ganz und gar sich in die Gebote der Mode zu fügen und den ewigen Gesetzen der Schönheit und Kunst Hohn zu sprechen! Dabei sind sie doch auch nur auf Täuschung berechnet, sie kommen nur unter andern Namen, neu sind sie nicht — worin unterschiede sich die zehnte, zwölfte und dreizehnte Oper Donizetti's von der ersten, zweiten und dritten? Aber das Publikum nimmt sie für neu hin, eben weil sie sich im Aeußern den Schein der Neuheit anlügen. Ich gebe zu, daß es nicht einladend ist, mit solchen Gegnern auf einen Kampf einzugehen. Aber wir wissen doch Alle, daß den deutschen Opernkomponisten die Erfolge Bellini's, Donizetti's und Consorten auf der deutschen Bühne nicht gleichgültig sind, daß sie, die deutschen Componisten, die schädliche Wirkung dieser Erfolge eben so wohl einsehen und selbst noch mehr empfinden wie wir, und daß sie deßhalb sich nicht weigern können noch dürfen, ihre Fähigkeiten aufzubieten, um die Eindringlinge nicht allzu tief wurzeln zu lassen, mögen sie das dann einen Kampf oder beliebig anders nennen. Außer diesem Mangel an Opern ist auch der allgemeine Mangel an Opernsten Schuld am mangelhaften Zustande, den unser Institut mit vielen Deutschlands theilt. Es hat eine Sängerin mit Stimme und Bildung, aber ohne alles dramatische Talent, einen Tenor mit guter Bildung, ziemlicher Stimme, aber ohne Bühnengewandtheit, einen zweiten Tenor mit sehr hübscher Stimme und ohne alles Talent, eine weniger als mittelmäßige Soubrette, gar keinen Bassisten und einen vortrefflichen Baritonisten; ich würde mir allenfalls einwenden lassen unus sed leo — aber das hilft nichts in einem Falle, wo gerade das Ensemble Alles thun muß.

Beilagen:
Intelligenzblatt Nr. 25 und Monatsregister Juni.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenz-Blatt. Nro. 25.

Sonnabend, 29. Juni 1844.

[285] Am 1. Juli beginnt das zweite Semester des achtunddreißigsten Jahrgangs vom

Morgenblatt

für gebildete Leser

mit Kunst- und Literaturblatt.

Redigirt von Dr. H. Hauff.

Preis des Jahrgangs mit Kunst- und Literaturblatt (wöchentlich 6 Bogen) 20 fl. oder 11 Rthlr. 8 gGr., halbjährlich 10 fl. oder 5 Rthlr. 16 gGr.

In das Abonnement kann jederzeit eingetreten werden.

Das Morgenblatt, dessen Redaktion fortwährend bemüht ist, den schon so lange begründeten Ruf dieser Zeitschrift zu erhalten, hat im Laufe der verflossenen Monate dieses Jahrs, neben vielen kleinern literarischen und wissenschaftlichen Arbeiten folgende Artikel gegeben:

Gedichte

von: Lenau, Schwab, v. Stolterforth, Freiligrath, Pfizer, J. Kerner, Simrock, Menzel u. A.

Erzählungen.

Der Balsam von Mecca. Von A. v. Sternberg. — Geschichten aus den Bergen. Von J. F. Leutner. — Bürger's Lenore. — Paul. Von A. v. Sternberg. — Der Diebsdaumen. — Der alte Hammelmann. Von W. v. Chézy. — Die Claviermamsell. — Ein Vertrag. Von Ernst Willkomm. — Die Heimath. Von Louise v. G.

Naturwissenschaftliches.

Neuestes aus dem Gebiete der Naturwissenschaft. — Die Macht der Töne. — Neueres vom Gebiete der Geologie.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Die dramatische Poesie der Chinesen. — Ueber die Vernachlässigung des Studiums der Antike in der modernen Kunst. — Aus Edinburg. — Die Triumphzüge der Virtuosen. — Reisen in den schottischen Hochlanden. — Ueber das französische Theater. — Die Höhen ausgezeichneter Bauwerke. — Novalis und Schiller. — Skizzen aus dem häuslichen Leben der Engländer. Von J. G. Kohl. — Briefe über die neuere poetische Literatur. Von A. v. Sternberg. — Ueber das Sklavenwesen des Alterthums in Vergleichung mit dem modernen. — Karl Johann, König von Schweden. — Londoner Puffpoeten. — Ueber die Verhältnisse und Zustände der antiken Frauen. — Der gestiefelte Kater. — Rede am Schillersfeste zu Stuttgart, den 9. Mai 1844. Von A. Schott. — Ein Winter in Berlin. — Erinnerungen an Verona. Von F. L. Bührlen. — Beitrag zur Physiognomik. — Aus den Pyrenäen. Aus dem Reisetagebuch eines Deutschen. — Götz von Berlichingen vor Gericht. — Sanct Lavatus und die Physiognomen. Aus den Erinnerungen eines ehemaligen deutschen Reichsfürsten von F. G. Kühne. — Ueber Goethes Wahlverwandtschaften. Von F. Müller.

Fortlaufende Berichte über Literatur, Kunst, Volks- und Gesellschaftsleben aus: Basel, Berlin, Bern, Chambéry, Dresden, Edinburg, Frankfurt, Genf, Hamburg, Kassel, Köln, Leipzig, London, Lyon, Mainz, München, Nürnberg, Oldenburg, Paris, St. Petersburg, Prag, aus Mittel- und Oberschlesien, Stuttgart, von der Wertach, Wien, Zürich.

Räthsel und Charaden.

Das Kunstblatt,

redigirt von Dr. Grüneisen unter Mitwirkung von Dr. E. Förster in München und Dr. Fr. Kugler in Berlin,

brachte außer vielen selbstständigen Aufsätzen der Redaktion und namhafter Mitarbeiter (Geschichte der Malerei und Baukunst des Mittelalters, Medaillenkunde der Gegenwart, Cornelius, Düsseldorfer Schule u. A. m.) — Beurtheilungen neu erschienener Kunstwerke und artistischer Schriften, Berichte über Kunstausstellungen und Verkäufe von Kunstgegenständen aus den bedeutendsten Städten, fortlaufende Notizen aus dem ganzen Gebiete der Kunst, über neue Bauten und Kunstunternehmungen aller Art, archäologische Entdeckungen, Versteigerungen, Preisbewerbungen; Biographien verstorbener Künstler, Personalveränderungen. Außerdem als artistische Beilagen: 1) Denkmal Friedrichs des Großen in Berlin. 2) Aus der Zerstörung Jerusalems von W. Kaulbach.

Das Literaturblatt,

redigirt von Dr. Menzel,

hat in derselben Periode über hundert neue Schriften aus den verschiedensten Fächern angezeigt und beurtheilt, und zwar: Theologie 2 — Rechtswissenschaft 10 — Mythologie 1 — Dichtkunst 17 — Romane und Novellen 20 —

Biographien 7 — Kunstgeschichte 9 — Pädagogik 3 — Philosophie und Geschichte 15 — Aesthetik 1 — Astronomie und Physik 3 — Heilkunde 1 — Politik 3 — Naturkunde 4 — Mechanik 1 — Länder- und Völkerkunde 9 — Reisebeschreibungen 5 — Kriegswissenschaft 1 — Jugendschriften 2 — Vermischte Schriften 15.

Sämmtliche resp. Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen auf diese Zeitschrift an. Erstere liefern sie täglich, letztere von 8 zu 8 Tagen, oder, je nach dem Wunsche der Abonnenten, auch in monatlichen Heften.

Das Kunstblatt einzeln kostet 6 fl. oder 3 Rthlr. 8 gGr.
„ Literaturblatt „ „ 6 fl. oder 3 Rthlr. 8 gGr.

Stuttgart und Tübingen, Juni 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[282] Am 1. Juli beginnt das zweite Semester des siebenzehnten Jahrgangs von:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Preis des Jahrgangs mit artistischen Beilagen 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gGr.

Bereits seit siebenzehn Jahren erscheint diese Zeitschrift und rechtfertigt durch den fortwährenden Beifall, welchen sie findet, die Anordnung und die Idee, welche dem Blatte zu Grunde liegt. Ein Hauptzweck derselben ist, die Fortschritte der Länder- und Völkerkunde in möglichster Kürze dem Publikum mitzutheilen, Schilderungen fremder Länder und Völker zu geben, und namentlich den Einfluß zu verfolgen, welchen Europa auf alle übrigen Theile der Welt in immer steigendem Maaße ausübt, da europäischer Unternehmungsgeist und europäische Bildung allenthalben sich Bahn brechen. Dieß schließt jedoch nicht aus, auch die wichtigsten Erscheinungen des europäischen Lebens selbst zu schildern, jedoch mit aller Unparteilichkeit, welche von einer Zeitschrift gefordert werden kann, welche die Tagespolitik von ihrem Gebiete gänzlich ausschließt. Dieser Charakter hat sich während ihres langen Bestandes Leser unter allen Parteien gesichert, da jeder, wenn auch nicht seine Meinung, doch eine gerechte Würdigung derselben zu finden gewiß seyn darf. Zur Ausführung des Hauptzweckes der Zeitung, Mittheilung des Neuesten und Wissenswürdigsten aus dem Gebiet der Länder- und Völkerkunde sind von jeher, wie ein flüchtiger Blick in das Blatt zeigen wird, weder Kosten noch Mühe gespart worden.

Sämmtliche resp. Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen auf diese Zeitschrift an. Erstere liefern sie täglich, letztere von acht zu acht Tagen oder je nach dem Wunsche der Abonnenten, auch in monatlichen Heften.

Stuttgart und Tübingen, Juni 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[289] Bei W. Thome in Berlin ist erschienen:

Cyclus dramatischer Charaktere,

nebst einer Abhandlung über das Wesen dramatischer Charaktergestaltung,

von

Dr. Heinrich Theodor Rötscher.

XVI und 339 Seiten. gr. 8. Geh. 1 Thlr. 26⅔ Sgr.

---

[261] In meinem Verlage erschien so eben und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Veronika.

Eine Zeitgeschichte

von

H. Koenig.

Zwei Theile.

Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Dieser Roman bildet das zweite und dritte Bändchen einer Sammlung, die unter dem Titel „Deutsches Leben in deutschen Novellen" von H. Koenig in meinem Verlage erscheint; das erste Bändchen derselben: „Regina. Eine Herzensgeschichte", erschien 1842 und kostet 1 Thlr. 6 Ngr.

Leipzig, im Mai 1844.

F. A. Brockhaus.

---

[281] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Correspondenzblatt

des

königl. württemb. landwirthschaftl. Vereins.

Neue Folge. Band XXV. Jahrgang 1844.

Erster Band. Erstes Heft.

gr. 8. Preis des Jahrgangs von 6 Heften 3 fl. od. 2 Rthlr.

Inhalt:

I. Aufsätze und Abhandlungen. 1) Die Ernährung der Pflanzen nach Liebigs organischer Chemie in Bezug auf Agrikultur. 2) Ueber die Wirkung des Guano und die Krankheiten der Kartoffeln. 5) Ueber Wiesenbewässerung.

II. Mittheilungen der Centralstelle aus ihrem unmittelbaren Wirkungskreise. Auszüge aus

den Protokollen der Centralstelle. Verhandlungen der Bezirksvereine. a) Landwirthschaftlicher Bezirksverein Reutlingen. b) Landwirthschaftlicher Bezirksverein Kirchheim. c) Landwirthschaftlicher Bezirksverein Calw. d) Landwirthschaftlicher Bezirksverein Besigheim. Zusammenstellung der bei dem landwirthschaftlichen Bezirksverein Ellwangen eingekommenen Jahresberichte v. J. 1842. — Verfügung des Ministeriums des Innern vom 22. Dec. 1843, betreffend die Aufnahme-Prüfungen der Forstzöglinge in die Lehranstalt zu Hohenheim. — Hohenheim. Verzeichniß der Vorlesungen bei dem land- und forstwirthschaftlichen Institute für das Sommerhalbjahr 1844. — Patentertheilung.

III. **Beiträge zur Vaterlandskunde.** 1) Ueber das Bedürfniß der Bewässerung und Entwässerung der Wiesengründe im Oberamtsbezirk Riedlingen. 2) Bemerkungen zu dem Aufsatz über den landwirthschaftlichen Betrieb auf der Alp, besonders der Zwiefalter Alp, und ihre materiellen Interessen.

IV. **Auszüge und Notizen.** 1) Ueber die Düngerarten und ihren verhältnißmäßigen Werth. Von Boussingault und Payen. 2) Der Mais. 3) Jeffery's Leim.

V. **Literatur.** 1) Rapport sur la deuxième Session du Congrès des Vignerons français, réuni à Bordeaux, en Septembre 1845, par M. Guillori aîné, Prés. de la Soc. indust. d'Angers. 2) Die Erziehung der Obstbäume und ihre Behandlung bis ins hohe Alter. Mit einer Werthschätzungstabelle über die vorzüglichsten Obstsorten und einer Tabelle über die Verwandtschaften der Bäume zur Veredlung. Nach 27jährigen Erfahrungen verfaßt und herausgegeben von W. Walter, vens. Institutsgärtner von Hohenheim. 3) Der württembergische Flachsbau, wie er ist und wie er seyn könnte und sollte. Offenes Sendschreiben an seine lieben Freunde, die Flachsbauern, von F. S. Kurz.

Meteorologische Tabellen aus Stuttgart 1844.

Stuttgart und Tübingen, Juni 1844.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[290] **A. Thiers.**

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Napoleon Geschichte des Consulats und des Kaiserreichs. Von A. Thiers. Uebersetzt und mit einer Einleitung, „die Geschichte Napoleons bis zum Consulat" von C. T. Hynt.

1ste und 2te Lieferung (welche auf schönes Velinpapier elegant gedruckt, so viel wie 15 gewöhnliche Octavbogen enthalten) à 3 gGr. oder 13½ kr.

Der rühmlichst bekannte Verfasser übergibt hiermit der Welt ein Werk, welchem längst mit der größten Erwartung entgegengesehen wird, ein Werk, wo von Neuem der Geist des berühmten Staatsmannes glänzen wird. — Das Ganze wird 4 Bände umfassen.

Leipzig.

Ernst Schäfer.

---

[288] Bei Ludwig Schumann in Leipzig ist erschienen:

Elementarbuch

der lateinischen Sprache

nach Seidenstickers Methode bearbeitet von Dr. Gustav Mühmann. II. Abthl. geh. Preis ½ Thlr.

Wenn sich diese Abtheilung eines Theils durch eine neue, instruktive Theorie der Formen des Präteritums empfehlen wir so bildet sie andern Theils durch den Anfang eine erwünschte Zugabe zu jedem andern latein. Elementarwerke. Zur Lektüre enthält sie: Eutrop I—VII. 15, und Stücke aus Nepos und Caesar nebst Wörterverzeichniß.

Jahrbuch

der

Pharmakodynamik für 1844

von Dr. Joseph Buchner, geh. Preis 1 Thlr.

Noack u. Trinks

Handbuch der homöopathischen

Arzneimittellehre

nach den gesammten ältern und bis auf die neueste Zeit herab genau revidirten Quellen der Pharmakodynamik und Therapie dem gegenwärtigen Standpunkte der Homöopathie gemäss bearbeitet von Med. Rath Dr. C. F. Trinks. II. Bd. 1., des ganzen Werks 7. Heft. Preis ¾ Thlr.

Die Fortsetzung wird bald und regelmässiger als früher folgen.

Neues Archiv

für

die homöopathische Heilkunst,

herausgegeben von Med. Rath Dr. E. Stapf und Dr. Gust. Wilh. Gross. I. Bd. 2. Heft. Preis 1 Thlr.

---

[277] In der **Liter.-artistischen Anstalt** in **München** sind folgende

REISEKARTEN

erschienen, welche, sämmtlich auf *Leinen gezogen und mit Futteral* versehen, durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu den beigesetzten Preisen zu beziehen sind:

Reisekarte von Frankreich. 1 Rthlr. 8 gGr. oder 2 fl. 24 kr.

dto. durch **Bayern, Württemberg, Baden, Hessen** und die angränzenden Länder von G. Mayr. Mit 26 Ansichten der bedeutendsten Städte dieser Länder. 1 Rthlr. 4 gGr. oder 2 fl.

dto. von München in das **Bayerische** und **Salzburgische Hochgebirge** in 2 Blättern. 1 Rthlr. 12 gGr. oder 2 fl. 24 kr.

dto. (neue) von **Italien** und den angränzenden Ländern, in 2 Blättern, von denen das nördliche die ganze Länge von **München** bis **Rom** (einschliesslich), das südliche diejenige von **Rom** bis einschliesslich **Sicilien** und den westlichen Theil von **Griechenland** umfasst. 2 Rthlr. 8 gGr. oder 4 fl.

Nördliches Blatt allein. 1 Rthlr. 12 gGr. oder 2 fl. 42 kr.

Südliches Blatt allein. 1 Rthlr. 4 gGr. od. 2 fl.

dto. von **Italien** nebst den nördlichen angränzenden Ländern. 1 Rthlr. 4 gGr. oder 2 fl.

dto. der **Schweiz.** 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr.

dto. von **Tyrol** mit dem **Südbayerischen** und dem **Salzburger Hochgebirge** von Roost. 1 Rthlr. 16 gGr. oder 3 fl.

dto. (kleinere) von **Tyrol** von G. Mayr. 1 Rthlr. 12 gGr. oder 2 fl. 30 kr.

dto. der Provinz **Oberbayern** mit der Umgebung. 1 Rthlr. 9 gGr. oder 2 fl. 12 kr.

Dieselben Karten sind auch unaufgezogen zu verhältnissmässig niedrigen Preisen zu beziehen.

Digitized by Google

Paris.

[286] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Paris
im Frühjahr 1843.
Berichte und Schilderungen
von
Ludwig Rellstab.
3 Theile. 8. broch. 4⅚ Thlr.

Dieß mit Lebendigkeit und Frische geschriebene Werk wird ebensowohl ein nützliches Handbuch für die seyn, welche Paris mit seiner Masse von Interessantem zum erstenmale besuchen, — als für die Leser, welche Paris schon kennen und mit den vom Autor gegebenen Berichten und Schilderungen interessanten Stoff zu Vergleichungen erhalten.

---

[247] Im Verlage der Unterzeichneten ist so eben erschienen und in allen Sortiments-Buchhandlungen zu haben:

Beiträge
zur
österreichischen
Handels- und Zollstatistik
auf Grundlage
der
officiellen Ausweise über den Verkehr der österreichischen Monarchie mit dem Auslande
vom Jahre 1831 bis 1842.
Von
Siegfried Becher,
Dr. der Rechte und politischen Wissenschaften, g. a. Professor der Geschichte und Geographie am k. k. polytech. Institute, mehrerer gelehrten Gesellschaften und Vereine Mitglied.

Erste Abtheilung.

Dedicirt Sr. k. k. Hoheit dem kaiserlichen Prinzen und Herrn Erzherzog von Oesterreich Stephan Franz Victor.

Gr. 8. broschirt. 27 Bogen. Preis 3 fl. rhein. oder 1 Rthlr. 18 gr. Pr. Cour.

Inhalt.

Erster Abschnitt. Allgemeine Uebersicht des Verkehrs und der Zollerträgnisse. I. 1–7 Größe des Verkehrs und des Zolleinkommens vom Jahr 1831 bis 1840. II. 8–10. Verbote und hohe Zölle. III. Hauptkaterorien des Verkehrs und Zolleinkommens. 11. Südfrüchte und Obst. 12. Tabak. 13. Kochsalz und andere Salze. 14. Oele zum Genusse und technischen Gebrauche. 15. Gummen, Harze und dergl. Oele. 16–18. Farben und Farbestoffe. 19. Gemischte Produkte. 20. Garne. 21. Rohe Stoffe. 22, 25. Baumwolle. 24. Flachs und Hanf. 25. Felle und Häute. 26. Wachs. 27. 28. Seide. 29. Haare, Borsten, Federn. 30–34. Verschiedene andere Rohstoffe. 35–48. Fabrikate. 49. Unedle Metalle. 50. Edelsteine und edle Metalle. 51. Mineralien und Erden. 52. Färbe-Materialien. 53. Arznei und Parfümerie-Waaren. IV. 54–61. Tarifsbestimmungen mit Rücksicht auf die ältere Zeit. 62. Uebersicht des Procenten-Verhältnisses der Hauptkategorien nach dem Waarenwerthe und dem Zollertrage in den Jahren 1831 bis 1840. V. Hauptübersicht des Verkehrs und Zollertrags in den Jahren 1831 bis 1841. A. Hauptübersicht der Waaren-Ein- und Ausfuhr im Verkehre mit dem Auslande während der Jahre 1831 bis 1840. B. Vergleichende Uebersicht in den einzelnen Jahren. C. Der Verkehr von Ungarn und Siebenbürgen mit den andern in dem Zollverbande befindlichen österreichischen Provinzen vom J. 1831 bis 1840. D. Uebersicht des Zollertrages vom Jahr 1840 im Verkehr mit Ungarn und Siebenbürgen. E. Verkehr von Ungarn und Siebenbürgen im Jahr 1841. F. Uebersicht des Verkehrs der im Zollverbande befindlichen Länder der Monarchie mit dem Auslande vom Jahr 1841. G. Uebersicht der Ein- und Ausfuhr nach Hauptkategorien im J. 1841. H. Uebersicht des Verkehrs nach den einzelnen Provinzen der Monarchie im Jahr 1841.

Zweiter Abschnitt. Landwirthschaftliche und Natur-Erzeugnisse. I. Schlachtvieh. II. Feldfrüchte. III. Einheimische Gewürze. IV. Samen, Gemüse und Stroh. V. Wein. VI. Fische, Schal- und sonstige Wasserthiere. VII. Geflügel und Wildpret. VIII. Thierische Produkte zum Genusse. IX. Kaffee. X. Zucker. XI. Thee, Cacao. XII. Gewürze. XIII. Südfrüchte.

Dritter Abschnitt. Industrie-Gegenstände. I. Flachs, Hanf, Werg und derlei Garne. II. Schafwolle und derlei Garne. III. Baumwolle und derlei Garne. IV. Felle, Häute und daraus gefertigte Waaren. — Felle und Häute. — Leder. — Kürschner-, Handschuhmacher-, Schuhmacher- und Riemer-Arbeiten. V. Borsten, Haare, Federn, Horn, Knochen und Klauen. VI. Oele, Fette und Harze. VII. Chemische Produkte. VIII. Farben und Farbestoffe. IX. Mineralien und Erden. X. Holz.

Stuttgart, im Mai 1844.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[287] In unterzeichnetem Verlage sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte
von
Deinhardstein.
gr. 8. geh. 1½ Rthlr., geb. in Sarsenet 1⅔ Rthlr.

Der als Dramatiker beliebte Verfasser bietet hier die schönsten und anmuthigsten Produkte seiner gemüthvollen, aus immer ächt dichterischem Drange entspringenden Lyrik allen Freunden und Freundinnen der Poesie dar.

Alexander Duncker in Berlin.

---

[239] In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und durch alle Sortimentsbuchhandlungen zu beziehen:

De
Graeciae Primordiis.
Aetates quatuor.
Scripsit
Carl Fr. Dorfmüller,
Gymnasii Regii Augustanii augustanae confessioni addicti Professor.
gr. 8. Preis 54 kr. oder 12 gGr.

Neueste Dichtungen
von
J. H. v. Wessenberg
oder
sämmtliche Dichtungen
6ter Band.
12. broch. Preis 1 fl. oder 16 gGr.
Stuttgart und Tübingen, Mai 1844.
J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

SEB. SIMMEL
MÜNCHEN
Digitized by Google